System der Natur,

oder

von den Gesetzen der Physischen und Moralischen Welt.

Aus dem Französischen

des Herrn von Mirabaud.

Naturae rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes ejus, ac non totam complectatur animo.

Plin. H. N. VII.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig,
1783.

Vorbericht des Uebersetzers.

Wenn Bücher nur nach dem Maaße der in ihnen aufgestellten gemeinnützigen Wahrheit, oder eines sie auszeichnenden, unbefangenen, geräuschlosen Forschungsgeistes beurtheilet würden; so hätte das vorliegende Werk, dessen Original, gleich so manchen ähnlichen litterarischen Meteoren des Jahrhunderts, bey seinem Erscheinen eine gewisse Art von Aufsehen gemacht hat, mehr als irgend ein anderes verdient, der Vergessenheit übergeben, und mit der Verachtung jedes Wohldenkenden gebrandmarket zu werden. Wie indessen, in der physischen Welt, Mißgeburthen, unsere Aufmerksamkeit oft mehr reizen und an sich ziehen, als die schöngebautesten und regelmäßigsten Körper; so gehet es, nur zu oft, auch in der Bücherwelt. Eine Schrift macht gemeini-

glich um so mehr Eindruck, wird um so mehr hervorgezogen, um so begieriger durchblättert, je weiter sie sich von den allgemein anerkannten Gränzen nützlicher Forschung entfernt, je geflissentlicher sie gegen die ausgemachtesten Wahrheiten anstößt, und je dreister, zuversichtlicher und unbesonnener ihr Verfasser bey dem allen zu Werke geht. Freylich ist diese Schätzungsart vorzüglich nur jener Gattung seichter Köpfe eigen, welchen es bey ihrem Lesen, nicht um Wahrheit und Aufklärung, sondern nur um Zerstreuung und Tödtung ihrer Zeit, oder vielmehr Langenweile zu thun ist. Allein, unter gewissen Umständen, kann doch auch der ernstere Denker bisweilen Bücher dieser Art — über welche er, in Betracht der aufgestellten Resultate zürnen würde, wenn ein Philosoph über irgend etwas in dieser sublunarischen Welt zürnen dürfte — seiner Aufmerksamkeit in andern Rücksichten nicht ganz unwürdig finden. Nicht der Inhalt der Schrift, sondern der Geist ihres Verfassers ist ihm merkwürdig. Er siehet in dem sonderbaren Gange und Wendungen desselben, als in einem Spiegel, den Einfluß vorgefaßter Meynungen,

und

und einseitiger Gesichtspunkte; spühret den seltsam verschlungenen Abirrungen nach, in welchen sich der menschliche Verstand verliehrt, wenn er einmal den leitenden Schimmer durch inneres Gefühl erprobter Wahrheit hinter sich zurück läßt; staunt über die Mischung von Licht und Finsterniß, die sich wechselnd in demselben Kopfe durchkreuzt; und freut sich, unter einem unfruchtbaren Schutte sinnloser Behauptungen, hie und da ein vernachläßigtes Keimchen nützlicher Wahrnehmungen aufzufinden. Ist das Werk noch überdieß etwa auf gewisse Weise für den Geist des Zeitalters, der es ausbrütete, charakteristisch, dann wird sich, dünkt mich, der Philosoph eben so wenig Bedenken machen, ihm in seiner Büchersammlung einen Platz zu vergönnen, als der Geschichtschreiber ansteht, ungeräumte, aber für die Beurtheilung der Zeiten entscheidende Begebenheiten, oder Meynungen, durch seine Erzählung aufzubewahren.

Und dieß, denke ich, dürfte denn wohl ohngefähr der Fall des berüchtigten Systems der Natur seyn, welches unter dem Namen des Herrn von Mirabaud vor einigen Jahren erschienen, und wenn nicht von Helvetius selbst,

doch wenigstens nach den Grundsätzen dieses sonderbaren französischen — ich weiß nicht, soll ich sagen Weltweisen, oder Naturfreundes, gearbeitet ist. Im allgemeinen betrachtet, unterscheidet sich dieses Werk von ähnlichen Schriften, welchen es an Schärfe und Bündigkeit des Raisonnements eben so sehr nachstehet, als es sich durch eine gewisse blendende Schreibart und Dreistigkeit der Deklamazion hinter sich zurückläßt, besonders dadurch, daß es nicht, gleich jenen, spöttelnde, mehr oder minder versteckte Ausfälle gegen einzelne Religions-Lehren enthält, sondern, seiner Bestimmung nach, die offenherzigste und unverhüllteste Darlegung eines eben so ungeräumten als trostlosen Systems aufstellen soll. Ich sage mit Fleiß, aufstellen soll. Denn, da dieser Schriftsteller alle Dinge auf die **Energie der Natur** zurückführt, und, mehr als einmal, mit diesem Worte Begriffe zu verbinden scheint, welche andre Menschen bey dem Worte **Gott** denken; so könnte man, nach der Bemerkung eines bekannten Englischen Philosophen, (*) aus

(*) Hr. Jos. Priestley, in seinen Briefen an einen philosophischen Zweifler, S. 199. der deutschen Uebersetzung, die überhaupt über dieses Werk nachgelesen zu werden verdienen.

aus einigen Stellen seines Werkes nicht ohne Grund schliessen, daß der Verfasser nicht wirklich, sondern nur dem Namen nach, als ein Gottesläugner zu betrachten sey. Doch das ist nicht der einzige Contrast, durch welchen sich dieses sonderbare Werk auszeichnet. Auch bey der flüchtigsten Durchblätterung dieser Bogen, muß es auffallen, durch alle das sinnlose Geschwätz, welches bestimmt ist, die dem Menschen theuersten Ueberzeugungen zu untergraben, und über den Haufen zu werfen, eine ungeheuchelte Achtung für die Vorschriften der Moral, und den lebhaftesten Eifer für das Wohl der Gesellschaft hervorleuchten zu sehen. In der That ist die Wärme dieser Aeußerungen zu unverstellt, und zu gleichförmig, als daß diese bloß für einen täuschenden Firniß gehalten werden könnten, mit welchem der Verfasser das Widrige und Zurückschreckende seines Systems zu überziehen bemüht gewesen wäre. Und je mehr ich den Einfluß erwäge, welchen die politischen Gesinnungen des Verfassers auf den ganzen Zusammenhang seiner Behauptungen zu äußern scheinen, um so wahrscheinlicher wird mir die Muthmaßung, daß vielleicht

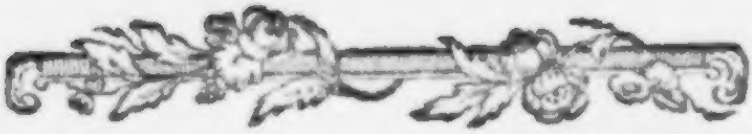
leicht eben dieser Eifer für die Rechte der Menschheit ein Theil der Anlässe gewesen ist, welche diesen wunderbaren Kopf zu der Entwerfung und Bekanntmachung seines trostlosen Systems vermocht haben. Allerdings eine sonderbare, aber unter gewissen Voraussetzungen doch immer nicht unbegreifliche Geisteswendung. Man denke sich einen Menschen von feuriger, aufbrausender Einbildungskraft (und als einen solchen zeigt den Verfasser seine Schreibart, und der ganze Ton seiner Behauptungen) dessen Ideen durch den Anblick der Leiden und Unterdrückungen, unter welchen kirchliche und politische Knechtschaft die Menschheit seufzen läßt, in eine Art von Gährung gerathen sind, der von Religion, deren segensvolle Wirkungen er nie aus Erfahrung gekannt, keinen andern Begriff hat, als welchen herrschsüchtige und fanatische Verfolger davon aufgestellt haben, der diese Religion immer mit dem Despotismus Hand in Hand gehen sieht, vielleicht selbst von ihrem Drucke gelitten hat, man denke sich einen solchen, zu nichts weniger als zu nüchterner Forschung aufgelegten Menschen, in dem Zeitalter, und vielleicht in den Zirkeln französischer

scher Mode-Philosophie aufgewachsen; und man wird sich minder wundern, wenn unter dergleichen Umständen, ein Werk zum Vorschein kömmt, in welchem Sinn und Unsinn, Wahres und Falsches, Licht und Schatten in dem buntesten Gemenge unter einander geworfen ist.

In gewisser Rücksicht könnte man diese Schrift den Triumph der Metaphysik nennen: denn nie hat wohl die genannte Wissenschaft ihre Vernachläßigung an irgend jemanden sichtbarer gerächet, als an diesem Verfasser. — Wenn die obige Muthmaßung gegründet ist, so lagen ohngefähr die gleichen Erscheinungen, auf deren Veranlassung der Französische Schriftsteller sein unsinniges Gewebe zusammen gesponnen hat, dem deutschen Philosophen vor Augen, der in dem Vorberichte zu einem neuerlich herausgekommenen die Jüdische Nation betreffenden Werke die Zusammensetzung des Begriffes Kirchen Recht auf diejenige ruhige und kaltblütige Art geprüfet hat, welche noch lange der Charakter deutscher Philosophie bleiben mag.

Uebrigens dürfte wohl schwerlich zu befürchten seyn, daß irgend jemand, dessen Kopf nicht

schon mit der gefährlichsten Art von Schwindel behaftet ist, durch Lesung der gegenwärtigen Schrift damit angesteckt werden könnte. Sollte es aber dennoch Leser geben, deren Nerven von so äußerst schwächlicher Beschaffenheit wären, daß einige Zuckungen dieser Art zu befürchten stünden, so rathen wir ihnen wohlmeinend, das Buch lieber ungelesen zu lassen, oder sich vorher aus den Schriften eines Reimarus, Jerusalems, der oben angeführten Priestleyschen Briefe, und — wenn sie noch tiefer eingehen wollen — dem Pinkoisschen Aufsatze gegen den Materialismus, der ausführlichen Wiederlegung dieses Systems von Hrn. von Holland und dem neuerlichen meisterhaften Platnerischen Gespräche über den Atheismus — sich vorher Kraft und Geistesstärke zu schöpfen.



Vorerinnerung des Verfassers.

Der Mensch ist nur darum unglücklich, weil er die Natur verkennt. Sein Geist ist so sehr von Vorurtheilen angesteckt, daß man glauben sollte, er sey für immer zum Irrthume verdammt. Die Binde des Wahnes, welche man ihm, von seiner frühsten Kindheit an, über die Augen ziehet, hängt demselben so fest an, daß man sie ihm nur mit der äußersten Mühe wieder entreißen kann. Ein gefährlicher Gährungsstoff mischt sich allen seinen Kenntnissen ein; und macht sie nothwendiger Weise dunkel, unsicher, betrüglich. Zu seinem Unglücke wollte der Mensch aus den Gränzen seiner Sphäre treten. Er versuchte es, sich über die sichtbare Welt heraus zu schwingen, und unaufhörlich widerholte schmerzliche Rückfälle haben ihm vergebens die Thorheit seines Unternehmens vorgehalten. Er wollte Metaphy-

sicker

sicker seyn, ehe er Physicker war; er verachtete das Wirkliche, um über Chimären zu brüten; verachtete die Erfahrung, um sich an Lehrgebäude und Muthmaßungen zu hängen. Er wagte es nicht seine Vernunft anzubauen, gegen die man ihn frühzeitig einzunehmen bedacht gewesen war. Er gab vor sein Schicksal, in den Luftgefilden eines künftigen Lebens, zu kennen, ehe er noch bekümmert war, sich in seinem gegenwärtigen Aufenthalte glücklich zu machen. Mit einem Worte, der Mensch verachtete die Beobachtung der Natur, um Phantomen nachzulaufen, welche, gleich jenen täuschenden Lichtern, die der Wanderer bisweilen bey Nacht erblickt, ihn erschrecken, blenden, und von dem einfachen Wege der Wahrheit abbringen, auf welchem er allein zur Glückseligkeit gelangen kann.

Es liegt also der menschlichen Glückseligkeit nicht wenig daran, daß man sich bemüht, jene Täuschungen zu zerstöhren, welche zu nichts dienen, als uns irre zu führen. Es ist Zeit, aus der Natur die Mittel gegen jene Uebel zu schöpfen, welche der Enthusiasmus über uns gebracht hat.

Die

Die Vernunft, durch Erfahrung geleitet, muß endlich die Vorurtheile in ihrer Wurzel angreifen, von welchen das menschliche Geschlecht so lange das Opfer gewesen ist. Es ist Zeit, daß diese Vernunft, welche so ungerechter Weise herunter gesetzt worden, dem kleinmüthigen Ton entsage, der sie zur Mitschuldigen der Täuschung und des allgemeinen Wahnes machen würde. Die Wahrheit ist nur Eine; sie ist dem Menschen unentbehrlich; kann nie ihm schaden, und ihre siegreiche Macht wird, früher oder spät, sich zeigen. Man halte also den Sterblichen diese Wahrheit nicht länger vor; man zeige ihnen die Reitze derselben, um sie von dem schändlichen Dienste abzubringen, welchen sie dem Irrthume widmen, der nur zu oft, unter dem Scheine der Wahrheit, ihre Huldigung zu erschleichen weiß. Ihr Glanz kann nur den Feinden des menschlichen Geschlechts zuwider seyn, deren Gewalt nur bey der dunklen Nacht bestehen kann, welche sie über den menschlichen Verstand ausstreuen.

Nicht die verdorbenen Menschen dieser lezteren Art sind es, an welche sich diese Wahrheit wendet.

wendet. Die Stimme der Wahrheit wird nur von reinen Herzen vernommen, welche zum Nachdenken gewöhnt, Empfindungen genug besitzen, über die unzähligen Leiden zu seufzen, unter welchen kirchliche und politische Tyranney die Erde seufzen lassen, und welche aufgeklärt genug sind, die unermeßliche Kette von Uebeln wahrzunehmen, die der Irrthum von je her, über die von Furcht niedergeworfenen Sterblichen verbreitet hat. Der Irrthum ist es, der jene drückenden Ketten geschmiedet hat, in welchen Tyrannen, und Priester, die Nationen überall gefangen halten. Der Irrthum ist es, der jene Knechtschaft erzeugt hat, in welche fast in allen Ländern die Völker versunken sind, welche die Natur bestimmt hat, mit freyem Fleiße an ihrer Glückseligkeit zu arbeiten. Der Irrthum ist es, der jene religiösen Schrecknisse hervorgebracht hat, welche überall die Menschen antreiben, in quälender Furcht zu verschmachten, oder einander, um leerer Grillen willen, den Halß zu brechen. Der Irrthum ist Urheber jenes eingewurzelten Haßes, jener barbarischen Verfolgungen, jenes unaufhörlichen Mordens, jener abscheulichen Schauspiele, von

welchen

welchen die Erde vorgeblich zum Vortheil des Himmels so oft die Bühne gewesen. Die von dem Aberglauben geweihten Irrthümer endlich, sind es, welche den Menschen in jene tiefe Unwissenheit und Ungewißheit gestürzt haben, in der er sich über seine offenbarsten Pflichten, seine unläugbarsten Rechte und die ungezweifeltsten Wahrheiten, befindet. Fast unter jedem Himmelsstriche ist er nichts weiter, als ein herab gewürdigter Sklave, ohne Seelengröße, ohne Vernunft und ohne Tugend, welchem grausame Kerkermeister nie erlauben, den Tag zu erblicken.

Laßt uns also versuchen, die Nebel zu zerstreuen, welche den Menschen verhindern, mit sicherm Schritte auf dem Pfade des Lebens einher zu gehen. Laßt uns ihm Muth und Ehrfurcht für seine Vernunft einflößen. Er lerne seine Natur und seine ursprünglichen Rechte kennen; er ziehe die Erfahrung zu Rathe, nicht aber eine, durch Ansehen irre geleitete Einbildungskraft. Er entsage den Vorurtheilen seiner Kindheit, gründe die Moral auf seine Natur, auf seine Bedürfnisse, auf die wahrhaften Vortheile,

welche die Gesellschaft gewährt. Er habe den Muth sich selbst zu lieben; er arbeite an seiner eignen Glückseligkeit, indem er die Glückseligkeit anderer befördert. Mit einem Wort, er sey vernünftig und tugendhaft, um nie unglücklich zu seyn; und höre auf sich mit gefährlichen oder unnützen, Träumen zu beschäftigen. Kann er ja nicht umhin Träumen nachzuhängen; so erlaube er wenigstens andern, die ihrigen sich, nach ihrem eignen Gefallen auszumahlen. Er überzeuge sich endlich, daß es für die Bewohner dieser Welt, von der größten Wichtigkeit ist, gerecht, wohlthätig und verträglich zu leben; im Gegentheil aber, ihre Denkart über Gegenstände, welche der Vernunft unerreichbar sind, durchaus gleichgültig ist.

Die Absicht des gegenwärtigen Werks ist, also, den Menschen zur Natur zurück zu führen, ihm die Vernunft werth zu machen, ihm die Tugend anbeten zu lehren, die Nebel zu zerstreuen, die ihm den einzigen Weg verbergen, welcher geschickt ist, ihn der gewünschten Glückseligkeit zuzuführen. Dieß ist das rühmliche Ziel, welches sich der Verfasser aufrichtig vorgesetzt hat. Aufrichtig

richtig gegen sich selbst, legt er dem Leser keine andern Ideen vor, als solche, welche er, nach einem langen und ernsthaften Nachdenken, als nützlich für das menschliche Geschlecht, und günstig für den Fortgang des menschlichen Geistes, gefunden hat. Er ermuntert seine Leser, die von ihm aufgestellten Grundsätze zu prüfen. Weit entfernt, die geheiligten Bande der Moral zerbrechen zu wollen, ist es ihm vielmehr darum zu thun, sie fester zu knüpfen, und die Tugend auf jene Altäre zu erheben, welche Trug, Enthusiasmus und Furcht, bisher gefährlichen Schreckbildern aufgerichtet haben.

Nur noch wenige Schritte von dem Grabe entfernt, welchem seine Jahre ihn schon seit geraumer Zeit nahe gebracht haben, betheuert der Verfasser, auf die feyerlichste Weise, keine andre Absicht bey seiner Arbeit gehabt zu haben, als das Wohl seiner Mitmenschen. Sein einziger Wunsch ist, den stillen Beyfall der kleinen Anzahl von Wahrheitsfreunden und redlichen Herzen, die derselben aufrichtig nachstreben, zu erhalten. Er schreibt keinesweges für jene, gegen

die Stimme der Vernunft verhärteten Menschen, die alles nur nach ihrem niedrigen Eigennutz, oder nach ihren unglücklichen Vorurtheilen beurtheilen. Seine kalte Asche fürchtet weder ihr Geschrey, noch ihre Erbitterung, die allen denjenigen so gefährlich gewesen ist, welche bey ihrem Leben die Wahrheit zu verkündigen gewagt haben.

Inhalt der Hauptstücke des Ersten Theils.

Erstes Hauptstück.

Von der Natur. : : : : : : S. 1

Zweytes Hauptstück.

Von der Bewegung und ihrem Ursprunge. : 13

Drittes Hauptstück.

Von der Materie, ihren verschiedenen Verbindungen und verschiedenen Bewegungen, oder von dem Gange der Natur. : : : : : : 33

Viertes Hauptstück.

Von den Gesetzen der Bewegung, die allen Wesen gemein sind; Von der anziehenden und zurück stoßenden Kraft. Von der Kraft der Trägheit. Von der Nothwendigkeit. : : : : : 42

Fünftes Hauptstück.

Von der Ordnung und Unordnung, von dem Verstande und dem Zufalle. : : : : : 58

Sechstes Hauptstück.

Von dem Menschen; von der Eintheilung desselben in den physischen und moralischen Menschen; von dem Ursprunge desselben. : : : : : 74

Siebentes Hauptstück.

Von der Seele, und von dem System der Geistigkeit 93

Achtes Hauptstück.

Von den geistigen Fähigkeiten; alle gründen sich, ohne Ausnahme, auf die Fähigkeit zu empfinden. : 108

Neuntes Hauptstück.

Von der Verschiedenheit der geistigen Fähigkeiten; diese Verschiedenheit hängt eben so wohl, als die morali-

sche Beschaffenheit derselben, von physischen Ursachen ab. Natürliche Gründe der Geselligkeit, der Moral und der bürgerlichen Verfassungen. : : S. 126

Zehentes Hauptstück.

Unsre Seele schöpft ihre Ideen nicht aus sich selbst. Es giebt keine angebohrnen Ideen. : : : 168

Eilftes Hauptstück.

Von dem System der menschlichen Freyheit. : 201

Zwölftes Hauptstück.

Untersuchung der Frage: in wie fern das System des Fatalismus gefährlich sey. : : : : 241

Dreyzehentes Hauptstück.

Von der Unsterblichkeit der Seele, der Lehre eines künftigen Lebens, der Furcht des Todes. : : 276

Vierzehentes Hauptstück.

Die Erziehung, die Moral und die Gesetze reichen zu die Menschen im Zaum zu halten. Von dem Verlangen nach Unsterblichkeit. Vom Selbstmorde. : 315

Funfzehentes Hauptstück.

Von dem Interesse der Menschen oder den Begriffen, welche sie sich von der Glückseligkeit machen. Der Mensch kann nicht glücklich seyn ohne Tugend. 339

Sechszehentes Hauptstück.

Die falschen Begriffe über Glückseligkeit sind die wahren Quellen der Leiden der Menschheit. Von den eingebildeten Hülfsmitteln, wodurch man denselben abzuhelfen gesucht hat. : : : : : 365

Siebenzehentes Hauptstück.

Wahre oder auf die Natur gegründete Begriffe sind die einzigen Heilmittel der Leiden der Menschen. Kurzgefaßte Wiederhohlung des ersten Theils. Beschluß. 386

System

System der Natur.

Erster Theil.

Von der Natur, und ihren Gesetzen. Vom Menschen; von der Seele, und von den Kräften der Seele; von der Lehre der Unsterblichkeit; von der Glückseligkeit.

Erstes Hauptstück.

Von der Natur.

Die Menschen werden sich unaufhörlich betrügen, wenn sie die Erfahrung für Systeme, welche die Einbildungskraft erschaffen hat, fahren lassen. Der Mensch ist das Werk der Natur; er existirt in der Natur; er ist ihren Gesetzen unterworfen, er kann sich davon nicht befreyen; sogar mit seinen Gedanken kann er sich nicht über sie hinaus erheben; vergeb-

sich versucht sein Geist sich über die Gränzen der sichtbaren Welt hinaus zu schwingen; er ist immer gezwungen, zu ihr wieder zurück zu kehren. Für ein, von der Natur gebildetes, und von ihr umschränktes Wesen existirt ausser dem großen Ganzen, wovon es einen Theil ausmacht, und dessen Einfluß es wahrnimmt, nichts. Diejenigen Wesen, von welchen man glaubt, daß sie über die Natur erhaben, und von ihr selbst verschieden sind, werden immer Chimären seyn, von welchen richtige Begriffe uns zu machen, uns immer eben so unmöglich fallen wird, als von dem Orte, welchen sie einnehmen, und von der Art, auf welche sie wirken. Ausser dem Kreise, der alle Wesen einschliesst, giebt es nichts, und kann es nichts geben.

Der Mensch sollte also aufhören, ausserhalb der Welt, welche er bewohnt, Wesen zu suchen, die ihm eine Glückseligkeit verschaffen sollen, welche die Natur selbst ihm verschafft. Diese Natur studiere er; er lerne ihre Gesetze, betrachte ihre Kräfte, und die unveränderbare Art, auf welche sie wirkt; die, auf diese Art gemachten Entdeckungen wende er auf seine eigene Glückseligkeit an, unterwerfe sich, stillschweigend, denen Gesetzen, welchen ihn zu entziehen nichts vermögend ist, lasse es sich gefallen, die wirkenden Ursachen der Dinge, die für ihn, mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt sind, nicht zu wissen, und nehme, ohne Murren, die Aussprüche einer allgemeinen Kraft an, welche, was sie einmal gethan, nicht abändern, oder sich von den Vorschriften loßmachen kann, welche ihr eigenes Wesen ihr auferlegt.

Man hat, ganz sichtbarlich, Mißbrauch von der Unterscheidung gemacht, die sich zwischen dem **physischen** und dem **moralischen** Menschen finden soll. Der Mensch ist ein blos physisches Wesen; der moralische Mensch ist nichts, als dieses physische, aus einem gewissen Gesichtspunkt betrachtete Wesen; das heißt, nach Maaßgebung einiger seiner Handlungsweisen, so wie sie sich aus seiner beson-

besondern Organisation ergeben. Aber ist denn diese Organisation nicht das Werk der Natur? Die Bewegungen, oder Handlungsweisen, deren sie fähig ist, sind sie nicht gänzlich physisch? Seine sichtbaren Wirkungen sowohl, als die unsichtbaren, in seinem Innern erzeugten Bewegungen, die sich von seinem Willen, oder seinen Gedanken herschreiben, sind, ebenmäßig, natürliche Wirkungen, und nothwendige Folgen des, ihm eigenen Mechanismus, und der Eindrücke, die er von den, ihn umringenden Wesen erhält. Alles, was der menschliche Geist allmählig erfunden hat, um seinen Zustand zu verändern, oder zu vervollkommen, und ihn glücklicher zu machen, war niemals etwas anders, als eine nothwendige Folge der dem Menschen, und der, auf ihn wirkenden Wesen, eigenthümlichen Natur. All' unsre Einrichtungen, Betrachtungen, Kenntnisse haben nichts zum Gegenstande, als uns eine Glückseligkeit zu verschaffen, nach welcher unaufhörlich zu streben, uns unsere eigene Natur treibt. Alles, was wir thun, oder denken; Alles, was wir sind, und seyn werden, ist niemals etwas anders, als eine Folge dessen, wozu uns die allgemeine Natur gemacht hat. All' unsre Vorstellungen, all' unsre Begierden, all' unsre Handlungen sind nothwendige Wirkungen des Wesens, und der Eigenschaften, welche diese Natur in uns gelegt, und der Umstände, durch welche sie uns zu gehen, und modificirt zu werden, genöthigt hat. Mit einem Wort, die **Kunst** ist nichts, als die, mit Hülfe gewisser Werkzeuge, welche sie gemacht hat, wirkende Natur.

Die Natur schickt den Menschen nackend, und aller Hülfe beraubt, in diese, zu seinem Aufenthalt bestimmte Welt. Bald gelangt er so weit, sich mit einer Haut bekleiden zu können; und endlich sehen wir ihn Gold und Seide spinnen und wirken. Einem Wesen, das über unsern Erdball erhaben wäre, und von dem Luftraum herab, das menschliche Geschlecht, mit all' seinen Fortschritten und Verän-

derungen betrachtete, würden die Menschen, wenn sie nackend in Wäldern umher irren, um kümmerlich ihre Nahrung zu suchen, nicht minder den Gesetzen der Natur unterworfen scheinen, als wenn sie in gesitteten Gesellschaften leben; das heißt, wenn sie sich schon mit einer grössern Anzahl von Erfahrungen bereichert haben, sich endlich in Ueppigkeit stürzen, und täglich neue Bedürfnisse sich erschaffen, und hundert Mittel entdecken, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Alle Schritte, die wir zur Modification unsers Wesens machen, können für nichts anders angesehen werden, als für eine lange Reihe von Ursachen und Wirkungen, welche wiederum nichts anders sind, als Entwickelungen der ersten Antriebe, welche die Natur uns gegeben hat. Ein und dasselbe Thier geht, vermöge seiner Organisation, nach und nach, von einfachen zu zusammen gesetztern Bedürfnissen über, aber diese sind nichts destoweniger Folgen seiner Natur. Auf diese Art fängt der Schmetterling, dessen Schönheit wir bewundern, seine Existenz damit an, daß er ein unbelebtes Ey ist, aus welchem die Hitze einen Wurm macht, der Raupe wird, und hierauf sich in ein beflügeltes Insekt verwandelt, das mit den aller lebhaftesten Farben geschmückt ist. Wenn er zu dieser Form gelangt ist, bringt er sich wieder hervor, und setzt sein Geschlecht fort; endlich wird er seines Schmuckes beraubt, und, nachdem er den, von der Natur ihm auferlegten Zweck erfüllt hat, oder den Zirkel von Veränderungen durchgegangen ist, welchen sie dem Wesen seiner Art vorgeschrieben hat, ist er genöthigt, auf immer abzutreten.

In allen Pflanzen und Stauden sehen wir ähnliche Veränderungen und Fortschritte. Es ist einer, der eben von der Natur ursprünglich gegebenen Zusammensetzung, Gewebe und Kraft zu Folge, daß diese, unmerklich wachsende, und sich modificirende Pflanze, am Ende einer grossen Anzahl von Jahren, Blüthen hervor bringt, welche die Verboten ihres Unterganges sind.

Eben

Eben so verhält es sich mit dem Menschen, der, bey allen seinen Fortschritten, bey allen Veränderungen, die mit ihm vorgehen, niemals anders, als den, seiner Organisation eigenthümlichen Gesetzen, und den Materialien, woraus die Natur ihn zusammen gesetzt hat, gemäß handelt. Der physische Mensch ist der Mensch, der nach Antrieb derer Ursachen, welche unsre Sinne uns kennen lehren, wirkt; der moralische Mensch ist der Mensch, der nach physischen Ursachen, welche zu erkennen unsre Vorurtheile uns verhindern, handelt. Der wilde Mensch ist ein, der Erfahrung beraubtes Kind, das unfähig ist, an seiner Glückseligkeit zu arbeiten; der gesittete Mensch ist derjenige, den Erfahrung und geselliges Leben in den Stand gesetzt haben, die Natur zu seiner Glückseligkeit zu nützen. Der aufgeklärte, rechtschaffene Mann ist der Mensch in seiner Reife, oder in seiner Vollkommenheit. (1) Der glückliche Mensch ist derjenige, welcher der Wohlthaten der Natur zu genießen weiß; der unglückliche Mensch ist derjenige, der sich in der Unmöglichkeit befindet, diese Wohlthaten zu nützen.

Zu der Physik und der Erfahrung muß also der Mensch bey allen seinen Untersuchungen seine Zuflucht nehmen; diese sind es, die er bey seiner Religion, seiner Moral, seiner Gesetzgebung, seinen Regierungsformen, seinen Wissenschaften und Künsten, seinen Vergnügungen und seinen Schmerzen zu Rathe ziehen muß. Die Natur wirkt nach einfachen, gleichförmigen, unveränderlichen Gesetzen; und die Erfahrung setzt uns in den Stand, diese zu erkennen. Es ist vermöge unserer Sinne, daß wir mit der ganzen Natur verbunden sind; durch unsere Sinne können wir Erfahrungen über dieselbe anstellen, und ihre Geheimnisse entdecken. So bald wir die Erfah-

(1) Cicero sagt: est autem virtus nihil aliud quam in se perfecta, et ad summum perducta natura. *De Legibus.* cap. 1.

rung verlassen, fallen wir in das Leere, wo unsre Einbildungskraft uns irre führt.

Alle Irrthümer der Menschen sind physische Irrthümer; sie betrügen sich nie, als wenn sie es unterlassen, zu der Natur hinauf zu steigen, ihre Vorschriften um Rath zu fragen, und die Erfahrung zu ihrem Beystande zu rufen. Aus diesen Vernachläßigungen sind die unvollkommenen Begriffe entstanden, welche sie sich von der Materie, von ihren Eigenschaften, von der Wirkung ihrer Zusammensetzungen, von ihren Kräften, von ihrer Art zu wirken, oder von der Energie, die aus dem Wesen derselben sich ergiebt, gebildet haben. Von diesem Augenblick an ist das Weltall für sie ein Auftritt von Täuschungen geworden. Sie haben die Natur nicht gekannt, sie haben ihre Gesetze verkannt, sie haben nicht die, von ihr, Allem, was sie in sich enthält, vorgeschriebenen, nothwendigen Wege gesehen. Was sage ich! die Menschen haben ihr eigenes Selbst verkannt; alle ihre Systeme, all' ihre Muthmaaßungen, all' ihre Schlüsse, von welchen sie die Erfahrung verbannt hatten, sind nichts als ein großes Gewebe von Irrthümern und Ungereimtheiten geworden.

Jeder Irrthum ist schädlich; das menschliche Geschlecht hat sich nur unglücklich gemacht, weil es sich geirrt hat. Weil es die Natur nicht kannte: so bildete es sich Götter, die der einzige Gegenstand seiner Hofnungen und seiner Furcht geworden sind. Die Menschen haben es nicht eingesehen, daß diese Natur, die aller Güte, so wie aller Bösartigkeit beraubt ist, nur nothwendigen und unveränderlichen Gesetzen folgt, indem sie bald Wesen hervorbringt, bald vernichtet, bald diejenigen leiden läßt, welche sie empfindlich gemacht hat, bald Güter und bald Uebel austheilt; sie haben nicht gesehen, daß der Mensch nur in der Natur selbst, und in seinen eigenen Kräften, seine Bedürfnisse und die Mittel wider seine Leiden, und die Mittel, sich glücklich zu machen, suchen müsse; sie haben

ben diese Dinge von eingebildeten Wesen erwartet, die sie zu Urhebern ihrer Vergnügungen und ihrer Leiden gemacht haben. Hieraus sieht man, daß der Unbekanntschaft mit der Natur die Existenz dieser unbekannten Mächte, vor welcher das menschliche Geschlecht so lange gezittert hat, und die abergläubischen Religionsfeyerlichkeiten zugeschrieben werden müssen, welche die Quelle aller seiner Uebel gewesen sind.

Aus Mangel der Erkenntniß seiner eigenen Natur, seiner eigenen Zwecke, seiner Bedürfnisse und seiner Rechte ist der Mensch, im Zustande der Gesellschaft, aus der Freyheit in Sclaverey verfallen. Er verkannte entweder die Neigungen seines Herzens, oder hielt sich für genöthigt, sie zu ersticken, und seinen Wohlstand dem Eigensinn seiner Befehlshaber aufzuopfern; er verkannte den Zweck der Association, und der Regierungsformen; er unterwarf sich, ohne Vorbehalt, Menschen wie er, die er, vermöge seiner Vorurtheile, für Wesen von einem höhern Range, für Götter auf der Erde ansah. Diese nützten seinen Irrthum, um ihn in Fesseln zu legen, ihn zu verderben, ihn lasterhaft und elend zu machen. Nur weil es seine eigene Natur verkannte, verfiel das menschliche Geschlecht in Dienstbarkeit, und wurde übel beherrscht.

Und nur, weil der Mensch sich selbst verkannte, und die nöthigen Verhältnisse zwischen sich und den andern Wesen seiner Art nicht einsah, hat der Mensch seine Pflichten gegen andere mißkannt. Er sah nicht ein, daß diese Pflichten zu seiner eigenen Glückseligkeit nothwendig waren. Eben so wenig erkannte er, was er sich selbst schuldig war; nicht die Ausschweifungen, die er zu vermeiden hatte, wenn er dauerhaft glücklich seyn wollte, nicht die Leidenschaften, welchen er widerstehen, oder sich überlassen mußte, um glücklich zu werden; mit einem Wort, er erkannte seine eignen Vortheile nicht. Hieraus entsprangen all seine Ausschweifungen, seine Unmäßigkeit, seine schänd-

lichen Wollüste, und alle Laster, welchen er sich, auf Kosten seiner eigenen Erhaltung, und seines dauerhaften Wohlstandes überließ. Auf diese Art hat die Unbekanntschaft mit der menschlichen Natur, den Menschen verhindert, sich über seine Moral aufzuklären. Und überdem verhinderten die verkehrten Regierungsformen, welchen er sich unterworfen hatte, ihn beständig diese Moral, auch wenn er sie gekannt hätte, auszuüben.

Diesem Mangel in der Erkenntniß der Natur, und ihrer Gesetze, diesem einigen Bestreben, seine eigenen Eigenschaften und Zufluchtsmittel zu entdecken, muß es ferner zugeschrieben werden, daß er in der Unwissenheit kriecht, und so langsame, und so ungewisse Schritte macht, sein Schicksaal zu verbessern. Seine Trägheit findet ihre Rechnung dabey, sich durch das Beyspiel, durch Gewohnheit, durch Ansehen viel ehe, als durch Erfahrung, welche Thätigkeit erfordert, und durch Vernunft, welche Ueberlegung heischt, führen lassen. Hieraus entsteht die Abneigung, welche die Menschen gegen Alles zeigen, was sich von den Regeln entfernt, zu welchen sie gewohnt sind; hieraus die einfältige und gewissenhafte Ehrerbietung für das Alterthum, und die allerunsinnigsten Einrichtungen ihrer Väter; hieraus die Furcht, die sie ergreift, wenn man ihnen die vortheilhaftesten Veränderungen, oder die wahrscheinlichsten Versuche vorschlägt. Und aus diesem Grunde nun sehen wir die Völker in der schändlichsten Schlafsucht hinschmachten, unter Mißbräuchen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert worden sind, seufzen, und sogar vor der bloßen Vorstellung dessen, das ihren Uebeln abhelfen könnte, erzittern. Eben dieser Trägheit, und diesem Mangel von Erfahrung ist es zuzuschreiben, daß die Arzneykunde, die Naturkunde, der Ackerbau, mit einem Wort, alle nützliche Wissenschaften so wenig merkliche Fortschritte machen, und so lange in den Fesseln des Ansehens bleiben. Diejenigen, welche diese Wissenschaften trei-

treiben, gehen lieber auf den, ihnen vorgezeichneten Wegen, als daß sie sich neue bahnen. Sie ziehen die Schwärmereyen ihrer Einbildungskraft, und ihre willkührlichen Muthmaaßungen mühsamen Erfahrungen, welche allein im Stande seyn würden, der Natur ihre Geheimnisse zu entreissen, vor.

Mit einem Wort, die Menschen haben, es sey aus Trägheit, oder aus Furcht, auf das Zeugniß ihrer Sinne, Verzicht gethan, und sich, bey allen ihren Handlungen und Unternehmungen, durch Einbildungskraft, Schwärmerey, Gewohnheit, Vorurtheil, und ganz vorzüglich durch das Ansehen, das von ihrer Unwissenheit Vortheil zu ziehen wußte, um sie zu hintergehen, leiten lassen. Erträumte Systeme traten an die Stelle von Erfahrung, Ueberlegung und Vernunft; Seelen, welche durch Schrecken erschüttert, von dem Wunderbaren berauscht, oder durch Trägheit eingeschläfert waren, und durch Leichtglaubigkeit, welche aus dem Mangel von Erfahrung entsteht, geführt wurden, erschufen sich, entweder lächerliche Meynungen, oder nahmen, ohne Untersuchung, alle die Chimären an, mit welchen man sie weiden wollte.

Auf diese Art hat das menschliche Geschlecht, weil es die Natur und die Wege derselben verkannte, die Erfahrung gering geschätzt, und die Vernunft verachtet; — weil es das Wunderbare und Uebernatürliche gesucht, — und endlich, weil es gezittert hat, natürlicher Weise in einer langen Kindheit bleiben müssen, aus welcher sich heraus zu reißen, es so viel Mühe hat. Es kannte nichts, als kindische Hypothesen, deren Grundlagen und Beweise zu untersuchen, es nie wagte; es hatte sich gewöhnt, diese für heilig und für allgemein anerkannte Wahrheiten anzusehen, an welchen nur einen Augenblick zu zweifeln ihm gar nicht mehr gestattet war. Seine Unwissenheit machte es lächerlich; seine Neugier verschlang, in vollen Zügen,

das Wunderbare; die Zeit bestätigte es in seinen Meynungen, und brachte seine Muthmaaßungen als Wirklichkeiten, von Geschlecht auf Geschlecht. Die Tyranney erhielt es bey diesen Begriffen, die nunmehr, um die Gesellschaft in der Sclaverey zu erhalten, nothwendig geworden waren; mit einem Wort, die ganze Wissenschaft des Menschen, in allen Arten, war nichts, als ein Haufen von Lügen, Dunkelheiten, Widersprüchen, die nur zuweilen mit einigen schwachen Strahlen von Wahrheit vermischt waren, welche die Natur, von welcher man sich nie gänzlich entfernen konnte, weil die Nothwendigkeit immer darauf zurück führte, gewährte.

Wir müssen uns über diese Wolke des Vorurtheils erheben; wir müssen diesen dicken Luftraum, der uns umringt, verlassen, um die Meynungen der Menschen, und ihre verschiedenen Systeme in Erwägung ziehen zu können. Aber, wir müssen auch einer ungeordneten Einbildungskraft uns nicht anvertrauen; wir wollen die Erfahrung zum Führer nehmen, und die Natur zu Rathe ziehen; wir wollen uns bemühen, in ihr selbst richtige Begriffe über die Gegenstände, welche sie in sich enthält, zu schöpfen; wir wollen zu unsern Sinnen, die man uns, fälschlich, verdächtig zu machen, gesucht hat, unsre Zuflucht nehmen; wir wollen die Vernunft, die man, schändlicher Weise, geschmähet und herab gewürdigt hat, fragen, wollen aufmerksam die sichtbare Welt betrachten, und sehen, ob diese nicht hinlänglich ist, um uns die unbekannten Länder der intellektuellen Welt beurtheilen zu lehren. Vielleicht finden wir, daß man gar keinen Grund gehabt hat, einen Unterschied zwischen beyden zu machen, und daß man ganz ohne Ursache zwey Reiche von einander getrennt hat, die gleich sehr unter der Herrschaft der Natur stehen.

Das Weltall, dieser große Versammlungsplatz alles dessen, was existirt, bietet uns, allenthalben, nichts als Bewegung und Materie dar; sein Ganzes zeigt uns

nichts,

nichts, als eine unermeßliche, und ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen; einige von diesen Ursachen sind uns bekannt, weil sie, unmittelbar, unsre Sinne rühren; andere sind uns unbekannt, weil wir auf sie nur durch Wirkungen schließen, die oft von ihren ersten Ursachen weit entfernt sind.

Sehr mannichfaltige und auf unendliche Arten zusammen gesetzte Materien, empfangen, und theilen unaufhörlich verschiedene Bewegungen mit. Die verschiedenen Eigenschaften dieser Materien, ihre verschiedenen Zusammensetzungen, ihre, so sehr mannichfaltige Wirkungsarten, die hievon eine natürliche Folge sind, machen für uns die Eigenthümlichkeiten der Dinge aus; und aus diesen verschiedenen Eigenthümlichkeiten ergeben sich die verschiedenen Ordnungen, Abtheilungen oder Systeme, welche diese Dinge einnehmen, deren ganze Summe das ist, was wir die **Natur** nennen.

Folglich ist die Natur, in der weitesten Bedeutung des Wortes, das große Ganze, welches aus der Vereinigung der verschiedenen Materien, ihren verschiedenen Zusammensetzungen, und ihrer verschiedenen Bewegungen, welche wir in dem Weltall sehen, sich ergiebt. Die Natur, in einer engern Bedeutung des Wortes, oder, in jedem Wesen für sich betrachtet, ist das Ganze, welches aus den Eigenthümlichkeiten, das heißt, aus den Eigenschaften, Zusammensetzungen, Bewegungen oder Handlungsweisen, welche dieses Wesen von allen andern unterscheiden, resultirt. Auf diese Art ist der Mensch ein Ganzes, das sich aus den Zusammensetzungen gewisser Materien ergiebt, welche mit besondern Eigenschaften begabt sind, deren Anordnung Organisation genannt wird, und deren Eigenthümlichkeit es ist, zu empfinden, zu denken, zu handeln, mit einem Wort, sich auf eine gewisse, bestimmte Art zu bewegen, welche ihn von allen andern Wesen, mit welchen er sich vergleicht, unterscheidet. Dieser Vergleichung

chung zu Folge, setzt der Mensch sich an eine Stelle, in ein System, in eine besondre Classe, die von der Classe derjenigen Thiere verschieden ist, in welchen er nicht eben dieselben Eigenschaften, als in sich, findet. Die verschiedenen Systeme der Wesen, oder, wenn man will, ihre **besondern Naturen**, hängen von dem allgemeinen System, von dem großen Ganzen, von der universellen Natur ab, von welcher sie ein Theil sind, und mit welcher Alles, was existirt, nothwendiger Weise verbunden ist.

* * *

Nachdem ich den Sinn festgesetzt habe, welchen man mit dem Wort, **Natur**, verbinden muß, glaub' ich den Leser ein für allemal benachrichtigen zu müssen, daß, wenn ich in diesem Werke sage, die Natur bringe eine Wirkung hervor, ich diese Natur, die ein abstrahirtes Wesen ist, nicht zu personificiren verlange; sondern, daß ich dadurch sagen will, daß die Wirkung, von welcher ich rede, das nothwendige Resultat von den Eigenschaften eines derer Wesen ist, welche das große Ganze ausmachen, das wir sehen. Folglich, wenn ich sage, **die Natur will, daß der Mensch an seinem Glück arbeite**, so drück ich mich auf diese Art aus, um alle Umschreibungen und Wiederhohlungen zu vermeiden, und verstehe darunter, daß es eine der Eigenthümlichkeiten eines empfindenden, denkenden, wollenden, thätigen Wesens ist, an seinem Glück zu arbeiten. Endlich, nenne ich das **natürlich**, was dem Wesen der Dinge, oder denen Gesetzen gemäß ist, welche die Natur allen Wesen, die sie umfaßt, in den verschiedenen Ordnungen, die diese Dinge einnehmen, und in den verschiedenen Umständen, durch welche zu gehen, sie genöthigt sind, vorgeschrieben hat. Diesem gemäß ist die Gesundheit dem Menschen, in einem gewissen Zustande, **natürlich**; unter andern Umständen ist die Krankheit ein **natürlicher** Zustand des Menschen; und auch der Tod ist ein **natürlicher** Zustand des Körpers, wenn

er

er einiger der, zur Erhaltung und zur Existenz des Thieres nöthigen Dinge beraubt ist. —— Unter **Eigenthümlichkeit, Wesen** (essence) eines Dings verstehe ich das, was dieses Ding zu dem macht, was es ist, die Summe seiner Eigenschaften, zu Folge welcher es existirt, und so handelt wie es handelt. Wenn man sagt, **es ist dem Stein eigenthümlich zu fallen**: so ist dieses so viel, als wenn man sagt, daß sein Fall die nothwendige Wirkung seiner Schwere, seiner Dichtigkeit, der Verbindung seiner Theile, und der Elemente ist, aus welchen er zusammen gesetzt worden. Mit einem Wort, das **Eigenthümliche** eines Dinges ist seine individuelle, besondre Natur.

Zweytes Hauptstück.

Von der Bewegung, und ihrem Ursprunge.

Die Bewegung ist das Bestreben, vermöge welches ein Körper seine Stelle verändert, oder zu verändern sucht; das heißt, daß er verschiedene Theile des Raumes einnimmt, oder aber, seine Entfernung von andern Körpern verändert. Die Bewegung allein ist es, welche Verhältnisse zwischen unsre Organe, und diejenigen Wesen, die ausser uns sind, festsetzt; nur vermöge der Bewegung machen diese Wesen Eindrücke auf uns, nur vermöge der Bewegung kennen wir die Existenz derselben, beurtheilen ihre Eigenschaften, unterscheiden die einen von den andern, und vertheilen sie in gewisse Classen.

Die Wesen, Substanzen, oder mannichfaltigen Körper, die das große Ganze ausmachen, und selbst Wirkungen gewisser Zusammensetzungen oder Ursachen sind, werden in ihrer Reihe wiederum zu Ursachen. Eine Ursache ist

ist ein Wesen, das ein anderes Wesen in Bewegung setzt, oder irgend eine Veränderung in demselben hervor bringt. Die **Wirkung** ist die Veränderung, welche ein Körper in dem andern, mit Hülfe der Bewegung, erzeugt.

Jedes Wesen, ist, nach dem Verhältniß seiner Eigenthümlichkeit, oder seiner besondern Natur, fähig, verschiedene Bewegungen zu erhalten, hervor zu bringen, und mitzutheilen. Hierdurch sind einige Wesen geschickt gemacht, unsre Sinne zu rühren, und diese, unsre Sinne sind fähig, die Eindrücke anzunehmen, oder durch sie verändert zu werden. Diejenigen, die auf keines unserer Organe, es sey unmittelbar, und durch sich selbst oder mittelbar, und durch die Dazwischenkunft anderer Körper, wirken können, haben für uns gar keine Existenz, weil sie uns nicht in Bewegung setzen, und folglich nicht Begriffe verschaffen, noch von uns gekannt und beurtheilt werden können. Einen Gegenstand kennen, heißt ihn wahrgenommen haben; ihn wahrgenommen haben, heißt, von ihm in Bewegung gesetzt worden seyn. Sehen, heißt durch den Sinn des Gesichtes in Bewegung gesetzt; hören, heißt vermittelst des Sinnes des Gehörs gerührt werden. Mit einem Wort, auf welche Art ein Körper auf uns wirken möge, so gelangen wir nur durch irgend eine Veränderung, die er in uns hervor bringt, zur Erkenntniß desselben.

Die Natur ist, wie wir gesagt haben, der Zusammenfluß aller Wesen, und all der Bewegungen, die wir kennen, so wie vieler andern, die wir nicht kennen, weil sie nicht bis zu unsern Sinnen gelangen. Aus der unaufhörlichen Wirkung und Gegenwirkung aller Wesen, welche die Natur in sich schließt, ergiebt sich eine Reihe von Ursachen und Wirkungen, oder Bewegungen, welche nach beständigen und unveränderlichen, jedem Wesen eigenen, Gesetzen erfolgen, welche Gesetze der besondern Natur jedes Wesens anhangen und nothwendig zukommen, und die

bestän-

beständige Ursache sind, daß es auf eine bestimmte Art wirkt, oder sich bewegt. Die verschiedenen Principien jeder dieser Bewegungen sind uns unbekannt, weil wir nicht wissen, was ursprünglich die Eigenthümlichkeiten dieser Wesen ausmacht. Die Elemente der Körper entwischen unsern Organen; wir kennen sie nur im Ganzen; ihre innern Zusammensetzungen und die Verhältnisse in diesen Zusammensetzungen sind uns unbekannt, und aus diesen müssen sich, nothwendiger Weise, verschiedene Arten zu handeln, verschiedene Bewegungen, oder Wirkungen ergeben.

Unsere Sinne zeigen uns in den Wesen, die uns umgeben, im Ganzen, zweyerley Arten von Bewegung; eine ist eine **Bewegung der Masse**, vermöge welcher ein Körper von einem Orte zum andern gebracht wird; die Bewegung dieser Art können wir wahrnehmen. Diesem gemäß sehen wir einen Stein fallen, eine Kugel laufen, einen Arm sich bewegen, oder seine Stellung verändern. Die andere Bewegung ist eine innere, verborgene Bewegung, die von der, jedem Körper eigenen Energie, das heißt, von der Eigenthümlichkeit, Zusammensetzung, Wirkung und Gegenwirkung der kleinen, unmerklichen Theilchen abhängt, aus welchen dieser Körper zusammen gesetzt ist. Diese Bewegung sehen wir nicht; sie zeigt sich uns nur durch die Veränderungen, die wir, nach Verlauf einiger Zeit, an den Körpern, oder zusammen gesetzten Dingen wahrnehmen. Von dieser Art sind die verborgenen Bewegungen, welche die Gährung in den kleinen Theilchen des Mehles hervor bringt, die, da sie zerstreut und von einander abgesondert waren, sich verbinden, und eine ganze Masse bilden, welche wir **Brodt** nennen. Ferner sind auch die unmerklichen Bewegungen, vermöge welcher wir ein Thier wachsen, stärker werden, sich verändern, neue Eigenschaften erlangen sehen, ohne daß unsre Augen fähig gewesen wären, die allmähligen Bewegungen der Ursachen, welche diese Wirkungen hervor gebracht

haben,

haben, wahrzunehmen, von dieser Art. Und endlich sind auch von dieser Art noch die innern Bewegungen, welche im Menschen vorgehen, und welche wir seine **intellektuellen Fähigkeiten, seine Gedanken, seine Leidenschaften** und **seinen Willen** nennen, von welchen zu urtheilen wir nur durch seine Handlungen, das heißt, durch die sinnlichen Wirkungen, welche jene Bewegungen begleiten, oder ihnen folgen, in Stand gesetzt werden. Auf diese Art geschieht es, daß wir, wenn wir einen Menschen fliehen sehen, urtheilen, daß er, innerlich, von der Leidenschaft der Furcht in Bewegung gesetzt wird u. s. w.

Die Bewegung, sie sey sichtlich, oder verborgen, heißt eine **erhaltene** Bewegung, wenn sie einem Körper durch eine äußere Ursache, oder durch eine, ausser ihm existirende Kraft, die wir vermöge unserer Sinne wahrnehmen, mitgetheilt wird. Auf diese Art nennen wir eine **erhaltene** Bewegung diejenige, welche der Wind den Segeln eines Schiffes giebt. **Freywillige** oder **willkührliche** Bewegung nennen wir diejenige, welche ein Körper durch eine, in ihm selbst enthaltene Ursache der Bewegungen, die wir in ihm sich zutragen sehen, erhält. Alsdann sagen wir, daß dieser Körper, vermöge seiner eigenen Kraft, wirke, oder sich bewegt. Von dieser Art sind die Bewegungen des Menschen, welcher geht, redet, denkt. Indessen werden wir, wenn wir die Sache genauer betrachten, überzeugt werden, daß, genau zu reden, es in den verschiedenen Körpern der Natur, keine freywillige Bewegung giebt, da sie, unaufhörlich, einer auf den andern wirken, und alle ihre Veränderungen sich von Ursachen, diese mögen sie sichtlich oder verborgener Weise in Bewegung setzen, herschreiben. Der Wille des Menschen wird innerlich in Bewegung gesetzt, oder bestimmt durch äußere Ursachen, welche eine Bewegung in ihm hervor bringen. Wir glauben, daß er durch sich selbst bestimmt wird, weil wir weder die auf ihn wirkende Ursache,

Ursache, noch die Art, wie sie wirkt, noch das Organ, auf welches diese Ursache wirkt, sehen.

Einfache Bewegungen heißen wir diejenigen, die in einem Körper durch eine einzige Ursache oder Kraft erzeugt werden; zusammen gesetzte Bewegungen diejenigen, die durch mancherley von einander verschiedene Ursachen oder Kräfte hervor gebracht werden, es sey daß diese Kräfte einander gleich oder ungleich sind, daß sie mit einander, oder gegen einander, zugleich, oder nach einander, offenbar, oder geheim wirken.

Von welcher Art auch immer die Bewegungen der Wesen seyn mögen, so sind sie immer nothwendige Folgen der Eigenthümlichkeiten derselben, oder der Eigenschaften, welche ihre Eigenthümlichkeit ausmachen, und der Eigenschaften der Ursachen, welche auf sie wirken. Jedes Wesen kann nur auf eine, ihm zukommende Art wirken, oder sich bewegen, das heißt, nur nach den Gesetzen, welche sich aus seiner Eigenthümlichkeit, seiner besondern Zusammensetzung, seiner besondern Natur, mit einem Wort, welche sich aus seiner eigenen Energie, und der Energie der Körper, von welchen er den Anstoß erhält, ergeben. Dieses ist denn das, was die unveränderlichen Gesetze der Bewegung ausmacht. Ich sage unveränderlich, weil sie nicht abgeändert werden können, ohne daß das Eigenthümliche aller Wesen umgestürzt würde. Auf diese Art muß ein schwerer Körper, nothwendiger Weise, immer fallen, wenn er nicht auf ein, ihn in seinem Falle aufzuhalten vermögendes Hindernis trift; auf diese Art muß ein empfindendes Wesen, nothwendiger Weise, das Vergnügen suchen, und den Schmerz fliehen: auf diese Art muß das Feuer immer, nothwendiger Weise, brennen, und Licht um sich her verbreiten, u. s. w.

Jedes Wesen hat folglich ihm eigene Gesetze der Bewegung, und wirkt beständig diesen Gesetzen gemäß, wofern nicht eine stärkere Ursache seine Wirkungen unterbricht.

bricht. Diesem gemäß hört das Feuer auf, brennbare Materien zu verbrennen, so bald man sich des Wassers bedient, seinen Fortgang aufzuhalten; diesem gemäß hört das empfindende Wesen auf, das Vergnügen zu suchen, so bald es fürchtet, daß daraus ein Uebel für dasselbe entstehen möchte.

Die Mittheilung der Bewegung, oder der Uebergang der Handlung eines Körpers in einen andern, erfolgt aber auch nach gewissen, beständigen Gesetzen. Jedes Wesen kann nur nach Maaßgabe der Verhältnisse der Aehnlichkeit, der Gleichförmigkeit, der Analogie, oder der Berührungspunkte, die es mit andern Wesen hat, die Bewegung mittheilen. Das Feuer setzt sich nur fort, wenn es auf Materien trift, die Principien enthalten, welche der seinigen gleichförmig sind; und erlischt, wenn es auf Körper stößt, die es nicht entflammen kann, das heißt, die nicht ein gewisses Verhältniß mit ihm haben.

Alles, in dem großen Weltall, ist in Bewegung. Es ist der Materie eigenthümlich, wirksam zu seyn; und, wenn wir ihre Theile, aufmerksam, in Erwägung ziehen: so werden wir sehen, daß es keinen einzigen giebt, der einer vollkommenen Ruhe genösse. Diejenigen, die uns der Bewegung beraubt scheinen, befinden sich wirklich nur in einer scheinbaren, oder relativen Ruhe; die Bewegung, welche in ihnen vorgeht, ist so unmerklich, und so wenig sinnlich, daß wir ihre Veränderungen nicht wahrnehmen können. (2) Alles das, was uns in Ruhe zu seyn scheint, bleibt dennoch nicht einen Augenblick in demselben Zustande;

(2) Diese Wahrheit, an welcher viele Denker noch zu zweifeln vorgeben, ist in einem Werke des berühmten Toland, das, im Anfange dieses Jahrhunderts, unter dem Titel: Briefe an Serena, in England erschien, bis zur Demonstration gebracht worden. Diejenigen, welche die englische Sprache verstehen, können es, um ihnen noch Zweifel über diese Sache übrig bleiben, zu Rathe ziehen.

de; alle Wesen thun unaufhörlich nichts, als daß sie geboren werden, zunehmen, abnehmen, und mit mehr oder weniger Geschwindigkeit, oder Langsamkeit, sich gänzlich auflösen. Das Insekt, welches nur einen Tag lebt, wird an eben demselben Tage, an welchem es umkommt, geboren; folglich erfährt es sehr geschwinde sehr ansehnliche Veränderungen in seinem Wesen. Die Zusammensetzungen, welche durch die allerdauerhaftesten Körper gebildet zu seyn, und der vollkommensten Ruhe zu genießen scheinen, lösen sich in der Folge der Zeit auf, und vergehen; die allerhärtesten Steine werden almählich durch die Berührung der Luft zerstört; eine Masse Eisen, die wir, durch die Zeit verrostet und zerstört sehen, hat, seit dem Augenblick ihrer Bildung in der Erde, bis zu dem, wo wir sie in diesem Zustande der Auflösung sehen, in Bewegung seyn müssen.

Die Naturforscher scheinen, größten Theiles, nicht genug über das nachgedacht zu haben, was sie den Nisus nennen; das heißt, über das unaufhörliche Bestreben, welches diejenigen Körper, die übrigens der Ruhe zu genießen scheinen, einer gegen den andern äußern. Ein Stein von fünf hundert Pfund scheint uns, im Stande der Ruhe auf der Erde dazuliegen; aber er hört nicht einen Augenblick auf, mit Macht auf diese Erde zu wirken, die ihm widersteht, oder, in ihrer Reihe, ihn zurück stößt. Kann man sagen, daß dieser Stein und diese Erde nicht wirksam sind? Um aus diesem Irrthum gerissen zu werden, ist es genug, die Hand zwischen diesen Stein und die Erde zu legen, und man wird sehen, daß dieser Stein der Ruhe ungeachtet, welcher er zu genießen scheint, die Kraft hat, die Hand zu zerquetschen. Die Körper können nicht wirken, ohne daß auf sie zurück gewirkt werde. Ein Körper, welcher gestoßen, oder angezogen wird, oder irgend sonst einen Druck erhält, welchem er widersteht, zeigt uns, daß er durch diesen Widerstand selbst, zurück wirkt, woraus es folgt, daß es eine verborgene Kraft

(vis inertiae) giebt, die sich gegen andere Körper äußert, und hierdurch wird augenscheinlich bewiesen, daß diese vis inertiae fähig ist, in der That zu wirken, und zurück zu wirken. Mit einem Wort, man wird einsehen, daß diejenigen Kräfte, welche man **todte** Kräfte nennt, und diejenigen, welche **lebendig wirksame** Kräfte heißen, Kräfte von ein und derselben Art sind, und daß sie sich nur auf verschiedene Art äußern. (3)

Könnte man nicht noch weiter gehen, und sagen, daß es in den Körpern und Massen, deren Ganzes uns in Ruhe zu seyn scheint, immerwährende Wirkungen und Gegenwirkungen, beständige Bestrebungen, ununterbrochenen Widerstand und Antrieb, mit einem Worte, einen unaufhörlichen Nisus giebt, vermöge welches die Theile dieser Körper, einer den andern, drücken, sich gegenseitig widerstehen, unausgesetzt wirken und gegen wirken, durch welches Alles diese Theile zusammen gehalten, und die Massen der Körper, oder die Zusammensetzung gebildet wird, deren Ganzes uns in Ruhe zu seyn scheint, indem keines der Theile aufhört, wirklich thätig zu seyn? Die Körper scheinen nur, vermöge der gleichen Wirkung der Kräfte, die in ihnen thätig sind, in Ruhe zu seyn.

Auf diese Art erhalten denn die Körper, die in dem Zustande der allervollkommensten Ruhe zu seyn scheinen, in der That, es sey auf ihrer Oberfläche, oder in ihrem Innern, entweder von den Körpern, welche sie umringen, oder von denjenigen, welche in sie eindringen, sie ausdehnen, sie verdünnen, sie verdicken, und so gar von denjenigen,

(3) Actioni aequalis et contraria est reactio. V. *Bilfinger de Deo, anima et mundo* §. 218. p. 241. Zu diesem setzt sein Commentator hinzu: reactio dicitur actio patientis in agens, seu corporis in quod agitur actio in illud, quod in ipsum agit. Nulla autem datur in corporibus actio sine reactione, dum enim corpus ad motum solliciatur, resistit motoi, atque hac ipsa resistentia reagit in agens. Nisus sese exerens

nigen, woraus sie bestehen, unaufhörliche Impulsionen; und vermöge dessen sind nun die Theile dieser Körper wirklich in einer immerwährenden Wirkung und Gegenwirkung, oder in einer immerwährenden Bewegung, deren Wirkungen am Ende sich in sehr merklichen Veränderungen zeigen. Die Hitze treibt die Metalle aus einander und verdünnt sie, woraus man denn sieht, daß eine Stange Eisen, durch die bloßen Veränderungen der Atmosphere, in eine immerwährende Bewegung gesetzt werden muß, und daß es keine Partikel derselben giebt, die einen Augenblick einer wahren Ruhe genösse. Wie läßt sich, in der That, auch begreifen, daß, auf harte Körper, deren Theile sämmtlich nahe an einander liegen, Luft, Kälte, oder Hitze nur auf eine, und so gar nur auf eine ihrer äussern Partikeln wirken könnten, ohne daß die Bewegung sich, von Theil zu Theil, bis zu den allerinnersten Theilchen fortpflanze? Wie läßt sich, ohne Bewegung, die Art und Weise begreifen, auf welche unser Geruch von den Ausdünstungen der allerfestesten Körper, deren Theile sämmtlich uns in Ruhe zu seyn scheinen, gerührt werden könne? Und endlich, würden unsre Augen die von uns so entfernten Gestirne wahrnehmen können, wenn von diesen Gestirnen bis auf unsre Augen nicht eine fortschreitende Bewegung Statt hätte?

Mit einem Wort, überlegte Beobachtung muß uns überzeugen, daß in der Natur Alles in einer immerwährenden Bewegung ist, daß es keines ihrer Theilchen giebt, das im Zustande der wahren Ruhe wäre, und daß überhaupt die Natur ein wirkendes Ganzes ist, das aufhören

exerens adversus nisum agentis, seu vis illa corporis, quatenus resistit, internum resistentiae principium, vocatur vis inertiae, seu passiva. Ergo corpus reagit vi inertiae. Vis igitur inertiae et vis motrix in corporibus una eademque est, vis, diverso tamen modo sese exerens. ... Vis autem inertiae consistit in nisu adversus nisum agentis se exerente etc.

würde, Natur zu seyn, wenn sie nicht wirkte, oder, in welcher, ohne Bewegung, nichts erzeugt werden, nichts sich erhalten, nichts wirken könnte. Folglich schliesst die Vorstellung von der Natur, nothwendiger Weise, die Vorstellung von Bewegung in sich. —

Aber, wird man einwerfen, woher hat diese Natur ihre Bewegung erhalten? Wir antworten, durch sich selbst, weil sie das große Ganze ist, ausser welchem folglich nichts existiren kann; wir sagen, daß die Bewegung eine Art zu seyn ist, die, nothwendiger Weise, aus dem Eigenthümlichen der Materie fließt; daß sie sich, durch ihre eigene Energie bewegt, daß ihre Bewegungen sich von den Kräften herschreiben, die ihr zukommen; daß die Mannichfaltigkeit ihrer Bewegungen, und der Phenomene, die sich daraus ergeben, von der Verschiedenheit der Eigenschaften und Zusammensetzungen herkommen, die sich in den ursprünglichen ersten Stoffen finden, woraus das Ganze der Natur besteht.

Die Naturkündiger haben, größten Theiles, diejenigen Körper, welche nur mit Hülfe einer äußern Ursache, oder eines äußern Agenten in Bewegung gesetzt werden, für unbelebt, oder, der Fähigkeit sich zu bewegen beraubt angesehen; sie haben geglaubt, hieraus schließen zu können, daß die Materie, welche diese Körper ausmacht, eben auch, ihrer Natur nach, vollkommen träge wäre; und

(4) Die Naturkündiger, und Newton selbst haben keine Erklärung von der Ursache der Gravitation zu geben gewußt. Es scheint, indessen, als ob man sie von der Bewegung der Materie, durch welche die Körper eine verschiedene Richtung erhalten, herleiten könnte. Die Gravitation ist nichts, als eine einzele Art von Bewegung, eine Tendenz nach dem Mittelpunkt. Genau zu reden, ist jede Bewegung, verhältnißmäßig, eine Gravitation; was, in Verhältniß zu uns, fällt, erhebt sich, in Verhältniß zu andern Körpern. Woraus es denn folgt, daß jede Bewegung in dem Weltall die Wirkung einer Gravitation ist; denn es giebt ja in demselben kein entschieden

und sie sind aus ihrem Irrthum nicht heraus gezogen worden, ob sie gleich sahen, daß ein Körper, so oft er sich selbst überlassen, oder von den Hindernissen befreyt ist, die sich seinen Wirkungen entgegen setzten, ein Bestreben äussert, mit einer gleichförmig geschwinder werdenden Bewegung, zu fallen, oder sich dem Mittelpunkt der Erde zu nähern; sie haben es für besser gehalten, eine eingebildete äußere Ursache anzunehmen, von welcher sie keine Vorstellung hatten, als zuzugeben, daß die Bewegung dieser Körper sich von der eigenen Natur derselben herschriebe.

Auf eben diese Art haben diese Philosophen, ob sie gleich eine unendliche Zahl unermeßlicher Himmelskörper, die sich um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt sehr schnell bewegten, über ihren Häuptern sahen, dennoch nicht aufgehört, sich so lange chimärische Ursachen von diesen Bewegungen zu erträumen, bis der große **Newton** erwiesen hatte, daß diese Bewegungen die Wirkungen der **Gravitation** dieser himmlischen Körper gegen einander wären. (4) Und doch wäre eine sehr geringe Beobachtung hinlänglich gewesen, um daß die Naturkündiger vor **Newton** hätten einsehen können, wie sehr unzulänglich diejenigen Ursachen, welche sie annahmen, zur Hervorbringung solcher Wirkungen waren; sie hätten bey dem Stoß der Körper auf einander, welche sie beobachten konnten, und durch die bekannten Gesetze der Bewegung, Gelegen-

schiedenes Hohes, oder Niedriges, oder einen bestimmten Mittelpunkt. Es scheint, als ob die Schwere der Körper von ihrer äußern sowohl als innern Configuration abhienge, wodurch sie diejenige Art von Bewegung, die man Gravitation nennt, erhalten. Eine Kugel von Bley fällt, weil sie rund ist, schnell und gerade herunter; man schlage das Bley dieser Kugel sehr dünne und flach, und es wird sich länger in der Luft erhalten; und, wenn das Feuer auf dieses Bley wirkt: so wird es dadurch genöthigt werden, in die Atmosphere sich zu erheben; und auf diese Art wirkt nun dieses Bley, verschiedentlich modificirt, auf eine sehr verschiedene Art.

heit gehabt, sich zu überzeugen, daß die Bewegung sich immer nach Verhältniß der Dichtigkeit der Körper mittheilt, woraus sie dann natürlich hätten folgern sollen, daß, da die Dichtigkeit der feinen oder ätherischen Materie unendlich viel geringer ist, als die Dichtigkeit der Planeten, jene diesen nur eine sehr schwache Bewegung mittheilen konnte.

Wenn man die Natur, ohne Vorurtheil, betrachtet hätte: so hätte man, seit langer Zeit, überzeugt seyn müssen, daß die Materie, vermöge ihrer eigenen Kräfte, wirkt, und keines äußern Anstoßes bedarf, um in Bewegung gesetzt zu werden; man würde wahrgenommen haben, daß, so oft Vermischungen in den Stand gesetzt werden, die eine auf die andere zu wirken, die Bewegung sich augenblicklich darin erzeugt, und daß diese Vermischungen mit einer Kraft wirken, welche fähig ist, die außerordentlichsten Wirkungen hervor zu bringen. Wenn man Feilstaub, Schwefel und Wasser unter einander mischt: so erhitzen sich diese, dadurch auf einander zu wirken in Stand gesetzte Dinge allmählig, und gehen endlich in eine Entzündung über. Wenn man Mehl mit Wasser anfeuchtet, und diese Infusion verschlossen hält: so findet man, mit Hülfe des Vergrößerungsglases, nach einiger Zeit, daß dadurch organisirte Wesen erzeugt worden sind, die eines Lebens genießen, dessen man das Mehl und das Wasser für unfähig hielt. (5) Auf diese Art kann die unbelebte Materie, die, an und für sich selbst nichts als ein Zusammenfluß von Bewegung ist, ins Leben übergehen.

Man kann die Erzeugung der Bewegung, oder ihre Entwickelung, so wie die Energie der Materie, besonders bey

(5) Siehe Les observations microscopiques des H. Needham, welche diese Meynung völlig bestätigen. Würde also für einen Menschen, welcher nachdenkt, die Hervorbringung eines Menschen, unabhängig von den gewöhnlichen Mitteln, ein größeres Wunder seyn, als die Hervorbringung eines Insekts

bey den Zusammensetzungen, wo Feuer, Luft und Wasser sich vereint befinden, bemerken. Diese Elemente, oder vielmehr diese Vermischungen, die aus den volatilesten aller Wesen bestehen, sind diesem ungeachtet, in den Händen der Natur die vornehmsten Agenten, deren sie sich bedient, um die ausserordentlichsten Phänomene hervor zu bringen; von ihnen schreiben sich die Wirkungen des Donners, die Ausbrüche der Vulcane, die Erdbeben her. Die Kunst zeigt uns in dem Schießpulver, so bald das Feuer hinzu kommt, eine bewundrungswürdige Kraft; mit einem Wort, die schrecklichsten Wirkungen werden durch Zusammensetzung von Materien hervor gebracht, die man für todt und träge hielt.

Alle diese Thatsachen beweisen, auf eine unwiderlegliche Art, daß die Bewegung, ohne Beyhülfe eines äussern Agenten, in der Materie sich erzeugt, vermehrt und beschleunigt; und wir sind gezwungen, daraus zu folgern, daß diese Bewegung eine nothwendige Folge der unveränderlichen Gesetze, der Eigenthümlichkeit, und der, den verschiedenen Elementen, und den verschiedenen Zusammensetzungen dieser Elemente, anklebende Eigenschaft ist. Ist man nun noch nicht berechtigt, aus diesen Beyspielen zu schließen, daß es eine unendliche Menge anderer Zusammensetzungen geben kann, welche fähig sind, verschiedene Bewegungen in der Materie hervor zu bringen, ohne daß es nöthig sey, Zuflucht zu Agenten zu nehmen, die weit schwerer kennen zu lernen sind, als die Wirkungen, die man ihnen zueignet?

Wenn die Menschen aufmerksam auf das gewesen wären, was sich unter ihren Augen zuträgt: so würden sie

sekts durch Mehl und Wasser? Gährung und Fäulniß bringen sichtbarlich lebende Thiere hervor. Diejenige Art von Zeugung, welche man die zweydeutige genannt hat, ist es nur für diejenigen, die es sich nicht erlaubt haben, die Natur aufmerksam zu beobachten.

nicht ausserhalb der Natur eine, von der Natur verschiedene Kraft, durch welche diese in Thätigkeit gesetzt wird, und ohne welche sie geglaubt haben, daß sie sich nicht bewegen könnte, gesucht haben. Wenn wir, unter **Natur**, einen Haufen todter, aller Eigenschaften beraubter, blos passiver Materie verstehen: so werden wir, zweifelsohne, genöthigt seyn, ausser dieser Natur das Principium ihrer Bewegung zu suchen; aber, wenn wir, unter Natur, das verstehen, was sie wirklich ist, ein Ganzes, dessen verschiedene Theile verschiedene Eigenschaften haben, die unaufhörlich, gegenseitig, auf einander wirken, welche Schwere haben, welche gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt sich bewegen, indem andre sich davon entfernen, welche sich anziehen und zurück stoßen, welche sich vereinigen und sich trennen, und welche durch ihre unaufhörliche Collisionen und Näherungen, alle Körper, welche wir sehen, hervorbringen und auflösen; wenn wir unter Natur

(6) Verschiedene Theologen haben es eingesehen, daß die Natur ein thätiges Ganzes wäre. Natura est vis activa seu motrix; hinc natura etiam dicitur vis totius mundi, seu vis universa in in mundo. *Bilfinger* de Deo, anima et mundo, p. 278.

(7) Fast alle alte Philosophen sind darin einig gewesen, die Welt für ewig zu halten. Excellus Lucanus sagt ausdrücklich, indem er von dem Weltall spricht, ει δε γαρ ην και εσται: es war, und es wird immer seyn. Alle diejenigen, welche sich von dem Vorurtheil losmachen, werden die Stärke des Grundsatzes einsehen, daß aus Nichts Nichts werden kann; eine Wahrheit, die durch nichts erschüttert zu werden vermag. Die Schöpfung in dem Sinne, welche die Neuern diesem Worte geben, ist eine theologische Spitzfindigkeit. Das Ebräische Wort Barah ist, im Griechischen, in der Uebersetzung der Siebenziger, durch ἐποιησεν gegeben worden. Erotius versichert, daß, um die Ebräische Redensart in dem ersten Verse des ersten Buches Mosis richtig auszudrükken, man sagen müsse: „wie „Gott den Himmel und die „Erde machte: hatte die Materie keine Gestalt.„ Man sehe Le Monde, son origine et son antiquité. chap. 2. p. 59. Und

Natur dieses verstehen, dann wird uns nichts nöthigen, zu übernatürlichen Kräften unsre Zuflucht zu nehmen, und uns Rechenschaft von der Bildung der Dinge, und den Phänomenen zu geben, welche wir sehen. (6)

Diejenigen, welche eine, ausserhalb der Materie befindliche Ursache annehmen, sind genöthigt, voraus zu setzen, daß diese Ursache in der Materie die Bewegung, indem sie solcher die Existenz gab, hervorgebracht hat. Diese Voraussetzung ist auf eine andere gegründet; nämlich darauf, daß die Materie einen Anfang gehabt hat; eine Hypothese, die bis itzt noch nicht durch gültige Gründe erwiesen worden ist. Die Hervorbringung aus Nichts, oder die Schöpfung, ist nichts als ein Wort, das uns keinen Begriff von der Bildung des Weltalls geben kann; es bietet uns keinen Sinn dar, an welchem der Verstand sich halten könnte. (7)

Dieser

Und hieraus siehet man, daß das Ebräische Wort, welches man mit schaffen ausgedrückt hat, nichts bedeutet, als formen, bilden, in Ordnung bringen. κτίζειν und ποιεῖν, schaffen und machen haben beständig ein und dieselbe Sache bedeutet. Nach dem H. Hieronymus ist creare eben so viel, als condere, aufführen, bauen. Die Bibel sagt nirgends auf eine deutliche Art, daß die Welt aus Nichts gemacht worden sey. Tertullian gesteht ein, und der Jesuit Petavius sagt, daß diese Wahrheit mehr auf Schlüssen, als auf Ansehen beruht. Siehe Beausobre's Geschichte des Manichaismus, 1ter Theil. Der H. Justinus scheint die Materie für ewig angesehen zu haben, weil er den Plato darüber lobt, daß er gesagt hat, Gott hätte bey der Schöpfung der Welt nichts gethan, als daß Er der Materie den ersten Stoß gegeben, und sie gebildet habe. Und endlich sagt Burnet ausdrücklich: creatio et annihilatio hodierno sensu sunt voces licitiae; neque enim occurrit apud Hebraeos, Graecos aut Latinos, vox ulla singularis, quae vim istam olim habuerit. S. Archaeol. philosoph. lib. 1. cap. 7. p. 374. (ed. Amstel. 1699.) „Es „ist sehr schwer, sagt ein Ungenannter, sich zu überreden, „daß die Materie nicht ewig „seyn solle, da es dem menschlichen

Dieser Begriff wird noch viel dunkler, wenn man die Schöpfung, oder die Ausbildung der Materie, einem geistigen Wesen zueignet; das heißt, einem Wesen, das gar keine Analogie, gar keinen Berührungspunkt mit ihr hat, und das, wie wir bald sehen werden, keine Ausdehnung und Theile hat, und folglich keiner Bewegung fähig ist. Denn diese ist nichts anders, als die Veränderung eines Körpers in Beziehung auf andere Körper, vermöge welcher der, in Bewegung seyende Körper, in der Zeitfolge, verschiedene seiner Theile gegen verschiedene Punkte des Raumes wendet. Ausserdem kommt Jedermann darin überein, daß die Materie nicht ganz vernichtet werden, oder zu existiren aufhören könne; und wie läßt es sich nun begreifen, daß das, was nicht aufhören kann zu seyn, jemals einen Anfang habe haben können?

Wenn man also fragt, wo ist die Materie hergekommen: so antworten wir, daß sie immer existirt hat. Wenn man fragt: woher ist die Bewegung in die Materie gekommen: so sagen wir, aus dem vorgedachten Grunde hat sie, von Ewigkeit her in Bewegung seyn müssen; denn die Bewegung ist eine nothwendige Folge ihrer Existenz, ihres Wesens, und ihrer primitiven Eigenschaften, so wie es ihre Ausdehnung, ihre Schwere, ihre Undurchdringlichkeit, ihre Figur, u. s. w. sind. Diesen, der Materie wesentlichen, eigenthümlichen, und anklebenden Eigenschaften zu Folge, ohne welche sich einen Begriff von ihr zu machen unmöglich ist, haben die verschiedenen Materien, aus welchen das Weltall zusammen gesetzt ist, die eine auf die andere, von Ewigkeit her, auf einander drükken,

„lichen Verstande unmöglich „ist, zu begreifen, daß es, einmahl, eine Zeit gegeben hat, „und daß es einmahl eine Zeit „geben wird, wo weder Raum, „noch Ausdehnung, noch Ort, „noch Abgrund waren und seyn „werden, sondern alles Nichts „war und Nichts ist.„ S. Dissertations melées T. 2. S. 74.

ken, gegen einen Mittelpunkt sinken, auf einander treffen, sich gegenseitig anziehen und zurück stoßen, sich vereinigen und sich trennen, mit einem Wort, auf verschiedene Art wirken und sich bewegen müssen, je nachdem es dem Wesen und der Energie jeder Art von Materie, und jeder ihrer Combinationen eigen war. Die Existenz setzt Eigenschaften in dem Dinge voraus, welches existirt; so bald es Eigenschaften hat: so müssen seine Wirkungsarten, nothwendiger Weise, aus seiner Art zu seyn sich ergeben. So bald ein Körper Schwere hat, muß er fallen; so bald er fällt, muß er die Körper stoßen, auf die er in seinem Falle trift; so bald er dicht und solide ist, muß er, nach Verhältniß seiner eigenen Dichtigkeit, denjenigen Körpern, welche er stößt, Bewegung mittheilen; so bald er Analogie und Aehnlichkeit mit ihnen hat, sich mit ihnen vereinen, so bald er keine Analogie mit ihnen hat, von ihnen zurück gestoßen werden.

Hieraus sieht man nun, daß, wenn man, wie man dazu gezwungen ist, die Existenz der Materie annimmt, man ihr auch Eigenschaften, sie seyen von welcher Art sie wollen, zugestehen muß, aus welchen die Bewegungen, oder die Wirkungsarten, die durch eben diese Eigenschaften bestimmt werden, nothwendiger Weise, herfließen müssen. Um das Weltall zu bilden, forderte Cartesius nur Materie und Bewegung. Eine mannichfaltige Materie war ihm hinlänglich; die verschiedenen Bewegungen waren die Folgen ihrer Existenz, ihres Wesens, und ihrer Eigenschaften; ihre verschiedenen Wirkungsarten sind die nothwendigen Folgen ihrer verschiedenen Arten zu seyn. Eine Materie ohne Eigenschaften ist ein bloßes Nichts; folglich muß die Materie, so bald als sie existirt, wirken; so bald sie verschieden ist, muß sie verschieden wirken; so bald sie nicht hat anfangen können zu existiren: so existirt sie seit Ewigkeit, wird niemals aufhören zu seyn, und durch ihre eigene Energie zu wirken, und die Bewegung ist ein Modus, den sie durch ihre eigene Existenz hat.

Die

Die Existenz der Materie ist eine Thatsache; die Existenz der Bewegung ist eine andere Thatsache. Unsre Augen zeigen uns Materien von verschiedenen Beschaffenheiten, die mit Eigenschaften begabt sind, welche sie von einander unterscheiden, und verschiedene Combinationen bewirken. Es ist in der That ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Materie ein homogener Körper sey, dessen Theile nur, durch ihre verschiedenen Modificationen von einander unterschieden sind. Unter den Individuen von einer Art, die wir kennen, giebt es nicht zwey, die sich genau einander ähnlich wären; und dieses muß auch so seyn. Der einzige Unterschied der Lage muß, nothwendiger Weise, eine mehr oder weniger merkliche Verschiedenheit, nicht allein in den Modificationen, sondern auch in der Beschaffenheit, in den Eigenschaften, und in dem ganzen System der Wesen, nach sich ziehen. (8)

Wenn man dieses Principium, das die Natur beständig zu bestätigen scheint, wohl erwägt: so wird man überzeugt werden, daß die Elemente oder die primitiven Materien, aus welchen die Körper zusammen gesetzt sind, nicht von ein und derselben Art seyn, und folglich auch nicht ein und dieselben Eigenschaften, ein und dieselben Modificationen, noch ein und dieselbe Art, sich zu bewegen, und zu wirken, haben können. Ihre Wirksamkeit, oder ihre Bewegungen, die schon verschieden ist, wird noch unendlich verschiedener, vermehrt sich, oder vermindert sich, wird beschleuniget oder aufgehalten, nach Maaßgabe der Zusammensetzung der Verhältnisse, der Schwere, der

(8) Diejenigen, welche die Natur von nahe beobachtet haben, wissen, daß nicht zwey Sandkörner einander genau ähnlich sind. So bald die Umstände, oder die Modificationen für die Wesen ein und derselben Art nicht mehr ein und dieselben sind, so kann es auch keine genaue Aehnlichkeit unter ihnen geben. Man sehe das sechste Hauptstück. Diese Wahrheit hat der tiefsinnige, scharfsinnige Leibnitz sehr gut einge-

der Dichtigkeit, des Umfanges, und der verschiedenen Stösse, woraus die Körper bestehen. Das Element des Feuers ist, sichtlich, viel wirksamer, und viel beweglicher, als das Element der Erde; dieses ist solider und schwerer, als das Feuer, als die Luft, als das Wasser; nach der Quantität, in welcher diese Elemente sich in der Zusammensetzung der Körper finden, müssen diese verschiedentlich wirksam, und ihre Bewegungen müssen, in gewisser Art, nach den Elementen, aus welchen sie gebildet sind, zusammen gesetzt seyn. Das elementarische Feuer scheint, in der Natur, das Principium der Thätigkeit zu seyn; es ist, so zu sagen, eine fruchtbare Hefen, welche die Masse in Gährung setzt, und ihr das Leben giebt. Die Erde scheint, vermöge ihrer Undurchdringlichkeit, oder vermöge der genauen Verbindung, deren ihre Theile fähig sind, das Principium der Solidität der Körper auszumachen. Das Wasser ist ein geschicktes Vehiculum, die Zusammensetzung der Körper zu begünstigen, zu welcher es selbst, wie ein constituirender Theil derselben, gehört. Und endlich ist die Luft ein Fluidum, das den andern Elementen den nöthigen Raum verschaft, um ihre Bewegungen ins Werk zu setzen, und was ausserdem noch geschickt ist, sich mit ihnen zu combiniren. Diese Elemente, welche unsre Sinne uns niemals rein zeigen, sind, da sie sich, gegenseitig, unaufhörlich in Wirkung setzen, immer wirken und gegenwirken, immer sich vereinen und trennen, anziehen und zurück stoßen, — sie sind hinlänglich, um uns die Bildung aller Wesen, die wir sehen, zu erklären: ihre Bewe-

eingesehen. Einer seiner Schüler drückt sich, auf folgende Art, darüber aus: Ex principio indiscernibilium patet elementa rerum materialium singula singulis esse dissimilia, adeoque unum ab altero distingui, convenienter omnia extra se invicem existere, in quo differunt a punctis mathematicis, cum illa uti haec nunquam coincidere possint. V. *Bilfinger, de Deo, anima et mundo* p. 276.

Bewegungen entstehen, ununterbrochen, eine aus der andern; sie sind, Wechselweise, Wirkung und Ursache, und auf diese Art bilden sie einen ungeheuern Kreis von Zeugung und Zerstörung, von Zusammensetzungen und Auflösungen, der keinen Anfang hat haben können, und der kein Ende haben wird. Mit einem Wort, die Natur ist nichts, als eine unermeßliche Kette von Wirkungen und Ursachen, die unaufhörlich gegenseitig aus einander entstehen. Die Bewegungen der einzeln Wesen hängen von der allgemeinen Bewegung ab, welche wiederum durch die Bewegungen der einzeln Wesen unterhalten wird. Diese werden, durch die verschiedenen Combinationen, oder Umstände, welche, in jedem Augenblick, die Richtung, Zwecke, Gesetze, die Arten zu seyn und zu wirken der verschiedenen, bewegten Körper ändern — sie werden dadurch gestärkt oder geschwächt, beschleunigt, oder aufgehalten, simpler, oder zusammen gesetzter, gezeugt, oder vernichtet. (9) Weiter hinauf steigen zu wollen, um das Principium der Wirksamkeit der Materie, und den Ursprung der Dinge finden zu wollen, heißt nur die Schwierigkeit weiter hinaus schieben, und sie der Untersuchung unserer Sinne

(9) Wenn es wahr wäre, daß Alles dahin zweckte, eine einzige und einfache Masse zu bilden; und wenn es sich zutrüge, daß in dieser Masse Alles nur einen Augenblick in nisu wäre: so würde Alles ewig in diesem Zustande bleiben, und es würde, alle Ewigkeit hindurch, nichts mehr seyn, als eine Materie, und ein Nisus, welches dann ein ewiger und allgemeiner Tod seyn würde. Die Naturkündiger verstehen unter Nisus das Streben eines Körpers gegen einen andern Körper, ohne örtliche Veränderung; und in jener Voraussetzung nun konnte es keine Ursache von Auflösung geben, da, nach dem Grundsatz der Chymisten, die Körper nicht anders wirken, als wenn sie aufgelößt sind. Corpora non agunt, nisi sint soluta.

(10) Omnium quae in sempiterno illo mundo semper fuerunt futuraque sunt, aiunt principium fuisse nullum, sed orbem esse quendam generantium, nascentiumque, in quo

Sinne schlechterdings entziehen. Diese können uns nur diejenigen Ursachen, die auf sie zu wirken, oder ihnen Bewegung zu geben vermögen, kennen und beurtheilen lehren. Und so wollen wir uns dann begnügen zu sagen, daß die Materie beständig existirt hat, daß sie sich, vermöge ihrer Beschaffenheit, bewegt, daß alle Erscheinungen der Natur den verschiedenen Bewegungen der mannichfaltigen Stoffe, welche die Natur enthält, zuzuschreiben sind, und welche machen, daß diese Natur, gleich dem Phönix, unaufhörlich aus ihrer Asche wieder empor steigt. (10)

Drittes Hauptstück.

Von der Materie, ihren verschiedenen Verbindungen und verschiedenen Bewegungen, oder von dem Gange der Natur.

Wir kennen die Elemente der Körper nicht; aber wir kennen einige von ihren Eigenschaften, und wir unterscheiden die verschiedenen Stoffe durch die Wirkungen, oder die Veränderungen, die sie in unsern Sinnen hervor bringen; durch die verschiedenen Bewegungen, die ihre

quo uniuscujusque geniti initium simul, et finis esse videatur.

V. *Censor. de Die natali.*

Der Dichter Manlius drückt sich auf eben die Art in folgenden schönen Versen aus:

Omnia mutantur mortali lege creata,
Nec se cognoscunt terrae vertentibus annis,
Exutas variam faciem per saecula gentes.
At manet incolumis mundus suaque omnia servat,
Quae nec longa dies auget, minuitque senectus,
Nec motus puncto currit, cursusque fatigat:
Idem semper erit, quoniam semper fuit idem.

Manilii Astronom. Lib. 1.

Auch war dieses die Meynung des Pythagoras, so wie es Ovidius im 15ten Buche seiner Metamorphosen, v. 165. dargestellt hat:

Omnia mutantur, nihil interit; errat et illinc
Huc venit, hinc illuc u. s. w.

ihre Gegenwart in uns erzeugt. Wir finden diesem zu Folge an ihnen Ausdehnung, Bewegsamkeit, Theilbarkeit, Schwere, Solidität, und eine widerstehende Kraft. Aus diesen allgemeinen und primitiven Eigenschaften fliessen andere, als Dichtigkeit, Figur, Farbe, Gewicht u. s. w. Folglich ist Materie, im Ganzen, in Ansehung unserer Alles das, was unsere Sinne auf irgend eine Art rühret; und die Eigenschaften, welche wir den verschiedenen Stoffen zueignen, sind auf die verschiedenen Eindrükke, oder auf die Veränderungen gegründet, welche sie in uns hervor bringen.

Man hat bis itzt noch nicht eine genugthuende Erklärung von der Materie gegeben; die, von ihren Vorurtheilen hintergangenen Menschen haben nur unvollkommene, leere, flache Begriffe gehabt. Sie haben diese Materie für ein grobes, passives, ganz homogenes, und der Bewegung, Verbindung und Selbstwirksamkeit unfähiges Wesen gehalten: an Statt, daß sie solche hätten für eine Gattung von Wesen ansehen sollen, deren verschiedene Individuen, ob sie gleich einige Eigenschaften gemein hatten, wie Ausdehnung, Theilbarkeit, Figur u. s. w. dennoch nicht in ein und dieselbe Classe hätten gestellt, noch unter eine einzige Benennung hätten begriffen werden sollen.

Das, was ich gesagt habe, zu erklären, die Richtigkeit desselben ins Licht zu setzen, und die Anwendung davon zu erleichtern, kann folgendes Beyspiel dienen. Die, der ganzen Materie gleich sehr zukommenden Eigenschaften sind Ausdehnung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit, Figur, Beweglichkeit, oder die Eigenschaft in Masse bewegt zu werden. Die Materie des Feuers hat ausser diesen allgemeinen, der ganzen Materie zukommenden Eigenschaften, noch diese besonderen: Daß sie, vermöge einer, ihr eigenen Bewegung, in unsern Organen das Gefühl von Wärme, und vermöge einer andern,

in

in unsern Augen die Sensation von Licht hervor bringt. Das Eisen, in so fern es, im Ganzen, Materie ist, ist ausgedehnt, theilbar, beweglich in Masse u. s. w.; wenn die Materie des Feuers, in einer gewissen Proportion oder Quantität, sich mit ihm verbindet: so erlangt das Eisen alsdann zwey neue Eigenschaften; nämlich das Vermögen, in uns die Sensationen von Wärme und Licht, das es vorher nicht hatte, erzeugen zu können. Alle diese unterscheidende Eigenschaften sind davon unzertrennlich, und die Phänomene, die sich daraus ergeben, ergeben sich, in dem strengsten Sinne des Wortes, nothwendiger Weise daraus.

Wofern man nur ein wenig auf die Wege der Natur Acht hat; wofern man nur ein wenig die Wesen, in den verschiedenen Zuständen beobachtet, durch welche sie, vermöge ihrer Eigenthümlichkeiten zu gehen genöthiget sind: so wird man überzeugt seyn müssen, daß der Bewegung allein die Veränderungen, Verbindungen, Formen, mit einem Wort, alle Modificationen der Materie zugeschrieben werden müssen. Durch die Bewegung wird Alles, was existiret, hervorgebracht, verändert; durch sie wächset Alles, durch sie wird Alles vernichtet; die Bewegung ist es, die das Ansehn der Wesen ändert, die ihnen Eigenschaften nimmt, oder giebt, und welche macht, daß jedes derselben, nachdem es einen gewissen Rang, oder Ordnung eingenommen hat, genöthigt ist, diese, als eine Folge seiner Natur, wieder zu verlassen, und einen andern Platz einzunehmen, und zur Entstehung, Unterhaltung, und Auflösung anderer Wesen beyzutragen, die der Beschaffenheit, dem Range, dem Umfange nach, von ganz anderer Art sind.

Mit Hülfe der Bewegung geschieht in dem, was die Naturkündiger die drey Reiche der Natur genannt haben, eine Umänderung, eine Abwechselung, ein unaufhörlicher Umlauf der kleinen Theile der Materie; die

Natur bedarf, an einer Stelle, diejenigen, welche sie, auf eine Zeitlang, an eine andere Stelle gestellt hatte; diese kleinen Kügelchen (molecules) nachdem sie, vermöge besonderer Verbindungen, Wesen gebildet hatten, die mit bestimmten Beschaffenheiten, Eigenthümlichkeiten und Wirkungsarten begabt waren, lösen sich auf, und trennen sich, mehr oder weniger, leicht von einander, verbinden sich denn wieder auf eine neue Art, und bilden neue Wesen. Der aufmerksame Beobachter sieht, auf eine, mehr oder weniger merkliche Art, die Vollziehung dieses Gesetzes in allen Wesen, welche ihn umringen; er sieht die Natur erfüllt mit herum irrenden Keimen, wovon sich einige entwickeln, indem andere erwarten, daß die Bewegung sie in Sphären, in Umstände bringe, welche nothwendig sind, damit sie sich entwickeln, anwachsen, und durch Zusatz von Substanzen, oder Stoffen, welche ihrer primitiven Beschaffenheit analog sind, merkbarer werden können. In allem diesen sehen wir nichts, als die Wirkungen der Bewegung, die nach Maaßgabe der verschiedenen Eigenschaften, welche die Wesen entweder allmählig erlangen oder verlieren, auf eine nothwendige Art, ihre Richtung erhält, modificirt, beschleunigt, oder vermindert, verstärkt, oder geschwächt wird. Dieses bringt nun, unfehlbar, in allen Körpern, in jedem Augenblick, mehr oder weniger merkliche Veränderungen hervor; und kein Körper kann, genau gesprochen, in zwey auf einander folgenden Augenblicken seiner Dauer ein und derselbe seyn; er ist in jedem Augenblick genöthigt zu gewinnen, oder zu verlieren; mit einem Wort: er ist unaufhörlichen Abänderungen seiner Beschaffenheit, seiner Eigenthümlichkeiten, seiner Kräfte, seiner Masse, seiner Wirkungsart, seiner Eigenschaften unterworfen.

Die Thiere, nachdem sie in der Bärmutter entwikkelt worden, die den Elementen ihrer Maschine angemessen ist, wachsen, werden stärker, erlangen neue Eigenschaften, eine neue Energie, neue Vermögen, es sey, indem

indem sie sich mit Pflanzen, die ihrer Beschaffenheit analog sind, nähren, oder, indem sie Thiere fressen, deren Substanz zu ihrer Erhaltung geschickt ist, das heißt, welche den unaufhörlichen Verlust einiger Theile ihrer eigenen Substanz, die sich, in jedem Augenblick, davon auflösen, ersetzet. Eben diese Thiere, ernähren und erhalten sich, wachsen und nehmen zu mit Hülfe von Wasser und Luft, Erde und Feuer. Der Luft, oder des Fluidums beraubt, das sie umgiebt, das auf sie drückt, das sie durchdringt, das ihnen Federkraft giebt, würden sie bald aufhören, zu leben. Das Wasser, verbunden mit dieser Luft, gehört zu ihrem ganzen Mechanismus, dessen Spiel es erleichtert. Die Erde dient ihnen zur Grundlage, indem sie ihrem Gewebe Solidität giebt; sie wird durch Luft und Erde herbey geführt, welche sie zu denen Theilen des Körpers bringen, mit welchen sie sich verbinden kann. Und endlich verschaft das Feuer, versteckt unter einer unendlichen Menge von Gestalten und Hüllen, und unaufhörlich von dem Thiere aufgenommen, demselben Wärme und Leben, und macht es geschickt, seine Verrichtungen auszuführen. Die Nahrungsmittel, geschwängert mit allen diesen verschiedenen Principien, stellen, indem sie den Magen füllen, die Bewegung in dem Nervensystem wieder her, und ziehen gleichsam die Maschine, nach Verhältniß ihrer eigenen Wirksamkeit und der Elemente, aus welchen sie zusammen gesetzt sind, wieder auf, die schon anfieng zu schmachten, und durch die erlittenen Verluste matt zu werden. So gleich ändert sich Alles im Thiere; es hat mehr Energie und Wirksamkeit, es erhält Kräfte, und zeigt Fröhlichkeit; es ist thätig, es bewegt sich, es denkt auf eine ganz verschiedene Art, und alle seine Vermögen äußern sich mit großerer Leichtigkeit. (11) Und hieraus sieht man nun, daß das, was

(11) Es ist gut, hier zum voraus zu bemerken, daß alle geistige Substanzen, das heißt, alle, welche einen großen Ueberfluß

man die **Elemente**, oder die primitiven Theile der Materie nennt, verschiedentlich mit einander verbunden, unaufhörlich, vermittelst der Bewegung, mit der Substanz der Thiere vereint oder assimilirt werden, sichtbarlich das Wesen derselben modificiren, und auf ihre Handlungen, das heißt, auf die merklichen, so wohl als verborgenen Bewegungen, die in ihnen vorgehen, Einfluß haben.

Eben diese Elemente, die zur Nahrung, Stärkung und Erhaltung des Thieres dienen, werden, unter gewissen Umständen, die Principien und die Werkzeuge der Auflösung, Schwächung und des Tods derselben; sie bewirken seine Zerstörung, so bald sie sich nicht mehr in dem genauen Verhältniß befinden, vermöge dessen sie geschickt sind, das Daseyn desselben zu erhalten. Auf diese Art wird das Thier durch das Wasser, wenn es zu häufig in dem Körper desselben ist, entnervt, seine Fibern werden dadurch erschlaft, und die nothwendige Wirkung der übrigen Elemente verhindert. Und wenn das Feuer in zu großer Menge in dem Körper sich befindet: so erweckt es unordentliche, und die Maschine zerstörende Bewegungen; die Luft, beladen mit Theilen, die dem Mechanismus desselben wenig analog sind, bringt ansteckende Seuchen und gefährliche Krankheiten; und endlich die Nahrungsmittel, auf gewisse Arten modificirt, an Statt zu nähren, zerstören den Körper, und bringen ihn zu seinem Untergange. Alle diese Substanzen erhalten das Thier nur in so fern, als sie ihm analog sind; sie richten es zu Grun-

fluß von entzündbaren und feurigen Materien enthalten, z. B. Wein, Brantewein, abgezogene Wasser, u. d. diejenigen sind, welche die organischen Bewegungen der Thiere am mehrsten beschleunigen, indem sie ihnen die mehrste Wärme mittheilen. Auf diese Art geht es zu, daß der Wein Muth und so gar Witz giebt, ob der Wein gleich ein materielles Wesen ist. Frühling und Sommer bringen nur deswegen so viel Insekten und

Grunde, wenn sie nicht mehr in dem gehörigen Gleichgewichte sind, vermöge dessen sie fähig waren, sein Daseyn zu erhalten.

Die Pflanzen, die, wie man gesehen hat, zur Nahrung und zur Erhaltung der Thiere dienen, ziehen selbst ihre Nahrung aus der Erde, entwickeln sich in dem Schoosse derselben, wachsen und werden stark auf Kosten derselben, ziehen unaufhörlich durch Wurzeln und Luftlöcher Wasser, Luft und feurige Materie in ihr Gewebe ein. Sichtbarlich belebt das Wasser sie jedesmahl, wenn ihre Vegetation schmachtet; es bringt ihnen Theilchen zu, wodurch sie vollkommener gemacht werden können; die Luft ist ihnen nothwendig, um sich auszudehnen, und führt ihnen Wasser, Erde, Feuer zu, mit welchen sie selbst combinirt ist. Und endlich erhalten sie mehr oder weniger entzündbare Materien; und die verschiedenen Verhältnisse dieser Principien machen die verschiedenen **Familien** oder **Classen** aus, in welche die Botanisten die Pflanzen, nach Maaßgabe ihrer Formen und ihrer Zusammensezzungen eingetheilt haben, woraus eine unendliche Menge sehr verschiedner Eigenschaften entstehen. Auf diese Art wachsen die Ceder und der Ysop, wovon die eine sich bis an die Wolken erhebt, indem der andre demüthig auf der Erde umher kriecht. Auf diese Art keimt aus der Eichel allmählig die Eiche empor, die uns mit ihrem Laube beschattet; auf diese Art dient ein Roggenkorn, nachdem es sich von den Säften der Erde genährt hat, dem Menschen zur Nahrung, welchem es die Elemente oder Principien zuführt, vermöge welcher es selbst heran gewachsen, und

und Thiere zum Vorschein, begünstigen nur deswegen die Vegetation, und beleben nur deswegen die Natur, weil alsdann die Materie des Feuers häufiger ist, als im Winter. Die feuerige Materie ist, augenscheinlich, die Ursache der Gährung, der Zeugung, des Lebens; sie ist der Jupiter der Alten. S. 2ten Theil, erstes Hauptstück.

sich dergestalt modificirt hat, daß es das schicklichste Gewächs geworden ist, sich mit der menschlichen Maschine zu assimiliren, und zu vereinen; das heißt, mit den flüssigen und festen Theilen, woraus sie zusammen gesetzt ist.

Eben dieselben Elemente und Principien finden wir bey der Bildung der Mineralien wieder; so wie bey ihrer Auflösung, diese sey künstlich oder natürlich. Wir sehen, daß verschieden bearbeiteter, modificirter und combinirter Boden erforderlich ist, sie wachsen zu machen, und ihnen mehr oder weniger Gewicht und Dichtigkeit zu geben. Wir sehen, daß Luft und Wasser zur Verbindung ihrer Theile beytragen; und daß die Feuermaterie, oder das entzündbare Principium ihnen ihre Farben giebt, und zuweilen sichtbarlich sich in den glänzenden Funken zeigt, welche die Bewegung aus demselben heraus treibt. Diese, so vesten Körper, diese Steine, diese Metalle, zerstören sich, und lösen sich auf, vermittelst der Luft, des Wassers, und des Feuers, so wie es die allerallteglichste Analyse, und eine Menge von Erfahrungen beweisen, wovon unsre Augen täglich Zeugen sind.

Die Thiere, die Pflanzen und die Mineralien geben, nach Verlauf einer gewissen Zeit, der Natur, das heißt, der allgemeinen Masse der Dinge, dem allgemeinen Magazin, die Elemente oder Principien wieder, welche sie daher entliehen haben. Die Erde nimt alsdann den Theil des Körpers wieder, dessen Grundlage und Solidität sie ausmacht; die Luft, die ihr analogen Theile, und die feinsten und leichtesten; das Wasser führt diejenigen mit sich fort, welche es aufzulösen fähig ist. Das Feuer reißt sich aus seinen Banden, um sich mit andern Körpern zu combiniren. Die, auf diese Art, von einander getrennten, aufgelöseten, zerstreueten, elementarischen Theile des Thieres, bilden nun neue Verbindungen; sie dienen zur Nahrung, zur Erhaltung, zur Zerstörung neuer Wesen, und unter andern der Pflanzen, die, wenn sie zu ihrer

ihrer Reife gelangt sind, neue Thiere ernähren und erhalten, und diese untergehen, in ihrer Reihe, dann wieder das Geschick der erstern.

So ist der beständige Gang der Natur; dieses ist der ewige Cirkel, den Alles, was existirt, durchzulaufen genöthigt ist. Auf diese Art entstehen, in der Zeitfolge, durch Bewegung, alle Theile des Weltalles, eines aus dem andern, werden durch dasselbe erhalten, gehen durch dasselbe unter, und die Summe der Existenz bleibt beständig ein und dieselbe. Die Natur, vermöge ihrer Verbindungen, erzeugt Sonnen, die sich in die Mittelpuncte so vieler Systeme hinstellen; sie bringt Planeten hervor, die, vermöge ihrer eignen Beschaffenheit, sich um diese Sonnen herum bewegen; allmählig ändert die Bewegung die eine und die andere ab; sie wird vielleicht dereinst die Theile zerstreuen, aus welchen sie diese bewundrungswürdigen Massen zusammen gesetzt hat, welche der Mensch, in dem kurzen Zeitraume seiner Existenz, nur im Vorbeygehen wahrnimt.

Folglich ist denn die immerwährende, der Materie anklebende Bewegung, welche alle Wesen verändert und auflöset, die ihnen, in jedem Augenblick, einige ihrer Eigenschaften nimt, um ihnen andere dafür zu geben; die Bewegung ist es, die, indem sie ihre gegenwärtigen Beschaffenheiten abändert, auch ihre Ordnung, ihre Richtung, ihre Tendenz, und die Gesetze abändert, die ihre Seyns- und Wirkungsarten bestimmen. Von dem, in dem Innersten der Erde, durch die genaue Verbindung analoger und ähnlicher Partikeln, gebildeten Steine an, bis zur Sonne, diesem ungeheuern Sammelplatz entzündbarer Materien, die das Firmament erleuchtet; von der Auster, bis zu dem denkenden, thätigen Menschen, sehen wir eine, nicht unterbrochene Progression, eine fortlaufende Kette, von Verbindungen und Bewegungen, aus welchen sich Wesen ergeben, die in nichts von einan-

der unterschieden ist, als durch die Verschiedenheit ihrer elementarischen Materien, durch die Verbindungen und Verhältnisse eben dieser Elemente, aus welchen unendlich mannichfaltige Seyns- und Wirkungsarten entstehen. Wir werden in der Zeugung, in der Nahrung, in der Erhaltung der Wesen, niemahls etwas anders, als verschiedene verbundene Stoffe sehen, deren jeder eine, ihm eigenthümliche Bewegung hat, die nach bestimmten und beständigen Gesetzen geordnet sind, und aus welchen nothwendige Veränderungen entstehen. Bey der Bildung, dem Wachsthum, dem augenblicklichen Leben der Thiere, der Vegetabilien, der Mineralien, finden wir nichts, als Stoffe, die sich vereinen, an einander hängen, zusammen häufen, ausdehnen, und allmählig empfindende, lebende, vegetirende, oder, dieser Vermögen beraubte Wesen bilden, und die, nachdem sie eine Zeitlang unter einer besondern Form bestanden haben, gezwungen sind, durch ihren Untergang, zur Hervorbringung anderer Wesen beyzutragen. (12)

Viertes Hauptstück.

Von den Gesetzen der Bewegung, die allen Wesen gemein sind. Von der anziehenden und zurück stossenden Kraft. Von der Kraft der Trägheit. Von der Nothwendigkeit.

Die Menschen verwundern sich nicht über Wirkungen, von welchen sie die Ursachen kennen; sie glauben diese Ursachen zu kennen, sobald sie solche auf eine einförmige und unmittelbare Art wirken sehen, oder so bald die

(12) Destruction unius generatio alterius. Genau zu reden wird nichts in der Natur geboren, und stirbt nichts in der Natur; eine Wahrheit, die von verschiedenen, alten Philosophen

die Bewegungen, welche von ihnen hervor gebracht werden, einfach sind. Der Fall eines Steines, der, vermöge seiner eigenen Schwere fällt, ist nur für einen Philosophen ein Gegenstand des Nachdenkens, für welchen die Wirkungsarten der allerunmittelbarsten Ursachen sind, minder undurchdringliche Geheimnisse sind, als die Art, aus welcher die allerentferntesten Ursachen, und die allerzusammen gesetztesten Bewegungen wirken. Der grosse Hause ist niemahls geneigt, die Wirkungen zu ergründen, die ihm so alltäglich sind, noch bis zu ihren ersten Principien hinauf zu steigen. In dem Falle eines Steines sieht er Nichts, das ihn überraschen, oder seine Untersuchung verdienen könnte. Man muß ein **Newton** seyn, um wahrzunehmen, daß der Fall der schweren Körper ein, der ganzen Aufmerksamkeit würdiges Phänomen ist; es bedarf des Scharfsinnes eines gründlichen Naturkündigers, um die Gesetze zu entdecken, vermöge welcher die Körper fallen, und andern Körpern ihre eigene Bewegung mittheilen; mit einem Wort, der geübteste Geist hat oft den Kummer, zu sehen, daß die allereinfachsten und die allergewöhnlichsten Wirkungen, allen seinen Untersuchungen entwischen und ihm unauflößlich bleiben.

Wir kommen nicht in die Versuchung, über die Wirkungen, die wir sehen, nachzudenken, als wenn sie ausserordentlich, ungewöhnlich, das heißt, wenn unsre Augen noch nicht daran gewöhnt sind, oder, wenn wir die Energie der wirkenden Ursache noch nicht kennen. Es giebt keinen Europäer, der nicht einige von den Wirkungen des Schießpulvers gesehen hätte; der Arbeiter, der es macht, denkt sich nichts Wunderbares dabey, weil er tagtäglich die Materien handhabt, aus welchen dieses Pulver

losophen anerkannt worden ist. Empedocles sagt, „es giebt „weder Geburt noch Tod für „Alles Sterbliche; sondern nur „eine Verbindung, und eine „Auflösung dessen, was ver„bun-

ver verfertigt wird; der **Amerikaner** sah ehedem die Wirkungen desselben als ein Werk göttlicher Macht, und seine Stärke für übernatürlich an. Der Donner, dessen wahre Ursache dem großen Haufen unbekannt ist, wird von demselben, als das Werkzeug himmlischer Rache angesehen; der Naturkündiger betrachtet ihn als die natürliche Wirkung der electrischen Materie, die denn doch aber selbst eine wirkende Ursache ist, welche vollkommen zu erkennen, er bey weitem nicht vermag.

Doch dem sey, wie ihm wolle, so bald wir eine Ursache wirken sehen: so betrachten wir die Wirkungen als natürlich; so bald, wie wir gewohnt sind, sie zu sehen, oder bekannt mit ihr sind: so glauben wir, sie zu kennen, und ihre Wirkungen überraschen uns nicht mehr. Aber, so bald wir eine ungewöhnliche Wirkung wahrnehmen, ohne die Ursache derselben zu entdecken: so geräth unser Verstand in Bewegung, und beunruhigt sich nach Verhältniß des Umfanges dieser Würkung: besonders aber bekümmert er sich darüber, wenn er glaubt, daß unsere Erhaltung dabey interessirt ist; und seine Verlegenheit vermehrt sich nach Maaßgabe, als er glaubt, daß es wesentlich für uns ist, diese Ursache zu kennen, von welcher wir so lebhaft gerührt worden sind. Wenn unsre Sinne, wie es denn oft der Fall ist, uns nichts über die Ursachen und Wirkungen lehren können, die wir mit dem allergrößten Eifer suchen, oder die uns am mehrsten interessiren: so nehmen wir unsre Zuflucht zu unserer Einbildungs-

„bunden war; und dieses ist „es, was man unter den Men„schen Geburt und Tod nennt.„ Eben dieser Philosoph sagt noch, „diejenigen sind Kinder, „oder Leute, deren Gesichts„kreis sehr beschränkt ist, wel„che sich einbilden, daß Etwas „geboren werde, welches nicht „vorher existirte, oder daß Et„was sterben, oder gänzlich „untergehen könne.„ Plato gesteht ein, daß, nach einer alten Ueberlieferung, „die Le„benden von den Todten ge„boren würden, so wie die „Todten

bildungskraft, die, beunruhigt durch Furcht, ein sehr unsicherer Führer wird, und nur Chimären oder erdichtete Ursachen erschaft, welchen sie die Phänomene zuschreibt, die uns beunruhigen. Diesen Stimmungen des menschlichen Geistes sind, wie wir in der Folge sehen werden, alle die Religions-Irrthümer der Menschen zuzuschreiben, die, aus Verzweiflung, weil sie nicht bis zu den natürlichen Ursachen der Phänomene hinauf steigen konnten, wovon sie Augenzeugen, und oft die Opfer waren, sich, in ihrem Gehirn eingebildete Ursachen erschaffen haben, die für sie Quellen von Thorheiten geworden sind.

Und dem ungeachtet kann es in der Natur nichts, als natürliche Ursachen und natürliche Wirkungen geben. Alle Bewegungen, welche in ihr sich zutragen, erfolgen nach beständigen und nothwendigen Gesetzen. Die Ursachen der natürlichen Wirkungen, die wir zu kennen, oder zu beurtheilen vermögen, sind hinlänglich, uns diejenigen zu entdecken, die sich unserm Blicke entziehen. Wenigstens können wir, nach der Analogie, von ihnen urtheilen; und wenn wir die Natur mit Aufmerksamkeit betrachten: so werden diejenigen Wirkungsarten, welche sie uns sehen läßt, uns lehren, nicht mehr aus der Fassung durch diejenigen gebracht zu werden, welche sie uns nicht zeigt. Die, von ihren Wirkungen am weitesten entfernten Ursachen wirken, Zweifels ohne, durch Mittelursachen, vermöge welcher wir zuweilen zu den ersten hinauf steigen können. Wenn in der Kette dieser Ursachen

„Todten von den Lebenden kämen, und daß dieses da der „beständige Kreislauf der Natur wäre.„ Er setzt, an einem andern Orte, von sich selbst hinzu: „wer weiß, ob Leben „nicht Sterben, und Sterben „nicht Leben ist.„ Auch war dieses die Lehre des Pythagoras, welchen Ovidius sagen läßt:

nascique vocatur,
Incipere esse aliud quam quod fuit ante; morique
Desinere illud idem.

Metamorph. Lib. XV. v. 254.

chen sich einige Hindernisse finden, die sich unsern Untersuchungen widersetzen: so müssen wir uns bemühen, sie zu überwinden; und wenn uns dieses nicht gelingt; so haben wir niemahls das Recht, daraus zu schließen, daß die Kette zerbrochen wäre, oder daß die wirkende Ursache übernatürlich sey. Wir müssen uns alsdenn begnügen, einzugestehen, daß die Natur Hülfsmittel hat, die wir nicht kennen; aber nie den Ursachen, welche uns entwischen, Phaetome, Erdichtungen, oder leere Worte unterschieben. Wir würden dadurch nichts erreichen, als daß wir uns in unserer Unwissenheit bekräftigten, in unsern Untersuchungen aufgehalten würden, und hartnäckiger Weise, in unsern Irrthümern stecken blieben.

Troß der Unwissenheit, worinn wir über die Wege der Natur, über die Beschaffenheiten der Wesen, ihre Eigenschaften, ihre Elemente, ihre Verhältnisse und ihre Verbindungen sind, kennen wir doch die einfachen und allgemeinen Gesetze, nach welchen die Körper sich bewegen, und wir sehen, daß einige von diesen Gesetzen, welche allen Wesen gemein sind. sich beständig gleich bleiben. Wenn bey einigen Gelegenheiten das Gegentheil der Fall zu seyn scheint: so ist es uns oft möglich, die Ursachen zu entdecken, die, indem sie sich unter einander mit denen verwickeln, mit welchen sie verbunden sind, es verhindern, daß sie nicht auf diejenige Art wirken, welche wir von ihnen zu erwarten ein Recht zu haben glaubten. Wir wissen, daß Feuer zum Schießpulver gebracht, dieses, nothwendiger Weise, entzünden muß: so bald diese Wirkung nicht erfolgt, haben wir, auch wenn unsre Sinne es uns nicht lehrten, das Recht zu schliessen, daß dieses Pulver naß ist, oder sich mit irgend einer Substanz vereint findet, die seine Entzündung verhindert. Wir wissen, daß der Mensch in allen seinen Handlungen darauf zweckt, sich glücklich zu machen; wenn wir ihn, auf seine eigene Zerstörung, oder auf seinen eigenen Scha-

den

ben loßarbeiten sehen: so müssen wir daraus folgern, daß er durch irgend eine Ursache in Thätigkeit gesetzt wird, welche seiner natürlichen Tendenz entgegen sieht, daß er durch irgend ein Vorurtheil hintergangen wird, daß er aus Mangel von Erfahrung, nicht sieht, wohin seine Handlungen führen können.

Wenn alle Bewegungen der Wesen einfach wären: so würde man sie sehr leicht kennen lernen können, und wir würden der Wirkungen, welche die Ursachen hervor bringen sollen, gewis seyn, wenn diese Wirkungen sich nicht oft unter einander verwirreten. Ich weiß, daß ein Stein, welcher fällt, senkrecht herunter fallen muß: ich weiß, daß er genöthigt seyn wird, einen schiefen Weg zu nehmen, wenn er auf einen andern Körper stößt, der seine Richtung verändert. Aber, wenn dieser Stein, in seinem Falle, durch verschiedene entgegen gesetzte Kräfte aufgehalten wird, die wechselsweise auf ihn wirken: so kann ich die Linie nicht bestimmen, welche er in seinem Falle beschreiben wird. Es kann seyn, daß diese Kräfte ihn nöthigen, eine spiral- eine eliptische-, eine cirkelförmige Linie u. s. w. zu beschreiben.

Die Bewegungen, welche am allermehrsten zusammen gesetzt sind, sind demnach niemahls etwas anders, als die Resultate von einfachen Bewegungen, welche sich mit einander vereint haben. Folglich haben wir, so bald wir die allgemeinen Gesetze der Wesen und ihrer Bewegungen kennen werden, nichts zu thun, als diese aus einander zu legen, und zu analysiren, um diejenigen zu entdecken, welche zusammen gesetzt sind; und die Erfahrung wird uns die Wirkungen lehren, welche wir davon zu erwarten haben. Wir werden alsdenn sehen, daß sehr einfache Bewegungen die wirkenden Ursachen des nothwendigen Zusammentreffens der verschiedenen Stoffe sind, aus welchen alle Körper bestehen; daß diese, ihrer Beschaffenheit und ihren Eigenthümlichkeiten nach verschiedene

Stoffe,

Stoffe, jeder seine, ihm eigene Wirkungsart, oder Bewegungen hat, und daß ihre Bewegung im Ganzen die Summe der einzeln, mit einander verbundenen Bewegungen ist.

Unter den Stoffen, welche wir sehen, giebt es einige, die immer geneigt sind, sich mit einander zu verbinden; andere, die dieser Vereinigung ganz unfähig sind; die erstern bilden mehr, oder weniger dauerhafte und genaue Verbindungen, das heißt, die mehr oder weniger fähig sind, in ihrem Zustande zu beharren, und der Auflösung zu widerstehen. Die Körper, welche wir **feste** Körper nennen, sind aus einer viel größern Anzahl homogener, ähnlicher und analoger Theile zusammen gesetzt, deren Kräfte alle nach einem Zwecke streben. Die primitiven Wesen, oder die Elemente der Körper haben es, so zu sagen, nöthig, sich gegenseitig einander zu unterstützen, damit sie sich erhalten, und Consistenz und Solidität erlangen; eine so wohl **physisch** als **moralisch** gleich gewisse Wahrheit.

Auf diesen Zustand der Körper und der Stoffe, in Ansehung ihres Verhältnisses gegen einander, gründen sich die Wirkungsarten, welche die Naturkündiger mit dem Namen: der **anziehenden** und **zurück stossenden Kraft**, der **Sympathie** und **Antipathie** u. s. w. bezeichnen. (13) Die Moralisten nennen diesen Zustand, und die Wirkungen, die er hervor bringt, **Liebe** und **Haß**, **Freundschaft** und **Feindschaft**. Der Mensch erfährt,

(13) **Empedocles** sagt, dem **Diogenes Laertius** zu Folge, „daß es eine Art von Freundschaft war, vermöge welcher die Elemente sich vereinten, und eine Art von Zwietracht, durch welche sie sich von einander entfernten.„ Woraus man denn sieht, daß das System der Attraction sehr alt ist. Aber freylich bedurfte es eines **Newtons**, um dasselbe zu entwickeln. Die Liebe, welcher die Alten die Entwickelung des Chaos zuschrieben, scheint nichts, als die personificirte Attra-

erfährt, wie alle andre Wesen der Natur, die Bewegungen der anziehenden und zurück stossenden Kraft; diejenigen, die in ihm vorgehen, sind nur darinn von den andern unterschieden, daß sie verborgener sind, und daß wir sehr oft ihre wirkenden Ursachen, und ihre Wirkungsarten nicht kennen.

Diesem sey indessen, wie ihm wolle, es ist uns genug zu wissen, daß, vermöge eines beständigen Gesetzes, gewisse Körper geneigt sind, sich, mit mehr oder weniger Leichtigkeit, zu vereinen, und daß andre sich gar nicht vereinen können. Das Wasser vereint sich mit den Salzen, und vereint sich nicht mit den Oelen. Einige Verbindungen sind sehr fest und dauerhaft, wie die Verbindungen der Metalle; andre sind viel schwächer und viel leichter aufzulösen. Einige Körper, die durch sich selbst unfähig sind, sich zu vereinen, werden vermittelst neuer Körper, die ihnen als gemeinschaftliche Bande, oder als Vermittler dienen, der Verbindung fähig. Auf diese Art vereinen sich mit Hülfe eines alcalischen Salzes, Oel und Wasser mit einander, und werden Seife. Aus allen diesen, in sehr mannichfaltigen Verhältnissen, und sehr verschieden verbundenen Wesen, ergeben sich Körper, physische oder moralische Gänze, deren Eigenschaften und Gleichheiten sehr wesentlich verschieden, und deren Wirkungsarten mehr oder weniger zusammen gesetzt, oder schwer kennen zu lernen sind, nach Maaßgabe der Elemente oder Materien, die sich in ihrer Zusammensezzung

Attraction zu seyn. Alle Allegorieen und Fabeln der Alten über das Chaos zeigen sichtbarlich nichts an, als die Uebereinstimmung und Vereinigung, die sich zwischen den homogenen, oder analogen Substanzen finden, aus welchen sich die Existenz des Universums ergiebt, so wie die Zurückstoßung, oder Zwietracht, welche die Alten νεικος nannten, die Ursache der Auflösung, Verwirrung und Unordnung war. Und dieses ist unstreitig der Ursprung der Lehre von den zwey Principien.

zung befinden, und der verschiedenen Modificationen eben dieser Materien.

Auf diese Art werden, vermöge einer gegenseitigen Anziehung, die primitiven und unmerklichen Artikeln, aus welchen alle Körper gebildet sind, sinnlich; bilden Vermischungen, zusammen gesetzte Massen, vermittelst der Vereinigung analoger und ähnlicher Stoffe, die durch ihre Beschaffenheit geschickt gemacht werden, sich mit einander zu einem einzigen Ganzen zu vereinen. Eben diese Körper lösen sich auf, oder ihre Verbindung wird gebrochen, wenn irgend eine, dieser Vereinigung feindselige Substanz auf sie wirkt. Auf diese Art bildet sich nach und nach eine Pflanze, ein Metal, ein Thier, ein Mensch, deren jedes, in dem System, oder in dem Range, welchen es einnimmt, wächst, und sich; in seiner respectiven Existenz, vermittelst der unaufhörlichen Anziehung analoger oder ähnlicher Stoffe, welche sich mit seinem Wesen vereinen, und es stärken, erhält. Diesem zu Folge sind einige Nahrungsmittel dem Menschen zuträglich, und andre tödten ihn; einige sind ihm angenehm und gefallen ihm; einige sind ihm zuwider und schwächen ihn. Und endlich, — um niemahls die physischen Gesetze von den moralischen zu trennen — werden die Menschen, auf eben diese Art, durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse, gegen einander angezogen, und errichten Vereinigungen, welche man **Ehen, Familien, Gesellschaften, Freundschaften, Verbindungen** nennt, welche durch die Tugend erhalten und gestärkt, aber durch das Laster geschwächt, oder gänzlich aufgelößt werden.

Von welcher Art auch die Natur und die Verbindungen der Wesen seyn mögen, so haben ihre Bewegungen beständig eine Richtung, oder eine Tendenz; ohne eine Richtung derselben könnten wir gar keine Idee von der Bewegung haben. Diese Richtung wird durch die Eigenschaften eines jeden Wesens regulirt. So bald es be-

bestimmte Eigenschaften hat, wirkt es auf nothwendige Art, das heißt, es folgt dem, durch eben diese Eigenschaften, unverbrüchlich bestimmten Gesetz, welche Eigenschaften das Wesen, und seine Wirkungsart zu dem machen, was sie. — und welche beständig eine Folge seiner Art von Existenz sind. — Aber welches ist die allgemeine, und jedem Wesen eigene Richtung oder Tendenz? Welches ist der sichtbare und bekannte Zweck aller ihrer Bewegungen? Es ist der, ihre gegenwärtige Existenz zu erhalten, darinn zu beharren, sie zu stärken, dasjenige anzuziehen, was ihnen günstig ist, und dasjenige zurück zu stossen, was ihnen schaden kann, und den, ihrer Seynsart, und ihrer natürlichen Tendenz entgegen gesetzten Impulsionen zu widerstehen.

Existiren heißt die, einer bestimmten Beschaffenheit eigene Bewegungen erfahren. Sich erhalten, heißt, Bewegungen geben und empfangen, aus welchen sich die Erhaltung der Existenz ergiebt; heißt, die zur Stärkung seines Wesens geschickten Materien an sich ziehen, und diejenigen aus dem Wege räumen, welche es schwächen, oder beschädigen können. Auf diese Art zwecken alle Wesen, die wir kennen, jedes auf seine Weise, auf ihre Erhaltung. Der Stein setzt, durch die starke Adhäsion seiner Theile, seiner Zerstörung Widerstand entgegen. Die organisirten Wesen erhalten sich durch mehr zusammengesetzte Mittel; aber die alle geschickt sind, ihre Existenz gegen das zu behaupten, was ihnen schaden könnte. Der physische sowohl, als der moralische Mensch, ein lebendes, fühlendes, denkendes, thätiges Wesen, zweckt, in jedem Augenblick seiner Dauer darauf, sich das zu verschaffen, was ihm gefällt, oder was seinem Wesen gemäß ist, und bestrebt sich, Alles, was ihm schaden kann, aus dem Wege zu räumen. (14)

(14) Der heil. Augustin nimmt, wie wir, in allen organisirten oder nicht organisirten Wesen, eine Tendenz zu ihrer Erhaltung an. *De Civit. Dei Lib. XI. cap. 28.*

Die Erhaltung ist also der gemeinschaftliche **Zweck**, auf welchen alle Energien, alle Kräfte, alle Vermögen der Wesen unaufhörlich gerichtet scheinen. Die Naturkündiger haben diese Tendenz oder Richtung den **Druck auf sich selbst** (gravitation sur soi) genannt. **Newton** nennt ihn die **Kraft der Trägheit** (force d'inertie) und die Moralisten im Menschen die **Selbstliebe**, welche nichts ist, als die Tendenz sich zu erhalten, das Verlangen glücklich zu seyn, die Liebe zum Wohlseyn und zum Vergnügen, die Bereitwilligkeit, Alles das zu ergreifen, was unserm Zustande günstig ist, und die deutliche Abneigung gegen Alles, was ihn beunruhigt, oder ihm droht, Gesinnungen, die allen Wesen von der menschlichen Art gemein und eigen sind, welche zu befriedigen, alle ihre Kräfte streben, welche immerwährend der Gegenstand und der Zweck all ihrer Leidenschaften, ihrer Begierden und ihrer Handlungen sind. Dieser **Druck auf sich selbst** ist also eine, im Menschen so wohl, als in allen Wesen, die, durch verschiedene Mittel, in der Existenz, welche sie erhalten haben, zu beharren streben, so lange eine nothwendige Disposition, als noch nichts die Ordnung ihrer Maschine, oder ihre primitive Tendenz zerstört hat.

Jede Ursach bringt eine Wirkung hervor; es kann keine Wirkung ohne Ursach geben. Jeder Stoß ist von einer, weniger oder mehr merkbaren Bewegung begleitet, von einer, mehr oder weniger deutlichen Veränderung in dem Körper, welcher ihn erhält. Aber alle Bewegungen, alle Wirkungsarten werden, wie man gesehen hat, durch ihre Naturen, ihre Beschaffenheiten, ihre Eigenschaften, ihre Verbindungen bestimmt, und hieraus muß man denn folgen, daß alle Bewegungen und alle Wirkungsarten der Wesen, — da sie sich von irgend einer Ursache herschreiben, und diese Ursachen nicht wirken, oder sich nicht bewegen können, als nach ihrer Art zu seyn, und

und nach ihren wesentlichen Eigenschaften — hieraus muß man denn folgern, sage ich, daß alle Erscheinungen nothwendig sind, und daß jedes Wesen der Natur, bey gegebenen Umständen, und bey bestimmten Eigenschaften, nicht anders handeln kann, als es handelt.

Die Nothwendigkeit ist die unfehlbare und beständige Verbindung der Ursachen mit den Wirkungen. Das Feuer verzehrt, nothwendiger Weise, die brennbaren Materien, die in der Sphäre seiner Wirksamkeit sich befinden. Der Mensch verlangt nothwendiger Weise das, was seinem Wohlseyn zuträglich ist, oder es zu seyn scheinet. Die Natur wirkt, bey allen ihren Erscheinungen, nothwendiger Weise nach dem ihr eigenen Wesen; alle Wesen, welche sie enthält, wirken, auf eine nothwendige Art, nach ihren besondern Beschaffenheiten. Vermöge der Bewegung ist es, daß das Ganze Verhältnisse mit seinen Theilen, und die Theile Verhältnisse mit dem Ganzen haben. Auf diese Art ist Alles in dem Weltalle verbunden; das Weltall selbst ist nichts, als eine unermeßliche Kette von Wirkungen und Ursachen, die, unaufhörlich, eine aus der andern fließen. Bey der geringsten Ueberlegung werden wir also genöthigt seyn zu erkennen, daß Alles, was wir sehen, nothwendig ist, oder nicht anders seyn kann, als wie es wirklich ist; daß alle Wesen, die wir wahrnehmen, so wie alle, die sich unserm Blick entziehen, nach bestimmten Gesetzen handeln. Vermöge dieser Gesetze fallen die schweren Körper, und die leichten erheben sich, die analogen Substanzen ziehen sich einander an, alle Wesen zwecken auf ihre Erhaltung, der Mensch liebt sich selbst, und liebt das, was ihm vortheilhaft ist, so bald er es als solches erkennt, und verabscheut das, was ihm nachtheilig werden kann. Mit einem Wort, wir sind genöthigt, zuzugeben, daß es keine unabhängige Energie, keine vereinzelte Ursache, keine abgesonderte Handlung in einer Natur geben kann, wo alle

Wesen, ununterbrochen eines auf das andere wirken, und die selbst nichts, als ein ewiger Zirkel von empfangenen und mitgetheilten Bewegungen ist, die nach nothwendigen Gesetzen erfolgen.

Zwey Beyspiele werden den hier gelegten Grundsatz sinnlicher machen können; wir werden eines aus der Physik, eines aus der Moral nehmen. In einem Wirbel vom Staube, den ein ungestümer Wind erhebt, so unordentlich er unsern Augen auch scheinen mag, in dem schrecklichsten Sturme, den zwey einander entgegen gesetzte Winde auf dem Meere erregen, giebt es dennoch kein einziges Stäubchen, und kein einziges Tröpfchen Wasser, das aufs bloße **Ungefähr** in Bewegung wäre, das nicht seine hinlängliche Ursache habe, um den Platz einzunehmen, den es einnimmt, das nicht, im strengsten Sinne, auf die Art wirke, wie es wirken soll. Ein Geometer, der ganz genau die verschiedenen Kräfte kennte, die in diesen beyden Fällen wirksam sind, und die Eigenschaften der Partikelchen, die bewegt werden, würde erweisen, daß, nach festgesetzten Ursachen, jedes Partikelchen gerade so wirkt, wie es wirken soll, und nicht anders wirken kann, als es wirkt.

In den schrecklichen Erschütterungen, wodurch zuweilen die politischen Gesellschaften beunruhigt werden, und welche oft den Umsturz eines Reiches bewirken, giebt es in den Agenten, welche entweder als Zerstörer, oder als Opfer Theil an der Revolution haben, keine einzige Handlung, kein einziges Wort, keinen einzigen Gedanken, keine Begierde, keine Leidenschaft, die nicht nothwendig wäre, die nicht gerade so wirkte, wie sie wirken muß, die nicht unfehlbar die Wirkungen hervor brächte, welche sie hervor bringen soll, je nachdem der Platz ist, den diese Agenten in diesem moralischen Wirbelwinde einnehmen. Dieses würde augenscheinlich für ein verständiges Wesen seyn, das fähig wäre, alle Wirkungen und Gegen-

genwirkungen der Geister und der Körper dererjenigen, die zu dieser Revolution beytragen, zuvorsehen, und abzuwägen.

Mit einem Wort, wenn Alles in der Natur mit einander verbunden ist, wenn alle Bewegungen, die eine aus der andern entstehen, obgleich ihre geheimen Verbindungen sich oft unserm Blick entziehen; so müssen wir versichert seyn, daß es keine so kleine oder so entfernte Ursach giebt, die nicht zuweilen die allergrösten und die unmittelbarsten Wirkungen auf uns selbst hervor brächte. Vielleicht versammlen sich in den dürren Ebenen von Lybien die ersten Elemente eines Sturmes, der, von den Winden getragen, bis zu uns kommt, und Einfluß auf das Temperament und die Leidenschaften eines Menschen hat, den seine Umstände in den Stand setzen, wieder auf andre sehr viel Einfluß zu haben, und der das Geschick vieler Nationen nach seiner Willkühr entscheidet.

Der Mensch befindet sich in der That in der Natur, und macht einen Theil davon aus; er wirkt darinn nach Gesetzen, die ihm eigen sind, und andre Wesen wirken, auf mehr oder weniger merkliche Art, nach den, ihren Beschaffenheiten eigenen Gesetzen, wieder auf ihn. Auf diese Art wird er verschiedentlich modificirt, aber seine Handlungen stehen immer im Verhältniß mit seiner eigenen Energie, und der Energie derer Wesen, die auf ihn wirken und ihn modificiren. Und dieses ist es denn, welches seine Gedanken, seine Meynungen, seine Begierden, seine Handlungen, mit einem Worte, alle seine, so wohl sichtlichen, als verborgenen Bewegungen, so verschieden, und oft so widersprechend bestimmt. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, diese, itzt so sehr bestrittene Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen; hier ist es uns genug, im Ganzen zu beweisen, daß Alles in der Natur nothwendig ist, und daß Nichts von dem, was sich darinn befindet, anders wirken kann, als es wirkt.

Die, von Hand zu Hand mitgetheilte und erhaltene Bewegung ist es, welche die Verbindung und die Verhältnisse zwischen den verschiedenen Systemen von Wesen gründet; die anziehende Kraft nähert sie eines dem andern, wenn sie in der Sphere ihrer gegenseitigen Wirksamkeit sind; die zurück stoßende Kraft löst sie auf und trennet sie; die eine erhält sie und stärkt sie, die andre schwächt sie, und zerstört sie. Einmahl vereint, streben sie, vermöge ihrer **Kraft der Trägheit** in ihrer Art zu seyn zu beharren; aber, es gelingt ihnen nicht, weil sie unter dem immerwährenden Einfluß aller andern Wesen sind, die unaufhörlich in der Zeitfolge auf sie wirken; die Veränderungen in ihren Formen, Auflösungen sind zur Erhaltung der Natur nothwendig, welches der einzige Zweck ist, den wir ihr zueignen können, auf welchen wir sie auch unaufhörlich abzielen sehen, und den sie ununterbrochen durch die Zerstörung und Wiederhervorbringung aller untergeordneten Wesen verfolgt, dieser Wesen, die genöthiget sind, ihren Gesetzen sich zu unterwerfen, und jedes auf seine Art, zur Erhaltung der thätigen, wesentlichen Existenz des großen Ganzen beyzutragen.

Folglich ist jedes Wesen ein Individuum, welches, in der großen Familie sein nothwendiges Geschäft bey der allgemeinen Arbeit verrichtet. Alle Körper wirken, zu Folge den, ihren Beschaffenheiten anklebenden Gesetzen, ohne sich nur einen Augenblick von denen losmachen zu können, nach welchen die Natur selbst wirkt. Sie ist die Centralkraft, welcher alle Kräfte, alle Wesen, alle Energien unterworfen sind; sie ordnet die Bewegungen aller Wesen: vermöge der Nothwendigkeit ihres eigenen Wesens nöthigt sie solche, auf verschiedene Arten, zu ihrem allgemeinen Zwecke beyzutragen; und dieser Zweck kann nichts

(15) Plato sagt, daß die Materie und die Nothwendigkeit ein und dasselbe Ding sind, und daß diese Nothwendigkeit die Mutter der Welt ist. Und in der That wirkt die Materie, weil

nichts seyn, als das Leben, die Thätigkeit, die Erhaltung des Ganzen durch die unaufhörliche Veränderung seiner Theile. Sie erreicht diesen Zweck, indem sie die einen durch die andern in Bewegung setzt, wodurch denn die, unter ihnen bestehende Verhältnisse festgesetzt und zerstört werden, welches ihnen Kräfte giebt, oder Kräfte nimmt, und Verbindungen und Eigenschaften, nach welchen sie auf eine Zeitlang wirken, und welche ihnen bald nachher genommen werden; weil sie auf eine andre Art wirken sollen. Auf diese Art macht die Natur sie wachsen, sich verändern, vermehrt sie oder vermindert sie, nähert sie einander oder entfernet sie von einander, bildet sie und zerstört sie, je nachdem es zur Erhaltung des Ganzen nothwendig ist, auf welche diese Natur zu zwecken wesentlich genöthigt ist.

Diese unwiderstehliche Kraft, diese allgemeine Nothwendigkeit, diese allgemeine Energie ist also Nichts, als eine Folge von der Natur der Dinge, zu Folge welcher Alles, ohn' Unterlaß, nach beständigen und unveränderlichen Gesetzen wirkt. Diese Gesetze ändern sich eben so wenig für das Ganze der Natur, als für die Wesen ab, welche sie enthält. Die Natur ist ein lebendes und wirkendes Ganzes, deren Theile alle, und nothwendiger Weise, und sich selbst unbewußt, zur Erhaltung der Thätigkeit, der Existenz und des Lebens beytragen; die Natur existire und wirkt auf eine nothwendige Art, und Alles, was sie enthält, vereint sich, eben so nothwendig, zur Fortdauer ihres wirkenden Wesens. (15) Wir werden in der Folge sehen, wie sehr die Einbildungskraft der Menschen sich bestrebt, sich eine Vorstellung von der Energie der Natur zu machen, welche sie personificirt, und von sich selbst unterschieden haben. Mit einem Wort, wir

weil sie existirt, und sie existirt, um zu wirken; weiter können wir nicht kommen. Wenn man mich fragt, „wie und warum die Materie existirt: so sage ich, daß sie, nothwendiger Weise,

werden die lächerlichen und schädlichen Erfindungen unterstützen, die sie, aus Mangel der Kenntniß der Natur, erdacht haben, um den Lauf dieser Natur aufzuhalten, und ihre ewigen Gesetze unwirksam zu machen, um der Nothwendigkeit der Dinge Hindernisse in den Weg zu legen.

Fünftes Hauptstück.

Von der Ordnung und Unordnung, von dem Verstande und dem Zufalle.

Der Anblick der nothwendigen, periodischen und regelmäßigen Bewegungen, die sich in dem Weltall zeigen, erzeugte in dem Verstande des Menschen den Begriff von Ordnung. Dieses Wort, in seiner ursprünglichen Bedeutung, stellt nichts dar, als eine Art, den Umbegriff und die verschiedenen Verhältnisse eines Ganzen, das, vermöge seiner Seyns- und Wirkungsart eine gewisse Uebereinstimmung mit der unsrigen hat, zu übersehen und wahrzunehmen. Der Mensch hat durch Ausdehnung dieses Begriffes, die ihm eigenen Arten, auf welche er die Dinge ansieht, in das Universum übergetragen; er hat angenommen, daß wirklich in der Natur Verhältnisse und Uebereinstimmungen existirten, so wie diejenigen sind, die er mit dem Worte **Ordnung** bezeichnet hat, und folglich hat er den Nahmen von **Unordnung** allen

Weise, oder deswegen existirt, weil sie den zureichenden Grund ihrer Existenz in sich enthält. Wenn man sie durch ein, von ihr verschiedenes, und mehr noch als sie unbekanntes Wesen für hervorgebracht, oder geschaffen hält: so wird man immer sagen müssen, daß dieses Wesen, was es auch sey, nothwendig ist, oder den zureichenden Grund seiner eigenen Existenz

allen Verhältnissen gegeben, die ihm jenen erstern nicht gleichförmig schienen.

Es ist leicht, aus diesem Begriff von Ordnung und Unordnung zu schließen, daß sie wirklich nicht in der Natur, welche bestimmten Gesetzen folgt, welche alle Wesen nöthigt, in jedem Augenblick ihrer Dauer, den Vorschriften zu folgen, welche aus ihrer eigenen Existenz herfliessen, und wo Alles nothwendig ist, — es ist leicht, sag' ich, zu schließen, daß Ordnung und Unordnung in der Natur wirklich nicht existiren. In unserm Geist allein findet sich das Mode von dem, was wir Ordnung oder Unordnung nennen; es setzt, so wie alle abstrakte und metaphysische Ideen, ausser uns nichts zum voraus. Mit einem Wort, Ordnung wird niemahls etwas seyn, als das Vermögen, uns gleichsam mit den Wesen, welche uns umringen, oder mit dem Ganzen, wovon wir ein Theil sind, in gewisse Verhältnisse oder Verbindungen zu setzen.

Indessen, wenn man den Begriff von Ordnung auf die Natur anwenden will: so wird diese Ordnung nichts, als eine Folge von Handlungen und Bewegungen seyn, von welchen wir glauben, daß sie auf einen gemeinschaftlichen Zweck heraus laufen. Folglich ist, in einem Körper, der sich bewegt, Ordnung die Reihe oder Kette derer Handlungen und Bewegungen, die geschickt sind, ihn zu dem zu machen, was er ist, und ihn, in seiner gegenwärtigen Existenz zu erhalten. Ordnung, in Beziehung auf die ganze Natur, ist die Kette der, zu ihrer wirksamen Existenz, und zur Erhaltung ihres ewigen Ganzen nothwen-

stenz in sich enthält. Wenn man die Materie, oder die Natur diesem Wesen unterschiebt: so thut man nichts, als daß man einen bekannten, oder mindstens, in einiger Rücksicht zu kennen möglichen Agenten, einem unbekannten, unmöglich zu erkennenden Agenten unterschiebt, dessen Existenz zu beweisen unmöglich ist.

nothwendigen Ursachen und Wirkungen. Aber alle besondre Wesen sind, so wie es in dem vorhergehenden Hauptstück erwiesen worden ist, genöthigt in dem Range, welchen sie einnehmen, zu diesem Zweck behülflich zu seyn; und hieraus ist man gezwungen, zu folgern, daß das, was wir **Ordnung der Natur** nennen, niemahls etwas anders seyn kann, als eine Art, die Nothwendigkeit der Dinge zu betrachten, welcher Alles, was wir kennen, unterworfen ist. —— Das, was wir **Unordnung** nennen, ist nichts, als ein relativer Ausdruck, gemacht, um die nothwendigen Wirkungen oder Bewegungen zu bezeichnen, durch welche einzele Wesen, in ihrer augenblicklichen Art zu seyn verändert und beunruhigt, und gezwungen werden, ihre Wirkungsart abzuändern. Aber keine dieser Wirkungen, keine dieser Bewegungen kann nur einen einzigen Augenblick, der allgemeinen Ordnung der Natur, von welcher alle Wesen ihr Daseyn, ihre Eigenschaften, ihre besondern Bewegungen haben, widersprechen oder sie zerstören. Die Unordnung für ein Wesen ist nichts, als der Uebergang desselben zu einer neuen Ordnung, einer neuen Art zu existiren, welche, nothwendiger Weise, eine neue Folge von Wirkungen und Bewegungen nach sich zieht, die verschieden von denen sind, deren dieses Wesen vorher fähig war.

Das, was wir **Ordnung in der Natur** nennen, ist eine Art zu seyn, oder eine Anordnung ihrer Theile, die, im strengsten Sinne, nothwendig ist. Bey jeder andern Verbindung von Ursachen, Wirkungen, Kräften und Weltallen, als wir sehen, bey jedem andern System von Stoffen, wenn es sonst möglich wäre, würde nothwendiger Weise eine Anordnung, von welcher Art sie auch wäre, Statt haben. Man denke sich die heterogenesten, und gar nicht zusammen stimmenden Substanzen in Wirksamkeit und Verbindung; vermöge einer Verkettung von nothwendigen Erscheinungen wird sich unter ihnen

ren irgend eine allgemeine Ordnung bilden. Und hieraus läßt sich denn der wahre Begriff einer Eigenthümlichkeit festsetzen, welche man durch eine Fähigkeit (aptitude) erklären kann, ein Wesen zu dem zu machen, was es in sich selbst, und zu dem, was es in dem Ganzen ist, wovon es einen Theil ausmacht.

Also ist denn **Ordnung** — ich wiederhohle es — nichts, als die Nothwendigkeit, im Verhältniß auf die Folge der Wirkungen betrachtet, oder die genaue Kette von Ursachen und Wirkungen, welche diese Nothwendigkeit in dem Weltall hervor bringt. Was ist denn auch in der That die **Ordnung** in unserm Romansystem, dem einzigen, wovon wir einigen Begriff haben, anders, als die Folge von Erscheinungen, welche nach nothwendigen Gesetzen erfolgen, nach welchen wir die Körper, welche dieses System ausmachen, handeln sehen? Diesen Gesetzen zu Folge, nimmt die Sonne den Mittelpunkt ein; die Planeten bewegen sich um dieselbe, oder beschreiben um sie, in bestimmten Zeiten, unaufhörliche Revolutionen. Die Satelliten eben dieser Planeten bewegen sich um diese Planeten selbst, die in dem Mittelpunkt der Sphere ihrer Wirksamkeit sind, und beschreiben um sie herum ihre periodische Laufbahn. Einer dieser Planeten, die Erde, welche wir bewohnen, dreht sich um sich selbst, und durch die verschiedenen Seiten, welche sie, vermöge ihrer jährlichen Revolution genöthigt ist, der Sonne zu zeigen, erfährt sie regelmäßige Veränderungen, welche wir Jahrszeiten nennen. Durch eine nothwendige Folge der Einwirkung der Sonne auf verschiedene Theile unsers Erdballs, erfahren alle ihre Produkte Abwechselungen; die Pflanzen, die Thiere, die Menschen befinden sich im Winter in einer Art von Schlafsucht; im Frühjahr scheinen alle Wesen sich wieder zu beleben, und aus einer langen Erschlaffung heraus zu gehen; mit einem Wort, die Art, auf welche die Erde die Strahlen der Sonne erhält, fließt

auf

auf alle ihre Producte ein; fallen diese Strahlen schief herab, so wirken sie nicht so, als wenn sie gerade herab fallen; ihre periodische Abwesenheit, welche durch die Drehung der Erde um sich selbst verursacht wird, bringt dazu Macht hervor. In allen diesem werden wir niemals etwas anders sehen, als nothwendige Wirkungen, die auf das Wesen der Dinge gegründet sind, und die, so lange sie ein und dieselben bleiben, unausbleiblich auf eben diese Art erfolgen werden. Alle diese Wirkungen sind der Gravitation, der anziehenden, der Centrifugalkraft u. s. w. zuzuschreiben.

Von einer andern Seite wird diese Unordnung, die wir als eine übernatürliche Wirkung bewundern, oft gestört, oder verändert sich in Unordnung. Aber, diese Unordnung selbst ist die Folge der Gesetze der Natur, in welcher es nothwendig ist, daß einige ihrer Theile, zur Erhaltung des Ganzen, in ihrer gewöhnlichen Laufbahn gestört werden. Auf diese Art bieten sich, ganz unverhoft, unsern erstaunten Blicken Cometen dar; ihre excentrische Laufbahn stört die Ruhe unsers Sonnensystems; sie erregen das Schrecken des großen Haufens, für welchen Alles wunderbar ist; der Naturkündiger selbst muthmaaßt, daß diese Cometen ehemals die Oberfläche unsers Erdballs umgekehrt, und die größten Revolutionen auf der Erde verursacht haben. Unabhängig von diesen außerordentlichen Unordnungen, giebt es deren gewöhnlichere, welchen wir ausgesetzt sind. Bald scheinen die Jahrszeiten aus ihrer Ordnung gerückt zu seyn, bald sind die Elemente in Zwietracht, und scheinen sich um die Herrschaft unserer Welt zu streiten; das Meer geht aus seinen Gränzen, die feste Erde erschüttert sich, Berge entzünden sich, ansteckende Seuchen zerstören Menschen und Thiere, Unfruchtbarkeit macht die Felder öde. Alsdann rufen die erschrockenen Sterblichen mit großem Geschrey die Ordnung zurück, und heben ihre zitternden Hände zu dem Wesen empor,

por, welches sie für den Urheber derselben halten. Und diese bekümmernden Unordnungen sind dann doch nothwendige Wirkungen, die nach Gesetzen erfolgen, welche unveränderlich, nach ihren eigenen Beschaffenheiten, und nach der allgemeinen Beschaffenheit einer Natur bestimmt sind, in welcher Alles sich verändern, sich bewegen, sich auflösen, und wo das, was wir Ordnung nennen, zuweilen gestört, und in eine neue Seynsart verändert werden muß, welche für uns eine Unordnung ist.

In der Natur existiren weder Ordnung, noch Unordnung; wir finden **Ordnung** in Allen dem, was unserm Wesen gemäß, und **Unordnung** in dem, was ihm entgegen gesetzt ist. Indessen ist in einer Natur Alles in Ordnung, deren sämtliche Theile sich nie von gewissen, nothwendigen Vorschriften entfernen können, welche aus dem Wesen, das diese Theile erhalten haben, herfließen. Es giebt keine Unordnung in einem Ganzen, zu Erhaltung dessen die Unordnung nothwendig ist, dessen allgemeiner Lauf nie zerstört werden kann, wo alle Wirkungen Folgen von natürlichen Ursachen sind, die so wirken, wie sie, unfehlbar, wirken müssen.

Hieraus folgt denn ferner auch noch, daß es keine Ungeheuer, keine Wunder, keine Wunderwerke in der Natur giebt. Das, was wir Ungeheuer nennen, sind Verbindungen, mit welchen unsre Augen noch nicht bekannt, und die deswegen nicht minder nothwendige Wirkungen sind. Das, was wir **Wunder, übernatürliche Wirkungen** u. s. w. nennen, sind Erscheinungen in der Natur, wovon unsre Unwissenheit nicht die Principien, noch die Wirkungsarten kennt, und welche wir, weil wir die wahren Ursachen davon nicht kennen, thörichter Weise, erdichteten Ursachen zuschreiben, die, so wie die Idee von Ordnung, nur in uns selbst existiren, ob wir sie gleich ausserhalb einer Natur suchen, ausser welcher es nichts geben kann.

Was das, was man **Wunderwerke** nennt, anbetrift, das heißt, die, den unveränderlichen Gesetzen der Natur entgegen laufenden Wirkungen: so sieht man ein, daß dergleichen unmöglich sind, und daß Nichts nur einen Augenblick den nothwendigen Lauf der Dinge aufhalten könnte, ohne daß nicht zugleich die ganze Natur aufgehalten, und in ihrer Tendenz gestört würde. Es giebt in der Natur keine Wunderwerke, als für diejenigen, welche diese Natur nicht hinlänglich studiert haben, oder die nicht wahrnehmen, daß die Gesetze derselben nie in dem geringsten ihrer Theile nachlassen können, ohne, daß das Ganze nicht vernichtet würde, oder noch mindstens sich, seiner Beschaffenheit und seiner Wirkungsart nach, änderte. (16)

Ordnung und **Unordnung** sind also nichts, als Worte, durch welche wir Zustände bezeichnen, in welchen sich besondere Wesen befinden. Ein Ding ist in der Ordnung, wenn alle seine Bewegungen auf die Erhaltung seiner gegenwärtigen Existenz zwecken, und seine Tendenz, sich darin zu erhalten, begünstigen; es ist in der Unordnung, wenn die Ursachen, welche es in Bewegung setzen, die Harmonie, oder das, zur Erhaltung seines gegenwärtigen Zustandes nöthige Gleichgewicht, beunruhigen, oder zerstören. Indessen ist die Unordnung in einem Wesen, wie wir gesehen haben, nichts, als sein Uebergang zu einer neuen Ordnung. Je schneller dieser Uebergang ist, je grösser ist die Unordnung für das Wesen, welches sie leidet. Das, was den Menschen zu dem Tode bringt, ist für ihn die grösste aller Unordnungen; indessen ist der Tod für

(16) Ein Wunderwerk ist, nach einigen Metaphysikern, eine Wirkung, die sich nicht von den zureichenden Kräften der Natur herschreibt. Miraculum vocamus effectum, qui nullas sui vires sufficientes in natura agnoscit. *Bilfinger, de Deo, anima, et mundo.* Hieraus schließt man, daß man die Ursache davon ausserhalb dem Umfange der Natur suchen muß.

für ihn nichts, als ein Uebergang zu einer neuen Art von Existenz; er ist in der Ordnung der Natur.

Wir sagen, daß der menschliche Körper in Ordnung ist, wenn die verschiedenen Theile, woraus er besteht, auf solch eine Art wirken, daß die Erhaltung des Ganzen sich daraus ergiebt, welches der Zweck seiner gegenwärtigen Existenz ist; wir sagen, daß er sich gesund befindet, wenn die festen und die flüßigen Theile seines Körpers zu diesem Zweck behülflich sind, und sich gegenseitigen Beystand, zur Erreichung dieses Zweckes, leisten; wir sagen, daß dieser Körper in Unordnung ist, so bald seine Tendenz beunruhigt ist, so bald einige von seinen Theilen aufhören, zu seiner Erhaltung beyzutragen, und die, ihnen eigenen Funktionen zu verrichten. Dieses trägt sich in dem Zustande der Krankheit zu, in welcher je dennoch die, in der menschlichen Maschine erregten Bewegungen eben so nothwendig erfolgen, und durch eben so gewisse, so natürliche, und so unveränderliche Gesetze geordnet sind, als diejenigen, deren Zusammenfluß die Gesundheit hervor bringt. Die Krankheit bringt in dem Menschen nur eine neue Folge, eine neue Ordnung von Bewegungen und Dingen hervor. Stirbt der Mensch, welches uns für ihn die größte Unordnung zu seyn scheint: so ist sein Körper nicht mehr derselbe; seine Theile stimmen nicht mehr zu demselben Zweck überein; sein Blut läuft nicht mehr, er fühlt nicht mehr, hat nicht mehr Ideen, er denkt nicht mehr, verlangt nicht mehr; der Tod ist der Zeitpunkt der Aufhörung der menschlichen Existenz; seine Maschine wird, durch die Entziehung der Principien, welche sie auf eine bestimmte Art wirken

muß. Indessen lehrt uns die Vernunft, daß wir zu keiner übernatürlichen, oder ausserhalb der Natur befindlichen Ursach ehe unsere Zuflucht nehmen sollen, als bis wir ganz vollkommen alle die natürlichen Ursachen, oder alle die Kräfte, welche die Natur enthält, kennen.

wirken machten, zu einer unbelebten Masse; seine Tendenz ist verändert, und alle, in seinen Trümmern erregte Bewegungen gehen auf einen neuen Zweck. Allen denjenigen, deren Ordnung und Uebereinstimmung Leben, Empfindung, Gedanken, Leidenschaften, Gesundheit hervor brachten, folgt eine Reihe von Bewegungen anderer Art, die nach eben so nothwendigen Gesetzen, als die erstern, wirklich werden. Alle Theile des todten Menschen kommen darinn überein, diejenigen Bewegungen hervor zu bringen, die man Auflösung, Gährung, Fäulniß nennt; und diese neuen Seyns- und Wirkungsarten sind dem, in diesen Zustand versetzten Menschen eben so natürlich, als Empfindung, Gedanke, periodische Bewegung des Bluts dem lebenden Menschen waren. Da seine Beschaffenheit geändert ist: so kan seine Wirkungsart nicht mehr dieselbe bleiben; auf die nothwendigen und regelmäßigen Bewegungen, die sich vereinen, um das hervor zu bringen, was wir **Leben** nennen, folgen bestimmte Bewegungen, welche sie vereinen, die Auflösung des Körpers, die Zerstreuung seiner Theile, die Bildung neuer Verbindungen zu bewirken, aus welchen neue Wesen sich ergeben, welches denn, wie wir vorher gesehen haben, der unveränderlichen Ordnung einer wirksamen Natur gemäß ist. (17)

Man kann es also nicht genug wiederhohlen, daß, in Beziehung auf das große Ganze, alle Bewegungen der Wesen, alle ihre Wirkungsarten nicht anders, als immer in der Ordnung, und immer der Natur gemäß seyn

(17) „Man hat sich anoe: „wöhnt, hat ein anonymischer „Schriftsteller, das Leben für „das Gegentheil vom Tode an: „zusehen, der, da er unter der „Idee einer unbedingten Zer: „störung sich zeigt, verursacht „hat; daß man mit vieler Be: „mühung sich um Gründe be: „worben, welche die Seele da: „von losmachen, als ob die „Seele wirklich etwas anders „wäre, als das Leben; — — „aber, die bloße Wahrnehmung „lehrt uns, daß die entgegen „gesetzten Dinge in diesem Fall, „das

seyn können. In allen Zuständen, durch welche diese Wesen zu gehen genöthigt sind, wirken sie beständig auf eine, dem allgemeinen Ganzen nothwendiger Weise untergeordnete Art. Was noch mehr ist, jedes besondre Wesen wirkt immer nach der Ordnung; alle seine Handlungen, das ganze System seiner Bewegungen sind beständig eine nothwendige Folge, von seiner, entweder dauerhaften oder momentanen Art von Existenz. Die Ordnung in einer politischen Gesellschaft ist die Wirkung einer nothwendigen Folge von Ideen, Begierden, Handlungen derer, die sie ausmachen, und deren Bewegungen dergestalt geordnet sind, daß sie zur Erhaltung des Ganzen, oder zur Auflösung desselben zusammen stimmen. Der, auf die Art gebildete, oder modificirte Mensch, welchen wir einen **tugendhaften** Menschen nennen, handelt, nothwendiger Weise, **auf eine Art**, woraus sich der Wohlstand seiner Mitverbundenen ergiebt; derjenige Mensch, den wir einen bösen Menschen nennen, wirkt, nothwendiger Weise, auf eine, das Unglück seiner Mitbrüder erzeugende Art. Da ihre Naturen, und ihre Modificationen verschieden sind: so müssen sie auch verschieden handeln; das System ihrer Wirkungen, oder ihre verhältnißmäßige Ordnung ist alsdann wesentlich verschieden.

Folglich sind denn Ordnung und Unordnung in dem besondern Wesen nichts als Arten, die natürlichen und nothwendigen Wirkungen, welche sie, im Verhältniß auf uns hervor bringen, zu betrachten. Wir fürchten den bösen Menschen, und sagen, daß er Unordnung in die

„das belebte und das unbelebte sind. Der Tod ist dem „Leben so wenig entgegen gesetzt, daß er vielmehr das „Principium desselben ist. Aus „dem Körper eines einzigen „Thieres, das aufgehört hat, „zu leben, bilden sich tausend „andere lebende Wesen; so evident ist es, daß das Leben in „der Gewalt der Natur steht.„ Siehe dissertations mêlées, gedruckt zu Amsterdam 1740. S. 252. u. 253.

Gesellschaft bringt, weil er die Tendenz derselben stört, und ihrer Glückseligkeit Hindernisse in den Weg legt. Wir vermeiden einen Stein, welcher fällt, weil er in uns die Ordnung derer Bewegungen zerstören würde, die zu unserer Erhaltung nothwendig sind. Indessen sind Ordnung und Unordnung immer, wie wir gesehen haben, gleich nothwendige Folgen des dauerhaften, oder vorüber gehenden Zustands der Dinge. Es ist der Ordnung gemäß, daß das Feuer uns verbrenne, weil es dem Feuer wesentlich ist, zu brennen, es gehört mit zu seiner Beschaffenheit, schädlich zu seyn; aber, von einer andern Seite, ist es eben auch der Ordnung gemäß, daß ein verständiges Wesen sich von dem entferne, wodurch es in seiner Art von Existenz beunruhigt werden kann. Ein Wesen, das vermöge seiner Organisation empfindlich ist, muß seiner Beschaffenheit nach Alles das fliehen, was seine Organen zu beschädigen, und seine Existenz in Gefahr zu sezzen, vermag.

Wir nennen diejenigen Wesen **verständig**, welche auf unsere Art organisirt sind, und in welchen wir Fähigkeiten bemerken, die geschickt sind, sich zu erhalten, sich in der Ordnung, die ihnen zukömmt, zu behaupten, die, zur Erreichung dieses Endzwecks nöthigen Mittel zu erwählen, und welche ein Bewußtseyn von ihren eigenen Bewegungen haben. Woraus man denn sieht, daß die Fähigkeit, welche wir Verstand nennen, in dem Vermögen besteht, einem Zweck gemäß zu handeln, welchen wir in dem Wesen wissen, welchen wir solchen zuschreiben. Und diejenigen Wesen, in welchen wir weder eben die Einrichtung, als in uns selbst, noch eben die Organe, noch eben die Fähigkeiten entdecken, mit einem Wort, diejenigen, deren Wesen, Energie und Zweck, und folglich auch die ihnen zukommende Ordnung wir nicht kennen, sehen wir, als des Verstandes beraubt an. Das Ganze kann keinen Zweck haben, weil es ausser ihm nichts giebt,

giebt, worauf es zwecken könne; die Theile, welche es enthält, haben einen Zweck. Wenn wir aus uns selbst den Begriff von **Ordnung** geschöpft haben: so haben wir auch aus uns selbst den Begriff von **Verstand** geschöpft. Wir sprechen ihn allen Wesen ab, die nicht auf unsere Art handeln; wir gestehen ihn allen denen ein, von welchen wir glauben, daß sie handeln, wie wir. Wir nennen die letztern **verständige Agenten**; wir sagen, daß die andern blinde Ursachen, unverständige Agenten sind, welche aufs **Ungefähr** handeln; ein sinnleeres Wort, das wir immer dem Worte **Verstand** entgegen setzen, ohne einen bestimmten Begriff damit zu verbinden.

Auch eignen wir, in der That, dem Ungefähr alle Wirkungen zu, deren Verbindung mit ihren Ursachen wir nicht sehen. Auf diese Art bedienen wir uns des Wortes Ungefähr, um unsere Unwissenheit der natürlichen Ursache zu verstecken, welche die Wirkungen, die wir sehen, durch Mittel hervorbringt, wovon wir keinen Begriff haben, oder die auf eine Art wirkt, in welcher wir keine Ordnung, oder System, verbunden mit Wirkungen, wie die unsrigen sind, sehen. So bald wir Ordnung sehen, oder zu sehen glauben, so schreiben wir diese Ordnung einem verständigen Wesen zu; eine, ebenfalls von uns selbst, und von der uns eigenen Art zu handeln und gerührt zu werden, entliehene Eigenschaft.

Ein **verständiges** Wesen ist ein Wesen, welches denkt, welches will, welches handelt, um einen gewissen Endzweck zu erreichen. Nun muß man, um auf unsere Art zu denken, zu wollen und zu handeln, auch unsere Organe und einen unsern Zwecken ähnlichen Zweck haben. Wenn man also sagt, daß die Natur durch ein verständiges Wesen regiert wird: so heißt dieses behaupten, daß sie durch ein Wesen regiert wird, welches mit Organen versehen ist, weil es nähmlich, ohne Organe weder Wahr-

nehmung, noch Vorstellung, noch Anschauung, noch Gedanken, noch Willen, noch Entwurf, noch Handlungen giebt.

Der Mensch macht sich selbst immer zum Mittelpunkt des Universums; Alles, was er darinn sieht, zieht er auf sich selbst. So bald er eine Wirkungsart wahrzunehmen glaubt, die, in einigen Puncten, der seinigen gleichförmig ist, oder irgend Erscheinungen, die ihn interessiren: so eignet er solche einer Ursache zu, die ihm ähnlich ist, die da wirkt, wie er, die seine Fähigkeiten hat, seine Zwecke, seine Entwürfe, seine Tendenz; mit einem Worte, er macht sich selbst zum Muster derselben. Auf diese Art gieng es zu, daß der Mensch, der ausser seinem Geschlecht nichts als Wesen sah, die verschieden von ihm handelten, und der denn doch in der Natur eine, seinen eigenen Ideen analoge Ordnung und Aussichten, welche den seinigen gleichförmig waren, wahrzunehmen glaubte, sich einbildete, daß diese Natur durch ein verständiges Wesen, verständig nach Menschenart regiert würde, welchem er die Ordnung, die er zu bemerken glaubte, und Absichten, wie er sie selbst hatte, zuschrieb. Es ist wahr, daß der Mensch, der sich unfähig fühlte, so große und mannichfaltige Wirkungen, als er in dem Weltall wirklich werken sah, hervor zu bringen, genöthigt war, einen Unterschied zwischen sich und dieser unsichtbaren Ursache, die so große Wirkungen hervor brachte, zu machen; er glaubte die Schwierigkeit zu heben, wenn er die Fähigkeiten, welche er selbst besaß, in dieser Ursach als viel größer annahm. Auf diese Art kam er allmählig dahin, sich eine Idee von der verständigen Ursache zu bilden, welche

(18) Anaxagoras, sagt man, war der erste, der das Universum für geschaffen, und regiert durch ein verständiges Wesen, durch einen Verstand hielt. Aristoteles warf ihm vor, daß er dieses verständige Wesen zur Hervorbringung der Dinge gebrauche, wie einen Deus ex machina; das heißt, wenn alle guten

che er weit über die Natur erhob, um allen ihren Bewegungen vorzustehen, deren er diese Natur durch sich selbst für unfähig hielt. Er bestand immer darauf, diese Natur für einen unförmlichen Haufen von todten und trägen Materien zu halten, welcher keine einzige von den großen Wirkungen, von den regelmäßigen Erscheinungen hervor bringen könnte, aus welchen sich das ergiebt, was er die **Ordnung des Weltalls** nennt. (18)

Hieraus sieht man denn, daß man aus Mangel von Kenntniß der Kräfte der Natur, oder der Eigenschaften der Materie, ohne Nothwendigkeit die Wesen vervielfacht, und das Weltall unter der Regierung einer verständigen Ursache angenommen hat, wovon der Mensch das Model war, und immer bleiben wird. Es wird diese Ursache nur unbegreiflich machen, wenn er die Fähigkeiten derselben zu weit wird ausdehnen wollen; er wird sie vernichten, oder gänzlich unmöglich machen, wenn er in diesem verständigen Wesen Eigenschaften annehmen will, die mit einander unverträglich sind, wie er denn dazu genöthigt seyn wird, wenn er Rechenschaft von widersprechenden und unordentlichen Wirkungen, die man in der Welt sieht, wird geben wollen. Wir sehen in der That in dieser Welt Unordnungen, und die schöne Ordnung derselben soll doch, sagt man, uns nöthigen, das Werk eines höchst verständigen Wesens in ihr zu erkennen. Und diese Unordnungen widersprechen denn doch dem Plan, und der Macht, und der Weisheit und der Güte, die man diesem Wesen zueignet, und der verwundrungswürdigen Ordnung, die man ihm zur Ehre anrechnet.

Zweifels ohne wird man uns sagen, daß, da die Natur verständige Wesen in sich begreift und hervor bringt,

guten Gründe ihm fehlen. S. Dictionaire de Bayle, art. Anaxagore note F. Man ist, zweifelsohne, berechtigt, diesen Vorwurf allen denen zu machen, welche sich dieses verständigen Wesens bedienen, um Schwierigkeiten zu heben.

entweder selbst verständig seyn, oder durch eine verständige Ursache regiert werden müsse. Wir antworten hierauf, daß der Verstand eine, organischen Wesen eigenthümliche Fähigkeit ist; das heißt, Wesen, welche auf eine bestimmte Art modificirt sind, woraus sich Wirkungsarten ergeben, welche wir mit besondern Nahmen bezeichnen, je nachdem verschiedene Wirkungen, welche von diesen Wesen hervor gebracht werden. Der Wein hat nicht diejenigen Eigenschaften, welche wir **Muth** oder **Witz** nennen, und indessen sehen wir doch, daß er dergleichen zuweilen Menschen giebt, die wir deren für gänzlich beraubt hielten. Wir können die Natur nicht auf eben dieselbe Art **verständig** nennen, als einige derer Wesen, welche sie in sich enthält; aber sie kann verständige Wesen hervor bringen, indem sie Materien versammelt, die geschickt sind, auf besondre Art organisirte Körper zu bilden, aus welchen die Fähigkeit, welche wir **Verstand** nennen, und die Wirkungsarten, welche eine nothwendige Folge dieser Eigenschaften sind, entspringen. Ich wiederhohle es, um Verstand, Absichten und Zwecke zu haben, muß man Ideen haben; um Ideen zu haben, muß man Organe und Sinne besitzen; und dieses kann man nicht von der Natur sagen, noch von der Ursache, welche den Bewegungen derselben vorstehen soll. Mit einem Wort, die Erfahrung beweißt uns, daß die Materien, welche wir für träge und todt halten, wirksam werden, und Verstand und Leben erhalten, wenn sie auf gewisse Arten mit andern, und mit einander verbunden und zusammen gesetzt werden.

Aus allem, was hier gesagt worden ist, muß man nun schließen, daß die **Ordnung** nichts anders ist, als die einförmige und nothwendige Verkettung von Ursachen und Wirkungen, oder die Folge von Handlungen, welche aus den Eigenschaften der Wesen fließen, so lange diese in einem bestimmten Zustande bleiben; daß die **Unordnung**

nung die Veränderung dieses Zustandes ist; daß in dem Weltall Alles, nothwendiger Weise, in Ordnung ist, weil Alles darinn nach den Eigenschaften der Wesen wirkt, und sich bewegt; daß es weder wirkliche Unordnung, noch wirkliches Uebel in einer Natur geben kann, wo Alles den Gesetzen seiner eigenen Existenz folgt; daß es kein Ungefähr, oder Nichts Zufälliges in dieser Natur giebt, wo sich keine Wirkung ohne hinlängliche Ursach findet, und wo alle Ursachen nach beständigen, gewissen Gesetzen wirken, nach Gesetzen, welche von den wesentlichen Eigenschaften dieser Ursachen, so wie von den Verbindungen und Modificationen abhängen, die den vorüber gehenden oder dauerhaften Zustand derselben ausmachen; daß der Verstand eine, einigen besondern Wesen eigene Seyns- und Wirkungsart ist; und daß, wenn wir ihn der Natur zueignen wollen, er in ihr nichts seyn würde, als das Vermögen, sich durch die nothwendigen Mittel, in ihrer thätigen Existenz zu erhalten. Wenn wir der Natur den Verstand, dessen wir selbst theilhaftig sind, absprechen; wenn wir die verständige Ursache verwerfen, welche man als den Urheber, oder als das Principium der Ordnung, welche wir darinn sehen, annimmt; so überlassen wir doch dem Ungefähr, oder einer blinden Kraft nichts; sondern wir eignen das, was wir sehen, wirklichen und bekannten, oder leicht zu kennenden Ursachen zu. Wir erkennen, daß Alles, was existiret, eine Folge der, der ewigen Materie anklebenden Eigenschaften ist, die, durch ihre Vermischungen, Verbindungen und Veränderungen von Formen, die Ordnung und die Unordnung, und die Mannichfaltigkeiten hervor bringt, welche wir sehen. Wir sind es, die da blind sind, wenn wir uns blinde Ursachen einbilden; uns sind die Kräfte und die Gesetze der Natur unbekannt, wenn wir ihre Wirkungen dem Ungefähr zueignen: und wir sind nicht klüger, wenn wir solche einem verständigen Wesen zuschreiben, woven wir den Begriff immer von uns selbst entlehnt haben, und der

niemahls mit den Wirkungen übereinstimmt, die wir ihm zueignen. Wir erträumen Worte zum Ersatz von Dingen, und wir glauben uns zu verstehen, wenn wir die Begriffe gänzlich verdunkeln, die wir zu erklären, oder zu analysiren uns niemahls getrauen.

Sechstes Hauptstück.

Von dem Menschen; von der Eintheilung desselben in den physischen und moralischen Menschen; von dem Ursprunge desselben.

Und itzt wollen wir die allgemeinen Gesetze, welche wir untersucht haben, auf diejenigen Wesen der Natur anwenden, die uns am mehrsten interessiren; wir wollen sehen, worin der Mensch von den andern Wesen, welche ihn umringen, verschieden seyn kann; wir wollen untersuchen, ob er nicht mit ihnen allgemeine Punkte von Gleichförmigkeit hat, welche verursachen, daß, ungeachtet der verschiedenen Substanzen, welche sich zwischen ihnen und ihm, in gewisser Absicht befinden, er dennoch nicht umhin kann, nach den allgemeinen Vorschriften zu handeln, welchen Alles unterworfen ist; mit einem Wort, wir wollen zusehen, ob die Begriffe, die er sich, durch Nachdenken über sein eigenes Wesen, von sich selbst gemacht hat, gegründet, oder erträumt sind.

Der Mensch nimmt eine Stelle unter dieser Menge von Wesen ein, die sich in der Natur befinden; seine Beschaffenheit, das heißt, seine Art zu seyn, die ihn unterscheidet, macht ihn verschiedener Wirkungsarten, oder Bewegungen fähig, wovon die einen einfach und sichtbar, die andern zusammen gesetzt, und verborgen sind. Sein Leben ist nichts, als eine lange Folge von nothwendigen, und

und mit einander verbundenen Bewegungen, die zu Principien, entweder in ihm selbst verschlossene Ursachen haben, als sein Blut, seine Nerven, seine Fibern, sein Fleisch, sein Gebein, mit einem Wort, die festen sowohl als flüßigen Theile, aus welchen sein Ganzes, oder sein Körper zusammen gesetzt ist; oder äußere Ursachen, die, indem sie auf ihn wirken, ihn verschiedentlich modificiren, als die Luft, die ihn umgiebt, die Speisen, wovon er sich nährt, und alle die Gegenstände, wovon seine Sinne unaufhörlich gerührt werden, und die folglich immerwährende Veränderungen in ihm bewirken.

Auf eben die Art, wie alle Wesen, empfindet der Mensch die Kraft der Trägheit, gravitirt gegen sich selbst, wird durch die Gegenstände angezogen, die ihm analogisch sind, und von denen zurück gestoßen, die ihm entgegen sind; er sucht die einen, flieht die andern, oder sucht sie, aus dem Wege zu räumen. Diese verschiedenen Arten, auf welche der Mensch wirkt, und modificirt ist, hat man mit verschiedenen Nahmen bezeichnet. Wir werden bald Gelegenheit haben, sie näher zu untersuchen.

So wunderbar, so verborgen, so zusammengesetzt auch immer die, sowohl sichtbaren als innern Wirkungsarten der menschlichen Maschine seyn mögen: so werden wir doch, wenn wir sie von Nahem untersuchen, sehen, daß alle Unternehmungen, Bewegungen, Veränderungen, verschiedene Zustände und Revolutionen derselben, beständig durch eben dieselben Gesetze geordnet werden, welche die Natur allen Wesen vorschreibt, die sie geboren werden läßt, die sie entwickelt, die sie mit Fähigkeiten beschenkt, die sie wachsen läßt, die sie, während einiger Zeit erhält, und die sie endlich zerstört und auflößt, indem sie die Form derselben abändert.

Der Mensch in seinem Ursprunge ist nichts, als ein unmerklicher Punkt, dessen Theile unförmlich sind, dessen Bewegsamkeit und Leben unsern Blicken entgehen; mit einem

nem Wort, in welchem wir kein Zeichen von den Eigenschaften wahrnehmen, die wir **Empfindung, Verstand, Gedanke, Kraft, Vernunft** u. s. w. nennen. In eine, für ihn schickliche Bärmutter gesetzt, entwickelt sich dieser Punkt, dehnt sich aus, wächst durch den unaufhörlichen Zusatz von Materien, welche seinem Wesen analog sind, die er an sich zieht, die sich mit ihm verbinden, und assimiliren. Heraus gekrochen aus diesem Orte, welcher so geschickt ist, auf eine Zeitlang den schwachen Anfang seiner Maschine zu erhalten, zu entwickeln, zu stärken, wird er endlich mannbar; sein Körper hat alsdann einen ansehnlichen Umfang erhalten, seine Bewegungen sind deutlich, er ist empfindlich an allen seinen Theilen, er ist eine lebende und thätige Masse geworden; das heißt, eine Masse, die empfindet, die denkt, die alle die, dem Wesen menschlicher Art eigenen Verrichtungen erfüllt. Und dieser ist sie nur fähig geworden, weil sie, nach und nach, heran gewachsen, und genährt worden ist, vermittelst der Attraction, und der unaufhörlichen Verbindung von der Art von Stoffen in ihr, welche wir für träge, unempfindlich, unbelebt halten. Diese Stoffe haben es indessen dahin gebracht, ein thätiges, lebendes, empfindendes, urtheilendes, schließendes, wollendes, überlegendes, wählendes Ganzes zu bilden, das, zu gleicher Zeit vermögend ist, mehr oder weniger kräftig an seiner eigenen Erhaltung zu arbeiten, das heißt, zur Erhaltung der Harmonie in seiner eigenen Existenz.

Alle Bewegungen und Veränderungen, welche der Mensch in dem Laufe seines Lebens wahrnimmt, es sey, von Seiten der äußern Gegenstände, oder von Seiten der Substanzen, die er in sich selbst enthält, sind seinem Wesen entweder zuträglich, oder schädlich, erhalten es entweder in der Ordnung, oder stürzen es in Unordnung, sind bald der, zu seiner Sennsart wesentlichen Tendenz gemäß, bald zuwider; mit einem Wort, sind angenehm oder unange-

angenehm; und der Mensch ist, vermöge seiner Natur, genöthigt, die einen zu billigen, und die andern zu mißbilligen; die einen machen ihn glücklich, die andern machen ihn unglücklich; die einen werden die Gegenstände seiner Begierden, die andern, Gegenstände seiner Furcht.

In allen Erscheinungen, welche der Mensch von seiner Geburt an, bis zu seinem Ende uns darbietet, sehen wir nichts, als eine Folge von nothwendigen, und den Gesetzen, die allen Wesen der Natur gemein sind, gemäßen Ursachen und Wirkungen. Alle seine Handlungsarten, seine Sensationen, seine Ideen, seine Leidenschaften, seine Begierden, seine Wirkungen, sind nothwendige Folgen von seinen, und von den Eigenschaften derer Wesen, die ihn in Bewegung setzen. Alles, was er thut, alles, was in ihm vorgeht, sind Wirkungen der Kraft der Trägheit, der Gravitation gegen sich selbst, der anziehenden und zurückstoßenden Kraft, der Tendenz sich zu erhalten, mit einem Worte, der Energie, die er mit allen Wesen, welche wir sehen, gemein hat. Diese Energie zeigt sich in dem Menschen nur auf eine besondere Art, die sich von seiner besondern Natur herschreibt, durch welche er von den Wesen anderer Systeme, oder anderer Ordnungen, verschieden ist.

Die Quelle der Irrthümer, in welche der Mensch, bey Betrachtung seiner selbst gefallen ist, ist, wie wir bald Gelegenheit haben werden, es zu zeigen, daraus entsprungen, daß er geglaubt hat, sich, durch sich selbst in Bewegung zu setzen, vermöge seiner eigenen Energie zu wirken, in seinen Handlungen, und in seinem Willen, der die Springfeder jener ist, unabhängig von den allgemeinen Gesetzen der Natur, und denen Gegenständen zu seyn, die, oft ihm unbewußt, und immer wider seinen Willen, diese Natur auf ihn wirken läßt. Wenn er sich aufmerksam untersucht hätte: so würde er erkannt haben, daß alle seine Bewegungen nichts weniger, als willkührlich sind;

er

er hätte gefunden, daß seine Geburt von Ursachen abhängt, die gänzlich ausser seiner Macht sind; daß er ohne seine Einwilligung in das System gezogen worden ist, in welchem er eine Stelle einnimmt, daß, von dem Augenblick an, in welchem er geboren wird, bis zu dem, in welchem er stirbt, er, unaufhörlich durch Ursachen modificirt wird, die, wider seinen Willen, auf seine Maschine einwirken, sein Wesen modificiren und sein Betragen bestimmen. Ist denn nicht die geringste Ueberlegung hinlänglich, um ihm zu beweisen, daß die festen und flüßigen Theile, aus welchen sein Körper zusammen gesetzt ist, und daß sein verborgener Mechanismus, den er unabhängig von äußern Ursachen glaubt, beständig unter dem Einflusse dieser Ursachen sind, und ohne dieselben in einer gänzlichen Unfähigkeit zu wirken, seyn würden? Sieht er nicht, daß sein Temperament gar nicht von ihm selbst abhängt, daß seine Leidenschaften die nothwendigen Folgen dieses Temperamentes sind, daß sein Wille und seine Handlungen durch eben diese Leidenschaften, und durch Meynungen bestimmt werden, die er sich selbst nicht gegeben hat? Entscheiden nicht sein mehr oder weniger häufiges oder erhitztes Blut, seine mehr oder weniger gespannten oder erschlafften Nerven und Fibern, diese dauernden oder vorübergehenden Dispositionen, entscheiden sie nicht, in jedem Augenblick, von seinen Ideen, seinen Gedanken, seinen Begierden, von seiner Furcht, von seinen innern sowohl, als äußern Bewegungen? Und hängt der Zustand, in welchem er sich befindet, nicht, nothwendiger Weise, von der, verschieden modificirten Luft, von den Nahrungsmitteln, die er gebraucht, von den geheimen Verbindungen in ihm selbst ab, welche entweder die Ordnung in seiner Maschine erhalten, oder Unordnung hinein bringen? — Mit einem Worte, Alles hätte den Menschen überzeugen sollen, daß er, in jedem Augenblick seiner Dauer, ein bloßes passives Werkzeug, in den Händen der Nothwendigkeit ist.

In

In einer Welt, wo Alles mit einander verknüpft ist, wo alle Ursachen unter einander verkettet sind, kann es keine unabhängige, oder vereinzelte Energie oder Kraft geben. Folglich ist es die, immer wirksame Natur, welche dem Menschen jeden Punkt der Linie, welche er beschreiben soll, vorzeichnet; sie ist es, welche die Elemente ausarbeitet, und mit einander verbindet, woraus er bestehen soll; sie ist es, die ihm sein Wesen, seine Tendenz, seine besondere Wirkungsart giebt; sie ist es, die ihn entwickelt, die ihn wachsen macht, die ihn auf eine Zeitlang erhält, in welcher er genöthigt ist, sein auferlegtes Werk zu erfüllen; sie ist es, die ihm diejenigen Begebenheiten und Gegenstände in den Weg legt, die ihn, bald auf eine angenehme, bald auf eine, ihm schädliche Art modificiren. Sie ist es, die, indem sie ihm die Empfindung giebt, ihn in den Stand setzt, unter den Gegenständen zu wählen, und die, zu seiner Erhaltung nöthigen Mittel zu ergreifen; sie ist es, die ihn, wenn er seine Laufbahn vollendet hat, zu seinem Untergange führt, und ihn auf diese Art, einem allgemeinen und beständigen Gesetz, von welchem Nichts ausgenommen ist, unterwirft. Auf diese Art geht es zu, daß die Bewegung den Menschen in die Welt bringt, eine Zeitlang ihn darinn erhält, und endlich zerstöret, oder vielmehr nöthigt, in den Schooß einer Natur zurück zu kehren, die ihn bald wieder, zerstreut unter einer unendlichen Menge von neuen Formen, hervorbringen wird, in welchen jedes seiner Theile, auf eben die Art, und eben so nothwendig, die verschiedenen Perioden durchlaufen wird, als das Ganze die Perioden seiner vorhergehenden Existenz durchlaufen hatte.

Die Wesen menschlicher Art sind, so wie alle andere Wesen, zweyerley Arten von Bewegungen fähig. Die eine Art derselben ist die Bewegung der Masse, durch welche der ganze Körper, oder einige von seinen Theilen, sichtlich, von einem Orte zum andern gebracht werden; die

die andern sind innere und verborgene Bewegungen, wovon einige uns merkbar werden, indem andere, uns unbewußt, vorgehen, und sich nur aus den äussern Wirkungen, welche sie hervor bringen, errathen lassen. In einer sehr zusammen gesetzten Maschine, welche durch die Verbindung einer großen Anzahl von Stoffen gebildet worden ist, die, an Eigenschaften, Verhältnissen, Wirkungsarten sehr verschieden sind, werden die Bewegungen, nothwendiger Weise, sehr zusammen gesetzt; ihre Langsamkeit sowohl, als ihre Geschwindigkeit, entziehen sie oft so gar der Beobachtung desjenigen, in welchem sie vorgehen.

Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn der Mensch auf so viele Hindernisse stieß, wie er sich Rechenschaft von seinem Wesen, und von seiner Wirkungsart geben wollte, und, wenn er sich so sonderbare Hypothesen in den Kopf setzte, um das verborgene Spiel seiner Maschine zu erklären, welche er auf eine Art sich bewegen sah, welche ihm so verschieden von der Art schien, auf welche die übrigen Wesen der Natur sich bewegen. Er sahe wohl, daß sein Körper, und die verschiedenen Theile desselben wirkten; aber sehr oft sahe er nicht, was sie in Wirkung setzte; er glaubte also in sich selbst ein bewegendes Principium zu enthalten, das von seiner Maschine verschieden wäre, das, im Geheim, den Springfedern dieser Maschine den Druck gäbe, sich, durch seine eigene Kraft bewegte, und nach Gesetzen wirkte, die gänzlich von denen verschieden wären, durch welche die Bewegungen aller andern Wesen geordnet werden. Er hatte das Bewußtseyn gewisser innerer Bewegun-

(19) „Man sollte,„ sagt ein ungenannter Schriftsteller, „erst eine Erklärung vom Leben „geben, ehe man über die Seele „raisonniren wollte. Aber dieses halte ich für unmöglich, „weil es in der Natur so ein„fache, und einfache Dinge giebt, „daß die Einbildungskraft sie „weder theilen, noch sie auf „Etwas, das einfacher ist, als „sie selbst, zurück bringen kann. „Von

wegungen, die er in sich selbst wahrnahm, aber, wie ließ es sich begreifen, daß diese unsichtbaren Bewegungen so oft so sehr auffallende Wirkungen hervor brachten? Wie begreifen, daß eine flüchtige Vorstellung, daß ein unmerklicher Actus der Denkkraft, so oft Unordnung und Unruhe in seinem ganzen Wesen erzeugten? Mit einem Wort, er glaubte in sich selbst eine, von ihm verschiedene Substanz wahrzunehmen, die mit einer geheimen Kraft begabt wäre, in welcher er Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten annahm, die gänzlich sowohl von den Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der sichtlichen Ursachen, welche auf seine Organe wirkten, als von den Eigenthümlichkeiten seiner Organe selbst, verschieden waren. Er zog nicht in Erwägung, daß die primitive Ursache, welche macht, daß ein Stein fällt, oder daß sein Arm sich bewegt, vielleicht eben so schwer zu begreifen, oder zu erklären ist, als die Ursache der innern Bewegung, wovon Gedanken und Wille die Wirkung sind. Folglich schloß er, aus Mangel über die Natur nachzudenken, sie aus wahren Gesichtspunkten zu betrachten, und die Gleichförmigkeit und Gleichzeitigkeit der Bewegungen dieses vermeinten bewegenden Principiums, mit den Bewegungen seines Körpers, und seiner materiellen Organe zu bemerken, daß dieses Principium nicht allein ein besonderes Wesen, sondern auch von einer ganz verschiedenen Art, als alle übrigen Wesen der Natur, von einer viel einfachern Beschaffenheit sey, die nichts mit dem gemein hatte, was er sah. (19)

Hieraus sind nun, nach und nach, die Begriffe von **Geistigkeit, Immaterialität, Unsterblichkeit,** und

„Von dieser Art ist das Leben, „die Weiße (blancheur) das „Licht, u. s. w. die man nur „durch ihre Wirkungen hat er„klären können.„ S. Dissertations mêlées, S. 232. Das Leben ist ein Zusammenfluß von Bewegungen, die dem organisirten Wesen eigen sind, und die Bewegung kann nichts anders, als eine Eigenschaft der Materie seyn.

und alle die leeren Worte entstanden, welche man allmählig heraus gekünstelt hat, um die Eigenschaften einer unbekannten Substanz zu bezeichnen, welche der Mensch in sich zu enthalten glaubt, und welche er für das verborgene Principium seiner sichtbaren Handlungen hielt. Um diese gewagten Muthmaaßungen, die man über diese bewegende Kraft gemacht hatte, zu krönen, nahm man an, daß diese, von allen andern Wesen, und von dem Körper, welcher ihr zur Hülle diente, verschiedene Kraft, nicht, wie diese alle, aufgelößt werden könnte, daß ihre vollkommene Einfachheit sie verhindere, sich aufzulösen, oder ihre Form zu verandern, mit einem Wort, daß sie, vermöge ihrer Beschaffenheit von den Revolutionen ausgenommen wäre, welchen man den Körper, so wie alle zusammen gesetzte Wesen, von welchen die Natur voll ist, unterworfen sieht.

Auf diese Art wurde der Mensch zweyfach; er sah sich wie ein Ganzes an, das durch den unbegreiflichen Zusammenfluß von zwey verschiedenen Naturen, und die gar keine Analogie unter sich hatten, gebildet worden war; er unterschied zwey Substanzen in sich selbst; die eine, sichtbarlich dem Einfluß der gröbern, aus groben und trägen Stoffen zusammen gesetzten Wesen unterworfen, hieß **Körper**; die andere, welche man für einfach hielt, war von einer reinern Beschaffenheit, wurde, als selbstwirkend, und fähig den Körper in Bewegung zu setzen, mit welchem sie sich, wunderbarer Weise vereint befand, angesehen: diese wurde **Geist** oder **Seele** genannt. Die Verrichtungen der einen wurden **physische, körperliche, materielle** Verrichtungen genannt; die Verrichtungen der andern hießen **geistig, intellektuel**; der Mensch, in Rücksicht auf die erstern betrachtet, hieß der **physische Mensch**; und, wenn man ihn, in Rücksicht auf die letztern betrachtete: so wurde er mit dem Nahmen des **moralischen Menschen** bezeichnet.

Diese,

Diese, von den mehrsten Philosophen heut zu Tage angenommenen Unterscheidungen, gründen sich auf ganz willkührliche Voraussetzungen. Die Menschen haben von je her geglaubt, der Unwissenheit in Sachen durch die Erfindung von Worten zuvor zu kommen, mit welchen sie niemals einen wahren Sinn zu verbinden vermochten. Man bildete sich ein, daß man die Materie, alle ihre Eigenschaften, alle ihre Vermögen, all ihre Hülfsmittel, und all ihre verschiedenen Verbindungen kennte, weil man einige von ihren geringsten Eigenschaften erkannt hatte; und man verdunkelte nur die schwachen Ideen, die man sich davon hatte machen können, indem man ihr eine Substanz zugesellete, die weit weniger verständlich war, als sie selbst. Auf diese Art haben die speculativen Köpfe, durch Erschaffung neuer Worte, und durch Vervielfältigung der Wesen, sich in viel größere Verwirrungen gestürzt, als diejenigen waren, welchen sie entgehen wollten, und dadurch dem Fortgange der Wissenschaften nur Hindernisse in den Weg gelegt. So bald ihnen Thatsachen mangelten, nahmen sie Zuflucht zu Muthmaaßungen, die sich für sie bald in Wirklichkeiten verwandelten, und ihre Einbildungskraft, welche durch die Erfahrung nicht mehr geleitet wurde, hat sich, ohne Rückkehr, in das Labyrinth einer idealen und intellektuellen Welt geworfen, welche sie sich selbst geschaffen hat, aus welchem sie heraus zu ziehen, und auf den rechten Weg zurück zu bringen, es fast unmöglich, und dessen nur die einzige Erfahrung fähig ist, weil sie den Faden zu diesem Labyrinthe hat. Sie wird uns zeigen, daß es weder in uns selbst, noch in den Gegenständen, welche auf uns wirken, Etwas anders giebt, als Materie, die mit verschiedenen Eigenschaften begabt, und verschiedentlich modificirt ist, und nach Verhältniß ihrer Eigenthümlichkeiten wirkt. Mit einem Wort, der Mensch ist ein organisches Ganzes, zusammen gesetzt aus verschiedenen Stoffen; er folgt, so wie alle andere Produkte der Natur, den allgemeinen

und bekannten, so wie den besondern Gesetzen und Wirkungsarten, die ihm eigen und unbekannt sind.

Folglich, wenn man uns frägt, was der Mensch ist? so antworten wir, daß er ein materielles, organisirtes, oder auf sonst eine Art beschaffenes Wesen ist, daß er empfinden, denken, und auf gewisse Arten, die ihm allein, seiner Organisation und den besondern Stoffen, die sich in ihm beysammen finden, eigen sind, modificirt werden kann. Wenn man uns frägt, welchen Ursprung wir den Wesen menschlicher Art geben? so sagen wir, daß der Mensch, so wie alle andre Wesen, ein Product der Natur, und den andern Wesen in gewissen Stücken ähnlich, und eben den Gesetzen, wie sie, unterworfen ist; daß er, in andern Stücken, von ihnen abgeht, und besondern Gesetzen folgt, die durch die Verschiedenheit seiner Einrichtung bestimmt werden. Wenn man frägt, woher der Mensch gekommen ist: so erwiedern wir, daß die Erfahrung uns nicht in den Stand setzt, diese Frage aufzulösen, und daß sie uns im Grunde nicht interessiren kann; es ist uns hinlänglich zu wissen, daß der Mensch existirt, und daß er dergestalt beschaffen ist, daß er die Wirkungen hervor bringen kann, deren wir ihn fähig sehen.

Aber, wird man sagen, hat denn der Mensch von je her existirt? Ist das menschliche Geschlecht von Ewigkeit an da gewesen? Oder ist es nur ein zeitiges Produkt der Natur? Hat es von je her uns ähnliche Menschen gegeben? Und wird es deren immer geben? Hat es immer ein männliches und weibliches Geschlecht gegeben? Hat es einen ersten Menschen gegeben, von dem die andern entsprungen sind? Ist das Ey ehe als das Huhn, oder das Huhn ehe als das Ey gewesen? Die Gattungen, die keinen Anfang gehabt haben, werden sie auch kein Ende haben? Sind die Arten unzerstörlich, oder gehen sie aus, wie die Individuen? Ist der Mensch immer das gewesen, was er ist, oder ist er, ehe er in den Zustand gelangte,

gelangte, in welchem wir ihn sehen, genöthigt gewesen, durch eine unendliche Anzahl von successiven Entwickelungen zu gehen? Und endlich kann der Mensch sich schmeicheln, zu einem stäten Zustande gelangt zu seyn, oder soll das menschliche Geschlecht sich noch ändern? Wenn der Mensch das Product der Natur ist; so wird man uns fragen, ob wir glauben, daß diese Natur neue Wesen hervor bringen, und die alten Arten untergehen lassen könne? Und endlich wird man bey dieser Voraussetzung wissen wollen, warum die Natur nicht unter unsern Augen neue Wesen, oder neue Gattungen hervor bringt?

Es scheint, als ob man in Ansehung aller dieser, im Grunde ganz gleichgültiger Fragen, die Partey, welche man wolle, nehmen könne. Bey dem Mangel von Erfahrung müssen Muthmaaßungen einer Neugierde genug seyn, die sich immer über die, unserm Geist vorgeschriebenen Schranken hinaus wagt. Dieses vorausgesetzt, wird der Beobachter der Natur sagen, daß er gar keinen Widerspruch dabey findet, wenn er annimmt, daß das menschliche Geschlecht, so wie es heut am Tage ist, entweder in der Zeit hervorgebracht worden, oder von Ewigkeit her besteht? Und eben so wenig Widerspruch sieht er dabey, wenn er glaubt, daß dieses Geschlecht durch verschiedene Uebergänge, oder Entwickelungen in den Zustand gelangt ist, in welchem wir es sehen. Die Materie ist ewig und nothwendig, aber ihre Verbindungen und Formen sind vorüber gehend und zufällig; und ist der Mensch denn etwas anders, als verbundene Materie, deren Form sich in jedem Augenblick abändert?

Indessen scheinen einige Betrachtungen die Hypothese mehr zu begünstigen, oder wahrscheinlicher zu machen, daß der Mensch ein, in der Zeit hervor gebrachtes, und unserm Erdball eigenes Produkt ist, das folglich nicht älter seyn kann, als dieser Erdball selbst, und der ein Resultat von den besondern Gesetzen ist, welche ihn regieren.

Die Existenz ist dem Weltall, oder dem allgemeinen Zusammenfluß der wesentlich verschiedenen Stoffe, die wir sehen, nothwendig. Aber die Verbindungen und die Formen dieser Stoffe sind ihnen nicht wesentlich. Dieses angenommen, hat unsere Erde, obgleich die Stoffe, aus welchen sie besteht, immer existirt haben, nicht immer ihre gegenwärtige Form und ihre gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten gehabt. Vielleicht ist diese Erde eine, von irgend einem andern himmlischen Körper in der Zeit abgerissene Masse; vielleicht ist sie das Resultat dieser Flecken, oder dieser Schlacken, welche die Astronomen auf der Sonnenscheibe bemerken? Vielleicht ist dieser Erdball ein erloschener, aus seiner Laufbahn verstossener Comet, der ehedem eine andere Stelle in den Regionen des Raumes einnahm; und der folglich damahls im Stande war, Wesen hervor zu bringen, die sehr verschieden von denen sind, welche wir gegenwärtig darauf finden, weil damahls ja seine Lage und seine Natur alle seine Producte verschieden von denen machen mußten, die er uns heute darbietet.

Aber, welche Voraussetzung man auch annimmt: so können Pflanzen, Thiere und Menschen immer als Produkte angesehen werden, die unserm Erdball in der Stellung, oder in den Umständen, in welchen er sich gegenwärtig befindet, besonders zukommend und eigen sind. Diese Produkte würden sich verändern, wenn dieser Erdball durch irgend eine Revolution dahin gebracht würde, seine Stelle zu verändern. Das, was diese Muthmaassung zu bestärken scheint, ist, daß auf unserm Erdballe selbst alle Produkte, nach Maaßgabe seiner verschiedenen Himmelsstriche, sich abändern. Die Menschen, die Thiere, die Pflanzen, die Mineralien sind nicht allenthalben sich gleich; sie verändern sich öfters in einer nicht ansehnlichen Entfernung auf eine sehr merkliche Art. Der Elephant ist der dürren Zone eigenthümlich; das Rennthier gehört in den erfrornen Himmelsstrichen des Nords

zu

zu Hause; Indostan ist das Vaterland des Diamanten, den man in unsern Gegenden nicht findet; die Ananas wächst in Amerika in der freyen Luft; in unsern Ländern kömmt sie nicht fort, als wenn ihr die Kunst eine Sonne verschaft, die der Sonne analog ist, welche sie erfordert. So gar die Menschen sind, nach den verschiedenen Himmelsstrichen, verschieden an Farbe, an Wuchs, an Beschaffenheit, an Stärke, an Fleiß, an Muth, an Fähigkeiten des Geistes. — Aber, worinn besteht denn ein Himmelsstrich eigentlich? In der verschiedenen Stellung der Theile ein und desselben Erdballes in Ansehung der Sonne, eine Stellung, welche hinlänglich ist, eine merkliche Verschiedenheit unter die Produkte desselben zu bringen.

Man kann folglich mit Grund genug muthmaaßen, daß, wenn unser Erdball durch irgend einen Zufall von seiner Stelle verrückt würde, alle seine Produkte gezwungen seyn würden, sich zu verändern; weil alsdenn die wirkenden Ursachen nicht mehr dieselben bleiben, oder nicht mehr auf die alte Art wirken würden, und folglich also auch die Wirkungen nothwendiger Weise anders ausfallen müßten. Alle Produkte, wenn sie sich erhalten, oder in der Existenz behaupten sollen, müssen sich mit dem Ganzen, aus welchem sie hergeflossen sind, zusammen ordnen; ohne dieses können sie nicht bestehen. Dieses Vermögen sich zusammen zu ordnen, diese relative Zusammenordnung ist es, die wir die **Ordnung des Weltalls** nennen; den Mangel derselben nennen wir **Unordnung**. Die Producte, welche wir für **Ungeheuer** ansehen, sind diejenigen, die sich nicht mit den allgemeinen oder besondern Gesetzen der Wesen, von welchen sie umringt, oder mit dem Ganzen, worinn sie sich befinden, zusammen ordnen. Bey ihrer Bildung müssen sie mit diesen Gesetzen sich haben vertragen können; aber diese Gesetze haben sich ihrer Vervollkommung entgegen gestellt, woraus sich denn er-

giebt, daß sie nicht fort bestehen können. Auf diese Art geschieht es, daß eine gewisse Analogie von Einrichtung unter Thieren von verschiedener Art zwar Maulthiere hervor bringt; aber diese Maulthiere können sich nicht fortpflanzen. Der Mensch kann nur an der Luft, der Fisch nur im Wasser leben; man bringe den Menschen unter das Wasser, und den Fisch an die Luft, und diese Geschöpfe werden sehr bald, weil sie sich nicht mit den Fluidis, welche sie umgeben, zusammen ordnen können, umkommen. Man versetze, in Gedanken, einen Menschen von unserm Erdball in den Saturn; seine Brust wird bald von der zu sehr verfeinerten Luft zerrissen werden, seine Glieder werden vor Kälte erstarren, er wird untergehen, weil er nicht Elemente findet, die seiner gegenwärtigen Existenz analog sind. Man versetze einen andern Menschen in den Merkur, und das Uebermaaß von Hitze wird ihn bald zerstört haben.

Und folglich scheint uns dem Alles zu der Muthmaaßung zu berechtigen, daß das menschliche Geschlecht ein, unserm Erdball, in der Stelle, welche er einnimmt, eigenes Product ist, und daß, wenn diese Stellung verändert würde, das menschliche Geschlecht auch verändert, oder gezwungen werden würde, zu verschwinden, da nähmlich Nichts, als was sich mit dem Ganzen zusammen ordnen, oder mit ihm verketten kann, mit ihm bestehen kann. Diese Fähigkeit des Menschen, sich mit dem Ganzen zusammen zu ordnen, ist es, die ihm nicht allein den Begriff von Ordnung giebt, sondern die ihn auch sagen macht, daß Alles gut ist, da doch Alles nichts anders ist, als was es seyn kann; da doch Alles nothwendiger Weise das ist, was es ist, da es doch kein wirkliches Gut, und kein wirkliches Uebel giebt. Man braucht einen Menschen nur von seiner Stelle zu verrücken, um daß er das Weltall der Unordnung zeihe.

Diese Betrachtungen scheinen den Begriffen derer zu widersprechen, welche haben muthmaaßen wollen, daß die

die andern Planeten, wie der unsrige, von uns ähnlichen Wesen bewohnt wären. Aber, wenn der Lapländer auf eine so deutliche Art von den Hottentotten verschieden ist, welchen Unterschied müssen wir nicht zwischen einem Bewohner unsers Planeten, und einem Bewohner des Saturns oder der Venus annehmen?

Doch, diesem sey, wie ihm wolle, wenn man uns nöthigt, mit der Einbildungskraft zurück auf den Ursprung der Dinge, und auf den Anfang des Menschengeschlechts zurück zu gehen; so sagen wir, es ist wahrscheinlich, daß der Mensch eine nothwendige Folge der Entwikkelung unsers Erdballes, oder eines der Resultate von den Eigenschaften, Eigenthümlichkeiten und der Energie ist, deren derselbe in seiner gegenwärtigen Stellung fähig war; daß Mann und Weib geboren worden sind, daß seine Existenz mit der Existenz dieses Erdballs zusammen geordnet ist, daß, so lange diese Zusammenordnung bestehen, auch das menschliche Geschlecht sich erhalten, sich nach dem Antriebe und den primitiven Gesetzen, welche es hervor brachten, fortpflanzen wird; daß, wenn diese Zusammenordnung einst aufhören, oder die Erde von ihrer Stelle weggerückt werden sollte, und nicht mehr, von Seiten der Ursachen, die gegenwärtig auf sie wirken, und ihr ihre Energie geben, eben dieselben Impulsionen, oder eben denselben Einfluß erhielte, daß alsdenn das menschliche Geschlecht sich verändern würde, um neuen Wesen Platz zu machen, die geschickt wären, sich mit dem Zustande zusammen zu ordnen, der auf den gegenwärtigen folgte.

Wenn man also Veränderungen in der Stellung unseres Erdballes annimmt: so dürfte der primitive Mensch vielleicht von dem gegenwärtigen mehr verschieden seyn, als es das vierfüßige Thier von dem Insekte ist. Folglich kann der Mensch, so wie Alles, was auf unserm und den übrigen Himmelskörpern existiret, angesehen werden, als ob er in einer immerwährenden Abwechselung wäre.

Folglich ist der letzte Punkt der Existenz des Menschen uns eben so unbekannt und gleichgültig, als der erste; folglich ist es kein Widerspruch, wenn man glaubt, daß die Arten unaufhörlich sich abändern, und es ist uns eben so unmöglich zu wissen, was aus ihnen werden wird, als zu wissen, was sie gewesen sind.

Denjenigen, welche fragen, warum die Natur nicht neue Wesen hervor bringt, wollen wir, unserer Seits, die Frage vorlegen, aus welchem Grunde sie diese Thatsache annehmen? Wer berechtigt sie, die Natur für unfruchtbar zu halten? Wissen sie, ob die Natur nicht in den Verbindungen, die in jedem Augenblick wirklich werden, beschäftigt ist, neue Wesen, ihren Beobachtern unbewußt, hervor zu bringen? Wer hat ihnen gesagt, ob diese Natur nicht gegenwärtig in ihrer unermeßlichen Werkstäte die nöthigen Elemente zusammen sammelt, um ganz neue Generationen ans Tageslicht zu bringen, die nichts mit den gegenwärtig existirenden Gattungen gemein haben? Welche Ungereimtheit ist es dem, wenn man glaubt, daß Mensch und Pferd und Fisch und Vogel aufhören werden, zu seyn? Sind diese Geschöpfe dann der Natur unentbehrlich nothwendig, und könnte sie nicht ohne dieselben ihren ewigen Lauf fortsetzen? Aendert sich nicht Alles um uns herum? Verändern wir uns nicht selbst? Ist es nicht evident, daß daß ganze Universum in der vorhergehenden Ewigkeit, im strengsten Sinne, nicht das gewesen ist, was es itzt ist, und daß es nicht möglich ist, daß es in der folgenden Ewigkeit, im strengsten Sinne, auch nur einen Augenblick, das bleibe, was es ist? Wie kann man also behaupten, errathen zu wollen, was die unendliche Reihe von Zerstörungen und Wiederhervorbringungen, von Verbindungen und Auflösungen, von Metamorphosen, von Veränderungen in der Folge Alles herbey führen wird? Sonnen erlöschen, Planeten gehen unter und zerstreuen sich in den Ebenen der Luft;

andre

andere Sonnen entzünden sich, neue Planeten bilden sich, um ihre Revolutionen zu machen, und neue Wege zu beschreiben, — und der Mensch, ein unendlich kleiner Theil dieses Erdballs, der nichts als ein unmerklicher Punkt in der Unermeßlichkeit ist, glaubt, daß der Erdball für ihn gemacht sey, wähnt, daß er der Vertraute der Natur seyn müsse, schmeichelt sich, ewig zu dauren, nennt sich den König des Weltalls! —

O Mensch, wirst du denn niemals begreifen, daß du nichts, als ein Ephemeron bist? Alles ändert sich in dem Weltall; die Natur enthält keine dauernden Formen, und du könntest verlangen, daß dein Geschlecht nicht verschwinden, und von dem allgemeinen Gesetz ausgenommen seyn soll, welches will, daß Alles sich verändere! Bist du denn nicht, in deinem gegenwärtigen Zustande, ewigen Veränderungen unterworfen? Du, der du in der Thorheit deines Herzens, dir, stolz, den Titel des **Königes der Natur** anmaaßest? du, der die Erde und die Himmel mißt, du, dessen Eitelkeit wähnt, daß das Ganze für dich geschaffen sey, weil du ein verständiges Wesen bist — o, es bedarf ja nur des geringsten Zufalles, eines Atoms an unrechter Stelle, um daß du untergehest, herab gewürdigt, und des Verstandes beraubt werdest, auf welchen du so stolz bist! —

Wenn man allen den vorhergehenden Muthmaassungen entsagte; wenn man behauptete, daß die Natur nach einer gewissen Anzahl unveränderlicher und allgemeiner Gesetze wirkt; wenn man glaubte, daß der Mensch, das Thier, der Fisch, das Insekt, die Pflanze von Ewigkeit her sind, und ewig bleiben werden, was sie sind; wenn man wollte, daß die Sterne, von Ewigkeit her, am Firmament geglänzt hätten; wenn man sagte, daß man eben so wenig fragen sollte, warum der Mensch das ist, was er ist, als fragen, warum die Natur so ist, wie wir sie sehen, oder warum die Welt existirt: — so hätten wir

hlege-

hiegegen nichts einzuwenden. Welches System man auch annimmt, es wird vielleicht alle Schwierigkeiten, über welche man verlegen ist, gleich gut beantworten; und, nahe betrachtet, wird man sehen, daß sie den Wahrheiten, welche wir nach Erfahrung festgesetzt haben, nicht im Wege sind. Es ist dem Menschen nicht gegeben, Alles zu wissen; es ist ihm nicht gegeben, seinen Ursprung zu kennen; es ist ihm nicht gegeben, in das Wesen der Dinge einzudringen, noch bis zu den ersten Principien hinauf zu steigen. Aber, es ist ihm gegeben worden, Vernunft und Rechtschaffenheit zu haben, treuherziger Weise einzugestehen, daß er das nicht weiß, was er nicht wissen kann, und nicht unverständliche Worte, und ungereimte Voraussetzungen seinen Ungewißheiten unterzuschieben. Und folglich werden wir denen sagen, die, um alle Schwierigkeiten zu heben, behaupten, daß das menschliche Geschlecht von einem ersten Menschen und einem ersten Frauenzimmer, die von der Gottheit geschaffen worden sind, herstammt, daß wir einige Begriffe von der Natur; aber keine, weder von der Gottheit, noch von der Schöpfung haben, und daß dieser Worte sich bedienen, so viel heißt, als in andern Ausdrücken sagen, daß man die Energie der Natur nicht kenne, und daß man nicht weiß, wie sie die Menschen hat hervor bringen können, welche wir sehen. (20)

Und so wollen wir dem schließen, daß der Mensch keine Gründe hat, sich für ein privilegirtes Wesen in der Natur zu halten. Er ist eben den Abwechselungen unterworfen, als alle ihre andern Produkte: seine vermeinten Vorrechte gründen sich nur auf einen Irrthum. Er erhebe

(20) Veteres tragicae Poetae confugiunt ad Deum aliquem, eum aliter explicare argumenti exitum non possunt. *Cicero de Divinatione, Lib. II.* Er sagt noch: magna stultitia est, earum rerum Deos facere effectores, causas rerum non quaerere. *ibid.*

hebe sich in Gedanken über diesen Erdball, den er bewohnt, und er wird sein Geschlecht mit eben dem Auge betrachten, mit welchem er alle die übrigen Wesen ansieht; er wird sehen, daß, eben so wie jeder Baum Früchte, seiner Art gemäß, hervor bringt, so auch jeder Mensch, nach seiner ihm eigenen Energie handelt, und Früchte, Handlungen, Werke hervor bringt, die alle gleich nothwendig sind. Er wird gewahr werden, daß die Verblendung, die ihn, zu Gunsten seiner einnimmt, daher kommt, daß er, zu gleicher Zeit, Zuschauer und Theil des Universums ist; er wird einsehen, daß die Idee von Vortreflichkeit, die er mit seinem Wesen verbindet, keinen andern Grund hat, als sein eigenes Interesse, und seine vorzügliche Neigung zu sich selbst.

Siebentes Hauptstück.

Von der Seele, und von dem System der Geistigkeit.

Nachdem man ganz willkührlicher Weise zwey, von einander verschiedene Substanzen in dem Menschen angenommen hatte, behauptete man, wie wir gezeigt haben, daß diejenige, welche unsichtbar in uns selbst wirkte, wesentlich von der verschieden wäre, welche äußerlich wirke; man bezeichnete die erste, wie man gesehen hat, mit dem Nahmen **Geist**, oder **Seele**. Aber, wenn wir fragen, was das ist ein Geist? so antworten die Neuern, daß die Frucht aller ihrer metaphysischen Ursachen darauf eingeschränkt ist, sie zu lehren, daß das, was den Menschen in Wirksamkeit setzt, eine Substanz von einer unbekannten Natur, und dergestalt einfach, untheilbar, der Ausdehnung beraubt, unsichtbar, und durch die Sinne gefaßt zu werden unmöglich ist, daß die Theile derselben so gar nicht einmal in Gedanken von einander getrennt werden

werden können. Aber wie läßt sich eine solche Substanz begreifen, die nichts als eine Verneinung von Allen dem ist, was wir kennen? Wie soll man sich eine Vorstellung von einer Substanz machen, die der Ausdehnung beraubt ist, und dem ungeachtet auf unsere Sinne wirkt, das heißt, auf materielle Organe, welche Ausdehnung haben? Wie kann ein Wesen ohne Ausdehnung beweglich seyn, und die Materie in Bewegung setzen? Wie kann eine, aller Theile beraubte Substanz verschiedenen Theilen des Raumes entsprechen?

Die Bewegung ist, wie Jedermann darinn überein kommt, die successive Veränderung der Verhältnisse eines Körpers in Ansehung verschiedener Punkte eines Orts, oder des Raumes, oder in Ansehung anderer Körper. Wenn das, was man Geist nennt, fähig ist, Bewegung anzunehmen, oder mitzutheilen, wenn es wirkt, wenn es die Organe des Körpers ins Spiel setzt: so muß dieses Wesen successivement seine Verhältnisse, seine Tendenz, und die Stellung seiner Theile, in Ansehung der verschiedenen Punkte des Raumes, oder in Ansehung der verschiedenen Organe des Körpers, welchen es in Bewegung setzt, ändern. Aber, um seine Verhältnisse mit dem Raum, und den Organen, welche er in Bewegung setzt, abzuändern, muß dieser Geist Ausdehnung und Solidität, und folglich auch verschiedene Theile haben. So bald eine Substanz diese Eigenschaften hat, ist sie das, was wir Materie nennen, und kann nicht mehr, in dem Sinn der Neuern, als ein einfaches Wesen angesehen werden. (21)

Hieraus

(21) Diejenigen, welche behaupten, daß die Seele ein einfaches Wesen ist, werden nicht ermangeln, uns zu sagen, daß die Materialisten und die Naturkündiger selbst, Elemente, Atomen, einfache, unzertheilbare Wesen zulassen, aus welchen alle Körper zusammen gesetzt sind. Aber, diese einfache Wesen, oder Atomen der Physiker sind nicht eben das, was die Seelen der neuern Metaphysiker sind. Wenn wir die Atomen für einfache Wesen ausgeben: so zeigen wir dadurch

Hieraus sieht man denn, daß diejenigen, die in dem Menschen eine immaterielle, von seinem Körper verschiedene Substanz angenommen, sich selbst nicht verstanden, und nur eine negative Eigenschaft erdichtet haben, von welcher sie keinen wirklichen Begriff hatten. Materie allein kann auf unsere Sinne wirken; es ist unmöglich, daß wir, ohne diese, etwas kennen lernen könnten. Man hat nicht eingesehen, daß ein, der Ausdehnung beraubtes Wesen, sich nicht bewegen, noch dem Körper Bewegung mittheilen kann, weil ein solches Wesen, das keine Theile hat, sich in der Unmöglichkeit befindet, sein Verhältniß von Distanz, in Ansehung anderer Körper, zu verändern, noch Bewegung in dem menschlichen Körper, welcher materiel ist, hervor zu bringen. Das, was man unsere **Seele** nennt, bewegt sich mit uns: und Bewegung ist nun eine Eigenschaft der Materie. Diese Seele setzt unsern Arm in Bewegung; und unser, durch sie, in Bewegung gesetzte Arm, drückt und wirkt, nach den allgemeinen Gesetzen der Bewegung; dergestalt, daß wenn, bey ein und derselben Kraft, die Masse doppelt ist, auch der Stoß doppelt seyn würde. Auch zeigt sich diese Seele noch materiel bey den unüberwindlichen Hindernissen, die sie von Seiten der Körper erfährt. Wenn sie meinen Arm, so bald sich nichts widersetzt, bewegt: so wird sie diesen Arm doch nicht in Bewegung setzen, wenn man ihn mit einer zu großen Last beladet. Und auf diese Art wird dann der, von einer geistigen Ursach gegebene Anstoß von einer materiellen Masse vernichtet, und jene sollte doch, da sie keine

durch an, daß sie rein, homogen, ohne Vermischung sind, daß sie aber, dem ungeachtet, Ausdehnung und folglich auch Theile haben, die in Gedanken von einander getrennt werden können, obgleich kein natürlicher Agent sie trennen könne. Einfache Wesen dieser Art sind der Bewegung fähig; aber, es ist unmöglich zu begreifen, wie die einfachen, von den Theologen erfundenen Wesen, sich selbst, oder andere Körper bewegen können.

keine Analogie mit der Materie hat, nicht mehr Schwierigkeit finden, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen, als ein Atom, und ein Atom nicht leichter, als eine ganze Welt; woraus man denn folgern kann, daß ein solches Wesen eine Chimäre, ein Wesen der Vernunft ist. Und dennoch hat man aus einem ähnlichen einfachen Wesen, oder aus einem ähnlichen Geist den Beweger der ganzen Natur gemacht. (22)

So bald ich Bewegung wahrnehme, bin ich genöthigt, in der Substanz, welche ich in Bewegung sehe, oder von welcher ich Bewegung erhalte, Ausdehnung, Solidität, Dicheigkeit, Undurchdringlichkeit anzunehmen; folglich, muß ich auch jede Ursache, welcher man eine Wirkung zueignet, für materiel ansehen. Ich kann mit ihrer besondern Natur, und mit ihrer Wirkungsart unbekannt seyn, aber in den allgemeinen, und jeder Materie zukommenden Eigenschaften kann ich mich nicht irren. Ausserdem wird diese Unwissenheit nur verdoppelt werden, wenn ich diese Ursache mir von solch einer Natur denke, von welcher ich mir gar keine Vorstellung machen kann, und

(22) Man hat zu dem allgemeinen Geist, die menschliche Seele, zu dem unendlichen Verstande den endlichen zum Muster genommen; und alsdenn hat man sich des erstern bedient, um die Vereinigung der menschlichen Seele mit dem Körper zu erklären. Man hat nicht wahrgenommen, daß dieses da nur ein falscher Cirkel wäre. Noch minder hat man gesehen, daß der Geist, oder der Verstand, man mag sie sich endlich, oder unendlich denken, deswegen nicht geschickter sind, die Materie in Bewegung zu setzen.

(23) Man sieht, daß, nach dieser Antwort, eine unendliche Anzahl unausgedehnter Dinge, Ausdehnung ausmachen würden, welches unvernünft ist. Ueberdem würde man, nach diesem Principio, sehr leicht beweisen, daß die menschliche Seele so unendlich ist, als Gott; da Gott eben auch ein unausgedehntes Wesen, und unendliche Male, in jedem Theile des Universums, oder seiner

und durch welche sie gänzlich des Vermögens sich zu bewegen, und zu wirken beraubt werden würde. Folglich enthält eine spirituelle Substanz, die sich bewegen und wirken soll, einen Widerspruch in sich, woraus ich denn folgere, daß sie gänzlich unmöglich ist.

Die Anhänger der Spiritualität glauben die Hindernisse, welche man ihnen entgegen stellt, dadurch zu heben, wenn sie sagen, daß die **Seele in jedem Punkte ihrer Ausdehnung ganz gegenwärtig ist.** Aber, es ist leicht einzusehen, daß dieses die Schwierigkeit mit einer ungereimten Antwort auflösen heißt. Denn dieser Punkt muß ja doch, so unmerklich und so klein man ihn auch annimmt, immer Etwas bleiben. (23) Doch, wenn diese Antwort auch so sehr gründlich wäre, als sie es nicht ist: so bleibt denn doch meine Seele, auf welche Art sie sich auch in ihrer Ausdehnung befinde, nicht zurück, wenn mein Körper sich vorwärts bewegt; folglich hat sie denn eine, aller Materie zukommende Eigenschaft, mit meinem Körper gemein, weil sie, mit ihm zusammen, von einem Orte zum andern geführt wird. Wenn nun also auch die Seele immateriel wäre, was könnte man daraus schließen?

seiner Ausdehnung, ganz gegenwärtig ist, eben so, wie die menschliche Seele; woraus man denn genöthigt seyn würde, zu folgern, daß Gott, und die Seele des Menschen gleich sehr unendlich sind, wofern man nicht noch unausgedehnte Dinge von verschiedener Ausdehnung, oder einen unausgedehnten Gott, der mehr ausgedehnt ist, als die menschliche Seele annehmen wollte, und dergleichen Kindereyen sind es denn doch, die man denkenden Wesen aufreden will. Und die menschliche Seele unsterblich zu machen, haben die Theologen ein [illegible], unbegreifliches Wesen daraus gemacht. — Warum haben sie denn nicht lieber den letzten möglichen Punkt der Ausdehnung der Materie daraus gemacht; wenigstens wäre sie alsdenn begreiflich gewesen. Auch wäre sie dann noch unsterblich gewesen, weil sie ein Atom, ein unauflösliches Element gewesen wäre.

schließen? Gänzlich den Bewegungen des Körpers unterworfen, würde sie, ohne ihn, todt und unthätig bleiben. Diese Seele würde nur eine doppelte Maschine seyn, die, auf nothwendige Weise, durch die Verkettung des Ganzen mit hingerissen würde; sie würde einem Vogel gleich seyn, den ein Kind, nach Gutdünken, an einen Faden gebunden, hinführt, wohin es will.

Nur weil die Menschen die Erfahrung nicht um Rath gefragt, und die Vernunft nicht angehört haben, sind ihre Ideen über das verborgene Principium ihrer Bewegungen verdunkelt worden. Wenn wir, frey von Vorurtheilen, unsre Seele, oder die Springfeder, die in uns wirkt, betrachten wollen: so werden wir überzeugt werden, daß sie einen Theil unsers Körpers ausmacht, daß sie nur, vermöge der Abstraktion, von ihm unterschieden werden kann, daß sie nichts, als der Körper selbst ist, in Rücksicht auf einige seiner Verrichtungen, oder Eigenschaften betrachtet, deren er durch seine Natur und seine besondere Organisation fähig gemacht wird. Wir werden sehen, daß diese Seele gezwungen ist, eben denselben Veränderungen sich zu unterwerfen, als der Körper; daß sie mit ihm gebohren wird, und sich mit ihm entwikkelt, daß sie mit ihm durch einen Zustand von Kindheit, Schwäche und Unerfahrenheit geht; daß sie, in eben dem Verhältniß, wie er, wächst, und stärker mit ihm wird; daß sie alsdann zu dem Vermögen gelangt, gewisse Verrichtungen zu erfüllen, daß sie dann der Vernunft genießt, und mehr oder weniger Verstand, Urtheilskraft und Thätigkeit zeigt. Sie ist, wie der Körper, den Abwechselungen

(24) Das hebräische Wort Ruach bedeutet spiritus, spiraculum vitae, Hauch, Athem. Das griechische Wort πνευμα bedeutet eben das, und kommt von πνεω, ich athme. Lactanz behauptet, daß das lateinische Wort anima von dem griechischen Wort ανεμος komme, welches Wind bedeutet. Einige Philo-

gen unterworfen, welche ihr die äußern Ursachen, welche Einfluß auf sie haben, zuziehen; sie genießt und leidet mit ihm zugleich; sie hat Theil an seinen Vergnügen und an seinen Schmerzen; sie ist gesund, wenn der Körper gesund ist, und krank, wenn der Körper von Krankheiten belästigt wird; sie wird, so wie er, unaufhörlich von den verschiedenen Graden der Schwere der Luft, von den Abwechselungen der Jahrszeiten, von den Nahrungsmitteln, die im Magen sind, modificirt; mit einem Wort, wir können uns nicht verwahren, einzugestehen, daß sie, in einigen Zeitpuncten, sichtlich die Zeichen von Betäubung, Abnahme und von Tod sehen läßt.

Dieser Analogie, oder vielmehr dieser immerwährenden Identität der Zustände des Körpers und der Seele ungeachtet, hat man die Beschaffenheiten beyder von einander unterscheiden wollen, und man hat aus dieser Seele ein unbegreifliches Wesen gemacht, ob man gleich genöthigt war, um sich einigen Begriff von ihr zu machen, seine Zuflucht zu materiellen Wesen, und zu den Wirkungsarten derselben zu nehmen. In der That bietet das Wort Geist uns keinen andern Begriff an, als den von Hauch, von Athem, von Luft. Folglich wenn man uns sagt, daß die Seele ein Geist ist: so bedeutet dieses, daß die Wirkungsart derselben einem Hauche ähnlich ist, der, an sich selbst unsichtbar, sichtbare Wirkungen hervor bringt, oder wirkt, ohne gesehen zu werden. Aber der Hauch ist eine materielle Ursache; es ist modificirte Luft; es ist keine so einfache Substanz, als die Neuern mit dem Namen **Geist** bezeichnen. (24)

Philosophen, weil sie, zweifelsehne, fürchteten, zu viel Einsichten in die menschliche Natur zu haben, haben den Menschen dreyfach gemacht, und behauptet, er bestände aus Leib, und Seel und Geist, σωμα, ψυχη, νους. Marc. Ant. Lib. III. §. 16.

Obgleich das Wort **Geist** sehr alt unter den Menschen ist: so ist doch der damit verbundene Sinn neu; und der Begriff von Geistigkeit, so wie man ihn heut zu Tage hat, ist ein nicht altes Produkt der Einbildungskraft. Es scheint in der That nicht, als ob **Pythagoras** oder **Plato**, so erhitzt auch ihr Gehirn, und so groß auch ihr Geschmack für das Wunderbare gewesen seyn mag, jemahls unter **Geist** eine immaterielle, oder der Ausdehnung beraubte Substanz von der Art verstanden hatten, als diejenige ist, wozu die Neuern die menschliche Seele, und die bewegende Ursach des Universums gemacht haben. Die Alten bezeichneten mit dem Worte **Geist** eine sehr subtile, und viel reinere Materie, als diejenige ist, die gröblich auf unsern Sinn wirkt. Diesem zu Folge haben die Einen die Seele für eine luftige Substanz angesehen; die Andern haben eine feurige Materie daraus gemacht; noch andere haben sie mit dem Licht verglichen. **Democritus** ließ sie in der Bewegung bestehen; und folglich machte er blos eine Eigenschaft daraus. **Aristoxenes**, der selbst Tonkünstler war, machte eine Harmonie daraus. **Aristoteles** hat die Seele für eine bewegende Kraft angesehen, von welcher die Bewegungen der lebenden Körper abhiengen.

Es ist evident, daß die erstern Lehrer des Christenthums gleicher Gestalt nur materielle Begriffe von der Seele

(25) Nach dem **Origenes** heißt ασωματος, incorporeus, unkörperlich, ein Beywort, das man Gott giebt, eine subtilere Substanz, als die Substanz der grobern Körper. **Tertullian** sagt ausdrüklich, quis autem negabit Deum esse corpus, etsi Deus spiritus? Eben dieser **Tertullian** sagt: nos autem animam corporalem et hic profitemur, et in suo volumine probamus, habentem proprium genus substantiae, soliditatis, per quam quid et sentire et pati possit. V. *de resurrectione Carnis.*

(26) Das System der Geistigkeit, so wie man es heut zu Tage annimmt, hat dem **Cartesius** seine vermeinten Beweise

Seele gehabt haben. (25) **Tertullian, Arnobius, Clemens von Alexandrien, Origenes, Justinus, Irenäus** u. s. w. sprechen davon, als von einer körperlichen Substanz. Ihren Nachfolgern war es aufbehalten, lange Zeit nachher aus der menschlichen Seele und aus der Gottheit, oder der Seele der Welt, **reine Geister** zu machen. Das heißt immaterielle Substanzen, von welchen einen wahren Begriff sich zu machen unmöglich ist. Nach und nach behielt die unbegreifliche Lehre von der Geistigkeit, die, Zweifels ohne, den Absichten einer Theologie gemäßer ist, die es sich zum Grundsatze macht, die Vernunft zu vernichten, die Oberhand. (26) Man hielt diese Lehre für göttlich und übernatürlich, weil sie unbegreiflich für den Menschen sey; man sahe Alle diejenigen für Verwegene und Unsinnige an, welche zu glauben wagten, daß die Seele oder die Gottheit materiel seyn könnte. Wenn die Menschen einmahl der Erfahrung entsagt, und der Vernunft abgeschworen haben; so verfeinern sie tagtäglich die Ausschweifungen ihrer Einbildungskraft, gefallen sich dabey, sich mehr und mehr in den Irrthum hinein zu stürzen, und wünschen sich Glück zu ihren Entdeckungen und vermeinten Einsichten, je mehr und mehr ihr Verstand von Wolken umnebelt wird. Auf diese Art sind, durch immerwährendes Raisonnement nach falschen Grundsätzen, die Seele, oder das bewegende

se zu verdanken. Ob man gleich vor ihm die Seele für geistig gehalten hatte: so ist er dennoch der Erste, der festgesetzt hat, daß das, was denkt, von der Materie verschieden seyn muß, woraus er denn schloß, daß unsre Seele, oder das, was in uns denkt, ein Geist, das heißt, eine einfache, unzertheilbare Substanz sey. Wäre es nicht viel natürlicher gewesen, zu schließen, daß, weil der Mensch, der Materie ist, und keine andere Begriffe, als Materie hat, der Fähigkeit zu denken genießt, die Materie denken könne, oder der besondern Modification, welche wir Gedanken nennen, fähig sey? S. Dict. de Bayle, art. Pomponace et Simonide.

Principium im Menschen sowohl, als der verborgene Regierer der Natur, zu Chimären, zu reinen Geistern, zu bloßen Wesen der Vernunft geworden. (27)

Die Lehre von der Geistigkeit bietet uns in der That nichts als einen leeren Begriff, oder einen Mangel von allen Begriffen dar. Was stellt denn auch dem Geist eine Substanz dar, die nichts von Allem dem ist, was unsere Sinne uns in Stand setzen zu kennen? Ist es denn wahr, daß man sich ein Wesen figuriren könne, das, ohne Materie zu seyn, dennoch auf Materie wirkt, ohne irgend Berührungspuncte oder Analogie mit ihr zu haben, und selbst von der Materie, durch materielle Organe, die es von dem Daseyn der Wesen benachrichtigen, Impulsionen erhält. Ist es möglich, die Vereinigung der Seele und des Körpers zu begreifen? Und wie kann denn dieser materielle Körper ein flüchtiges Wesen, das allen Sinnen entwischt, an sich binden, in sich schließen, aufhalten, bestimmen? Heißt es diese Schwierigkeiten redlich auflösen, wenn man sagt, daß dieses da Geheimnisse, daß es Wirkungen der Allmacht eines noch unbegreiflichern Wesens, als die menschliche Seele und ihre Wirkungsarten sind? Diese Probleme durch Wunderwerke auflösen, und die Gottheit sich darin mischen lassen, heißt dieses

(27) Wenn es gleich, bey dem System der Geistigkeit, wenig Vernunft und Philosophie giebt: so kann man dennoch nicht läugnen, daß dieses System nicht die Wirkung einer sehr tiefen, und von Seiten der Theologen sehr interessirten Politik sey. Man mußte ein Mittel aussinnen, einen Theil des Menschen der Auflösung zu entziehen, um diesen Theil der Belohnungen und der Strafen fähig zu machen. Woraus man denn sieht, daß diese Lehre den Priestern sehr nützlich ist, um Unwissende in Furcht zu setzen, zu beherrschen, auszuziehen, und sogar um die Begriffe mehr erleuchteter Personen zu verwirren; denn auch diese sind nicht fähig, irgend Etwas von dem zu begreifen, was man ihnen über die

dieses nicht eben so viel, als Unwissenheit, oder Vorsatz zu betrügen nicht gestehen?

Wir dürfen uns also nicht über die spitzfindigen Hypothesen, die gleich sinnreich und gleich wenig genugthuend sind, wundern, zu welchen die Zuflucht zu nehmen die tiefsinnigsten Grübler der Neuern durch die theologischen Vorurtheile jedesmal gezwungen worden sind, wenn sie sich beflissen haben, die Geistigkeit der Seele mit der physischen Wirkung der materiellen Substanzen auf sie, mit ihrer Rückwirkung auf diese Wesen, und ihrer Verbindung mit einem Körper zu vereinbaren. Der menschliche Geist muß sich verirren, wenn er dem Zeugniß der Sinne entsagt, und sich durch Schwärmerey und Ansehen führen läßt. (28)

Wenn wir uns deutliche Begriffe von unserer Seele machen wollen: so müssen wir sie der Erfahrung unterwerfen, unsern Vorurtheilen entsagen, theologische Muthmaaßungen aus dem Wege räumen, und die heiligen Hüllen zerreissen, die auf nichts zwecken, als unsre Augen zu verblenden, und unsre Vernunft zu verwirren. Der Naturkündiger, der Zergliederer, der Arzt müssen ihre Erfahrungen und ihre Beobachtungen vereinigen, um uns zu lehren, was wir von einer Substanz zu denken haben, die man unkenntlich uns zu machen für gut gefunden hat; ihre

die Seele und über die Gottheit sagt. Die Priester, indessen, versichern, daß diese immaterielle Seele brennen, oder die Wirkung des materiellen Feuers in der Hölle, oder in dem Fegefeuer leiden wird, und man glaubt ihnen auf ihr Wort!

(28) Wenn man sich einen Begriff von den Fesseln machen will, welche die Theologie dem Genie der Christlichen Philosophen gegeben hat: so braucht man nur die metaphysischen Romane des Leibnitz, Cartesius, Malebranche, Cudworth u. a. m. zu lesen, und mit kaltem Blut die sinnreichen Chimären zu untersuchen, die unter dem Nahmen der Systeme von der vorher bestimmten Harmonie, der gelegentlichen Ursachen, u. s. w. bekannt sind.

Entdeckungen müssen den Moralisten die wahre Springfeder der menschlichen Handlungen, den Gesetzgeber die Bewegungsgründe, von welchen er Gebrauch machen muß, um daß die Menschen an dem allgemeinen Wohlstande der Gesellschaft arbeiten, und den Fürsten die Mittel lehren, die, seiner Macht unterworfenen Völker wahrhaft und dauerhaft glücklich zu machen. Physische Seelen und physische Bedürfnisse erfordern ein physisches Glück, und wirkliche Gegenstände, die denen vorzuziehen sind, mit welchen man, seit so vielen Jahrhunderten unsre Seelen weidet. Wir müssen an dem Physischen des Menschen arbeiten, es ihm angenehm zu machen suchen, und dann werden wir das Moralische desselben sehr bald besser und glücklicher werden sehen; seine Seele wird ruhig und heiter, sein Wille durch natürliche und faßliche Bewegungsgründe, die man ihm darbieten wird, zur Tugend bestimmt werden. Die Sorgfalt, welche der Gesetzgeber auf das physische verwenden wird, wird gesunde, starke, gut gebildete Bürger bilden, die, da sie glücklich seyn, sich dem nützlichen Antriebe nicht widersetzen werden, welche man ihren Seelen wird geben wollen. Diese Seelen werden so lange lasterhaft seyn, als ihre Körper leiden, und die Nationen unglücklich seyn werden. Mens sana in corpore sano. Dieses da allein ist es, was einen guten Bürger machen kann.

Je

(29) Wenn man die, hartnäckig auf zwey verschiedenen Substanzen bestehenden Theologen frägt, warum sie die Wesen ohne Noth vervielfältigen: so antworten sie, daß es geschieht, weil das Denken nicht eine Eigenschaft der Materie seyn kann. Man frägt sie alsdenn, ob Gott nicht der Materie das Vermögen zu denken geben könne, und sie sagen, Nein, da Gott keine unmögliche Dinge thun kann. Aber, in diesem Falle, geben sich die Theologen, nach diesen Behauptungen, für wahre Atheisten aus; denn, ihren Principien ist es eben so unmöglich, daß der Geist, oder der Gedanke

Je mehr wir nachdenken, je mehr werden wir überzeugt werden, daß die Seele, weit entfernt von dem Körper verschieden zu seyn, nichts als dieser Körper selbst ist, im Verhältniß einiger seiner Verrichtungen, oder einiger seiner Seyns- und Wirkungsarten betrachtet, deren er, so lange er des Lebens genießt, fähig ist. Folglich ist die Seele der Mensch, in Beziehung auf sein Vermögen, zu empfinden, zu denken, und zu wirken, betrachtet; und dieses Alles auf eine, seiner Natur eigene Art, das heißt, nach Maaßgabe seiner Eigenschaften, seiner besondern Organisation, und der dauerhaften, oder vorüber gehenden Modification, welche seine Maschine von Seiten derer Wesen erhält, welche auf sie wirken. (29)

Diejenigen, welche die Seele von dem Körper unterschieden haben, scheinen nichts, als sein Gehirn von ihm selbst unterschieden zu haben. Das Gehirn ist in der That der gemeinschaftliche Mittelpunkt, wo alle, in allen Theilen des menschlichen Körpers zerstreute Nerven, zusammen laufen, und sich mit einander vermischen. Mit Hülfe dieses innern Organs geschehen alle die Wirkungen, welche man der Seele zuschreibt; es sind Eindrücke, Veränderungen, Bewegungen, die den Nerven mitgetheilt werden, welche das Gehirn modificiren. Diesem zu Folge wirkt es zurück, und setzt die Organe des Körpers in Spiel, oder vielmehr, es wirkt auf sich selbst, und wird

danke die Materie hervor bringe, als es unmöglich ist, daß die Materie den Geist, oder das Denken hervor bringen könne; und hieraus kann man nun gegen sie folgern, daß die Welt nicht durch einen Geist gemacht worden ist, so wenig wie ein Geist durch die Welt; daß die Welt ewig ist, und daß, wenn ein ewiger Geist existirt, es Ihnen zu Folge zwey ewige Wesen giebt, welches denn eine Ungereimtheit seyn würde, oder, daß, wenn es nur eine einzige ewige Substanz giebt, dieses die Welt seyn muß, da die Welt ja, ohne, daß man daran zweifeln kann, existirt.

fähig, innerhalb seinem eigenen Umfange eine große Mannichfaltigkeit von Bewegungen hervor zu bringen, welche man mit dem Nahmen der Verstandsfähigkeiten bezeichnet hat.

Hieraus sieht man denn, daß es dieses Gehirn ist, aus welchem einige Denker eine geistige Substanz haben machen wollen. Es ist evident, daß es die Unwissenheit ist, die dieses, so wenig natürliche System erzeugt, und glaublich gemacht hat. Nur, weil man den Menschen nicht studiert hatte, hat man in ihm einen, von seinem Körper verschiedenen Agenten angenommen. Wenn man diesen Körper untersucht: so wird man finden, daß es, um alle Erscheinungen, welche er darbietet, zu erklären, sehr unnütz ist, Zuflucht zu Hypothesen zu nehmen, die uns nur immer von dem rechten Wege abbringen müssen. Das, wodurch über diese Frage Dunkelheit verbreitet wird, ist, daß der Mensch sich nicht selbst sehen kann. Er müßte in der That, um dieses zu können, zu gleicher Zeit in sich, und ausser sich selbst seyn. Man kann ihn mit einer sinnlichen Harfe vergleichen, welche von sich selbst Töne angäbe, und denn sich früge, wer sie diese Töne hätte angeben lassen? Sie sieht nicht, daß sie, als ein sinnliches Wesen, sich selbst begreift, und von Allem, was sie berührt, begriffen und tönend gemacht wird.

Je mehr wir Erfahrungen machen werden, je mehr werden wir Gelegenheit erhalten, uns zu überzeugen, daß das Wort **Geist** keinen Sinn darbietet; so gar denen nicht, die es erfunden haben, und daß es von keinem Gebrauch, weder in der Physik, noch in der Moral seyn kann. Das, was

(30) Es ist evident, daß der Begriff von Geistern, erfunden von Wilden, und angenommen von Unwissenden, von der Art ist, daß er unsere Einsichten aufhalten muß, da er uns verhindert, die wahren Ursachen der Wirkungen, welche wir sehen, aufzusuchen, und den menschlichen Geist in seiner Trägheit erhält. Diese Trägheit und Unwissenheit können

was die neuern Metaphysiker unter diesem Worte zu verstehen glauben, ist, der Wahrheit nach, nichts, als eine **verborgene Kraft**, erfunden, um verborgene Eigenschaften und Wirkungen zu erklären, — und erklärt nichts. Die wilden Völker nehmen Geister an, um sich Rechenschaft von Wirkungen zu geben, die sie sonst keinem zuzuschreiben wissen, oder die sie für wunderbar halten. Wenn wir die Erscheinungen der Natur und des menschlichen Körpers Geistern zueignen, raisonniren wir da nicht auch, wie Wilde? Die Menschen haben die Natur mit Geistern erfüllt, weil sie fast immer mit den wahren Ursachen unbekannt gewesen sind. Aus Mangel von Kenntniß der Kräfte der Natur, hat man sie für beseelt durch einen **großen Geist** gehalten; aus Mangel von Kenntniß der Energie der menschlichen Maschine, hat man sie gleicher Gestalt für belebt durch einen **Geist** angesehen. Woraus man denn sieht, daß man mit dem Wort **Geist** nichts anzeigen wollen, als die unbekannte Ursache eines Phänomens, welches man auf keine natürliche Art zu erklären weiß. Eben nach solchen Grundsätzen haben die Amerikaner geglaubt, daß es ihre **Geister** oder **Gottheiten** wären, welche die schrecklichen Wirkungen des Schießpulvers hervor brächten. Nach eben diesen Grundsätzen glaubt man noch heut am Tage an **Engel**, an **Teufel**, und unsre Voraltern glaubten ehemals an **Götter**, an **Manen**, an Genieen; und, indem wir auf ihren Fußstapfen einher gehen, sollen wir die Gravitation, die Electricität, die Wirkung des Magnets, u. s. w. **Geistern** zueignen. (30)

Achtes

nen den Theologen sehr nützlich seyn, aber der Gesellschaft sind sie sehr nachtheilig. Die Priester haben von je her diejenigen verfolgt, die zuerst natürliche Erklärungen von den Erscheinungen der Natur gegeben haben, wie, z. B. den Anaxagor, den Aristoteles, Galilai, Cartesius, u. s. w. Die wahre Physik muß den Untergang der Theologie herbey führen.

Achtes Hauptstück.

Von den geistigen Fähigkeiten; alle gründen sich, ohne Ausnahme, auf die Fähigkeit zu empfinden.

Um sich zu überzeugen, daß die so genannten **geistigen Fähigkeiten** nichts anders sind, als gewisse, von der Organisation unsers Körpers abhängige Arten, zu seyn und zu handeln, darf man nur dieselben näher zergliedern; und man wird finden, daß alle jene Thätigkeitsäuserungen, welche man der Seele zuschreibt, durchaus Bestimmungen sind, deren ein unausgedehntes, oder unkörperliches Wesen auf keine Weise fähig seyn kann.

Die erste Fähigkeit, welche wir an einem lebenden Menschen wahrnehmen, und zugleich diejenige, aus welcher alle andere herfliessen, ist die **Empfindung**. So unerklärbar auch diese Fähigkeit auf den ersten Augenblick scheinen mag; so wird man doch, bey einer nähern Betrachtung derselben, finden, daß sie eben sowohl eine Folge der ursprünglichen Beschaffenheit, und der Eigenschaften organisirter Wesen ist, als die Schwerkraft, die Anziehungskraft, die Elasticität, die Electricität aus dem Wesen und der ursprünglichen Beschaffenheit gewisser anderer nothwendig hervorgehen; ja man wird zugleich bemerken, daß diese letztern Erscheinungen nicht minder unerklär-

(31) Die Denkschriften der Pariser königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, liefern mannigfaltige Beweise von dem, was ich hier behauptet habe. Sie liefern unter andern die Beschreibung eines Menschen, der um seinen Hirnschädel gekommen war, an dessen Stelle sich das Gehirn wieder mit einer Haut überkleidet hatte. So wie man mit der Hand auf das Gehirn dieses Menschen etwas drückte, verfiel derselbe sogleich in eine Art von Schlafsucht, die ihn aller Empfindung beraub-

erklärbar sind, als diejenigen, welche uns die Empfindung darbietet. Wenn man sich indessen einen bestimmten Begriff von dieser Erscheinung machen will, so wird sich zeigen, daß das **Empfinden** nichts anders ist, als die gewissen Werkzeugen belebter Körper, eigene Art gerührt zu werden, und zwar mittelst der Gegenwart eines äusern Gegenstandes, der auf jene Werkzeuge wirkt, deren Bewegungen oder Erschütterungen sich dann dem Gehirn mittheilen. Wir empfinden bloß, mittelst der über unsern Körper verbreiteten Nerven; ja der Körper selbst ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur **Ein** grosser Nerve; oder er gleicht vielmehr einem großen Baume, dessen Aeste die Wirkung der Wurzeln, die sich ihm durch den Stamm mittheilt, erfahren. Die Nerven vereinigen und verliehren sich bey dem Menschen in dem Gehirn. Dieses Eingeweide ist der wahre Sitz der Empfindung. Gleich der Spinne, welche in der Mitte ihres Gewebes schwebt, erfährt dieses Organ augenblicklich alle merklichen Veränderungen, welche sich in dem mit ihm verbundenen Körper ereignen, bis zu dessen äusersten Enden es seine Fäden oder Zweige verbreitet. Die Erfahrung zeigt uns, daß der Mensch aufhört in denjenigen Theilen des Körpers zu empfinden, deren Gemeinschaft mit dem Gehirne unterbrochen wird. Er empfindet nur unvollkommen, oder gar nicht mehr, so wie dieses Organ selbst entweder zerrüttet, oder zu lebhaft gerührt wird. (31)

Wie dem auch sey, genug die Empfindlichkeit des Gehirns, und aller seiner Theile, ist eine Thatsache. Wenn

beraubte. Diese Erfahrung haben wir Herrn de la Peyronie zu verdanken. Borelli in seiner Abhandlung: *de motu animalium* nennt das Gehirn die Residenz der Seele (regia animae). Es ist höchst wahrscheinlich, daß vorzüglich in dem Gehirne der eigentliche Unterschied liegt, nicht allein zwischen Mensch und Thier; sondern auch zwischen einem Menschen von Geist, und einem Dummkopfe; zwischen einem Menschen, der denkt, und zwischen einem Stumpfsinni-

gen

Wenn man noch weiter fragt, worinne denn nun aber diese Eigenschaft gegründet sey? so antworte ich: sie ist die nothwendige Folge einer den Thieren eigenen Zusammensetzung und Verbindung ihrer Theile; vermöge welcher ein roher und unempfindlicher Stoff, so wie er zum thierischen Bestandtheil wird, das heißt, so wie er sich mit dem Thiere einiget und verbindet, aufhört roh zu seyn, und empfindlich wird. Auf gleiche Weise verwandelt sich Milch, Brod und Wein, in die Substanz des Menschen, der ein empfindliches Wesen ist. Diese rohen Stoffe werden empfindlich, wenn sie sich mit einem empfindlichen Ganzen vereinigen. Einige Philosophen halten dafür, daß die Empfindlichkeit eine allgemeine Eigenschaft der Materie sey. In diesem Falle würde es überflüßig seyn, zu fragen, woher sie eine Eigenschaft erhalten, deren Daseyn wir durch ihre Wirkung inne werden. Wenn man diese

gen, zwischen einem vernünftigen Menschen, und einem Thoren. Bartolin berichtet uns, das Gehirn des Menschen sey doppelt so groß, als bey einem Ochsen; eine Bemerkung, welche schon vor ihm Aristoteles gemacht hatte. Willis fand bey Zergliederung eines Wahnsinnigen, das Gehirn desselben kleiner als gewöhnlich. Er setzt hinzu, die größte Verschiedenheit, welche er zwischen der körperlichen Beschaffenheit dieses Wahnsinnigen, und der körperlichen Beschaffenheit eines vernünftigen Menschen wahrgenommen, habe darinn bestanden, daß der plexus nervi intercostalis (von welchem er gezeigt, daß er zur Verbindung des Herzens mit dem Gehirne bestimmt, und dem Menschen eigenthümlich sey) sehr klein war, und eine geringere Anzahl von Nerven enthielt, als gewöhnlich. Nach der Bemerkung desselben Beobachters, ist der Affe, unter allen Thieren, derjenige, der, nach Verhältniß seiner Größe, unter allen Thieren, das größte Gehirn hat; so wie er denn auch, nach dem Menschen, den meisten Verstand zeigt. S. *Willis Anatom. cerebri C. 26. et idem Nervor. descriptio C. 26.* Man hat, noch überdiß, die Bemerkung gemacht, daß das Gehirn derjenigen Personen, welche von ihren Geisteskräften am fleißigsten Gebrauch machen, von größerem Umfange ist, als bey andern; so wie man bemerkt

diese Voraussetzung annimmt, kann man, so wie man in der Natur zwey Arten von Bewegungen unterscheidet, welche unter dem Nahmen von **todten** und **lebendigen** Kräften bekannt sind, auch zwey Gattungen von Empfindlichkeit unterscheiden, wovon die eine thätig und lebend, die andere aber todt und unwirksam ist. Einen rohen Stoff zum Thier erheben, würde unter dieser Voraussetzung nichts anders heißen, als die Umstände aus dem Wege räumen, welche ihn hindern thätig und empfindlich zu seyn. Kurz, die Empfindlichkeit ist entweder eine Eigenschaft, welche sich, gleich der Bewegung, mittheilt, und durch Bewegung entsteht, oder diese Empfindlichkeit ist, eine der Materie ursprünglich zukommende Eigenschaft. In beyden Fällen kann ein unausgedehntes Wesen, wie man sich die menschliche Seele vorstellt, auf keine Weise der Sitz derselben seyn. (32)

Die

merkt hat, daß die Bootsknechte stärkere Armen haben, als andere Menschen.

(32) „Alle Theile der Natur können belebt werden; „das Hinderniß liegt blos in „ihrem gegenwärtigen Zustande, nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit ... Fragt „man, was dazu erfordert wird, „den Körper zu beleben; so antworte ich: daß es gar nicht der „Hinzukunft von irgend Etwas „fremden braucht, sondern die „Kraft der Natur, in Verbindung mit der Organisation „dazu hinreichend ist. Das Leben ist der Vollkommenheitszustand der Natur; alle ihre „Theile streben demselben zu, „und gelangen auf demselben „Wege dahin .... Was man „Leben nennt, zeigt nicht durch „aus einerley Aeusserungen. „Leben bedeutet, wenn es von „einem Insekte, von einem „Hunde, von einem Menschen „gesagt wird, nichts verschiedenes; sondern diese Aeusserung „ist nur (in Beziehung auf „uns) mehr oder weniger vollkommner, in Verhältniß des „Baues der Werkzeuge; und „dieser Bau enthält seine Bestimmung, schon in dem Namen, der mehr als irgend ein „andrer Theil der Materie, „den Stof des Lebens enthält. „Es ist also kein Zweifel, daß „Empfindung und Leidenschaft. „daß Wahrnehmung der Gegenstände und Vorstellungen. „daß Bildung derselben, und „Ver-

Die Bildung, die Zusammensetzung, das Gewebe, die Feinheit, der äussern sowohl als der innern Werkzeuge, aus welchen der Mensch und die Thiere bestehen, machen ihre Theile äusserst beweglich, und das Ganze derselben einer äusserst schnellen Erschütterung fähig. Bey einem Körper, der nichts weiter ist, als ein Hauffen von Fibern und Nerven, die, in einem gemeinschaftlichen Mittelpunct vereinigt, unmittelbar an einander gränzen, und jeden Augenblick zur Bewegung bereit sind; bey einem Ganzen, das aus flüßigen und festen Theilen zusammen gesetzt ist, welche sich gegen einander, wenn ich so sagen darf, das Gleichgewicht halten, deren kleinere Urstoffe einander berühren, äusserst schnell und regsam sind, sich unmittelbar und gegenseitig, ihre Eindrücke, Bebungen und erhaltenen Anstoß mittheilen; bey einer solchen Zusammensetzung, sage ich, darf man sich nicht wundern, daß die kleinste Bewegung schnell fortgepflanzt, und die, in den entferntesten Theilen, erregten Erschütterungen, sehr geschwind in dem Gehirne empfunden werden; einem Werkzeuge, das durch sein zartes Gewebe ebenfalls seinerseits äusserst fähig ist, mannigfaltige Eindrücke zu empfangen. Die Luft, das Feuer und das Wasser, diese so beweglichen Kräfte durchströmen unaufhörlich die Fibern und Nerven, deren Innerstes sie durchdringen, und dadurch, ohne Zweifel, zu der unglaublichen Schnelligkeit beytragen, mit welcher das Gehirn von allem, was an den äusern Theilen des Körpers vorgeht, benachrichtiget wird.

Ohngeachtet des hohen Grades von Beweglichkeit, welche dem Menschen, Kraft seiner Organisation, eigen ist,

„Vergleichung, Beruhigung „oder Wille, organische Fähig„keiten sind, welche von der, „mehr oder minder vorzügli„chen Einrichtung des Thieres „abhängen.„ *Dissertations mêlées sur divers sujets importans. Amsterdam 1740.* Seit. 245.

ist, und obschon, sowohl äußere als innere Ursachen, ohn Unterlaß, auf ihn einwirken, so empfindet er doch nicht jederzeit die Eindrücke, welche seine Organe enthalten, ganz deutlich und bestimmt; sondern nur dann erst, wenn sie eine Veränderung, oder einen Stoß in seinem Gehirne hervorbringen. Es ist der gleiche Fall, wie mit der Luft, welche uns von allen Seiten umringt, und deren Wirkung wir doch nicht empfinden, als wenn sie so beschaffen ist, daß sie auf unsere Werkzeuge und unsere Haut einen Eindruck macht, welcher stark genug ist, sich bis zu dem Gehirne zu verbreiten. Eben dieß ist auch die Ursache, warum der Mensch, in einem tiefen und ruhigen Schlaffe, der durch keinen Traum unterbrochen wird, nicht empfindet; die Ursache, warum wir, ohngeachtet der beständigen Bewegungen, welche in der menschlichen Maschine vorgehen, dennoch nichts davon zu empfinden scheinen, so lange diese Bewegungen ihr gewöhnliches Gleiß halten. Der Zustand der Gesundheit wird von den Menschen weiter nicht bemerkt; wohl aber der Zustand von Schmerz und Krankheit; nähmlich, weil in dem erstern Fall sein Gehirn nicht lebhaft genug gerührt wird; dahingegen in dem letztern Falle seine Nerven, Zusammenziehung und Stöße, heftige und unordentliche Bewegungen empfangen, durch welche er vernimmt, daß irgend eine Ursache stärker, und auf eine, ihrer gewöhnlichen Beschaffenheit minder zustimmende Art, auf jene wirkt: denn dieß letztere macht eigentlich den Zustand aus, den wir Schmerz zu nennen gewohnt sind.

Auf der andern Seite geschicht es bisweilen, daß äußere Gegenstände beträchtliche Veränderungen, in Ansehung unsers Körpers, hervorbringen, ohne daß wir es in dem Augenblicke, wo diese Veränderungen sich ereignen, bemerken. Ein Soldat empfindet oft, in der Hitze des Gefechts, nicht, daß er gefährlich verwundet ist; weil die mannigfaltigen, heftigen und gewaltsamen Be-

wegungen, welche sein Gehirn bestürmen, ihn hindern die besondern Veränderungen, welche in irgend einem Theile seines Körpers vorgehen, genau zu unterscheiden. Wenn endlich eine zu große Menge von Eindrücken auf einmahl, und mit zu großer Heftigkeit, in dem Menschen wirken, so unterliegt er, wird ohnmächtig, verliehrt Bewußtseyn und Empfindung.

Ueberhaupt findet keine Empfindung statt, als wenn das Gehirn die, in den Werkzeugen erregten Eindrücke unterscheiden kann. Dieser, deutlich wahrgenommene Stoß, oder diese, in sich selbst gefühlte Veränderung ist es, was eigentlich das Bewustseyn ausmacht. (33) Hieraus folgt also; daß die Empfindung eine Art zu seyn, oder die Bemerkung der Veränderung ist, welche in unserm Gehirn, durch die Eindrücke veranlaßt worden, welche unsere Werkzeuge, entweder durch äußere oder innere Ursachen erhalten, von welchen es, auf eine bleibende, oder auch nur vorübergehende Art, modificirt wird. Denn, auch wenn kein äußerer Gegenstand die Werkzeuge des Menschen erschüttert, empfindet er sein Daseyn, und ist sich der Veränderungen bewußt, die in ihm vorgehen. Sein Gehirn erhält also, entweder neue Eindrücke, oder erneuert sich bereits vorher empfundene. Und diß darf uns nicht wundern. In einer so zusammen gesetzen Maschine, wie der Körper des Menschen, dessen Theile alle mit dem Gehirn innigst zusammen hängen, muß das letztere nothwendig jeden Stoß, jede Verwirrung und jede Veränderung wahrnehmen, welche sich in einem zusammen gesetzten Ganzen ereignen, dessen von Natur empfindliche Theile in einem unaufhörlichen Zustande von Wirkung und Gegenwir-

(33) „Nach Dr. Clercke, ist „das Bewußtseyn diejenige „Aeusserung der innerlichen „Ueberlegung, mittelst welcher „ich weiß, daß ich denke, und „daß meine Gedanken, oder „Handlungen, mir, und keinem andern, angehören „ S. dessen Brief gegen Dodwel.

genwirkung sind, und sich alle in das Gehirn, als in ihren Mittelpunkt vereinigen.

Wenn Jemand Gichtschmerzen fühlt, so ist er sich dessen bewußt, das heißt, er fühlt innerlich, daß in ihm sehr merkliche Veränderungen vorgehen, ohne daß irgend eine äußere Ursache unmittelbahr auf ihn einwirket. Wenn man indessen auf die eigentliche Quelle dieser Veränderungen nachspührt, so zeigt sich, daß auch sie durch äußere Ursachen hervor gebracht werden; als zum Beyspiel durch Organisation, durch von unsern Aeltern angeerbtes Temperament, durch gewisse Nahrungsmittel und tausend unmerkliche und kleine Ursachen, welche durch ihre Vereinigung, nach und nach, jene gichtische Feuchtigkeit hervor bringen, deren Reiz so lebhaft empfunden wird. Der hierdurch veranlaßte Schmerz erregt in dem Gehirn eine Vorstellung, oder eine Modification, welche der Mensch sich auch dann zu erneuern und zu wiederhohlen vermag, wenn der Schmerz selbst nicht mehr wirklich in dem Körper vorhanden ist. Das Gehirn versetzt sich alsdenn, durch eine Reihe von Bewegungen, in einen Zustand, der demjenigen ähnlich ist, in welchem es sich, bey dem wirklichen Gefühl dieses Schmerzes, befand; und es würde nie davon eine Vorstellung haben können, wenn es denselben vorher nicht wirklich empfunden hätte.

Die sichtbahren Werkzeuge unsers Körpers, mittelst welcher das Gehirn in Bewegung gesetzt wird, werden **Sinne** genannt. Diese, in dem Gehirn erregten Bewegungen, werden gleichfalls durch verschiedene Benennungen bezeichnet. **Sinnliche Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung.** Alle diese Worte sollen die Veränderungen andeuten, welche in dem Gehirn, durch die Eindrücke, die unsere äußeren Werkzeuge von den Außendingen erhalten, hervor gebracht werden. Wenn diese Veränderungen blos an sich selbst betrachtet werden, so heißen sie **sinnliche Empfindungen;**

gen; in wiefern sie von dem Gehirn bemerkt und wahrgenommen werden, **Wahrnehmungen**; **Vorstellungen** aber heißen sie, wenn das Gehirn diese Veränderungen in Beziehung auf den Gegenstand betrachtet, durch welchen sie veranlaßt werden.

Sinnliche Empfindung ist also nichts anders, als der äußere Stoß, welchen unsre Werkzeuge erhalten; **Wahrnehmung** ist die Fortpflanzung eben dieses Stosses zum Gehirn; **Vorstellung** endlich ist das Bild des Gegenstandes, durch welchen jene beyden veranlaßt worden. Man sieht hieraus, daß, ohne äußere Eindrücke, wir weder Empfindungen, noch Wahrnehmungen, noch Vorstellungen haben würden; und diß soll in der Folge noch näher aus einander gesetzt werden, um denjenigen, welche sich von einer so merkwürdigen Wahrheit noch nicht ganz überzeugen können, nicht den geringsten Zweifel übrig zu lassen.

Die Größe der Beweglichkeit, deren der Mensch, Kraft seiner Organisation, fähig wird, ist es eigentlich, was ihn von andern Wesen, die wir unempfindlich und lebloß nennen, unterscheidet; so wie es hinwiederum blos die verschiedenen Grade dieser Beweglichkeit sind, welcher einzelne Individuen der menschlichen Gattung, Kraft ihrer besondern Organisation, fähig werden, die Ursachen der unendlichen Verschiedenheiten und unglaublichen Mannigfaltigkeit sind, welche zwischen den letztern, theils in Ansehung der körperlichen, theils aber auch der so genannten Geistes Fähigkeiten statt finden. Aus dieser, mehr oder weniger großen Beweglichkeit, entspringt Verstand, Empfindlichkeit, Einbildungskraft u. s. w. Jetzt wollen wir indessen der Wirkungsart unserer Sinne nachspühren, und die Art bemerken, wie die äußern Gegenstände auf dieselben einwirken und Veränderungen in ihnen hervor bringen; in der Folge aber wollen wir die Rückwirkung des innern Organs näher untersuchen.

Die

Die Augen sind sehr bewegliche, und sehr zarte Werkzeuge, mittelst welcher wir den Eindruck des Lichts, oder der Farbe empfangen, der in unserm Gehirn eine bestimmte Veränderung hervor bringt, in Gefolge welcher der leuchtende oder gefärbte Körper in uns eine Vorstellung erregt. So wie mein Augenlied sich eröfnet, wird das Nezhäutchen im Auge auf besondere Weise gerührt; es entstehen in den Feuchtigkeiten der Fibern und Nerven, aus welchen das Auge bestehet, Erschütterungen, welche sich dem Gehirne mittheilen, und daselbst das Bild des Körpers zurück lassen, der auf unsre Augen gewirkt hat. Hierdurch erhalten wir die Vorstellung von der Farbe dieses Körpers, von seiner Größe, von seiner Gestalt, von seiner Entfernung: auf diese Weise läßt sich die körperliche Einrichtung des Sehens erklären.

Die Beweglichkeit und Elasticität der Fibern und Nerven, welche das äußerliche Gewebe der menschlichen Haut bilden, machen, daß diese Hülle des menschlichen Körpers, wenn sie einem andern Körper nahe gebracht wird, sehr schnell in Bewegung gesetzt wird. Das Gehirn erfährt also durch sie die Gegenwart anderer Körper; ihre Ausdehnung, ihre Rauhigkeit oder Glätte, ihre Schwere und so weiter. Alles Eigenschaften, welche dem Gehirn bestimmte sinnliche Eindrücke zuführen, und verschiedene, ihnen entsprechende Vorstellungen daselbst erregen; und diß ist es eigentlich, worinne das **Gefühl** bestehet.

Die Zartheit der Haut, welche das innere der Nasenlöcher bekleidet, macht sie fähig, durch die kleinsten unsichtbaren Körpergen oder Theilgen gerührt zu werden, welche den riechenden Substanzen entströhmen, und dem Gehirn, ihnen entsprechende, sinnliche Eindrücke, Wahrnehmungen und Vorstellungen zuführen. Und hierinn besteht der Sinn des **Geruchs**.

Der inwendige Theil des Mundes ist in seinem Innern mit einer Menge nervenartiger, empfindlicher, be-

weglicher und höchstreizbarer, kleiner Wärzgen versehen, welche die, zur Auflösung salziger Substanzen, schicklichen Säfte enthalten; diese werden von den eingenommenen Speisen und Getränken schnell gereizt, und pflanzen den erhaltenen Eindruck, bis zum Gehirn, fort. Dieser Mechanismus ist der Grund des **Geschmacks**.

Auf gleiche Weise, endlich, theilt das Ohr, welches, Kraft seiner Bildung, zur Aufnahme der verschiedenen Eindrücke der mancherley Arten von Luftbewegungen geschickt ist, dem Gehirn die Erschütterungen und sinnlichen Eindrücke mit, welche uns den Schall wahrnehmen lassen, und Vorstellungen tönender Körper verschaffen; und hierinn also besteht der Sinn des **Gehörs**.

Dieß sind die einzigen Wege, auf welchen wir sinnliche Eindrücke, Wahrnehmungen und Ideen erhalten. Diese auf einander folgenden Modificationen unseres Gehirnes, sind also, an sich, Wirkungen der Gegenstände, durch welche unsre Sinne erschüttert worden; aber sie werden auch selbst hinwiederum wirkende Ursachen, indem sie in der Seele neue Modificationen hervor bringen, welche wir Gedanken, Bemerkungen, Gedächtniß, Einbildungskraft, Urtheile, Willensregungen, Handlungen u. s. w. nennen, und die sich alle, ohne Ausnahme, auf die sinnlichen Eindrücke gründen.

Um sich von dem, was man einen **Gedanken** nennet, einen richtigen Begriff zu machen, muß man, Schritt für Schritt, dasjenige beobachten, was bey der Gegenwart irgend eines Gegenstandes in uns vorgeht. Wir wollen auf einen Augenblick annehmen, dieser Gegenstand sey eine Pfirsche. Der Anblick dieser Frucht macht, anfänglich,

(34) Was bisher gesagt worden ist, beweist, daß unsre Gedanken einen Anfang, eine Fortdauer, ein Ende haben, oder, welches eben so viel ist, entstehen, auf einander folgen, sich auflösen, mit einem Worte, alle die bekannten Bestimmun-

fänglich, auf meine Augen zwey verschiedene Eindrücke, das heißt, er bringt daselbst zweyerley Veränderungen hervor, welche sich bis zum Gehirn fortpflanzen; das letztere hält bey dieser Gelegenheit zwey neue, augenblickliche Zustände oder Wahrnehmungen, welche ich durch die Nahmen **Farbe**, und **runde Gestalt** bezeichne. Ich bekomme also die Vorstellung eines gefärbten und runden Körpers. Indem sich meine Hand der Frucht nähert, wird das Werkzeug des Gefühls von ihr berührt. Meine Hand empfängt augenblicklich drey neue Eindrücke, welche ich durch die Nahmen von **Weichheit**, von **Frischheit**, von **Schwere** unterscheide. Und hieraus entstehen denn wieder, in meinem Gehirne, drey neue Wahrnehmungen und drey neue Ideen. Eben diese Frucht, an das Werkzeug des Geruchs gehalten, erregt in dem letztern eine neue Modification, welche dem Gehirn eine neue Wahrnehmung und eine neue Idee zuführt, die den Nahmen des **Geruchs** bekömmt. Wenn ich endlich diese Frucht zu meinem Munde führe, wird das Werkzeug des Geschmacks von ihr, auf eine neue Weise, gerührt, worauf abermahls eine Wahrnehmung folgt, die in mir die Idee des Wohlgeschmacks hervor bringt. Wenn ich nun alle diese Eindrücke, oder verschiedenen Modificationen, welche sich, mittelst der sinnlichen Werzeuge, bis zu meinem Gehirn fortgepflanzet haben, zusammen vereinige, das heißt: wenn ich alle die, bisher empfangenen, sinnlichen Eindrücke, Wahrnehmungen und Ideen mit einander verbinde; so habe ich nun die Idee eines Ganzen, welches ich mit dem Nahmen einer Pfirsche bezeichne, und mit dem sich meine Gedanken beschäftigen können, oder wovon ich einen Begriff habe. (34)

mungen der Materie an sich zeigen; gleich ihnen werden unsre Gedanken erregt, bestimmt, vermehrt, getheilt, zusammengesezt, in eins gefaßt, u. s. w. Wäre nun die Seele, oder das Prinzipium, welches in uns denkt, untheilbar, wie könnte

der

Das bisher gesagte ist hinreichend, und das Entstehen der sinnlichen Eindrücke, und Wahrnehmungen der Ideen, und ihrer Verbindung, und Zusammengesellung im Gehirne, zu zeigen. Man sieht, daß diese verschiedenen Modificationen nichts anders sind, als die Wirkungen der auf einander folgenden Eindrücke, welche die äussern Organe unseren innern Organen mittheilen, welches letztre denn dasjenige besitzt, was wir die Fähigkeit zu denken nennen, nähmlich: die Fähigkeit, das, was in ihm vorgeht, oder die empfangenen Ideen wahr zu nehmen, sie zusammen zu setzen, zu trennen, zu erweitern und zusammen zu ziehen, sie zu vergleichen, zu erneuern u. s. w. Hieraus ergiebt sich also, daß das Denken blos in der Wahrnehmung der Modificationen besteht, welche unser Gehirn von den äußern Gegenständen erhält, oder aber in sich selbst hervor bringt.

In der That nimmt unser inneres Organ nicht allein die Modificationen wahr, welche es von außen her empfängt, sondern es besitzt auch noch die Kraft, sich selbst zu modificiren, und die dadurch in sich hervor gebrachten Veränderungen, oder Bewegungen, mit einem Worte, seine eignen Thätigkeits-Aeußerungen zu betrachten; wodurch es denn neue Wahrnehmungen und neue Vorstellungen erhält. Die Aeußerung dieser Kraft in sich selbst thätig zu seyn macht das aus, was man **Nachdenken** nennt.

Hieraus

bey dem Denken einer solchen Seele eine Aufeinanderfolge statt finden? Wie kann sie ihre Ideen theilen, abziehen, zusammensetzen, erweitern? wie sie behalten und verliehren, Gedächtniß haben, und vergessen? wie kann sie endlich aufhören zu denken? Wenn die Materie theilbar scheint, so geschieht das nur, weil wir, gleich den Meßkünstlern, nur den allgemeinen Begriff derselben betrachten; in der Natur selbst hingegen, wo es keine vollkommen regelmäßige Atome, oder Gestalten giebt, findet eine solche Theilbarkeit keinesweges statt. Hieraus folgt also, daß die Materie eben sowohl untheilbar ist als das Denken.

Hieraus folgt also, daß **denken**, oder **nachdenken** nichts anders heißt, als sowohl die Eindrücke, die sinnlichen Gefühle, die Ideen, welche wir durch die, auf unsre Sinne einwirkenden Gegenstände erhalten, als auch die verschiedenen, von unsern Gehirn oder innern Organ, in sich selbst hervor gebrachten Veränderungen empfinden und wahrnehmen.

Das **Gedächtnis** ist die Fähigkeit unsres innern Organs, die empfangnen Eindrücke in sich selbst zu erneuern, oder sich wieder in einen, demjenigen ähnlichen Zustand zu versetzen, in welchen es sich bey Erhaltung jener Wahrnehmungen, Empfindungen und Vorstellungen, mittelst der äussern Gegenstände, befand; und zwar in derselben Ordnung, in welcher sich ihm jene Eindrücke zuerst darbothen, und ohne daß hierzu eine neue Einwirkung von Seiten dieser Gegenstände, oder auch nur ihre Gegenwart, erforderlich wäre. Unser inneres Organ empfindet zugleich, daß diese Modifikazionen dieselben sind, die es ehemals bey der Gegenwart jener Gegenstände erfuhr, durch welche es diese Verändrung in sich hervor gebracht glauben muß. Das Gedächtnis ist treu, wenn diese Modifikationen ganz dieselben sind; untreu hingegen, wenn sie von demjenigen abweichen, welche das Organ ehemals empfand.

Die **Einbildungskraft** ist nichts anders, als die Fähigkeit, welche das Gehirn besitzt, sich selbst zu verändern, oder sich neue Gefühle, nach dem Muster derjenigen zu bilden, welche es, durch die Einwirkung der äussern Gegenstände, erhalten hat. Das Gehirn thut hierbey weiter nichts, als, daß es sich, bereits empfangne Ideen zurückruft, und eigenmächtig zusammen setzt, um daraus ein Ganzes, oder einen Inbegrif von Modifikazionen, zu bilden, die mit dieser Zusammensetzung noch nicht vorgekommen sind; ob es schon die einzelnen Grundvorstellungen, oder Theile kennt, aus welchen es jenes

idealische Ganze, das außer ihm keine Wirklichkeit hat, zusammensetzt. Auf diese Weise, schaft es sich Vorstellungen von Centauren, von Hypogryphen, von Göttern, und von Dämonen u. s. w. Mittelst des Gedächtnisses, erneuert sich unser Gehirn die sinnlichen Eindrücke, Wahrnehmungen und Ideen, welche es erhalten hat, und stellt sich die Gegenstände vor, die es durch seine Organe wirklich empfunden hat. Mittelst der Einbildungskraft hingegen, setzt es diesen Vorrath willkührlich zusammen, um daraus Gegenstände, oder Ideale zu bilden, welche nie, von außen her, auf seine Organe gewirkt haben; ohngeachtet ihm die Ideen, welche bey dergleichen Zusammensetzungen zum Grunde liegen, gar wohl bekannt sind. Auf eben diese Weise ist es den Menschen durch Zusammensezzung einer Menge von ihnen selbst entlehnter Begriffe, als von Gerechtigkeit, Weisheit, Güte, Verstandeskraft u. s. w. mittelst der Einbildungskraft, gelungen, sich ein idealisches Wesen zu schaffen, welchem sie den Nahmen der Gottheit beygelegt haben.

Das **Gehirn** hat die Fähigkeit, die Modifikazionen, und die Ideen, welche es von außen her empfängt, oder in sich selbst wieder erweckt, unter einander zu vergleichen, und die gegenseitigen Verhältnisse derselben, oder auch ihrer Wirkungen, aufzufinden. Diese Fähigkeit hat den Nahmen des **Urtheils** erhalten.

Der **Wille** ist diejenige Modifikazion unsres Gehirns, vermöge welcher es bereit ist, sich thätig zu äußern: das heißt, die Werkzeuge des Körpers durch eigne Kraft in Bewegung zu setzen, um sich dadurch entweder dasjenige zu verschaffen, wodurch es auf eine, seinem Zustande gemäße Art, modifizirt wird, oder aber dasjenige zu entfernen, was diesem Zustande schädlich scheint. **Wollen** heißt also nichts anders, als bereit seyn, zu handeln. Diejenigen äußern Gegenstände, oder innern Vorstellungen, welche eine solche Stimmung in unserm Gehirn hervorbringen,

bringen, heißen **Bewegungsgründe, Antriebe,** weil sie die Federn oder Triebwerke sind, welche dasselbe bestimmen zu handeln, das heißt, das Spiel der Werkzeuge des Körpers in Thätigkeit zu setzen. **Willkührliche Handlungen** sind also nichts anders, als durch gewisse Modifikazionen des Gehirns bestimmte körperliche Aeußerungen. Der Anblick einer Frucht modificirt mein Gehirn, auf eine solche Weise, daß es dadurch veranlaßt wird, meinen Arm auszustrecken, jene Frucht zu brechen, und zu meinem Munde zu führen.

Alle Modifikazionen, welche unser inneres Organ, oder das Gehirn, erhält; alle sinnliche Eindrücke, Wahrnehmungen und Vorstellungen, welche ihm die auf unsre Sinne einwirkenden Gegenstände zuführen, oder die es in sich selbst von neuem erweckt, sind entweder angenehm, oder unangenehm; sind der bleibenden, oder vorübergehenden Beschaffenheit unseres Zustandes gemäß, oder nicht gemäß, und fodern unser inneres Organ zum Handeln auf, und zwar nach Maasgabe der ihm eigenthümlichen Wirksamkeit. Diese Wirksamkeit ist nicht bey allen Menschen dieselbe; sondern hängt von den verschiedenen Temperamenten derselben ab. Hieraus entstehen, mehr, oder minder, starke **Leidenschaften.** Denn diese sind nichts anders, als Regungen des Willens, der durch äußere Gegenstände bestimmt, und von ihnen in zusammengesetztem Verhältnisse ihrer Gleichförmigkeit, oder Widerwärtigkeit, mit unserer eigenthümlichen Stimmung, und der Stärke unseres Temperaments, in Bewegung gesetzt wird. Und hieraus ergiebt sich, daß die Leidenschaften als Zustände oder Modifikazionen unseres innern Organs angesehen werden müssen, in wie fern dasselbe sich von den Gegenständen angezogen oder zurückgestoßen fühlt, und daß also das Gehirn, in dieser Rücksicht, den physischen Gesetzen der Anziehung und der Zurückstoßung, auf eine ihm eigenthümliche Weise unterworfen ist.

Die

Die Fähigkeit, welche unser inneres Organ besitzt, durch äussere Gegenstände, oder durch sich selbst, verändert zu werden, und diese Veränderung wahrzunehmen, wird bisweilen auch unter dem Nahmen **des Verstandes** begriffen; so wie man den Inbegriff der verschiedenen Aeusserungen, deren dieses Organ fähig ist, durch die Benennung von **Verstandskraft** bezeichnet hat. Was man **Vernunft** nennt, ist nichts als eine besondere Aeusserung dieser Art. **Geist, Weisheit, Gütigkeit, Klugheit, Tugend**, u. s. w. alle diese Wörter bezeichnen bleibende, oder vorübergehende Stimmungen, oder Modifikazionen des innern Organs, durch welches menschliche Wesen in Thätigkeit gesetzt werden.

Mit einem Worte, wie dieß bald noch ausführlich gezeigt werden soll, alle unsere so genannten geistigen Fähigkeiten, oder vielmehr, alle jene Aeusserungen, welche man der Seele zuschreibt, lassen sich auf Modifikazionen, Beschaffenheiten, Zustände, durch Bewegung hervorgebrachte Veränderungen, in unserm Gehirn, zurückführen, das offenbar der Sitz der Empfindung, und die Triebfeder unserer ganzen Thätigkeit ist. Diese Modifikationen haben ihren Grund in den äusseren, auf unsere Sinne einwirkenden Gegenständen, deren Eindrücke dem Gehirne überliefert werden, oder aber in den Ideen, welche jene Gegenstände daselbst hervorgebracht haben, und die sich unser inneres Werkzeug nach Belieben zurückrufen kann. Dieses letztere setzt sich also gleichfalls in Bewegung, wirkt auf sich selbst zurück, und erregt das Spiel der Werkzeuge, welche sich in ihm, als in ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, vereinigen, oder vielmehr nichts anders sind, als die über den ganzen Körper verbreitete Fortsezzung seines eigenen Wesens. Hierdurch geschieht es, daß die geheimen Bewegungen des innern Werkzeuges sich, äusserlich, durch sichtbare Zeichen, zu Tage legen. Das Gehirn erfährt zum Beyspiel diejenige Veränderung, welche

welche wir **Furcht** nennen. Augenblicklich erregt dieß, in den Gliedern des Körpers, eine zitternde Bewegung, und verbreitet Blässe über das Angesicht. Zu einer andern Zeit, wird eben dieses Werkzeug von irgend einer schmerzlichen Empfindung gerührt, und macht, daß unsern Augen Thränen entfließen. Und zwar braucht es in einem solchen Falle nicht nothwendig von einem äußeren Gegenstande erschüttert worden zu seyn. Eine bloße Idee, die es sich lebhaft wieder zurückruft, ist hinreichend, in demselben so starke Verändrungen hervorzubringen, deren Wirkung sich durch die ganze Maschine sichtbar äussert.

In alle dem, erblicken wir nur eine und dieselbe Substanz, welche sich, in ihren verschiednen Theilen, auf verschiedene Weise, äußert. Beklagt man sich nun, daß alle dieser Mechanismus nicht zureicht, den eigentlichen innern Grund der Aeußerungen oder Fähigkeiten unserer Seele zu erklären, so weiß ich hierauf nichts bessers zu antworten, als daß sich dieselbe hierinne mit allen natürlichen Körpern in gleichem Falle befindet, deren einfachste Bewegungen, deren alltäglichste Erscheinungen, deren gemeinste Wirkungsarten für uns unerklärbare Geheimnisse sind, wovon die letzte Gründe uns ewig verborgen bleiben werden. In der That können wir uns wohl schmeicheln, die innere Ursache der Schwerkraft, vermöge welcher ein in die Höhe geworfener Stein niederwärts strebt, zu ergründen? Können wir den Mechanismus angeben, welcher Ursache ist, daß gewisse Wesen sich anziehen, andere sich zurückstoßen? Sind wir im Stande zu erklären, wie die Bewegung von einem Körper dem andern mitgetheilt wird? Oder aber verschwinden etwa die Schwierigkeiten über die Art, wie unsere Seele sich äußert, wenn wir dieselbe in ein geistiges Wesen umschaffen, von dem wir ganz und gar keine Vorstellung haben, und wodurch wir also nothwendig in unsern Vorstellungen über diesen Gegenstand, nur noch auf dunklere Irrwege geführt werden

den müssen? Am besten also, wir bleiben dabey stehen, zu wissen, daß unsere Seele sich bewegt, und, mittelst der materiellen Ursachen, welche auf sie einwirken, Veränderungen erfährt. Dieses giebt uns hinlänglichen Grund, daraus die Folge herzuleiten, daß alle ihre Aeußerungen und Fähigkeiten ein Beweiß ihrer materiellen Natur sind.

Neuntes Hauptstück.

Von der Verschiedenheit der geistigen Fähigkeiten; diese Verschiedenheit hängt eben so wohl, als die moralische Beschaffenheit derselben, von physischen Ursachen ab. Natürliche Gründe der Geselligkeit, der Moral und der bürgerlichen Verfassungen.

Die Natur ist gezwungen, alle ihre Werke durch Verschiedenheit auszuzeichnen. Urstoffe, die, ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach, so verschieden sind, müssen nothwendig Wesen bilden, welche sich in ihrer Zusammensetzung, in ihren Eigenschaften, in ihren Bestimmungen und Aeußerungen auf keine Weise gleichen können. Es giebt, und kann in der Natur keine zwey Wesen, oder Zusammensetzungen geben, welche, mathematisch oder im strengsten Sinne, dieselben wären. Da der Ort, die Umstände, die Bestimmungen und Verhältnisse, und alle übrigen Modificationen, niemals durchaus gleich sind, so können auch die Wesen, welche auf diese Weise entstehen, unter sich keine vollkommene Aehnlichkeit haben; und ihre Art sich zu äußern muß, selbst alsdann, in irgend etwas verschieden seyn, wenn wir unter ihnen die größte Gleichförmigkeit wahr zu nehmen glauben. (35)

Diesem

(35) Man sehe, was hierüber am Ende des sechsten Hauptstücks angeführt ist.

Diesem Grundsatze zu Folge, auf welchen uns alles in der Natur einstimmig hinweißt, giebt es keine zwey einzele Menschen, welche einerley Gesichtszüge haben, ganz auf dieselbe Weise empfinden, in ihrer Denkungsart sich durchaus gleichen, die Dinge mit einerley Augen ansehen, einerley Ideen, und folglich auch einerley höchste Rücksichten für ihre Handlungen hätten. Sowohl die äußern, als die innern Werkzeuge der Menschen haben zwar unter sich eine gewisse Analogie, gewisse allgemeine Punkte der Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit, welche machen, daß die Menschen, im Ganzen genommen, von gewissen Ursachen auf gleiche Weise gerührt zu werden scheinen. Allein, bey einer genauern Betrachtung, finden doch hierbey unendliche Verschiedenheiten statt. Man kann die menschliche Seele musikalischen Instrumenten vergleichen, deren Saiten außer dem, daß sie, schon an sich selbst, und durch die verschiedenen Stoffe, aus welchen sie bestehen, verschieden sind, noch über dieß auf ungleiche Töne gestimmt sind. Von dem gleichen Schlage getroffen, giebt jede Saite ihren eignen Ton von sich, der denn von ihrem innern Gewebe, von ihrer Spannung und dem augenblicklichen Zustande, in welchen sie durch die, um sie verbreitete Luft gesetzt wird, u. s. w. abhängig ist. Dieß ist die Ursache des so mannigfaltigen Schauspiels, welches uns die moralische Welt darbietet. Hieraus entstehet jene außerordentliche Verschiedenheit, welche wir zwischen den Geistern, den Fähigkeiten, den Leidenschaften, der Thätigkeit, den Neigungen, den Einbildungen, den Ideen, den Meinungen der Menschen wahrnehmen. Diese Verschiedenheit ist eben so groß, als diejenige, welche sich zwischen ihren physischen Kräften zeigt, und hängt, gleich jenen, von den innern Anlagen der Menschen ab, die eben so verschieden sind, als ihre Gesichtszüge. Eben diese Verschiedenheit ist die Quelle der unabläßigen Wirkung und Gegenwirkung, welche das Leben der moralischen Welt ausmacht. Dieses scheinbahre Gegeneinanderstre-

ben

ben bringt jene Harmonie hervor, durch welche das menschliche Geschlecht besteht und fortdauert.

Die Verschiedenheit, welche sich zwischen den einzelen Wesen der menschlichen Gattung befindet, bringt unter ihnen eine nothwendige Ungleichheit hervor, und diese Ungleichheit ist die Stütze der Gesellschaft. Wären alle Menschen, in Ansehung der körperlichen Kräfte, und der Vorzüge des Geistes, einander gleich; dann würde keiner des andern bedürfen. Die Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten, und die dadurch bewirkte Ungleichheit macht die Menschen einander zum Bedürfnisse, die ohne diesen Umstand abgesondert bleiben würden. Dieses zeigt, daß jene Ungleichheit, über die wir uns oft mit Unrecht beschweren, und die Ohnmöglichkeit, in welcher sich jeder von uns befindet, mit gutem Erfolge, allein auf seine eigene Erhaltung, und auf die Erwerbung der Mittel seines Wohlstandes, bedacht zu seyn, uns die glückliche Nothwendigkeit auflegen, in Gesellschaft zu treten, von unseres Gleichen abhängig zu werden, uns ihre Unterstützung zu verdienen, sie unsern Absichten günstig zu machen, und sie uns zuzugesellen, um durch gemeinschaftliche Bemühung dasjenige von uns zu entfernen, was den Wohlstand unserer Maschine stöhren würde. Die Verschiedenheit und Ungleichheit der Menschen ist Ursache, daß der Schwache gezwungen ist, sich unter den Schutz des Stärkern zu begeben. Sie ist es, welche diesen hinwiederum nöthiget, zu den Einsichten, Fähigkeiten und dem Fleisse des Schwächern seine Zuflucht zu nehmen, so oft er sich von demselben einigen Nutzen versprechen kann. Eben diese natürliche Ungleichheit macht, daß die Nationen diejenigen ihrer Mitglieder, welche ihnen wesentliche Dienste leisten, durch Vorzüge unterscheiden, und nach Maasgabe ihrer Bedürfnisse das Verdienst derjenigen ehren und belohnen, deren Einsichten und Wohlthaten, Unterstützungen und Tugenden, ihnen wahre, oder eingebildete Vortheile,

theile, Vergnügungen und angenehme Empfindungen jeder Art, gewähren. Ihr Werk ist es endlich, daß das Genie sich über die Menschen empor hebt, und ganze Völker zwingt, seine Macht anzuerkennen. Die Verschiedenheit und Ungleichheit der körperlichen sowohl, als der geistigen Kräfte, ist es also, welche Menschen an Menschen knüpft, sie gesellig macht, und die Nothwendigkeit der Moral unwiedersprechlich vor Augen legt.

Der Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten zu Folge, theilen sich also die Wesen unserer Gattung in verschiedene Klassen; nähmlich, nach den Wirkungen, welche sie hervor bringen, und nach der verschiedenen Beschaffenheit, die man an ihnen wahrnimmt, und die als eine Folge der eigenthümlichen Eigenschaften ihrer Seele, und der besondern Modification ihres Gehirns, anzusehen ist. Auf diese Weise bringt der Geist die Empfindlichkeit, die Einbildungskraft, die Kunstfertigkeiten u. s. w. unendliche Verschiedenheiten unter den Menschen hervor; Und in ähnlicher Rücksicht heißen einige Menschen gut, andere böse, giebt es Tugendhafte und Lasterhafte, Gelehrte und Unwissende, Vernünftige und Unvernünftige.

Wenn wir alle die verschiedenen Fähigkeiten, welche man der Seele beyzulegen gewohnt ist, näher untersuchen, so werden wir finden, daß sie, eben so wie die körperlichen Fähigkeiten, sich zuletzt auf physische Ursachen gründen, und sich sogar, ohne besondere Schwierigkeit, auf dieselben zurück führen lassen. Es zeigt sich auf diesem Wege, daß die Kräfte der Seele mit den Kräften des Körpers von gleicher Beschaffenheit sind, oder doch immer von der Organisation, von den besonderen Eigenschaften, von den bleibenden oder vorüber gehenden Veränderungen derselben, mit einem Worte, von dem Temperamente abhängen.

Das **Temperament** ist bey jedem Menschen der gewöhnliche Zustand, in welchem sich die flüßigen und fe-

sten Theile, aus welchen sein Körper zusammen gesetzt ist, befinden. Die Temperamente sind eben so mannigfaltig, als die Urstoffe, welche in der Zusammensetzung eines jeden einzelen Menschen die herrschenden sind, und als die verschiedenen Mischungen und Modificationen, welchen eben diese, schon an sich verschiedenen Urstoffe, in seiner Maschine ausgesetzt sind. So haben einige Menschen einen Ueberfluß von Blut, andere einen Ueberfluß von Galle, noch andere von Phlegma u. s. w.

Die Natur unserer Aeltern, und tausend andere Umstände, welche, ohne Unterlaß, und von dem ersten Augenblick unserer Geburt an, auf uns eingewirkt haben, vereinigen sich zur Bildung unseres Temperaments. Schon im Schooße der Mutter hat jeder von uns den Stoff erhalten, der während eines ganzen Lebens auf seine Geisteskräfte, seine Wirksamkeit, seine Leidenschaften, seine Handlungsweise einwirken wird. Die Nahrung, welche wir zu uns nehmen, die Beschaffenheit der Luft, die wir einathmen, der Himmelsstrich, welchen wir bewohnen, die Erziehung, welche wir erhalten, die Ideen, welche man uns zuschiebt, und die Meinungen, welche man uns einflößt, tragen zur Ausbildung dieses Temperaments bey. Da nun diese Umstände niemahls, genau genommen, für zwey Menschen ganz dieselben seyn können, so darf man sich nicht wundern, daß eine so große Verschiedenheit unter ihnen statt findet, und daß es eben so viel Temperamente, als einzele Menschen giebt.

Wenn schon also die Menschen unter einander eine gewisse, allgemeine Aehnlichkeit haben, so sind sie doch, auf der andern Seite, sowohl durch das Gewebe und die Anordnung der Fibern und Nerven, als auch durch die Natur, die Beschaffenheit und das Maaß des Stoffs, welcher diese Fibern in Bewegung und Thätigkeit setzt, unter sich verschieden. Ein Mensch, der von einem andern schon durch das Gewebe und die Beschaffenheit seiner Fibern

bern verschieden ist, wird dieses noch ungleich mehr, wenn er kräftigere Nahrungsmittel genießt, Wein trinkt, sich Bewegung macht u. s. w.; indeß der andre, der sich mit Wasser begnügt, wenig nahrhafte Speisen zu sich nimmt, in Trägheit und Müßiggang versinket.

Alle diese Ursachen äußern nothwendig auf den Geist, auf die Leidenschaften, auf die Willenskräfte, mit einem Worte, auf alles, was man geistige Fähigkeiten nennt, ihren Einfluß. Ein blutreicher Mensch ist gewöhnlicher Weise geistvoll, heftig, wollüstig, unternehmend; da hingegen der Phlegmatiker alles weit schwerer faßt, nicht leicht durch irgend etwas gerührt wird, eine minder lebhafte Einbildungskraft besitzt, kleinmüthig und unfähig ist, nach irgend Etwas mit Nachdruck zu streben.

Wenn man die Erfahrung, statt willkührlicher Vorurtheile, zu Rathe zöge, so würde die Medicin der Moral den Schlüßel des menschlichen Herzens in die Hand geben; und man würde mit Zuverläßigkeit erwarten dürfen, durch Heilung des Körpers, bisweilen Gebrechen des Geistes geheilt zu sehen. Allein, da man für gut befunden hat, unsere Seele zu einer geistigen Substanz zu machen, so begnügt man sich, ihr geistige Mittel darzureichen, welche aber auf das Temperament keinen, oder vielleicht gar einen schädlichen Einfluß äußern. Die Lehre von der Geistigkeit der Seele hat die Moral zu einer willkührlichen Wissenschaft gemacht, die uns nichts weniger, als die eigentlichen Antriebe kennen lehrt, deren man sich bedienen muß, um auf die Menschen mit Nachdruck wirken zu können. Wenn wir hingegen durch aufmerksame Erfahrung den herrschenden Stoff ausfinden, der bey dem Temperamente eines einzelen Menschen, oder des größten Theils seiner Nation, zum Grunde liegt, so wissen wir, was sich für sie schickt, welcher Gesetze sie bedürfen, und was für Einrichtungen ihnen nützlich seyn werden. Mit einem Worte, die Moral und die Politik

können aus der Hypothese des Materialismus Vortheile ziehen, welche die Lehre, von der unkörperlichen Natur der Seele, ihnen niemahls darbieten kann, vielmehr jeden Gedanken daran für immer im Wege stehen muß. Der Mensch muß für diejenigen ewig ein Geheimniß bleiben, welche hartnäckig darauf beharren, ihn nur mit den verfälschten Augen der Theologie zu betrachten, und seine Handlungen aus einer Quelle herzuleiten, von der sie sich nie den geringsten Begriff machen können. Wollen wir den Menschen kennen lernen; so müssen wir uns bemühen, den Stoff zu entdecken, aus dem er zusammen gesetzt ist, und durch welchen sein Temperament bestimmt wird. Diese Entdeckungen werden uns in den Stand sezzen, seine Natur, und die Beschaffenheit seiner Leidenschaften und Neigungen zu errathen; in den Stand setzen, seine Aufführung, in einem gegebenen Falle, voraus sehen, und die Mittel anzeigen, durch welche es uns gelingen kann, die Gebrechen einer fehlerhaften Organisation, und eines, der Gesellschaft sowohl, als dem, der es besitzt, schädlichen Temperaments abzuhelfen.

In der That, ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß das Temperament eines Menschen nicht durch Ursachen gebessert, verhindert und umgestimmt werden könnte, die eben so physisch sind, als diejenigen, durch welche es hervor gebracht wird. Jeder von uns kann sich, auf gewisse Weise, sein Temperament geben. Ein Mensch, welcher Ueberfluß von Blute hat, kann durch den Genuß minder nahrhafter Speisen, oder durch ein geringeres Maaß derselben, durch Enthaltung von starken Getränken, u. s. w. es dahin bringen, die Natur, die Beschaffenheit und Beweglichkeit des Fluidums, welches in ihm herrscht,

(36) Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß eine, so äußerst bewegliche Materie, welche das Gehirn, so schnell, von allem, was in uns vorgeht, unterrichtet, und bey den Aerzten,

herrscht, vortheilhaft abzuändern. Ein gallsüchtiger oder melancholischer Mensch kann, mittelst gewisser Heilmittel, die Masse jenes Fluidums in sich vermindern, und durch Bewegung, Zerstreuung und aufgeweckes Wesen, das eine Folge der Bewegung ist, das fehlerhafte seiner ursprünglichen Beschaffenheit verbessern. Ein, nach Indien versetzter Europäer wird nach und nach, in Ansehung seiner Gemüthsart, seiner Vorstellungen, seines Temperamentes, seines Characters, durchaus ein ganz anderer Mensch.

Ohngeachtet man wenig Versuche gemacht hat, den innern Grund der menschlichen Temperamente zu erfahren, so giebt es deren doch schon eine hinreichende Anzahl, wenn man sich nur die Mühe nehmen wollte, davon Gebrauch zu machen. Ueberhaupt genommen scheint es, daß das feurige Grundwesen, welches die Scheidekünstler unter dem Nahmen **Phlogiston** oder **brennbahres Wesen** zu begreiffen pflegen, derjenige Stoff ist, welcher dem Menschen vorzüglich Leben und Thätigkeit gewährt, seinen Fibern die meiste Spannung, Beweglichkeit und Reiz, seinen Nerven ihre Stärke und seinen Flüßigkeiten ihre Schnelligkeit mittheilt. Aus diesen materiellen Ursachen entspringen, gewöhnlicher Weise, jene Anlagen oder Fähigkeiten, welche wir durch die Nahmen von Empfindlichkeit, Geist, Genie, Lebhaftigkeit u. s. w. andeuten, und welche den Leidenschaften, Willensregungen, und moralischen Handlungen des Menschen eigentlich den Ton geben. In dieser Rücksicht bedient man sich also sehr richtig der bekannten Ausdrücke: **Wärme der Seele, glühende Einbildungskraft, Feuer des Genies** u. s. w. (36)

ten, unter dem Namen des Nervensaftes, bekannt ist, nichts anders ist, als die elektrische Materie; und daß das verschiedene Maaß derselben eine der Hauptursachen, der Verschiedenheit der Menschen und ihrer Fähigkeiten ist.

Eben dieses Feuer, welches, in verschiedenem Verhältnisse, unter die Wesen unserer Gattung vertheilt ist, giebt denselben Leben, Thätigkeit, thierische Wärme, und flößt ihnen, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr oder weniger Seele und Leben ein. Die außerordentliche Beweglichkeit und Feinheit dieses Feuers macht, daß es sich sehr leicht verliehrt. Es muß daher durch Nahrungsmittel bey uns wieder ersetzt werden, die dergleichen in sich enthalten, und dadurch geschickt sind, unsere Maschine gleichsam wieder in Spannung zu setzen, das Gehirn zu erwärmen, und ihm die nöthige Thätigkeit, zu den von uns so genannten geistigen Aeußerungen, wieder mitzutheilen. Da der Wein und andere starke Getränke eine große Menge solcher Feuertheile in sich enthalten, so darf man sich nicht wundern, daß der Gebrauch derselben oft den schlafsten, stumpfsinnigsten Menschen, eine Lebhaftigkeit, der sie, unter andern Umständen, gar nicht fähig seyn würden, mittheilt, und so gar bisweilen Furchtsame muthig ins Treffen jagt. Der Ueberfluß desselben Feuers, bey gewissen Krankheiten, macht den Menschen wahnsinnig; so wie der Mangel desselben, in andern, uns die kraftloseste Ermattung erfahren läßt. Ohne Zweifel vermindert sich endlich dieses uns inwohnende Feuer in dem Alter, und zerstreuet sich ganz und gar in dem Tode. (37)

Betrachten wir die geistigen Fähigkeiten der Menschen, oder ihre moralische Beschaffenheit, aus diesem Gesichtspunkte; so kann uns kein Zweifel übrig bleiben, daß beyde in materiellen Ursachen gegründet sind, die auf die eigenthümliche Organisation des einzelen Menschen, einen mehr oder minder, in die Augen fallenden und dauerhaften

(37) Wenn wir aufrichtig seyn wollen, so werden wir uns genöthiget finden, zu gestehen, daß die Wärme die eigentliche Quelle des Lebens ist. Es ist ganz die Wirkung der Wärme, daß die Wesen aus der Unthätigkeit in Bewegung, aus

ten Einfluß haben. Aber diese Organisation selbst, ist sie nicht das Werk der Aeltern, von welchen wir die ersten Urstoffe einer Maschine erhalten, die der ihrigen nothwendig gleichen muß? Woher rührt der stärkere oder schwächere Antheil jener Feuermaterie oder belebenden Wärme, welche unsere Geistesfähigkeiten bestimmt? Offenbar von der Mutter, die uns in ihrem Schooß getragen, uns einen Theil jenes Feuers mitgetheilt hat, von dem sie selbst beseelt war, und das nebst ihrem Blute durch ihre Adern rollete. Die Nahrungsmittel, welche wir geniessen, das Klima, wo wir wohnen, der Luftkreis, der uns umgiebt, alle diese Ursachen äußern auf die festen und flüßigen Theile unsers Körpers beträchtlichen Einfluß, und bestimmen unsere natürlichen Anlagen. Eine nähere Untersuchung jener Anlagen selbst, in welchen unsere geistigen Fähigkeiten gegründet sind, wird uns zeigen, daß sie ohne Ausnahme körperlich und materiell sind.

Die erste dieser Anlagen ist die physische **Empfindlichkeit**, aus welcher, wie wir gesehen haben, alle andere geistige oder physische Fähigkeiten herstammen. Empfinden ist, wie gesagt, nichts anders, als verändert werden, und sich dieser, in uns vorgehenden Veränderungen bewußt seyn. Empfindlichkeit besitzen, kann also nichts anders sagen wollen, als so gebildet seyn, daß man die Eindrücke der, auf uns wirkenden Gegenstände, sehr schnell und sehr lebhaft wahrnimmt. Eine empfindende Seele ist also, genau genommen, diejenige Anlage des menschlichen Gehirns, vermöge welcher es im Stande ist die Bewegungen, welche ihm mitgetheilt werden, mit Leichtigkeit aufzunehmen. Wir nennen daher einen Menschen, zum Beyspiel, **gefühlvoll**, den der Anblick eines

aus der Ruhe in Gährung, aus dem leblosen Zustande in den belebten übergehen. Den Beweiß davon giebt uns schon das Ey, welches durch die Wärme ausgebrütet wird. Mit einem Worte, keine Art von Zeugung kann ohne Wärme statt finden.

nes Unglücklichen, oder die Erzählung eines traurigen Vorfalls, oder die Vorstellung eines schmerzlichen Schauspiels so lebhaft rührt, daß er darüber Thränen vergießt; ein Zeichen, welches uns heftige Erschütterung unserer ganzen Maschine verkündigt. Eben so sagen wir von einem Menschen, welchem musikalische Töne ein Vergnügen machen, oder in merkliche Bewegung setzen, daß er ein **empfindliches** Ohr hat; so wie wir einem Andern, in welchem die Beredsamkeit, die Schönheiten der Künste, und überhaupt die Gegenstände, welche sich ihm darbieten, lebhafte Bewegungen erregen, eine **gefühlvolle Seele** zuschreiben. (38)

Der **Geist** ist eine Folge eben dieser physischen Empfindlichkeit. Was wir **Geist** nennen, ist offenbahr, die Leichtigkeit, welche einige Wesen unserer Gattung besitzen, die Gegenstände und ihre verschiedenen Verhältnisse schnell zu fassen. Wenn diese Leichtigkeit, das Ganze und die Verhältnisse schnell zu umfassen, sich auf Gegenstände beziehet, welche groß, nützlich und schwer zu erforschen sind, so bekömmt sie den Nahmen des Genies. Der Geist kann mit einem scharfen Gesichte verglichen werden, welches die Dinge schnell wahrnimmt; Das Genie hingegen mit einem Auge, welches auf einen Blick alle Punkte eines weitverbreiteten Horizonts umfaße. Demjenigen, welcher die Gegenstände und ihre Verhältnisse so erblickt, wie sie wirklich sind, schreiben wir einen gesunden und richtigen Verstand zu; so wie wir hingegen von einem Menschen, der die Dinge gewöhnlich von einer falschen Seite betrachtet, sagen, daß er alles schief ansieht; welches denn für eine Folge irgend eines Fehlers in der Organisation gehalten werden muß. Diese Richtigkeit des Verstandes ist

(38) Das Mitleiden hänat ohne Zweifel von der physischen Empfindlichkeit ab, welche, bey verschiedenen Menschen, nie, genau, dieselbe ist. Man hat, also, sehr Unrecht gehabt, das Mitleiden zur Quelle unserer moralischen, und geselligen Empfin-

ist eine Fähigkeit, welche sich mit einer gewissen eignen Geschicklichkeit der Hand, die wir bey manchen Personen wahrnehmen, vergleichen läßt.

Da die **Einbildungskraft** sich in der Leichtigkeit, Ideen oder Bilder schnell zusammen zu setzen, zeiget; so bestehet sie in der Fähigkeit, die Modificationen unseres Gehirns, ohne Schwierigkeit, zu wiederhohlen, sie unter einander zu verbinden, und mit passenden Gegenständen zu verknüpfen. Nur unter dieser letzten Bedingung gefällt uns die Einbildungskraft; und nur dann erst finden wir an ihren Dichtungen Geschmack, und Wahrheit, und Natur durch sie verschönert. Sie zieht sich hingegen unsern Tadel zu, wenn sie uns unangenehme Gestalten mahlt, oder Vorstellungen an einander reihet, welche sich ihrer Natur nach nicht zusammen schicken. Hierinn liegt die Ursache, warum die Dichtkunst, deren Beruf es ist, unsre Theilnehmung für die Natur zu erheben, uns gefällt, wenn sie die Gegenstände, ihre Schilderungen mit allen möglichen schicklichen Reizen ausschmückt. Sie schaft uns dann idealische Wesen; aber diese Wesen versetzen uns in eine angenehme Bewegung, und das Vergnügen, welches wir bey ihnen finden, macht, daß wir uns gern täuschen lassen. Auf der andern Seite missfallen uns die gräßlichen, abentheuerlichen Zusammensetzungen des Aberglaubens; weil sie Früchte einer kranken Einbildungskraft sind, und nur traurige Ideen in uns erregen können.

Wenn die Einbildungskraft sich verwirrt, so bringt sie Schwärmerey, religiöse Schrecken, unüberlegten Eifer, Verblendung und die grösten Frevel hervor. Eine wohlgeordnete Einbildungskraft hingegen, beseelt mit einem edlen Eifer

pfindungen zu machen. Es giebt nicht allein Menschen, welchen diese feine Empfindlichkeit fehlt, sondern auch eine Menge anderer, in welchen sie nicht entwickelt worden; wie zum Beyspiel bey den Fürsten, bey den Großen, Reichen u. s. w.

für das Nützliche, mit einer mächtigen Leidenschaft für die Tugend, Liebe des Vaterlandes und Wärme der Freundschaft; kurz, sie giebt allen unsern Empfindungen Kraft und Leben. Diejenigen, welchen es an Einbildungskraft fehlt, sind gemeiniglich Menschen, in welchen angebohrne Trägheit das heilige Feuer ausgelöscht hat, das der Grund unserer Thätigkeit, der Wärme unserer Empfindungen ist, und alle unsere geistigen Fähigkeiten belebt. Große Tugenden erfodern eben so wohl, als große Laster, einen gewissen Grad von Schwärmerey. Die Schwärmerey, versetzt unser Gehirn, oder unsre Seele, faßt in einen ähnlichen Zustand, wie die Trunkenheit. Beyde erregen in uns schnellere Bewegungen, welche den Beyfall der Menschen erhalten, wenn etwas Gutes dadurch hervor gebracht wird; und die man hingegen **Thorheit, Wahnsinn, Laster** und **Raserey** nennt, wenn sie Unordnung hervor bringt.

Der Verstand ist nur dann richtig, und gesunder Urtheile, über die Gegenstände, fähig, die Einbildungskraft nur dann wohl geordnet, wenn unsere körperliche Organisazion so beschaffen ist, daß sie ihre Verrichtungen genau erfüllt. Der Mensch macht in jedem Augenblicke seines Lebens Erfahrungen. Jeder Eindruck, den er erhält, ist eine Beobachtung, welche in sein Gehirn Ideen niederlegt, die sein Gedächtnis ihm, mit mehr oder weniger Genauigkeit und Treue, zurückruft. Diese Beobachtungen, diese Ideen, verbinden sich, reihen sich an einander, und die Kette derselben macht das aus, was wir **Erfahrung** und **Wissenschaft** nennen. **Wissen** heißt nichts anders, als durch wiederholte, und mit Schärfe angestellte Erfahrungen, sich von den Ideen, Eindrücken und Wirkungen, überzeugt zu haben, welche ein Gegenstand auf uns, oder andere, machen kann. Alle Wissenschaft kann sich nur auf Wahrheit, und die Wahrheit selbst, auf das gleichförmige und treue Zeugniß unserer Sinne gründen.

Die

Die Wahrheit ist also die unveränderliche Gleichförmigkeit, oder Uebereinstimmung, welche uns unsere Sinne, in ihrem natürlichen Zustande, mittelst der Erfahrung, zwischen den Gegenständen zeigen, welche wir kennen, und den Eigenschaften, welche wir ihnen beylegen. Noch kürzer kann man sich ausdrücken, wenn man sagt, die Wahrheit bestehe in der richtigen, und genauen Verknüpfung unserer Ideen. Aber wie kann man sich, ohne Erfahrung, von der Richtigkeit dieser Verknüpfung überzeugen; und wie diese Erfahrungen bestätigen, ohne sie mehrmals zu wiederholen? Oder aber wenn unsere Sinne fehlerhaft sind, wie kann man sich auf die Erfahrungen und Wahrnehmungen, welche durch sie in unser Gehirn niedergelegt werden, verlassen? Nur unter mannigfaltigen Umständen wiederholte Erfahrungen können uns in den Stand setzen, die Fehler der vorigen zu berichtigen.

Wir müssen daher nothwendig jedesmal in Irrthum gerathen, wenn Werkzeuge, die sich ursprünglich nicht in einem vollkommen gesunden Zustande befinden, oder bald durch bleibende, bald durch vorübergehende Modifikazionen verdorben worden, uns außer Stand setzen, die Gegenstände richtig zu beurtheilen. Der **Irrthum** besteht in einer falschen Verknüpfung der Ideen, vermöge welcher wir den Gegenständen Eigenschaften beylegen, die sie nicht haben. Wir befinden uns in Irrthume, wenn wir Wesen als vorhanden annehmen, die doch nicht vorhanden sind, oder die Vorstellung von Glückseligkeit mit Gegenständen verbinden, die uns schaden können, es sey nun mittelbar, oder unmittelbar durch entfernte Folgen, welche wir unfähig sind vorauszusehen.

Aber wie kann man Wirkungen voraus sehen, die man noch nicht erfahren hat? Abermals durch die Hülfe der Erfahrung. Wir wissen durch ihren Beystand, daß ähnliche oder gleichförmige Ursachen, ähnliche und gleichförmige Wirkungen hervorbringen. Das Gedächtniß ruft

sich

sich die Wirkungen, welche wir bereits erfahren haben, zurück, und setzt uns dadurch in den Stand, von denjenigen zu urtheilen, welche wir von Ursachen, die entweder dieselben sind, deren Wirkung wir bereits erfahren haben, oder doch mit ihnen in Verhältniß stehen, uns versprechen können. Hieraus ergiebt sich, daß **Klugheit** und **Vorsicht** Fähigkeiten sind, die wir der Erfahrung verdanken. Ich habe zum Beyspiel empfunden, daß das Feuer in meinem Körper eine schmerzliche Empfindung erregt. Diese Erfahrung ist nunmehr zureichend, mich zu lehren, daß das Feuer, irgend einem Theil meines Körpers zu nahe gebracht, daselbst in der Folge gleichen Schmerz erregen wird. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine gewisse Handlung von meiner Seite, mir den Haß oder die Verachtung der Menschen zugezogen hat: und diese Erfahrung läßt mich mit Recht erwarten, daß ich jedesmal, wenn ich auf ähnliche Weise tadele, mir gleichen Haß und Verachtung zuziehen werde.

Die Fähigkeit, welche wir besitzen Erfahrungen zu machen, uns ihrer zu erinnern, die Wirkung derselben im voraus wahrzunehmen, und dadurch im Stande zu seyn, was uns schaden kann, zu entfernen, und was zur Erhaltung und zur Glückseligkeit unseres Zustandes beytragen kann, zu begehren, als welches offenbar der einzige Zweck unserer körperlichen sowohl, als geistigen Aeußerungen ist, macht, zusammen genommen, dasjenige aus, was wir mit einem Worte **Vernunft** nennen. Die Empfindung, unsere Natur, unser Temperament, können uns zu Irrthümern verleiten, und uns täuschen; aber die Erfahrung und das Nachdenken bringt uns wieder auf den richtigen Weg zurück, und lehrt uns, welche Gegenstände uns zur wahren Glückseligkeit leiten können. Hieraus ergiebt sich, daß **Vernunft** nichts anders ist, als unser Wesen, in wie fern es durch Erfahrung, Urtheile und Nachdenken gebildet worden ist. Diese Bildung setzt ein

gemäs-

gemäßigtes Temperament, einen richtigen Verstand, eine wohl geordnete Einbildungskraft, eine aus sichern Erfahrungen geschöpfte Kenntniß der Wahrheit, und, noch überdieß, Klugheit und Vorsicht voraus. Und dieses zeigt zugleich, daß, ohngeachtet man uns alle Augenblicke zuruft: der Mensch sey ein vernünftiges Wesen; es dennoch nur wenig einzelne Personen giebt, welche sich rühmen können, diese Vernunft, und die Anlagen und Erfahrungen, welche bey ihr zum Grunde liegen, zu besitzen.

Dieses darf uns nicht wundern! Wenig Menschen sind im Stande, richtige Erfahrungen zu machen. Ein jeder von uns bringt zwar Organe mit auf die Welt, welche fähig sind, von den Gegenständen gerührt zu werden, und Erfahrungen einzusammlen; aber, — es liege nun die Schuld in einer fehlerhaften Organisazion, oder in denen Ursachen, welche auf sie einfließen, — genug der größte Theil dieser Erfahrungen ist unrichtig, die dadurch erworbenen Begriffe verworren, und übel verknüpft; die Urtheile mithin irrig, und das Gehirn mit trügerischen Voraussetzungen angefüllt, welche, nothwendiger Weise, auf alles, was wir thun, Einfluß haben, und unsre Vernunft, ohne Unterlaß, verwirren müssen.

Die Sinne sind, wie im vorigen gezeigt worden ist, die einzigen Mittel, durch welche wir erfahren können, ob unsere Neigungen gegründet, unsere Art zu handeln für uns nützlich, und die, davon zu erwartenden Wirkungen vortheilhaft seyn werden. Aber, wenn unsere Sinne uns zuverlaßige Berichte, und dem Gehirne wahrhafte Vorstellungen, liefern sollen: so ist es ein nothwendiges Erforderniß, daß sie gesund seyn, das heißt, sich in dem Zustande befinden müssen, welcher erfodert wird, in unsern Wesen diejenige Ordnung zu erhalten, welche für die Beförderung unserer Erhaltung und bleibenden Glückseligkeit, die schicklichste ist. Es wird ferner erfodert, daß unser Gehirn selbst in einem gesunden, das ist, zur Erfüllung

lung seiner Verrichtungen, und Aeusserungen seiner Fähigkeiten, schicklichen Zustande sey; daß unser Gedächtniß ihm die ehemals erhaltenen Eindrücke, oder Ideen, getreulich vorhalte, damit es im Stande sey, richtig zu urtheilen, und die Wirkungen voraus zu sehen, welche es von den Handlungen, zu denen sich der Wille hinneigt, zu hoffen, oder zu fürchten hat. Wenn unsere äußeren, oder inneren Werkzeuge, entweder durch ihre natürliche Bildung, oder durch andere, auf sie einwirkende Ursachen, sich in einem fehlerhaften Zustande befinden; dann empfinden wir die Gegenstände nur unvollkommen, und verworren; unsere Ideen sind falsch oder schwankend; wir urtheilen unrichtig, und befinden uns in einer Täuschung, in einer Art von Berauschung, die uns verhindert, die wahren Verhältnisse der Dinge zu fassen. Mit einem Worte, das Gedächtniß ist unsicher, das Nachdenken fruchtlos, die Einbildungskraft verirrt sich, der Verstand täuscht sich, und die Empfindlichkeit unserer Werkzeuge, welche zu gleicher Zeit von einer ganzen Menge Erschütterungen bestürmt werden, ist der Klugheit, der Vorsicht, und den Aeußerungen unserer Vernunft, ein mächtiges Hinderniß. Auf der andern Seite, wenn die Bildung unserer Werkzeuge Ursache ist, daß sie sich nicht anders, als schwach und langsam bewegen können, wie dieses der Fall bey Leuten von phlegmatischer Gemüthsart ist; so gehen die Erfahrungen äußerst langsam von statten, und sind für uns größtentheils ohne Nutzen. Die Schildkröte und der Schmetterling sind gleich unfähig, ihren Untergang zu vermeiden. Der Mensch von stumpfen Geist, und der Betrunkene, sind einer so unfähig, wie der andere, ihren Zweck zu erreichen.

Aber was ist denn der Zweck des Menschen in dem ihm angewiesenen Wirkungskreiße? Kein anderer, als sich zu erhalten, und sein Daseyn zu beglücken. Es ist also wichtig für ihn, die wahren Mittel zu kennen, welche

Klug-

Klugheit und Vernunft ihm anweisen, um zu dem vorgesetzten Zwecke, sicher, und ununterbrochen, zu gelangen. Diese Mittel sind seine eigenen Fähigkeiten, sein Geist, seine Talente, seine Geschäftigkeit, seine Handlungen, die durch die Leidenschaften, deren ihn seine Natur fähig macht, bestimmt werden, und wodurch sein Wille, mehr, oder weniger, in Thätigkeit gesetzt wird. Die Erfahrung und die Vernunft zeigen ihm noch überdies, daß er der Menschen, mit denen er in Verbindung steht, nicht entbehren kann; daß sie zu seinem Glück und Vergnügen wesentlich beytragen, und durch die ihnen eigenen Fähigkeiten ihm wichtige Dienste leisten können. Die Erfahrung lehrt ihn zugleich, wie er es anfangen muß, um sie dahin zu bringen, in seine Absichten einzugehen, und sie zu bestimmen, ihm wohlzuwollen und wohlzuthun. Er sieht, welche Handlungen sie billigen, und welche ihnen mißfallen; welches Betragen sie an uns zieht, und welches sie zurück stößt, die Urtheile, die sie darüber fällen, die vortheilhaften, oder schädlichen Wirkungen, welche aus den verschiedenen Denk- und Handlungswesen der Menschen entspringen. Alle diese Erfahrungen geben ihm einen Begrif von Tugend und Laster, Recht und Unrecht, von Güte und Bosheit, von Anständigkeit und Unanständigkeit, von Rechtschaffenheit und Tücke u. s. w. Mit einem Worte, er lernet die Menschen und ihre Handlungen beurtheilen, und die Gefühle unterscheiden, welche in ihnen, nach der Verschiedenheit der Wirkungen, die ihnen vorgehalten werden, nothwendig entstehen müssen.

Eben diese nothwendige Verschiedenheit dieser Wirkungen, ist der eigentliche Grund der Unterscheidung, zwischen Guten und Bösen, zwischen dem Laster und der Tugend; eine Unterscheidung, welche, wie gewisse Denker zu behaupten scheinen, keinesweges auf willkührliche Uebereinkunft der Menschen, und noch vielweniger aber auf den eingebildeten Willen eines übernatürlichen Wesens gegründet

det ist, sondern die auf den ewigen und unveränderlichen Verhältnissen beruht, welche zwischen den in Gesellschaft lebenden Wesen unserer Gattung statt finden, und so lange statt finden werden, als es Menschen, und eine menschliche Gesellschaft giebt. **Tugend** ist also alles dasjenige, was Wesen der Menschlichen Gattung, die in Gesellschaftlicher Verbindung leben, wahrhaft und bleibend nützlich ist; **Laster** hingegen, alles das, was Ihnen schädlich ist. Die größten Tugenden sind diejenigen, welche der Gesellschaft die größten und dauerhaftesten Vortheile gewähren. Die größten Laster hinwiederum diejenigen, welche das Bestreben nach Glück, und die, in der Gesellschaft nöthige Ordnung am meisten zerstöhren. Der tugendhafte Mensch ist derjenige, dessen Handlungen am meisten auf das Wohl seiner Nebenmenschen gerichtet sind; der lasterhafte Mensch ist derjenige, dessen Aufführung auf das Unglück derer, mit denen er lebt, abzweckt, und wovon sein eignes Unglück eine nothwendige Folge seyn muß. Alles, was uns selbst ein dauerhaftes und bleibendes Glück verschaft, ist vernünftig; alles, was unser eigenes Wohl oder das Wohl anderer Wesen, die zu unserer Glückseligkeit nothwendig sind, zerstöhrt, ist unsinnig und unvernünftig. Ein Mensch, der andern Schaden zufügt, ist böse; der Mensch, der sich selbst Schaden zufügt, ist ein sinnloser, der weder Vernunft, noch seinen eigenen Vortheil, noch die Wahrheit kennt.

Unsere Pflichten sind die Mittel, welche Erfahrung und Vernunft uns als nothwendig zeigen, unsere Absichten zu erreichen. Diese Pflichten sind eine nothwendige Folge der Verhältnisse, welche zwischen Menschen, die auf gleiche Weise Glück und Wohlstand ihres Wesens wünschen, statt finden. Wenn man sagt, daß diese Pflichten uns **verbinden**, so will das so viel sagen, daß wir den uns vorgesetzten Zweck nicht erreichen können, ohne uns dieser Mittel zu bedienen. Die **moralische Verbindlichkeit**

lichkeit ist also nichts anders, als die Nothwendigkeit, uns der schicklichen Mittel für die Glückseligkeit der Wesen zu bedienen, mit welchen wir in Verbindung sind, um sie zu bestimmen, auch zu unserer Glückseligkeit ihrerseits beyzutragen. Die Verpflichtungen gegen uns selbst sind, die Nothwendigkeit, die Mittel zu gebrauchen, ohne welche wir uns weder erhalten, noch unser Daseyn bleibend glücklich machen können. Die Moral gründet sich, gleich dem Weltall, auf die Nothwendigkeit, oder die ewigen Verhältnisse der Dinge.

Glückseligkeit ist derjenige Zustand, von dem wir wünschen, daß er dauern, und wir uns immer in demselben befinden mögen. Das Maas derselben wird durch ihre Dauer sowohl, als durch ihre Lebhaftigkeit, bestimmt. Das gröste Glück ist dasjenige, welches am dauerhaftesten ist. Glückseligkeit, die vorüber gehet, oder von kurzer Dauer ist, wird **Vergnügen** genannt. Je lebhafter das letztere ist, um so flüchtiger ist es auch, weil unsere Sinne nur ein gewisses Maaß von Bewegung aufzunehmen fähig sind. Alles Vergnügen, welches über dieses Maaß hinaus geht, verwandelt sich, von diesem Augenblicke an, in Schmerz, oder in ein unangenehmes Gefühl unseres Zustandes, dessen wir überhoben zu seyn wünschen. Hierinne liegt denn auch die Ursache, daß Vergnügen und Schmerz oft so nahe an einander gränzen. Die Folge von unmäßig genossenen Vergnügungen ist Reue, Mißbehagen und Eckel. Das flüchtige Vergnügen verwandelt sich alsdenn in ein bleibendes Leiden. Dieser Grundsatz zeigt, daß der Mensch, der nothwendig in jedem Augenblicke seines Daseyns glücklich zu seyn wünscht, wenn er vernünftig ist, mit seinem Vergnügen haushalten, sich diejenigen versagen, welche in Schmerz ausarten könnten, und jederzeit bemüht seyn muß, sich das dauerhafteste Vergnügen zu verschaffen.

Die Glückseeligkeit kann nicht für alle Wesen der menschlichen Gattung dieselbe seyn. Einerley Vergnügun-

gen können nicht Menschen, die verschieden gebildet, und gestimmt sind, auf gleiche Weise rühren. Dieß ist, ohne Zweifel, die Ursache, warum der gröste Theil der Moralisten über die Gegenstände, in welchen, nach ihrer Meynung, das höchste Gut bestehen soll, und über die Mittel, dieselben zu erreichen, von je her so wenig einig gewesen ist. Im allgemeinen genommen, scheint die Glückseeligkeit ein dauerhafter oder augenblicklicher Zustand zu seyn, indem uns nichts zu wünschen übrig bleibt, weil wir ihn ganz für unser Wesen passend finden. Dieser Zustand ist die Folge der Zusammenstimmung, zwischen den Menschen und der Lage, welche ihm die Natur angewiesen hat; oder mit andern Worten, die Glückseeligkeit ist der gleichförmige Fortschritt des Menschen, mit den auf ihn einwirkenden Außendingen.

Die Begriffe, welche sich die Menschen von der Glückseeligkeit machen, hängen nicht allein von ihrem Temperamente, und der ihnen eigenthümlichen innern Beschaffenheit ab; sondern sie stehen auch mit ihren angenommenen Gewohnheiten in der genauesten Verbindung. Die **Gewohnheit** ist bey dem Menschen diejenige Art zu seyn, zu denken und zu handeln, welche sich unsre innern sowohl, als äußern Organe, durch öftere Wiederhohlung derselben Bewegungen, eigen gemacht haben; wovon denn die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher jene Bewegungen vor sich gehen, eine nothwendige Folge ist.

Eine genaue Aufmerksamkeit auf uns selbst, muß uns zeigen, daß beynahe unser ganzes Betragen, der ganze Inbegriff unsrer Handlungen, unsrer Beschäftigungen, unsrer Verbindungen, unsrer Arbeit und Vergnügun-

(39) Die Erfahrung beweist, daß das erste Verbrechen immer mehr kostet, als ein zweytes, und dieses wieder als ein drittes, und so immer weiter. Durch jede erste Handlung wird der Grund zu einer Fertigkeit gelegt. Je mehr wir die Hinder-

gungen, unser Anstand und unser Bezeigen, unsere Kleidung, unsere Nahrungsmittel u. s. w. mehr oder weniger Wirkungen der Gewohnheit sind. Eben so ist auch die leichte Aeußerung unserer Geisteskräfte, unserer Gedanken, unserer Urtheile, unseres Verstandes, unserer Vernunft, unseres Geschmacks u. s. w. durchaus von ihr abhängig. Die Gewohnheit ist es, auf deren Rechnung wir den grösten Theil unsrer Neigungen, Begierden, Meinungen, Vorurtheile, unsere falschen Begriffe von eingebildeten Gütern, mit einem Worte, die Irrthümer, in welche wir von so mannigfaltigen Seiten gezogen und verstrickt werden, zuzuschreiben haben. Sie ist es endlich, einzig und allein, die uns an das Laster, oder an die Tugend knüpft. (39)

Die Gewohnheit hat auf uns einen so mächtigen Einfluß, daß man sie oft mit der Natur verwechselt. Hierinn liegt, wie bald ausführlicher gezeigt werden soll, der Grund jener Meynungen oder Ideen, welche man für angebohren ausgiebt, weil man nicht für gut befunden hat, auf die Quelle zurück zu gehen, durch welche sie sich unserm Gehirn auf immer eingedrückt, und mit ihm gleichsam zusammen gewachsen sind. Wie dem auch sey, genug wir hängen äußerst fest an Dingen, die uns zur Gewohnheit geworden sind. Der Geist empfindet eine Art von Gewalt, oder lästiger unangenehmer Loßreißung, so oft man es versucht, den Lauf seiner Ideen zu verändern; ein übermächtiger Hang zieht ihn oft selbst gegen den Willen der Vernunft wieder dahin zurück.

Der bloße Mechanismus ist zureichend, sowohl die physischen, als moralischen Erscheinungen dieser Art zu

dernisse bestreiten, welche uns von der Begehung lasterhafter Handlungen zurückhalten, um so leichter wird es uns am Ende, über sie wegzukommen. So wird man oft aus Gewohnheit böse.

erklären. Unsere Seele verändert sich, Trotz ihrer angeblichen Geistigkeit, vollkommen auf dieselbe Weise, wie unser Körper. Die Gewohnheit macht, daß die Werkzeuge der Stimme, die in dem Gehirn aufbewahrten Ideen, mittelst gewisser Bewegungen, ausdrücken lernen, welche unsere Zunge in der Kindheit mit Leichtigkeit zu verrichten gelernet hat. Hat unsere Zunge einmahl durch Uebung und Gewohnheit sich eine gewisse Art von Bewegung eigen gemacht, dann kostet es sehr viel Mühe, eine andere Bewegung anzunehmen. Unsere Sprachwerkzeuge nehmen nur nach vielem Zwange die Beugungen an, welche eine Sprache erfodert, die von derjenigen, welche wir gewohnt sind, abweicht. Eben so ist es auch mit unsern Ideen. Unser Gehirn, unser inneres Organ, unsre Seele hat sich frühzeitig gewöhnt, auf eine bestimmte Weise modificirt zu werden, gewisse Begriffe mit den Gegenständen zu verbinden, sich ein zusammen hängendes Ganzes wahrer oder falscher Meynungen zu bilden, und erfähret daher eine Art von Schmerz, wenn man es versucht ihren, zur Gewohnheit gewordenen Bewegungen, einen neuen Stoß, oder eine neue Richtung zu geben. Es ist beynahe eben so schwer, unsre Meynungen als unsre Sprache zu vertauschen. (40)

Ohne Zweifel liegt hierinne die Ursache der, beynahe unüberwindlichen Anhänglichkeit so vieler Leute, für Gebräuche, Vorurtheile und Einrichtungen, deren Unfruchtbarkeit, oder wohl gar oft Gefährlichkeit, ihnen durch Vernunft, Erfahrung und gesunde Beurtheilung, vergebens vor Augen gestellt wird. Die Gewohnheit widersteht

(40) „Es liegt, saat Hobbes, in der Natur eines jeden körperlichen Wesens, welches oft auf eine gewisse Weise bewegt worden ist, mit jeder wiederholter Aeußerung „dieser Art einen neuen Grad „von Leichtigkeit und Geschicklichkeit zu erhalten, dieselben Bewegungen zu erneuern.„ Hierinne liegt das Wesen der Gewohnheit, sowohl in moralischer

dersteht den einleuchtendsten Schlüssen. Gründe vermögen nichts gegen Leidenschaften, und eingewurzelte Laster, gegen die lächerlichsten Behauptungen, gegen die abgeschmacktesten Gewohnheiten, besonders, wenn irgend eine Vorstellung von Nutzen, gemeinschaftlichem Vortheile, oder gesellschaftlichem Wohle, damit verbunden wird. Dieses ist die eigentliche Quelle jener nur zu gewöhnlichen Hartnäckigkeit der Menschen, in Behauptung ihrer Religion, ihrer alten Gebräuche, und unvernünftigen Gewohnheiten, ihrer oft so auffallend ungerechten Gesetze, ihrer Mißbräuche, von denen sie oft selbst leiden, ihrer Vorurtheile, deren Abgeschmacktheit sie bisweilen einsehen, ohne sich doch derselben entledigen zu wollen. Dieses ist zugleich Ursache, warum Nazionen die nützlichsten Neuerungen für gefährlich ansehen, und sich zu Grunde gerichtet glauben, wenn man gewissen Uebeln abhelfen wollte, welche die Macht der Gewohnheit als für ihre Ruhe nothwendig, und als gefährlich zu heilen ansehen läßt. (41)

Die **Erziehung** ist nichts anders, als die Kunst, den Menschen frühzeitig, das heißt, wenn seine Organe noch biegsam sind, die Fertigkeiten, Meynungen, und Gefühle annehmen zu lassen, die in der Gesellschaft, unter welcher sie leben, im Schwange sind. Die ersten Augenblicke unserer Kindheit versehen uns mit allerley Erfahrungen, unsere Erzieher lehren uns diese Erfahrungen anzuwenden, oder entwickeln uns die Vernunft. Die ersten Antriebe, welche wir von ihnen erhalten, sind gemeiniglich für unser künftiges Schicksal, für unsre Leidenschaften, für unsre Vorstellungen von Glückseligkeit, für die

lischer als in physischer Rücksicht. S. Hobbes Versuch über die menschliche Natur.

(41) *Assiduitate quotidiana et consuetudine oculorum assuescunt animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum, quas vident.* Cicero de Nat. Deor. lib. 2. cap. 2.

Mittel uns ihren Besitz zu verschaffen, für unsere Tugenden und Laster entscheidend. Das Kind erwirbt sich, unter den Augen seiner Aufseher, Begriffe; lernet sie so, oder anders, verbinden, so, oder anders denken, und mithin falsche oder richtige Urtheile zu fällen. Man zeigt ihm verschiedene Gegenstände, lehrt es sie hassen oder lieben, sie wünschen oder fliehen, schätzen oder verachten. Auf diese Weise pflanzen sich die Meynungen von Vätern, Müttern, Ammen, Lehrern, auf die Kinder fort. Der Geist wird nach und nach mit Wahrheiten, oder Irrthümern erfüllt, nach welchen ein jeder seinen Lebenswandel einrichtet, durch welche er glücklich oder unglücklich, tugendhaft oder lasterhaft, schätzens oder hassenswürdig, mit seinem Schicksal zufrieden oder unzufrieden wird, je nachdem die Gegenstände beschaffen sind, auf welche man seine Leidenschaften, und die Wirksamkeit seines Geistes gerichtet, und ihm darinne seinen Vortheil oder seine Glückseligkeit gezeigt hat. Er liebt und begehrt also nothwendig dasjenige, was man ihm zu lieben und zu begehren angewiesen hat; er hat Neigungen, Begierden, Wünsche erworben, welche er, während des ganzen Laufs seines übrigen Lebens, mehr oder weniger angelegentlich zu befriedigen sucht, je nachdem seine innere Thätigkeit, welche ihm von der Natur zugetheilt, und durch die Erziehung geübt worden, mehr oder weniger gespannt ist.

Die **Politik** sollte so nach die Kunst seyn, die Leidenschaften der Menschen zu ordnen, und dem Besten der Gesellschaft gemäß zu leiten. Aber sie ist, leider! nur zu oft die Kunst, die Leidenschaften der Mitglieder der Gesellschaft zur gegenseitigen Zerstöhrung ihrer Selbst, und der Bande, welche ihre Glückseligkeit befördern sollen, aufzureizen. Die Ursache dieser gewöhnlichen Gebrechen der Staatskunst liegt darinne, daß diese Wissenschaft nicht auf Natur und Erfahrung gegründet ist; sondern von den Leidenschaften, Einfällen, und dem Eigennutze derjenigen abhängt,

abhängt, die die Leitung des Staates in ihren Händen haben.

Wenn die Staatskunst nützlich seyn soll, so müssen ihre Grundsätze auf die Natur gegründet seyn, das heißt, sie muß dem wesentlichen Zwecke der Gesellschaft angemessen seyn. Die Gesellschaft ist nichts anders, als ein grosses Ganzes, das durch die Vereinigung mehrer Familien und einzelen Menschen entstanden ist, die sich in der Absicht zusammen gethan haben, ihre gegenseitigen Bedürfnisse, Vortheile und wechselseitige Unterstützung leichter zu finden, und besonders der Güther, welche Natur und Kunstfleiß ihnen verschaffen können, mit Sicherheit zu genießen. Aus diesem Begriffe folgt, daß die Regierungskunst, welche die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung befördern soll, alle diese Rücksichten umfassen, die darauf sich beziehenden Mittel erleichtern, und die Hindernisse, die sich etwa in den Weg stellen könnten, zu entfernen, bemüht seyn muß.

Die Menschen sind, bey ihrer näheren Verbindung zu einem gesellschaftlichen Leben, einen gleich viel ob ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag eingegangen, Kraft dessen sie sich anheischig gemacht haben, sich Dienste zu leisten, und keiner dem andern zu schaden. Allein, da die Natur eines jeden Menschen ihn, nur zu oft, verleitet, sein Wohl in der Befriedigung seiner Leidenschaften, oder augenblicklichen Einfälle, zu suchen, ohne auf seine Mitgeschöpfe dabey Bedacht zu nehmen, so bedurfte es einer Kraft, die ihn zu seiner Schuldigkeit zurückführte; ihn nöthigte derselben getreu zu bleiben, und ihn an die Verbindlichkeiten erinnerte, welcher die Leidenschaft ihn nur zu leicht vergessen lassen konnte. Diese Kraft ist das **Gesetz**, das, genau betrachtet, nichts anders ist, als die Summe der einzelnen Willensmeynungen der Gesellschaft, in wie fern sie übereingekommen ist, die Aufführung ihrer Mitglieder zu bestimmen, oder die Handlungen derselben dem Zwecke ihrer Vereinigung gemäß zu leiten.

Da die Gesellschaft, besonders wenn sie zahlreich ist, sich nur mit Mühe versammlen, und nicht ohne Verwirrung ihr Gutdünken an den Tag legen kann; so ist sie genöthiget, einige aus ihren Mitteln zu wählen, auf die sie ihr Vertrauen setzt. Diese macht sie zu Dollmetschern ihres Willens, und in ihre Hände legt sie die nöthige Gewalt, zu Ausführung desselben, nieder. Dieses ist der Ursprung einer jeden Regierung, die sich, wenn sie rechtmäßig seyn soll, nur auf die freye Einwilligung der Gesellschaft gründen kann. Ohne diese letztere bleibt sie Zwang, angemaßte Gewalt, und willkührliche Unterdrükkung. Diejenigen, welchen die Sorge der Regierung des Staates anvertraut ist, führen den Nahmen von **Beherrschern**, **Anführern**, **Gesetzgebern**, welche denn wieder, nach Beschaffenheit der Einrichtung, welche die Gesellschaft der Regierung zu geben vor gut befunden hat, **Monarchen**, **Obrigkeiten**, **Repräsentanten** u. s. w. genannt werden. Die Regierung erhält alle ihre Macht blos aus den Händen der Gesellschaft; und da sie, einzig und allein, zum Besten derselben gestiftet ist, so ergiebt sich hieraus ohnläugbar, daß die Gesellschaft, wenn es ihr Vortheil erfodert, das Recht hat, diese verliehene Macht wieder an sich zu nehmen, die Regierungsform zu verändern, das Ansehen der von ihr angestellten Oberhäupter zu erweitern oder einzuschränken, als über welche sie, Kraft des unveränderlichen Gesetzes der Natur, nach welchem jeder einzele Theil allemal dem Ganzen untergeordnet bleibt, jederzeit die höchste Gewalt behält.

Beherrscher sind also die Diener der Gesellschaft, die Ausleger ihres Willens, diejenigen, in deren Hände sie einen mehr oder minder beträchtlichen Theil ihrer Macht niedergelegt hat, nicht aber unumschränkte Herren, oder Eigenthümer der Nationen. Sie haben sich durch einen ausdrücklichen, oder stillschweigenden Vertrag anheischig gemacht, für die Erhaltung und das Wohl der Gesellschaft

zu

zu wachen; und, nur unter dieser Bedingung, hat die leztere eingewilliget, ihnen zu gehorchen. Keine Gesellschaft, auf der ganzen Welt, hat je den Gedanken gehabt, oder haben können, ihren Häuptern ein unwiederrufliches Recht ihr zu schaden zu übertragen. Die Natur, welche will, daß jede Gesellschaft, so wie jedes einzele Wesen der menschlichen Gattung, sich zu erhalten strebe, und nie in sein bleibendes Unglück einwillige, würde eine solche Uebertragung augenblicklich aufheben, und ungültig machen.

Die Gesetze müssen also, wenn sie gerecht sein sollen, das allgemeine Wohl der Gesellschaft unveränderlich vor Augen haben; das ist, sie müssen dem größten Theile der Bürger die Vortheile gewähren, um derentwillen die Menschen in Gesellschaft zusammen getreten sind. Diese Vortheile sind, Freyheit, Eigenthum, und Sicherheit. Die **Freyheit** ist die Fähigkeit, für sein eignes Bestes alles zu thun, was das Glück unserer Mitverbundenen nicht untergräbt. Denn jeder einzele hat, bey seinem Beytritte zur allgemeinen Verbindung, auf denjenigen Theil seiner Freyheit Verzicht gethan, dessen Ausübung der Freyheit der übrigen nachtheilig seyn würde. Die Ausübung einer Freyheit, welche der Gesellschaft schädlich ist, bekömmt den Nahmen der Ausgelassenheit. Das **Eigenthum** bestehet in dem Genusse der Vortheile, welche Arbeit und Fleiß jedem Mitgliede der Gesellschaft erworben haben. Die Gewißheit, daß jedes einzele Glied, für sich und seine Güther, unter dem Schutze der Gesetze, nichts zu besorgen hat, so lange er selbst der Verbindung mit der Gesellschaft treu bleibt, macht dasjenige aus, was wir **Sicherheit** genannt haben.

Die **Gerechtigkeit** sichert jedem Gliede der Gesellschaft den Besitz der Vortheile zu, der wir eben gedacht haben. Hieraus folgt, daß, ohne Gerechtigkeit, die Gesellschaft kein Glück gewähren kann. Bisweilen wird diese Gerechtigkeit auch **Billigkeit** genannt, weil sie, mittelst

der allgemeinen Gesetze alle Glieder der Gesellschaft, in dieser Rücksicht einander gleich macht; nämlich in wie fern sie dieselben hindert, sich der Ungleichheit, welche die Natur oder menschlicher Fleiß unter ihnen hervorgebracht haben, unter einander zu überheben.

Recht heißt dasjenige, was die Gesetze der Gesellschaft den einzelen Gliedern für ihr Bestes zu thun erlauben. Diese Rechte werden offenbar, durch den unabänderlichen Zweck der bürgerlichen Vereinigung, eingeschränkt. Die Gesellschaft hat aber auch ihrer Seits Rechte über ihre einzelen Glieder, in Rücksicht auf Vortheile, welche sie ihnen gewährt; so wie diese Glieder hinwiederum berechtigt sind, von ihr, oder ihren Häuptern, diejenigen Vortheile zu fodern, um welcher willen sie in Gesellschaft getreten sind, und einen Theil ihrer natürlichen Freyheit aufgeopfert haben. Eine Gesellschaft, deren Häupter und Gesetze den einzelen Gliedern keine Vortheile verschaffen, verliehrt dadurch offenbar ihre Rechte über sie; die Häupter, welche der Gesellschaft Nachtheile zuziehen, verwirken dadurch das Recht ihr zu befehlen. Es giebt kein Vaterland, ohne Wohlstand; eine Gesellschaft ohne Billigkeit kann nur Feinde in ihren Schoos erzeugen; eine unterdrückte Gesellschaft kann nur aus Unterdrückern und Sklaven bestehen; Sklaven können keine Bürger seyn, denn nur Freyheit, Eigenthum und Sicherheit machen uns das Vaterland lieb; und nur Liebe des Vaterlandes macht den Bürger. (42)

Daß man diese Wahrheiten verkannt, oder nicht anzuwenden gewußt hat, ist die Ursache, daß so viel Nationen unglücklich geworden, und zu einem Haufen verächtlicher Sklaven herabgesunken sind, die weder mit einander selbst, noch mit der Gesellschaft, die ihnen keine wahren

(42) *Servorum nulla est unquam civitas*, heißt es schon bey einem alten Dichter.

ren Vortheile gewährte, in Verbindung leben. Unvorsichtigkeit, von Seiten der Gehorchenden, oder List und Gewaltthätigkeit, von Seiten derjenigen, welchen sie die Macht, Gesetze zu geben und zu vollziehen, anvertrauet hatten, hat die Oberhäupter dieser Gesellschaften zu unumschränkten Beherrschern erhoben. Diese letztern verkannten nun die wahre Quelle ihrer Macht, und behaupteten sie vom Himmel selbst empfangen zu haben, und nur ihm, nicht aber der Gesellschaft, von ihren Handlungen Rechenschaft schuldig zu seyn; mit einem Worte, sie warfen sich zu Göttern der Erde auf, und glaubten sich berechtigt über diese eben so willkührlich zu herrschen, als die Götter über das Empyreum. Von diesem Augenblicke an mußte sich die Regierungskunst verfälschen, und in Plündereyen ausarten. Die Nationen wurden herabgewürdigt, und getrauten sich nicht, dem Willen ihrer Beherrscher zu widerstreben. Die Gesetze wurden der Ausdruck ihrer Launen; der öffentliche Vortheil ihrem besondern Eigennutze aufgeopfert; die Gesellschaft wurde gegen sich selbst gekehrt; ihre Mitglieder verließen dieselbe, um sich an die Unterdrücker derselben zu hängen, welche ihnen dafür, gleichsam zur Belohnung, die Erlaubniß gaben, der Gesellschaft zu schaden, und sich ihre unglückliche Lage zu Nutze zu machen. So wurden Freyheit, Gerechtigkeit, Sicherheit, Tugend, von den Nationen ausgestossen. Die Politik verwandelte sich in die Kunst, sich der Kräfte und Schätze derselben zu bemächtigen, und sie zum Werkzeug der eigenen Unterdrückung derselben zu machen; und um hierbey desto weniger Hindernisse zu finden, die Unterthanen durch ein entgegengesetztes Interesse zu trennen. Dennoch würden diese willkührlichen Beherrscher diesen Zweck nicht haben erreichen können, wenn nicht ihre Unterjochten, durch die Macht der Gewohnheit, in eine dumpfe und maschinenmäßige Unempfindlichkeit, welche ihnen ihre Ketten liebgewinnen ließ, herabgesunken wären.

Jeder

Jeder Mensch, der nichts zu fürchten hat, wird gar bald böse. Wer Andrer nicht zu bedürfen glaubt, bildet sich ein, daß er, ohne sie im geringsten zu schonen, alle seine Launen befriedigen kann. Die Furcht ist also das einzige Hinderniß, welches die Gesellschaft den Anmaßungen ihrer Häupter entgegen setzen kann. Ohne diese Furcht müssen diese letztern von selbst ausarten, und sie werden nicht unterlassen, sich der Mittel, welche die Gesellschaft ihnen in die Hand gegeben hat, zu bedienen, um sich Anhänger und Theilnehmer ihrer Ungerechtigkeiten zu erwerben. Um diesen Mißbräuchen zuvorzukommen, muß also die Gesellschaft die, ihren Häuptern anvertraute Macht einschränken, und so viel Gewalt für sich zurück behalten, als nöthig ist, jenen die Macht ihr zu schaden zu benehmen. Sie muß die Kräfte vorsichtig vertheilen, welche, in eine Person vereinigt, sie ganz ohnfehlbar unterdrücken würden. Ueberdies muß ihr schon das geringste Nachdenken zeigen, daß die Last der Staatsverwaltung zu groß ist, um von einem einzigen Menschen getragen zu werden, welchen der Umfang und die Mannigfaltigkeit seiner Pflichten nothwendig nachläßig, und der Mangel seiner Macht nothwendig boshaft machen muß. Endlich kann die Erfahrung aller Zeiten die Nationen überzeugen, daß der Mensch immer geneigt ist, die ihm verliehene Macht zu misbrauchen, und daß die Herrscher den Gesetzen, nicht aber die Gesetze den Herrschern, unterworfen seyn müssen.

Die Regierung hat auf den physischen sowohl, als moralischen Zustand einen unleugbaren Einfluß. Aufmerksame Vorsorge derselben wirkt Arbeitsamkeit, Thätigkeit, Ueberfluß und Gesundheit; Nachläßigkeit hingegen und Ungerechtigkeiten erzeugen Trägheit, Muthlosigkeit, Mangel, Krankheiten, Laster und Verbrechen. Die Blüthe, oder die Erstickung von Fähigkeiten, von Kunstfleiß sowohl, als von Tugenden, hängt großen Theils von ihr ab. Dadurch daß die Regierung die Austheilung

von

von Ehrenstellen, von Reichthümern, von Belohnungen und von Straffen, mit einem Worte, alle die Gegenstände in ihrer Macht hat, deren Besitz die Menschen von Jugend auf zu schätzen gewöhnt werden, bekömmt sie auf das Betragen derselben einen unumschränkten Einfluß. Sie entzündet ihre Leidenschaften; giebt ihnen jede beliebige Richtung, bildet oder bestimmt ihre Sitten: denn diese sind bey ganzen Völkern, so wie bey einzelnen Menschen, nichts als der allgemeine der Willensrichtungen und Handlungen, welche eine nothwendige Folge der Erziehung, der Gesetze, der religiösen Meinungen und anderer vernünftiger oder unvernünftiger Einrichtungen sind: Kurz, die Sitten sind die Gewohnheiten ganzer Völker. Diese Sitten sind gut, wenn aus ihnen ein dauerhaftes und wahres Glück für die Gesellschaft entspringt. Trotz der Beystimmung der Gesetze, der Gewohnheit und der Religion, der öffentlichen Meynung und des Beyspiels, können doch diese Sitten, in den Augen der Vernunft, höchst verabscheuungswürdig seyn, wenn sie nichts weiter für sich haben, als Gewohnheit und Vorurtheil, welche nur selten von Erfahrung und gesunden Verstande geleitet werden. Es giebt keine so schändlichen Handlungen, die nicht bey irgend einer Nation Beyfall gefunden hätten. Der Aelternmord, Aufopferung der Kinder, Diebstahl, Gewaltthätigkeit, Grausamkeit, Verfolgungssucht sind bey verschiedenen Völkern der Erde, nicht nur als erlaubte, sondern sogar als lobenswürdige und verdienstvolle Handlungen angesehen worden. Besonders hat der Aberglaube die Vernunftwidrigsten und abscheulichsten Gebräuche geheiligt.

Die Leidenschaften, welche, wie wir gezeigt haben, die anziehenden oder zurück stoßenden Kräfte sind, mit welchen die Natur den Menschen, in Ansehung der ihm schädlichen und nützlichen Gegenstände, ausgerüstet hat, können durch die Gesetze zurück gehalten, und durch die Regierung, welche gleichsam im Besitze des Magnets ist, der

der jene in Bewegung setzt, geleitet werden. Alle Leidenschaften kommen darinn überein, daß sie sich auf Haß, oder auf Liebe gründen, uns gewisse Gegenstände aufsuchen oder fliehen, begehren oder fürchten lassen. Diese, zur Erhaltung des Menschen unumgänglichen nöthigen Leidenschaften, sind eine Folge seiner Organisation, und äußern sich, nach Beschaffenheit seines Temperaments, mit mehr oder minderer Kraft, die Erziehung oder die Gewohnheit bildet sie, und die Regierung giebt ihnen die Richtung gegen diejenigen Gegenstände, an welche sie die Neigung ihrer Unterthanen zu heften für gut befindet. Die verschiedenen Nahmen, durch welche man diese Leidenschaften bezeichnet, beziehen sich auf die verschiedenen Gegenstände, durch welche sie erregt werden: Zum Beyspiel, Vergnügungen, Ehrenstellen, Reichthümer, die denn Wollust, Ehrsucht, Eitelkeit, Geiz erzeugen. Fast immer wird man, bey aufmerksamer Nachforschung, die Quelle derer, bey den Nationen herrschenden Leidenschaften, in der Beschaffenheit der Regierung finden. Es ist der, von ihren Häuptern erhaltene Antrieb, welcher die Völker bald kriegerisch, bald abergläubisch, bald ehrbald geldsüchtig, bald vernünftig, bald unvernünftig macht. Wenn die Fürsten auf das Glück, und die Aufklärung ihrer Staaten, nur den zehnten Theil der Ausgaben und Bemühungen wenden wollten, welche sie es sich kosten lassen, dieselben herab zu würdigen, zu täuschen und zu quälen; so würden ihre Unterthanen bald eben so weise und glücklich seyn, als sie itzt elend und verblendet sind.

Man entsage also dem eitlen Vorhaben, die Leidenschaften in den Herzen der Menschen ausrotten zu wollen! Man bemühe sich vielmehr dieselben auf Gegenstände zu richten, welche für den einzelen Menschen sowohl, als für die Gesellschaft, der er angehört, die ersprießlichsten sind. Es sey die Sorge der Erziehung, der Regierung und der Gesetze, die Menschen daran zu gewöhnen, diese Leidenschaften

schaften in den Gränzen zu erhalten, welche ihnen von Erfahrung und Vernunft angewiesen werden. Man belohne den Ruhmbegierigen durch Ehrenstellen, Würden, Vorzüge und Macht, wenn er seinem Vaterlande nützliche Dienste geleistet hat. Man ertheile demjenigen Reichthümer, der darnach trachtet, in dem Maaße, als er sich um seine Mitbürger verdient macht; man versage dem Manne, der den Ruhm liebt, nicht den Zoll verdienter Lobeserhebungen; kurz, man lasse den menschlichen Leidenschaften ihren freyen Lauf, so lange daraus wesentliche und bleibende Vortheile für die Gesellschaft entspringen. Die Erziehung und die Regierung sey darauf bedacht, nur diejenigen Leidenschaften zu entzünden, welche dem menschlichen Geschlechte vortheilhaft, und für seine Erhaltung von guten Folgen sind. Denn es ist ohnleugbar, daß die Leidenschaften nur dadurch gefährlich sind, weil sich alles vereinigt, ihnen eine schädliche Richtung zu geben.

Die Natur liefert die Menschen weder gut noch böse; (43) sie liefert blos, mehr oder weniger thätige, regsame, gespannte Maschinen. Sie giebt ihnen Körper, Organe und Temperamente, von denen ihre Leidenschaften, ihre, mehr oder weniger, ungestümen Begierden eine Folge sind. Der Zweck dieser Leidenschaften ist kein anderer, als Glückseligkeit. Mithin sind diese Leidenschaften an sich selbst rechtmäßig und natürlich; und können nur, in Beziehung auf die menschliche Gattung, gut oder böse genannt werden. Die Natur rüstet uns mit Füssen aus, mittelst welcher wir uns aufrecht erhalten, und von einem Orte zum andern gelangen können. Die Sorgfalt derer, die uns erziehen, giebt diesen Werkzeugen mehr oder weniger Stärke, und gewöhnt uns, davon

(43) Seneka hat mit Recht gesagt: erras, si existimes vitia nobiscum nasci; supervenerunt, ingesta sunt. S. *Senec.* Epist. 91, 95, 124.

von einen guten oder schlimmen Gebrauch zu machen. Mein Arm, den ich von der Natur empfangen habe, ist, an sich, weder gut noch böse; er ist mir zu mannigfaltigen Handlungen des Lebens unentbehrlich. Aber der Gebrauch, den ich von diesem Arme mache, wird ein Verbrechen, wenn ich mich gewöhnt habe, mich dessen zum Stehlen, oder zum Morden, zu bedienen, in der Absicht, mir auf diese Weise Geld zu verschaffen. Freylich hat man mich das Geld, von Kindheit auf, schätzen gelehrt, und die Gesellschaft, in welcher ich lebe, macht mir dasselbe zum Bedürfniß; aber ich kann mir es durch meinen Fleiß verschaffen, ohne meinen Mitgeschöpfen zu schaden.

Das Herz des Menschen ist ein Boden, welcher, seiner Natur nach, gleich geschickt ist, Dornen und nützliche Pflanzen, giftige oder nützliche Früchte hervor zu bringen, je nachdem der Saame beschaffen ist, welchen er überliefert bekommt, und der Anbau, welchen er erhält. Man zeigt uns in unserer Kindheit Gegenstände, welche wir schätzen oder verachten, suchen oder vermeiden, lieben oder hassen sollen. Es sind unsre Eltern oder unsre Lehrer, welche uns gut oder böse, vernünftig oder unvernünftig, arbeitsam oder zerstreut, gesetzt, oder leichtsinnig und eitel machten. Ihr Beyspiel und ihre Reden lassen in uns, für unser ganzes künftiges Leben, Eindrücke zurück, indem sie uns lehren, welches die Dinge sind, die wir zu begehren oder zu fürchten haben. Die Wärme unserer Begierden aber, und der Eifer, mit welchem wir ihrer Befriedigung nachhängen, ist von der Spannung unsers Temperaments abhängig, welches überhaupt über die Kraft unserer Leidenschaften gebietet. Die Erziehung ist es also, welche uns, mittelst der wahren oder falschen Begriffe, die sie uns einflößt, jene ersten Antriebe mittheilt, welchen zu Folge, wir auf eine, für uns und andere, vortheilhafte oder schädliche Weise, in Thätigkeit gesetzt werden. Wir bringen, bey unserer Geburt,

burt, nichts, als das bloße Bedürfniß, uns zu erhalten, und unser Daseyn glücklich zu machen, mit auf die Welt. Unterricht, Beyspiel, Umgang, Bekanntschaft mit der Welt bieten uns wahre, oder eingebildete Hülfsmittel hiezu dar. Uebung und Gewohnheit setzt uns in den Stand, mit Leichtigkeit davon Gebrauch zu machen, und verbindet uns, auf das innigste, mit denjenigen, welche wir für geschickt halten, uns in Besitz der Gegenstände, nach welchen wir verlangen, zu setzen. Wenn unsre Erziehung, die Beyspiele, die wir um uns sehen, die Mittel, welche man uns darbietet, den Beyfall der Vernunft auf ihrer Seite haben; dann stimmt alles zusammen, uns glücklich zu machen. Unsre Neigungen erhalten, durch Gewohnheit, noch mehr Stärke, und wir werden nützliche Glieder der Gesellschaft, mit welcher unser Wohlstand, allen unsern täglichen Erfahrungen zu Folge, unzertrennlich zusammen hängt. Wenn hingegen unsre Erziehung, unser Unterricht, die Beyspiele, welche wir vor Augen haben, die Meynungen, welche man uns, von unsern frühsten Jahren an, einflößt, uns die Tugend als unnütz oder hinderlich, und das Laster, als für unser Glück nützlich und befördernd, zeigen, dann werden wir lasterhaft, und halten es für unsern Vortheil, unsern Mitbürgern zu schaden; wir folgen dem allgemeinen Strehme, entsagen jener Tugend, die für uns nur ein eitler Götze wird, welchem anzuhängen, oder Neigungen aufzuopfern, die man uns bisher, als die wünschenswürdigsten Gegenstände anzusehen, gelehrt hat, nicht den geringsten Beruf in uns fühlen.

Soll der Mensch tugendhaft seyn, so muß dasjenige, was er für sein Wohl, oder seinen Vortheil erkennt, ihn zur Ausübung der Tugend auffodern. Hierzu würde erfodert, daß die Erziehung ihm vernünftige Begriffe beybrächte, daß die öffentliche Meynung, und das Beyspiel ihm die Tugend, als den schätzenswürdigsten Gegenstand, zeigten, daß die Regierung sie treulich belohnte,

daß der Ruhm ihr ohnausbleiblicher Begleiter, Laster und Verbrechen hingegen, ohne Schonung, verachtet und gestraft würden. Findet sich denn nun aber die Tugend bey uns in diesem Falle? Giebt uns die Erziehung richtige Begriffe über Glückseeligkeit, über Tugend, und flößt sie uns die für unserer Mitmenschen Wohl schicklichsten Neigungen ein? Sind die Beyspiele, welche wir vor Augen haben, so beschaffen, daß sie uns Achtung, für Anständigkeit, Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit, Biligkeit, Unschuld der Sitten, ehrliche Treue, Eifer in Erfüllung unserer Pflichten, und so weiter, einflößen? Macht uns die Religion, welche die Bildung unserer Sitten allein bewirken will, gesellig, friedfertig, menschlich? Sind die Oberhäupter der Gesellschaft immer bedacht, diejenigen zu belohnen, welche dem Vaterlande die nützlichsten Dienste geleistet haben, und diejenigen zu bestrafen, die dasselbe plündern, verunreinigen und zu Grunde richten? Wägt die Gerechtigkeit allen Gliedern des Staats dasjenige, was ihm gebührt, mit sicherer und unpartheiischer Hand zu? Begünstigen die Gesetze nicht den Mächtigern gegen den Schwächern, den Reichen gegen den Armen, den Glücklichen gegen den Elenden? Sehen wir endlich nicht oft das Verbrechen gerechtfertigt, und, am Ziel seiner Wünsche, unverschämter Weise über zurück gesetztes Verdienst und unterdrückte Tugend triumphiren? Muß nicht hievon offenbar die Folge seyn, daß, in Gesellschaften von solcher Beschaffenheit, die Tugend nur von der kleinen Anzahl ruhiger Bürger geehrt und befolgt wird, die den Werth derselben kennen, und in der Stille geniessen? indeß sie den Augen der übrigen, die in ihr nur eine Feindin ihrer Glückseeligkeit, oder doch die Verurtheilung ihrer Aufführung erblicken, ein mißfälliger Gegenstand ist.

So wie der Mensch, seiner Natur nach, gezwungen ist, seinen Wohlstand zu begehren, eben so nothwendig

dig ist es auch, daß er die Mittel desselben lieben muß. Es würde unnütz und vielleicht ungerecht seyn, von dem Menschen eine Tugend zu fodern, der er sich nicht ergeben kann, ohne sich unglücklich zu machen. So wie das Laster sein Glück befördert, muß er das Laster lieben; so wie schädliche Handlungen, oder Verbrechen, geehrt und belohnt werden, kann für ihn keine Auffoderung mehr übrig bleiben, sich mit dem Glücke seiner Nebengeschöpfe zu beschäftigen, oder dem Ungestüm seiner Leidenschaften zurückzuhalten. Endlich so wie sein Geist mit falschen Begriffen und gefährlichen Meynungen angefüllt wird, kann es nicht fehlen, daß seine Aufführung in eine lange Reihe von Verirrungen und bösartigen Handlungen ausartet.

Die Reisebeschreiber berichten uns, daß die Wilden, den Kopf ihrer Kinder, zwischen zwey Breter drücken, um ihn platt zu machen, und auf diese Weise verhindern, daß derselbe nicht die, von der Natur ihm bestimmte Gestalt erhalten kann. Eben so verhält es sich beynahe mit allen unsern Einrichtungen. Gemeiniglich zielen sie einmüthig darauf ab, sich der Natur in den Weg zu stellen, die Antriebe derselben zu hindern, abzuleiten, auszurotten, und andere an ihre Stelle zu setzen, welche die Quelle aller unserer Leiden sind. Beynahe in allen Ländern der Erde wird die Wahrheit den Völkern vorenthalten, und, an ihrer Stelle, Täuschungen und abentheuerliche Grillen unterhalten. Man behandelt sie, wie jene Kinder, deren Gliedmaßen durch die unvorsichtige Sorgfalt ihrer Wärterinnen, durch eine Menge enger Umschläge zusammen gepreßt werden, welche den freyen Gebrauch derselben hindern, und ihrem Wuchse, ihrer Thätigkeit und Gesundheit im Wege sind.

Die religiösen Meinungen der Menschen scheinen keinen andern Zweck zu haben, als ihnen das höchste Glück in Täuschungen zu zeigen, für welche man ihre Leiden-

schaften zu entzünden sucht. Da die Truggestalten, welche man ihnen vorhält, nicht von allen denjenigen, die sie betrachten, mit gleichen Augen angesehen werden können, so gerathen die schwärmerischen Anhänger derselben in ewigen Streit darüber, hassen sich, verfolgen sich gegenseitig, und glauben oft noch ein gutes Werk zu thun, wenn sie, zu Behauptung ihrer Meynungen, sich der grösten Verbrechen schuldig machen. Auf diese Weise berauscht die Regierung die Menschen, welche eine warme Einbildungskraft besitzen, von Kindheit auf, mit Eitelkeit, Schwärmerey und Wahnsinn. Diejenigen, welche träge und feig sind, macht sie zu nutzlosen Gliedern der Gesellschaft, und die thätigsten Köpfe schafft sie nur zu oft in verfolgungssüchtige Schwärmer um, welche gegen andere grausam, und sich selbst zur Last sind.

Die Meynung des großen Haufens verfälscht jeden Augenblick unsere Begriffe, von Ruhm und Ehre. Sie flößt uns nicht allein für kleine, unbedeutende Vorzüge, sondern so gar oft für schädliche Handlungen, Achtung ein, wenn diese letztern, durch das Beyspiel, Ansehn erhalten, durch Vorurtheile geweihet, und wir durch die Gewohnheit ausser Stand gesetzt werden, sie mit dem Abscheue zu betrachten, welchen sie verdienen. In der That versöhnt die Gewohnheit unsern Geist mit den abgeschmacktesten Begriffen, den unvernünftigsten Gewohnheiten, den tadelhaftesten Handlungen, den uns und der Gesellschaft nachtheiligsten Vorurtheilen. Wir finden nichts seltsam, sonderbar, verächtlich, und lächerlich, als Meynungen und Gegenstände, an die wir noch nicht gewöhnt sind. Es giebt

(44) Bey gewissen Völkerschaften werden die Alten umgebracht, und die Aeltern von ihren eignen Kindern aus dem Wege geräumt. Die Phönizier, und Karthaginenser, brachten ihre Kinder den Göttern zum Opfer. Die Europäer billigen den Zweykampf, und halten denjenigen, der sich wagt, einen seiner Mitmenschen umzubringen, beynahe für

giebt Länder, wo die rühmlichsten Handlungen, tadelhaft und lächerlich, und die schwärzesten Handlungen für ehrbare und vernünftig gehalten werden. (44)

Die bürgerliche Gewalt glaubt gemeiniglich ihren Vortheil darinne zu finden, die angenommenen Meynungen aufrecht zu erhalten; Vorurtheile und Irrthümer, welche sie zur Sicherheit ihrer Macht für nöthig hält, werden durch Gewalt unterstützt, die sich nie auf Gründe einzulassen pflegt. Fürsten, deren Köpfe mit falschen Begriffen von Glückseligkeit, Macht, Ruhm, Größe, angefüllt sind, und die von kriechenden Schmeichlern umringt werden, deren Vortheil es ist, ihre Herrn in Unwissenheit zu lassen, diese Elenden kennen die Tugend nur, um sie herabzuwürdigen, und von ihnen geht, nach und nach, Verderbniß über ein ganzes Volk aus, welches sich genöthigt sieht, sich dem Laster und der Größe zu fügen, und ein Verdienst darinnen sucht, den Ausschweiffungen derselben nachzuahmen. Die Höfe sind, von je her, gleichsam der Brennpunkt der allgemeinen Verderbniß gewesen.

Dies ist die wahre Quelle des moralischen Uebels. Auf diese Weise vereinigt sich alles, die Menschen lasterhaft zu machen, ihren Seelen einen unglücklichen Anstoß zu geben, wovon nothwendig eine allgemeine Unordnung der Gesellschaft, die durch das Unglück des größten Theils ihrer Mitglieder natürlicher Weise selbst unglücklich werden muß, die Folge ist. Die stärksten Triebfedern wirken gemeinschaftlich darauf hin, uns Leidenschaften für Gegenstände einzuflößen, die für uns unbedeutend und ohne Werth sind, und für unsre Mitgeschöpfe durch die

für ehrlos. Die Spanier und Portugiesen finden es vollkommen anständig, einen Ketzer zu verbrennen. Die Christen sind überzeugt, daß man einander, um verschiedener Meynungen willen, umbringen kann. Es giebt Länder, wo die Frauenzimmer, ohne Schande, ihre Keuschheit Preiß geben, u. s. w.

Art, wie wir uns den Besitz derselben zu erwerben suchen, im hohen Grade schädlich werden. Diejenigen, deren Beruf es ist, uns zu leiten, sind entweder Betrüger, oder Sklaven ihrer Vorurtheile; sie hindern uns also, die Stimme der Vernunft zu hören, zeigen uns die Wahrheit, als gefährlich, und den Irrthum, als heilsam für unser Glück in dieser und der künftigen Welt. Endlich fesselt uns die Gewohnheit, mit den stärksten Banden, an unsre unsinnigen Meynungen, an unsere gefährlichen Neigungen, an unsere blinden Leidenschaften, für unnütze oder gefährliche Gegenstände. Auf diese Weise, muß der größte Theil der Menschen nothwendig ein Uebergewicht für das Böse empfinden. Auf diese Weise müssen die, mit unser Natur ursprünglich verbundenen, und zu unserer Erhaltung wesentlichen Leidenschaften, Zerstöhrungsmittel unseres und des gesellschaftlichen Wohles werden, dessen Erhaltung sie, ihrer Bestimmung nach, befördern sollten. Auf diese Weise muß die Gesellschaft sich in einem Zustande von Streit und Zwietracht befinden, und kein anderes Verdienst haben, als Feinde, Scheelsüchtige und Nebenbuhler, die sich gegenseitig verfolgen, einander näher zu bringen. Wenn es also unter uns noch tugendhafte Menschen giebt, so kann man sie nur unter der kleinen Anzahl derjenigen suchen, welche von der Natur ein träges Temperament und sehr gemäßigte Leidenschaften erhalten haben, und daher für die Gegenstände, von welchen ihre Mitmenschen ohnaufhörlich berauscht sind, wenig oder gar kein Verlangen empfinden.

Unsere Natur, und die verschiedenen Richtungen, welche sie durch die Umstände erhält, bestimmt unsere körperlichen und geistigen Fähigkeiten, unsere physische und moralische Beschaffenheit. Die Leidenschaften eines blutreichen und starken Menschen müssen stark, die Leidenschaften eines gallsüchtigen und melancholischen, düster und seltsam, die Leidenschaften eines Menschen von lachender Einbildungskraft, fröhlich, die Leidenschaften eines Trägen,

sanft

sanft und wenig heftig, seyn. Der Zustand derjenigen, welche wir **tugendhaft** nennen, scheint vorzüglich von dem Gleichgewichte der Säfte abzuhängen. Das Temperament solcher Personen, ist vermuthlich die Wirkung einer Mischung, in welcher die Elemente, oder Grundstoffe, so gegen einander abgemessen sind, daß keine Leidenschaft mehr, als irgend eine andere, unsere Maschine in Unruhe setzen kann. Die Gewohnheit ist, wie wir gezeigt haben, nichts anders, als die, durch äußere Einwirkung näher ausgebildete Natur des Menschen; die Natur giebt den Stoff; Erziehung, öffentliche und häusliche Sitten, Beyspiele, u. s. w. bilden diesen Stoff aus, und machen aus dem, von der Natur dargebotenen Temperamente, vernünftige oder unvernünftige Menschen, Fanatiker, oder Helden, enthusiastische Beförderer der bürgerlichen Glückseligkeit, oder wüthende Verbrecher, aufgeklärte oder stumpfsinnige Köpfe, Weise, die für die Tugend glühen, oder Ausschweifende, die sich dem Laster ergeben. Alle die mannigfaltigen Bestimmungen des moralischen Menschen, hängen von den verschiedenen Ideen ab, die sich in den verschiedenen Köpfen, mittelst der Einwirkung der Sinne, auf verschiedene Weise verknüpfen und ordnen. Das Temperament ist das Produkt der physischen Bestandtheile; die Gewohnheit ist die Wirkung physischer Modifikationen; die richtigen oder unrichtigen, wahren oder falschen Meynungen, welche sich in dem menschlichen Geiste bilden, sind jederzeit die Wirkungen der physischen Antriebe, welche die Menschen durch die Sinne erhalten.

Zehntes Hauptstück.

Unsre Seele schöpft ihre Ideen nicht aus sich selbst. Es giebt keine angebohrnen Ideen.

Was wir bisher ausgeführt haben, ist hinreichend, uns zu zeigen, daß das innere Organ, welchem wir den Nahmen, Seele, beygelegt haben, blos materiell ist. Man hat sich von dieser Wahrheit durch die Art überzeugen können, wie unsre Seele ihre Ideen, durch die Eindrücke, erhält, welche die materiellen Gegenstände nach und nach auf unsere, gleichfalls körperlichen Werkzeuge machen. Wir haben gesehen, daß alle Fähigkeiten, welche man geistige zu nennen gewohnt ist, von der Fähigkeit, zu empfinden, abstammen. Endlich haben wir die verschiedenen Eigenschaften, der so genannten moralischen Wesen, aus den nothwendigen Gesetzen eines ganz einfachen Mechanismus erkläret. Es ist uns also nur noch übrig, denjenigen zu antworten, welche mit aller Gewalt aus der Seele, eine von dem Körper verschiedene, und von dem Wesen desselben ganz abweichende Substanz, machen wollen. Sie gründen sich auf das Vorgeben, daß dieses innere Organ die Fähigkeit besitze, aus seiner eigenen Quelle Ideen zu schöpfen; und behaupten, der Mensch bringe, so wie er auf die Welt kömmt, Ideen mit, denen sie, dieser seltsamen Behauptung zu Folge, den Nahmen **angebohrner Ideen** beygelegt haben. (45)

Die

(45) Einige alte Philosophen haben sich eingebildet, die Seele enthalte ursprünglich die innern Keime verschiedener Begriffe und Wahrheiten. Die Stoiker nannten diese letztern προληψεις und die griechischen Mathematiker κοινας ἐννοιας. Scaliger nennt dieselben ζοπυρα, femina aeternitatis. Die Juden haben eine ähnliche Meynung, welche sie von den Chaldäern entlehnt haben: ihre Rabbinen lehren: jede Seele

Die Anhänger dieser Meynung haben sich eingebildet, daß die Seele in einer Natur, wo alles verbunden ist, das besondere Vorrecht und die Fähigkeit besitze, sich selbst zu bewegen, Ideen hervor zu bringen, an diesen oder jenen Gegenstand zu denken, ohne durch eine äußere Ursache dazu gestimmt zu werden, die, durch Erschütterung ihrer Organe, das Bild des Gegenstandes, der sie beschäftiget, ihr vorhielte. Diesen seltsamen Behauptungen zu Folge, welche man nur anführen darf, um das unnatürliche derselben zu fühlen, sind einige Denker, denen es zwar nicht an Scharfsinn fehlte, aber die durch religiöse Vorurtheile eingenommen waren, so weit gegangen, daß sie behauptet haben, die Seele sey, ohne irgend eines, auf ihre Sinne wirkendes Urbild, im Stande, sich das ganze Weltall, sammt allen darum enthaltenen Wesen, vorzustellen. **Descartes** und seine Schüler versichern uns, der Körper habe an den Sensationen, oder Ideen unserer Seele, nicht den geringsten Antheil, und die letztere würde fühlen, sehen, hören, schmecken und riechen, wenn auch, außer uns, gar nichts körperliches vorhanden wäre.

Was sollen wir von einem **Berkeley** denken, der sich die gröste Mühe giebt, uns zu beweisen, alles in dieser Welt sey nur leere Täuschung, und die ganze Welt existire nur in uns selbst, und in unserer Einbildung. In der That müssen die Trugschlüsse dieses scharfsinnigen Mannes, das Daseyn aller Dinge, denjenigen höchst zweifelhaft machen, welche die Geistigkeit der Seele behaupten. (46)

le sey, ehe sie sich mit dem Saamen vereinige, aus dem das Kind im Schoose des Weibes gebildet werde, einem Engel anvertrauet, der ihr Himmel, Erde, und Hölle sehen lasse, und zwar mittelst einer Lampe, welche verlösche, so wie das Kind auf die Welt kommt. Siehe *Gaulmin. de vita et morte Mosis.*

(46) Man sehe die Gespräche von Hylas und Philonoüs. Es ist keinesweges zu läugnen, daß

Um so ungeheure Meynungen zu rechtfertigen, sagt man uns, die Ideen wären die einzigen Gegenstände des Denkens. Allein wenn wir auf den letzten Ursprung derselben zurück steigen, so findet es sich, daß wir diese Ideen nicht anders erhalten können, als durch äußere Gegenstände, welche durch Einwirkung auf unsere Sinne Veränderungen in unserm Gehirne hervor bringen, oder durch materielle Wesen, welche sich in dem innern unserer Maschine befinden, und in einigen Theilen unsers Körpers Sensationen hervor bringen, die wir wahrnehmen und die uns mit Ideen versehen, welche wir, mit Recht oder Unrecht, der Ursache zuschreiben, die uns in Bewegung gesetzt hat. Jede Idee ist eine Wirkung. So schwer es auch seyn mag, bis auf ihre Ursache zurück zu steigen, so dürfen wir doch nicht voraus setzen, daß es keine dergleichen Ursachen gebe? Wenn wir keine andern Ideen haben können, als von materiellen Substanzen, welchen Grund haben wir, uns die Ursachen unsrer Ideen, als unkörperlich zu denken? Behaupten wollen, der Mensch könne, ohne Beyhülfe der äußern Gegenstände und der Sinne, sich Vorstellungen von der Welt machen, heißt behaupten, ein Blindgebohrner könne eine richtige Vorstellung eines Gemählides haben, auf welchem irgend eine Bege-

daß das ausschweifende System des Bischofs von Cloyne, so wie das System des P. Malebranche (der alles in Gott sahe, und ein erklärter Verfechter der angebohrnen Ideen war) mit den eben so ausschweiffenden Begriffen, von der Geistigkeit der Seele, sich nicht sehr wohl zu vertragen scheint. Nachdem die Theologen einmal sich eine Substanz ausgedacht haben, welche mit dem Körper des Menschen gar nichts gemein hat, und der sie die Ehre des Denkens einzig und allein zuschreiben, ist der Körper, natürlicher Weise, überflüßig geworden. Es konnte nicht fehlen, daß man alles in sich selbst, oder in Gott sahe. Die Gottheit mußte das Mittel, das gemeinschaftliche Band zwischen Seele und Körper werden; die ganze Welt, unsern eigenen Körper nicht ausgenommen, mußte sich in einen mannigfaltigen, aber nothwendigen Traum,

Begebenheit abgebildet sey, von der er nie sprechen gehört hat.

Es ist sehr leicht, die Quelle der Irrthümer anzugeben, in welche übrigens scharfsinnige und aufgeklärte Männer gefallen sind, wenn sie es versucht haben, von der Seele und ihren Verrichtungen zu sprechen. Durch Vorurtheile, oder durch Furcht gezwungen, die Meynungen einer herrschsüchtigen Theologie zu bestreiten, giengen sie von dem Grundsatze aus: diese Seele sey ein reiner Geist, eine unmaterielle Substanz, deren Wesen von den Körpern und von allen, was wir sehen, verschieden sey. Dieß voraus gesetzt, konnten sie nie begreifen, wie materielle Gegenstände, wie grobe, körperliche Werkzeuge auf ein Wesen, das mit ihnen nicht die geringste Aehnlichkeit hätte, wirken und ihm Ideen zuführen könne. Bey der Unmöglichkeit, diese Erscheinung zu erklären, und der unleugbaren Erfahrung, daß die Seele Ideen habe, schlossen sie nun, die Seele müsse diese Ideen aus sich selbst schöpfen, nicht aber durch Wesen erhalten, deren Einwirkung, der angenommenen Voraussetzung zu Folge, sie zu begreifen nicht im Stande waren. Und so bildeten sie sich also ein, alle Veränderungen unsrer Seele wären blos

Traum, und zwar den Traum eines einzigen Menschens verwandeln. Jeder Mensch mußte sich natürlicher Weise für das Ganze, für das einzige nothwendige Wesen, für Gott selbst, ansehen. Endlich konnte es auch nicht fehlen, daß das ausschweifendste Lehrgebäude (nämlich das Berkelewsche) am schwersten zu bestreiten wurde. *Abyssus abyssum invocat.* Allein, wenn der Mensch alles in sich selbst, oder in Gott sieht, wenn die Gottheit das gemeinschaftliche Band, zwischen Seele und Körper ist, woher die Menge falscher Ideen, woher die Menge der Irrthümer, mit welchen der menschliche Geist angefüllt ist? Woher entstehen jene Meynungen, welche, den Theologen zu Folge, der Gottheit so mißfällig sind? Konnte man nicht den P. Malebranche fragen, ob es ein Gott gewesen sey, wo Spinoza sein System gesehen habe.

bloß Wirkungen ihrer eigenen innern Kraft, würden ihr, in dem Augenblicke ihrer Bildung, von dem Urheber der Natur, der gleich ihr unkörperlich sey, eingedruckt, und hiengen also keinesweges von den Wesen ab, die wirkenen, oder die auf uns, mittelst unsrer körperlichen Sinne, wirken.

Es giebt indessen einige Erscheinungen, welche flüchtig, und obenhin betrachtet, die Meynung dieser Philosophen zu unterstützen scheinen, und uns muthmaaßen lassen könnten, die menschliche Seele habe die Fähigkeit, ohne alle äußere Mitwirkung, Ideen in sich selbst hervor zu bringen. Diese Erscheinungen sind die **Träume**, während welcher unser inneres Organ, ohne äußerliche Gegenstände, die darauf sichtbahrlich Eindruck machten, nichts desto weniger sich mit Ideen beschäftigt, thätig ist, und auf eine so merkliche Weise verändert wird, daß die Wirkungen davon sich sogar auf den Körper äußern. Allein man darf nur ein wenig nachdenken, um die Auflösung dieser Schwierigkeit zu finden. Unser Gehirn ist, selbst während des Schlafes, mit einer Menge Ideen versehen, welche sich den Tag vorher eingefunden haben. Diese Ideen sind ihm durch die äußerlichen und körperlichen Gegenstände, deren Einwirkung er erfahren hat, zugeführt worden. Die erwähnten Modificationen also, erneuern sich in dem Gehirne, nicht durch irgend eine freywillige und willkührliche Bewegung des letztern, sondern durch eine Folge unwillkührlicher Bewegungen, welche sich in unserer körperlichen Maschine ereignen, und diejenigen, welche in unserm Gehirn vorgehen, erregen und bestimmen. Diese Modificationen erneuern sich aber, mit mehr oder weniger Genauigkeit oder Gleichförmigkeit, mit denjenigen, welche wir vorher erfahren haben. Bisweilen äußert sich in unsern Träumen das Gedächtniß. Wir wiederhohlen uns alsdenn Gegenstände, die uns ehemals gerührt haben, mit aller möglichen Treue. Andere male

erneu-

erneuern sich diese Modificationen, ohne Ordnung, ohne Verbindung, und ganz von denjenigen verschieden, welche die wirklichen Gegenstände in unserm sinnlichen Organ erregt haben. Wenn ich in einem Traum einen Freund zu sehen glaube, so erneuert sich mein Gehirn die Modificationen, oder die Ideen, welche dieser Freund in mir erregte, in eben der Ordnung, in welcher sie sich zusammenstellten, als er meinen Augen gegenwärtig war; und dieß ist denn also bloß eine Wirkung des Gedächtnisses. Erblicke ich hingegen im Traume ein Ungeheuer, welches in der Natur kein Urbild hat, so wird mein Gehirn auf dieselbe Weise modificirt, als damahls, da es die einzelen, abgerissenen Ideen erhielt, aus welchen es jetzunn, durch Zusammensetzung und lächerliche Verknüpfung der zerstreuten Vorstellungen, welche sich in ihm niedergelegt befinden, ein idealisches Ganzes macht; und alsdenn äussert sich in unsern Träumen Einbildungskraft.

Die unangenehmen, seltsamen, unzusammenhängenden Träume sind, gewöhnlicher Weise, die Wirkung irgend einer Unordnung in unserer Maschine; z. B. einer üblen Verdauung, eines zu erhitzten Blutes, einer schädlichen Gährung u. s. w. Diese materiellen Ursachen erregen in unserm Körper unordentliche Bewegungen, welche hindern, daß das Gehirn nicht die Stimmung, in welcher es sich vorher befand, beybehält. Diesen unordentlichen Bewegungen zu Folge, geräth das Gehirn selbst in Unordnung, und stellt sich seine Ideen nur verworren, und ohne Verbindung vor. Wenn ich im Traume einen Sphynx zu sehen glaube, so habe ich, entweder wachend, ein Bild desselben gesehen, oder aber die Unregelmäßigkeit der Bewegungen meines Gehirns ist Ursache, daß es Ideen, oder Theile zusammensetzt, aus welchen ein Ganzes entsteht, das in der Natur kein Urbild hat, oder dessen Theile nie zusammen bestehen können. Auf diese Weise setzt mein Gehirn einen Frauenzimmer-Kopf mit dem Körper

einer

einer Löwin zusammen, von welchen beyden, einzeln genommen, es die Vorstellung besitzt. Mein Gehirn wirkt hier eben so, als wenn bisweilen, in dem wachenden Zustande, irgend ein Fehler des Organs meine Einbildungskraft in Unordnung bringt, und mir erdichtete Gegenstände von gleicher Beschaffenheit vorhält. Wir träumen oft, ohne im Schlafe zu seyn. Unsere Träume können nichts so seltsames hervor bringen, das nicht mit den Gegenständen, welche auf unsere Sinne gewirkt, und unserm Gehirne Ideen zugeführt haben, Aehnlichkeit hätte. Der Aberglaube hat, wachend, mit Muße, die Phantome und Schreckbilder zusammen gesetzt, der er sich bedient, die Gemüther der Menschen zu ängstigen. Er hat hierbey nichts weiter gethan, als die einzeln Züge, welche ihm die furchtbarsten Wesen unserer Gattung dargeboten haben, in ein Ganzes zu vereinigen. Durch Uebertreibung der Macht und der Anmaaßungen irdischer Tyrannen, ist es ihm gelungen, Götzen und Geister zu schaffen, für welche wir auf gleiche Weise zittern.

Man sieht hieraus, daß die Träume, statt ein Beweiß zu seyn, daß unsere Seele, Kraft ihrer innern Wirksamkeit, thätig sey, und ihre Ideen aus sich selbst schöpfe, vielmehr das Gegentheil beweisen. Sie zeigen, daß sich die Seele im Schlafe ganz leidend verhält, und daß die in ihr vorgehenden Veränderungen ihren Grund in der unwillkührlichen Unordnung haben, welche physische Ursachen in unserm Körper hervor bringen, von dessen Gleichförmigkeit und Verwandschaft mit unserer Seele, uns alles überzeugen muß. Was diejenigen, welche behauptet haben, daß die Seele ihre Ideen aus sich selbst schöpfe, am meisten in Irrthum geführt hat, ist, daß sie diese Ideen als wirkliche Wesen angesehen haben, da sie doch nichts anders sind, als in uns durch Gegenstände, die unserm Gehirn fremd sind, hervor gebrachte Modificationen. Diese Gegenstände sind es eigentlich, auf welche

welche wir als auf die wahren Urbilder unserer Vorstellung zurück zu steigen haben. Und eben diese Unterlassung ist die Quelle jener Irrthümer.

Die Seele ist in dem Menschen, welcher träumt, eben so wenig durch sich selbst thätig, als bey einem Betrunkenen, welcher durch irgend ein geistiges Getränk in Bewegung gesetzt wird; oder bey einem Kranken, im Zustande des Wahnsinnes, das heißt, wenn er durch physische Ursachen, welche die Verrichtungen seiner Maschine in Unordnung bringen, modificirt wird; oder endlich, bey einem Menschen, dessen Gehirn zerrüttet ist. Die Träume und alle diese verschiedenen, ihnen ähnlichen Zustände, sind blos ein Zeichen irgend einer physischen Unordnung in der menschlichen Maschine, welche Ursache ist, daß das Gehirn nicht auf seine gewöhnliche angewiesene Weise sich äußern kann. Diese Unordnung hat ihren Grund in physischen Ursachen, als in der Beschaffenheit der Nahrungsmittel, der Säfte, gewisser Mischungen und Gährungen, welche mit dem gesunden Zustande des Menschen nicht verträglich sind, dessen Gehirn nothwendiger Weise in einige Verwirrung geräth, so wie sein Körper, durch irgend etwas, außerordentlich erschüttert wird.

Wir haben also keine Ursache zu glauben, daß unsre Seele, während irgend eines Augenblicks ihrer Dauer, von sich selbst, oder ohne Ursache wirke. Sie ist, eben so wie unser Körper, den Eindrücken der Wesen unterworfen, welche in uns auf eine nothwendige, und ihren Eigenschaften gemäße Weise, wirken. Der Wein zu reichlich genossen, verwirrt nothwendiger Weise unsere Ideen, und erregt, in unsern körperlichen und geistigen Verrichtungen, unordentliche Bewegungen.

Wenn es in der Natur ein Wesen gäbe, das wirklich fähig wäre, sich durch sich selbst zu bewegen, das heißt, von allen äußern Ursachen unabhängige Bewegungen

gen hervorzubringen, so würde ein solches Wesen die Macht haben, für sich ganz allein die Bewegungen in dem Weltall aufzuhalten, und zu unterbrechen. Das Weltall selbst ist nichts anders, als eine ununterbrochne und unermeßliche Kette von untereinander verbundenen Ursachen, welche, nach nothwendigen Gesetzen, wirken und zurückwirken. Gesetze, welche nicht verändert oder unterbrochen werden können, ohne daß die wesentlichen Bestimmungen und Eigenschaften aller Dinge zugleich verändert und vernichtet würden.

Das allgemeine System der Wesen zeigt uns nur eine lange Reihe von Bewegungen, welche von den, auf einander zu wirken fähigen Wesen, nach der Reihe, aufgenommen, und von einem dem andern mitgetheilet werden. So wird jeder Körper durch einen andern Körper, der ihn berührt, in Bewegung gesetzt. Die geheimen Bewegungen unserer Seele haben ihren Grund in Ursachen, welche in unserm Innern verborgen sind. Wir glauben, daß unsere Seele sich selbst bewege, weil wir die Triebfedern, die sie in Bewegung setzet, nicht wahrnehmen, oder weil wir diese Triebfedern für unfähig halten, jene von uns bewunderten Wirkungen hervorzubringen. Aber begreiffen wir denn wohl besser, wie ein Fünkgen, durch Entzündung des Pulvers, fähig ist, so schreckliche Wirkungen hervorzubringen. Die Quelle unserer Irrthümer fliesst daher, daß wir unsern Körper als rohe und unthätige Materie betrachten, da doch derselbe eine empfindliche Maschine ist, welche nothwendiger Weise sich ihrer Eindrücke, in dem Augenblicke, da sie dieselben erhält, bewußt ist, und noch überdies durch das Andenken, die Erinnerung der nach und nach erhaltenen Eindrücke, ein gewisses Gefühl von Persönlichkeit besitzet. Eben diese Erinnerung, welche ehemals empfangene Eindrücke wieder zurückruft oder festhält, oder einen gegenwärtigen Eindruck fortdauern läßt, während daß mit demselben ein

zweyter,

zweyter, und dann ein dritter darauf folgender u. s. w. verbunden wird, ist der Grund des ganzen Mechanismus unserer Denkfähigkeit.

Eine Idee, welche nichts anders ist, als eine unmerkliche Veränderung unseres Gehirns, setzt das Spiel unserer Sprachorgane in Bewegung, oder äußert sich durch die Bewegungen, welche sie in der Zunge erregt; diese letztere bringt gleichfalls wieder Ideen, Gedanken, Leidenschaften, in Wesen hervor, welche Organe besitzen, die zur Aufnahme gleichmäßiger Bewegungen geschickt sind; und auf diese Weise werden die Willensregungen einer großen Anzahl Menschen die Ursache, daß ihre vereinigten Bemühungen nicht nur mächtige Verändrungen ganzer Staaten, sondern so gar Umkehrungen unserer ganzen Erdkugel bewirken. So entscheidet ein Alexander das Schicksal von Asien; so verändert Mahomet die Gestalt unserer Erde; so bringen unmerkliche Ursachen, durch eine nothwendige Reihe, dem Gehirn der Menschen mitgetheilte Veränderungen, die schrecklichsten und ausgebreitesten Wirkungen hervor.

Die Schwierigkeit, die Wirkungen der menschlichen Seele zu erklären, ist Ursache gewesen, daß man ihr jene unerklärbaren Eigenschaften beygelegt hat, die wir vorher erwähnt haben. Durch die Hülfe der Einbildungskraft und des Denkens, scheint diese Seele aus sich selbst heraus zu gehen, sich mit der größten Leichtigkeit den entferntesten Gegenständen zu nähern, in einem Augenblicke alle Punkte des Weltalls zu durchlaufen, und mit einander zu verbinden. Man glaubte also, daß ein so schneller Bewegungen fähiges Wesen, müsse von einer ganz andern Natur seyn, als die übrigen. Man bildete sich ein, daß die Seele wirklich den ganzen unermeßlichen Weg zurücklegte, den man nothwendig zu durchstreichen hätte, um wirklich zu diesen verschiedenen Gegenständen zu gelangen. Man sahe nicht ein, daß um dieß in einem

Augenblicke thun zu können, die Seele nur sich selbst zu durchlaufen, und die, in ihr, mittelst der Sinne, aufbewahrten Ideen mit einander zu verbinden habe.

Immer bleibt es wahr, daß nur, mittelst unserer Sinne, uns die Wesen bekannt werden, und in uns Ideen erregen. Unser Gehirn verändert sich, unsere Seele denkt, will, handelt einzig und allein nach Maaßgabe der unserm Körper eingedrückten Bewegungen. Wenn, wie Aristoteles schon vor zwey tausend Jahren gesagt hat: **nichts in unsern Geist gelangt, als durch Vermittelung der Sinne**, so muß auch alles, was aus unserm Geiste heraus gehet, irgend einen sinnlichen Gegenstand finden, an den es seine Ideen knüpft, und zwar entweder unmittelbar, wie bey den Worten: **Mensch, Baum, Vogel** u. s. w., oder aber nach mannigfaltigen Auflösungen und Zergliederungen, wie zum Beyspiel bey den Worten: **Vergnügen, Glück, Tugend, Laster** u. s. w. (47) So oft also, ein Wort, oder die damit verknüpfte Idee, keinen sinnlichen Gegenstand darbietet, auf welchen es sich zurückführen läßt; so kann man darauf rechnen, daß dieses Wort, oder diese Idee, keinen gehörigen Grund hat und ohne Sinn ist. Winkes genug, eine solche Idee aus unserm Kopfe, und ein solches Wort aus unserer Sprache zu verbannen, weil beyde ohne Bedeutung sind. Dieser Grundsatz ist blos das umgekehrte Axiom des Aristoteles. Da nun dieses Axiom, so wie es dort ausgedrückt wird, in seiner geraden Aussage ohngezweifelt wahr ist, so muß es auch mit der Umkehrung desselben gleiche Beschaffenheit haben.

Warum

(47) Dieser, so wahre, so einleuchtende, und durch die, daraus sich ergebende Folgen, so wichtige Grundsatz, ist von dem Ungenannten, der in der Encyklopädie die Artikel unbegreiflich und Lockische Philosophie ausgearbeitet hat, vortreflich entwickelt, und ins Licht gesetzet worden. Man kann nichts

Warum hat der scharfsinnige Locke, der zu großen Misvergnügen der Theologen den Grundsatz des Aristoteles in sein ganzes Licht gesetzt hat, und alle diejenigen, die, gleich ihm, die Abgeschmacktheit der Behauptung von angebohrnen Ideen eingesehen haben, unterlassen, die hieraus sich unmittelbar und nothwendig ergebenden Folgen herzuleiten? Warum haben sie nicht den Muth gehabt, diesen so einleuchtenden Grundsatz auf die Menge von Grillen anzuwenden, mit welchen sich der menschliche Verstand so lange Zeit her beschäftiget hat? Ohne Zweifel, weil sie einsahen, daß derselbe die Gründe einer Theologie untergrub, welche die Menschen nur mit übersinnlichen Gegenständen beschäftigt, von welchen ihr Geist, aus eben dieser Ursache, nie deutliche Begriffe wird erreichen können. Aber das Vorurtheil, besonders wenn es geweiht ist, hindert oft, von den einleuchtendsten Grundsätzen, die natürlichsten Anwendungen zu machen. So bald sich die Religion in das Spiel mischt, sind die grösten Männer oft Kinder, und gänzlich unfähig, die Folgen ihrer eigenen Grundsätze zu ahnden und zu entwickeln.

Locke, und alle diejenigen, welche sein so einleuchtendes System, oder das Axiom des Aristoteles, angenommen haben, hätten daraus schließen sollen, daß alle die wunderbahren Wesen, womit sich die Theologie beschäftiget, bloße Einbildungen sind; daß das Wort Geist, oder eine unausgedehnte und unmaterielle Substanz, nichts anders anzeigt, als eine Abwesenheit von Ideen, mit einem Wort, sie hätten merken sollen, daß jene unbegreifliche Verstandeskraft, welche man an das Steuerruder

nichts besser gedachtes, nichts philosophischeres, und zur Erweiterung unserer Ideen, und der Wahrheit, passenderes lesen, als was der gelehrte Ungenannte bey Gelegenheit dieser zwey angeführten Artikel gesagt hat; auf welche wir also den Leser, unnöthige Anführungen zu vermeiden, hinweisen.

der Welt gestellt glaubt, und von deren Daseyn und Beschaffenheit unsre Sinne so wenig Bericht geben können, ein Wesen der Vernunft ist.

Die Moralisten hätten, aus eben dem Grund, schliessen sollen, daß das, was sie **moralische Gefühle, moralischen Instinkt** nennen, und worunter sie angebohrne Ideen von Tugend verstehen, die früher seyn sollen, als unsere Erfahrungen von den guten oder schlimmen Wirkungen, die aus gewissen Handlungen für uns entstehen, chimärische Begriffe sind, welche, gleich vielen andern, nur die Theologie zu ihrem Gewährsmanne haben. (48) Ehe man urtheilt, muß man empfinden; man muß vergleichen, ehe man das Gute von dem Bösen unterscheiden kann.

Um uns von der Nichtigkeit der angebohrnen Ideen, oder der, unserer Seele, in dem Augenblicke ihrer Geburt, eingedrückten Modificationen zu überzeugen, dürfen wir nur auf die Quelle der Ideen überhaupt zurücksteigen; und wir werden alsdenn finden, daß diejenigen, welche uns noch so bekannt sind, und sich gleichsam mit uns selbst innigst vereinigt haben, uns durch irgend einen unserer Sinne zugekommen, bisweilen nur mit Mühe unserm Gehirne sich eingedrückt haben, nie daselbst gleichsam festen Fuß gefaßt, sondern unaufhörlich in uns abgewechselt haben; finden, daß diese, unserer Seele vorgeblich wesentlichen Begriffe, Wirkungen der Erziehung, des Beyspiels, und besonders der Gewohnheit sind, welche durch wiederhohlte Bewegung macht, daß unser Gehirn mit

(48) Dieser eingebildete theologische Grund ist es, auf welchen eine große Anzahl Philosophen die Moral zu gründen gesucht haben, welche, wie wir in dem XVten Hauptstücke darthun werden, blos auf das Interesse, die Bedürfnisse, und den Wohlstand des Menschen, nach den darüber von uns angestellten Erfahrungen, gegründet werden muß. Die Moral ist eine Wissenschaft von Thatsachen; man macht sie ungewiß, so

mit gewissen Reihen derselben in hohem Grade vertraut wird, und klare und dunkle Begriffe, auf eine eigene Weise, mit einander verbindet. Mit einem Worte, wir halten diejenigen Ideen für angebohren, deren Ursprung wir vergessen haben. Wir erinnern uns nicht mehr genau des Zeitpuncts, oder der, auf einander gefolgten Umstände, unter welchen sich diese Ideen in unserm Kopf gebildet haben. Wenn wir denn zu gewissen Jahren kommen, glauben wir immer dieselben Begriffe gehabt zu haben. Unser Gedächtniß, das alsdenn mit einer Menge Erfahrungen und Thatsachen belastet ist, kann sich nicht mehr die besondern Umstände thätig zurückrufen, welche dazu beygetragen haben, unserm Gehirne seine Beschaffenheit, Art zu denken und gegenwärtige Meynungen annehmen zu lassen. Niemand wird sich erinnern, wenn sein Ohr zum ersten male das Wort Gott vernommen, welche erste Begriffe er sich davon gebildet, und was für Gedanken dieser Schall in ihm hervorgebracht hat. Es ist jedoch gewiß, daß wir, von dieser Zeit an, bemüht gewesen sind, irgend ein Wesen in der Natur zu finden, um auf dasselbe die Ideen über zu tragen, die wir uns davon entweder selbst gebildet, oder von andern erhalten, eingeflößt erhalten haben. Die Gewohnheit, ohn Unterlaß von Gott sprechen zu hören, ist Ursache, daß oft die aufgeklärtesten Menschen diesen Begriff, für eine unmittelbare Eingebung der Natur, angesehen haben; da wir ihn doch offenbar den Schilderungen verdanken, welche unsere Lehrer uns davon vorgehalten, und wir selbst nachher, unserer Orga-

so wie man sie auf Hypothesen gründen will, deren Wirklichkeit unsere Sinne nicht bestätigen können, und über welche die Menschen, ohne Unterlaß, uneins seyn werden, weil sie sich nie verstehen können. Behaupten, unsere moralischen Begriffe wären angebohren, oder die Wirkungen eines natürlichen Instinktes, heißt eben so viel, als behaupten, ein Mensch könne lesen, ehe er von den Buchstaben des A B C die geringste Kenntniß hat.

nisation und unsern Umständen zu Folge, weiter ausgebildet haben. Man kann daher auf gewisse Weise sagen, daß jeder sich einen Gott denkt, wovon er selbst zum Theil das Urbild war, oder den er sich doch auf seine eigne Weise vorstellt. (49)

Unsere moralischen Ideen haben zwar mehr Grund in der Wahrheit der Dinge, als die theologischen, aber sie sind denn doch eben so wenig, als die letztern, angebohrne Begriffe. Die moralischen Gefühle, oder die Urtheile, welche wir über die Willensregungen und Handlungen der Menschen fällen, sind einzig und allein auf die Erfahrung gegründet, welche uns allein lehren kann, was in denselben für nützlich oder schädlich, tugendhaft oder lasterhaft, rühmlich oder schändlich, schätzens- oder tadelnswürdig angesehen werden muß. Unsere moralischen Empfindungen sind die Frucht einer Menge zusammengesetzter, und zum Theil sehr langsamer Erfahrungen. Wir sammlen diese mit der Zeit ein; sie sind mehr oder weniger genau, nach Maasgabe unserer besondern Anlagen, und der Ursachen, die darauf Einfluß haben; wir wenden endlich diese Erfahrungen mit mehr oder weniger Leichtigkeit an; welches denn wiederum von der Leichtigkeit im Urtheilen abhängt. Die Geschwindigkeit, mit welcher wir unsre Erfahrungen anwenden, oder die moralischen Handlungen der Menschen beurtheilen, ist dasjenige, was man **moralischen Instinct** zu nennen beliebt hat.

Was man in der Physik **Instinct** nennt, ist offenbar nichts anders, als die Wirkung irgend eines körperlichen Bedürfnisses, irgend einer anziehenden oder zurückstoßenden Beschaffenheit in den Menschen oder in den Thieren. Das neugebohrne Kind saugt zum ersten Male die Muttermilch ein; die natürliche Zusammenstimmung, welche

(49) Siehe den 2ten Theil, 4tes Hauptstück.

welche zwischen den nervigten Wärzgen, auf der Oberfläche seiner Zunge, und der, aus den Brustgefäßen seiner Amme ihm zuströhmenden Milch, statt findet, macht, daß das Kind die, ihm gereichte Brust, drückt, um daraus die, seinem zarten Alter angemessene Feuchtigkeit zu empfangen. Hieraus entsteht für das Kind eine Erfahrung. Es währt nicht lange, so gesellen sich die Ideen der Brust, der Milch und des Vergnügens in seinem Kopfe zusammen, und es ergreift nunmehr die Brust, so wie es dieselbe nur erblickt, instinctmäßig, und macht von ihr den Gebrauch, zu welchem sie von der Natur bestimmt ist.

Was ich jetzt gesagt habe, kann uns zugleich von denjenigen schnellen und plötzlichen Empfindungen urtheilen lassen, welche man mit dem Nahmen der **Stärke natürlicher Verwandschaften** bezeichnet hat. Die Empfindungen der Liebe, welche die Aeltern für die Kinder, und gutartige Kinder für die Aeltern hegen, sind nichts weniger, als angebohrne Gefühle, sondern Wirkungen der Erfahrung, des Nachdenkens und der Gewohnheit empfindlicher Herzen. Diese Gefühle sind einem großen Theile der menschlichen Gattung fremd. Nur zu oft sehen wir tyrannische Aeltern beschäftigt, Kinder gegen sich feindselig gesinnt zu machen, die sie nur darum auf die Welt gesetzt zu haben scheinen, um Opfer ihrer unsinnigen Launen zu haben.

Von dem ersten Augenblicke unseres Daseyns an, bis auf den letzten empfinden wir; fühlen wir uns angenehm oder unangenehm bewegt; sammlen wir Beobachtungen ein; machen wir Erfahrungen, welche in unserm Gehirn lachende oder misfällige Ideen hervor bringen. Niemand von uns hat alle diese Erfahrungen in seinem Gedächtnisse gegenwärtig, oder ist sich des zusammenhängenden Fadens derselben bewußt. Und doch sind sie es, die uns maschinenmäßig, und ohne unser Wissen, in allen unsern Handlungen leiten. Bloß um die Leichtigkeit

zu bezeichnen, mit welcher wir diese Erfahrungen, deren Verbindung wir sehr oft wieder vergessen haben, und von denen wir gemeiniglich uns keine Rechenschaft mehr zu geben im Stande sind, anwenden, hat man das Wort **Instinct** ausgedacht. Dieser Instinct scheint den meisten Menschen die Wirkung seiner magischen und übernatürlichen Kraft zu seyn, vielen andern ist es ein Wort, bey dem sie nichts zu denken wissen; aber dem Philosophen ist es die Wirkung eines sehr lebhaften Gefühls, und besteht in der Fähigkeit, eine Menge Erfahrungen und zusammengesetzte Ideen, äußerst schnell, zu verbinden. Das Bedürfniß ist der Grund der unerklärlichen Naturtriebe, welche wir bey den Thieren wahrnehmen. Man hat denen letztern, ohne Ursache, eine Seele abgesprochen, da sie doch einer Menge von Handlungen fähig sind, welche beweisen, daß sie denken, urtheilen, Gedächtniß haben, Erfahrungen einsammeln, Ideen verbinden, und dieselben, mit mehr oder weniger Leichtigkeit, zu Befriedigung der, aus ihrem eigenthümlichen Baue entstehenden Bedürfnisse anwenden; endlich, daß sie Leidenschaften haben und mancherley Modificationen fähig sind. (50)

Man weiß, wie sehr diese an den Thieren beobachteten Erscheinungen die Verfechter der Geistigkeit der Seele in Verlegenheit gesetzt haben. Wollten sie ihnen eine Seele, dieser Art zugestehen, so musten sie befürchten, sie zu der Stuffe der Menschheit zu erheben. Von einer andern Seite berechtigten sie, wenn sie ihnen dieselbe absprechen wollten, ihre Gegner in Ansehung der Menschen ein

(50) Es ist der größte Unsinn, den Thieren geistige Fähigkeiten absprechen zu wollen. Sie empfinden, haben Ideen, urtheilen und vergleichen, wählen und berathschlagen, haben Gedächtniß, zeigen Haß und Liebe, und besitzen oft feinere Sinne, als wir Menschen. Die Fische stellen sich zur abgemessenen Zeit an den Orten ein, wo man gewohnt ist, ihnen Brod zuzuwerfen.

ein Gleiches zu behaupten, und so den Menschen zu den Thieren herabzuwürdigen. Die Theologen haben sich nie aus dieser Schwierigkeit zu finden gewußt. Descartes glaubte derselben auf einmal, durch die Behauptung, abzuhelfen, daß die Thiere keine Seelen hätten, sondern bloße Maschinen wären. Allein das Abgeschmackte einer solchen Voraussetzung fällt in die Augen. Wer die Natur, ohne Vorurtheil, betrachtet, wird sich, ohne Mühe, überzeugen, daß zwischen Menschen und Thieren, kein anderer Unterschied statt findet, als derjenige, der aus der verschiedenen Organisation derselben entstehet.

Wir finden bey einigen Menschen, welche mit einer größern Empfindlichkeit der Werkzeuge begabt zu seyn scheinen, als die übrigen, einen Instinkt, vermöge welchem sie die geheimsten Neigungen der Menschen, aus dem bloßen Anblicke ihrer Gesichtszüge, errathen. Dergleichen Physionomisten sind Leute, die ein feineres Gefühl besitzen, mehr Erfahrungen gemacht haben, als andere, die derselben, entweder wegen der rohen Bildung ihrer Organe, oder aus Mangel der Aufmerksamkeit, oder wegen irgend eines andern Fehlers ihrer sinnlichen Werkzeuge, gänzlich unfähig sind. Auch glauben diese letztern, auf keine Weise, an die Physionomie, sondern halten dieselbe für ein Hirngespinnst. Es ist indessen ohnläugbar, daß die Bewegungen unserer, für geistig ausgegebenen Seele, sehr merkliche Eindrücke auf den Körper machen. Wenn diese Eindrücke oft wiederholet werden, so kann es nicht fehlen, daß die Spuren derselben zurückbleiben. So mahlen sich also die gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen auf ihren Gesichtern ab, und setzen einen aufmerksamen, und fein unterscheidenden Beobachter in den Stand, ohne langes Nachdenken, ihre innere Stimmung zu errathen, und sogar ihre Handlungen, Neigungen, Triebe, herrschende Leidenschaften u. s. w. ziemlich sicher vorauszusehen. Wenn gleich die physionomische Wissenschaft,

von vielen Leuten für eine Grille gehalten wird, so giebt es doch noch wenige, welche nicht sehr richtige Begriffe, von einem gerührten Blicke, von einem zornigen Auge, von einer finstern Mine, von einem düstern und verstellten Ansehen, von einem offenen Gesichte u. s. w. hätten. Ein feines und geübtes Auge erwirbt sich, ohne Zweifel, die Fertigkeit, die geheimen Bewegungen der Seele, aus den sichtbaren Spuren, welche sie auf einem, durch ihre Eindrücke oft bewegten Gesichte zurücklassen müssen, zu erkennen. Unsere Augen sind besonders sehr schnellen Abwechselungen, welche durch die in uns vorgehenden Bewegungen veranlaßt werden, ausgesetzt. Diese zarten Werkzeuge werden durch die kleinste, in unserm Gehirn vorgehende Bewegung sichtbarlich verändert. Heitere Augen verkündigen eine ruhige, starre Augen eine von Leidenschaft bewegte Seele; brennende Augen sind ein Zeichen eines cholerischen und sanguinischen Temperamentes; unruhig hin und her fahrende Augen deuten ein besorgtes, oder verstelltes Gemuth an. Einem gefühlvollen und geübten Menschen fällt es nicht schwer, diese verschiedenen Unterscheidungen zu fassen, und er vergleicht augenblicklich eine Menge vorräthiger Erfahrungen, um über die, ihm vorkommenden Personen, sein Urtheil zu fällen. Dieses Urtheil ist nichts weniger, als übernatürlich, und wunderbar. Der Mensch, der eine solche Fertigkeit besitzt, unterscheidet sich von andern, blos durch die Feinheit seiner Organe, und durch die Schnelligkeit, mit welcher sein Gehirn in seinen Verrichtungen zu Werke gehet.

Eben so verhält es sich auch mit denjenigen Wesen unserer Gattung, in welchen wir bisweilen einen außerordentlichen Scharfsinn bemerken, der dem gemeinen Theile der Menschen übernatürlich und wunderbar scheint. (51) Es

(51) Es scheint, daß die geschicktesten ausübenden Aerzte Männer von sehr feinem Unterscheidungsgefühle gewesen sind, das mit dem Talente des Physiognomen viel ähnliches hat, und

Es giebt Menschen, welche fähig sind, in einem Augenblicke eine ganze Menge von Umständen, auf das sicherste, gegen einander abzuwägen, und bisweilen sehr entfernte Begebenheiten voraus zu sehen. Diese Art von prophetischem Geiste ist nichts weniger, als übernatürlich. Sie zeigt blos bey denjenigen, welche sie besitzen, Erfahrung und eine sehr feine Organisation an, wodurch diese Leute in den Stand gesetzt werden, die Ursachen schnell zu beurtheilen, und ihre Wirkungen von fern her zu ahnden. Diese Leichtigkeit findet auf gleiche Weise bey den Thieren statt, welche den Wechsel der Luft und die Veränderung des Wetters weit sicherer voraus sehen, als die Menschen. Die Vögel sind lange Zeit die Propheten und Lehrer von mehr als einer Nation gewesen, die von ihrer Aufklärung keine geringen Begriffe hatte.

Die besondere Organisation, und die hinzu gekommene Uebung ist also die Ursache, welcher wir die sonderbar scheinenden Fähigkeiten, die wir an gewissen Wesen bemerken, zuzuschreiben haben. **Instinkt** besitzen, heißt also nichts anders, als schnell, und ohne Dazwischenkunft, weitläuftiger und künstlich an einander gereihter Schlüße, urtheilen. Unsere Ideen über Tugend und Laster, sind also nichts weniger, als angebohren; sie sind wie alle übrigen erworben; und die Urtheile, welche wir darüber fällen, gründen sich auf wahre oder falsche Erfahrungen, welche letztere hinwiederum von unserm Baue und den Gewohnheiten, die auf denselben Einfluß gehabt haben, abhängig sind. Das Kind hat keine Begriffe, weder von der Gottheit, noch von der Tugend; es empfängt dieselben erst durch diejenigen, die sich mit seinem Unterrichte abgeben. Es macht davon einen mehr oder weniger geschwinden

und mittelst welchem sie sehr schnell von den Krankheiten urtheilen, und mit Leichtigkeit den Gang derselben bestimmen konnten.

schwinden Gebrauch, je nachdem seine natürliche Organisation beschaffen, und seine Anlagen mehr oder minder geübt sind. Die Natur giebt uns Füße, unsere Wärterinn lehrt uns dieselben gebrauchen, und ihre Schnelligkeit hängt von der natürlichen Bildung derselben, und von der Uebung ab, zu welcher wir sie gewöhnen.

Was man in den schönen Künsten Geschmack nennt, hat gleichfalls seinen Grund in der Feinheit unserer Organe, welche durch die Gewohnheit zu sehen und zu vergleichen, und über gewisse Gegenstände zu urtheilen, geübt worden. Hieraus entsteht, bey einigen Menschen, die Fertigkeit, über Gegenstände dieser Art schnell zu urtheilen, und auf einen Augenblick, das Ganze, sammt seinen Verhältnissen, zu fassen. Bloß durch wiederhohltes Sehen, Empfinden und Beobachten lernen wir die Gegenstände kennen. Je mehr wir diese Beobachtung vervielfältigen, je mehr erwerben wir uns die Fertigkeit über die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, schnell zu urtheilen. Aber wer kann sagen, daß uns diese Beobachtungen angebohren wären? Ganz gewiß haben wir keine dergleichen vor unserer Geburth angestellt. Wir können weder denken noch urtheilen, bevor wir empfunden haben; eben so wenig können wir lieben oder hassen, billigen oder tadeln, bevor wir angenehme oder unangenehme Eindrücke gefühlt haben; und doch müssen diejenigen so etwas voraussetzen, welche uns angebohrne Begriffe, und von der Natur eingegrabene Meynungen, in der Theologie, in der Moral, oder sonst irgend einer andern Wissenschaft, aufdringen wollen. Wenn unser Geist denken, oder sich mit einem Gegenstande beschäftigen soll, so müssen ihm die Eigenschaften desselben vorher bekannt seyn; um diese zu kennen, müssen sie vorher auf irgend einen unserer Sinne gewirket haben. Alle Gegenstände, von denen wir keine Eigenschaften anzugeben wissen, sind so gut als nicht, oder doch nicht für uns, vorhanden.

Man

Man wird vielleicht sagen, das allgemeine Einverständniß der Menschen über gewisse Sätze, wie zum Beyspiel: daß das Ganze größer ist, als seine Theile, und überhaupt über alle geometrische Demonstrationen, scheine in ihm gewisse angebohrne, und nicht erst erworbene Grundbegriffe voraus zu setzen. Hierauf kann man antworten, daß diese vorgeblichen Grundbegriffe, ohne Ausnahme, erworben, und Früchte einer, mehr oder weniger schnell gemachten Erfahrung sind. Man muß das Ganze mit seinen Theilen verglichen haben, ehe man überzeugt ist, daß das Ganze größer ist, als die einzelen Theile. Der Mensch bringt die Vorstellung, daß zweymal zwey viere macht, keinesweges mit auf die Welt; aber er wird davon sehr bald überzeugt. Genug in allen Fällen muß die Vergleichung vorhergehen, ehe wir ein Urtheil zu fällen im Stande sind.

Es ist einleuchtend, daß diejenigen, welche in dem Menschen angebohrne, oder seiner Natur wesentliche Ideen angenommen haben, die Organisation des Menschen, oder seine natürlichen Anlagen mit der Gewohnheit, welche dieselbe bestimmt, und mit der größern oder geringern Leichtigkeit verwechselt haben, mit welcher er gewisse Beobachtungen macht, und in seinen Urtheilen anwendet. Derjenige, welcher von Gemälden mit Geschmack urtheilt, hat, ohne Zweifel, feinere und schärfere Augen, als andere, mit auf die Welt gebracht. Aber diese Augen können ihn nicht geschwinder über Gegenstände dieser Art urtheilen lassen, wenn er nicht Gelegenheit gehabt hätte, sie zu üben. Ja noch mehr, selbst die sogenannten natürlichen Anlagen des Menschen können nicht einmahl in gewisser Rücksicht als angebohrne betrachtet werden. Der Mensch ist im zwanzigsten Jahre nicht mehr derselbe, der er bey seinem Eintritte in die Welt war. Die physischen Ursachen, welche unaufhörlich auf ihn einwirken, verändern auch nothwendig seine Organisation,

und

und machen, daß seine natürlichen Anlagen zu einer Zeit nicht ganz dieselben sind, als zu einer andern. (52) Es ist eine sehr gemeine Erfahrung, daß Kinder oft, bis zu einem gewissen Alter, viel Geist und Anlage zu den Wissenschaften zeigen, später hin aber in eine gänzliche Stumpfsinnigkeit verfallen; so wie wir hinwiederum andere, welche in ihrer Kindheit wenig günstige Anlagen zeigten, sich in der Folge entwickeln, und uns durch Eigenschaften überraschen sehen, die wir ihnen gar nicht zugetrauet hatten. Irgend ein günstiger Zeitpunkt ist eingetreten, wo ihr Geist von einer Menge Erfahrungen Gebrauch macht, die er, ohne es zu merken, und gleichsam ohne seinen eigenen Vorbewußt, bisher eingesammlet hat.

So sind denn also, was man nicht oft genug wiederhohlen kann, alle Ideen, Begriffe, Geist und Denkäußerungen der Menschen erworben. Unser Geist kann sich nur in Ansehung der Dinge thätig zeigen, die er kennt, und er kann nur diejenigen Dinge mehr oder weniger kennen, welche er empfunden hat. Die Ideen, welche ausser uns keinen materiellen Gegenstand voraussetzen, der ihr Urbild ist, oder auf welchen sie zurückgeführt werden können, und die man abgezogene Begriffe genannt hat, sind nichts anders, als die besondere Art, wie unser inneres Organ seine eignen Modificationen betrachtet, aus denen es bisweilen einige heraus hebt, ohne mit auf die übrigen Rücksicht zu nehmen. Die Worte, deren wir uns zur Bezeichnung solcher Ideen bedienen, als zum Beyspiel, **Güte, Ordnung, Einsicht, Tugend** u. s. w. geben keinen Sinn, wenn wir sie nicht auf Gegenstände übertragen und beziehen, welche uns unsere Sinne, als dieser

(52) „Wir denken, sagt La „Motte le Vayer, von den Din„gen zu einer Zeit ganz anders, „als zur andern; in der Ju„gend anders, als im Alter; „hungrig anders, als gesättigt; „bey Nacht anders, als bey „Tage; bey froher Gemüths„stimmung

dieser Eigenschaften fähig gezeigt haben, oder auf Arten zu seyn, und zu handeln, die uns schon bekannt sind. Was denke ich mir bey dem schwankenden Worte **Schönheit**, wenn ich es nicht an irgend einen Gegenstand knüpfe, der meine Sinne auf eine besondere Weise gerührt hat, und welchem ich um deswillen jene Eigenschaft beylege? Was denke ich mir bey dem Worte **Einsicht**, wenn ich es nicht mit einer bestimmten Art zu seyn und zu handeln verbinde? Hat das Wort **Ordnung** wohl irgend einen Sinn, wenn ich es nicht auf eine Reihe von Handlungen oder Bewegungen beziehe, die mich auf eine gewisse Weise rühren? Das Wort **Tugend** sagt eben so wenig, wenn ich es nicht auf die Gemüthsstimmung von Menschen anwende, die gewisse bekannte Wirkungen hervorbringen, welche von andern, die aus einer entgegen gesetzten Gemüthsstimmung herkommen, verschieden sind? Was bieten die Worte, **Schmerz** und **Vergnügen**, meinem Geiste in Augenblicken, wo meine Organe weder leiden, noch geniessen, anders dar, als Vorstellungen von gehabten Empfindungszuständen, deren Andenken oder Eindruck sich in meinem Gehirn erhalten, und welchen mir die Erfahrung als nützlich oder schädlich gezeigt hat? Allein wenn ich die Worte **Geistigkeit**, **Immaterialität**, **Unkörperlichkeit** u. s. w. aussprechen höre, so erhalte ich zur Verständlichkeit derselben, weder von meinen Sinnen, noch von meinem Gedächtnisse, irgend einige Unterstützung; keine von beyden geben mir irgend ein Mittel an die Hand, von diesen Beschaffenheiten mir einen Begriff zu machen, noch zeigen sie mir in der Natur Gegenstände, auf welche ich diese Begriffe anwenden könnte. In allem, was nicht Materie ist, kann ich nichts anders

„stimmung anders, als bey „mismüthiger. Tausend Umstände, die uns in einer beständigen Ungleichheit und stetem Wechsel erhalten, machen, „daß wir auf diese Weise mit „jedem Augenblicke auch in unsern Urtheilen uns verändern.„ S. Banquet sceptique S. 17.

anders finden, als den leeren Raum, und das Nichts, Dinge, von denen sich weiter keine Beschaffenheiten denken lassen.

Alle Irrthümer und Widersprüche der Menschen kommen daher, daß sie der Erfahrung, und dem Zeugnisse ihrer Sinne, entsagt haben, um sich durch Begriffe leiten zu lassen, welche sie für ursprünglich und angebohren halten; ob sie schon in der That nichts anders sind, als Wirkungen einer zerrütteten Einbildungskraft; Vorurtheile, die sie in ihrer Kindheit eingesogen, mit welchen sie durch Gewohnheit nachher vertraut, und durch das Ansehen sie beyzubehalten gezwungen worden. Die Sprachen sind mit einer Menge abgezogener Wörter überladen, mit welchen man schwankende und verworrene Begriffe verbindet, und für die man, bey genauer Untersuchung, in der Natur kein Urbild und keine Gegenstände findet, auf welche man sie beziehen könnte. Wenn man sich die Mühe nimmt, die Dinge zu zergliedern, so erstaunt man, zu finden, daß die Worte, welche von dem Menschen so unaufhörlich gebraucht werden, so gar keinen bestimmten und bleibenden Begrif anzeigen. Wir hören die Menschen täglich **von Geistern, von der Seele** und ihren Fähigkeiten, **von der Gottheit** und ihren Eigenschaften, von **Dauer, Raum, Unermeßlichkeit, Unendlichkeit, Vollkommenheit, Tugend, Vernunft, Empfindung, Instinkt, Geschmack** u. s. w. sprechen, ohne daß sie uns genau angeben könnten, was sie eigentlich unter diesen Worten verstehen: Und doch dünkt mich, sind die Worte nur darum erfunden worden, um Bilder der Dinge zu seyn, oder, mittelst der Sinne, uns bekannte Gegenstände darzustellen, welche wir beurtheilen, schätzen, vergleichen, und mit unserm Verstande darüber nachdenken können.

Unsere Gedanken mit Gegenständen beschäftigen, welche auf keinen unserer Sinne jemals gewirkt haben, heißt

heißt sich mit Worten beschäftigen; heißt über ihre Bedeutung träumen; heißt in unserer Einbildungskraft Gegenstände suchen, an welche wir jene knüpfen können. Diesen Gegenständen Eigenschaften beylegen, ist ohne Zweifel zwiefacher Unsinn. Das Wort Gott ist bestimmt einen Gegenstand vorzustellen, der auf keines meiner Organe wirken kann, und dessen Daseyn oder Beschaffenheit auf diesem Wege auszufinden, für mich also ohnmöglich ist. Meine Einbildungskraft wird indessen, um die mir fehlenden Ideen zu ergänzen, nach langen Ausschweifungen, sich endlich irgend ein Gemählde schaffen, das sie mit Vorstellungen und Ideen ausmahlt, welches sie von Gegenständen zu entlehnen gezwungen ist, die ich durch meine Sinne kennen gelernt habe. Diesen zu folge werde ich mir Gott unter dem Bilde eines ehrwürdigen Alten, oder eines mächtigen Beherrschers, oder eines erzürnten Menschens u. s. w. vorstellen. Man sieht ohne mein Erinnern, daß der Mensch, und einige seiner Eigenschaften, diesem Gemählde zum Muster gedienet haben. Wenn man mir aber sagt, dieser Gott sey ein reiner Geist, habe keinen Körper, keine Ausdehnung, sey nicht in dem Raume enthalten, befinde sich außerhalb der Natur, welche er in Bewegung setzt, und dergleichen; so fühle ich mich dann wieder in das Nichts zurückgestürzt, mein Geist weiß nicht mehr, worüber er nachdenkt, er hat gar keine Ideen mehr, an die er sich fest halten könnte. Und dies ist, wie wir in der Folge sehen werden, die Quelle der unstatthaften Begriffe, welche sich die Menschen von der Gottheit machen. Sie vernichten dieselbe gewissermaßen selbst, indem sie nur damit beschäftigt sind, mit einander unverträgliche Eigenschaften, und widersprechende Beschaffenheiten, in den Begriff derselben zusammen zu häufen. (53) Indem sie der Gottheit moralische und bekannte Eigen-

(53) Siehe 2ten Theil 4tes Hauptstück.

Eigenschaften beylegen, machen sie einen Menschen daraus. Indem sie ihr die negativen Attribute der Theologie beylegen, machen sie dieselbe zu einem Undinge; sie zerstöhren alle vorhergehende Begriffe, und verwandeln sie gewissermaßen in nichts. Man sieht hieraus, daß die erhabenen Wissenschaften, welche man **Theologie, Psychologie** und **Metaphysik** nennt, bloße Wortwissenschaften sind. Die Moral und Staatskunst, in welche sich jene, nur zu oft, einzudrängen suchen, werden dadurch für uns unauflösliche Räthsel, und nur die Beobachtung der Natur ist im Stande, uns wieder zu deutlichen Begriffen hierinne zu verhelfen.

Die Wahrheit ist ein Bedürfniß für den Menschen. Sie besteht in der Kenntniß der wahren Verhältnisse seiner Natur und den Dingen, welche auf seinen Wohlstand Beziehung haben. Diese Verhältnisse können ihm nur durch die Erfahrung bekannt werden. Ohne Erfahrung giebt es keine Vernunft; und ohne Vernunft sind wir Blinde, die auf gut Glück herumtappen. Aber wie können wir in Ansehung idealischer Gegenstände, welche unsere Sinne weder zu empfinden, noch zu untersuchen im Stande sind, Erfahrungen erlangen? Wie uns von dem Daseyn, und den Beschaffenheiten von Wesen überzeugen, die auf unsere Sinne keinen Eindruck machen? Wir urtheilen, ob diese Gegenstände uns vortheilhaft, oder schädlich sind? Woher wissen wir, was wir lieben oder hassen, suchen oder fliehen, vermeiden oder thun sollen? Und doch hängt von diesen Kenntnissen unser Schicksal in dieser Welt ab, der einzigen, von welcher wir Begriffe haben; und doch gründet sich auf diese Kenntniß unsere ganze Moral! Hieraus ergiebt sich, daß man durch Einmischung schwankender theologischer Begriffe in die Moral, das ist, in die Wissenschaft der allgemeinen und unveränderlichen Beziehungen, welche zwischen den Menschen überhaupt statt finden, und durch Verschmelzung dieser Moral, mit eingebildeten

bildeten Wesen, die nur in unserer Einbildungskraft vorhanden sind, diese Wissenschaft ungewiß und willkührlich macht, sie den Grillen der Einbildungskraft überläßt, und das Gebäude derselben auf keinen dauerhaften Grund bauet.

Wesen, die in Ansehung ihrer natürlichen Organisation, den Modifikationen, welche sie erfahren, den Gewohnheiten, welche sie annehmen, den Meynungen, die sie sich erwerben, von einander wesentlich verschieden sind, müssen nothwendig auch verschieden denken. Das Temperament bestimmt, wie wir gesehen haben, die geistigen Fähigkeiten der Menschen; und dieses Temperament selbst wird bey ihnen auf mannigfaltige Weise verändert, woraus nothwendig folgt, daß ihre Einbildungskraft nicht dieselbe seyn, noch sich einerley Phantasie-Bilder schaffen kann. Jeder Mensch ist ein zusammen verbundenes Ganzes, wo alle einzele Theile in der nothwendigsten Beziehung auf einander stehen. Verschiedentlich eingerichtete Augen, müssen auch verschieden sehen, und selbst über die verschiedenen Gegenstände, die ihren Beobachtungen zum Grunde liegen, sehr abweichende Ideen veranlassen. Was muß es nicht vollends seyn, wenn die Gegenstände auf keinen unsrer Sinne wirken. Alle einzelen Wesen unserer Gattung haben, im Ganzen genommen, dieselben Ideen über die Substanzen, welche auf ihre Organe lebhaft einwirken; sie sind alle insgesamt ziemlich über gewisse Beschaffenheiten einig, welche von ihnen ohngefähr auf dieselbe Weise wahrgenommen werden; ich sage **ohngefähr**, weil die Einsicht, der Begrif, die Ueberzeugung irgend eines Satzes, wie einfach, selbst einleuchtend und deutlich man sich auch denselben denken mag, niemals, bey zwey Menschen, vollkommen einerley seyn können. In der That, so lange ein Mensch nicht der andere Mensch ist, so kann auch der Erste nicht im strengsten und mathematischen Verstande denselben Begrif, zum Beyspiel von der Einheit, haben, wie der Andere; weil eine und dieselbe

Wirkung, nicht das Resultat zwey verschiedener Ursachen seyn kann. Wenn also die Menschen in ihren Ideen, ihrer Denkart, ihren Urtheilen, Leidenschaften, Begierden und Geschmacke einig sind, so kömmt diese Uebereinstimmung nicht daher, daß sie einerley Gegenstände, ganz genau auf dieselbe Weise sehen oder empfänden. Nein, es bleibt immer nur ohngefahr dieselbe Weise; aber die Sprache ist und kann nicht so reich an Unterscheidungen seyn, die unbemerkbaren Verschiedenheiten anzugeben, welche zwischen ihrer Seh- und Empfindungsart statt finden. Jeder Mensch hat, wenn ich so sagen darf, eine eigne Sprache für sich selbst, und diese läßt sich keinem andern mittheilen; welche Zusammenstimmung kann also zwischen ihnen statt finden, wenn sie sich von Wesen unterhalten, die sie nur durch ihre Einbildungskraft kennen? Kann diese Einbildungskraft bey einem Individuum jemals dieselbe seyn, wie bey dem Andern, wie können sich beyde verstehen, wenn sie demselben Wesen Beschaffenheiten beylegen, welche ihren Grund blos in der Art haben, wie ihr Gehirn gestimmt ist.

Von einem Menschen verlangen, daß er wie wir denken soll, heißt verlangen, daß er eben so wie wir organisirt seyn soll, während aller Augenblicke seiner Existenz wie wir modificiret werden seyn; daß er dasselbe Temperament, dieselbe Nahrung, dieselbe Erziehung erhalten haben; mit einem Worte, heißt verlangen, daß er, wir selbst, seyn soll. Warum verlangen wir nicht, daß er auch dieselben Gesichtszüge haben soll? Oder stehen seine Meynungen etwa mehr in seiner Gewalt? Sind seine Meynungen nicht nothwendige Folgen seiner Natur, und der besondern Umstände, welche von seiner Kindheit an, nothwendiger Weise, auf seine Denk- und Handlungsart Einfluß gehabt haben? Wenn der Mensch ein verbundenes Ganzes ist, müssen wir nicht schließen, daß, so wie nur ein einziger seiner Züge von den unsrigen unterschieden ist,

ist, auch sein Gehirn nicht auf dieselbige Weise wie die unsrige denken, Ideen verbinden, Phantasien und Träume bilden kann.

Die Verschiedenheit der Temperamente, ist die Ursache der Verschiedenheit der Leidenschaften unter den Menschen, ihrer Neigungen, ihrer Vorstellungen von Glückseligkeit, ihrer Meynungen in jeder Art. Eben diese Verschiedenheit wird also auch die traurige Quelle ihrer Streitigkeiten, ihres Hasses, ihrer Ungerechtigkeiten seyn, so oft sich ihr Verstand mit unbekannten Gegenständen beschäftigt, und darauf ein ausserordentliches Gewicht legt. Nie werden sie sich verstehen, wenn sie von einer geistigen Seele, und von einer unmateriellen, von der Natur [illegible] schiedenen Gottheit sprechen; sie werden alsdenn aufhören, dieselbe Sprache zu sprechen, und nie mit denselben Worten, dieselben Begriffe verbinden. Was soll alsdenn der gemeinschaftliche Maasstab seyn, um zu entscheiden, wer von ihnen am richtigsten denkt, wessen Einbildungskraft am wohlgeordentsten, wessen Kenntnisse die zuverläßigsten sind; wenn von Gegenständen die Rede ist, die der Erfahrung auf keine Weise unterworfen sind, unsern Sinnen entwischen, keine Urbilder ausser uns haben, und über die Kräfte der Vernunft sind? Jeder Mensch, jeder Gesetzgeber, jeder Forscher, jedes einzele Volk hat von je her über diese Dinge verschiedene Begriffe gehabt, und jeder hat geglaubt, daß seine Träumereyen den Vorzug vor den Träumereyen Anderer verdienten, welche ihm eben so abgeschmackt, eben so lächerlich, eben so falsch vorkamen, als die seinigen andern nur scheinen konnten. Ein Jeder hängt seinen Meynungen an, weil jeder seine eigene Art zu seyn hat, und überzeugt ist, daß seine Glückseligkeit, von seiner Anhänglichkeit an seine Meynungen abhängt, welche er nur darum annimmt, weil er sie seinem Wohlstande für nützlich hält. Verlangt von einem gebildeten Menschen, daß er seine Religion gegen die eurige vertauschen soll, und er wird euch für unsinnig halten; ihr wer-

det nur seinen Unwillen und seine Verachtung gegen euch reizen; er wird euch seinerseits gleicherweisel vorschlagen, seine Meynungen anzunehmen; nach weitläuftigen Schlüssen von beyden Seiten, wird jeder von euch den andern für hartnäckig und eigensinnig erklären; und derjenige, der am ersten aufhört, wird der geringere Thor seyn. Aber wenn Gegner dieser Art sich bey ihrem Streite erhitzen, (das denn fast immer geschicht, wenn man den Gegenstand für höchst wichtig hält, oder die Sache seiner Eigenliebe vertheidigen will) so mischen sich die Leidenschaften ein, der Streit wird heftig und die Partheyen fangen an sich zu hassen, und in der Folge sich zu schaden. So sehen wir, daß der Bramine um armseliger Meynungen willen den Mahometaner haßt, der ihn wiederum seinerseits verachtet, und unterdrückt. Wir sehen den Christen die Juden verbrennen, von denen er seine Religion empfangen hat; sehen die Christen sich zusammen gegen die Ungläubigen verbinden, und, um diese zu bekämpfen, auf einen Augenblick die blutigen und grausamen Streitigkeiten aufheben, welche unter ihnen selbst herrschen.

Wenn die Einbildungskraft der Menschen dieselbe wäre, so würden auch die Träumereyen und die Grillen, die ihr Werk sind, überall dieselben seyn. Es würde unter ihnen keine Streitigkeiten geben, wenn alle Menschen auf dieselbe Weise träumten. Einen grossen Theil dieser Streitigkeiten könnten sie sich indessen ersparen, wenn ihr Geist sich nur mit der Betrachtung von Wesen beschäftigte, zu deren Kenntniß er gelangen kann, deren Daseyn ausgemacht ist, und deren eigentliche Beschaffenheit er durch sichere und wiederholte Erfahrungen zu ergründen im Stande ist. Die physikalischen Systeme sind nur dann dem Streite unterworfen, wenn die Grundsätze, von denen man ausgeht, noch nicht hinlänglich erwiesen sind. Allein die Erfahrung macht diesen Streitigkeiten gar bald ein Ende, indem sie die Wahrheit an den Tag bringt. Es

giebt

giebt unter den Meßkünstlern nicht den geringsten Streit, über die Grundkenntnisse ihrer Wissenschaft, nur dann erhebt sich dergleichen auch unter ihnen, wenn die Voraussetzungen falsch, und die Gegenstände zu verwickelt sind. Die Theologen haben nur darum so viel Mühe unter einander einig zu werden, weil sie bey ihren Streitigkeiten niemals von bekannten und hinlänglich geprüften Grundsätzen, sondern immer von Vorurtheilen ausgehen, welche sie in ihrer Kindheit, in ihren Schulen, oder aus Büchern u. s. w. eingesogen haben. Ihre Schlüsse beschäftigen sich nie mit wirklichen Gegenständen, oder deren Daseyn gehörig erwiesen wäre, sondern mit Wesen der Einbildung, deren Wirklichkeit sie nie untersucht haben; sie gründen sich nicht auf bleibende Beobachtungen, und bestätigte Erfahrungen, sondern immer auf grundlose Voraussetzungen. Da sie gewisse Begriffe im voraus eingeführt finden, und nur wenig Leute sich weigern dieselben anzunehmen, so sehen sie diese Begriffe für ungezweifelte Wahrheiten an, welchen man, so wie man sie nur hört, Beyfall geben muß. Je mehr Gewicht sie auf dieselben legen, um so heftiger erbittern sie sich gegen die Kühnheit derjenigen, welche den Muth haben, daran zu zweifeln, oder auch nur sie untersuchen zu wollen.

Wenn man die Vorurtheile bey Seite gelegt hätte, so würde man entdeckt haben, daß die Gegenstände, welche die abscheulichsten und blutigsten Streitigkeiten unter den Menschen veranlaßt haben, leere Einbildungen sind. Man würde gefunden haben, daß man sich um Worte verfolgte und umbrächte, welche keinen Sinn haben; oder man hatte wenigstens zweifeln gelernt, und dem herrschsüchtigen dogmatischen Tone entsagt, welcher die Menschen zur Einigkeit in Meynungen zwingen will. Das geringste Nachdenken würde die Nothwendigkeit der Verschiedenheit der Meynungen, und der Einbildungen der Menschen gezeigt haben, welche nothwendig von der verschiedenen Me-

dispkation ihrer natürlichen Anlagen abhängt, und nothwendig auf ihre Gedanken, Willensrichtungen und Handlungen Einfluß haben muß. Wenn man endlich die Moral und die unverdorbene Vernunft zu Rathe zöge, so würden alle Wesen, die sich für vernünftig ausgeben, beweisen müssen, daß sie bestimmt sind verschieden zu denken, ohne deswegen aufzuhören ruhig zusammen zu leben, einander zu lieben, sich gegenseitige Dienste zu leisten, was für Meynungen sie auch von Wesen hegen mögen, welche zu kennen, oder mit denselben Augen zu betrachten, für uns gänzlich ohnmöglich ist. Alles sollte uns von der tyrannischen Sinnlosigkeit, ungerechten Gewaltthätigkeit, und unnützen Grausamkeit jener blutgierigen Menschen überzeugen, welche ihre Mitgeschöpfe verfolgen, um sie mit Gewalt unter ihre Meynung zu zwingen. Alles sollte die Sterblichen zur gegenseitigen Sanftmuth und Duldsamkeit zurückruffen; Tugenden, welche der Gesellschaft offenbar weit nöthiger sind, als die wundervollen eitlen Untersuchungen, welche sie trennen, und oft veranlassen, die vorgegebenen Feinde ihrer geweihten Meynungen mit dem Schwerdte hinzurichten.

Man sieht also, von welcher Wichtigkeit es für die Moral ist, die Ideen zu untersuchen, auf welche man so viel Gewicht gelegt hat, und welchen die Sterblichen, auf Befehl ihrer schwärmerischen und grausamen Führer, ohnabläßig sowohl ihr eignes Glück, als die Ruhe der Nationen aufgeopfert haben. Der Mensch gebe also auf Erfahrungen Gehör, kehre zur Natur und zur Vernunft zurück, und beschäftige sich hinfort nur mit wirklichen, und seiner Glückseligkeit zuträglichen Gegenständen. Er erforsche die Natur; er erforsche sich selbst; er lerne die Bande kennen, die ihn an seine Gattung knüpfen, und zerbreche die eingebildeten Ketten, welche ihn an Hirngespinnste fesseln. Wenn jedoch seine Einbildungskraft einmal dieser Täuschungen nicht entbehren kann, wenn er an seinen Meynungen fest hält, wenn seine Vorurtheile ihm theuer sind;

nun

nun so erlaube er wenigstens auch andern auf ihre Weise zu irren, oder die Wahrheit zu suchen; er bedenke jederzeit, daß alle Meynungen, Ideen, Systeme, Willensrichtungen und Handlungen der Menschen, nichts anders sind, als nothwendige Folgen ihres Temperaments, ihrer Natur, und der bleibend, oder vorübergehend, auf sie einwirkenden Ursachen; eine Wahrheit, welche wir in dem folgenden Hauptstück, wo wir zeigen werden, daß der Mensch in seinem Denken eben so wenig frey ist, als in seinem Handeln, noch mehr in das Licht setzen werden.

Eilftes Hauptstück.

Von dem System der menschlichen Freyheit.

Diejenigen, welche behauptet haben, die Seele sey ein von dem Körper verschiedenes, immaterielles Wesen, schöpfe ihre Ideen aus einer ihr eigenthümlichen innern Quelle, sey durch sich selbst, und ohne Beyhülfe der äußern Gegenstände, thätig, haben, durch eine Folge eben dieses Systems, die Seele auch von allen physischen Gesetzen freygesprochen, nach welchen alle, uns bekannte Wesen, zu wirken genöthigt sind. Sie haben geglaubt, diese Seele sey die Schöpferin ihrer Schicksale, könne uneingeschränkt über ihre innern Verrichtungen gebieten, und ihre Willensäußerungen aus eigner Kraft bestimmen; mit einem Worte, sie haben vorgegeben, der Mensch sey frey.

Wir haben, in dem vorhergehenden, hinlänglich gezeigt, daß diese Seele nichts anders sey, als der Körper, in Beziehung seiner verborgenen Verrichtungen betrachtet. Wir haben dargethan, daß diese Seele, selbst wenn man annehmen wolle, daß sie unkörperlich sey, doch gleichförmig mit dem Körper abgeändert werde, und al-

len seinen Bewegungen, ohne welche sie todt und unthätig bleiben würde, unterworfen sey. Sie ist also mithin auch dem Einfluß aller der materiellen und physischen Ursachen unterworfen, welche diesen Körper bewegen, dessen bleibender oder vorübergehender Zustand, von den materiellen Urstoffen abhängt, welche seine innere Zusammensetzung ausmachen, sein Temperament bilden, mittelst der Nahrungsmittel sich ihm einverleiben, ihn durchdringen, und von allen Seiten umgeben. Wir haben, auf eine durchaus physische und natürliche Weise, den Mechanismus erklärt, welcher den sogenannten geistigen Eigenschaften und moralischen Beschaffenheiten zum Grunde liegt. Wir haben endlich gezeigt, daß alle unsere Ideen, Systeme, Gefühle, alle unsre wahren oder falschen Begriffe sich ganz auf unsre materiellen und physischen Sinne zurückführen lassen. Der Mensch ist also ein physisches Wesen. Man betrachte ihn, wie man wolle, so bleibt er mit der allgemeinen Natur verbunden, und den nothwendigen und unveränderlichen Gesetzen unterworfen, welchen sie allen Wesen, die sie enthält, nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, und den ihnen zugetheilten Eigenschaften auflegt, ohne sie selbst darüber zu Rathe zu ziehen. Unser Leben ist eine Linie, welche uns die Natur auf der Oberfläche der Erde zu beschreiben anweiset, ohne daß wir uns ein Haarbreit davon entfernen können. Wir werden, ohne unsere Einwilligung, gebohren; unsere Organisation hängt nicht von uns ab; wir erhalten unsere Ideen auf eine unwillkührliche Weise; unsere Angewohnheiten und Fertigkeiten stehen in der Macht derjenigen, die uns dieselben einflößen; wir werden ohne Unterlaß durch sichtbare oder unsichtbare Ursachen modificirt, die unsere ganze Art zu seyn, zu denken und zu handeln, nothwendiger Weise bestimmen. Wir befinden uns wohl oder übel; wir sind glücklich oder unglücklich; weise oder thörigt; vernünftig oder unvernünftig; ohne daß unser Wille auf alle diese Zustände den geringsten Einfluß hätte. Al-

ler dieser, uns unaufhörlich bindenden Fesseln ohngeachtet, behauptet man dennoch, daß wir frey sind, und unsere Handlungen und Schicksale unabhängig von den äussern, auf uns einwirkenden Ursachen, bestimmen.

Wie wenig Grund diese Meynung, von der uns alles zurückrufen sollte, auch für sich hat, so gilt sie doch, noch heut zu Tage, in den Köpfen einer großen Menge, übrigens sehr aufgeklärter Männer, für eine ungezweifelte Wahrheit. Sie ist die Grundlage der Religion, die unter der Voraussetzung der Verhältnisse zwischen den Menschen, und dem unbekannten Wesen, welche sie über die Natur walten läßt, nicht anzugeben wußte, wie der Mensch in den Augen dieses Wesens gefällig oder missällig scheinen könnte, wenn er nicht in seinen Handlungen frey wäre. Man hat geglaubt, daß der Gesellschaft an diesem Systeme gelegen seyn müsse, weil man voraussetzte, daß, wenn alle Handlungen der Menschen als nothwendig angesehen werden sollten, man nicht mehr befugt seyn würde, diejenigen, welche den Mitgliedern der Gesellschaft schaden, zu bestrafen. Endlich mußte auch die menschliche Eitelkeit gern einer Hypothese anhängen, welche das Ansehen hatte, den Menschen aus der Reihe der übrigen physischen Wesen heraus zu heben, und unserer Gattung das besondere Vorrecht einer Unabhängigkeit von den äußeren Ursachen anzuweisen, die, wie wir gar bald sehen werden, bey dem geringsten Nachdenken, als ohnmöglich erscheinen muß.

Der Mensch, ein untergeordneter Theil eines grossen Ganzen, ist den Einflüßen desselben nothwendiger Weise ausgesetzet. Um frey zu seyn, müßte er ganz allein stärker seyn, als die übrige Natur; oder müßte sich außer den Gränzen dieser Natur befinden, welche ihrer seits jederzeit in Bewegung ist, und alle Wesen, die sie umfaßt, nöthiget thätig zu seyn, und in ihre allgemeine Wirksamkeit gleichsam mit einzugreifen, oder wie anders-

wo gesagt worden ist, ihr thätiges Leben durch die Handlungen oder Bewegungen zu erhalten, welche alle Wesen, nach Maasgabe ihrer eigenthümlichen und bestimmten, ewigen und unabänderlichen Gesetzen, unterworfenen Wirksamkeit hervorbringen. Wäre der Mensch in der That frey, so müßten nothwendig alle Dinge ihr Wesen für ihn verliehren, er könnte nicht mehr mit physischer Empfindlichkeit begabt seyn, nicht mehr das Gute und Böse unterscheiden. Aber von diesem Augenblicke an würde er nicht mehr im Stande seyn, sich zu erhalten, oder sein Daseyn glücklich zu machen. Alle Wesen würden ihm gleichgültig seyn, er würde keine Wahl mehr haben, nicht mehr wissen, was er begehren oder fürchten, suchen oder vermeiden sollte. Mit einem Worte, der Mensch würde ein unnatürliches Wesen, oder doch gänzlich außer Stande seyn, auf die Weise zu handeln, wie wir ihn handeln sehen.

Wenn es gegenwärtig zu der wesentlichen Beschaffenheit des Menschen gehört, seinen Wohlstand und seine Erhaltung zu befördern, zu suchen; wenn alle Bewegungen seiner Maschine nothwendige Folgen dieses allgemeinen Antriebes sind; wenn der Schmerz ihn von dem benachrichtiget, was er vermeiden, und das Vergnügen ihm anweiset, was er begehren soll, so gehört es gleichergestalt zu seinem Wesen, dasjenige zu lieben, was ihm angenehme Empfindungen erweckt oder erwarten läßt, und dasjenige zu hassen, wovon er entgegengesetzte Eindrücke befürchtet. Sein Wille muß nothwendig von den Gegenständen, welche er für nützlich hält, angezogen, und von denen, welche er seinem bleibenden, oder vorübergehenden Zustande schädlich erachtet, zurückgestoßen werden. Nur vermittelst der Erfahrung, erwirbt sich der Mensch die Fähigkeit, dasjenige zu kennen, was er zu wünschen oder zu fürchten hat. Wenn seine Organe im gesunden Zustande sind, so werden auch seine Erfahrungen wahr seyn. Er wird Vernunft, Klugheit und Vorsicht zeigen.

gen. Er wird oft sehr entfernte Wirkungen voraussehen; er wird wissen, daß dasjenige, was er bisweilen für ein Gut hält, durch nothwendige oder wahrscheinliche Folgen, ein Uebel werden kann; und daß im Gegentheil oft dasjenige, was ein vorübergehendes Uebel ist, ihm in der Zukunft ein wahres und dauerhaftes Gut gewähren kann. So lehrt uns die Erfahrung, daß die Abnehmung eines Gliedes unseres Leibes nothwendig mit sehr schmerzhaften Empfindungen begleitet seyn müsse. Wir können uns daher nicht erwähren, eine solche Operation zu fürchten, oder uns den Schmerz derselben zu ersparen zu suchen. Aber wenn die Erfahrung uns gelehrt hat, daß der vorübergehende Schmerz, welchen diese Operation verursacht, uns das Leben retten kann; dann nöthigt uns die Liebe für unsere Erhaltung, uns diesem augenblicklichem Schmerze zu unterwerfen, und zwar in Rücksicht eines Guthes, das denselben überwiegt.

Der Wille, wie schon im vorigen gesagt worden, ist eine Modification unseres Gehirnes, vermöge welcher es zu einer Handlung geneigt oder in Bereitschaft ist, das Spiel seiner beweglichen Organe beginnen zu lassen. Dieser Wille wird nothwendiger Weise, bestimmt durch die gute oder böse, angenehme oder unangenehme Eigenschaft des Gegenstandes, oder des Reizes, der auf unsere Sinne wirket, oder dessen Vorstellung uns von dem Gedächtniß vorgehalten wird. Unsere Handlungsäußerungen sind folglich nothwendig, und jede unserer Handlungen ist blos eine Folge des Anstoßes, welchen wir von diesem äußern Reize, von diesem Gegenstande oder dieser Vorstellung, durch welche unser Gehirn modificirt, und unser Wille in Bewegung gesetzt worden, erhalten haben. Wenn wir zu handeln anstehen, so liegt der Grund davon, in der Dazwischenkunft irgend einer neuen Ursache, irgend eines neuen Beweggrundes, irgend einer neuen Vorstellung, welche unser Gehirn auf eine verschiedene Weise medi-

modificirt, ihm einen neuen Anstoß, eine neue Willensrichtung giebt, die sich entweder thätig äußert, oder die Handlung zurückhält. So bestimmt der Anblick oder die Vorstellung eines angenehmen Gegenstandes, unsern Willen zur Thätigkeit, um uns denselben zu verschaffen; aber ein neuer Gegenstand, oder eine neue Vorstellung vernichten die Wirkung der erstern, und hindern uns thätig zu seyn, uns denselben zu verschaffen. Auf diese Weise halten Nachdenken, Erfahrung und Vernunft unsere Willens-Aeußerungen, nothwendiger Weise, zurück, die ohne diese neu erhaltenen Richtungen eben so nothwendig den ersten Antrieben, die sie zu dem gewünschten Gegenstande hinzogen, gefolgt seyn würden. Bey alle dem handeln wir also jederzeit unter durchaus nothwendigen Gesetzen.

Wenn ich von brennendem Durste gequält, mir eine Quelle, deren reines Waßer meinen Durst löschen würde, in Gedanken vorstelle, oder in der Wirklichkeit entdecke, steht es wohl in meiner Gewalt, nach dem Gegenstande, der ein, in dem Zustande, worinne ich mich befinde, so dringendes Bedürfniß befriedigen kann, zu verlangen oder nicht zu verlangen? Man wird ohne Zweifel einräumen, daß es mir unmöglich ist, dieses Bedürfniß nicht befriedigen zu wollen: aber man wird sagen, daß, wenn ich in diesem Augenblicke hörte, das Wasser, nach dem mich so sehr verlanget, sey giftig; so würde ich, meines Durstes ohngeachtet, gewiß unterlassen davon zu trinken, und man wird daraus fälschlich schließen, ich sey frey. Denn, so wie mich der Durst nothwendig bestimmte trinken zu wollen, ehe ich wußte, daß das Wasser vergiftet sey, eben so nothwendig bestimmt mich diese neue Entdeckung nicht zu trinken. Das Verlangen, mich selbst zu erhalten, vernichtet oder unterbricht den ersten Antrieb, welchen der Durst meinem Willen gab. Dieser zweyte Beweggrund wird stärker, als der erste. Die Furcht des Todes siegt, nothwendiger Weise, über die unangenehme

Empfin-

Empfindung, die mir der Durst verursachte. Aber, wird man sagen, wenn der Durst äußerst heftig ist, so wird vielleicht ein unvorsichtiger Mensch, ohne auf die Gefahr zu achten, es wagen, von diesem Wasser zu trinken. In diesem Falle bekömmt alsdenn der erste Antrieb das Uebergewicht, und bestimmt ihn, nothwendig, zu handeln, weil der erste erhaltene Antrieb stärker ist, als der zweyte. In beyden Fällen indessen, man trinke oder man trinke nicht, ist jede dieser Handlungen gleich nothwendig, weil sie immer die Wirkung des Beweggrundes seyn wird, der am mächtigsten und stärksten auf den Willen einwirkt.

Dieses Beyspiel kann zur Erklärung aller Erscheinungen des Willens dienen. Der Wille, oder vielmehr das Gehirn, befindet sich alsdenn in demselben Falle, wie eine Kugel, welche ohngeachtet eines erhaltenen Stoßes, der sie in gerader Linie forttrieb, in ihrer Richtung gestöhrt wird, so wie eine stärkere Kraft, als die erstere, sie nöthiget diese Richtung zu verändern. Derjenige, der Wasser trinkt, von dem man ihm sagt, daß es vergiftet ist, scheint uns wahnsinnig zu seyn; aber die Handlungen eines Wahnsinnigen sind eben so nothwendig, als die Handlungen der klügsten Leute. Die Antriebe, welche einen wollüstigen und ausschweiffenden Menschen bestimmen, seine Gesundheit in Gefahr zu setzen, sind eben so mächtig, und die dadurch bewirkten Handlungen eben so nothwendig, als diejenigen, welche einen verständigen Menschen bestimmen, seine Gesundheit zu schonen. Aber, wird man mir einwerfen, ein ausschweifender Mensch kann doch bisweilen dahin gebracht werden, seine Aufführung zu verändern. Aber dieß beweißt keinesweges, daß er frey ist, sondern, daß man Antriebe finden kann, welche mächtig genug sind, die Wirkung derjenigen, die ihn vorher bestimmten, zu vernichten; und, in diesem Falle, bestimmen diese neuen Antriebe seinen Willen eben so nothwendig, zu dieser seiner neuen Aufführung, als jene ersten Antriebe, zu seinem vorigen Betragen.

Wenn

Wenn die Richtung unseres Willens noch nicht in Thätigkeit übergeht, so sagt man, daß wir **berathschlagen**. Und dieses ist der Fall, so oft zweyerley Antriebe wechselsweise auf uns einwirken. **Berathschlagen** heißt also wechselsweise lieben und hassen, bald angezogen, bald zurückgestoßen, bald durch einen Antrieb, bald durch einen andern, in Bewegung gesetzt werden. Wir berathschlagen nur alsdenn, wenn wir die Beschaffenheit des Gegenstandes, der uns in Bewegung setzt, nicht genug kennen, oder wenn die Erfahrung uns die mehr oder weniger entfernten Wirkungen, welche gewisse Handlungen auf uns selbst haben werden, noch nicht hinlänglich bekannt gemacht hat. Ich will z. B. ausgehen, um frische Luft zu schöpfen. Aber die Witterung ist ungewiß; ich fange also an zu berathschlagen. Ich wäge die verschiedenen Antriebe ab, welche meinen Willen wechselsweise zum Ausgehen, oder zum Nichtausgehen, bewegen. Ich werde endlich durch die wahrscheinlichste Rücksicht bestimmt. Diese macht meiner Unentschiedenheit ein Ende, und bestimmt meinen Willen nothwendig, entweder auszugehen, oder daheim zu bleiben. Diese Rücksicht ist jederzeit der gegenwärtige oder entfernte Vortheil, welchen ich mir von der Handlung verspreche, ohne daß irgend eine andere Rücksicht noch hierbey eintreten könnte.

Unser Wille schwebt oft zwischen zwey Gegenständen hin und her, deren Gegenwart oder Vorstellung uns wechselsweise in Bewegung setzt. In diesem Falle handeln wir nicht eher, bis wir die Gegenstände, die uns zu verschiedenen Handlungen auffodern, oder die Vorstellungen, welche sie in unserm Gehirn zurückgelassen, hinlänglich betrachtet haben. Wir vergleichen alsdenn diese Gegenstände, oder diese Vorstellungen; aber wir sind deswegen selbst zur Zeit dieser Berathschlagung, und während der Vergleichung und den abwechselnden Gefühlen der Liebe und des Hasses, welche mit der größten Schnelligkeit auf einander

einander in uns folgen, keinen Augenblick frey. Das Gute, oder das Uebel, welches wir in den Gegenständen nach einander zu finden glauben, ist der nothwendige Reiz dieser augenblicklichen Willensstimmungen, und der abwechselnden Bewegungen von Begierde oder Furcht, welche wir, während unserer Ungewißheit, empfinden. Hieraus ergiebt sich, daß unsere Berathschlagung, unsere Ungewißheit, und der Entschluß, welchen wir dieser Berathschlagung zu Folge ergreifen, gleich nothwendig ist. Dieser Entschluß kann nie ein anderer seyn, als derjenige, welchen wir, es sey nun mit Recht oder mit Unrecht, wahrscheinlicher Weise als den vortheilhaftesten für uns ansehen.

Wenn die Seele von zwey Antrieben, welche wechselsweise auf sie einwirken und sie modificiren, gerührt ist, dann berathschlagt sie. Das Gehirn befindet sich in einer Art von Gleichgewicht, welches von anhaltenden Schwingungen begleitet ist, die bald gegen den einen, bald gegen den andern Gegenstand gerichtet sind, bis endlich der Gegenstand, welcher die Oberhand behält, das Gehirn von diesem schwankenden Zustande befreyet, welcher die Unentschiedenheit des Willens ausmacht. Wenn aber das Gehirn zu gleicher Zeit von zwey gleich starken Kräften, die es, nach entgegen gesetzten Richtungen, in Bewegung setzen, angestoßen wird, dann muß es, dem allgemeinen Gesetze aller Körper zu Folge, wenn sie von entgegen gesetzten Kräften auf gleiche Weise angestoßen werden, stille stehen, und blos in nisu bleiben, es kann weder wollen noch handeln, sondern wartet, bis eine der beyden Ursachen, welche es in Bewegung setzen, das Uebergewicht gewinnet, den Willen in Thätigkeit zu setzen, und ihn dergestallt anzuziehen, daß dadurch die Kraft der entgegen gesetzten Ursache unterdrückt wird. Dieser so einfache und natürliche Mechanismus erklärt uns zugleich, warum der Zustand der Ungewißheit für den Menschen so schmerzlich, und der Zweifel ein so gewaltsamer Zustand

ist. Das Gehirn, dieses so zarte und bewegliche Organ, empfindet in diesem Falle sehr schnelle Modificationen, die es ermüden; oder leidet, wenn es von zwey gleich starken Ursachen in entgegen gesetzter Richtung angestoßen wird, eine Art von Druck, durch welchen es verhindert wird, mit derjenigen Thätigkeit zu wirken, die zur Erhaltung des Ganzen, und überhaupt zu seinem Wohlstande erforderlich ist. Dieser Mechanismus erklärt uns auch noch die Unregelmäßigkeit, Wankelmüthigkeit und Unbeständigkeit der Menschen, und giebt uns einen Aufschluß über ihr Betragen, das so oft unerklärbar zu seyn scheint, und dem angenommenen System zu Folge dieses in der That ist. Wenn wir die Erfahrung aufmerksam zu Rathe ziehen, so finden wir, daß unsere Seele eben den physischen Gesetzen unterworfen ist, als unser Körper. Würde der Wille jedes einzelnen Menschen in einer gegebenen Zeit und durch eine einzige Ursache oder Leidenschaft in Bewegung gesetzt, so würde nichts leichter seyn, als seine Handlungen voraus zu setzen. Aber sein Herz wird oft durch entgegen gesetzte Antriebe und Kräfte getrieben, die zugleich, oder nach und nach, auf ihn einwirken. Sein Gehirn wird, unter diesen Umständen, entweder in entgegen gesetzten, und dasselbe ermüdenden Richtungen hin und hergezogen, oder aber es befindet sich in einem Zustande der Zusammendenkung, welcher ihm lästig ist, und seine ganze Thätigkeit unterbricht. Bald ist es in einer unangenehmen und gänzlichen Unthätigkeit, bald hinwiederum das Spiel der abwechselnden Stöße, welche sein Inneres erschüttern. Dieß ist ohne Zweifel der Zustand, in welchem sich ein Mensch befindet, den eine heftige Leidenschaft ein Verbrechen zu begehen auffodert, während daß die Furcht ihm die Gefahren desselben vorhält. Eben so ist auch der Zustand desjenigen beschaffen, welchen innere Vorwürfe hindern, der Gegenstände zu geniessen, in deren Besitz ihn ein Verbrechen, nach langem Streben seiner itzt geängstigten Seele gesetzt hat, u. s. w.

Wenn

Wenn die äußern oder innern Ursachen, welche auf den Geist des Menschen wirken, nach verschiedenen Seiten hinstreben; so wird seine Seele oder sein Gehirn, gleich andern Körpern, eine mittlere Richtung, zwischen der einen und der andern antreibenden Kraft, nehmen. Wird die Seele mit gar zu viel Heftigkeit bestimmt, so kann der Zustand des Menschen bisweilen so schmerzlich werden, daß ihm sein Daseyn selbst zur Last fällt. Er ist dann nicht mehr auf die Erhaltung seines Lebens bedacht; er eilt dem Tode als einer Zuflucht gegen sich selbst, und als dem einzigen Mittel wider seine Verzweiselung entgegen. So sehen wir Unglückliche und mit sich selbst unzufriedene Menschen sich freywillig umbringen, weil ihnen das Leben unerträglich wird. Das Daseyn kann dem Menschen nur in sofern werth seyn, als es ihm Vergnügen gewährt, aber wenn er von schmerzlichen Gefühlen oder von widrigen Eindrücken bestürmt wird, dann geräth sein ganzes natürliches Streben in Unordnung; er ist gezwungen einen neuen Weg einzuschlagen, der ihn zu seinem Ende führt, und ihn demselben, als einem wünschenwürdigen Guthe, entgegen sehen läßt. Auf diese Weise können wir uns das Betragen melancholischer Menschen erklären, welche ein verdorbenes Temperament, ein unruhiges Gewissen, Gram und Ueberdruß bisweilen dahinbringen, daß sie dem Leben entsagen. (54)

Die verschiedenen und mannigfaltig verflochtenen Kräfte, welche nach und nach, oder zugleich auf einmal, auf das menschliche Gehirn wirken, und es, in den verschiedenen Zuständen seiner Fortdauer, auf so mannigfaltige Art abändern, sind die wahren Ursachen der Dunkelheit der Moral und der Schwierigkeiten, welche wir finden, wenn wir den geheimen Triebfedern ihres räthselhaften

(54) S. das 14te Hauptst. Die Leiden des Geistes bestimmen die Menschen weit öfter, als die Schmerzen des Körpers

ten Betragens nachzuspühren versuchen. Das Herz des Menschen ist uns blos darum ein Labyrinth, weil wir nur selten die nothwendigen Thatgründe vor uns haben, welche zur Beurtheilung desselben erfodert werden. Wir würden alsdenn sehen, daß seine Launen, seine Wankelmüthigkeit, seine sonderbare oder unerwartete Aufführung, nichts als Wirkungen der Antriebe sind, welche seinen Willen wechselsweise bestimmen, von den öftern Veränderungen abhängen, die seine Maschine nach und nach erfährt, und nothwendige Folgen des mannigfaltigen Wechsels sind, der in ihnen vorgeht. Diesen Veränderungen zu Folge, haben dieselben Antriebe nicht immer gleichen Einfluß; dieselben Lockungen nicht immer gleiches Recht zu gefallen; sein Temperament hat sich für einen Augenblick, oder für immer verändert; mithin müssen sich seine Neigungen, seine Wünsche, seine Leidenschaften gleichfalls ändern, und es kann in seiner Aufführung keine Gleichförmigkeit, und in den Wirkungen, welche wir davon erwarten, keine Gewißheit statt finden.

Das Vermögen zu wählen, ist kein Beweiß der Freyheit des Menschen; er berathschlagt nur dann, wenn er noch nicht weiß, welchen Gegenstand er unter mehrern wählen soll, von denen er gerührt wird; er befindet sich hierbey in einer Verlegenheit, welche nicht eher aufhört, als bis sich sein Wille entschieden hat, und zwar durch die Vorstellung des größern Vortheils, welchen er in dem gewählten

vers, zum Selbstmord. Tausend Ursachen zerstreuen körperliche schmerzliche Gefühle, da hingegen bey den Leiden des Geistes das Gehirn gleichsam ganz in die Begriffe, welche es in sich selbst nährt, verlohren ist. Aus eben der Ursache sind die sogenannten geistigen Vergnügungen die grösten unter allen.

(55) Der Mensch bringt einen großen Theil seines Lebens ohne alle Willensäußerungen hin. Sein Wille erwartet die Antriebe, welche ihn bestimmen. Wenn Jemand sich von dem, was er den

wählten Gegenstande, oder der vorzunehmenden Handlung, zu finden glaubt. Man sieht hieraus, daß seine Wahl nothwendig ist, sintemal er sich für keinen Gegenstand, oder für keine Handlung bestimmen würde, wenn er nicht dabey seinen Vortheil zu finden hoffte. Sollte der Mensch ganz frey handeln können, so müßte er, ohne Antrieb und ohne Bewegungsgründe, wollen und wählen können, oder er müßte es in seiner Gewalt haben, diese Antriebe zu verhindern, auf seinen Willen zu wirken. Jede Handlung ist eine Wirkung des Willens, der nun seine volle Bestimmung erhalten hat, und diese Bestimmung kann der Wille nicht erhalten, als durch einen Antrieb, der nicht in unserer Gewalt steht. Hieraus folgt also, daß wir nie über die Bestimmungen unseres eigenen Willens gebieten können, folglich niemals frey handeln. Man hat den Menschen für frey gehalten, weil er einen Willen, und das Vermögen zu wählen, besitzt; aber man hat nicht erwogen, daß unser Wille durch Ursachen in Bewegung gesetzt wird, die von uns unabhängig sind, mit unserer Organisation wesentlich zusammenhängen, oder in der Natur der Wesen gegründet sind, welche auf uns einwirken. (55) Steht es bey mir, meine Hand nicht zurückziehen zu wollen, wenn ich befürchte, mich zu verbrennen? Oder steht es in meiner Gewalt, dem Feuer diese Beschaffenheit zu nehmen, um welcher willen ich es fürchte? Steht es bey mir, nicht lieber ein Gerichte zu wählen, von dem ich weiß, daß es mir wohlschmecken

den Tag über von früh bis auf den Abend vornimmt, genaue Rechenschaft geben wollte; so würde er finden, daß alle seine Handlungen nichts weniger, als freywillig gewesen sind; sondern vielmehr maschinenmäßig, durch Gewohnheit und andere Ursachen, bestimmt worden sind, welche er nicht voraussehen konnte, und denen freywillig oder gezwungen nachzugeben, er sich genöthigt gesehen hat. Er wird entdecken, daß die Antriebe zu seinen Arbeiten, Vergnügungen, Unterredungen und Gedanken nothwendig ge-

und bekommen wird, oder es einem andern vorzuziehen, von dem ich weiß, daß es mir unangenehm und schädlich seyn wird? Immer gründen sich meine — gleichviel ob falschen oder richtigen — Urtheile von den Dingen, auf meine Empfindungen und eigene Erfahrungen, oder aber doch auf dergleichen Voraussetzungen: sie hängen also, nothwendiger Weise, von meiner gewöhnlichen oder augenblicklichen Empfindungsart, und von den Beschaffenheiten ab, welche ich in den Dingen finde, und die wider meinen Willen in den Ursachen, welche auf mich einwirken, vorhanden sind, oder von mir als vorhanden gedacht werden.

Alle Ursachen, welche auf den menschlichen Willen wirken, müssen auf uns einen hinlänglich starken Eindruck gemacht haben, um in uns irgend ein sinnliches Gefühl oder irgend eine Vorstellung, gleichviel, ob vollständig oder unvollständig, wahr oder falsch in uns erregt zu haben. Wenn sich unser Wille bestimmen soll, so muß irgend eine schwächere oder stärkere Empfindung vorhergegangen seyn; sonst würden wir ohne Antrieb bestimmt worden seyn. Es giebt also, genau genommen, für den Willen keine vollkommen gleichgültige Dinge. Wie schwach auch die Eindrücke seyn mögen, welche wir entweder von den Gegenständen selbst, oder von den Bildern und Ideen derselben, erhalten; so müssen sie doch, so bald unser Wille ihnen gemäß handelt, hinreichend gewesen seyn, denselben zu bestimmen. Ein leichter und schwacher Antrieb macht, daß wir auch nur schwach wollen, und diese schwache Neigung des Willens ist es, was wir **Gleichgültigkeit** nennen. Unser Gehirn bemerkt kaum die erhaltene Bewegung, und handelt ihr zu Folge auch nur mit wenig Kraft, und den Gegenstand oder die Idee, durch welche

wesen sind, und ihn offenbar an sich gelockt, oder mit Gewalt fortgerissen haben.

welche es sich modificirt, gefühlt hat, zu erreichen oder zu entfernen. Ist der Antrieb stark; so ist auch die Neigung unseres Willens stark, und setzt uns lebhaft in Thätigkeit, den Gegenstand, der uns angenehm oder lästig scheint, zu entfernen.

Man hat den Menschen für frey erklärt, weil man sich einbildete, seine Seele könne sich nach Willkühr Ideen zurückrufen, die bisweilen hinreichend sind, seine heftigsten Begierden in dem Zaum zu halten. (56) Die Idee eines künftigen Uebels hindert uns bisweilen, uns einem sich uns darbietenden gegenwärtigen Vergnügen zu überlassen. Eine Erinnerung, eine unmerkliche und flüchtige Modification unsers Gehirnes vernichtet, auf diese Weise, in jedem Augenblicke, den Einfluß der wirklichen Gegenstände, die unsern Willen in Bewegung sezzen. Aber es steht keinesweges in unserer Gewalt, uns unserer Ideen nach Willkühr zu erinnern. Diese letztern sind, ohne unser Wissen oder Zustimmung, in dem Gehirne in eine gewisse Verbindung getreten, und haben daselbst mehr oder minder tiefe Eindrücke zurückgelassen. Unser Gedächtniß selbst hängt von unserer Organisation ab, die Treue desselben ist eine Folge des gewöhnlichen oder vorübergehenden Zustandes, in welchem wir uns befinden. So oft unser Wille, durch irgend einen Gegenstand oder eine Vorstellung, die in uns eine lebhafte Leidenschaft erregt, stark in Bewegung gesetzt wird, so verschwinden gewissermaaßen vor unserm Geiste alle andere Gegenstände oder Vorstellungen, welche uns zurückhalten könnten. Unsere Augen verschließen sich vor den Gefahren, die uns drohen, oder deren Vorstellung uns aufhalten könnte. Wir stürzen blindlings auf den Gegenstand zu, der uns an sich zieht. Das Nachdenken vermag

(56) Der heilige Augustin sagt: non enim cuiquam in potestate est, quid veniat in mentem.

nichts über uns. Wir sehen nichts als den Gegenstand unserer Begierden, und die heilsamen Vorstellungen, welche uns aufhalten könnten, stellen sich unserm Geiste entweder gar nicht dar, oder aber zu schwach und zu spät, um unsre Handlung zu verhindern. Dieses ist der Fall aller derjenigen, welche durch irgend eine starke Leidenschaft verblendet, nicht im Stande sind, sich die Beweggründe zurück zu rufen, deren bloße Vorstellung sie zurückhalten müßte. Die Verwirrung, in welcher sie sich befinden, hindert sie, richtig zu urtheilen; die Folgen ihrer Handlungen vorauszusehen, ihre Erfahrungen anzuwenden, von ihrer Vernunft Gebrauch zu machen; Verrichtungen, welche eine Richtigkeit in der Verbindung der Ideen erfodern, deren unser Gehirn während des augenblicklichen Wahnsinns, in welchem es sich befindet, eben so wenig fähig ist, als unsere Hand schreiben kann, indeß wir mit irgend einer heftigen körperlichen Aeußerung beschäftiget sind.

Unsere Art zu denken wird nothwendig durch den Zustand bestimmt, in welchem wir uns befinden. Sie hängt also von der Organisation und den Modificationen ab, welche unsere Maschine, unabhängig von unserm Willen, empfängt. Dieses muß uns nothwendig überzeugen, daß unsere Gedanken, unser Nachdenken, unsere Art zu sehen, zu empfinden, zu urtheilen, Ideen zu verbinden u. s. w. nichts weniger als willkührlich, oder frey seyn könne. Mit einem Worte, unsere Seele gebietet keinesweges über die Bewegungen, welche in ihr vorgehen, und es steht nicht bey ihr, sich, so oft als es nöthig ist, die Bilder oder Ideen vorzuhalten, welche fähig wären, ihren anderweitig erhaltenen Eindrücken, das Gegengewicht zu erhalten. Hierinne liegt auch die Ursache, warum der Mensch in dem Zustande der Leidenschaft auf keine Gründe achtet. Es ist eben ohnmöglich der Vernunft unter diesen Umständen Gehör zu geben, als in Augenblicken der Entzückung oder der Trunkenheit. Die Bösen sind nichts anders als Betrunkene

trunkene oder Wahnsinnige. Sie sind nur dann im Stande sich ihrer Vernunft zu bedienen, wenn die Ruhe in ihrer Maschine wieder hergestellt ist. Die Betrachtungen, die sich ihrem Geiste alsdenn zu spät darstellen, halten ihm nunmehr die Folgen ihres Betragens vor, und erregen in ihnen die Gefühle, welche man mit den Worten, **Schaam, Reue, Gewissensvorwürfe** bezeichnet hat.

Die Irrthümer der Philosophen, über die Freyheit des Menschen, rühren daher, daß sie seinen Willen als die erste Triebfeder seiner Handlungen betrachtet haben. Sie haben versäumt auf die Quelle zurückzugehen, und daher die mannigfaltigen, verwickelten Ursachen nicht bemerkt, welche, unabhängig von dem Menschen, seinen Willen in Bewegung setzen, oder sein Gehirn stimmen und modificiren, während daß er sich bey den empfangenen Eindrücken blos leidentlich verhält. Steht es etwa in meiner Gewalt, einen begehrungswürdigen Gegenstand nicht zu begehren? Nein, gewiß nicht, wird man sagen; aber es steht doch in der Gewalt des Menschen, seinem Verlangen zu wiederstehen, wenn er den Folgen desselben nachdenkt. Aber steht es denn wohl bey mir, diesen Folgen in dem Augenblicke nachzudenken, wenn meine Seele von einer sehr lebhaften Leidenschaft hingerissen wird, deren Grund in meiner natürlichen Organisation und den darauf einwirkenden Umständen liegt? Steht es in meiner Gewalt, diesen Folgen das nöthige Gewicht beyzulegen, meinen Begierden das Gleichgewicht zu halten? Steht es bey mir, zu verhindern, daß der Gegenstand die Eigenschaften nicht besitzen soll, welche ihn mir wünschenswürdig machen? Aber, fährt man fort, der Mensch muß gelernet haben, seinen Leidenschaften zu widerstehen, und es dahin zu bringen suchen, seine Begierden zu bezähmen. Ich gestehe dieß an sich gar gerne zu; aber ich antworte darauf: ist meine Natur auch dieser letztern Eindrücke fähig gewesen? Hat mein kochen-

des Blut, meine ungestüme Einbildungskraft, das lebendige heiße Feuer in meinen Adern, haben alle diese Umstände mir erlaubt, richtige Erfahrungen einzusammlen, um sie in dem Augenblicke, da ich ihrer bedurft hätte, anzuwenden? Und wäre auch mein Temperament hierzu nicht unfähig gewesen, war, auf der andern Seite, Erziehung, Beyspiel, die Ideen, welche mir in meinen frühen Jahren beygebracht worden, geschickt, mich in der Gewalt meiner Leidenschaften zu üben, und mir diese Herrschaft zur Gewohnheit zu machen? Haben nicht alle diese Dinge vielmehr beygetragen, mich die Gegenstände liebgewinnen und begehren zu lassen, welchen ihr verlangt, daß ich widerstehen soll? Ihr wollt, kann der Ehrgeizige sagen, daß ich meiner Leidenschaft widerstehen soll; aber hat man mir nicht beständig vorgesagt, daß Rang, Ehrenstellen und Macht wünschenswürdige Vortheile wären? Sehe ich nicht vielmehr meine Mitbürger diese Gegenstände mit neidischen Augen betrachten, und die Grossen um mich her alles aufopfern, um sie zu erhalten? Nöthigt mich nicht alles, in der Gesellschaft, in welcher ich mich befinde, einzusehen, daß ich dieser Vortheile beraubt, nur Verachtung und stolze Unterdrückung zu erwarten habe? Ihr verbietet mir, wird der Geizige sagen, das Geld zu lieben, und auf Mittel bedacht zu seyn, mir es zu erwerben? Aber sagt mir nicht alles in dieser Welt, das Geld sey das gröste Guth, sey allein hinreichend, glücklich zu machen? Sehe ich nicht in dem Lande, wo ich wohne, alle meine Mitbürger nach Reichthümern streben, und über die Mittel, sie sich zu verschaffen, wenig bedenklich seyn; werden sie nicht geliebt, geachtet, geehrt, wenn sie sich durch die Wege, welche ihr zu tadeln scheint, bereichert haben? Welches Recht habt ihr also, mir zu verbieten, Schätze auf Wegen aufzusammlen, welche ich von den Fürsten gebilligt sehe, ob ihr sie gleich niedrig und schändlich scheltet? Ihr wollt also, daß ich auf Glückseligkeit Verzicht thun soll? — Ihr verlangt, wird

der

der Wollüstige sagen, daß ich meinen Neigungen widerstehen soll; aber bin ich Herr meines Temperaments, welches mich zum Vergnügen auffodert? Ihr nennt meine Vergnügungen niedrig, aber ich sehe bey der Nation, wo ich lebe, die ausschweifendsten Menschen in den erhabensten Ehrenstellen glänzen? Ich höre Niemanden gegen den Ehebruch sprechen, als den Ehemann, der sich dadurch für beleidigt hält; aber ich höre allenthalben die Leute sich ihrer Ausschweifungen und ihrer Leidenschaften rühmen. —— Ihr heißt mich meine Heftigkeit zähmen, wird der Zornige sagen, und der Rachbegierde zu widerstehen? Aber ich kann meine Natur nicht überwinden; und überdieß würde ich ganz gewiß in der Gesellschaft für ehrlos angesehen werden, wenn ich nicht den erhaltenen Schimpf in dem Blute meines Beleidigers abwüsche. — Ihr empfehlt mir Sanftmuth und Nachsicht für die Meynungen meiner Mitgeschöpfe, wird der eifrige Schwärmer sagen; aber mein Temperament ist heftig; ich liebe meinen Gott aus allen Kräften; man versichert mich, daß Eifer dieser Art ihm wohlgefällig ist, daß die unmenschlichsten und blutgierigsten Verfolger seine Freunde gewesen sind. Warum soll ich mich nicht auf gleiche Weise in seinen Augen angenehm zu machen suchen?

Mit einem Worte, die Handlungen der Menschen sind nie frey. Sie sind jederzeit nothwendige Folgen ihres Temperaments, ihrer empfangenen Ideen, der wahren oder falschen Vorstellungen, die sie sich von der Glückseligkeit machen; ihrer Meynungen endlich, in welchen sie durch Beyspiel, Erziehung und tägliche Erfahrung bestärkt werden. Wir sehen nur darum so viel Verbrechen auf der Erde, weil alles sich vereinigt, die Menschen böse und lasterhaft zu machen. Ihre Religion, ihre Regierungsform, ihre Erziehung, die Beyspiele, die sie vor Augen haben, alles reißt sie unwiederstehlich zum Bösen hin. Die Moral fodert sie unter diesen Umständen

umsonst

umsonst zur Tugend auf, die ihnen ein schmerzhaftes Opfer der Glückseligkeit in Gesellschaften zu seyn scheint, wo Laster und Verbrechen beständig gekrönt, geschätzt, belohnt, und wo die abscheulichsten Schandthaten nur in denjenigen bestraft werden, die zu schwach sind, das Recht zu haben, sie ungeahndet zu begehen. Die Gesellschaft straft die Geringen um Vergehungen, welche sie in den Großen ehrt; und sie ist oft ungerecht genug, diejenigen zu dem Tode zu verurtheilen, welche durch öffentliche, unter ihnen selbst erhaltene Vorurtheile, zu Verbrechen hingerissen worden sind.

Der Mensch ist also in keinem Augenblicke seines Lebens frey; er wird bey jedem Schritte durch die scheinbaren, oder wirklichen Vortheile, welche ihm die Gegenstände seiner Leidenschaften vorhalten, nothwendig geleitet. Diese Leidenschaften sind nothwendig in einem Wesen, das ohne Unterlaß nach Glückseligkeit strebt. Ihre Wirksamkeit ist nothwendig; weil sie die Folge von ihrem Temperamente ist. Ihr Temperament ist nothwendig, weil es die Folge des physischen Urstoffs ist, aus welchem es zusammen gesetzt ist. Die Modifikationen dieses Temperamentes sind nothwendig, weil sie nothwendige Folgen der Art sind, wie physische und moralische Wesen darauf eingewirket haben.

Ohngeachtet so überzeugender Beweise von der Nichtfreyheit des Menschen, wird man dennoch vielleicht auf dieser Meynung beharren. Man wird sagen, daß, wenn man Jemanden auffodert seine Hand zu bewegen, oder nicht zu bewegen, welches denn unter die Art von Handlungen

(57) Es ist kein Unterschied zwischen einem Menschen, der zum Fenster hinausgeworfen wird, und zwischen demjenigen, der sich selbst hinausstürzt, als daß der Stoß, welchen der Erstere erhält von außen, und der Stoß, welcher den Fall des Andern bestimmt, aus dem Innern seiner Maschine selbst herkömmt. Mucius Scävola, der seine Hand über das Kohlfeuer hält,

lungen gehört, die man gleichgültige zu nennen gewohnt ist, man dadurch offenbar zeigt, daß der Mensch Herr seiner Wahl ist, woraus denn folge, daß er frey ist. Ich antworte, daß selbst dieses Beyspiel, der Aufgefoderte mag sich entschließen zu was er will, keineswegs seine Freyheit beweißt. Die durch den Streit erregte Begierde, seiner Freyheit einen Beweiß zu geben, wird unter diesen Umständen ein nothwendiger Antrieb, durch welchen sich sein Wille für die eine, oder für die andere dieser Bewegungen entscheidet. Was ihn hieben täuscht, und zu glauben verleitet, er sey in diesem Augenblicke frey, ist, daß er nicht den wahren Bewegungsgrund, der ihn zu handeln bestimmt, nämlich die Begierde mich zu überzeugen, bemerket. Wenn er in der Hitze des Streits fortfährt und fragt: **steht es nicht in meiner Gewalt, mich zum Fenster hinaus zu stürzen?** so werde ich sagen: **Nein!** und behaupten, daß so lange er seine Vernunft behalten wird, die Begierde mich von seiner Freyheit zu überzeugen, für ihn kein hinlänglich starker Bewegungsgrund werden wird, sein eigenes Leben aufzuopfern. Wenn mein Gegner dem ohngeachtet sich zum Fenster hinausstürzte, um mich zu überzeugen, daß er frey sey, so würde ich darum doch nicht glauben, daß er frey handele, sondern nur, daß ihn die Heftigkeit seines Temperaments zu dieser Thorheit hingerissen habe. Wahnsinn ist ein Zustand, der von der Wärme des Bluts, und nicht von dem Willen abhängt. Ein Schwärmer, oder ein Held, verachten den Tod eben so nothwendig, als ein phlegmatischer oder feiger Mensch ihn zu vermeiden sucht. (57)

Man

hält, wurde durch die innern Bewegungsgründe, die ihn zu dieser seltsamen Handlung antrieben, eben so nothwendig bestimmt, als ob ein Paar starke Männer seinen Arm gehalten hätten. Hoher Muth, der Wunsch, seinem Feinde Hohn zu sprechen, ihm Erstaunen oder Furcht einzuflößen, die Verzweiflung u. s. w. dieß waren die unsichtbaren Bande, welche

Man sagt uns, die Freyheit bestehe in der Abwesenheit der Hindernisse, welche sich unsern Handlungen, oder der Aeußerung unserer Fähigkeiten entgegen stellen könnten. Man wird behaupten, wir wären jedesmal frey, wenn wir durch den Gebrauch unserer Fähigkeiten die Wirkung hervorgebracht sähen, welche wir hervorzubringen die Absicht hatten. Aber dieser Einwendung zu begegnen, darf man nur bemerken, daß es nicht von uns abhängt, die Hindernisse aufzustellen oder zu entfernen, welche unsere Handlungen bestimmen oder zurückhalten. Der Antrieb, welcher uns zum Handeln auffodert, ist eben so wenig in unserer Gewalt, als das Hinderniß, welches uns zurückhält; dieser Antrieb, oder dieses Hinderniß, mag nun in uns oder außer uns seyn. Es steht nicht in meiner Gewalt, daß ein Gedanke sich meinem Geiste darstellt, und meinen Willen bestimmt; dieser Gedanke ist in mir bey Gelegenheit irgend einer vor mir vorhandenen unabhängigen Ursache erweckt worden.

Um sich von dem Irrthume des Systems der Freyheit zu überzeugen, braucht man blos auf den Grund zurück zu steigen, welcher den Willen des Menschen bestimmt; und wir werden jederzeit finden, daß dieser Grund nicht in seiner Gewalt ist. Ihr behauptet, daß ihr einer in eurem Geiste entstandener Idee zu Folge frey handelt, wenn ihr keine Hindernisse im Wege findet. Aber, wodurch ist denn eigentlich diese Idee in eurem Gehirn entstanden? Stand es bey euch zu verhindern, daß diese Idee sich eurem Gehirn nicht darstellte, oder in demselben erneuerte? Hängt sie nicht von Gegenständen oder Ursachen ab, welche wider euren Willen von außen auf euch einwirken, oder wider euer Wissen in euch selbst thätig sind,

welche seinen Arm über die Kohlen gefesselt hielten. Auf gleiche Weise nöthigten Liebe des Ruhms, und Enthusiasmus für das Vaterland einen Codrus, und Decius, sich für ihre

sind, und euer Gehirn modificiren? Könnt ihr verhindern, daß eure Augen, welche ohne Absicht über einen Gegenstand hinschweben, euch diesen Gegenstand abbilden, und euer Gehirn erschüttern? Eben so wenig Herrschaft habt ihr über die Hindernisse. Diese Hindernisse sind so nothwendige Wirkungen, in oder außer euch vorhandener Ursachen; und diese Ursachen wirken jederzeit ihren Eigenschaften gemäß. Ein Feiger wird von Jemanden beleidigt, er wird nothwendiger Weise darüber aufgebracht; aber sein Wille kann das Hinderniß nicht überwinden, welches seine Feigheit der Erfüllung seiner Wünsche in den Weg legt, weil sein natürlicher Bau, der keinesweges von ihm selbst abhängt, ihn verhindert Muth zu haben. In diesem Falle wird also der Feige wider seinen Willen beleidigt, und ist wider seinen Willen genöthiget, die ihm angethane Beleidigung zu erdulden.

Die Vertheidiger des Systems der menschlichen Freyheit, scheinen beständig Zwang und Nothwendigkeit zu verwechseln. Wir glauben jedesmal frey zu handeln, wenn wir bey unsern Handlungen kein Hinderniß im Wege finden, und fühlen nicht, daß der Antrieb, welcher unsern Willen erregt, jederzeit nothwendig, und von uns unabhängig ist. Ein mit Ketten beladener Gefangener ist gezwungen, in seinem Gefängnisse zu bleiben, aber es steht nicht bey ihm, sich nicht in Freyheit zu wünschen; seine Fesseln hindern ihn zu handeln, aber sie hindern ihn nicht zu wollen; er wird sich retten, so wie seine Ketten zerbrochen sind, aber seine Rettung ist darum keine freye Handlung; die Furcht oder die Vorstellung der ihm bevorstehenden Strafe sind für ihn nothwendige Antriebe.

Der

ihre Mitbürger aufzuopfern. Der Indianer Calanus und der Philosoph Peregrinus wurden, auf gleiche Weise, durch den Wunsch, das Erstaunen des versammelten Griechenlandes zu erregen, gezwungen, sich zu verbrennen.

Der Mensch kann also aufhören sich unter Zwange zu befinden, ohne darum frey zu seyn; er mag handeln wie er will, so handelt er immer, nothwendiger Weise, wie ihn seine innern Antriebe bestimmen. Der Mensch kann mit einem schweren Körper verglichen werden, der in seinem Falle durch irgend ein Hinderniß aufgehalten wird: man entferne dieses Hinderniß, und der Körper wird seine Bewegung fortsetzen, und fortfahren niederwärts zu sinken. Kann man sagen, daß dieses Niedersinken eine freye Aeußerung dieses Körpers ist? Ist sein Fall nicht eine nothwendige Wirkung, der ihm eigenthümlichen Schwere? Sokrates, dieser tugendhafte und den Gesetzen seines Vaterlandes, selbst da sie gegen ihn ungerecht waren, ergebene Bürger, will sich nicht aus dem Gefängnisse retten, dessen Thore ihm geöfnet werden. Aber er handelt hierinne keinesweges frey, die unsichtbaren Ketten der Meynung, des Anstandes, der Gesetze, selbst wenn sie ungerecht sind, die Furcht seinen Ruhm zu beflecken, halten ihn in seinem Gefängniß zurück, und sind bey diesem Enthusiasten der Tugend hinreichend starke Antriebe, ihn den Tod mit Gleichgültigkeit erwarten zu lassen. Es steht nicht in seiner Gewalt, sich zu retten, weil er sich nicht entschließen kann, den Grundsätzen, zu welchen sich sein Geist gewöhnt hat, einen Augenblick untreu zu werden.

Die Menschen, sagt man uns, handeln oft gegen ihre Neigung; und hieraus schließt man, daß sie frey sind. Dieser Schluß ist sehr falsch. Wenn die Menschen gegen ihre Neigungen zu handeln scheinen, so werden sie durch irgend einige nothwendige Antriebe dazu bestimmt, welche stark genug sind, ihre Neigungen zu überwinden. Ein Kranker kann durch den Wunsch, seine Gesundheit wieder zu erhalten, es dahin bringen, seinen Widerwillen gegen die ekelhaftesten Heilmittel zu überwinden. Die Furcht des Schmerzes oder des Todes wird alsdenn ein nothwendiger Antrieb, und dieser Kranke handelt hierbey nichts weniger als frey.

Wenn

Wenn ich dem Menschen die Freyheit absprechе, so halte ich mich deswegen nicht für berechtigt, ihn mit einem Körper zu vergleichen, der blos durch einen von aussen her erhaltenen Stoß in Bewegung gesetzt wird. Der Mensch enthält in sich selbst mit seiner Natur innigst-verbundene Triebfedern; er wird durch ein inneres Organ in Bewegung gesetzt, welches seine eigenen Gesetze hat, und den, von den äußern Gegenständen erhaltenen Vorstellungen, Wahrnehmungen und Eindrücken gemäß, nothwendig handelt. Da der Mechanismus dieser Wahrnehmungen, dieser Eindrücke und der Art, wie die Ideen sich unserm Gehirne einprägen, uns nicht bekannt ist, weil wir diesen geheimen Bewegungen nicht nachspühren, weil wir die Kette der Verrichtungen unserer Seele oder die Quelle unsrer innern Thätigkeit nicht deutlich bemerken können; so halten wir uns nun für frey, ein Wort, das, dem Buchstaben nach, nichts anders bedeutet, als daß wir uns selbst bewegen, und uns ohne alle Ursache bestimmen, genau genommen aber, vielleicht nichts weiter sagen will, als daß wir nicht wissen, wie und wodurch wir selbst in Bewegung gesetzt werden. Freylich sagt man uns, die Seele besitze eine ihr eigenthümliche Thätigkeit: und ich will dieß nicht läugnen. Aber es bleibt doch auch nicht minder gewiß, daß diese Thätigkeit sich nie entwikkeln würde, wenn nicht irgend ein Antrieb oder äußerliche Ursache ihr Gelegenheit gäbe, sich zu äussern; man müßte denn behaupten, die Seele könne Wohlgefallen oder Abneigung empfinden, ohne von außen her in Bewegung gesetzt worden zu seyn, ohne die Gegenstände zu kennen, und ohne irgend etwas von den Eigenschaften derselben zu wissen. Das Pulver hat, ohne Zweifel, eine ihm eigenthümliche Thätigkeit; aber diese Thätigkeit wird sich nicht entwickeln, wenn es nicht durch nahe gebrachtes Feuer gezwungen wird, dieselbe zu äußern.

Was am meisten dazu beträgt, uns glauben zu lassen, daß wir frey sind, ist die vielfache Verwickelung

unserer Bewegungen, die Mannigfaltigkeit unserer Aeusserungs-Arten, und die Menge der Ursachen, welche entweder auf einmal, oder aber nach und nach auf uns einwirken. Wären alle Bewegungen des Menschen einfach; wären die Ursachen, die auf uns einwirken, genau von einander abgesondert, und minder verflechten; wäre unsere Maschine minder zusammengesetzt; so würde es uns nicht schwer fallen, einzusehen, daß unsere Handlungen nothwendig sind, weil wir sogleich zu der Ursache zurück hinauf steigen könnten, welche uns in Handlung setzt. Ein Mensch, der immer gezwungen wäre, nach Abend zu gehen, wird zwar immer in dieser Richtung fortgehen wollen, aber er wird doch auch gar wohl fühlen, daß er hiebey nicht seine Freyheit hat. Wenn wir noch einen Sinn mehr hätten; so würden unsere Handlungen, unsere Bewegungen durch diese Hinzukunft eines sechsten Sinnes, noch mannigfaltiger und verwickelter werden, und wir uns noch mehr für frey halten, als jetzt bey funf Sinnen.

Nur darum also, weil wir nicht auf die Ursachen zurücksteigen, die uns in Bewegung setzen, nur darum, weil wir die verwickelten Bewegungen, welche in uns selbst vorgehen, nicht zergliedern und aus einander setzen können, halten wir uns für frey. Bloß unsere Unwissenheit ist der Grund des so tiefen und doch so täuschenden Gefühls, das wir von unserer Freyheit haben, und worauf man sich, als auf einen so einleuchtenden Beweiß dieser vorgegebenen Freyheit beruft. Ein Mensch darf nur seine eigenen Handlungen genau untersuchen, ihren wahren Antrieben nachspühren, und die Verkettung derselben entdecken; und er wird überzeugt werden, daß das Gefühl, welches er von der ihm einwohnenden Freyheit hat, eine Täuschung ist, die von der Erfahrung gar bald zerstöhrt wird.

Man muß indessen gestehen, daß die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Ursachen, welche oft, ohne unser

unser Wissen, auf uns einwirken, es uns bisweilen unmöglich, oder doch sehr schwer, machen auf die wahren Triebfedern unserer eigenen, und noch viel weniger anderer Menschen Handlungen zurückzusteigen. Diese Handlungen hängen oft von Ursachen ab, die so vorübergehend, von ihren Wirkungen so entfernt sind, und mit den letztern so wenig in Verhältniß zu stehen scheinen, daß es eines außerordentlichen Scharfsinns bedarf, dieselben zu entdecken. Und dieß ist es, was die Erforschung des moralischen Menschen so schwer macht; dieß die Ursache, warum das Herz ein Abgrund ist, dessen Tiefen wir so selten zu ergründen vermögen. Wir sind also genöthigt, uns mit der Kenntniß der allgemeinen und nothwendigen Gesetze zu begnügen, von welchen das menschliche Herz geleitet wird. Diese Gesetze sind für alle einzele Wesen unserer Gattung dieselben, und ändern sich nur nach Beschaffenheit der ihnen eigenthümlichen Organisation, und der darauf einwirkenden Umstände, ab, welche, genau genommen, niemals einerley seyn können. Es ist für uns genug zu wissen, daß der Mensch, seiner Natur nach, darauf bedacht ist, sich zu erhalten und glücklich zu leben. Diesen Grundsatz vorausgesetzt, werden wir uns, wie auch seine Handlungen beschaffen seyn mögen, niemals in Ansehung der innern Bewegründe derselben betrügen, wenn wir auf diese höchste, allgemeine und nothwendige Triebfeder aller menschlichen Willensäußerungen zurücksteigen. Freylich irrt sich der Mensch, aus Mangel von Erfahrung und Vernunft, sehr oft über die Mittel, diesen Endzweck zu erreichen; oder aber die von ihm gebrauchten Mittel misfallen uns, weil wir sie uns selbst schädlich finden; oder aber wir halten diese Mittel für unsinnig, weil sie ihn bisweilen von dem Ziele entfernen, dem er sich nähern möchte. Allein diese Mittel mögen seyn, welche sie wollen; so haben sie doch immer, nothwendiger Weise, ein wahres oder eingebildetes, dauerhaftes oder vorübergehendes, seinem Zustande, seiner Art zu denken

und zu empfinden, entsprechendes Guth zum Gegenstande. Der gröste Theil der Moralisten hat diese Wahrheit verkannt, und daher mehr einen Roman, als die wahre Geschichte des menschlichen Herzens geliefert; seine Handlungen erdichteten Ursachen zugeschrieben, und die eigentliche, nothwendige Triebfeder seines Betragens verkannt. Die Staatskundigen und die Gesetzgeber haben sich in gleicher Unwissenheit befunden, oder vielmehr Betrüger haben es für kürzer gehalten, sich eingebildeter Triebfedern, statt der in der Natur wirklichen, zu bedienen. Sie fanden ihre Rechnung besser dabey, die Menschen vor eingebildeten Truggestalten zittern zu sehen, als sie auf dem Wege der Glückseligkeit, der dem innern Triebe ihrer Herzen so angemessen ist, zur Tugend zu leiten. So wahr ist es, daß der Irrthum nie dem menschlichen Geschlechte nützlich seyn kann.

Wie dem auch sey, so sehen oder glauben wir doch in der Physik die nothwendige Verbindung der Wirkung mit ihren Ursachen deutlicher zu sehen, als in den menschlichen Herzen. Wenigstens sehen wir hier sinnliche Ursachen, wenn die Umstände dieselben sind, immer gleiche sinnliche Wirkungen hervorbringen. Wir stehen daher nicht an, die physischen Wirkungen als nothwendig zu betrachten, indeß wir uns von einer gleichen Nothwendigkeit in den Aeußerungen des menschlichen Willens nicht überzeugen können, die man, ohne Grund, einer durch ihre eigne Kraft thätigen Triebfeder beygelegt hat, welche fähig seyn soll, ohne Mitwirkung äußerer Antriebe, sich zu modificiren, und von allen physischen und materiellen Ursachen verschieden sey. Der Feldbau gründet sich auf die Zuversicht, welche uns die Erfahrung gewährt, daß wir die, auf eine gewisse Weise besäete und bearbeitete Erde, wenn sie sonst die übrigen erforderlichen Eigenschaften besitzt, zwingen können, uns die zu unserm Unterhalte nothwendigen, oder unserm Gaum schmeichelnden

den Früchte und Körner zu liefern. Wenn man die Sachen ohne Vorurtheil betrachten wollte; so würde man finden, daß die Erziehung, in der moralischen Welt, nichts anders ist, als der Anbau des Geistes, und daß wir mit Zuversicht erwarten können, daß die Seele, gleich der Erde, nach dem Verhältniß ihrer natürlichen Anlagen, der Pflege, die sie erhält, des Saamens, den man ihr anvertraut, der mehr oder minder günstigen äußern Umstände, diesen Saamen zur Reife zu bringen, daß, sage ich, die Seele Tugenden oder Laster, das ist moralische Früchte, die der Gesellschaft entweder nützlich oder schädlich sind, hervorbringen wird. Die Moral ist die Wissenschaft der Verhältnisse, die zwischen den Köpfen, Willenstrieben und Handlungen der Menschen statt finden, so wie die Geometrie die Wissenschaft der Verhältnisse ist, die sich zwischen dem Körper bemerken lassen. Die Moral würde zu leeren Grillen hinabsinken, und keine sichern Grundsätze aufweisen können, wenn sie sich nicht auf die Kenntniß der Antriebe gründete, welche auf die Willensregungen der Menschen nothwendig einfließen, und ihre Handlungen bestimmen. Wenn in der moralischen Welt, so wie in der physischen, eine Ursache, deren Wirkung durch nichts gestöhrt wird, nothwendiger Weise, die ihr eigenthümliche Wirkung hervorbringt; so muß eine vernünftige und auf die Wahrheit weiser Gesetze gegründete Erziehung, so müssen in der Jugend eingeflößte edle Grundsätze, tugendhafte Beyspiele, dem Verdienst und vorzüglich schönen Handlungen zugestandne Achtung und Belohnung, so wie, auf der andern Seite, Schande, Verachtung und Strafen als unvermeidliche Folgen des Lasters und der Verbrechen aufgestellt; so müssen, sage ich, diese Umstände nothwendige Ursachen seyn, welche auf den Willen des Menschen unwiderstehlich einwirken, und den größten Theil derselben zu tugendhaften Handlungen bestimmen. Aber wenn Religion, wenn Staatsverfassung, wenn Beyspiel und Nationalurtheile darauf ar-

beiten, die Menschen lasterhaft und böse zu machen; wenn sie die guten Grundsätze, welche die Erziehung den Menschen gegeben hat, ersticken und unnütz machen, wenn diese Erziehung selbst nur darauf gerichtet ist, sie mit Lastern, Vorurtheilen, falschen und gefährlichen Grundsätzen zu erfüllen; wenn sie in ihnen keine andere Leidenschaften entzünder, als solche, die für sie selbst sowohl, als für ihre Mitmenschen gefährlich sind, dann müssen nothwendig die Willensrichtungen der Bürger eines Staates sich größtentheils zum Bösen stimmen. (58) Dies ist, ohne Zweifel, die wahre Quelle jener allgemeinen Verderbniß, über welche die Moralisten sich mit Recht beschweren, allein ohne die eigentlichen, eben so wahren als nothwendigen Ursachen derselben angeben zu wissen. Sie wälzen die Schuld davon auf die menschliche Natur; geben diese für verdorben aus; (59) halten es dem Menschen vor übel, daß er sich selbst liebt, und auf seine Glückseligkeit bedacht ist. Sie geben vor, er bedürfe übernatürlicher Unterstützung, um gut zu handeln, und ohngeachtet der Freyheit, welche sie ihm beylegen, versichern uns doch, es bedürfe nichts geringeres, als der unmittelbaren Einwirkung des Urhebers der Natur selbst, um die bösen Neigungen

(58) Sehr viele Schriftsteller haben die Wichtigkeit einer guten Erziehung eingesehen; aber sie haben nicht bemerkt, daß eine solche durchaus unverträglich sey, mit den abergläubischen Vorurtheilen, durch welche man den Geist der Menschen von Jugend auf erstickt und umnebelt; mit den willkührlichen Regierungen, welche die Menschen erniedrigen und herabwürdigen, weil sie sich von der Aufklärung derselben keinen Vortheil versprechen; mit den Gesetzen, die so oft gegen alle Billigkeit sind; mit den angenommenen Gebräuchen, welche den gesunden Verstand beleidigen; mit den herrschenden Grundsätzen, die der Tugend so unaünstig sind; mit der Unfähigkeit der Erzieher, welche ihren Zöglingen keine andern, als die falschen Begriffe mittheilen können, von denen sie selbst angesteckt sind.

(59) Es ist eine sehr schädliche

gungen seines Herzens auszuretten. Aber was noch trauriger ist, diese so umschränkte Macht selbst vermag nichts gegen die unglücklichen Neigungen, welche mächtigere Triebfedern bey der gegenwärtigen unglücklichen Lage der Dinge in dem Herzen der Menschen hervorbringen, und gegen die gefährlichen Richtungen, welche man ihre natürlichen Leidenschaften nehmen läßt. Man fodert uns unaufhörlich auf, diesen Leidenschaften zu widerstehen; man befiehlt uns sie zu ersticken, und aus unserm Herzen zu verbannen: aber sieht man nicht, daß diese Leidenschaften dem Menschen wesentlich, und von seiner Natur unzertrennlich sind; daß sie unsre Erhaltung befördern; weil sie nichts anders zum Gegenstande haben, als zu vermeiden, was uns schädlich ist, und nach dem zu streben, was uns nützlich seyn kann? Und ist es endlich nicht offenbar, daß diese Leidenschaften, bey einer wohlgeordneten Richtung, das heißt, wenn ihnen nur solche Gegenstände vorgehalten würden, welche für uns und für andere wahrhaft anziehend sind, nothwendig das wahre und bleibende Wohl der Gesellschaft befördern würden. Die menschlichen Leidenschaften gleichen dem Feuer, welches auf der einen Seite für die Bedürfnisse des Lebens eben so unentbehrlich ist,

liche Lehrmeynung, wenn man behauptet, daß unsere Natur verderben sey, und einer besondern Gnade von oben herab bedürfe, um Gutes zu thun. Diese Lehre zweckt nun vollends darauf ab, die Menschen muthlos zu machen, und die Erwartung einer solchen Gnade kann nicht fehlen, sie in Unthätigkeit oder Verzweifelung zu stürzen. Die Menschen würden sich dieser Gnade beständig erfreuen können, wenn sie gut geleitet, und gut erzogen würden. Man kann sich keine seltsamere Moral denken, als die Moral der Theologen, welche alles Böse von der Erbsünde, und alles Gute von der Gnade ableiten. Man darf sich nicht wundern, wenn man findet, daß eine, auf so ganz leere Voraussetzungen gegründete Moral, so ganz ohne Wirkung bleibt. Siehe das 5te Hauptstück des 2ten Theils dieses Werks.

als es auf der andern Seite die erschrecklichsten Zerrüttungen hervorbringt. (60)

Es giebt beynahe keinen Gegenstand, der nicht unsern Willen in Bewegung setzen könnte. Ein Wort ist oft hinreichend, einen Menschen auf seine ganze Lebenszeit zu bestimmen, und seine Leidenschaften für immer zu entscheiden. Ein Kind, das sich den Finger verbrannt hat, weil es ihn dem Lichte zu sehr näherte, hat dadurch eine für immer hinreichende Warnung erhalten, diesen Versuch nie von neuem zu wiederholen. Ein Mensch, der einmahl durch eine schlechte Handlung sich Strafe und Verachtung zugezogen hat, wird sich nicht versucht fühlen, mehr dergleichen zu begehen. Man betrachte den Menschen, aus welchem Gesichtspuncte man will, immer wird man finden, daß er bloß durch die Antriebe in Bewegung gesetzt wird, welche sein Wille entweder durch physische Ursachen, oder durch Willensäußerungen seiner Mitgeschöpfe erhält. Die Natur dieser Antriebe wird durch die besondere Organisation des Menschen näher bestimmt; die Seele wirkt am stärksten auf gleichgestimmte Seelen; eine heiße Einbildungskraft wirkt auf starke Leidenschaften, und auf leicht zu entzündende Köpfe. Die erstaunend schnellen Fortschritte des Enthusiasmus; die erbliche Verbreitung des Aberglaubens; die Ueberlieferung religiöser Irrthümer von Geschlecht zu Geschlecht; der Eifer, mit welchem das Sonderbare ergriffen wird, sind eben so nothwendige Wirkungen, als diejenigen, welche aus der Wirkung und Gegenwirkung der Körper entstehen.

Ohngeachtet der so willkührlich angenommenen Begriffe, welche sich die Menschen von ihrer vorgeblichen Freyheit

(60) Die Theologen selbst haben die Nothwendigkeit der Leidenschaften eingesehen; man kann sich hiervon durch eine Schrift des P. Senault, welche überschrieben ist: *l' Usage des passions*, überzeugen.

heit gemacht haben; ohngeachtet der Täuschungen jenes angeblichen innern Gefühls, welches der Erfahrung zum Trotze bereden möchte, daß die Willensregungen ganz in unserer Gewalt wären, gründen sich doch alle ihre Einrichtungen in der That auf die Nothwendigkeit; und hierinn, wie in unendlich mehrern Fällen, zeigt die Ausübung das Widerspiel von der Speculation. In der That, wenn man nicht gewissen Beweggründen, welche man den Menschen vorhält, die nothwendige Kraft zutraute, ihre Willenstriebe zu bestimmen, ihre Leidenschaften aufzuhalten, sie zu einem gewissen Zweck zu leiten, sie zu modificiren u. s. w., zu was diente die Sprache? Welche Frucht könnte man sich von der Erziehung, von der Moral, von der Gesetzgebung, ja von der Religion selbst versprechen? Was thut die Erziehung anders, als daß sie den Willensrichtungen der Menschen den ersten Antrieb ertheilt, ihnen Gewohnheiten einflößt, sie zwingt bey denselben zu beharren; ihnen wahre oder falsche Beweggründe darbietet, so oder anders zu handeln? Wenn ein Vater seinem Kinde drohet, es zu straffen, oder ihm eine Belohnung verspricht, ist er nicht überzeugt, daß diese Dinge auf den Willen desselben wirken werden? Was thut die Gesetzgebung, welche den Bürgern, aus welchen eine Nation besteht, Beweggründe vorhält, denen sie die nothwendige Wirkung zutraut, dieselben zu bestimmen, gewisse Handlungen zu begehen, und sich anderer zu enthalten? Was hat die Moral für einen andern Zweck, als den Menschen zu zeigen, daß es ihr Vortheil sey, augenblickliche Leidenschaften, in Rücksicht eines Wohlstandes zu unterdrücken, der dauerhafter und wahrer ist als derjenige, welchen ihnen die augenblickliche Befriedigung ihrer Begierden verschaffen würde. Die Religion eines jeden Landes, setzt sie nicht voraus, daß das menschliche Geschlecht und die ganze Natur den unwiederstehlichen Willensschlüssen eines nothwendigen Wesens unterworfen sey, das die Schicksale derselben nach den ewigen Gesetzen einer unveränder-

lichen Weißheit ordne? Ist dieser Gott, welchen die Menschen anbethen, nicht der unumschränkte Herr aller Ereignisse? Ist er es nicht, der da wählt und verstößt; gründen sich nicht selbst die Drohungen oder Versprechungen, welche die Religion den wahren Triebfedern einer vernünftigen Politik unterlegt, auf die Voraussetzung der Wirkungen, welche dergleichen Vorspiegelungen in unwissenden, furchtsamen und zum Wunderbaren geneigten Menschen nothwendig hervorbringen müssen. Endlich, zwingt nicht die wohlthätige Gottheit, welche ihre Geschöpfe zum Daseyn ruft, sie ohne ihr Wissen, und oft wider ihren Willen, ein Spiel zu spielen, von welchem ihr ewiges Glück oder Unglück die unausbleibliche Folge ist? (61)

Die Erziehung ist also nichts anders, als die, dem kindlichen Alter vorgehaltene Nothwendigkeit. Die Gesetzgebung ist die Nothwendigkeit, in wiefern sie den Gliedern eines politischen Körpers vorgehalten wird. Die Moral ist die Nothwendigkeit, der zwischen den Menschen statt findenden Verhältnisse, in wiefern sie vernünftigen Wesen vor Augen gelegt wird. Die Religion, endlich, ist der Inbegrif der Vorschriften eines nothwendigen Wesens, oder die Nothwendigkeit, wie sie unwissenden und kleinmüthigen Menschen vorgespiegelt wird. Mit einem Worte, die Menschen

(61) Alle Religion ist offenbar, und ohnläugbar auf den Fatalismus gegründet. Die Religion der Griechen setzt voraus, daß die Menschen wegen ihrer unwillkührlichen Verbrechen bestrafet werden; wie man das aus dem Beispiele des Oreßs, des Oedipus u. a. m. sehen kann, welche Verbrechen begangen, die von Orakeln verhergesagt waren. Die Christen haben sich vergebens bemüht, die Gottheit dadurch zu rechtfertigen, daß sie die Fehler der Menschen aus ihrer freyen Willkühr (*liberum arbitrium*) herleiten, die aber keinesweges mit der Vorherbestimmung (*praedestinatio*), einer Lehre, durch welche die Christen in das System des Fatalismus zurücktreten, bestehen kann. Das System

schen setzen, bey allem, was sie vornehmen, **Nothwendigkeit** voraus; und zwar die letztere in allen den Fällen, wo sie sichere Erfahrungen vor sich zu haben glauben; wenn sie hingegen die nothwendige Verbindung der Ursachen mit ihren Wirkungen nicht ganz kennen, begnügen sie sich mit **Wahrscheinlichkeit**. Sie würden nicht so handeln, wie sie handeln, wenn sie nicht überzeugt wären, oder erwarten dürften, daß gewisse Wirkungen eine nothwendige Folge der von ihnen vorgenommenen Handlungen seyn würden. Der Moralist predigt die Vernunft, weil er sie dem Menschen für nothwendig hält. Der Philosoph schreibt, weil er annimmt, daß die Wahrheit, früh oder spät, über den Irrthum siegen muß. Die Theologen und die Tyrannen hassen und verfolgen, nothwendiger Weise, Vernunft und Wahrheit, weil sie dieselben ihren Absichten im Wege finden. Der Fürst, der durch seine Gesetze den Verbrecher zurückschreckt, noch öfterer aber ihn durch Nothwendigkeit und Vortheil anreizt, setzt voraus, daß die von ihm gebrauchten Beweggründe hinreichend seyn werden, seine Unterthanen im Zaume zu halten. Alle rechnen, in gleicher Maasse, auf die Kraft und Nothwendigkeit der Beweggründe, der sie sich bedienen, und schmeicheln sich, mit Recht oder Unrecht, dadurch die Handlungen der Menschen zu bestimmen. Die Erzie-

stem der Gnade kann diesen Schwierigkeiten nicht abhelfen, weil Gott diese Gnade nur solchen wiederfahren läßt, welche er sich dazu ausersieht. Die Religion hat, in jedem Lande, keinen andern Grund, als die unumstößlichen Rathschlüsse eines unwiderstehlichen Wesens, das willkührlich über das Schicksal seiner Creaturen schaltet. Alle theologische Hypothesen drehen sich um diesen Punkt herum; und alle Theologen, welche diesen Satz für falsch oder gefährlich ausgeben, sehen nicht, daß der Fall der Engel, die erste Sünde, das System der Prädestination und der Gnade, die kleine Anzahl der Auserwählten u. s. w. unwidersprechliche Beweise sind, daß die Religion sich ganz auf die Voraussetzung des Fatalismus gründet.

Erziehung ist, gewöhnlicher Weise, nur darum so schlecht, und so wenig wirksam, weil sie durch Vorurtheile geleitet wird, oder, wenn sie gut ist, gar bald durch dasjenige, was in der Gesellschaft vorgeht, widerlegt und vernichtet wird. Die Gesetzgebung und die Verfassungen sind nur zu oft ungerecht; sie entzünden in den Herzen der Menschen Leidenschaften, welche sie nachher vergebens zu unterdrükken suchen. Die große Kunst des Morallehrers würde darinne bestehen, den Menschen und denjenigen, die über ihren Willen gebiethen, zu zeigen, daß ihr Wille derselbe ist; daß ihre gegenseitige Glückseligkeit von der Harmonie ihrer Leidenschaften abhängt; daß die Sicherheit, Stärke und Dauer der Reiche, nothwendig von dem Geiste abhängt, den man durch die Nation verbreitet, und von den Tugenden, welche man in den Herzen der Bürger aussäet und pfleget. Die Religion wird nur dann zugelassen werden können, wenn sie diese Beweggründe wirklich verstärkte, und wenn es möglich wäre, daß die Täuschung der Wahrheit ächte Dienste leisten könne. Aber bey dem unglücklichen Zustande, in welchem allgemeine Irrthümer das menschliche Geschlecht gestürzt haben, muß der größte Theil der Menschen nothwendig böse seyn, und seinen Nebengeschöpfen schaden: Denn alle Beweggründe, die man ihnen nur verhält, laden sie offenbar ein, Böses zu thun. Die Religion macht die Menschen unthätig, niedrig und feig, oder aber sie macht sie zu grausamen, unmenschlichen verfolgungssüchtigen Schwärmern. Die höchste Gewalt unterdrückt die Menschen, und zwingt sie kriechend und lasterhaft zu werden. Das Gesetz bestraft den Verbrecher nur dann, wenn er zu schwach ist, und es kann die Unordnungen nicht unterdrücken, welche die bürgerliche Gesellschaft hervorbringt. Die Vernachläßigung und Geringschätzung der Erziehung endlich, ist die Schuld betrügerischer Pfaffen, oder unaufgeklärter und unausgebildeter Aeltern, welche ihren Zöglingen die Laster mittheilen, von den sie selbst besessen werden,

werden, und die falschen Meynungen einflößen, in deren Verbreitung sie ihren Vortheil finden.

Alles dieß heißt uns, also, auf die ersten Quellen der menschlichen Verirrung zurückzusteigen, wenn wir denselben durch schickliche Mittel abhelfen wollen. Es ist umsonst daran zu denken, die Menschen zu bessern, so lange man nicht die eigentlichen Ursachen entdeckt hat, welche ihren Willen in Bewegung setzen, und so lange man nicht den bisher angewandten, unwirksamen, oder gefährlichen Antrieben andere unterlegt, welche wahrer, nützlicher und sicherer sind als jene. Diese Antriebe, welche die Vernunft darbiethen wird, aufzusuchen, ist eigentlich die Sache derjenigen, die über die menschlichen Willensäusserungen herrschen, und die Schicksale der Nationen bestimmen. Eine gute Schrift, die auf das Herz eines mächtigen Fürsten Eindruck macht, kann eine sehr wirksame Ursache werden, und auf die Handlungsweise eines ganzen Volks, und die Glückseligkeit eines Theils des menschlichen Geschlechts, einen nothwendigen vortheilhaften Einfluß haben.

Aus allen dem, was bisher in diesem Hauptstücke gesagt worden ist, ergiebt sich, daß der Mensch, in keinem Augenblicke seines Daseyns, frey ist. Er ist nicht Herr seiner innern Anlagen, die er von der Natur erhält; er ist nicht Herr seiner Ideen, oder der Modifikationen seines Gehirns, welche von äußern Ursachen abhängen, die ohne sein Wissen, und oft gegen Willen, unaufhörlich auf ihn einwirken. Es stehet nicht bey ihm, dasjenige nicht zu lieben, und zu begehren, was er liebens- und begehrungswürdig findet; es steht nicht bey ihm nicht zu berathschlagen, wenn er in Ansehung gewisser Wirkungen ungewiß ist, welche die Gegenstände auf ihn haben werden. Es steht nicht bey ihm, dasjenige nicht zu wählen, was er für das Vortheilhafteste hält; es steht nicht bey ihm, anders zu handeln, als er in dem Augenblicke handelt,

delt, da sein Wille durch seine Wahl bestimmt wird, und nun sage man, in welchem Augenblicke der Mensch Herr seiner Handlungen oder frey sey? (62)

Was der Mensch thut, ist jederzeit eine Folge von dem, was er gewesen ist und gegenwärtig ist, und von dem, was er bis auf den gegenwärtigen Augenblick der Handlung gethan hat. Unser ganzes gegenwärtiges Wesen, in allen seinen möglichen Verhältnissen betrachtet, enthält die Summe aller Beweggründe zu der Handlung, welche wir zu begehen im Begriff sind; ein Grundsatz, dessen Wahrheit jedes denkende Wesen zugeben muß. Unser Leben ist eine Folge nothwendiger Augenblicke, und unser gutes oder schlechtes, tugendhaftes oder lasterhaftes, uns oder andern schädliches Betragen, ist eine Verkettung von Handlungen, welche eben so nothwendig sind, als alle die einzeln Augenblicke unserer Fortdauer. Leben heißt nichts anders, als während der, nothwendig auf einander folgen-

(62) Man kann, dünkt mich, die Frage von der Freyheit des Menschen folgendergestalt aus einander setzen. Die Freyheit kann sich auf keine der bekannten Aeußerungen unserer Seele beziehen: denn die Seele kann in dem Augenblicke, wo sie handelt, nicht anders handeln, in dem Augenblicke, wo sie wählt, nicht anders wählen, in dem Augenblicke, da sie berathschlagt, nicht anders rathschlagen, in dem Augenblicke, da sie will, nicht anders wollen, weil eine Sache nicht zu gleicher Zeit seyn, und nicht seyn, kann. Nun aber in die bestimmte Beschaffenheit meines Willens die Ursache meiner Berathschlagung; die bestimmte Beschaffenheit meiner Berathschlagung, die Ursache meiner Wahl, die bestimmte Beschaffenheit meiner Wahl, die Ursache meiner Handlungen; kurz, die Summe meiner gegenwärtigen Bestimmungen ist die Ursache, daß ich dasjenige ausführe, was mich meine Berathschlagung hat wählen lassen; und ich habe nur darum berathschlagt, weil ich Gründe hatte, die mich zur Berathschlagung bewogen, und mir es oberamtlich machten, nicht berathschlagen zu wollen. Die Freyheit zeigt sich, also, weder in dem Willen, noch in der Berathschlagung, noch in der Wahl,

folgenden Augenblicke unserer Fortdauer vorhanden seyn. **Wollen** heißt nichts anders, als es sich gefallen lassen, oder nicht gefallen lassen, das zu bleiben, was wir sind. **Frey seyn** heißt den nothwendigen Bewegungsgründen nachgeben, welche wir in uns selbst finden.

Wenn wir das Spiel unserer Organe näher kennten, wenn wir uns aller der empfangenen Eindrücke, Modifikationen, und der dadurch in uns hervorgebrachten Wirkungen, erinnern könnten; so würden wir sehen, daß alle unsere Handlungen der unabänderlichen Nothwendigkeit unterworfen sind, welche unser einzelnes System eben so beherrscht, als das System des ganzen Weltalls. Keine Wirkung entsteht in uns, so wenig als in der Natur, von ohngefähr; ein Wort, das, wie in vorigem gezeigt worden ist, gar keinen Sinn hat. Alles, was in uns vorgeht, oder durch uns geschieht, so wie alles, was sich in der Natur ereignet, oder von uns derselben zugeschrieben wird, hängt von nothwendigen Ursachen ab, welche nach nothwen-

Wahl, noch in der wirklichen Handlung. Die Theologen dürfen die Freyheit in keiner dieser Seelenverrichtungen finden, weil sonst ein offenbarer Widerspruch daraus erfolgen würde. Wenn die Seele nicht frey ist, weder wenn sie will, weder wenn sie berathschlagt, noch wenn sie wählt, noch wenn sie handelt, in welchen andern Fällen kann sie denn ihre angerühmte Freyheit äußern? Es ist die Sache der Theologen uns diese Fälle anzuzeigen. Es ist offenbar, daß man das System der Freyheit nur in der Absicht ausgedacht hat, um die Gottheit in Ansehung des Uebels zu rechtfertigen, welches in der Welt vorgeht; allein dieses System rechtfertigt die Gottheit keineswegs. Denn hat der Mensch seine Freyheit von der Gottheit erhalten, so hat er also von ihr die Fähigkeit empfangen, das Uebel zu wählen, und sich von dem Guten zu entfernen. Die Gottheit ist es also, von welcher er die Bestimmung zur Sünde empfangen hat, oder aber die Freyheit müßte dem Menschen wesentlich und von der Gottheit unabhängig seyn. Man sehe Traité des systèmes. Z. 124.

nothwendigen Gesetzen wirken, und nothwendige Wirkungen hervorbringen, aus denen noch eine Menge anderer Wirkungen gleicher Art herfließen.

Die unabänderliche Nothwendigkeit (fatalité), ist die ewige, unabänderliche, nothwendige, in der Natur bestimmte Ordnung, oder die unvermeidliche Verbindung der wirkenden Ursachen mit den hervorgebrachten Wirkungen. Dieser Ordnung zu Folge sinken schwere Körper niederwärts, streben leichte empor, zieht gleichförmiger Stoff sich an, treten die Menschen in gesellschaftliche Verbindung; modificiren sie sich wechselsweise; werden sie gut oder böse; machen sie einander gegenseitig glücklich oder unglücklich; lieben oder hassen sie sich, je nach der Art, wie sie auf einander einwirken. Hieraus ergiebt sich, daß die Nothwendigkeit, welche die Bewegungen der physischen Welt bestimmt, auch über die Aeußerungen der moralischen herrscht, in welcher mithin alles der unabänderlichen Nothwendigkeit unterworfen ist. Indem wir, ohne es zu wissen, und oft ohne es zu wollen, die Bahn durchlaufen, die uns die Natur vorgeschrieben hat, gleichen wir einem Schwimmenden, der gezwungen ist, dem Strohme zu folgen, der ihn fortreißt. Wir glauben frey zu seyn; weil wir bisweilen einwilligen, bisweilen nicht einwilligen, der Richtung des Wassers zu folgen, die uns mit sich dahin nimmt. Wir glauben unser Schicksal in unserer Hand, weil wir gezwungen sind, unsere Hände zu rühren, wenn wir nicht untersinken wollen.

Volentem ducunt fata, nolentem trahunt.
SENECA.

Die falschen Begriffe, welche man sich von der Freyheit gemacht hat, gründen sich überhaupt darauf, daß es Ereignisse giebt, welche wir für nothwendig halten; weil wir einsehen, daß sie mit gewissen Ursachen beständig und unabänderlich verbundene Wirkungen sind, ohne daß irgend etwas sie aufzuhalten vermag; oder weil wir die Kette

te der Ursachen und Wirkungen, welche diese Ereignisse herbeyführen, wahrzunehmen glauben, indeß wir gewisse andere Ereignisse als zufällig ansehen, weil wir ihre Ursachen, ihre Verkettung und Handlungsweise nicht kennen. Allein in einem Systeme, wo alles verbunden ist, kann es keine Wirkung ohne Ursache geben, und alles, in der physischen Welt sowohl als in der moralischen, ist eine nothwendige Folge sichtbahrer oder geheimer Ursachen, welche ihren eigenthümlichen Kräften gemäß handeln müssen. Die Freyheit ist also bey dem Menschen nichts anders, als die in ihm selbst eingeschlossene Nothwendigkeit.

Zwölftes Hauptstück.

Untersuchung der Frage: inwiefern das System des Fatalismus gefährlich sey.

Für Wesen, welche ihre ursprüngliche Beschaffenheit nöthiget immer darauf bedacht zu seyn, sich zu erhalten, und angenehme Empfindungen zu verschaffen, ist die Erfahrung ohnumgänglich nöthig. Sie können ohne dieselbe nicht die Wahrheit entdecken, welche, wie schon erinnert worden, nichts anders ist, als die Kenntniß der bleibenden Verhältnisse, welche zwischen dem Menschen, und den auf ihn einwirkenden Gegenständen, statt finden. Diesen Erfahrungen zu folge, nennen wir diejenigen Gegenstände nützlich, die uns einen bleibenden Wohlstand verschaffen; diejenigen hingegen angenehm, welche uns ein mehr oder minder dauerhaftes Vergnügen gewähren. Die Wahrheit selbst wird nur dadurch zu einem Gegenstande unseres Verlangens, daß wir sie für nützlich halten. Wir fürchten dieselbe, so bald wir glauben, daß sie uns schädlich seyn könne. Aber kann wohl die Wahrheit jemals wirklich schädlich seyn? Ist es möglich, daß aus einer genauen Kenntniß der Verhältnisse, oder der Dinge,

welche der Mensch um seiner Glückseligkeit willen näher zu erforschen Beruf hat, für ihn irgend einiger Nachtheil entstehen kann? Nein, ganz gewiß nicht! Der Werth der Wahrheit, und ihre Rechte, gründen sich einzig und allein auf ihren Nutzen; sie kann bisweilen einigen einzelen Menschen mißfällig, und ihren einseitigen Absichten nachtheilig seyn; aber dem ganzen menschlichen Geschlecht wird sie jederzeit ersprieslich seyn, ihm, dessen Interesse niemals mit dem Interesse jener Menschen zusammen fallen kann, welche von ihren eigenen Leidenschaften verblendet, sich für verbunden halten, auch andere in gleichen Irrthum zu stürzen. Die Nützlichkeit ist also der Prüfstein der menschlichen Systeme, Meynungen und Handlungen; sie ist der Maasstab der Achtung und der Liebe, welche wir der Wahrheit selbst schuldig sind. Die nützlichsten Wahrheiten sind auch die schätzbarsten; was wir große Wahrheiten nennen, sind keine andern, als solche, die dem ganzen menschlichen Geschlechte wichtig sind. Diejenigen Wahrheiten hingegen, welche wir unfruchtbar nennen, sind von der Beschaffenheit, daß ihre Nützlichkeit sich höchstens auf die Unterhaltung einiger einzelen Personen einschränkt, deren Ideen, Empfindungsweise und Bedürfnisse mit dem unsrigen nicht zusammenstimmen.

Nach diesem Maasstabe müssen denn also auch die Grundsätze, welche jezt eben in diesem Werke aufgestellt worden sind, beurtheilet werden, und diejenigen, welche die unermeßliche Kette von Uebeln kennen, die durch die verkehrten Systeme des Aberglaubens über die Erde verbreitet worden sind, werden fühlen, wie wichtig es ist, wahre, aus der Natur geschöpfte, und auf Erfahrung gegründete Systeme an die Stelle jener zu setzen. Diejenigen hingegen, welche bey den eingeführten Täuschungen interessirt sind, oder sich dafür ansehen, werden auf die Wahrheiten, welche sich ihnen hier darbiethen, mit Abscheu herabblicken. Diejenigen, endlich, welche die, durch

theologische Vorurtheile hervorgebrachte Leiden, entweder gar nicht, oder doch nur schwach empfinden, werden alle unsere Grundsätze als unnütz, oder doch als unfruchtbare Wahrheiten ansehen, die höchstens einigen müßigen Forschern Vergnügen machen können.

Wir dürfen, also, auf keine Weise über die verschiedenen Urtheile erstaunen, welche wir die Menschen fällen sehen. Da ihr Interesse nie dasselbe ist; so können auch ihre Begriffe von Nützlichkeit nie einerley seyn; und sie verdammen und verwerfen alles, was sich nicht mit ihren Meynungen verträgt. Dieses vorausgesetzt, lasset uns untersuchen, ob die Lehre von der Nothwendigkeit, in den Augen eines unbefangenen, von Vorurtheilen freyen, und an dem Besten des menschlichen Geschlechts theilnehmenden Forschers, nützlich oder schädlich erscheint. Lasset uns nun sehen, ob es eine unfruchtbare, und für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts gleichgültige Spekulation sey. Wir haben schon im Vorigen bemerkt, daß diese Lehre der Moral und der Staatskunst wahre und wirksame Triebfedern darbiethet, auf die Gemüther der Menschen zu wirken. Wir haben gleichfalls bemerkt, daß sie dazu dienet, den Mechanismus der Handlungen und Erscheinungen des menschlichen Herzens, auf eine ungezwungene Art, zu erklären. Sind hingegen, auf der andern Seite, unsere Ideen blos leere Spekulationen; so können sie auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts keinen Einfluß haben. Der Mensch mag sich frey glauben, oder sich dem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen erkennen, immer wird er jederzeit, auf gleiche Weise, dem seinem Herzen eingedruckten Zuge folgen. Eine vernünftige Erziehung, löbliche Angewohnheiten, weise Systeme, billige Gesetze, gerecht ausgetheilte Belohnungen und Strafen, werden den Menschen gut machen; nicht aber spitzfindige Spekulationen, welche höchstens nur auf Leute, die sich zum Nachdenken gewöhnt haben, einigen Einfluß äußern können.

Nach diesen Betrachtungen wird es uns leicht seyn, die Schwierigkeiten zu heben, welche man, ohne Unterlaß, dem Systeme der Nothwendigkeit entgegensetzt; ein System, das so viele, durch religiöse Vorurtheile verblendete Personen gern als gefährlich und strafwürdig ausgeben möchten, indem es, ihrer Meynung nach, nur darauf abzweckt, die öffentliche Ordnung zu stöhren, den Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, und alle Begriffe von Tugend und Laster zu verwirren.

Wenn, sagen die Bestreiter dieses Systems, alle Handlungen der Menschen nothwendig sind, so ist man nicht berechtigt diejenigen zu strafen, welche schlechte Handlungen begehen, oder auch nur mit ihnen unzufrieden zu seyn. Man kann ihnen keine Schuld zurechnen; die Gesetze sind ungerecht, wenn sie ihnen Strafen zuerkennen, mit einem Worte, man kann dem Menschen, wenn dieser Fall ist, weder Verdienst noch Schuld beymessen. Ich antworte, Jemanden eine Handlung zurechnen heißt nichts anders, als ihm dieselbe beylegen; ihn für den Urheber derselben erkennen. Wenn man also auch annähme, diese Handlung sey die Wirkung eines **nothwendig handelnden Wesens**, so hindert das doch nicht, daß die Zurechnung nicht statt finden sollte. Das Verdienst, oder die Schuld, welches man einer Handlung beyleget, sind Ideen, die sich auf die günstigen oder nachtheiligen Folgen gründen, welche daraus für diejenigen entstehen, welche diese Folgen treffen. Wenn man also auch annimmt, daß das handelnde Wesen durch Nothwendigkeit so, und nicht

(63) Die menschliche Natur sträubt sich unablässig gegen dasjenige, was ihr zuwider ist. Es giebt Menschen, die von dem Zorne so sehr hingerissen werden, daß sie selbst gegen unempfindliche und leblose Gegenstände in Wuth gerathen. Allein die Bemerkung der Unfähigkeit, in welcher wir uns befinden, diese Gegenstände anders zu modificiren, sollte uns in dergleichen Fällen zur Vernunft zurückbringen. Die Aeltern

nicht anders zu handeln bestimmt werden sey, so bleibt es doch nicht minder gewiß, daß seine Handlung für alle diejenigen gut oder schlecht, verachtungs- oder schätzenswürdig, kurz geschickt ist, ihren Unwillen oder ihre Liebe zu erregen, die die Folgen derselben empfinden. Liebe oder Unwille sind menschliche Regungen, welche fähig sind, auf unsere Nebengeschöpfe Eindruck zu machen. Wenn ich mich gegen Jemanden erzürne, so habe ich dabey die Absicht, ihm Furcht einzuflößen, und ihn von etwas, das mir missfällt, abzuhalten, oder auch ihn deswegen zu bestrafen. Ueberdies ist mein Unwille nothwendig; er ist eine Folge meiner Natur und meines Temperaments. Das schmerzliche Gefühl, welches ein auf meinen Arm fallender Stein erregt, ist darum nicht minder für mich ein unangenehmes Gefühl, ob es gleich von einer Ursache herrühret, welche ohne Willenskraft, und durch die nothwendige Bestimmung ihrer Natur wirkt. Wenn wir gleich die Menschen, als durch die Nothwendigkeit bestimmte, handelnde Wesen ansehen, so können wir uns doch nicht enthalten, in ihnen eine gewisse Denk- und Handlungs-Weise, die uns zuträglich ist, und die wir nothwendig billigen, von einer andern Denk- und Handlungsweise zu unterscheiden, die uns beschwerlich fällt, und welche zu tadeln und abzuwenden wir uns durch unsere Natur aufgefodert fühlen. Man sieht also hieraus, daß das System der Nothwendigkeit in der Beschaffenheit der Dinge nichts verändert, und keinesweges darauf abzielt, die Begriffe von Tugend und Laster zu verwirren. (62)

Die Gesetze sind aus keiner andern Absicht gemacht worden, als um die Gesellschaft aufrecht zu erhalten, und

tern thun oft sehr unrecht, daß sie ihre Kinder im Zorn strafen; da die leztern Wesen sind, welche entweder noch gar nicht modificiret werden können, oder von ihnen selbst schädliche Modifikationen erhalten haben. Aber nichts ist gewöhnlicher, als die Menschen Fehler bestrafen zu sehen, von welchen sie selbst die Urheber sind.

die Menschen, welche zusammen in Verbindung getreten sind, zu verhindern, einander zu schaden. Sie können also diejenigen strafen, welche die Ruhe der Gesellschaft stöhren, oder Handlungen begehen, die den Gliedern derselben schädlich sind. Es mögen nun diese Mitverbundenen nothwendig handelnde Wesen seyn, oder vollkommen frey handeln; es ist, für den gegenwärtigen Fall schon hinreichend, daß diese thätigen Wesen, auf verschiedene Weise modificirt werden können. Die Strafgesetze sind nichts anders, als die Aufstellung von Beweggründen, welche uns die Erfahrung als solche gezeigt hat, die fähig sind, die Antriebe, welche die Leidenschaften den Willenskräften der Menschen mittheilen, zurück zu halten, oder zu vernichten. Welche nothwendige Ursache auch diese Leidenschaften in ihnen erregt; so hindert dies doch nicht die Absicht des Gesetzgebers, den Wirkungen derselben entgegen zu arbeiten; und er kann, wenn er sich hiezu schicklicher Mittel bedient, darauf rechnen, seinen Endzweck zu erreichen. Durch Aufstellung von Galgen und Rad, oder anderer Strafen für die verschiedenen Arten von Verbrechen, thut der Gesetzgeber nichts anders, als was derjenige thut, der bey der Aufführung eines Hauses Rinnen anbringt, um das Regenwasser zu verhindern, den Grund seiner Wohnung zu untergraben.

Die Ursache, welche die Menschen in Bewegung setzt, mag seyn, welche sie will; so ist man eben sowohl berechtiget, den Wirkungen ihrer Handlungen entgegen zu arbeiten, als derjenigen, der seinen Acker in Gefahr sieht, durch den Fluß weggerissen zu werden, berechtiget ist, dem Strohme durch einen Damm Einhalt zu thun, oder sogar, wenn er es vermag, dem Laufe desselben eine andere Richtung zu geben. In Kraft dieses Rechtes kann also die Gesellschaft, zur Erhaltung ihrer Sicherheit, diejenigen abschrecken und strafen, welche versucht werden könnten, ihr zu schaden, oder Handlungen zu begehen, die

die offenbar der Ruhe, der Sicherheit und Glückseligkeit derselben nachtheilig seyn würden.

Ohne Zweifel wird man hierwider einwenden, daß die Gesellschaft gewöhnlicher Weise nicht Fehler bestraft, an denen der Wille keinen Antheil hat. Dieser Wille allein ist es, welcher bestraft wird, und das Maas der Verbrechen und ihrer Abscheulichkeit bestimmt. Wenn also dieser Wille nicht frey ist; so darf man ihn auch nicht bestrafen. Ich antworte hierauf, die Gesellschaft ist eine Verbindung vernunftfähiger Wesen, die nach Wohlseyn streben, und unangenehme Empfindungen scheuen. Diese Beschaffenheit derselben macht, daß ihre Willenstriebe modificirt, oder bestimmt werden können, diejenige Richtung anzunehmen, wodurch sie ihre Absicht erreichen. Erziehung, Gesetze, öffentliche Meynung, Beyspiel, Gewohnheit, Furcht, u. s. w. sind die Triebfedern, welche die Menschen modificiren, ihre Willensäußerungen bestimmen, sie zum allgemeinen Guten mitwirken lassen, ihre Leidenschaften leiten, und diejenigen, welche der Gesellschaft schaden könnten, zurückhalten müssen. Diese Triebfedern sind von der Beschaffenheit, daß sie auf alle Menschen wirken, die vermöge ihrer Organisation und natürlichen Anlagen, im Stande sind, Gewohnheiten, Denk- und Handlungsweise, die man ihnen einflößen will, anzunehmen. Alle Wesen unserer Gattung sind der Furcht fähig. Die Furcht der Strafe, oder die Beraubung eines gewünschten Guthes, ist also ein Antrieb, der auf ihre Willensäußerungen und Handlungen nothwendiger Weise mehr oder minder Einfluß haben muß. Sollte es Menschen geben, deren innere Anlagen so verdorben wären, daß sie denen Antrieben, die auf alle übrige Menschen wirken, widerstünden, oder dagegen ohnempfindlich wären, so sind diese nicht geschickt in der Gesellschaft zu leben; sie würden der Absicht der gesellschaftlichen Verbindung entgegen handeln, würden sich als Feinde derselben betragen, würden die Zwecke derselben hindern. Ihre

Mitbürger, die vergebens versucht haben, ihre widerspenstigen und ungeselligen Neigungen dem Interesse der Gesellschaft gemäß zu modificiren, sind also berechtigt, sie als Feinde anzusehen: und das Gesetz, welches der Ausdruck des allgemeinen Willens der Gesellschaft ist, befindet sich also in der Nothwendigkeit, diesen Wesen, auf welche die, ihnen vorgehaltenen Beweggründe nicht den Einfluß gehabt haben, welchen man davon erwarten konnte, Strafen aufzulegen. Und so werden denn also diese Ungeselligen mit Recht gestraft, mit schmerzlichen Empfindungen belegt, und, nach Maasgabe ihrer Verbrechen, als Wesen, die dem Zwecke der Gesellschaft durchaus entgegen streben, behandelt.

Wenn die Gesellschaft das Recht hat, sich zu erhalten, so hat sie auch das Recht, von denen hiezu dienlichen Mitteln Gebrauch zu machen. Diese Mittel sind die Gesetze, welche den Gemüthern der Menschen die schicklichsten Beweggründe vorhalten, sie von schädlichen Handlungen abzuhalten. Hören diese Bewegungsgründe auf, etwas über sie zu vermögen; dann ist die Gesellschaft, um ihres eigenen Wohlstandes Willen, gezwungen, Menschen dieser Art die Macht zu nehmen, ihr zu schaden. Die Handlungen der Menschen mögen entspringen aus welcher Quelle sie wollen, mögen frey oder nothwendig seyn, so werden die Urheber derselben von der Gesellschaft gestraft, wenn sie ihnen vorher solche Antriebe vorgehalten hat, welche hinreichend hätten seyn sollen, vernünftige Wesen zu bestimmen, nun aber sieht, daß diese Antriebe dennoch nicht stark genug gewesen sind, den Regungen ihrer verderbenen Natur Einhalt zu thun. Die Gesellschaft zeigt in diesen ihren Strafen Gerechtigkeit, wenn die Handlungen, von denen sie jene Menschen zurückhalten will, ihr wirklich schädlich sind. Sie hat Recht, sie zu strafen, wenn sie ihnen nur solche Dinge auflegt, oder untersagt, welche der Bestimmung, um ihres gegenseitigen Bestens willen, in Verbindung getretener Wesen gemäß, oder zuwider

wider sind. Auf der andern Seite hingegen, ist das Gesetz nicht berechtiget, diejenigen zu strafen, welchen es nicht die gehörigen Bewegründe, ihren Willen zu bestimmen, vorgehalten hat. Es ist nicht berechtigt, diejenigen zu bestrafen, welche die Sorglosigkeit der Gesellschaft der Mittel beraubt hat, sich zu erhalten, ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeiten zu üben, und zum Nutzen der Gesellschaft zu arbeiten. Das Gesetz ist ungerecht, wenn es diejenigen straft, welchen es weder Erziehung, noch löbliche Vortheile verschafft hat, welchen es nicht die zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendigen Gewohnheiten anzunehmen, Gelegenheit gegeben hat. Das Gesetz ist ungerecht, wenn es die Menschen um Fehler willen bestraft, welche die Bedürfnisse ihrer Natur, und die Einrichtung der Gesellschaft, ihnen nothwendig gemacht hat. Es ist ungerecht und vernunftwidrig, wenn es sie darum bestraft, weil sie sich Neigungen überlassen haben, welche die Gesellschaft selbst, welche das Beyspiel, die öffentliche Meynung, welche die herschenden Sitten u. s. w. gemeinschaftlich in ihnen erregen. Endlich ist das Gesetz ungerecht, wenn es die Strafe nicht nach dem wirklichen Schaden abmißt, der der Gesellschaft zugewiegt worden. Der höchste Grad von Ungerechtigkeit und Thorheit aber, besteht darinne, wenn die Gesetzgebung in dem Grade verblendet ist, daß sie denjenigen Strafe zuerkennt, welche dem Vaterlande nützliche Dienste leisten.

Die Strafgesetze biethen also dadurch, daß sie den Menschen, welche sie der Furcht fähig annehmen, abschrekkende Gegenstände vorhalten, Antriebe dar, durch welche ihre Willensrichtungen so oder anders gestimmt werden können. Die Vorstellung des Schmerzes, der Beraubung der Freyheit, die Furcht des Todes, sind für Wesen von unverdorbenen Anlagen mächtige Hindernisse, welche sich den Reizen ihrer unordentlichen Begierden auf das kräftigste widersetzen. Diejenigen, welche sich da-

durch nicht zurückhalten lassen, sind Wahnsüchtige, Rasende, sind in ihrer Organisation verdorbene Wesen, gegen welche die übrigen Menschen das Recht haben, auf ihrer Huth zu seyn, um sich in Sicherheit zu setzen. Eigentlich so genannter Wahnsinn, ist ohne Zweifel ein unwillkührlicher und nothwendiger Zustand; unterdessen hat es doch noch Niemand ungerecht finden wollen, daß man Menschen, die sich in diesem Zustande befinden, der Freyheit beraubt, obschon ihre Handlungen blos einer Zerrüttung ihres Gehirns beygemessen werden müssen. Die Bösen sind Menschen, deren Gehirn entweder beständig, oder doch dann und wann in Unordnung geräth; man muß sie also in dem Verhältniß strafen, als sie böses thun, und es ihnen auf immer ohnmöglich machen, zu schaden, wenn keine Hofnung mehr vorhanden ist, sie jemals zu einem, dem Endzwecke der Gesellschaft gemäßern Betragen zurück zu bringen.

Ich untersuche hier nicht, wie weit die Bestrafung gehen kann, welche die Gesellschaft denen auflegt, die sie beleidigen. Die Vernunft scheint anzuzeigen, daß das Gesetz gegen die nothwendigen Verbrechen der Menschen so viel Nachsicht zu erweisen hat, als nur mit der Erhaltung der Gesellschaft bestehen kann. Das System der Nothwendigkeit läßt, wie man gesehen hat, die Verbrecher nicht ungestraft; aber es ist sehr geschickt, der Wuth der Barbaren Einhalt zu thun, mit welcher der größte Theil der Nation die Opfer ihrer Rache behandelt. Diese Grausam-

(64) Der größte Theil der Verbrecher betrachtet den Tod nur als eine böse Viertelstunde. Ein Räuber sagte, als er einen seiner Kameraden erblickte, der bey der Hinrichtung nicht Standhaftigkeit genug bezeigte: „habe ich dir nicht „oft gesagt, daß wir bey unserm Handwerk eine Krankheit mehr zu befürchten haben, als andere Menschen!„ Und werden nicht selbst während der Bestrafung eines Diebes, und gleichsam unter dem Galgen, neue Diebstähle begangen? Haben die Nationen, welche mit der Zuerkennung der

Grausamkeit wird noch abgeschmackter, wenn uns die Erfahrung zeigt, daß davon kein Nutzen zu erwarten ist. Die Gewohnheit, schreckliche Strafen mit anzusehen, macht die Verbrecher mit Vorstellungen dieser Art bekannt. Wenn es wahr ist, daß die Gesellschaft das Recht hat, ihren Mitgliedern das Leben zu nehmen; wenn es wahr ist, daß der Tod des Verbrechers, wenn gleich für ihn selbst ohne Nutzen, doch der Gesellschaft vortheilhaft ist, (was man denn aber erst untersuchen müßte,) so fodert doch wenigstens die Menschlichkeit, daß dieser Tod nicht durch unnütze Qualen begleitet werde, mit welchen ihn strenge Gesetze nur zu oft noch beladen. Diese Grausamkeit dient zu nichts, als den Schuldigen, welchen man der öffentlichen Rache aufopfert, ohne allen Nutzen für sich selbst, heftiger leiden zu lassen; ein Anblick, der den Zuschauer erweicht, und ihn Theilnehmung für den armen Unglücklichen einflößt, auf den Bösen aber keinen andern Einfluß hat, als daß die Aussicht der Qualen, welche ihm dereinst bevorstehen, ihn grausamer, blutgieriger, und gegen seine Mitgeschöpfe erbitterter macht. Wenn die Beyspiele der Todesstrafen weniger häufig wären, so würden sie, auch ohne den Zusatz der außerordentlichen Qualen, einen weit mächtigeren Eindruck machen. (64)

Was sollen wir von der ungerechten Grausamkeit einiger Nationen sagen, wo die Gesetze, welche auf den Vortheil aller Glieder überhaupt gerichtet seyn sollten, keinen

der Todesstrafen so vorellig sind, wohl bedacht, daß sie die Gesellschaft jährlich einer großen Menge Menschen berauben, welche durch auferlegte Arbeiten ihr nützliche Dienste leisten, und sie auf diese Weise für das Uebel schadlos halten konnten, das sie ihr ehemals zugefügt haben? Die Leichtigkeit, mit welcher man dem Menschen das Leben nimmt, ist ein Beweiß der Tyranney und Unfähigkeit der Gesetzgeber, welche es bequemer und kürzer finden, die Bürger auszurotten, als auf die Mittel bedacht zu seyn, sie zu bessern.

keinen andern Gegenstand zu haben scheinen, als die besondere Sicherheit des Stärkern; und wo dem Verbrechen keinesweges angemessene Strafen, Menschen unbarmherziger Weise das Leben nehmen, welche die äusserste Noth zu Begehung solcher Handlungen gezwungen hat. So wird bey dem größten Theile der gesitteten Nationen das Leben eines Bürgers mit dem Gelde in eine Wagschaale gelegt. Der Unglückliche, der vor Hunger und Elend beynahe umkommt, wird zum Tode verurtheilt, weil er einem Andern, den er in Ueppigkeit schwimmen sieht, einen armseligen Theil seines Ueberflusses entwandt hat. Und das nennt man in aufgeklärten Gesellschaften **Gerechtigkeit**, oder Verhältniß der Strafen zu den Verbrechen!

Wird nicht diese schreckliche Ungerechtigkeit noch unverzeihlicher, wenn die Gesetze und Gebräuche grausame Strafen gegen Verbrechen bestimmen, welche die schlechten Einrichtungen der Gesellschaft veranlassen und verbreiten? Man kann es nicht oft genug wiederhohlen, daß die Menschen nur darum so sehr zum Bösen geneigt sind, weil alles sich vereinigt, sie zu demselben anzureizen. Sie genießen, genau genommen, in den meisten Ständen gar keiner Erziehung. Der gemeine Mann erhält durch sie keine andern Grundsätze, als die Gebothe einer unverständigen Religion, welche gegen die Neigung des Herzens nur ein schwaches Hinderniß ist. Vergebens ruft ihm das Gesetz zu, sich von fremdem Guthe zu enthalten; seine Bedürfnisse rufen ihm noch stärker zu, daß er sich auf Kosten einer Gesellschaft zu erhalten suchen muß, die nichts für ihn gethan hat, und die ihn verurtheilt, in Mangel und Elend zu schmachten. Oft des Nothwendigen beraubt, sucht er sich durch Stehlen, Räubereyen, Mordthaten schadlos zu halten, und wagt es, auf Gefahr seines Lebens, seine wahren oder eingebildeten Bedürfnisse zu befriedigen, welche, durch so mannigfaltige Umstände, in ihm auf das äußerste erregt werden. Die

Erzie-

Erziehung, deren Vortheile ihm versagt worden sind, hat ihn nicht gelehrt, den Ungestüm seines Temperaments im Zaum zu halten. Ohne alle Begriffe von Schicklichkeit, ohne alle Grundsätze der Ehre findet er kein Bedenken, einem Vaterlande schaden zu wollen, das für ihn eine Stiefmutter ist. Die Heftigkeit seiner Leidenschaften läßt ihn nicht einmahl den Galgen erblicken, der ihn erwartet. Ueberdies sind seine Neigungen zu stark geworden; seine eingewurzelten Gewohnheiten können sich nicht mehr verändern, die Trägheit macht ihn schlaff; die Verzweiflung verblendet ihn, er eilt dem Tode in die Arme; und die Gesellschaft bestraft, mit unverhältnißmäßiger Strenge, einen unglücklichen und nothwendigen Hang, welchen sie selbst in ihm hervorgebracht, oder dem sie doch nicht hinlänglich durch Mittel entgegen gearbeitet und bestritten hat, welche die schicklichsten gewesen seyn würden, dem Herzen beßre Neigungen einzuflößen. So bestraft die Gesellschaft oft Neigungen, welche sie selbst erregt hat, oder die doch erst, durch ihre Nachläßigkeit, in den Gemüthern ihrer Mitglieder sich entwickelt haben. Sie handelt hierinne eben so, wie jene ungerechten Väter, die an ihren Kindern Unarten bestrafen, zu denen sie selbst, durch ihre verkehrte Erziehung, den Grund gelegt haben.

So ungerecht und unvernünftig ein solches Betragen auch scheinen muß; so ist es darum doch nicht minder nothwendig. Die Gesellschaft will, wie sie auch beschaffen ist, und wie fehlerhaft auch ihre Einrichtungen seyn mögen, sich doch, so gut sie kann, erhalten. Sie ist daher genöthigt, die Unordnungen zu bestrafen, welche ihre eignen schlechten Einrichtungen nothwendig hervorbringen. Ohngeachtet ihrer mancherley Vorurtheile und Gebrechen sieht sie doch ein, daß ihre Sicherheit es erfordert, die Verschwörungen derjenigen zu vernichten, welche ihr den Krieg ankündigen. Wenn diese leztern durch nothwendige Neigungen hingerissen werden, die

Gesell-

Gesellschaft zu stöhren und zu beeinträchtigen, so sieht sich diese hinwiederum ihrer Seits, durch das Bestreben sich selbst zu erhalten, genöthiget, diese ihre Feinde aus dem Wege zu schaffen, und mit mehr oder weniger Strenge zu bestrafen, ie nachdem sie die Gegenstände für wichtig, oder ihrem Wohlstande zuträglich hält. Ganz gewiß betrügt sie sich hierinne sehr oft, sowohl in Ansehung der Gegenstände, als auch in Ansehung der Mittel; aber sie betrügt sich alsdenn nothwendiger Weise, entweder aus Mangel der Einsichten, welche sie über ihr wahres Interesse aufklären könnten, oder aus Mangel der Wachsamkeit, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit derjenigen, die ihre Bewegungen leiten. Man sieht hieraus, daß die Ungerechtigkeiten einer blinden und übel eingerichteten Gesellschaft eben so nothwendig sind, als die Verbrechen derjenigen, die diese Gesellschaft beunruhigen und zerrütten. (65) Ein politisches Ganzes, das sich in einem Zustande des Wahnsinns befindet, kann eben so wenig der Vernunft gemäß handeln, als irgend ein einzelnes seiner Mitglieder, dessen Gehirn zerrüttet ist.

Vielleicht wendet man noch ein, daß diese Grundsätze, nach welchen wir alles der Nothwendigkeit unterworfen behaupten, alle Begriffe von Recht und Unrecht, von Guten und Bösen, von Verdienst und Schuld, verwirren, oder gar zerstöhren müssen. Allein ich läugne dieses durchaus. Ohngeachtet der Mensch in allem, was er thut, aus Nothwendigkeit handelt, so sind seine Handlungen doch iedesmal gut, gerecht, verdienstlich, wenn sie auf den Nutzen seiner Mitgeschöpfe und der Gesellschaft, in welcher er lebt, abzwecken, und man kann sich nicht enthalten, sie von denjenigen zu unterscheiden, welche dem

(65) Eine Gesellschaft, welche die Ungebührnisse straft, die sie selbst in ihrem Schoose erzeugt, kann mit denjenigen verglichen werden, die von einer gewissen Krankheit leiden, welche

dem Wohle seiner Mitverbundenen schädlich sind. Die Gesellschaft selbst ist gerecht, gut, liebenswürdig, wenn sie allen ihren Mitgliedern ihre physischen Bedürfnisse, Sicherheit, Freyheit und den Besitz ihrer natürlichen Rechte gewährt. — Denn hierinn besteht die ganze Glückseligkeit, deren die menschliche Gesellschaft fähig ist. — Sie ist ungerecht, schlecht, unserer Theilnehmung unwerth, wenn sie für eine kleine Anzahl partheyisch, und für den größern Theil taub ist. Alsdenn vervielfältigt sie, nothwendiger Weise, ihre Feinde, und nöthigt diese sich durch Begehungen von Handlungen zu rächen, welche sie zu bestrafen gezwungen ist. Die wahren Begriffe von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von moralischem Guten und Bösen, von Verdienst und Schädlichkeit hängen nicht von den willkührlichen Launen einer politischen Gesellschaft ab. Sie gründen sich einzig und allein auf den Nutzen und auf die Nothwendigkeit der Dinge; und durch diese werden die Menschen jederzeit gezwungen werden, zu begreifen, daß es eine gewisse Handlungsweise giebt, welche sie bey ihren Mitgeschöpfen und in der Gesellschaft nothwendig lieben und billigen müssen; indeß es eben sowohl eine andere giebt, welche sie, ihrer Natur nach, hassen und misbilligen müssen. Unsere Vorstellungen von Vergnügen und Schmerz, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Laster und Tugend, haben ihren Grund in der ursprünglichen Beschaffenheit unsers Wesens. Der einzige Unterschied, welcher hierbey statt findet, ist, daß Vergnügen und Schmerz, ohnmittelbar und auf der Stelle, von unserm Gehirn empfunden werden, da hingegen die Vortheile von Gerechtigkeit und Tugend sich uns oft erst nach einer langen Reihe von Betrachtungen, vielfältigen und zusammenge-

che sie nöthiget, das Ungeziefer, von dem sie geplagt werden, zu tödten, ohngeachtet ihre eigene verderbene Beschaffenheit dergleichen in jedem Augenblicke erzeugt.

mengesezten Erfahrungen zeigen, welche gehörig und genau anzustellen eine Menge Menschen wegen irgend eines Fehlers ihrer innern Bildung, oder durch ihre äußern Umstände gehindert werden.

Eine nothwendige Folge eben dieser Wahrheit ist die Bemerkung, daß das System der Nothwendigkeit keinesweges darauf abzweckt, uns in Begehung der Verbrechen zu verhärten, und wie man ihm oft Schuld gegeben hat, die Gewissensvorwürfe zu unterdrücken. Unsere Neigungen sind das Werk der Natur. Der Gebrauch, den wir von unsern Leidenschaften machen, wird durch unsere Gewohnheiten, unsere Meynungen und Vorstellungen bestimmt, die wir bey unserer Erziehung, und durch die Gesellschaft, in welcher wir leben, erhalten haben. Alle diese Dinge haben auf unser Betragen einen nothwendigen und entscheidenden Einfluß. Wenn also unser Temperament uns starker Leidenschaften fähig mache; so werden wir in unsern Bestrebungen heftig seyn, von welcher Beschaffenheit auch sonst unsere spekulativen Meynungen seyn mögen. Was man Gewissensvorwürfe nennt, sind schmerzliche Empfindungen, die in uns durch den Verdruß rege gemacht werden, welchen die gegenwärtigen oder künftigen Würkungen unserer Handlungen in uns erregen. So lange diese Würkungen uns noch vortheilhaft sind, empfinden wir keine Gewissens-Vorwürfe; aber so wie wir überzeugt werden, daß uns unsere Handlungen den Haß, oder die Verachtung anderer zuziehen werden, oder auf eine oder auf die andere Art bestraft zu werden fürchten, dann fühlen wir uns unruhig, und mit uns selbst unzufrieden; wir werfen uns unsere Aufführung vor, erröthen darüber im Grunde unseres Herzens, befürchten die Urtheile von Wesen, auf deren Achtung, Wohlwollen und Zuneigung wir Gewicht zu legen, und für uns von Bedeutung zu halten, gelernet haben. Unsere eigene Erfahrung beweißt uns, daß ein

böser

böser Mensch allen denjenigen verhaßt ist, auf welche seine Handlungen einfließen, und wenn auch diese Handlungen verborgen sind; so wissen wir doch, daß sie es nur selten für immer bleiben. Das geringste Nachdenken zeigt uns, daß es keinen bösen Menschen giebt, der sich nicht seiner Aufführung schämt; der mit sich selbst wahrhaft zufrieden wäre; der nicht das Schicksal des rechtschaffenen Mannes beneidet; der nicht gezwungen wäre einzusehen, daß er die Vortheile sehr theuer bezahlt hat, welche er niemahls, ohne bittere Betrachtung über sich selbst, genießen kann. Er empfindet Schaam; er verachtet, hasset sich selbst; sein Gewissen ist in beständiger Unruhe. Um sich von diesem Grundsatze zu überzeugen, darf man nur betrachten, in welchem Grade die Tyrannen, oder andere Verbrecher, welche mächtig genug sind, um von den Strafen der Menschen nichts zu befürchten zu haben, dennoch die Wahrheit fürchten, und wie weit sie die Vorsicht und Grausamkeit gegen dieienigen treiben, von welchen sie dem öffentlichen Urtheile ausgesezt werden konnten. Sie haben also ein Bewußtseyn ihrer Schuld? Sie wissen also, daß sie hassens- und verachtungswürdig sind? Sie empfinden Gewissensvorwürfe? Ihr Schicksal ist also nicht glücklich! Wohlgesittete Personen erwerben diese Gefühle durch die Erziehung; und sie werden in ihnen durch die herrschenden Meynungen, durch Gewohnheit und Beyspiele, welche sie vor Augen haben, verstärkt. In einer verdorbenen Gesellschaft finden keine Gewissensvorwürfe statt, oder verschwinden doch gar bald; denn die Menschen sind gezwungen, bey allen ihren Handlungen, auf die Urtheile ihrer Mitmenschen Rücksicht zu nehmen. Wir empfinden niemahls Beschämung oder Gewissensvorwürfe, über Handlungen, welche wir von aller Welt gebilligt und ausgeübt sehen. Feile, Geld- und Lohnsüchtige Seelen erröthen unter einer verdorbenen Regierung keinesweges über Niederträchtigkeit, Diebstähle und Raubereien, wo Verbrechen die-

ser Art einmal im Schwange gehen. Niemand schämt sich in einer ausschweifenden Nation eines Ehebruchs; Niemand macht sich in einem abergläubischen Lande ein Bedenken, um Meynungen willen einen Meuchelmord zu begehen. Dies beweißt also, daß unsere Gewissensvorwürfe, so wie auch die wahren oder falschen Begriffe, welche wir uns von Anständigkeit, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit u. s. w. machen, nothwendige Folgen unseres durch die Gesellschaft, in welcher wir leben, modificirten Temperaments sind. Mörder und Diebe empfinden, unter sich, weder Beschämung noch Gewissensvorwürfe.

Alle Handlungen der Menschen sind also, daß ich dieses abermals wiederhohle, nothwendig. Diejenigen Handlungen, welche jederzeit nützlich sind, oder zu dem wahren und dauerhaften Glücke unserer Gattung beytragen, werden **Tugenden** genannt, und gefallen nothwendig allen denjenigen, die die Folgen derselben empfinden, ausgenommen, wenn ihre Leidenschaften oder Vorurtheile sie nöthigen, darüber auf eine, der Natur der Dinge ganz widrige Art zu urtheilen. Jeder Mensch handelt und urtheilt, nothwendiger Weise, nach Maasgabe seines eigenthümlichen Zustandes, und nach den wahren oder falschen Begriffen, welche er sich von der Glückseligkeit bildet. Es giebt nothwendige Handlungen, welche wir uns gezwungen fühlen, zu billigen; es giebt andere, welche wir, wider unsern Willen, uns gezwungen fühlen zu tadeln. Der gute und der böse Mensch handelt aus gleich nothwendigen Beweggründen; sie gehen blos in ihrer Organisation und ihren Begriffen über Glückseligkeit von einander ab. Wir lieben den einen eben so nothwendig, als wir den andern verabscheuen. Das Gesetz unserer Natur, welches will, daß ein Empfindungsfähiges Wesen, ohne Unterlaß, auf seine Erhaltung streben soll, hat ohnmöglich den Menschen die Macht der Wahl, oder die Freyheit lassen können, Schmerz

dem Vergnügen, Laster dem Nutzen, Verbrechen der Tugend vorzuziehen. Die ursprüngliche wesentliche Beschaffenheit des Menschen ist es also, die ihn nöthiget, nützliche Handlungen von schädlichen zu unterscheiden.

Dieser Unterschied findet selbst in den verdorbensten Gesellschaften statt, wo die Ideen von Tugend, wie sehr sie auch in Beziehung auf die äußere Aufführung verwischt scheinen, dennoch in den Gemüthern dieselben bleiben. Wir wollen uns einmahl einen Menschen vorstellen, der mit Vorbedacht ein boshaftes Leben einschlägt, und bey sich selbst glaubt, daß es Thorheit sey, in einer verdorbenen Gesellschaft der Tugend anhangen zu wollen. Er soll geschickt und glücklich genug gewesen seyn, während einer langen Reihe von Jahren dem Tadel und der Strafe entgangen zu seyn. Aller dieser günstigen Umstände ohngeachtet, behaupte ich, daß ein solcher Mensch weder glücklich, noch mit sich selbst zufrieden gewesen seyn kann. Er hat nothwendig in beständiger Furcht, innerem Streite, und unruhiger Besorgniß gelebt. Wie viele Vorsicht, Verwirrungen, Anstrengung und Sorgfalt hat er nicht in diesem beständigen Ringen gegen seine Mitgeschöpfe anwenden müssen, von denen er entdeckt zu werden befürchten mußte. Und laßt uns ihn fragen, was er von sich selbst denkt? Wir wollen uns dem Bette dieses sterbenden Bösewichts nähern, und ihn fragen, ob er sich wünsche, unter gleichen Umständen ein so quaalvolles Leben von neuem zu beginnen. Wenn er aufrichtig ist, so wird er gestehen, daß er weder Ruhe, noch Wohlseyn, genossen; daß jedes Verbrechen ihm Unruhe und schlaflose Nächte gekostet hat, daß diese Welt für ihn nur ein langer Auftritt von Kümmernissen und Leiden gewesen ist; daß ein ruhiges Leben, bey Wasser und Brode, ihm ein vorzüglicheres, besseres Loos zu seyn scheint, als Reichthümer, Ansehen und Ehrenstellen, auf die gewöhnlichen Bedingungen zu erwerben. Wenn ein Bösewicht dieser

Art, ohngeachtet des scheinbaren guten Erfolgs, sein Schicksal bedauernswürdig findet, was sollen wir von dem Schicksale derjenigen denken, denen weder die gleichen Auswege, noch die gleichen Vortheile zu Gebothe gestanden haben, ihre Entwürfe glücklich auszuführen.

Das System der Nothwendigkeit ist also nicht allein wahr, und auf gewisse unumstösliche Erfahrungen gegründet; sondern giebt auch eine unerschütterliche Grundlage für die Moral ab. Weit entfernt, die Grundfesten der Tugend zu erschüttern, sezt es vielmehr die Nothwendigkeit derselben in das helleste Licht. Es zeigt uns die unveränderlichen Empfindungen, welche die Tugend in uns erregen muß; Empfindungen, welche so stark sind, daß alle die Vorurtheile, alle die Laster unserer bürgerlichen Einrichtungen dieselben kaum aus dem Herzen verdrängen können. Wenn wir die Vortheile der Tugend verkennen, so liegt die Schuld hievon ganz an den Irrthümern, welche man uns eingeflößt hat, und an den unvernünftigen Einrichtungen der Gesellschaft. Alle unsere Verirrungen sind unvermeidliche, und nothwendige Folgen der Irrthümer und Vorurtheile, welche mit uns gleichsam in Eins zusammen gewachsen sind. Wir haben also nicht Ursache, unsere Natur anzuklagen, daß sie uns böse macht; die unglücklichen Vorurtheile, welche man uns mit der Muttermilch einflößt, sind es, die uns ehrgeizig, habsüchtig, neidisch, stolz, ausschweifend, verfolgend, hartnäckig in unsern Vorurtheilen, andern lästig, und uns selbst schädlich machen. Die Erziehung ist es, welche uns den Keim aller derjenigen Laster einpfropft, die uns unser ganzes Leben hindurch quälen.

Man macht dem Systeme der Nothwendigkeit den Vorwurf, daß es die Menschen muthloß mache, die Gemüther niederschlage, die Menschen in Unthätigkeit und Unempfindlichkeit stürze, und die Banden zerstöhre, die uns an die Gesellschaft binden. „Wo alles nothwendig ist,

„sagt

„sagt man uns, da bleibt nichts übrig, als die Dinge ge„hen zu lassen, wie sie wollen, und sich durch nichts rüh„ren zu lassen.„ Aber hängt es denn von mir ab, gleichgültig zu seyn, oder nicht? Steht es in meiner Gewalt, Schmerz zu fühlen oder nicht zu fühlen? Ist es mir möglich, wenn mir die Natur eine theilnehmende, zärtliche Seele gegeben hat, nicht lebhaft für Wesen mitzufühlen, von welchen ich weiß, daß sie zu meinem Glücke unentbehrlich sind. Meine Gefühle sind nothwendig; sie sind das Werk meiner, durch die Erziehung ausgebildeten Natur; meine leicht zu erschütternde Einbildungskraft ist Ursache, daß mein Herz sich zusammenzieht und schaudert, wenn es die Leiden meiner Mitgeschöpfe erblickt; wenn es sieht, wie die Tyranney sie unter die Füße tritt, wie Aberglaube sie verblendet, wie Leidenschaften sie trennen, und Thorheiten sie in einen ewigen Streit verwikkeln. Ohngeachtet ich weiß, daß der Tod das nothwendige und unausbleibliche Ende aller Wesen ist; so wird meine Seele doch darum nicht minder lebhaft von dem Verluste einer geliebten Gattin, eines Kindes, das der Trost meines Alters seyn sollte, eines Freundes, der meinem Herzen theuer war, gerühret. Ohngeachtet ich weiß, daß die Natur des Feuers es mit sich bringt, zu brennen; so werde ich darum doch nicht glauben, minder eifrig seyn zu dürfen, eine Feuersbrunst aus allen meinen Kräften löschen zu helfen. Ohngeachtet ich fest überzeugt bin, daß die Leiden, welche ich um mich her erblicke, nothwendige Folgen der frühen Irrthümer sind, welche meine Mitbürger eingesogen haben; so werde ich dennoch, wenn mir sonst die Natur den Muth dazu verliehen hat, es wagen, ihnen die Wahrheit zu zeigen. Geben sie ihr Gehör, dann wird diese Wahrheit vielleicht nach und nach das sichere Mittel, diesen Leiden abzuhelfen, indem sie die Wirkungen hervorbringt, welche sie ihrer Natur nach hervorzubringen bestimmt ist.

Wenn die spekulativen Meynungen der Menschen auf ihr Betragen Einfluß hätten, oder ihr Temperament veränderten, dann dürfte man nicht zweifeln, daß das System der Nothwendigkeit nicht für die Menschen von dem vortheilhaftesten Einfluß wäre. Es würde nicht allein die Wirkung haben, den größten Theil ihrer Unruhen verschwinden zu lassen, sondern es würde auch dazu beytragen, Ihnen eine nützliche Unterwerfung und vernünftige Ergebung in die Rathschlüsse des Schicksals einzuflößen, von welchen sie sich, durch ihre zu große Empfindlichkeit, nur zu oft niederreißen lassen. Diese glückliche Unempfindlichkeit würde, ohne Zweifel, etwas sehr wünschenswerthes für Wesen seyn, die eine zu zarte Seele, nur zu oft, zu einem bedauernswürdigen Spiele des Schicksals macht, oder welche zu zarte Organe ohnaufhörlich den harten Schlägen des Unglücks blos stellen.

Aber von allen Vortheilen, welche das menschliche Geschlecht aus der Lehre von der Nothwendigkeit ziehen könnte, wenn es sie auf seine Aufführung anwenden wollte, würde der größte in jener Nachsicht, in jener allgemeinen Duldsamkeit bestehen, die eine nothwendige unausbleibliche Folge der Ueberzeugung seyn müßte, daß **alles nothwendig ist.** Diesem Grundsatze zu folge, würde der Fatalist, wenn er ein gefühlvolles Herz hat, seine Mitgeschöpfe bedauern, über ihre Verirrungen seufzen, ihren Irrthümern entgegen arbeiten, ohne jemals auf sie zu zürnen, oder ihres Elendes zu spotten. In der That, mit welchem Rechte kann er die Menschen hassen, oder verachten? Ist ihre Unwissenheit, sind ihre Vorurtheile, ihre Schwachheiten, ihre Laster, ihre Leidenschaften nicht unvermeidliche Folgen ihrer schlechten Einrichtungen? Werden sie nicht durch die Menge von Uebeln, unter deren Drucke sie seufzen, hart genug bestraft? Sind die Tyrannen, welche ihre Mitgeschöpfe unter ihren eisernen Scepter drücken, nicht die beständigen

Opfer

Opfer ihrer eigenen unruhigen Besorgnisse? Kann irgend ein Böser eines reinen Glücks genießen? fühlen die Nationen nicht ohne Unterlaß die traurigen Wirkungen ihrer Vorurtheile und ihrer Thorheiten? Wird die Unwissenheit und der Haß, welchen die Häupter der Gesellschaft gegen Vernunft und Wahrheit beweisen, nicht durch die Schwäche und den Einsturz der Staaten, bestraft, welche sie beherrschen? Mit einem Worte, der Fatalist wird nicht ohne Seufzen mit ansehen, wie die Nothwendigkeit in jedem Augenblick ihre harten Rathschlüsse den Menschen fühlen läßt, welche entweder ihre Macht verkennen, oder ihre wiederholten Schläge fühlen, ohne die Hand wahrnehmen zu wollen, welche diese Züchtigungen ertheilt. Er wird einsehen, daß die Unwissenheit nothwendig, und die Leichtgläubigkeit eine unausbleibliche Folge derselben ist; daß knechtische Unterdrückung eine Folge der leichtgläubigen Unwissenheit ist; daß die Verderbniß der Sitten eine nothwendige Folge der Unterdrückung ist; und endlich, daß die Leiden der Gesellschaft, und der Glieder derselben, eine nothwendige Folge dieses Verderbnisses sind.

Der Fatalist, der diesen Begriffen treu bleibt, wird also weder ein lästiger Menschenfeind, noch ein gefährlicher Bürger seyn. Er wird seinen Brüdern die Verirrungen verzeihen, zu welchen ihre durch tausend Ursachen verdorbene Natur sie nothwendig hingerissen hat; er wird sie trösten, ihnen Muth einflößen, sie von der Eitelkeit ihrer Grillen zu überzeugen suchen; niemals aber sie mit jener Bitterkeit behandeln, welche die Menschen zurückstößt, statt sie zur Vernunft zu leiten. Der Fatalist wird nie die Ruhe der Gesellschaft stöhren; nie die Völker gegen die Obrigkeit aufwiegeln; er wird einsehen, daß die Verkehrtheit und Verblendung so vieler Volksbeherrscher nothwendige Folgen der Schmeicheley sind, durch welche man sie von Kindheit auf hintergehet, und der nothwendigen Bosheit derjenigen, die die Fürsten belagern, und

sie verderben, um sich ihre Schwächen zu Nutze zu machen; und daß beydes zusammen genommen, unvermeidliche Wirkungen der tiefen Unwissenheit ihres wahren Interesse sind, in welcher alles sich vereiniget, sie zurückzuhalten.

Der Fatalist kann sich auf keine Weise für berechtigt halten, auf seine Gaben oder Tugenden stolz zu seyn. Er weiß, daß diese Dinge nichts anders sind, als Folgen seiner natürlichen Organisation, in wie ferne sie durch Umstände modificirt worden, die eben so wenig in seiner Gewalt gestanden haben. Er wird weder Haß noch Verachtung gegen diejenigen empfinden, die von der Natur und den Umständen nicht so, wie er selbst, begünstiget worden. Niemand hat mehr Auffoderung aus Grundsätzen, demüthig und bescheiden zu seyn, als der Fatalist. Denn ist er nicht gezwungen, einzusehen, wie er sogar nichts besitzet, als was er empfangen hat?

Mit einem Worte, alles muß denjenigen zur Nachsicht zurückführen, welchen die Erfahrung von der Nothwendigkeit der Dinge überzeugt hat. Er sieht mit Wehmuth, daß kriechende und auf ihre Ketten stolze Sklaven, Ehrgeizige ohne Begriffe, von wahrem Ruhm, Geizige und Verschwender, Schwärmer und Wollüstlinge, unvermeidliche Erscheinungen in einer Gesellschaft sind, welche schlecht eingerichtet und schlecht geleitet wird, die knechtisch an Vorurtheilen und unsinnigen Gebräuchen klebt, unvernünftigen Gesetzen unterworfen, durch Despotismus herabgewürdiget, durch Schwelgerey verdorben, und von falschen Meynungen berauscht ist. Ueberzeugt von der nothwendigen Verbindung der Dinge, wird es ihn nicht befremden, zu sehen, wie Nachläßigkeit und Unterdrückung Muthlosigkeit über das Land verbreiten, blutige Kriege dasselbe entvölkern, unnütze Ausgaben es erschöpfen, und die Vereinigung aller der mannigfaltigen Uebel Ursache ist, daß die Nationen überall aus Menschen bestehen, welchen

es eben so sehr an Einsichten, als an Sitten und Tugenden fehlt. Er wird in alle dem nichts weiter sehen, als die Wirkung und Gegenwirkung des Physischen auf das Moralische, und des Moralischen auf das Physische. Mit einem Worte, ein Jeder, der das System der Nothwendigkeit annimmt, wird überzeugt bleiben, daß ein Volk unter einer schlechten Regierung, einem Boden gleicht, der eine Menge giftiger Pflanzen hervorbringt; ja dieser leztern wachsen daselbst in einem solchen Ueberfluß, daß sie einander im Wege stehen, und sich zum Theil wechselseitig ersticken. Nur in einem Boden, der von den Händen eines Lykurgs angebaut ist, sieht man unerschrockene, muthige, uneigennützige, durch Vergnügen nicht irrig geführte Bürger entstehen: da man hingegen auf einem Felde, das von einem Tiber angebauet wird, nichts als Bösewichter, niedrige Seelen, Angeber und Verläumder zu gewarten hat. Der Boden also, oder die Umstände, in welchen sich die Menschen befinden, sind die Ursachen, welche aus ihnen schädliche oder nützliche Werkzeuge machen. Der Weise vermeidet die erstern, gleich jenen schädlichen kriechenden Thieren, deren Natur es ist zu beißen, und ihren Gift um sich her zu verbreiten; er liebt und sucht hingegen die leztern auf, gleich lieblichen Früchten, welche seinem Gaumen einen angenehmen Wohlgeschmack gewähren. Er sieht die Bösen, ohne Zorn, er schäzt wohlthätige Herzen, er weiß, daß der Baum, der in einer trockenen Sandwüste, ohne Pflege, ungestalt, krumm und dürftig aufgewachsen ist, vielleicht seinen Gipfel weit umher ausgebreitet, herrliche Früchte getragen, und dem Wanderer kühlende Schatten gewähret haben würde, wenn sein Keim einen fruchtbarern Boden gefunden, oder unter der sorgsamen Pflege eines weisen Gärtners aufgezogen worden wäre.

Man sage nicht, daß man den Menschen nur erniedrige, wenn man seine Aeußerungen dem bloßen Mecha-

nismus zuschreibe; daß es eine Herabwürdigung seiner Natur sey, ihn mit einem Baume, einem verächtlichen Producte des Pflanzenreichs zu vergleichen. — Dem Philosophen, der von Vorurtheilen frey ist, ist eine solche Sprache fremd, die ohne Zweifel der Unwissenheit dessen, was die wahre Würde des Menschen ausmacht, ihren Ursprung zu verdanken hat. Ein Baum ist ein Gegenstand, der in seiner Art das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Er verdient unsere Zuneigung, wenn er liebliche Früchte und kühlende Schatten bereitet. Jede Maschine ist schätzbar, so wie sie wahrhaft nützlich ist; und die eigentliche Absicht ihrer Bestimmung genau erfüllet. Ja, ich habe den Muth es zu behaupten, der rechtschaffene Mann, der Talente und Tugenden besizt, ist für die Wesen seiner Gattung ein Baum, der ihnen Früchte und Schatten gewährt. Der rechtschaffene Mann ist eine Maschine, deren Triebräder so zusammengesezt sind, daß sie ihre Absicht auf eine Art erfüllen, die uns nothwendig gefallen muß. Nein, ich werde mich nicht schämen eine Maschine dieser Art zu seyn, und mein Herz würde vor Freude zittern, wenn es erwarten dürfte, daß einst die Früchte meiner Betrachtungen meinen Mitgeschöpfen nützlich und erquickend seyn würden.

Die Natur selbst, was ist sie anders, als eine grosse Maschine, von der das menschliche Geschlecht nur ein schwaches Rad ausmacht. Ich sehe in dem, was sie hervorbringt, nichts Verachtliches. Alle Wesen, die aus ihrer Hand hervorgehen, sind gut, edel, vortreflich, so wie sie in dem, ihnen angewiesenen Wirkungskreise beytragen, Ordnung und Zusammenstimmung hervorzubringen. Die Seele mag seyn von welcher Beschaffenheit sie will; man mag sie sich als sterblich oder unsterblich denken, man mag sie als Geist oder einen Theil des Körpers ansehen, immer werde ich diese Seele in einem Sokrates, Aristides, Kato, edel, groß und erhaben finden. Ich werde

werde sie in einem Klaudius, Sejan und Nero niedrig und verächtlich nennen. Ich werde in einem Corneille, Newton, Montesquieu das erhöhete Spiel ihrer Kräfte, und die rege Würksamkeit derselben bewundern. Ich werde über die Herabwürdigung derselben seufzen, wenn ich niedrige Menschen erblicke, die der Tyrannen Weyhrauch streuen, und unter den Füßen des Aberglaubens kriechen.

Alles, was bisher in dem gegenwärtigen Werke ausgeführt worden, beweißt uns auf die einleuchtendste Weise, daß alles nothwendig sey. Alles ist jederzeit in Ordnung, in Beziehung auf die Natur, wo alle Wesen nur die ihnen aufgelegten Gesetze befolgen. Es gehört in den Plan der Natur, daß eine gewisse Erde, ein gewisser Boden liebliche Früchte hervorbringt, indeß ein anderer nur Dornen und gefährliche Pflanzen erzeugt. Eben so hat die Natur gewollt, daß gewisse Gesellschaften weise Männer und Helden hervorbringen sollten, indeß andere nur herabgewürdigte Menschen ohne Kraft und ohne Tugend erzeugen. Ungewitter, Stürme, Winde, Krankheiten, Krieg, Pest und Tod sind, in dem Laufe der Natur, eben so nothwendig, als die wohlthätige Wärme der Sonne, die lächelnde Heiterkeit der Luft, der sanfte Frühlingsregen, fruchtbare Jahre, Gesundheit, Frieden und Leben. Laster und Tugenden, Finsterniß und Licht, Unwissenheit und Wissenschaft sind gleich nothwendig: beyde sind nicht für sich, sondern nur in Beziehung auf besondere Wesen, deren Daseyn sie begünstigen oder zerstöhren, Güther oder Uebel. Das Ganze kann nicht unglücklich seyn, aber es kann Unglückliche in seinem Schooße enthalten.

Die Natur vertheilt also mit derselben Hand das, was wir **Ordnung** und **Unordnung**, **Vergnügen** und **Schmerz** nennen; mit einem Worte, sie verbreitet Kraft ihrer nothwendigen Thätigkeit, Gutes und Böses über die Welt, die wir bewohnen. Wir dürfen ihr in dieser Rücksicht weder Güte noch Bosheit zuschreiben;

noch

noch weniger uns einbilden, daß unser Flehen und unsere Wünsche ihre, ohne Unterlaß nach unveränderlichen Gesetzen, wirkende Kraft aufzuhalten im Stande seyn werden. Wir wollen uns unserm Schicksale unterwerfen, und, wenn wir leiden, nicht zu Träumereyen, welche unsere Einbildungskraft ausgehecket hat, unsere Zuflucht nehmen. Nein, aus der Natur selbst wollen wir Mittel gegen die Uebel schöpfen, die sie uns zuschickt. Wenn sie uns mit Krankheiten heimsuche: so wollen wir in ihrem Schooße den heilsamen Gegenmitteln nachspühren, welche sie zu unserm Besten hervorbringt. Wenn sie uns zu Irrthümern verleitet; so bietet sie uns dafür in der Erfahrung, und in der Wahrheit wirksame Gegenmittel dar, den traurigen Wirkungen derselben Einhalt zu thun. Wenn sie zugiebt, daß das menschliche Geschlecht lange unter der Last seiner Gebrechen und Thorheiten seufzet, so weißt sie ihm dafür in der Tugend das sicherste Gegenmittel an. Wenn die Leiden, welche in gewissen Gesellschaften herrschen, nothwendig sind, so werden diese Gesellschaften, wenn jene Leiden nun den höchsten Gipfel erreichen, sich gleichfalls unwiderstehlich gezwungen fühlen, auf Gegenmittel bedacht zu seyn, welche die Natur nie unterläßt ihnen anzuweisen. Wenn diese Natur einzelen unglücklichen Geschöpfen, die sie sich zu Opfern ausersehen zu haben scheint, das Daseyn unerträglich macht, so bietet sie ihnen dafür in dem Tode eine jederzeit offene Thüre an, durch welche sie sich ihren Uebeln entziehen können, so bald sie an der Heilung derselben verzweifeln.

Fern sey es also von uns, diese Natur als unerbittlich gegen unsere Leiden anzuklagen. Es giebt in ihr kein Uebel, dafür sie nicht denjenigen ein wirksames Hülfsmittel darbiethe, die den Muth haben sich darum zu bemühen, um davon Gebrauch zu machen. Diese Natur befolgt in allen ihren Aeußerungen nothwendige und allgemeine Gesetze. Das physische und moralische Uebel ist

keine

keine Folge ihrer Bosheit, sondern der Nothwendigkeit der Dinge. Das physische Uebel ist nichts anders, als die Unordnung, welche durch physische, uns bemerkliche Ursachen in unsern Organen hervorgebracht wird; das moralische Uebel hingegen ist die Unordnung, welche in uns durch solche physische Ursachen veranlasset wird, deren Spiel uns verborgen ist. Diese Ursachen bringen am Ende jederzeit Wirkungen hervor, welche hinreichend merklich sind, um von unsern Sinnen empfunden zu werden. Die Gedanken und Willensrichtungen der Menschen zeigen sich uns nur durch die unverkennbaren Wirkungen, welche sie in uns, oder in andern Wesen hervorbringen, und die ihrer Natur nach fähig sind, sie aufzunehmen. Wir leiden, weil es die ursprüngliche Beschaffenheit gewisser Wesen mitbringt, die Oekonomie gewisser anderer Wesen zu zerrütten. Wir geniessen, weil gewisse Wesen Beschaffenheiten besitzen, welche unserm Zustande entsprechen. Wir werden gebohren, weil die Natur gewisser Stoffe es mit sich bringt, sich in eine gewisse bestimmte Form zu verbinden. Wir leben, handeln, denken, weil die Beschaffenheit gewisser Zusammensetzungen sie fähig macht, während einer bestimmten Zeit zu handeln, und sich durch gewisse dargebothene Mittel in ihrem Daseyn zu erhalten. Wir sterben endlich, weil ein nothwendiges Gesetz es mit sich bringt, daß alle Zusammensetzungen sich mit der Zeit auflösen und zerstöhren. Aus alle dem ergiebt sich, daß die Natur gegen alle ihre Werke unpartheiisch ist. Sie unterwirft uns, gleich allen übrigen Wesen, ewigen Gesetzen, denen sie uns nicht entziehen komte. Wollte sie diese Gesetze auf einen Augenblick aufheben; so würde von diesem Augenblicke Unordnung in ihrem Schoosse entstehen, und die Harmonie der Natur gestöhret werden.

Dieienigen, welche, unter der Anleitung der Erfahrung, den Wegen der Natur nachspühren, sind allein im Stande,

Stande, die Geheimnisse derselben zu errathen, und nach und nach das oft unmerkliche Gewebe der Ursachen aufzufinden, deren sie sich bedient, ihre größten Erscheinungen hervorzubringen. Oft entdecken wir in derselben, mit Hülfe der Erfahrung, neue Eigenschaften und Handlungsweisen, welche allen vorhergehenden Jahrhunderten unbekannt geblieben sind. Was für unsere Vorfahren außerordentliche Begebenheiten, Wunderdinge, übernatürliche Erscheinungen waren, werden für uns einfache und natürliche Wirkungen, deren Mechanismus und Ursachen uns vollkommen bekannt sind. Es ist den Menschen, durch aufmerksame Beobachtung der Natur, gelungen, die Ursachen der Erdbeben, der abwechselnden Bewegungen des Meeres, der unterirdischen Entzündungen, der Lufterscheinungen und tausend anderer Ereignisse zu entdecken, die, in den Augen unserer Voraltern, ohngezweifelte Zeichen des zürnenden Himmels waren, und, in den Augen des unwissenden gemeinen Mannes, es noch immer sind. Unsere Nachkommen werden, wenn sie die von uns und unsern Vorfahren gemachten Erfahrungen nutzen und berichtigen, noch weiter kommen, und Wirkungen und Ursachen entdecken, die jezt unsern Augen gänzlich verhüllet sind. Vielleicht wird es eines Tages den vereinigten Bestrebungen des menschlichen Geschlechts gelingen, bis in das Innerste der Natur zu dringen, und eine Menge von Geheimnissen zu entdecken, welche sie bisher unsern sorgfältigsten Untersuchungen zu verweigern scheint.

Wenn wir den Menschen aus dem wahren Gesichtspuncte betrachten; wenn wir um Ansehen unbekümmert, nur Erfahrung und die Vernunft zu Rathe ziehen; wenn wir den Menschen durchaus wieder den Gesetzen der Physik, welchen ihn die Einbildungskraft hat entziehen wollen, unterwerfen; so werden wir finden, daß die Erscheinungen der moralischen Welt dieselben Gesetze befolgen, als die Erscheinungen der physischen Welt, und daß

der

der größte Theil der Wirkungen, welche uns Vorurtheile und Unwissenheit als wunderbar und unbegreiflich haben ansehen lassen, wird für uns einfach und natürlich werden. Wir werden einsehen, daß der Ausbruch eines Vulkans, und die Geburth eines Tamerlan, für die Natur eine und eben dieselbe Sache sind. Wenn wir auf die ersten ursprünglichen Ursachen der auffallendsten Ereignisse zurückgehen, welche wir nicht anders, als mit Schrecken auf der Erde wahrnehmen, ich meyne jene schrecklichen Revolutionen und Zerrüttungen, welche ganze Nationen verheeren und vernichten, so muß es uns einleuchtend werden, daß die Willensbestimmungen, welche in dieser Welt die erstaunenswürdigsten und ausgebreitesten Veränderungen bewirken, in ihren ersten Anfängen durch physische Ursachen in Bewegung gesezt worden sind, die wir wegen ihrer Geringfügigkeit verachtet, und nichts weniger als für fähig gehalten haben, so große Erscheinungen hervorzubringen.

Wenn wir die Ursachen nach ihren Wirkungen beurtheilen, so giebt es in dem ganzen Weltall keine kleinen und geringfügigen Ursachen. In einer Welt, wo alles verbunden ist, wo alles wirkt und zurückwirkt, wo alles sich bewegt und verändert, sich verbindet und trennet, sich bildet und zerstöhret, giebt es keinen so kleinen Atom, der nicht eine wichtige und nothwendige Rolle spielte; giebt es keinen so unmerklichen Urstoff, der, unter angemessenen Umständen, nicht die erstaunenswürdigsten Erscheinungen bewirkte. Wenn wir im Stande wären, der ewigen Kette, die alle Ursachen mit den von uns wahrgenommenen Wirkungen verknüpft, zu folgen, ohne irgend eines ihrer Glieder aus dem Gesichte zu verlieren; wenn wir das Ende der unmerklichen Fäden entdecken könnten, welche die Gedanken, Willensrichtungen und Leidenschaften der Menschen, die wir ihren Handlungen zu Folge mächtig nennen, in Bewegung setzen, so würden wir finden,

den, daß wahre Atome die kleinen Hebel sind, deren sich die Natur bedient, die moralische Welt zu erschüttern und in Bewegung zu erhalten. Das unerwartete, aber nicht minder nothwendige Zusammentreffen dieser, den Augen unbemerkbaren Urstoffe, ihre Anhäuffung, Verbindung, Mischung, Gährung u. s. w. die den Menschen, oft ohne sein Wissen und wider seinen Willen, modificiren, sind die Gewichte, welche machen, daß er auf eine bestimmte und nothwendige Weise denkt, will und handelt. Wenn diese seine Willens- und Handlungs-Aeußerungen auf viele andere Menschen Einfluß haben, siehe da, so geräth die moralische Welt in Flammen. Etwas zu viel Schärfe in der Galle eines Fanatikers; ein zu feuriges Blut in dem Herzen eines Eroberers; eine schlechte Verdauung in dem Magen eines Monarchen; eine Grille in dem Kopfe einer Dame sind hinreichende Ursachen, Kriege anzuspinnen, tausende von Menschen auf die Schlachtbank zu liefern, Mauern einzuäschern, Städte in Aschenhaufen zu verwandeln, Nationen in Trauer und Elend zu stürzen, Hunger und Pest hervorzubringen, Verwüstung und Elend, während einer langen Reihe von Jahrhunderten, über die Oberfläche der Erde zu verbreiten.

Die Leidenschaft eines einzelnen Wesens unserer Gattung, dem die Leidenschaften einer großen Anzahl von Menschen zu Gebothe stehen, weiß ohne Mühe ihre Willensrichtungen und Bestrebungen, ihren Absichten gemäß, zusammen zu verbinden, und so über das Schicksal der Bewohner des Erdkreises zu entscheiden. Ein ehrsüchtiger, betrügerischer und wollüstiger Araber giebt seinen Mitbürgern einen Anstoß, durch welchen die ansehnlichsten Gebiethe von Asien, Afrika und Europa verheert, unterwürfig gemacht, und Religionssysteme und Gebräuche eines beträchtlichen Theiles der Welt abgeändert werden. Aber man steige auf die erste Quelle dieser außerordentlichen

denlichen Veränderungen zurück? Welches sind die geheimen Ursachen, die diesen Mann bestimmten, die seine Leidenschaften in Bewegung sezten und sein Temperament bildeten. Wie ist der Stoff beschaffen, aus dessen Zusammensetzung ein Wollüstiger, ein Betrüger, ein Ehrgeiziger, ein Enthusiast, ein Redner, mit einem Worte: ein Mensch entsteht, der sich unter seinen Mitgeschöpfen Ansehen zu verschaffen, und sie zu seinem Zwekke zu leiten weiß. Ohne Zweifel liegt der Grund hiervon in der Beschaffenheit der kleinsten Theile seines Blutes, in dem unsichtbaren Gewebe seiner Fibern, in den mehr oder wenig scharfen Salzen, welche seine Nerven reizen, in der grössern oder geringern Vermischung des brennbaren Wesens, das durch seine Adern wallet. Und diese Urstoffe selbst, woher erhält er sie? Ohne Zweifel aus dem Schoosse seiner Mutter, aus den Nahrungsmitteln, mit denen er auferzogen worden ist, durch das Klima, unter dem er gebohren ist, durch die Ideen, die man ihm beygebracht, durch die Luft, die er eingesogen, und noch aus tausend andern unmerklichen und vorübergehenden Ursachen, welche, in gewissen bestimmten Augenblicken, die Leidenschaften dieses merkwürdigen Menschen bestimmt, und ihn dadurch in den Stand gesezt haben, einen Theil unserer Erdkugel zu verändern.

Wären, in ihren ersten Quellen, so schwachen Ursachen frühzeitig die geringsten Hindernisse entgegen gesezt worden; so würden die wunderbaren Begebenheiten, über die wir erstaunen, sich keinesweges ereignet haben. Ein Anfall von Fieber, welcher durch eine zu sehr in Gährung gerathene Galle verursacht worden wäre, hätte alle Entwürfe des Gesetzgebers der Muselmänner in ihrer Geburth ersticken können. Etwas strengere Diät, ein Glas Wasser, ein Aderlaß wären bisweilen hinreichend gewesen, ganze Königreiche zu retten.

Man sieht also, daß das Schicksal des menschlichen Geschlechts, so wie der einzelen Individuen, aus welchen die Gesellschaft bestehet, in jedem Augenblicke, von unmerklichen Ursachen abhängt, welche von vorübergehenden Umständen hervorgebracht, entwickelt und in Thätigkeit gesezt werden. Wir schreiben ihre Wirkungen dem Ohngefähr zu, und sehen sie als zufällig an; da doch diese Ursachen nothwendig, und nach unabänderlichen Gesetzen wirken. Wir haben oft weder Scharfsinn noch guten Willen genug, den wahren Quellen der Ereignisse nachzuspühren. Wir sehen mit Verachtung auf so schwache Triebfedern, weil wir sie für unfähig halten, so grosse Dinge hervorzubringen. Und doch sind es eben diese verachteten und klein scheinenden Triebfedern, welche in den Händen der Natur und den nothwendigen Gesetzen zu Folge, hinreichend sind, den Weltkreiß zu erschüttern. Die Eroberung eines Gengis-Chan ist eben nicht ausserordentlicher, als das Auffliegen einer Mine, das ursprünglich durch einen schwachen Funken bewirkt wird, der zuerst nur ein einziges Körnchen Pulver entzündet, aber dessen Feuer sich bald vielen tausenden benachbarten Körnern mittheilt, deren vereinigte und zusammengesezte Kräfte am Ende Mauern, Städte, Berge in die Luft sprengen und zertrümmern.

Das Schicksal des menschlichen Geschlechts sowohl, als des einzelen Menschen, hängt also in jedem Augenblicke von unmerklichen Ursachen ab, welche so lange in dem Schooße der Natur verborgen sind, bis sich die Wirkung derselben entwickelt. Das Glück oder das Unglück, das Wohl oder das Wehe eines jeden von uns, und eben so auch ganzer Nationen, ist das Werk von Kräften, deren Wirkung vorauszusehen, zu beurtheilen oder aufzuhalten, wir ähnlich ausser Stande sind. Vielleicht sammlen und verbinden sich in diesem Augenblicke unmerkliche Ursteffe, deren Vereinigung einen Monarchen Lilder, welcher

cher dereinst entweder der Schutzgeist oder der Würgengel eines weitläuftigen Reichs seyn wird. Selbst in Ansehung unseres eigenen Schicksals können wir keinen Augenblick sicher seyn, wir wissen nicht, was in uns vorgeht; kennen weder die Ursachen, welche in unserm Innern wirken, noch die Umstände, wodurch sie in Thätigkeit gesezt, und ihre Kraft-Aeussierungen entwickelt werden; und doch hängt von eben diesen Ursachen, deren Entdeckung uns ohnmöglich ist, das Schicksal unseres Lebens ab. Oft entwickelt ein zufälliges, unvorhergesehenes Verhältniß, in unserer Seele, eine Leidenschaft, deren Folgen nothwendig auf unsere ganze Glückseligkeit einfließen müsse. So kann bisweilen der tugendhafteste Mensch durch eine sonderbare Verbindung unerwarteter Umstände, in einem Augenblicke der größte Verbrecher werden!

Ohne Zweifel wird man diese Wahrheit fürchterlich und schrecklich finden. Aber ist sie im Grunde wohl fürchterlicher, als diejenige, welche uns lehrt, daß wir dieses Leben, an dem wir so sehr hängen, in jedem Augenblicke durch eine unendliche Menge von Zufällen, die wir eben so wenig zu hindern, als vorauszusehen im Stande sind, verliehren können. Das System der Nothwendigkeit macht es dem rechtschaffenen Mann leicht, zu sterben; es zeigt ihm in dem Tode ein sicheres Mittel, sich den Unterdrückungen der Bosheit zu entziehen. Eben dieses System zeigt selbst dem glücklichen Menschen in dem Tode ein Mittel, dem Unglücke zuvorzukommen, das oft das Ende eines langen glücklichen Lebens vergiftet.

Laßt uns also nicht gegen das Gesetz der Nothwendigkeit sträuben; auch wider unsern Willen wird seine Macht uns jederzeit mit sich fortreissen. Wir wollen uns ganz der Natur in die Arme werfen, die Wohlthat annehmen, welche sie uns darbietet, den nothwendigen Uebeln, welche sie uns zutheilt, gleich nothwendige Heilmittel entgegen setzen, welche sie uns dagegen anzuweisen

nicht unterlassen hat. Wir wollen unsern Geist nicht durch unnütze Kümmernisse beunruhigen, wollen mit Maaße genießen, weil der Schmerz, der unser Wesen unzertrennlich begleitet, eine Art von Uebermaaß ist; wollen dem Pfade der Tugend folgen, weil alles uns beweist, daß selbst in dieser Welt, wo wir gezwungen sind, oft verkehrt zu handeln, diese Tugend nothwendig ist, uns mit uns selbst zufrieden und in den Augen unserer Mitgeschöpfe schätzbar zu machen.

Eitler, schwacher Mensch! du dünkst dir frey zu seyn? Ah! siehst du nicht die Menge von Fäden, deren Gewebe dich umwickelt? Siehst du nicht, daß unmerklich kleine Urstoffe dich bilden, unmerklich kleine Urstoffe dich in Bewegung setzen; daß von dir selbst ganz unabhängige Umstände dein Wesen abändern, und dein Schicksal bestimmen? Willst du in der mächtigen Natur, die dich umringt, das einzige Wesen seyn, das ihrer Gewalt widerstehen zu können sich schmeichelt? Oder glaubst du etwa, daß deine schwache Stimme sie nöthigen wird, in ihrem ewigen Gange inne zu halten, oder den Lauf desselben abzuändern?

Dreyzehentes Hauptstück.

Von der Unsterblichkeit der Seele, der Lehre eines künftigen Lebens, der Furcht des Todes.

Alle die Betrachtungen, welche bisher in dem gegenwärtigen Werke aufgestellt worden sind, zeigen uns insgesammt auf das deutlichste, was wir uns von der menschlichen Seele, ihren Aeusserungen und Fähigkeiten für einen Begriff zu machen haben. Alles überzeugt uns auf die unwidersprechlichste Weise, daß ihre Wirkung und Thätigkeit ganz den Gesetzen der übrigen, in der Natur vorhan-

vorhandenen Wesen angemessen ist; daß sie von dem Körper nicht unterschieden werden kann; daß sie mit ihm in gleichem Fortgange entsteht, wächst und sich abändert; und so sollte uns denn auch alles auf den Schluß führen, daß sie auch natürlicher Weise mit ihm untergehet. Unsere Seele geht gleich dem Körper von einem Zustande der Schwäche und Kindheit aus; sie wird in dieser Lage von einer Menge Modificationen und Ideen bestürmt, welche ihr, mittelst ihrer Organe, durch die äußern Gegenstände aufgedrungen werden. Sie sammlet eine Menge Beobachtungen, macht wahre oder falsche Erfahrungen, bildet sich eine gewisse Handlungsweise, nach welcher sie auf eine Art handelt und denkt, durch welche ihr Glück oder Unglück, Vernunftmäßigkeit oder Wahnsinn, ihre Tugenden oder ihre Laster bestimmt werden. Wenn sie dann später hin, mit dem Körper, zu mehrerer Kraft und Reife kömmt, hört sie keinen Augenblick auf mit diesem ihren Gefährten angenehme und unangenehme Empfindungen, Vergnügen und Schmerz zu theilen. Der Zustand desselben ist ihr daher bald behäglich, bald mißbehäglich; sie ist gleich ihm gesund und krank, gespannt oder kraftlos, wachend oder schlafend. Der Mensch verlischt gleichsam in dem höhern Alter. Seine Fibern und seine Nerven werden starr; seine Sinne stumpf; sein Auge trübt sich, sein Gehör stockt; seine Ideen trennen sich von einander; sein Gedächtniß verschwindet; seine Einbildungskraft erstirbt. — Was wird nun in diesem Zustande aus seiner Seele? Ah! leider wird sie mit dem Körper gleich schwerfällig, gleich ihm träge und unthätig, verrichtet sie gleich ihm ihre Geschäfte nur mit vieler Mühe. Genug dieses Wesen, das man so eifrig bemüht gewesen ist von dem Körper zu unterscheiden, erfährt mit ihm gleiche Veränderungen. Ohngeachtet so einleuchtender Beweise von der Materialität oder Identität der Seele mit dem Körper, haben doch einige Philosophen sich einfallen lassen, zu behaupten, daß wenn gleich der Körper ver-

gänzlich sey, die Seele dennoch nicht untergienge; behauptet, daß dieser Theil unserer Selbst das besondere Vorrecht hätte, unsterblich zu seyn, und von der Zerstöhrung und der Veränderung der Form, welcher wir, wie alle andere natürliche Körper unterworfen sind, nichts zu befürchten haben. Und so überredete man sich, daß diese privilegirte Seele nicht sterbe. Ihre Unsterblichkeit schien besonders denjenigen ganz ungezweifelt, die das Wesen derselben für geistig hielten. Nachdem diese Herren die Seele zu einem einfachen, unausgedehnten, theillosen und von allem, was wir sonst kennen, verschiedenen Wesen gemacht hatten, behaupteten sie nun auch, daß sie denen Gesetzen nicht unterworfen wäre, die wir bey allen andern Wesen finden, deren steie Auflösung uns die Erfahrung vor Augen legt.

Weil die Menschen in sich selbst eine geheime Kraft fühlten, durch welche die Bewegungen ihrer Maschine, auf eine ihnen selbst unsichtbare Weise bewirkt und hervorgebracht werden; so glaubten sie die ganze Natur, deren innere Kraft und Thätigkeit ihnen unbekannt war, werde in ihren Aeußerungen durch eine der menschlichen Seele gleichförmige Thätigkeit in Bewegung gesezt, welche auf diese große Maschine eben so wirke, wie die Seele auf ihren Körper. So wie der Mensch sein eigenes Wesen verdoppelte, so dachte er sich nun auch die Natur doppelt. Er unter-

(66) Es scheint, daß Moses, so wie auch die Aegyptier, der Meynung, von dem göttlichen Ausflusse der Seele, zugethan waren. Ihm zu folge, bildete Gott den Menschen aus Erde; verbreitete über sein Angesicht den Hauch des Lebens; und der Mensch ward lebendig und beseelt. S. Genes. 2. 7. Die Christen verwerfen indessen heutiges Tages das System des göttlichen Ausflusses, weil es ihrer Meynung nach eine Theilbarkeit der Gottheit voraussetzt. Ueberdies bedarf ihre Religion einer Hölle, um die Seelen der Bösen zu quälen, und es hätte also ein Theil der Gottheit, in Gemeinschaft mit den Seelen der Verworfenen, welche sie ihrer eigenen Rache aus-

unterschied sie von ihrer eigenthümlichen Thätigkeit; trennte sie von ihrer ursprünglichen Bewegkraft; und kam nach und nach dahin; sich die leztere als geistig zu denken. Dieses von der Natur verschiedene Wesen, wurde als die Seele der Welt, und die Seelen der Menschen, als aus dieser allgemeinen Seele ausgeflossene Theile, angesehen. Diese Meynung über den Ursprung der menschlichen Seele steigt in das riesste Alterthum zurück. Es war die Meynung der Aegypter, Chaldäer, der Juden (66) und überhaupt des größten Theils der morgenländischen Weisen. In ihren Schulen schöpften Pherecydes, Pythagoras Plato und andere Philosophen diese der Eitelkeit und der Einbildungskraft der Menschen so schmeichelnde Lehre. Der Mensch hielt sich nunmehr für einen Theil der Gottheit und glaubte sich, gleich ihr, in einem Theile seines Wesens unsterblich. Die späterhin erfundenen Religionen thaten indessen auf diese Vortheile Verzicht; weil sie dieselbe mit andern Theilen ihrer Systeme für unerträglich hielten. Sie behaupteten, der Beherrscher der Natur, oder die höchste Bewegkraft derselben sey nicht die Seele der Welt; vielmehr schaffe Gott, Kraft seiner Allmacht, die menschlichen Seelen in dem Maaße, als er die Körper hervorbrächte, welche von ihnen belebt werden sollten; und nun lehrte man, daß die auf diese Weise entstandenen Seelen durch eine Wirkung derselben Allmacht das Vorrecht der Unsterblichkeit zu geniessen hätten.

aufopfert, verdammt werden müssen. Ohnerachtet Moses durch die angeführten Worte anzuzeigen scheint, daß er die Seele für einen Theil der Gottheit halte, so finden wir doch nicht, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele in einer von denen ihm beygelegten Schriften angeführt werde. Die Juden scheinen erst während der Babylonischen Gefangenschaft die Lehre von künftigen Belohnungen und Strafen angenommen zu haben; eine Lehre, welche Zoroaster unter den Persern einführte, die aber der jüdische Gesetzgeber entweder selbst nicht kannte, oder doch seiner Nation mitzutheilen nicht vor gut befand.

Doch diese verschiedenen Meynungen über den Ursprung der Seele mögen so oder anders beschaffen gewesen seyn, genug diejenigen, welche die Seele für einen Ausfluß der Gottheit hielten, glaubten, daß sie nach dem Tode des Körpers, den sie gleichsam für die Hölle oder das Gefängniß derselben ansahen, wieder in den Schooß ihrer Urquelle zurückkehre. Diejenigen hingegen, welche ohne die Meynung von einem göttlichen Ausflusse der Seelen anzunehmen, ihnen jedoch Geistigkeit und Unsterblichkeit zugestanden, waren genöthigt eine Region, und Aufenthalt für die Seelen anzunehmen, welche ihre Einbildungskraft ihren Hofnungen und Besorgnissen, Wünschen und Vorurtheilen gemäß, ausmahlte.

Nichts kann der gemeinen Denkungsart angemessener seyn, als die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, kein Wunder daher, daß sich die Lehre von einem andern Leben so allgemein verbreitet hat. Da die Natur allen Menschen einen lebhaften Trieb für ihre Erhaltung eingepflanzt hat; so ist auch der Wunsch eines immer fortgesetzten Daseyns hievon eine nothwendige Folge. Dieser Wunsch verwandelte sich gar bald in Gewißheit; und darinn, daß die Natur uns den Wunsch immer fortzudauern eingeprägt hatte, glaubte man einen hinlänglichen Beweiß zu finden, daß der Mensch nie aufhören werde fortzudauern. „Unsere Seele, sagt Abbadie, hat keine Wünsche ohne Ursache erhalten; sie wünscht natürlicher Weise ein ewiges Leben„; und hieraus schließt er denn, mittelst einer sehr sonderbaren Logik, daß dieser Wunsch nicht fehlen

(67) Cicero hatte noch vor Abbadie gesagt: *naturam ipsam de immortalitate animorum tacitam judicare; nescio quomodo inhaereat in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium. Permanere animos arbitramur consensu nationum omnium. Tuscul. quaest.* lib. 1. Die Idee von der Unsterblichkeit der Seele wird hier schon in eine angebohrne Idee verwandelt: und doch siehet eben dieser Cicero den

fehlen könne, erfüllt zu werden. (67) Wie dem auch sey; so war es doch unter solchen Umständen sehr natürlich, daß die Menschen diejenigen sehr aufmerksam anhörten, welche ihnen ein, ihren Wünschen so angenehmes System verkündigten. Wir dürfen indessen den Wunsch fortzudauern, der der Natur des Menschen so eigenthümlich ist, und jederzeit bleiben wird, nicht für übernatürlich halten, und nicht erstaunen, daß der Mensch eine Hypothese, die ihm mit der Aussicht, daß dieser Wunsch einst befriediget werden wird, schmeichelte, äußerst begierig annahm. Aber wir würden unrecht haben, daraus schließen zu wollen, daß dieser Wunsch ein ungezweifelter Beweiß von der Wirklichkeit eines künftigen Lebens sey, mit dem sich die Menschen nur zu viel für das Glück ihres gegenwärtigen Lebens, beschäftigen. Der heiße Wunsch der Fortdauer ist in uns blos eine natürliche Folge des Strebens eines jeden fühlenden Wesens, dessen ursprüngliche Kraft vorzüglich auf seine Erhaltung gerichtet ist. Dieser Wunsch richtet sich in den Menschen nach der Energie ihrer Seele, oder nach der Stärke ihrer Einbildungskraft, die immer bereit ist, dasjenige zu realisiren, was sie lebhaft wünschen. Wir wünschen die Fortdauer unseres Körpers; und doch wird dieser Wunsch getäuscht; warum sollte der Wunsch der Fortdauer unserer Seele nicht eben sowohl der Täuschung unterworfen seyn, als jener. (68)

Die einfachsten Betrachtungen über das Wesen unserer Seele sollten uns überzeugen, daß der Gedanke der

den Pherecydes für den Urheber dieser Lehre an.

(68) Der Schluß, dessen sich die Vertheidiger der Unsterblichkeit der Seele bedienen, ist folgender: **Alle Menschen wünschen ewig zu leben: also werden sie auch ewig leben.** Könnte man nicht diesen Grund folgender Gestalt gegen sie kehren, und sagen: Alle Menschen wünschen reich zu werden: also werden sie auch dereinst reich werden.

Unsterblichkeit eine bloße Täuschung ist. Ist unsere Seele wohl etwas anders, als die Grundkraft unserer Empfindungsfähigkeit? Ist denken, genießen, leiden, etwas anders als empfinden? Besteht nicht das Leben in der Zusammenkunft, der einem organisirten Wesen eigenthümlichen Modifikationen und Bewegungen? So wie also der Körper aufhört zu leben, kann nothwendiger Weise die Empfindungsfähigkeit nicht mehr statt finden. Es kann also auch für dieselbe keine Ideen, und mithin auch keine Gedanken mehr geben. Wir erhalten, wie ich in dem vorigen gezeigt habe, unsere Ideen blos durch die Sinne; und wie kann man also behaupten, daß wir dieser Sinne beraubt, doch noch immer Wahrnehmungen, sinnliche Eindrücke und Vorstellungen haben werden? Man hat aus der Seele ein von dem belebten Körper verschiedenes Wesen gemacht. Man hätte ohne Zweifel, mit gleichem Rechte, auch aus dem Leben ein von dem Körper verschiedenes Wesen machen können. Das Leben ist die Summe der Bewegungen des ganzen Körpers; empfinden, und denken, ist ein Theil dieser Bewegungen; mithin hören dieselben bey dem Menschen im Tode, gleich allen übrigen Bewegungen, auf.

In der That, durch welche Schlüsse kann man wohl zu behaupten hoffen, daß eine Seele, die nur mittelst ihrer Organe, empfinden, denken, wollen und handeln kann, dereinst noch Schmerz und Vergnügen empfinden, oder auch nur sich ihres Daseyns bewußt seyn soll, wenn jene Organe, welche diesen Empfindungen mitgetheilt wurden, zerstöhrt und aufgelöst seyn werden? Ist es nicht einleuchtend, daß die Seele von der Anordnung der körperlichen Theile, und von den Verhältnissen abhängt, in welchen sich diese Theile unter einander befinden, um ihre verschiedenen Bewegungen und Aeußerungen gehörig verrichten zu können? Ist dieser organische Bau einmal zerstöhrt; haben wir wohl Grund zu glauben, daß die

Seele

Seele es nicht mit ihm zugleich seyn muß? Sehen wir nicht, während unsers ganzen Lebens, daß diese Seele durch alle Veränderungen, welche in unsern Organen vorgehen, verändert, in Unordnung gebracht, und zerrüttet wird? Und doch bildet man sich ein, daß diese Seele noch handeln, denken, und fortdauern wird, wenn alle diese Organe verschwunden sind!

Man kann ein organisirtes Wesen mit einer Uhr vergleichen, die, wenn sie einmal zerbrochen wird, zu ihrer vorigen Bestimmung nicht weiter geschickt ist. Behaupten, daß die Seele nach dem Tode des Körpers noch empfinden, denken, genießen, oder leiden wird, heißt behaupten, daß eine in tausend Stücke zerbrochene Uhr fortfahren kann zu schlagen, oder die Stunden zu bezeichnen. Diejenigen, welche glauben, daß die Seele ohngeachtet der Zerstöhrung des Körpers fortdauern könne, behaupten offenbar, daß die Modifikation eines Körpers sich erhalten könne, wenn auch das Subjekt derselben zerstöhrt ist. Auf alle Fälle eine unbegreifliche Abgeschmacktheit.

Man würde nicht unterlassen zu sagen, die Fortdauer der Seele, nach dem Tode des Körpers, sey die Wirkung der göttlichen Allmacht; aber das heißt nichts anders, als eine Abgeschmacktheit durch eine willkührliche Hypothese unterstützen. Die göttliche Allmacht, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mag, kann doch immer nicht machen, daß eine Sache zu gleicher Zeit vorhanden, und nicht vorhanden ist; sie kann nicht machen, daß eine Seele ohne die nöthigen Hülfsmittel empfindet oder denkt.

Man höre also auf, uns zu sagen, die Vernunft werde durch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und die Erwartung eines künftigen Lebens, keineswegs beleidigt. Diese Begriffe, welche blos erfunden sind, die Einbildungskraft des gemeinen Mannes angenehm hinzuhalten, oder zu verwirren, können aufgeklärten Köpfen weder überzeugend, noch auch nur wahrscheinlich vorkommen.

men. Eine von den Täuschungen des Vorurtheils freye Vernunft, wird ohne Zweifel durch die Voraussetzung einer Seele beleidigt, welche denket, durch angenehme oder unangenehme Empfindungen bewegt wird, sich mit Ideen beschäftigt ohne Organe zu haben, das heißt, in einem Zustande, wo sie der einzigen bekannten Mittel beraubt ist, mittelst welcher es ihr möglich ward, Wahrnehmungen, sinnliche Eindrücke und Ideen zu erhalten. Wenn man hiergegen einwendet, es könne ja andere übernatürliche oder unbekannte Mittel dieser Art geben; so antworte ich, daß diejenigen, welche dergleichen willkührliche Mittel, der von dem Körper getrennten Seele Ideen zu überliefern, annehmen, doch davon so wenig Begriffe haben, als wir andern, die wir dieselben läugnen. So viel ist wenigstens einleuchtend, daß alle diejenigen, welche die angebohrnen Begriffe verwerfen, nicht, ohne offenbaren Widerspruch gegen ihre Grundsätze, der so ungegründeten Lehre von der Unsterblichkeit der Seele beypflichten können.

Ohngeachtet der Tröstungen, welche so viele in der Vorstellung eines ewigen Daseyns, und einer ewigen Fortdauer zu finden vorgeben, und ohngeachtet der festen Ueberzeugung, welche so viel andere davon, daß ihre Seele ihren Körper überleben werde, zu haben versichern, sind doch dergleichen Menschen über die bevorstehende Auflösung ihrer Körper nicht wenig besorgt, und sehen ihrem Tode, welchen sie sich als das Ende einer Menge Leiden wünschen sollten, nichts weniger als gleichgültig entgegen. So wahr ist es, daß das Wirkliche und Gegenwärtige, selbst wenn es mit Leiden verbunden ist, doch offenbar weit mehr Eindruck auf die Menschen macht, als die schönsten Träume einer Zukunft, die nur hinter den dunkeln Wolken der Ungewißheit erscheint. Ohngeachtet der vorgeblichen Ueberzeugung, welcher sich die religiösesten Menschen in Ansehung einer glückseligen Ewigkeit rühmen, hindern doch diese schmeichelhaften Hofnungen sie nicht mit Furcht

und

und Schauder erfüllt zu werden, wenn sie an die nothwendige Auflösung ihrer Körper zu denken veranlaßt werden. Der Tod war von je her für diejenigen, die den Nahmen Sterbliche führen, die gräßlichste Aussicht. Sie sehen ihn als eine seltsame, der Ordnung der Dinge widrige, und der Natur entgegengesetzte Erscheinung an; mit einem Worte als eine Wirkung der himmlischen Rache, oder als den **Sold der Sünde** Ohngeachtet alles ihnen hätte beweisen sollen, daß dieser Tod unvermeidlich sey, so konnten sie sich doch nie zu der Vorstellung desselben gewöhnen; nie ohne Zittern daran denken; und die Zuversicht, eine unsterbliche Seele zu besitzen, both ihnen nur wenig Trost für den Verlust ihres vergänglichen Körpers dar. Zwey Ursachen trugen noch besonders bey, ihre Besorgnisse zu unterhalten und zu vermehren. Die eine ist, daß dieser gemeiniglich mit Schmerzen begleitete Tod sie einem Daseyn entreißt, mit dem sie zufrieden sind, das sie kennen, zu dem sie sich gewöhnt haben. Die andere Ursache, ist die Ungewißheit des Zustandes, der auf ihr gegenwärtiges Daseyn folgen soll.

Der berühmte Bako sagt: Die Menschen fürchteten den Tod aus eben der Ursache, aus welcher Kinder die Finsterniß fürchten. (69) Wir scheuen uns vor allem, was wir nicht kennen. Wir wünschen hell und deutlich in allen Dingen zu sehen, um uns gegen die Gegenstände, die uns schaden möchten, in Acht nehmen zu können, oder im Stande zu seyn, uns diejenigen zu verschaffen, welche wir uns für zuträglich halten. Der Mensch, der sein Daseyn empfindet, kann sich von seinem Nichtdaseyn gar keinen Begriff machen. Dieser Zustand beunruhigt ihn, und seine Einbildungskraft legt nun, in Ermangelung der Erfah-

(69) Nam veluti pueri trepidant, atque omnia caecis
In tenebris metuunt: sic nos in luce timemus
Interdum, nihilo quae sunt metuenda magis. —

Lucretius lib. 3. vs. 87. sq.

Erfahrung, Hand an das Werk, ihm diesen ungewissen Zustand angenehm oder unangenehm auszumahlen. Gewöhnt zu denken, zu empfinden, thätig zu seyn, der Gesellschaft zu genießen, kann sich der Mensch kein größeres Unglück denken, als eine Auflösung, die ihn der Gegenstände und Empfindungen beraubt, welche seine gegenwärtige Natur ihm unentbehrlich gemacht hat; eine Vernichtung, die ihn des Bewußtseyns seines Wesens beraubt; ihm seine Vergnügungen entzieht, und ihn in das Nichts hinabstürzet. Immer sieht der Mensch dieses Nichts, selbst unter der Voraussetzung, daß er von allen Leiden frey seyn wird, als eine trostlose Einöde, als einen Abgrund tiefer Finsternisse an; er denkt sich daselbst von allen verlassen, aller Hülfe beraubt, und ganz unter dem Gefühl dieser schrecklichen Lage erliegend. Allein ist nicht der tiefe Schlaf hinreichend, uns von dem Nichts richtigere Begriffe zu verschaffen? Raubt nicht auch dieser uns alles; schreint er nicht uns für diese Welt, und diese Welt für uns zu vernichten? Ist der Tod etwas anders, als ein tiefer fortdauernder Schlaf? Blos der Mangel richtiger Begriffe von dem Tode, ist Ursache, daß der Mensch ihn so sehr fürchtet. Ohnmöglich könnte diese Furcht bey richtigen Begriffen von der Beschaffenheit dieses Zustandes fortdauern. Allein der Mensch kann sich einen Zustand, in welchem man gar nicht empfindet, keinesweges denken; er glaubt also, daß, wenn er nicht mehr vorhanden seyn wird, er dennoch Gefühl und Bewußtseyn in Ansehung der Dinge haben wird, die ihm gegenwärtig so traurig und schauderhaft scheinen. Seine Einbildungskraft mahlt ihm die Leichenbegleitung, das Grabmahl, das man für ihn aufwirft, das klägliche Trauergetön, mit welchem man

(70) Neqvidet in vera nullum fore morte alium se
Qui possit vivus sibi se lugere peremptum,
Stansque jacentem, nec lacerari urive dolore.

Lucretius lib. 3. vers. 898. sq.

man ihn in diese stillen Wohnungen begleitet. Und so glaubt er denn, daß diese scheuslichen Gegenstände auf ihn selbst, nach seinem Tode, eben den schmerzlichen Eindruck machen werden, welchen sie gegenwärtig auf seine Sinne machen. (70)

Beruhige dich armer, durch die Furcht getäuschter Sterblicher! wenn du einmal todt bist, dann werden deine Augen nicht mehr sehen; deine Ohren nicht mehr hören; und aus der Tiefe deines Sarges wirst du keineswegs Zeuge eines Auftrittes seyn, welchen deine schwermüthige Einbildungskraft dir jezt mit so düsteren Farben mahlet. Du wirst an allem, was in der Welt vorgeht, eben so wenig Antheil nehmen; dich eben so wenig darum bekümmern, was deinem leblosen Staube wiederfährt, als du etwa den Tag vorher thatest, ehe du unter die Wesen der menschlichen Gattung versetzet wurdest. Sterben ist nichts weiter als aufhören zu denken und zu empfinden, zu genießen und zu leiden. Deine Ideen werden mit dir untergehen, und deine Schmerzen dir nicht in das Grab folgen. Denke an deinen Tod, nicht um deine Besorgnisse und deinen Trübsinn zu nähren; sondern dich zu gewöhnen, ihm mit ruhigen Augen entgegen zu sehen, und dich gegen die leeren Schrecken zu sichern, welche die Feinde deiner Ruhe dir einzuflößen bemüht sind.

Die Besorgnisse des Todes sind leere Täuschungen, welche in dem Augenblicke verschwinden sollten, da man dieses ohnvermeidliche Ereigniß aus seinem wahren Gesichtspunkte betrachtet. Ein großer Mann hat die Philosophie durch eine fortgesetzte Betrachtung des Todes erklärt. (71) Er will damit gewiß nicht sagen, daß wir uns traurig mit der Betrachtung unseres Endes, und in der Absicht unsere Schrecknisse zu nähren, beschäftigen sollen.

(71) ΜΕΛΕΤΗ ΤΟΥ ΘΑΝΑΤΟΥ. Lukan sagt: *scire mori sors prima viris.*

sollen. Ohne Zweifel will er vielmehr uns dadurch aufsodern, uns mit einem Gegenstande vertraut zu machen, den uns die Natur unvermeidlich gemacht hat, und uns zu gewöhnen, ihn mit heiterer Stirne zu erwarten. Wenn das Leben ein Gut, wenn es nothwendig ist dasselbe zu lieben; so ist es nicht minder nothwendig, es zu verlassen. Die Vernunft muß uns lehren, uns in die Rathschlüsse des Schicksals ruhig zu ergeben. Unser Wohl erfodert also, daß wir uns gewöhnen, ein Ereigniß ohne Unruhe zu betrachten, das wir, vermöge unserer Natur, nicht vermeiden können. Unser wahrer Vortheil verlangt, daß wir nicht durch anhaltende Besorgnisse ein Leben vergiften, das für uns keinen Reiz haben kann, wenn wir dem Ende desselben nie ohne Schauer entgegen sehen können. Die Vernunft, und unser Vortheil, vereinigen sich uns gegen die willkührlichen Schrecknisse zu sichern, die uns unsere Einbildungskraft in dieser Rücksicht vorhält. Rufen wir diese zu unserer Hülfe; so wird es uns nicht schwer fallen, uns nach und nach an einen Gegenstand zu gewöhnen, der uns nur darum erschüttert, weil wir mit ihm noch nicht bekannt sind, oder weil man uns denselben nur durch die scheuslichen Verkleidungen des Aberglaubens verunstaltet gezeigt hat. Laßt uns ihn also von diesen eitlen Täuschungen entkleiden, und wir werden finden, daß der Tod nichts anders ist, als der Schlaf des Lebens; daß dieser Schlaf durch keinen unangenehmen Traum gestöhrt werden, und kein schmerzliches Erwachen ihm je folgen wird. Sterben heißt schlafen; heißt in jenen Zustand der Unempfindlichkeit wieder zurück treten, in welchem wir uns befanden, ehe wir gebohren wurden, ehe wir Sinne und das Bewußtseyn unseres gegenwärtigen Daseyns erhielten. Eben so nothwendige Gesetze, als diejenigen, welche uns in das Daseyn

(72) *Quid de rerum natura queritur, illa se bene gessit; vita si scias uti, longa est.* vid. *Senec. de brevitat. vitae.* Alles beklaat sich über die Kürze des Lebens und den schnellen Lauf

Daseyn riefen, werden uns in den Schooß der Natur zurückbringen, aus welchem sie uns einst hervorzogen, um uns in der Folge unter irgend einer andern neuen Gestalt wieder hervorzubringen, deren Kenntniß für uns ohne Nutzen seyn würde. Die Natur hat uns, ohne uns um Rath zu fragen, auf einige Zeit in die Reihe der organisirten Geschöpfe gestellt, und wird uns, ohne unsere Einwilligung, wieder aus derselben abtreten lassen, um irgend eine andere Stelle einzunehmen. Wir haben keine Ursache, uns über ihre Härte zu beklagen. Das Gesetz, welchem sie uns unterwirft, ist ein solches, von welchem kein einziges der Wesen, die sie in sich begreift, ausgeschlossen ist. (72) Wenn alles entsteht, und untergeht; wenn alles sich verändert, und zerstöhrt; wenn die Geburth eines Wesens nie etwas anders ist, als der erste Schritt zu seinem Ende; wie könnte der Mensch, dessen Maschine so hinfällig ist, dessen Theile so beweglich und zusammengesezt sind, von dem allgemeinen Gesetz befreyet seyn, nach welchem der Erdkörper, den wir bewohnen, sich verändert, umschmelzt, oder vielleicht zerstöhrt. Armer Sterblicher, der du dir schmeichelst, immer fortzudauern, verlangst du, daß die Natur um deinetwillen ihren Lauf verändern soll? Siehst du nicht in excentrischen Kometen, über welche dein Blick erstaunet, daß die Planeten selbst dem Tode unterworfen sind? Lebe also in Frieden, so lange die Natur es erlaubt, und stirb ohne Schauder, wenn dein Geist durch Vernunft aufgeklärt ist.

So natürlich sich auch diese Betrachtungen einem Jeden darbiethen müssen, so ist doch nichts seltener, als Menschen, die in Ansehung der Schrecknisse des Todes wahrhaft gleichgültig wären. Selbst der Weise zitteret bey

Lauf der Zeit, und doch weiß der größte Theil der Menschen so wenig, was er mit dieser Zeit, und mit dem Leben überhaupt, anfangen soll!

bey der Annäherung desselben; er muß alle Kräfte seines Geistes sammeln, ihm mit Heiterkeit entgegen zu sehen. Wir dürfen also nicht erstaunen, daß der Gedanke des Todes das Gemüth des gemeinern Theils der Menschen so außerordentlich empöhret. Die Vorstellung desselben erschreckt den Jüngling, und verdoppelt den Kummer und die Traurigkeit des mit Schwächlichkeit beladenen Alten. Ja, der leztere fürchtet oft den Tod mehr, als der Jüngling in der Blüthe seiner Jahre. Der Greiß ist zu lange her an dieses Leben gewohnt, und überdieß ist sein Geist schwächer, und hat weniger innere Kraft mehr übrig. Selbst der von Schmerzen zerrissene Kranke, und der vom Unglück niedergedrückte Elende haben selten den Muth, zu dem Tode ihre Zuflucht zu nehmen, den sie doch als das Ende aller ihrer Leiden ansehen sollten.

Wenn wir der Quelle unserer Neugierde nachspühren; so werden wir die Ursache in unserer natürlichen Anhänglichkeit an das Leben, und in dem Mangel der Stärke des Geistes finden, welche, statt erhöhet und gespannt zu werden, durch alles, was uns umgiebt, nur geschwächt und niedergedrückt wird. Alle menschliche Einrichtungen, alle unsere Meynungen, arbeiten einmüthig darauf hin, unsere Besorgnisse zu vermehren, und unsere Vorstellungen von dem Tode schrecklicher und fürchterlicher zu machen. Der Aberglaube ist von je her bemüht gewesen, den Tod unter der schrecklichsten Gestalt zu zeigen. Er mahlt ihn uns als den furchtbaren Zeitpunkt, der allen unsern Vergnügungen ein Ende macht, und uns selbst jedes Schuzzes beraubt, der unerhöhrten Strenge eines unerbittlichen Herrschers überliefert, dessen Rathschlüsse durch nichts gemildert werden. Den Behauptungen des Aberglaubens zu Folge, darf selbst der tugendhafteste Mensch nie mit Zuversicht auf sein Wohlwollen rechnen: Er hat Ursache vor der Strenge seines Gerichts zu zittern. Schreckliche und endlose Strafen werden an den Schlachtopfern seiner eigen-

eigenwilligen Wuth alle jene unwillkührlichen Schwachheiten, oder nothwendigen Fehler rächen, die seinen Zorn entzündet haben. Dieser unversöhnliche Tyrann wird die Schwächen, die augenblicklichen Vergehungen, die Neigungen, die er den Herzen seiner Geschöpfe eingepflanzt hat, die Irrthümer ihres Verstandes, die Meynungen, Begriffe, Leidenschaften, die ihnen von der Gesellschaft, wo er sie gebohren werden ließ, eingeflößt wurden, auf das strengste ahnden. Besonders wird er es ihnen nie verzeihen, ein unbegreifliches Wesen nicht begriffen, oder sich in Ansehung desselben getäuscht, sich unterwunden zu haben, selbst zu denken, und statt ihr Ohr enthusiastischen oder betrügerischen Führern zu leihen, vielmehr die Vernunft zu Rathe gezogen zu haben, die er ihnen doch zum Leitstern ihres Wandels auf dem Pfade dieses Lebens bestimmt hat.

Dieß sind die traurigen Gegenstände, mit welchen der Aberglaube seine unglücklichen und getäuschten Anhänger ohn Unterlaß beschäftigt. Dieß die Besorgnisse, welche die Tyrannen des menschlichen Denkens uns als heilsam aufdringen. Ohngeachtet die Erfahrung zeigt, wie wenig Wirkung diese Begriffe auf das Betragen des größten Theils derjenigen äußern, die sich von demselben überzeugt dünken, oder doch dafür angesehen seyn wollen; so behauptet man doch noch immer, daß eben diese Begriffe der stärkste Damm wären, den man den Ausschweifungen der Menschen entgegen setzen könne. Aber diese Schreme, oder vielmehr diese fürchterlichen Schreckbilder sind, wie wir bald zeigen werden, in Ansehung des großen Haufens durchaus unkräftig, weil dieser nur selten, und in Augenblicken, wo Leidenschaft, Vortheil, Vergnügen oder Beyspiel ihn hinreißen, beynahe niemals sich dieser Begriffe erinnert, oder auf dieselben in seinem Betragen Rücksicht nimmt. Wenn diese Besorgnisse ja wirken, so geschicht es bloß auf diejenigen, die dergleichen

chen Rücksichten nicht bedürfen, um sich des Bösen zu enthalten und das Gute zu thun. Sie machen rechtschafene Herzen zittern, und bleiben auf verderbene ohne Wirkung; sie quälen zarte Gemüther, und lassen verhärtete in Ruhe: sie verwirren einen biegsamen und sanftmüthigen Geist, indeß sie auf den starren und widerspenstigen keinen Eindruck machen: und so beunruhigen sie denn nur diejenigen, welche schon genug Unruhe empfinden, und halten nur solche zurück, die schon durch andere Rücksichten genug zurückgehalten werden.

Diese Begriffe rühren also die Bösen auf keine Weise: wenn sie ja zufälliger Weise auf sie wirken, so vermehren sie bloß die Bösartigkeit ihrer natürlichen Gemüthsart; rechtfertigen sie in ihren eigenen Augen, und leihen ihnen einen Vorwand mehr, sich derselben ohne Furcht und Gewissensbedenklichkeit zu überlassen. In der That, zeigt uns die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte, zu welchem hohen Grad von Ausschweifungen und Unordnungen die menschlichen Leidenschaften steigen, wenn sie durch die Religion beschöniget und losgelassen werden, oder sich wenigstens doch ihrer Hülle bedienen können. Die Menschen sind nie mehr herrschsüchtig, räuberisch, hinterlistig, grausam, aufrührisch u. s. w. gewesen, als wenn sie in der Meynung gestanden haben, die Religion erlaube, oder befehle ihnen wohl gar dergleichen Frevel. Diese Religion gab unter diesen Umständen ihren natürlichen Leidenschaften eine unüberwindliche Kraft, und sie hiengen denselben unter dem geweihten Schutze derselben ungestraft und ohne Gewissensvorwürfe nach. Ja einige der größten Bösewichter glaubten gar dadurch, daß sie ihren abscheulichen Leidenschaften freyen Zügel liessen, den Himmel zu verdienen, in dessen Sache sie sich so eifrig bewiesen hatten; oder hofften durch Verbrechen den Strafen eines Gottes zu entgehen, dessen Zorn sie verdient zu haben glaubten.

Dieß

Dieß sind also die heilsamen Wirkungen, welche die hohen Lehren der Theologie auf die Gemüther der Sterblichen hervorbringen. Diese Betrachtungen können uns zugleich eine Antwort für diejenigen darbiethen, welche sagen: „wenn die Religion den Bösen sowohl als den Guten „den Himmel verspräche, so würde es keine Ungläubigen „in Ansehung des künftigen Lebens geben.„ Wir können hierauf antworten, daß, genau genommen, die Religion eigentlich den Bösen den Himmel gewährt. Nur zu oft räumt sie den unwürdigsten und bösesten Menschen daselbst eine Stelle ein. (73) Sie verstärkt, wie wir gesehen haben, die Leidenschaften der Bösen, indem sie Verbrechen rechtfertiget, welche sie ohne diesen Vorschub zu begehen entweder nicht gewagt, oder doch darüber Reue und Gewissens-Vorwürfe empfinden würden. Nicht zu vergessen, endlich, daß die Diener der Religion den abscheulichsten Menschen Mittel darbiethen, die Strafen von ihren Häuptern abzuleiten, und zur ewigen Glückseligkeit zu gelangen.

Ohne Zweifel kann es auch unter den Ungläubigen eben sowohl, wie unter den Gläubigen Böse geben; aber der Unglaube sezt doch eben so wenig nothwendig Bosheit voraus, als der Glaube Rechtschaffenheit. Es ist vielmehr einleuchtend, daß der Mensch, welcher forschet und selbst denkt, die Bewegungsgründe gut zu seyn, besser kennen muß, als derjenige, welcher sich durch ungewisse Antriebe, oder eigennützige Rücksichten anderer blindlings leiten läßt. Jeder vernünftigen Menschen

(73) Von der Art sind Moses, Samuel, David bey den Juden; Mahomed bey den Muselmännern; bey den Christen, Constantin, Cyrillus, Athanasius, Dominikus, und so viele andere fromme Erobrer und eifrige Verfolger, deren Andenken die Kirche verehrt. Man kann die Liste derselben noch durch die Kreuzfahrer, die Ligvisten u. a. m. ansehnlich vermehren.

muß gar sehr daran liegen, die Meynungen selbst zu untersuchen, von welchen man sagt, daß seine ewige Glückseligkeit so wesentlich verknüpft ist. Findet er diese Begriffe falsch, oder dem gegenwärtigen Leben nachtheilig, so wird er keinesweges schließen, daß, weil er kein künftiges Leben zu fürchten oder zu hoffen hat, er sich in dem gegenwärtigen ungestraft Lastern überlassen dürfe, welche ihm selbst schaden, oder ihm doch die Verachtung und Unwillen seiner Mitmenschen zuziehen werden. Der Mensch, der kein anderes Leben erwartet, erhält dadurch nur noch mehr Aufforderung darauf bedacht zu seyn, sein Daseyn in dem gegenwärtigen Leben, dem einzigen, von dem er Begriffe hat, zu verlängern, und sich seinen Mitmenschen werth zu machen. Indessen hat er schon dadurch, daß er sich von den Schrecknissen, durch die so manche andere beunruhiget werden, befreyet hat, einen großen Schritt zu seiner Glückseligkeit gethan.

In der That schien der Aberglaube ein Gefallen daran zu finden, den Menschen feig, kleinmüthig und leichtgläubig zu machen. Er machte sich es zum Grundsatz, den Menschen ohne Unterlaß niederzuschlagen. Er verdoppelte daher die Schrecknisse des Todes, und sein Scharfsinn die Menschen zu quälen suchte die Bekümmernisse derselben noch jenseit ihres bekannten Daseyns zu verbreiten. Um über die Menschen in dieser Welt desto besser schalten zu können, erfanden also die Diener des Aberglaubens die fabelhaften Behausungen der Zukunft, und behielten sich weislich das Recht vor, dort die Sklaven zu belohnen, welche sich hier unter ihre willkührliche Gesetze gebeuget, und diejenigen zu bestrafen, welche sich gegen ihre Befehle widerspenstig beweisen möchten. Weit entfernt, den Menschen zu trösten, seine Vernunft auszubilden, ihn zu lehren, sich unter die Hand der Nothwendigkeit zu schmiegen, hat die Religion in tausend Ländern nur darauf gearbeitet, ihnen

den

den Tod bitterer und sein Joch schwerer zu machen, das Gefolge desselben mit einer Menge schauderhafter Schreckbilder auszuzieren, und die Annäherungen desselben fürchterlicher zu machen, als den Tod selbst. So ist es dem Aberglauben gelungen, die Welt mit Schwärmern, die sie durch schwankende Versprechungen täuscht, und mit herabgewürdigten Sklaven zu erfüllen, welche sie durch die Furcht eingebildeter Uebel, die nach ihrem Ende erfolgen sollen, im Zaume hält, zu erfüllen. Die Lehre eines künftigen Lebens verhindert die Menschen, sich mit ihrer gegenwärtigen Glückseligkeit zu beschäftigen, und auf die Vervollkommung ihrer Verfassungen und Einrichtungen ihrer Gesetze, ihrer Moral und Wissenschaften bedacht zu seyn. Eitle Grillen halten ihre ganze Aufmerksamkeit an sich gefesselt; sie lassen sich gefallen gegenwärtig unter religiöser und politischer Tyranney zu leiden, unter Irrthümern zu seufzen, im Elend zu schmachten, und das alles in der Hofnung, dereinst in der Zukunft glücklicher zu seyn, und in der festen Ueberzeugung, daß ihre Leiden und ihre sinnlose Erduldung, sie zu einer endlosen Glückseligkeit führen sollen. Sie bilden sich ein, unter der Herrschaft einer grausamen Gottheit zu stehen, welche ihnen ihr künftiges Wohl nur auf Unkosten alles desjenigen, was ihnen gegenwärtig werth ist, zugestehen will. Man hat ihnen diese Gottheit, als den unerbittlichsten Feind des menschlichen Geschlechts abgemahlt; ihnen zu verstehen gegeben, der gegen sie zürnende Himmel müsse ausgesöhnt werden, weil er sie sonst ewig wegen ihrer Bestrebungen, sich von ihren Leiden zu befreyen, strafen würde. Unter diesen Umständen ward die Lehre von einem künftigen Leben, eine der unglücklichsten Irrthümer, von welchen das menschliche Geschlecht befallen werden konnte. Diese Lehre stürzte die Nationen in Sorglosigkeit, Unthätigkeit, Gleichgültigkeit über ihren gegenwärtigen Zustand, oder aber beseelte sie mit wüthender Schwärmerey, durch die sie angetrieben

wurden, sich unter einander selbst aufzureiben, in der Absicht, dadurch den Himmel zu verdienen.

Vielleicht wird man fragen, auf welchem Wege die Menschen dahin gekommen sind, sich so seltsame und so willkührliche Begriffe von einer künftigen Welt zu machen? Ich antworte: daß wir auf alle Fälle keine Begriffe von einer Zukunft haben können, die für uns so gut als nicht vorhanden ist. Es sind also bloß die Begriffe des Vergangenen und des Gegenwärtigen, welche unserer Einbildungskraft den Stoff darreichen, aus welchem sie das erträumte Gebäude der Regionen der Zukunft aufführet. „Wir glauben, sagt Hobbes, daß das, was „ist, jederzeit seyn wird, und daß dieselben Ursachen immer „einerley Wirkung haben würden.„ (74) Es giebt für den Menschen, in seinem gegenwärtigen Zustande, zweierley Arten des Selbstgefühls, eine, die ihm gefällt, und eine, die ihm mißfällt. Er bildet sich also ein, daß diese beyden Arten zu fühlen, ihn auch noch jenseit seines gegenwärtigen Daseyns folgen werden: und so denk't er sich in den Regionen der Ewigkeit zwey verschiedene Wohnplätze; der eine die Behausung der Glückseligkeit, der andere die Behausung des Elendes. Der erstere ist der Aufenthalt der Freunde seines Gottes, der leztere ein Gefängniß, um die Beleidigungen, welche ihm seine unglücklichen Unterthanen zugefügt haben, zu ahnden.

Dieß ist der wahre Ursprung, der unter den Menschen so allgemein verbreiteten Begriffe von einem künftigen Leben. Ueberall finden wir ein Elysium und einen

(74) Wenn wir nach der Analogie schliessen, so gründen sich unsere Urtheile jederzeit auf die oft trügerische Voraussetzung, daß dasjenige, was einmal geschehen ist, immer geschehen wird; und wir sehen es als eine ohngezweifelte Sache an, daß alles, was sich künftig ereignen wird, demjenigen ähnlich seyn muß, was sich bisher ereignet hat.

einen Tartarus, ein Paradieß und eine Hölle; kurz, zwey von einander verschiedene Wohnungen, welche nach der Einbildungskraft der Schwärmer oder Betrüger, die sie erfanden, erbauet, und den Vorurtheilen, Begriffen, Hofnungen und Besorgnissen der Völker, die ihnen glaubten, gemäß eingerichtet sind. Die Indianer dachten sich den erstern dieser Wohnplätze als den Sitz der Unthätigkeit und einer beständigen Ruhe; weil sie, als Bewohner eines heißen Himmelstrichs, in der Ruhe die höchste Glückseligkeit zu finden glauben. Die Muselmänner versprechen sich daselbst sinnliche Vergnügungen, wie diejenigen, welche gegenwärtig die Gegenstände ihrer Wünsche sind. Die Christen hoffen überhaupt unaussprechliche und geistige Freuden; mit einem Worte, eine Glückseligkeit, von der sie selbst keinen Begrif haben.

Die Menschen sahen indessen ein, daß diese Vergnügungen, wie sie auch beschaffen seyn möchten, auf alle Fälle einen Körper voraussezten, wenn die Seele derselben genießen, oder aber die Leiden erfahren sollte, welche man den Feinden der Gottheit bereitet glaubte. Hierdurch entstand die Lehre von der Auferstehung, der zu folge man annahm, daß derselbe Körper, welchen man vor seinen Augen in Fäulniß übergehen und sich auflösen sahe, eines Tages, durch eine Wirkung der göttlichen Allmacht, sich wieder zu einem Ganzen verbinden, der Seele zu einer neuen Hülle dienen, und so, mit ihr gemeinschaftlich, die Belohnungen und Strafen erhalten würde, welche beyde während ihrer ursprünglichen Vereinigung verdient hätten. (75) Diese unbe-

(75) Die Lehre von der Auferstehung scheint im Grunde allen denjenigen entbehrlich zu seyn, welche an das Daseyn von Seelen glauben, die nach ihrer Trennung von dem Körper, empfinden, denken, leiden, oder geniessen; denn diese müssen, gleich Berkeley, voraussetzen, daß die Seele weder

greifliche, und, wie es scheint, von den **Magen** ausgedachte Meynung, findet noch jezt eine Menge Anhänger, die aber dieselbe nie ernstlich geprüfet haben. Noch andere, welche unfähig waren, sich zu diesen erhabenen Begriffen empor zu schwingen, glaubten, daß der Mensch unter verschiedenen Gestalten verschiedene Thiergattungen nach einander beleben, und nie aufhören werde, die Erde, wo er sich jezt befindet, zu bewohnen. Dieß war die Meynung derjenigen, welche die sogenannte **Seelenwanderung** annahmen.

Was den Aufenthalt der unglücklichen Seelen anbetrift, so hat die Einbildungskraft der Betrüger, denen es nur darum zu thun war, die Völker von sich in Abhängigkeit zu erhalten, sich alle Mühe gegeben, die schrecklichsten Bilder zusammen zu häuffen, um die Schilderung desto schauderhafter zu machen. Das Feuer ist unter allen Elementen dasjenige, welches den empfindlichsten Schmerz in uns erregt. Man dachte also, die göttliche Allmacht könne von keiner grausamern Marter, ihre Feinde zu strafen, Gebrauch machen, als von dem Feuer. Das Feuer war also das Aeußerste, bey welchem die Einbildung der Menschen stehen zu bleiben sich genöthiget sahe; und man ist daher ziemlich allgemein über die Behauptung einig gewesen, das Feuer werde dereinst die beleidigte Gottheit rächen, so wie eben dieses Element durch die Grausamkeit und den Wahnsinn der Menschen sie schon oft in der gegenwärtigen Welt rächen muß. (76)

So

weder des Körpers, noch irgend eines äußeren Gegenstandes bedürfe, um Vorstellungen und Begriffe zu haben. Die Anhänger des Malebranche müssen annehmen, daß die verworfenen Seelen die Hölle in Gott sehen, und brennen werden, ohne einen Körper nöthig zu haben.

(76) Hieraus sind ohne Zweifel die Reinigungen mittelst des Feuers entstanden, welche bey einer großen Menge morgenländischer Völker gewöhnlich waren, und von denen noch heutiges Tages, jene Priester des Gottes des Friedens Gebrauch machen, welche grausamer Weise diejenigen

von

So mahlte man sich also die Opfer des göttlichen Zorns, wie sie in brennende Gefängnisse eingeschlossen, sich unabläßig in Feuerwirbel herumwälzen, und in Meere von brennendem Harz und Schwefel gestürzt, den Abgrund der Hölle von ihrem Heulen und Zähnklappen wieder hallen lassen.

Aber, wird man sagen, wie konnten die Menschen sich entschliessen, an ein mit ewigen Quaalen verbundenes Daseyn zu glauben; da es zumal so viele unter ihnen geben mußte, welche ihren eigenen Religionsmeynungen zu folge, Ursache hatten, hierbey für sich selbst zu fürchten. Verschiedene Umstände haben dazu beytragen können, sie dahin zu bringen, so empöhrenden Meynungen beyzupflichten. Erstlich haben nur sehr wenig vernünftige Menschen, wenn sie sich die Mühe genommen haben, von ihrer Vernunft Gebrauch zu machen, eine solche Abgeschmacktheit glauben können; oder aber, wenn sie daran glaubten, so wurde doch immer das Empöhrende, das in diesem Begriffe liegt, durch den Gedanken der göttlichen Barmherzigkeit und Güte in etwas gemildert. (77) Zweitens haben durch Furcht geblendete Völker nie die seltsamsten Lehren im geringsten geprüft, welche sie von ihren Gesetzgebern erhalten, oder von ihren Voraltern überkommen haben. Drittens, sahe jeder Mensch den Gegenstand seiner Schrecknisse nie anders, als in einer künftigen Entfernung, und der Aberglaube ver-

von den Flammen verzehren lassen, welche von der Gottheit nicht dieselben Begriffe haben, wie sie. Es ist eine Folge desselben unsinnigen Wahnes, wenn die bürgerlichen Obrigkeiten die vorgeblichen Heiligthumsschänder, Gotteslästerer, Kirchenräuber, das heißt, Leute, welche keinen Menschen unrecht thun, zum Feuer verdammen, während daß sie diejenigen mit einer weit geringern Strafe belegen, die der Gesellschaft unmittelbar Schaden zufügen. So sehr werden die Begriffe durch den Aberglauben verkehrt!

(77) Wenn, wie die Christen behaupten, die künftigen Quaalen

versprach ihnen überdieß sichere Mittel, der verdienten Pein zu entgehen. Endlich zog der Mensch, gleich jenen Kranken, welche auch an dem peinlichsten Daseyn nicht minder innig hängen, die Vorstellung eines bekannten, schmerzlichen Daseyns, dem Gedanken eines gänzlichen Nichtseyns vor, welches er als das abscheulichste aller Uebel ansahe, weil er sich nie einen Begrif davon machen konnte, oder weil seine Einbildungskraft ihn dieses Nichtseyn als ein verworrenes Gemisch aller möglichen Leiden darstellte. Ein bekanntes Uebel, wie groß es auch seyn mag, beunruhigt die Menschen weniger, besonders wenn ihnen einige Hofnung übrig bleibt, demselben auszuweichen, als ein Uebel, das sie gar nicht kennen, und worauf also ihre Einbildungskraft mit aller Macht und Anstrengung losarbeitet, ohne jedoch demselben das geringste Gegenmittel vorhalten zu können.

Man sieht also, daß der Aberglaube weit entfernt, die Menschen über die Nothwendigkeit zu sterben, zu trösten, nur durch alle die Schrecknisse die Uebel verdoppelt, welche sie, ihm zu folge, nach dem Tode zu gewarten haben. Diese Schrecknisse sind so mächtig, daß die Unglücklichen, welche an diese furchtbahren Lehren glauben, wenn sie anders ihren angenommenen Grundsätzen treu bleiben, ihre Tage unter Thränen und Seufzen zubringen. Was sollen wir von jener, für die Gesellschaft so äußerst gefährlichen, und doch von so vielen Völkern ange-

Quaalen, sowohl der Dauer, als der Stärke nach, unendlich seyn sollen; so folgt hieraus nothwendig, daß der Mensch, der ein endliches Wesen ist, nicht unendlich leiden kann. Gott selbst kann ihm diese Unendlichkeit nicht geben, wenn er es sich auch noch so sehr angelegen seyn lassen wollte, die Menschen ewig, um Fehler willen, zu strafen, deren Folgen doch gleichfalls nur endlich, und durch die Zeit beschränkt sind. Eben dieser Grund findet auch gegen die Freuden des Paradieses statt, wo ein endliches Wesen einen unend-

angenommenen Meynung sagen, welche ihnen verkündiget, daß jene strenge, rachsüchtige Gottheit sie in jedem Augenblicke wie ein Dieb überfallen, und ihr hartes Gericht über die Erde halten könne? Kann es Vorstellungen geben, welche nur darauf abzwecken, die Menschen zu erschrecken, niederzuschlagen, und ihnen den Wunsch nach Verbesserung ihres Schicksals zu nehmen, als die traurige Aussicht einer Welt, die in jedem Augenblick im Begrif ist zerstöhrt zu werden, und einer Gottheit, die über den Trümmern der ganzen Natur die Menschheit richtet? So sind jedoch die traurigen Vorurtheile beschaffen, welche die Köpfe der Nationen seit tausenden von Jahren eingenommen haben. Diese Vorurtheile sind so gefährlich, daß, wenn nicht die Menschen durch eine glückliche Ungleichheit in ihrem Betragen von diesen trostlosen Begriffen abwichen, sie nothwendig zu der schändlichsten Sinneserniedrigung herabsinken würden. Welchen Antrieb könnten sie haben, sich um eine vergängliche Welt zu bekümmern, die mit jedem Augenblicke einsinken kann, oder darauf bedacht zu seyn, sich auf einer Erde glücklich zu machen, die nur der Vorhof eines ewigen Reichs ist. Es ist also auch ganz natürlich, daß Religionssysteme, welche sich auf dergleichen Lehren gründen, ihren Anhängern eine gänzliche Losreissung von den Dingen dieser Welt, eine unbedingte Verzichtleistung auf die unschuldigsten Freuden, eine Unthätigkeit, Kleinmüthigkeit, Herabwürdigung der Seele, und Ungeselligkeit, zur Pflicht gemachet haben, welche diese

unendlichen Gott eben so wenig zu begreifen fähig seyn wird, als vorher in der gegenwärtigen Welt. Wenn aber, auf einer andern Seite, wie dieß bey den Lehrern des Christenthums der Fall ist, behauptet wird, daß Gott das Daseyn der Verdammten ewig fortdauernd mache, so verewigt er also auch nothwendig das Daseyn der Sünde; eine Sache, die sich mit der ihm beygelegten Liebe zur Ordnung keinesweges zu vertragen scheint.

diese Menschen zu Geschöpfen gemacht hat, die sich selbst zur Last, und gefährlich für andere sind. Wenn nicht die Nothwendigkeit die Menschen nöthigte, in der Ausübung sich von so unstatthaften Grundsätzen zu entfernen, wenn nicht ihre Bedürfnisse sie troz ihrer angenommenen Religionsmeynungen, zur Vernunft zurückführten; so würde die ganze Welt gar bald eine wüste Einöde werden, die nur von einigen wenigen Einsiedlern bewohnt würde, welche nicht einmal den Muth hätten, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Aber was soll man von Begriffen halten, die nothwendiger Weise bey Seite gesezt werden müssen, wenn die menschliche Gesellschaft fortdauern soll?

Die Lehre von einem künftigen Leben, von künftigen Strafen und Belohnungen, ist indessen, seit mehrern Jahrhunderten, als der mächtigste und beynahe einzige Beweggrund angesehen worden, die Leidenschaften der Menschen im Zaum zu halten, und sie selbst zur Tugend zu verbinden. Diese Lehre ist nach und nach die Grundlage beynahe aller religiösen und politischen Systeme geworden, und es scheint heut zu Tage, daß man dieses Vorurtheil nicht angreifen könne, ohne die Bande der Gesellschaft gänzlich zu zerreissen. Die Stifter der Religionen haben hievon Gebrauch gemacht, sich ihrer leichtgläubigen Anhänger zu versichern. Die Gesezgeber haben sie als den stärksten Zaum angesehen, ihre Unterthanen unter dem Joche zu halten. Ja selbst verschiedene Philosophen haben im ganzem Ernst geglaubt, daß diese Lehre ganz unentbehrlich sey, die Menschen in Furcht zu halten und von Verbrechen abzuschrecken. (78)

Es

(78) Als die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, welche ursprünglich aus Plato's Schule herstammt, sich unter den Griechen zu verbreiten begann, richtete sie die größten Verheerungen an, und veranlaßte eine Menge Menschen, die mit ihrem Schicksale nicht zufrieden waren, sich selbst das Leben zu nehmen. Ptolomäus Philadelphus, König von Aegypten,

Es ist in der That nicht zu läugnen, daß diese Lehre nicht für diejenigen, welche den Nationen ihre Religionsbegriffe aufdrangen und sich zu Dienern dieser Religion aufwarfen, ausserordentlichen Nutzen gebracht hat. Sie war der Grund ihrer Macht, die Quelle ihrer Reichthümer, und bleibende Ursache der Furcht, in welcher es ihr Vortheil war, das menschliche Geschlecht für immer zu erhalten. Ihr Werk war es zum Theil, daß der Priester, der Nebenbuhler und der Beherrscher der Könige ward, und daß die Nationen mit Schwärmern angefüllt wurden, die, von ihrem Aberglauben berauscht, geneigter waren, den Drohungen desselben Gehör zu geben, als den Vorschriften der Vernunft, den Befehlen der Obrigkeit, der Stimme der Natur und den Gesetzen der Gesellschaft. Die Regierung selbst mußte den Einfällen des herrschsüchtigen Priesters unterthan seyn. Der zeitliche Herrscher mußte sich unter das Joch des ewigen Herrschers beugen; jener hatte nur über diese vergängliche Welt zu gebieten, die Gewalt von diesem erstreckte sich bis auf die zukünftige Welt, die denn für die Menschen weit wichtiger war als diese Erde, auf welcher sie, ihrer Meynung nach, nur Pilgrimme und Fremdlinge sind. Die Lehre eines künftigen Lebens brachte also den Staat selbst unter die Abhängigkeit eines Priesters; die Regierung ward gleichsam sein erster Unterthan, und ihre Gesetze wurden nur dann befolgt, wenn sie sich mit jenem zur Unterdrückung des menschlichen Geschlechtes einverstand. Die Natur rief den Menschen vergeblich zu, auf ihre gegenwärtige Glückseligkeit bedacht zu seyn. Der Priester

gypten, sahe die nachtheiligen Wirkungen, welche diese Lehre, die man heut zu Tage für so heilsam hält, in den Köpfen seiner Unterthanen hervorbrachte, und verboth, den Lebensstrafe, sie weiter bekannt zu machen. Man sehe den Inhalt des Platonischen Gesprächs, Phädon, nach der Uebersetzung der Frau von Dacier.

Priester befahl ihnen, hier unglücklich zu seyn; und das in Erwartung einer künftigen Glückseligkeit. Die Vernunft schrieb ihnen vergebens vor, friedlich zu leben; der Priester hauchte ihnen fanatische Wuth ein, und zwang sie, die öffentliche Ruhe jedesmal zu stöhren, so oft von dem Interesse des unsichtbaren Monarchen jenes Lebens, und der Diener desselben in dem gegenwärtigen die Rede war.

Diese sind die Früchte gewesen, welche die Staaten von der Lehre des künftigen Lebens eingeerndtet haben. Die Regionen der Zukunft haben der Priesterschaft Mittel an die Hand gegeben, die gegenwärtige Welt zu erobern. Die Erwartung einer himmlischen Glückseligkeit und die Furcht künftiger Strafen, dienten also nur dazu, daß sie die Menschen verhinderten, für ihre irrdische Glückseligkeit zu sorgen. Der Irrthum, aus welchem Gesichtspunkte man ihn auch betrachten mag, wird für das menschliche Geschlecht jederzeit eine Quelle von Uebeln seyn. Die Lehre eines künftigen Lebens muß aus dem Menschen, in wiefern sie ihm eine idealische Glückseligkeit darbiethet, Enthusiasten machen; indeß sie wiederum andere durch Furcht niederdrückt, und sie zu unnützen, feigen, aallsüchtigen, wahnsinnigen Geschöpfen macht, die ihren gegenwärtigen Aufenthalt aus den Augen verlieren, um sich einzig und allein mit einer eingebildeten Zukunft und mit schimärischen Qualen beschäftigen, welche sie in jenem Leben leiden zu müssen befürchten.

Wenn man uns sagt, die Lehre von künftigen Strafen sey das stärkste Band, die Leidenschaften der Menschen im Zaum zu halten; so berufe ich mich, statt einer Antwort auf das, was uns die tägliche Erfahrung zeigt. Man darf nur ein wenig um sich herblicken, um jene Behauptung widerlegt zu sehen, und zu finden, daß diese wundervollen Spekulationen gänzlich unfähig sind, die Gemüthsart der Menschen zu verändern; die Leidenschaften

schaften, welche die Laster der Gesellschaft in den Herzen ihrer Mitglieder verbreitet, zu unterdrücken, und die Anzahl der Bösen zu vermindern. Die Nationen, welche von jenen Lehren am meisten überzeugt scheinen, enthalten nichts desto minder eine ganze Menge von Meuchelmördern, Räubern, Betrügern, Unterdrückern, Ehebrechern, Wollüstlingen. Diese Leute sind insgesammt von der Wahrheit eines künftigen Lebens vollkommen überzeugt; allein in dem Wirbel der Zerstreuung und der Vergnügung, und bey dem Ungestüme der Leidenschaften verschwindet diese Zukunft vor ihren Blicken, und hat auf ihr gegenwärtiges Betragen nicht den geringsten Einfluß.

Mit einem Worte, in den Ländern, wo die Lehre eines künftigen Lebens so allgemein herrschend ist, daß Jedermann gegen denjenigen, der die Kühnheit haben würde, sie zu bestreiten, oder auch nur daran zu zweifeln, gar sehr aufgebracht werden würde, ist doch eben diese Lehre gänzlich unfähig, ungerechten, nachlässigen und ausschweifenden Fürsten, raubsüchtigen und schwelgerischen Hofleuten, Verschwendern des gemeinen Guts, die sich stolz von dem Schweiße der unterdrückten Nation nähren, Weibern ohne Schaamhaftigkeit und Zucht, einer ausschweifenden und lasterhaften Menge, unter denen sich besonders jene Priester selbst, deren Amt es ist, die Strafen des Himmels zu verkündigen, auszeichnen, im geringsten Einhalt zu thun. Fragt man Leute dieser Art, wie sie es haben wagen können, sich Handlungen zu erlauben, durch welche sie befürchten müssen, sich ewige Strafen zuzuziehen; so werden sie antworten: der Ungestüm der Leidenschaften, der Strohm der Gewohnheit, die Macht des Beyspiels, oder wohl gar der Umstände haben sie hingerissen, und die schrecklichen Folgen vergessen lassen, welche ihnen ihr Betragen zuziehen könne. Ueberdieß werden sie auch sagen, daß die Schätze der göttlichen Barmherzigkeit unendlich wären,

ren, und eine aufrichtige Reue hinreiche, die schwärzesten und gehäuftesten Verbrechen in den Augen der Gottheit zu verbüssen. (79) Unter der ganzen Menge von Verbrechern, deren jeder, auf seine eigene Art, der Gesellschaft beträchtliche Nachtheile zugefüget, wird man nur eine kleine Anzahl Menschen finden, die durch die Furcht einer unglücklichen Zukunft bewogen würden, ihren Neigungen zu widerstehen. Ja, ich getraue mich zu behaupten, daß diese Neigungen mehrentheils an sich zu schwach waren, sie hinzureissen, und daß auch, ohne die Lehre von einem künftigen Leben, schon die Gesetze und die Furcht des Tadels für Menschen dieser Art hinreichende Beweggründe gewesen seyn würden, sich keiner Verbrechen schuldig zu machen.

Es giebt in der That gewisse furchtsame und ängstliche Seelen, auf welche die Schrecknisse eines künftigen Lebens einen tiefen Eindruck machen. Menschen dieser Art haben von Natur sehr gemäßigte Leidenschaften, eine schwache Organisation und eine minder heftige Einbildungskraft. Man darf sich also nicht wundern, daß bey Geschöpfen, die schon durch ihre Natur im Zaum gehalten werden, die Furcht der Zukunft dem schwachen Reize ihrer Leidenschaften das Gegengewicht hält. Allein, das ist keinesweges der Fall bey jenen entschlossenen Bösewichtern, jenen im Laster stark gewordenen Seelen, deren Ungestüm nichts zurückhalten kann, und welche, unter dem Einfluß ihrer Leidenschaften, der Gesetze der gegenwärtigen

(79) Der Gedanke der göttlichen Barmherzigkeit beruhiget die Bösen, und macht, daß sie wegen der göttlichen Gerechtigkeit unbekümmert sind. In der That könnte man daraus, daß beyde dieser Eigenschaften in der Gottheit unendlich angenommen werden, den Schluß herleiten, daß sie sich dergestalt das Gegengewicht halten müßten, daß weder die eine noch die andere sich äußern könnte. Wie dem auch sey, so rechnen die Bösen entweder auf einen unbeweglichen Gott, oder

tigen Welt vergessen, und den Drohungen einer künftigen sorglos spotten.

Wie viel Personen sagen und glauben indessen nicht, durch die Furcht eines zukünftigen Lebens zurückgehalten zu werden. Allein, diese Personen täuschen entweder andere, oder aber täuschen sich selbst. Sie schreiben dasjenige jenen entfernten Besorgnissen zu, was doch nur eine Wirkung gegenwärtiger Rücksichten und Umstände ist, wie zum Beyspiel der Schwäche ihres Körpers, den Anlagen ihres Temperaments, der schlaffen Spannung ihrer Seele, ihrer natürlichen Furchtsamkeit, der Vorurtheile ihrer Erziehung, der Furcht vor den unmittelbaren und physischen Folgen, ihrer Ausschweifungen oder schlechten Handlungen. Dieses sind die eigentlichen Beweggründe, von welchen sie zurückgehalten werden, nicht aber die schwanckenden Begriffe der Zukunft, welche Menschen, die davon am lebhaftesten überzeugt sind, in dem Augenblicke vergessen, wo ein mächtiger Antrieb sie zur Begehung eines Verbrechens reizt. Man braucht nur ein wenig aufmerksam zu seyn, um zu finden, daß man dasjenige fälschlich auf Rechnung der Gottesfurcht schreibt, was doch in der That blos als die Wirkung körperlicher Schwäche, angebohrner Kleinmüthigkeit, und der minder lebhaften Aufforderung etwas Böses zu begehen, angesehen werden muß. Man würde nicht anders handeln, wenn man auch jene Gottesfurcht nicht vor Augen hätte, und man würde, wenn man nachdächte, überzeugt werden, daß es jederzeit die Nothwendigkeit ist, was die

oder schmeicheln sich mittelst seiner Barmherzigkeit den Wirkungen seiner Gerechtigkeit zu entgehen. Die Strafenräuber, welche voraussehen, daß sie früh oder spät an den Galgen kommen werden, hoffen alles wieder durch ein erbauliches Ende gut zu machen. Die Christen glauben, daß ein ungeheucheltes peccavi alle Vergehungen tilge. Die Indianer legen dem Wasser des Ganges eine gleiche Kraft bey.

Menschen bestimmt, so zu handeln, wie sie wirklich handeln.

Der Mensch kann nicht zurückgehalten werden, wenn er nicht in sich selbst hinreichend starke Beweggründe findet, welche ihn im Zaum halten, oder zur Vernunft zurückführen. Nichts, weder in dieser noch in jener Welt, ist im Stande, denjenigen tugendhaft zu machen, welchen eine unglückliche Organisation, eine vernachlässigte Geistesbildung, eine heiß auflodernde Einbildungskraft, eingewurzelte Gewohnheiten, unglückliche Beyspiele, mächtige Auffoderungen von allen Seiten zum Laster einladen. Es giebt keine spekulativen Betrachtungen, welche fähig wären, denjenigen zurückzuhalten, der den öffentlichen Ruf verachtet, der den Gesetzen Trotz biethet, der gegen die Stimme seines Gewissens taub ist, und durch seine Gewalt in dieser Welt über Strafe oder lauten Tadel erhoben ist. (80) Ein solcher Mensch wird, bey Anfällen seiner Leidenschaften, noch vielweniger eine entfernte Zukunft fürchten, deren Vorstellung jederzeit demjenigen nachstehen wird, was er für sein gegenwärtiges und unmittelbares Glück hält. Jede lebhafte Leidenschaft verblendet uns über alles, was nicht mit ihr selbst in Beziehung steht. Die Schrecknisse eines künftigen Lebens, deren Wahrscheinlichkeit unsere Leidenschaften so geschickt zu vermindern wissen, vermögen nichts auf einen Verbrecher, der die ihm weit näheren Strafen menschlicher Gesetze, und den unvermeidlichen Haß seiner Mitmenschen

(80) Man wird nicht unterlassen, einzuwenden, die Furcht eines künftigen Lebens sey wenigstens ein nützlicher Zaun für die Fürsten und Grossen, welche durch keinen andern zurückgehalten werden können; und auch der schwächste Zaun sey, in einem solchen Falle, besser als gar keiner. Allein, es ist hinlänglich bewiesen worden, daß dieser Zaun der Zukunft die Regenten keinesweges aufzuhalten vermag. Es giebt ein weit wirksameres und schicklicheres Mittel, sie in den rechtmäßigen Gränzen ihrer Macht zu halten, und

zu

menschen nicht achtet. Jeder, der ein Verbrechen begeht, sieht in dem Augenblicke, wo er sich der Versuchung überläßt, nichts für gewiß an, als den Vortheil, den er sich von seiner bösen Handlung verspricht; alles übrige scheint ihm falsch oder doch zweifelhaft zu seyn.

Man darf nur ein wenig die Augen öfnen, um einzusehen, daß man keinen Grund hat, zu erwarten, daß die Furcht einer rächenden Gottheit, und ihrer Strafen, welche die Eigenliebe uns jederzeit mit der Entfernung gemildert zeigt, auf Herzen wirken werde, die im Bösen verhärtet sind. Derjenige, der einmal überzeugt ist, daß er nicht ohne Verbrechen glücklich seyn kann, wird sich, ohngeachtet der Drohungen der Religion, den Versuchungen zu denselben jederzeit überlassen. Wer verblendet genug ist, seine Niederträchtigkeit nicht in seinem eigenen Herzen, und seine Verurtheilung in dem Anzesichte seiner Mitmenschen, und Zorn und Unwillen in den Augen der Richter zu lesen, welche die Bestrafung der, von ihm zu begehenden Verbrechen über sich haben, ein solcher, sage ich, wird noch vielweniger den Eindruck wahrnehmen, den seine Verbrechen auf dem Gesichte eines Richters machen sollen, welchen er nicht sieht, oder doch nur in der Entfernung erblickt. Der Tyrann, der ohne Rührung das Geschrey und die Thränen eines ganzen Vols mit ansehen kann, das er unglücklich macht, wird durch die Vorstellung der zornigen Blicke eines mächtigern

zu hindern, daß sie dieselbe nicht zur Unterdrückung der Gesellschaft mißbrauchen können; dieses bestehe darinne, daß man sie den Gesetzen der Gesellschaft unterwirft, und ihnen die Macht und das Recht nimmt, ihre Gewalt zur Befriedigung eigennütziger Absichten anzuwenden. Eine wohl eingerichtete Verfassung, die auf natürliche Billigkeit gegründet ist, und eine sorgfältige Erziehung, sind die besten Mittel, die Häupter der Nationen von Verirrungen zurückzuhalten.

tigern Oberherrn noch vielweniger gerührt werden. Wenn ein stolzer Monarch vorgiebt, nur Gott Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig zu seyn, so will das nichts anders sagen, als daß er sich mehr vor seiner Nation fürchtet, als vor Gott.

Und vernichtet die Religion nicht selbst die Wirkungen der Besorgnisse, welche sie für so heilsam ausgiebt? Bietet sie nicht ihren Anhängern Mittel dar, sich den Strafen zu entziehen, die sie ihnen so oft vorgehalten? Sagt sie ihnen nicht, daß eine armselige unfruchtbare Reue, in den lezten Stunden des Todes, augenblicklich den himmlischen Zorn entwafnen, und die Seele von den Beflekkungen der Sünde reinigen kann? Und maßen sich nicht die Priester aller Völker das Recht an, den Sterbenden Uebelthaten zu vergeben, welche sie sich während ihres Lebens schuldig gemacht haben? Endlich, rechnen nicht die in Bosheit, Ausschweifungen und Laster beharrlichsten Menschen, bis auf ihren lezten Augenblick, auf die Zuflucht einer Religion, welche ihnen untrügliche Mittel verspricht, sich mit dem Gotte wieder auszusöhnen, welchen sie gegen sich aufgebracht haben, und den strengen Strafen desselben zu entgehen?

Diesen, den Bösen so günstigen, und zu ihrer Beruhigung so geschickten Begriffen zu folge, sehen wir, daß die Hofnung einer so leichten Aussöhnung weit entfernt, die Menschen zu bessern, nur dazu beyträgt, sie bis an ihr Ende in den unverzeihlichsten Unordnungen beharren zu lassen. In der That, ohngeachtet der unzähligen Vortheile, welche, wie man behauptet, aus der Lehre von einem künftigen Leben zu gewarten sind, und ohngeachtet seiner vorgeblichen Wirksamkeit, die Leidenschaften der Menschen im Zaum zu halten, hört man dennoch die Lehrer der Religion, denen doch selbsten an der Behauptung dieses Systems so viel gelegen seyn muß, sich täglich über die Unzulänglichkeit desselben beklagen.

Sie

Sie erkennen, daß die Menschen, welchen von Jugend auf jene Begriffe eingeflößt worden, doch nicht minder von ihren Leidenschaften hingerissen, und durch die Zerstreuungen betäubt werden, nicht minder Sklaven der Vergnügungen sind, die durch Gewohnheit gefesselt, von dem Strohme der Welt fortgeführet, und durch gegenwärtige Vortheile verblendet werden, welche sie aller Bestrafungen und Belohnungen des künftigen Lebens vergessen lassen. Mit einem Worte, die Diener des Himmels räumen ein, daß der größte Theil ihrer Schüler sich in dieser Welt nicht anders betragen, als ob sie in einer künftigen nichts zu befürchten oder zu hoffen hätten.

Laßt uns, endlich, auf einen Augenblick annehmen, daß die Lehre von dem künftigen Leben bisweilen einigen zufälligen Nutzen gewähre, und wirklich eine kleine Anzahl von Menschen zurückhalte, was sind diese schwachen Vortheile, in Vergleichung mit der Menge Uebel, welche man aus derselben entstehen sieht. Gegen einen furchtsamen Menschen, welchen diese Vorstellung zurück hält, giebt es Millionen, welche sie zurück zu halten vermag; Millionen, welche sie zu unsinnigen, wilden, fanatischen, unnützen und boshaften Menschen macht; Millionen, welche sie von ihren Pflichten gegen die Gesellschaft ableitet; und unendlich mehrere noch, welche sie niederschlägt und beunruhiget, ohne daß irgend ein wahrer Vortheil für die Menschheit daraus entstünde.

Viele Personen, welche an der Nützlichkeit der hier bestrittenen Lehre lebhaft überzeugt zu seyn glauben, sind gewohnt, alle diejenigen, welche daran zu zweifeln wagen, für Feinde der Gesellschaft anzusehen. Man kann sich jedoch leicht überzeugen, daß die aufgeklärtesten und weisesten Männer des Alterthums nicht allein geglaubt haben, die Seele sey materiell, und vergehe mit dem Körper; sondern auch die Meynung von zukünftigen Strafen, offenbar

senbar und ohne Umschweife, angegriffen haben. Die Behauptung des Gegentheils war nicht allein den Epikuräern eigen; sondern wir finden sie bey den Philosophen beynahe von allen Sekten, bey Pythagoräern, Stoickern, mit einem Worte, bey den angesehensten und ehrwürdigsten Männern Griechenlandes und Roms. Ovid führt bekanntermaßen den Pythagoras folgender Gestalt redend ein:

O Genus atonitum gelida formidine Mortis,
Quid fugis, quid tenebras, et nomina vana timetis,
Materiem vatum, falsique pericula mundi?

Timeus von Locris, der ein Pythagoräer war, gestehet, daß die Lehre von den künftigen Bestrafungen fabelhaft, und bloß für den gemeinen und unwissenden Theil der Menschen bestimmt sey, nicht aber für diejenigen, die ihre Vernunft ausgebildet haben.

Aristoteles sagt ausdrücklich: der Mensch habe nach dem Tode weder Gutes zu hoffen, noch Böses zu fürchten.

Nach dem Systeme der Platoniker, welche die Seele für unsterblich hielten, konnten keine Strafen nach dem Tode zu fürchten seyn, weil, ihren Voraussetzungen nach, die Seele sich wieder mit der Gottheit vereinigte, von der sie ein Theil war. Nun aber kann ein Theil der Gottheit nicht zu ewigen Leiden bestimmt seyn.

Cicero sagt von Zeno: er nehme an, daß das Wesen der Seele aus einem feurigen Grundstoffe bestehe. *Zenoni Stoico animus ignis videtur. Si sit ignis, extinguetur; interibit cum reliquo corpore.*

Dieser philosophische Redner selbst, der sich zur akademischen Sekte bekannte, ist zwar nicht immer mit sich einig; allein er behandelt jedoch bey mehr als einer Gelegenheit die Quaalen der Hölle offenbar als Fabeln, und

siehe

sieht den Tod, als das Ende von allen Dingen für den Menschen an. S. Tuscul. Quaest. 1. cap. 38.

Seneka enthält eine Menge Stellen, in welchen er von dem Tode als einem Zustande der Vernichtung spricht: *Mors est non esse. Id quale sit jam scio; hoc erit post me, quod ante me fuit. Si quid in hac re tormenti est, necesse est et fuisse antequam prodiremus in lucem; atqui nullam sensimus tunc vexationem.* Indem er von dem Tode seines Bruders spricht, sagt er unter andern: *quid itaque ejus desiderio maceror, qui aut beatus, aut nullus est?* Noch entscheidendender ist dasjenige, was Seneka an die Marcia schreibt, um sie zu trösten. cap. 19. *Cogita nullis defunctum malis affici: illa quae nobis inferos faciunt terribiles, fabulam esse: nullas imminere mortuis tenebras, nec carcerem, nec flumina flagrantia igne, nec oblivionis amnem, nec tribunalia, et reos et in illa libertate tam laxa iterum tyrannos: luserunt ista Poetae et vanis nos agitavere terroribus. Mors omnium dolorum et solutio est et finis: ultra quam mala nostra non exeunt, quae nos in illam tranquillitatem, in qua, antequam nasceremur, jacuimus, reponit.*

Endlich noch eine entscheidende Stelle dieses Philosophen, die gewiß die Aufmerksamkeit des Lesers verdient. *Si animus fortuita contempsit; si deorum hominumque formidinem ejecit, et scit non multum ab homine timendum, a Deo nihil; si contemtor omnium, quibus torquetur vita, eo perductus est, ut illi liqueat mortem nullius mali esse materiam, multorum finem.* S. De Beneficiis 7, 1.

Seneka, der tragische Dichter, drückt sich auf eben die Art aus, wie der Philosoph:

Post mortem nihil est, ipsaque mors nihil,
Velocis spatii meta novissima.
Quaeris quo jaceas post obitum loco?
Quo non nata jacent.

Mors individua est noxia corpori
Nec parcens animae.

In den Trojanerinnen.

Epiktet äußert dieselben Begriffe in eine sehr merkwürdigen Stelle, die Arrian anführt, und die ich hier wörtlich übersetzen will: „Aber, wo gehest du hin? Auf „keinem Fall an einen Ort der Leiden; du gehest bloß da„hin zurück, wo du hergekommen bist. Was in deiner „Zusammensetzung dem Feuer angehörte, wird zu dem „Element des Feuers zurück kehren; was irrdisch war, „sich wieder mit der Erde vereinigen; was Luft war, wie„der in die Luft aufsteigen; was Wasser war, sich in „Wasser auflösen.' Es giebt keine Hölle, keinen Ache„ron, keinen Cocytus, keinen Phlegethon.„ S. Arrian, in Epiktet B. 3. Kap. 13.

In einer andern Stelle sagt eben dieser Philosoph: „Die Stunde des Todes nähert sich; allein mache dein Lei„den nicht schwerer, und stelle dir die Dinge nicht schlimmer „vor als sie sind; siehe sie aus ihrem wahren Gesichts„punkte an. Die Zeit ist gekommen, wo der Stoff, aus „welchem du zusammengesezt bist, sich wieder in jene Ele„mente aufzulösen beginnt, aus welchen er ursprünglich „entlehnt ist. Was ist hierinne so schreckliches oder trau„riges? Geht irgend etwas in der Welt gänzlich unter?„ S. Arrian B. 4. Kap. 7. §. 1.

Der weise und fromme **Antonin** endlich sagt: „Der„jenige, welcher den Tod fürchtet, fürchtet entweder al„ler Empfindung beraubt zu werden, oder er befürchtet „Empfindungen von anderer Beschaffenheit zu erfahren. „Wenn die Empfindung überhaupt verlohren geht, so „werden wir nothwendig von allem Schmerze und Elend „befreyet. Bekommen wir aber andere Sinne von ver„schiedener Beschaffenheit, so werden wir zu Geschöpfen „von einer verschiedenen Gattung.„

Dieser

Dieser große Kaiser sagt in einer andern Stelle: „man müsse den Tod mit Gleichmüthigkeit erwarten, da „er ja nichts anders sey, als die Auflösung der Elemente, „aus welchen jedes Thier besteht.„ S. Mark. Anton. Moralisch. Betracht. B. 2. §. 17. B. 8. §. 58.

Man kann den Zeugnissen so vieler großen Männer des heidnischen Alterthums auch noch eine Stelle des Predigers beyfügen, welcher von dem Tode und dem Schicksale des Menschen vollkommen, wie ein Epikuräer spricht: *Unus interitus est hominis et jumentorum, et aequa utriusque conditio: sicut moritur homo, sic et illa moriuntur: similiter spirant omnia, et nihil habet homo jumento amplius.* S. Pred. Kap. 3, 19.

Endlich sehe ich nicht ein, wie die Christen ihre Behauptung von der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit eines künftigen Lebens, mit dem tiefen Stillschweigen vereinigen können, welches der Gesetzgeber der Juden, der doch ihrer Voraussetzung nach unter unmittelbarer göttlicher Eingebung schrieb, über ein Lehrstück behauptet hat, das man vor so äußerst wichtig hält.

Vierzehntes Hauptstück.

Erziehung, Moral und Gesetze sind hinreichend, die Menschen im Zaum zu halten. Von dem Verlangen nach ewiger Fortdauer; vom Selbstmord.

Nicht also in einer idealischen Welt, die bloß in der Einbildungskraft der Menschen vorhanden ist, hat man die Beweggründe aufzusuchen, um die Menschen in der gegenwärtigen in ihren Handlungen zu bestimmen. Diese unsere sichtbare Welt wird uns die eigentlichen Antriebe

triebe darbiethen, welche vernünftige Geschöpfe vom Laster abschrecken und zur Tugend anreizen kann. Nur in der Natur, in der Erfahrung und in der Wahrheit haben wir sowohl kräftige Heilmittel gegen die Uebel unserer Gattung, als auch jene eigenthümlichen Reitze zu suchen, welche fähig sind, dem menschlichen Herzen Neigungen einzuflößen, die dem Glücke der Gesellschaft wahrhaft vortheilhaft sind.

Wenn man das, was bereits in diesem Werke abgehandelt worden, aufmerksam erwogen hat; so wird man finden, daß besonders die Erziehung dasjenige ist, was uns die besten Mittel unsern Verirrungen zuvorzukommen und abzuhelfen, darbiethet. Sie muß den Saamen des Guten in unsere Herzen ausstreuen; die zarten Keime pflegen, welche sie daselbst niedergelegt hat; die natürlichen Anlagen, und von der Verschiedenheit der Organisation abhängenden Fähigkeiten zu nutzen wissen; das Feuer der Einbildungskraft unterhalten, es für gewisse Gegenstände lebhafter entzünden, für andere hinwiederum auslöschen und ersticken; kurz, der Seele solche Gewohnheiten und Fertigkeiten annehmen lassen, die sowohl für das einzelne Wesen als für die ganze Gesellschaft vortheilhaft sind. Menschen, die auf diese Weise erzogen werden, bedürfen keiner himmlischen Belohnungen, um den Werth der Tugend zu erkennen; und eben so wenig bedürfen sie feurige Schlünde unter ihren Füßen zu sehen, um für Verbrechen Abscheu zu fühlen. Die Natur wird ihnen, ohne dergleichen Dichtungen weit besser lehren, was sie sich selbst schuldig sind; so wie ihnen die Gesetze zeigen werden, was sie der gesellschaftlichen Verbindung schuldig sind, der sie angehören. So wird die Erziehung dem Staate Bürger bilden; diejenigen, in deren Hände die Gesellschaft ihre Macht niedergelegt hat, werden unter den durch eine so angemessene Erziehung gebildeten Menschen eine Auswahl treffen, die

sich

sich bloß auf die Vortheile gründet, die dem Vaterlande aus einer solchen Wahl zuwachsen können. Sie werden diejenigen bestrafen, die den Zwecken der Gesellschaft entgegen arbeiten, und den Bürgern zeigen, daß die Erwartungen, welche Erziehung und Moral ihnen vorgehalten haben, nicht eitel sind, und daß in einem wohl eingerichteten Staate, Tugend und Fähigkeiten, der Weg zum Wohlstande sind; so wie hingegen Unfähigkeit, Unbrauchbarkeit oder Verbrechen, nothwendig zu Unglück und Schande führen.

Eine gerechte, aufgeklärte, tugendhafte und wachsame Regierung, welche das gemeine Beste mit Eifer zu befördern sucht, bedarf keiner Dichtungen und Unwahrheiten, um vernünftige Unterthanen zu leiten. Sie würde sich schämen, von Täuschungen Gebrauch zu machen, um Bürger zu hintergehen, die ihre wahren Pflichten kennen; die durch Kenntniß ihres wahren Interesse billigen Gesetzen gehorchen, und fähig sind, das gute einzusehen, das man ihnen zu gewähren zur Absicht hat. Eine solche Regierung weiß, daß die öffentliche Achtung auf Menschen, von Gefühl und guter Erziehung, mehr Eindruck macht, als die Furcht der Gesetze; sie weiß, daß die Gewohnheit hinreichend ist, Abscheu selbst für geheime Verbrechen einzuflößen, die den Augen der Gesellschaft entwischen; sie weiß, daß die sichtbaren Strafen dieser Welt auf rohe Menschen weit mehr Eindruck machen, als die Drohungen einer entfernten und ungewissen Zukunft; sie weiß endlich, daß die in die Augen fallenden Güther, welche die oberste Gewalt in einem Staate zu vertheilen hat, die Einbildungskraft der Menschen weit mehr reizen, als die schwankenden Belohnungen, welche man ihnen in einer künftigen Welt verspricht.

Die Menschen sind nur darum überall so boshaft, so verdorben, und so widerspenstig gegen die Vernunft; weil sie nirgends ihrer Natur gemäß regieret, noch auch

von ihren nothwendigen Gesetzen gehörig unterrichtet werden. Ueberall täuscht man sie durch unnütze Grillen; überall sind sie Herrschern unterworfen, welche den Unterricht des Volks verabsäumen, oder sie nur durch Vorurtheile hinzuhalten suchen. Wir finden auf unserm ganzen Erdtheile ungerechte und unfähige Regenten, die durch Schwelgeren erschlaft, durch Schmeicheley verdorben, durch Freyheit und Zügellosigkeit verwöhnt sind; denen es gleich sehr an Talenten, Sitten und Tugenden fehlt; die über ihre wahren Pflichten, die sie gemeiniglich nicht einmal kennen, vollkommen gleichgültig sind. Das wahre Wohl der Völker ist nur selten der Gegenstand ihrer Sorge; ihre ganze Aufmerksamkeit wird durch unnütze Kriege, oder durch den Wunsch, in jedem Augenblicke neue Mittel zu Befriedigung ihrer unersättlichen Habsucht zu erhalten, beschäftiget. Ihr Geist ist nichts weniger als auf die, für das Beste ihrer Staaten wichtigen Gegenstände gerichtet. Da sie glauben, ihr Vortheil erfodere es, die angenommenen Vorurtheile im Schwange zu halten, so fällt es ihnen nicht ein, an die Mittel zu denken, die Völker von denselben zu heilen. Selbst ohne Einsichten, die den Menschen überzeugen, daß es sein Glück ist, gerecht und tugendhaft zu seyn, belohnen sie gewöhnlicher Weise nur Laster, die ihnen nützlich sind, und bestrafen die Tugenden, welche ihren unverständigen Leidenschaften im Wege stehen. Darf man sich nun wohl noch wundern, wenn die Staaten, unter Häuptern dieser Art, durch schlechte Menschen verwüstet werden, die um die Wette den Schwachen unterdrücken, der denn gleichfalls ihr Beyspiel nachzuahmen suchet? Der Zustand der Gesellschaft ist ein Zustand des Krieges, der höchsten Gewalt gegen das Volk, und jedes einzelen Mitgliedes gegen alle seine übrigen Genossen. (81) Der Mensch ist böse,

(81) Man bemerke hier, daß ich nicht wie Hobbes behaupte, der Zustand der Natur sey ein Zustand des Krieges:

böse, nicht, weil er als solcher gebohren wird, sondern weil man ihn dazu macht. Die Großen und Mächtigen treten die Armen und Unglücklichen, ungestraft unter ihre Füße. Diese suchen hinwiederum ihrerseits, selbst mit Gefahr ihres Lebens, sich an jenen, wegen des erlittenen Unrechts zu rächen: sie befeinden bald in geheim, bald öffentlich ein partheyisches Vaterland, welches einigen seiner Kinder alles giebt, und den übrigen alles entziehet. Sie bestrafen diese unbillige Ungleichheit, und zeigen ihm, daß die aus einem künftigen Leben entlehnten Beweggründe gegen Leidenschaften und Erbitterungen unkräftig sind, die eine verdorbene Regierung in dem gegenwärtigen Leben veranlaßt; zeigen ihm, daß selbst die Furcht der Strafen dieser Welt, gegen die Nothwendigkeit, gegen fehlerhafte Gewohnheiten, und eine gefährliche, von der Erziehung nicht verbesserte Organisation nichts vermögen.

Fast in allen Ländern wird die Moral des Volks vernachläßiget, und die Regierung ist nur darauf bedacht, die Unterthanen furchtsam und unglücklich zu machen. Der Mensch ist beynahe überall Sklave; nothwendiger Weise muß er also niedrig, eigennützig, verschlagen, ohne Ehrgefühl seyn, mit einem Worte, alle Laster seines Standes haben. Ueberall täuscht man ihn, hält ihn in Unwissenheit, hindert ihn, seine Vernunft auszubilden; und so muß er also überall stumpfsinnig, unvernünftig und boshaft seyn. Er sieht überall Laster und Verbrechen geehrt; und schließt also daraus, daß das Laster ein Guth ist,

ges; ich behaupte vielmehr, daß die Menschen ihrer Natur nach, weder gut noch böse sind. Sie sind eben sowol geneigt, dieß oder jenes zu werden, je nachdem die Umstände sind, in welche man sie versezt, und ihnen ihr Glück haben finden läßt, eines oder das andere zu seyn. Die Menschen sind nur darum so geneigt sich unter einander zu schaden, weil alles darauf hinarbeitet, sie durch ein entgegengesezztes Interesse zu trennen; jeder lebt, wenn ich so sagen darf, isoliet in dem Schooße

ist, und die Tugend mithin nichts anders seyn kann, als eine Art von Selbstaufopferung. Ueberall ist er unglücklich; und so muß er überall seinen Mitgeschöpfen zu schaden suchen, um sich aus seinen Verlegenheiten herauszureißen. Vergebens hält man ihm, um seine Leidenschaften in Zaum zu halten, den Himmel vor; seine Blicke kehren gar bald wieder zur Erde zurück. Er will hienieden, es koste auch, was es wolle, glücklich seyn; und die Gesetze, die weder für seinen Unterricht, noch für seine Sitten, noch für seine Glückseligkeit gesorgt haben, drohen umsonst, und bestrafen an ihm die ungerechte Nachläßigkeit der Gesetzgeber. Wenn die Regierung selbst aufgeklärter wäre, und sich eifriger um den Unterricht und das Wohl des Volks bekümmerte; wenn die Gesetze billiger wären, und jede Gesellschaft ohne Partheylichkeit, ihren Mitgliedern, ohne Ausnahme, die Vorsorge, Erziehung, Unterstützung zukommen liesse, welche diese mit Recht von ihr verlangen können; wenn die Regenten minder haabsüchtig und wachsamer wären, und das Glück ihrer Unterthanen zu ihrem höchsten Zwecke machten, so würde die Gesellschaft nicht mehr von einer so großen Anzahl von Uebelthätern, Räubern und Mördern angegriffen werden; man würde sich nicht mehr genöthigt sehen, ihnen das Leben zu nehmen, um sie wegen einer Bösartigkeit zu bestrafen, die gemeiniglich nur das Werk einer fehlerhaften Erziehung ist. Es würde nicht nöthig seyn, in einem andern Leben Einbildungen aufzusuchen, welche gegen ihre Leidenschaften und wirklichen Bedürfnisse allemal

Schooße der Gesellschaft; die Häupter derselben machen sich ihre Trennung zu Nutze, um die einen durch die andern zu unterjochen. *Divide et impera* ist die Grundregel, welche alle schlechte Regierungen gleichsam instinktmäßig befolgen. Die Tyrannen würden keineswegs ihre Rechnung dabey finden, wenn sie blos übertugendhafte Menschen zu gebiethen hätten.

mal unkräftig seyn müssen. Mit einem Worte, wäre das Volk besser unterrichtet und glücklicher, so würde die Staatskunst sich nicht in dem Falle befinden, es täuschen zu müssen, um es im Zaum zu halten, noch so viel Unglückliche zu vernichten, weil sie es gewagt haben, sich das nothwendige auf Kosten des Ueberflusses ihrer verhärteten Mitbürger zu verschaffen.

Ist uns also daran gelegen, den Menschen aufzuklären, so laßt uns ihm jederzeit die Wahrheit vorhalten. Statt seine Einbildungskraft durch Vorstellung der erträumten Güther einer künftigen Welt zu entzünden, tröste und unterstütze man ihn lieber in seinen gegenwärtigen Bedürfnissen; oder erlaube ihm wenigstens der Frucht seiner Arbeit zu geniessen; raube ihm nicht das Seinige durch grausame Auflagen; schrecke ihn nicht von der Arbeit ab, und zwinge ihn dadurch zum Müßiggange, der ihn zum Laster verführen muß. Man lasse ihn sich mit seinem gegenwärtigen Daseyn beschäftigen, ohne seine Blicke auf dasjenige hinzuleiten, was ihn nach seinem Tode erwartet. Man errege seinen Fleiß, man belohne seine Talente, man mache ihn thätig, arbeitsam, wohlwollend und tugendhaft in der Welt, die er izt bewohnt; man zeige ihm den Einfluß seiner Handlungen auf seine Mitgeschöpfe, nicht aber auf die eingebildeten Wesen, welche man in einer idealischen Welt aufgestellt hat. Man sage ihm nichts von Strafen, welche die Gottheit dereinst an ihm, wenn er nicht mehr ist, zu vollziehen droht; man zeige ihm den rechtmäßigen Zorn der Gesellschaft gegen die Stöhrer ihrer Ruhe; man zeige ihm die Folgen des Hasses seiner Mitmenschen. Er lerne den Werth ihrer Zuneigung fühlen, lerne sich selbst schätzen, und verbinde damit den Ehrgeiz, die Achtung anderer verdienen zu wollen; und überzeuge ihn endlich, daß, um diese Achtung zu erhalten, er nothwendig tugendhaft seyn muß, und daß der tugendhafte Mann in einer wohlgeordneten Gesellschaft

weder von Gott noch von dem Menschen etwas zu befürchten hat.

Wenn uns daran gelegen ist, rechtschaffene, muthige, arbeitsame, ihrem Vaterlande nützliche Bürger zu bilden, so müssen wir uns wohl hüten, ihnen von Kindheit auf ungegründete Besorgnisse in Ansehung des Todes einzuflößen; nicht ihre Einbildungskraft mit wunderbaren Erdichtungen anfüllen; nicht ihren Geist mit einer Zukunft beschäftigen, deren Kenntniß unnütz ist, und nichts mit ihrer gegenwärtigen Glückseligkeit gemein hat. Muthigen und edlen Seelen halte man immerhin die Unsterblichkeit vor; man zeige sie jenen thätigen großen Geistern, welche sich über die Gränzen des gegenwärtigen Daseyns hinausschwingen, und nicht zufrieden, die Bewunderung und Liebe ihrer Zeitgenossen zu erregen, auch noch den Beyfall künftiger Geschlechter erringen wollen, als den Lohn edler und großer Thaten. Denn gewiß giebt es eine Unsterblichkeit, auf welche Genie, Talente und Tugenden gerechte Ansprüche machen; und es würde unrecht seyn, eine edle und auf unsere Natur gegründete Leidenschaft tadeln oder ersticken zu wollen, von welcher die Gesellschaft die vortheilhaftesten Früchte einerndtet.

Die Vorstellung, nach dem Tode in gänzliche Vergessenheit begraben zu werden, nichts mehr mit den Wesen unserer Gattung gemein zu haben, alle Möglichkeit zu verliehren, ferner auf sie einzuwirken, ist für alle Menschen ein schmerzlicher Gedanke; besonders aber für diejenigen, welche eine lebhafte Einbildungskraft besitzen. Die Begierde unsterblich zu seyn, oder in dem Andenken der Menschen zu leben, war jederzeit die Leidenschaft grosser Seelen, und die Triebfeder der Handlungen aller derjenigen, die auf der Welt eine große Rolle gespielt haben. Die Helden der Tugend sowohl als des Lasters, Philosophen und Eroberer, Männer von Genie und von Talenten, jene erhabenen Seelen, die der menschlichen Gattung

tung Ehre machen, sowohl als jene berühmten Verbrecher, die sie herabwürdigen und verwüstet, haben bey allen ihren Verrichtungen Rücksicht auf die Nachkommenschaft genommen, und sich mit der Hofnung geschmeichelt, auf die Gemüther der Menschen zu wirken, wenn sie schon selbst nicht mehr vorhanden wären. Der gemeinere Mensch sieht zwar mit seinen Blicken nicht so weit; aber der Gedanke thut ihm darum nicht minder wohl, sich in seinen Kindern von neuem hervorgebracht zu sehen, zu wissen, daß er in ihnen fortleben, seinen Nahmen fortpflanzen, sein Gedächtniß erhalten, und er selbst der Gesellschaft gleichsam durch sie vorgestellt werden soll. Um ihrentwillen bauet er seine verfallene Hütte wieder auf; um ihrentwillen pflanzt er einen Baum, den er nie sich zum Stamm erhoben sehen wird, ihre Glückseligkeit ist das Ziel seiner Arbeiten. Das Mißvergnügen, welches jene Großen, die der Welt oft so wenig nützen, bisweilen darüber empfinden, daß sie der Hofnung, ihr Geschlecht fortdauern zu wissen, entbehren, rühret bloß von der Besorgniß her, gänzlich vergessen zu werden. Sie fühlen, daß der unnütze Mensch gänzlich dahinstirbt. Die Vorstellung, daß unser Nahme dereinst noch in dem Munde der Leute seyn, der Gedanke, daß er von ihnen mit Theilnehmung ausgesprochen werden, und in ihrem Herzen von günstigen Empfindungen für uns begleitet seyn wird, sind nützliche, und selbst demjenigen, der es weiß, daß dieß für ihn weiter keine Folgen haben kann, werthe Täuschungen. Es thut dem Menschen wohl, zu wissen, daß er selbst noch nach dem Ende seines menschlichen Daseyns, in der Welt wirken, und noch immer etwas seyn wird. Er nimmt in Gedanken an den Handlungen, Urtheilen, Entwürfen künftiger Geschlechter Theil, und würde unglücklich seyn, wenn er sich ganz aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen denken müßte. Beynahe die Gesetze aller Völker haben diesen Hang des Menschen genutzt, und ihre Bürger über die Nothwendig-

keit zu sterben dadurch zu trösten gesucht, daß sie ihnen Mittel dargebothen, ihren Willen noch lange nach ihrem Tode wirksam zu sehen. Diese Herablassung, von Seiten der Gesetze, geht so weit, daß die Verstorbenen oft eine lange Reihe von Jahren das Schicksal der Lebendigen bestimmen.

Der Wunsch des Menschen, sich selbst zu überleben, drückt sich in allem ab, was er hervorbringt. Die Pyramiden, die Mausoleen, verschiedene andre Denkmähler, alles zeiget uns, wie gern er sein Daseyn noch jenseit des Lebens verlängern möchte. Der Mensch ist gegen die Urtheile der Nachwelt nichts weniger als gleichgültig. Für sie schreibt der Gelehrte; sie in Erstaunen zu setzen, führt der Fürst Gebäude auf; ihr Lob thönet schon dem Ohre des großen Mannes entgegen; auf ihr Urtheil tröstet der tugendhafte Bürger gegen den Neid seiner ungerechten Mitbürger. Glückliche Täuschung! Wohlthätiger Wahn! der für eine lebhafte Einbildungskraft zur Wahrheit wird, und so geschickt ist, den Enthusiasmus des Genies, Talente, Muth und Seelengröße hervorzubringen, zu beleben, und oft dazu dienen kann, Anmaßungen der Mächtigen und Großen zurück zu halten, die nur selten gegen die Urtheile der Nachwelt gleichgültig sind, weil sie wissen, daß diese früh oder spät die Lebenden, wegen der erlittenen Ungerechtigkeiten, schadlos halten wird.

Kein Mensch kann also freywillig wünschen, auf dem Andenken seiner Mitgeschöpfe vertilget zu werden. Nur wenige haben den Muth, sich über die Urtheile künftiger Geschlechter hinweg zu setzen. Wo ist das Geschöpf, das unempfindlich gegen das Vergnügen seyn könnte, den Ueberlebenden Thränen auszupressen, noch auf ihre Seele zu wirken, ihren Gedanken gegenwärtig zu seyn, und gleichsam aus der Tiefe des Grabes noch auf sie seine Macht zu äußern. Schweiget daher ihr

aber-

abergläubischen Kopfhänger, die ihr es wagt, ein Gefühl zu tadeln, das der Gesellschaft so große Vortheile gewähret! Schweigt ihr gleichgültigen Philosophen, die ihr diese mächtige Triebfeder unserer Seele ersticken wollt. Glaubet nicht, uns durch eure Spöttereyen zu verführen, sinnliche Wollüstlinge, die ihr eine Unsterblichkeit verachtet, zu welcher ihr nicht die Kräfte habt, euch aufzuschwingen. Der Wunsch, der Nachwelt zu gefallen und seinen Nahmen überliefert zu wissen, ist ein sehr ehrwürdiger Antrieb, wenn er zu Unternehmen und Thaten reizt, deren Nützlichkeit auf Menschen und Nationen, die izt noch nicht einmal vorhanden sind, wirken kann. Fern sey es daher von uns, den Enthusiasmus jener großen und wohlthätigen Geister für thöricht zu halten, deren weit reichende Blicke unser Daseyn im Voraus geahndet, sich mit uns beschäftiget, nach unserm Beyfall gestrebt, für uns geschrieben, uns mit Erkenntnissen bereichert, und von unsern Irrthümern geheilt haben. Fern sey es von uns, ihnen die Huldigung vorzuenthalten, die sie von der Nachwelt erwarteten, als sie ihnen von ihren ungerechten Zeitgenossen versagt wurde. Laßt uns wenigstens ihrem Aschenhaufen den Zoll der Dankbarkeit, für die von ihnen erhaltenen Vortheile und Freuden, entrichten. Laßt uns die Urnen der **Sokrate** und **Phocione** mit unsern Thränen befeuchten, um dadurch den Schandfleck auszulöschen, welchen ihre Hinrichtung auf das menschliche Geschlecht gebracht hat. Laßt uns durch unseren Kummer den Undank der Athenienser aussöhnen, und durch das Beyspiel jener Männer religiöse und politische Schwärmerey fürchten lernen; die Art, wie jene Männer behandelt wurden, diene uns zu einer Warnung, nicht durch Verfolgung derjenigen, die unsere Vorurtheile bestreiten, Wahrheit und erhabenes Verdienst zu beeinträchtigen.

Wir wollen die Grabmähler eines **Homer**, eines **Tasso**, eines **Milton**, mit Blumen bestreuen, und die

die unsterblichen Schatten dieser glücklichen Geister verehren, deren Gesänge noch izt in unsern Seelen die angenehmsten Empfindungen erregen. Laßt uns das Andenken jener Wohlthäter der Völker segnen, die die Liebe und die Zierde des menschlichen Geschlechts waren. Laßt uns die Tugenden eines **Titus**, eines **Trajans**, eines **Antonins**, eines **Julians**, anbeten; laßt uns bemüht seyn, in unserm Wirkungskreise den Beyfall der Zukunft zu verdienen, und uns jederzeit erinnern, daß wir uns durch Tugenden und Talente auszeichnen müssen, wenn wir uns schmeicheln wollen, nach unserm Tode von unsern Mitmenschen bedauert zu werden. Die Leichenzüge der mächtigsten Regenten werden selten von den Thränen ihres Volks begleitet; gemeiniglich haben sie die Quelle dieser Thränen schon bey Lebzeiten erschöpft. Die Nahmen der Tyrannen erregen ein Schaudern bey denjenigen, die dieselben aussprechen hören. Zittert also grausame Könige, die ihr eure Unterthanen in Noth und Elend stürzt, die ihr Nationen verwüstet, die Erde in ein unfruchtbares Todtenhauß verwandelt; zittert über die kurzigen Züge, mit welchen die rächende Geschichte euch künftigen Geschlechtern abmahlen wird. Weder eure stolzen Denkmahle, noch eure stolzen Siege, noch eure unzähligen Heere, werden die Nachwelt hindern, euer verhaßtes Andenken zu verspotten, und ihre Vorfahren an euch, wegen eurer glänzenden Uebelthaten, zu rächen.

Der Mensch sieht nicht nur seiner Auflösung mit Widerwillen entgegen; sondern er wünscht auch, daß sein Tod wenigstens ein Eräugniß sey, das auf die Gemüther seiner Mitmenschen Eindruck mache. Aber, wenn dieß geschehen soll, müssen wir, wie gesagt, uns durch Talente, Wohlthaten und Tugenden auszeichnen. Man darf sich also nicht wundern, wenn der größte Theil der Menschen, die einzig und allein mit sich selbst, mit ihrer Eitelkeit, mit ihren kindischen Entwürfen beschäftigt sind,

und

und nur darauf denken, ihre Leidenschaften auf Unkosten der Zufriedenheit einer Gattin, einer Familie, auf Unkosten von Kindern, Freunden und der Gesellschaft, zu befriedigen, wenn, sage ich, diese Menschen bey ihrem Tode wenig bedauert, und bald nach demselben gänzlich vergessen werden. Die Geschichte sagt von einer Menge Monarchen weiter nichts, als daß sie gelebt haben. Ohngeachtet des wenigen Nutzens, welchen die Menschen während ihres Lebens gestiftet, und ohngeachtet der wenigen Sorgfalt, die sie darauf gewandt haben, sich ihren Mitmenschen werth zu machen, hindert doch oft selbst das Bewußtseyn von ganz entgegengesezten Handlungen, die Eigenliebe des Menschen nicht, zu glauben, sein Tod sey ein Eräugniß von großer Bedeutung, und werde die Ordnung der Dinge nicht wenig unterbrechen. Schwacher, eingebildeter Mensch! siehst du nicht, daß ein Sesostris, ein Alexander, ein Cäsar gestorben sind. Der Lauf der Welt ist darum nicht stille gestanden; der Tod dieser berühmten Eroberer war bloß einigen ihrer begünstigten Sklaven schmerzlich, indeß er für das übrige menschliche Geschlecht der Gegenstand der Freude war, und demselben hoffen ließ, sich wieder etwas von seinen Wunden zu erhohlen. Glaubst du, daß deine Talente das menschliche Geschlecht interessiren, und wegen deines Todes zur allgemeinen Trauer auffordern sollen: aber ein Corneille, ein Locke, ein Newton, ein Bayle, ein Montesquieu sind gestorben, bedauert höchstens von einer kleinen Anzahl von Freunden, die durch nothwendige Zerstreuungen gar bald über diesen Verlust getröstet wurden; für den größten Theil ihrer Mitbürger aber war dieser Tod eine ganz gleichgültige Sache. Oder schmeichelst du dir etwa, daß dein Ansehen, deine Würden, deine Reichthümer, deine schwelgerischen Gastmahle, deine vervielfältigten Vergnügungen, deinen Tod zu einem merkwürdigen Eräugniß machen sollen? Man wird davon vielleicht noch ein paar Tage sprechen, ohne

weiter hierüber zu erstaunen. Bedenke, daß es einst in Babylon, in Sardes, in Karthage und in Rom eine Menge berühmter Bürger gab, die mächtiger, reicher, schwelgerischer waren, als du, gestorben sind, ohne daß irgend jemand darüber bekümmert gewesen ist. Sey also tugendhaft, und du wirst bey Lebzeiten glücklich seyn, welche Stelle dir auch das Schicksal anweißt. Handle edel, und du wirst geliebt werden; erwirb dir Talente, und du wirst der Achtung deiner Mitmenschen geniessen. Auch die Nachwelt wird dich bewundern, wenn deine auch für sie nützlichen Talente ihr den Nahmen überliefern, durch welchen man einst dein jezt vernichtetes Wesen bezeichnete. Uebrigens wird die Welt durch deinen Verlust nicht im geringsten in Unordnung gerathen, und wenn du stirbst, so wird vielleicht dein nächster Nachbar fröhlich seyn, indeß deine Gattin, deine Kinder, deine Freunde beschäftigt sind, dir deine Augen zuzudrücken.

Laßt uns also bloß in sofern um unser künftiges Schicksal bekümmert seyn, um dereinst es für diejenigen, für welche wir leben, nützlich zu machen. Laßt uns Sorge tragen, unsern Aeltern, unsern Kindern, unsern Verwandten, unsern Freunden, unsern Dienern, um unsers eigenen Glücks willen, ein angenehmer Gegenstand zu seyn; Laßt uns suchen, uns in den Augen unserer Mitbürger achtungswürdig zu seyn, und einem Vaterlande, dem wir unsern Wohlstand verdanken, unsere Kräfte mittheilen. Der Wunsch, der Nachwelt zu gefallen, reizt uns zu Arbeiten an, wodurch das Lob derselben erkauft wird. Eine rechtmäßige Selbstliebe lasse uns im Voraus den süßen Reiz des Ruhmes kosten, den wir uns zu verdienen bestreben, und, wenn wir desselben würdig sind, so laßt uns lernen, uns selbst zu lieben, uns selbst zu schätzen, und nie zuzugeben, daß geheime Laster und Verbrechen uns in unsern eignen Augen erniedrigen, und uns selbst zur Verachtung zwingen.

In

In einer solchen Gemüthsstimmung wird es uns nicht schwer werden, unser Ende mit eben der Gleichgültigkeit anzusehen, mit welcher es von dem größten Theil der übrigen Menschen angesehen werden wird. Und so laßt uns den Tod mit Gleichgültigkeit erwarten, und uns von den eitlen Schrecknissen losmachen, durch die man unsern Muth niederzudrücken sucht. Mag der Enthusiast sich mit unsichern Hoffnungen schmeicheln, der Abergläubische sich sein Ende durch düstere Melancholie verbittern; einem durch die Vernunft beruhigten Herzen steht es nicht an, einen Tod zu fürchten, mit welchem alle Empfindung aufhört.

Wie sehr auch die Menschen an dem Leben hängen, und den Tod zu fürchten scheinen, so sehen wir doch täglich, daß Gewohnheit, Meynung und Vorurtheile hinreichend stark sind, diesen Hang in uns unkräftig zu machen, uns zu vermögen, unser Leben auf das Spiel zu setzen, und aller Gefahr Troz bieten zu lassen. Ehrgeiz, Stolz, Eitelkeit, Geiz, Liebe, Eifersucht, Ehre, Ruhmbegierde, jene Achtung für die Meynung, welche man mit dem Nahmen der Ehre belegt, sind hinreichend, uns die Augen gegen alle Gefahren zu verschliessen, und uns muthig dem Tod entgegen eilen zu lassen. Kummer, Gemüthsleiden, Unglücksfälle, fehlgeschlagene Erwartungen, mildern für uns die häßliche Gestalt des Todes, und lassen uns denselben als einen Hafen ansehen, in welchen wir gegen die Ungerechtigkeiten unserer Nebenmenschen Sicherheit zu finden hoffen dürfen. Mangel, Unzufriedenheit, Unglück, machen uns mit dem Gedanken des Todes vertraut, der für den Glücklichen so schrecklich ist. Der Arme, der zu rastloser Arbeit verdammt, und aller Bequemlichkeiten des Lebens beraubt ist, sieht ihn mit Gleichgültigkeit herannahen; Der Unglückliche, der sich ohne Rettung für verlohren hält, nimmt zu ihm in der Verzweifelung seine Zuflucht, und beschleunigt sein

eignes Ende, wenn er glaubt, daß keine Glückseligkeit weiter hienieden für ihn zu hoffen ist.

Die Menschen haben in verschiedenen Zeitaltern und in verschiedenen Ländern, sehr verschieden über diejenigen geurtheilt, welche Muth genug gehabt haben, sich selbst das Leben zu nehmen. Ihre Begriffe über diesen Gegenstand, sind, so wie über alle andere, fast einzig und allein durch ihre politische und religiöse Verfassung bestimmt worden. Die Griechen, die Römer, und so manche andere Nationen, welchen alles, was sie umgab, Muth und Seelengröße einhauchen mußte, sahen diejenigen, welche freywillig den Faden ihres Lebens abschnitten, als Helden, und beynahe als Götter an. Der Bramine weiß noch jezt, in Indostan, selbst Weibern den Muth einzuflößen, sich auf dem Scheiterhaufen ihrer Gatten zu verbrennen. Der Japaneser bedenkt sich keinen Augenblick, bey dem kleinsten Anlasse, sich das Messer in den Leib zu stoßen.

In unsern Ländern hat die Religion die Menschen auf die Erhaltung ihres Lebens aufmerksamer gemacht; sie hat behauptet, ihr Gott wolle, daß sie leiden sollen; sehe ihre Quaalen mit Vergnügen an; sey zufrieden, daß sie sich nach und nach aufrieben, oder ihre Leiden verlängerten; billige aber keinesweges, daß sie den Faden ihres Lebens auf einmal abschnitten, oder über ein Geschenk schalteten, das sie von ihm erhalten hätten.

Gewisse Moralphilosophen haben, auch ohne Rücksicht auf gewisse religiöse Lehrmeynungen, behauptet, daß es dem Menschen in keinem Falle erlaubt sey, die Verbindungen des Vertrags, in welchen er mit der Gesellschaft getreten sey, zu brechen. Andere haben den Selbstmord als eine Wirkung der Feigheit angesehen; sie haben geglaubt, es sey Schwäche und Kleinmüthigkeit, sich von den Schlägen des Schicksals niederwerfen zu lassen, und vorgegeben, es zeige weit mehr Muth und Seelengröße,

größe, wenn man seine Leiden zu ertragen, und dem widrigen Geschick zu widerstehen wisse.

Wenn wir die Natur hierüber um Rath fragen, so werden wir finden, daß alle Handlungen der Menschen, dieser schwachen Puppen in der Hand des Schicksals, unvermeidlich sind, und von einer Ursache abhängen, die die Menschen wider ihr Wissen und wider ihren Willen, in Bewegung sezt, und sie in jedem Augenblicke irgend einen ihrer unwiderruflichen Rathschlüsse ausführen läßt. Wenn dieselbe Kraft, welche alle verständige Wesen nöthiget, ihr Daseyn zu lieben, das Daseyn irgend eines einzelen Menschen so lästig und drückend macht, daß es ihm verhaßt und unerträglich wird; so tritt er nun gleichsam aus seiner Gattung heraus, die Ordnung hört für ihn auf, und, indem er sich das Leben nimmt, erfüllt er das Gesetz der Natur, die nicht will, daß er länger leben soll. Diese Natur hat, während tausenden von Jahren, gearbeitet, in ihrem Schooße das Eisen zu bereiten, das seinem Daseyn ein Ende machen soll.

Eine nähere Betrachtung der Verhältnisse der Menschen mit der Natur, muß uns zeigen, daß ihre Verbindungen, weder von Seiten des Menschen freywillig, noch von Seiten der Natur, oder ihres Urhebers, gegenseitig sind. Der Wille des Menschen hat nicht den geringsten Antheil an seiner Geburth, so wie sein Abtritt von der Bühne der Welt, gemeiniglich nichts weniger als eine freye Wahl ist. Alle seine Handlungen sind, wie im vorigen gezeigt worden, durchaus nothwendige Wirkungen unbekannter Ursachen, die seine Willensrichtungen bestimmen. Er ist in den Händen der Natur eben das, was ein Degen in seiner eignen Hand ist: Er kann derselben entfallen, ohne daß man ihn beschuldigen darf, seine Verbindungen gebrochen, oder sich undankbar gegen denjenigen bewiesen zu haben, der ihn hielt. Der Mensch kann sein Daseyn nur unter der Bedingung lieben, daß es

es ihn glücklich macht. So wie die ganze Natur ihm diese Glückseligkeit verweigert, so wie ihm alles um sich her zur Last wird; so wie seine düstern Vorstellungen seiner Einbildungskraft nur traurige Bilder vorhalten, muß es ihm nunmehro erlaubt seyn, eine Lage zu verlassen, die nicht mehr für ihn gemacht ist; weil er keinen Gegenstand mehr um sich her erblickt, auf den er sich stützen könnte. Gewissermaßen ist er schon izt nicht mehr vorhanden; er schwebt in einem leeren Raume, ist unfähig, weder sich, noch andern zu nutzen.

Betrachten wir den Vertrag, welcher den Menschen mit der Gesellschaft vereinigt; so dürfen wir nicht vergessen, daß jeder Vertrag bedingt und gegenseitig ist, das heißt, gleichmäßige Vortheile zwischen beyden Theilen, die darinn begriffen sind, voraussezt. Der Bürger hängt durch nichts anders an dem Vaterlande und an seinen Mitbürgern, als durch das Band seines Wohlseyns. Wird dieses Band zerschnitten, so wird er dadurch auf der Stelle wieder in Freyheit gesezt. Behandelt ihn die Gesellschaft, oder diejenigen, welche dieselbe vorstellen, mit Härte, oder mit Ungerechtigkeit? Drohet ihm Mangel und Schande in einer übermüthigen und hartherzigen Welt; kehren ihm treulose Freunde im Unglück den Rükken; beleidigt eine treulose Gattin sein Herz; kränken undankbare und widerspenstige Kinder sein Alter; hat er seine ganze Glückseligkeit ausschließend auf einen Gegenstand gesezt; welchen er ohnmöglich erhalten kann; mit einem Worte, hat irgend etwas, von welcher Beschaffenheit es auch sey, hat Verdruß, Gewissensvorwürfe, Trübsinn, Verzweifelung, der Welt in seinen Augen allen Reiz entzogen? kurz, kann er seine Leiden nicht ertragen; so verlasse er eine Welt, die für ihn zu einer so schrecklichen Einöde geworden ist. Er entferne sich für immer, aus einem unfreundlichen Vaterlande, das ihn nicht mehr unter die Zahl seiner Kinder rechnen will. Er

verlasse

verlasse ein Haus, das über seinem Haupte einzustürzen drohet, er entsage einer Gesellschaft, zu deren Glück er nichts mehr beytragen kann, und die ihm nur durch sein eignes Glück werth wurde. Würde man wohl einen Menschen tadeln, der sich mißvergnügt in eine Einöde begäbe, weil er in der Stadt, wo ihn das Schicksal gebohren werden ließ, unnütz ist, und sich nicht mehr zu helfen weiß. Eben so wenig Recht hat man, denjenigen zu tadeln, der sich selbst das Leben nimmt. Der Mensch, der sein Leben endet, thut nichts weiter, als daß er sich von allem, was ihn umgiebt, loßreißt. Der Tod ist das einzige Hülfsmittel der Verzweifelung. In einer trostlosen Lage ist ein Dolch der einzige Tröster, der den Unglücklichen übrig bleibt. So lange ihm noch ein Strahl von Hofnung schimmert; so lange seine Leiden ihm noch erträglich scheinen; so lange er sich schmeichelt, daß sie dereinst aufhören können; so lange ihm das Daseyn noch irgend einiges Vergnügen gewährt, wird es ihm nicht einfallen, sich selbst das Leben zu rauben. Wenn hingegen nichts mehr in ihm den Wunsch des Daseyns unterhält, dann wird Leben das größte aller Uebel, und Sterben der einzige Ausweg, sich von diesen Uebeln zu befreyen. (82)

Eine Gesellschaft, die uns keinen Vortheil mehr gewähren kann, oder will; eine Natur, die darauf beharret, unser Daseyn unglücklich zu machen, befiehlt uns aus ihr heraus zu treten. Wir erfüllen durch unsern Tod einen ihrer Rathschlüsse, so wie wir bey unserer Geburt einen andern erfüllt haben. Es giebt kein Unglück ohne Hülfe für denjenigen, der zu sterben weiß. Wer sich hingegen

(82) *Malum est in necessitate vivere: sed in necessitate vivere, necessitas nulla est. Quidni nulla sit? Patent undique ad libertatem multae viae, breves, faciles. Agamus Deo gratias, quod nemo in vita teneri possit.* S. Seneka Epist. 12.

hingegen zu sterben weigert, für den giebt es gewiß noch Güther, die ihn an diese Welt knüpfen. Ist dieß der Fall, so raffe der Mensch alle seine Kräfte zusammen, und setze dem Schicksale, das ihn trift, Muth und alle die Hülfsmittel entgegen, welche die Natur ihm noch darbiethet. So lange ihm diese leztere noch irgend eine Empfindung des Vergnügens, oder die Hofnung läßt, das Ende seiner Leiden zu erleben, so lange kann er sich von ihr noch nicht für ganz aufgegeben halten. Für den Abergläubischen hingegen, giebt es gar keine Gränze seiner Leiden; er darf gar nicht daran denken, sie verkürzen zu wollen. (83) Seine Religion befiehlt ihm, bey seinen Leiden auszuhalten; sie verbiethet ihm zu dem Tode seine Zuflucht zu nehmen, der für ihn nur der Eintritt in ein noch weit unglücklicheres Leben seyn würde. Ewige Strafe wartet seiner, weil er es gewagt hat, den langsamen Befehlen seines Gottes zuvorzukommen, der ein Vergnügen daran findet, Elende zur Verzweiflung gebracht zu sehen, und nicht will, daß er die Kühnheit haben soll, den Posten zu verlassen, welcher ihm angewiesen worden.

Die Menschen messen ihre Urtheile nur nach ihrer eigenen Empfindungsart ab: sie legen den Nahmen von Schwachheiten oder Wahnsinn, heftigen Handlungen bey, welche ihnen mit den Veranlassungen, durch die sie bewirkt wurden, nicht ganz verhältnißmäßig scheinen, oder das Ansehen haben, die Beraubung eines Glücks nach sich zu ziehen, welchem, wie man voraussezt, jedes seiner Sinne mächtige Wesen zu streben muß. Wir halten

(83) Das Christenthum und die bürgerlichen Gesetze der Christen, sind in Ansehung ihrer Beurtheilung des Selbstmords, in Widerspruch. Das alte Testament zeigt uns Beyspiele dieser Art, an Simson, Eleasar, das ist an Menschen, die vor Gott sehr angenehm waren. Wenn es wahr ist, daß der Messias, oder der Sohn des Gottes der Christen, ganz aus

ten denjenigen Menschen für schwach, den wir für etwas lebhaft gerührt sehen, das uns wenig rührt, oder wenn er unfähig ist Leiden zu ertragen, welche wir uns schmeicheln, standhafter zu erdulden, als er. Wir beschuldigen denjenigen des Wahnsinns und der Raserey, der sein Leben, welches wir, ohne Unterschied, für das größte aller Güther hälten, Gegenständen aufopfert, die uns eines so kostbaren Opfers nicht werth scheinen. So werfen wir uns immer zu Richtern über die Glückseligkeit, über die Denk- und Empfindungsart anderer Menschen auf. Ein Geiziger, der sich wegen des Verlustes seiner Schätze das Leben nimmt, scheint in den Augen desjenigen, der den Reichthümern minder ergeben ist, ein Unsinniger. Dieser leztere fühlt nicht, daß das Leben ohne Geld für einen Geizigen nur eine unaufhörliche Quaal ist, und daß nichts in dieser Welt ihn über sein Unglück trösten kann. Er wird uns sagen, daß er an jenes Stelle nicht so gehandelt haben würde. Aber um sich genau in die Stelle eines andern zu setzen, müßte man seine Organisation, sein Temperament, seine Leidenschaften, seine Begriffe haben; man müßte Er selbst seyn, sich in dieselben Umstände versetzen, durch dieselben Ursachen gerührt werden; und in diesem leztern Fall würde jeder Mensch, so wie dieser Geizige, sich das Leben genommen haben, nachdem er die einzige Quelle seines Wohlstandes eingebüßet hätte.

Derjenige, der sich selbst des Lebens beraubt, schreitet nicht eher zu einem so außerordentlichen, und dem natürlichen Bestreben so entgegengesetzten Schritte, als wenn nichts in der Welt mehr fähig ist, ihn zu erfreuen, oder

aus einem Antriebe den Tod erlitten hat, so war er offenbar ein Selbstmörder. Eben das gilt von einer Menge Martyren, die sich freywillig dem Tode dargebothen haben, so wie auch von Bußfertigen, die es sich zum Verdienst angerechnet haben, ihr Leben nach und nach zu untergraben.

oder seinen Schmerz zu lindern. Sein Leiden, von welcher Beschaffenheit es auch seyn mag, ist für ihn wirklich; seine starke oder schwache Organisation, ist ihm und keinem andern eigen. Ein eingebildeter Kranker leidet darum nicht minder; und unangenehme Träume versetzen uns in eine wahrhafte peinliche Lage. Wenn also ein Mensch sich umbringt; so können wir daraus sicher schließen, daß das Leben, statt ein Guth zu seyn, für ihn das größte Uebel geworden ist; daß das Daseyn für ihn seinen Reiz verlohren hat; daß die ganze Natur nichts mehr enthält, was ihm wohlthut, daß diese Natur für ihn entzaubert ist, und daß, nach der Vergleichung, welche seine in Unordnung gerathene Vernunft zwischen Seyn und Nichtseyn angestellt hat, das leztere ihm besser geschienen hat, als das erstere.

Viele Leser werden vielleicht Grundsätze für gefährlich halten, die den Unglücklichen, gegen unsere angenommenen Vorurtheile, berechtigen, den Faden seiner Tage abzuschneiden: allein, der Mensch wird keineswegs zu einem so heftigen Entschlusse durch Grundsätze bestimmt, sondern durch ein von Kummer zerrüttetes Temperament, durch eine gallsüchtige und trübsinnige Konstitution, durch einen Fehler seiner Organisation, und durch eine gänzliche Unordnung seiner Maschiene; kurz, Nothwendigkeit und nicht überdachte Gründe bringen den Menschen zu dem Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Nichts ladet ihn zu einem solchen Schritte ein, so lange ihm noch Vernunft und einige Hofnung, dieser allgemeine Balsam aller Leiden, übrig bleibt. Der Unglückliche hingegen, der seinem Kummer und seinen Leiden keinen Augenblick entfliehen kann, dem sein Unglück unabläßig vorschwebt, diesem bleibt nichts übrig, als sich von dieser Rücksicht allein in seinen Entschlüssen leiten zu lassen. Ueberdies, welche Vortheile, oder welche Hülfe, kann sich die Gesellschaft von einem Unglücklichen versprechen, der in Verzweifelung ist; von einem Misanthropen, der

von Traurigkeit überwältigt, und von Vorwürfen gequält wird; der keinen Bewegungsgrund mehr hat, andern nützlich zu seyn, und der sich selbst aufgiebt, und es nicht mehr der Mühe werth hält, auf seine Erhaltung bedacht zu seyn. Würde diese Gesellschaft nicht vielmehr dabey gewinnen, wenn man die Bösen bereden könnte uns des Anblicks so widriger Gegenstände zu überheben, von welchen uns die Gesetze an ihrer Statt befreyen müssen? Würden die Bösen selbst nicht dabey gewinnen, wenn sie der Schande und dem gewaltsamen Tode, der sie erwartet, zuvorkämen.

Da das Leben, gewöhnlicher Weise, für den Menschen das größte Gut ist; so kann man darauf rechnen, daß derjenige, der sich dasselbe freywillig raubt, durch eine unwiderstehliche Kraft hingerissen wird. Nur das Uebermaas von Leiden, nur Verzweiflung, und durch Trübsinn verursachte Zerrüttung des Körpers, kann den Menschen dahin bringen, sich selbst zu tödten. Er wird alsdenn, wie ich schon in dem vorigen bemerkt habe, von entgegengesetzten Kräften in Bewegung gesetzt, und genöthiget, einen Mittelweg einzuschlagen, der ihn zu seinem Ende führt. Wenn der Mensch in keinem Augenblicke seines Lebens frey ist, so ist er es noch weniger bey der Handlung, die demselben ein Ende macht. (84)

Man sieht also, daß derjenige, der sich das Leben nimmt, keinesweges, wie man vorgiebt, der Natur oder ihrem Urheber zu nahe tritt. Er folgt dem Antriebe eben der Natur, indem er den einzigen Weg einschlägt, welchen sie ihm übrig läßt, seinen Leiden zu entgehen. Er geht aus

(84) Der Selbstmord soll in England, dessen Klima die Einwohner zum Trübsinn geneigt macht, sehr gemein seyn. Man hält daselbst diejenigen, welche sich das Leben nehmen, für mondsüchtig, und ihre Krankheit wird eben so beurtheilt, als eine Zerrüttung des Gehirns.

aus dem Leben durch eine Thüre, welche sie ihm offen gelassen hatte; ohnmöglich kann er die Natur dadurch beleidigen, daß er ein Gesetz ihrer Nothwendigkeit erfüllt. Die eiserne Hand dieser letztern hat die Feder zerbrochen, welche ihm das Leben angenehm machte, und ihn zur Erhaltung desselben antrieb, und eben hierdurch ihm zu verstehen gegeben, daß er aus der Reihe oder Ordnung der Dinge abtreten soll, in welcher er sich zu übel befindet, um länger darinn aushalten zu wollen. Weder Vaterland noch Verwandte haben ein Recht, sich über ein Glied zu beklagen, das sie nicht glücklich machen können, und von dem sie ihrer Seits nichts mehr zu hoffen haben. Der Mensch, der seinem Vaterlande oder den Seinigen nutzen soll, muß an seinem Daseyn Gefallen finden, sich lebhaft für seine Erhaltung interessiren, muß die Bande lieben, die ihn mit andern verknüpfen, muß fähig seyn, sich mit der Glückseligkeit derselben zu beschäftigen. Sagt man, endlich, der Selbstmörder werde in einem andern Leben gestraft, und bereue seinen übereilten Schritt, so setzt man daher willkührlich voraus, daß er sich selbst überlebt, und seine Organe, seine Sinne, und sein Gedächtniß, seine Ideen, seine gegenwärtige Empfindungs- und Denkungsart in seine künftige Behausung mitnehme.

Ich wiederhole also nochmals, daß nichts für die Menschen nützlicher ist, als ihnen den Tod verachten zu lehren, und die falschen Begriffe aus ihrer Einbildung zu verbannen, welche man ihnen in Ansehung der Folgen desselben beygebracht hat. Die Furcht des Todes macht nur feige Menschen, so wie die Furcht der vorgeblichen Folgen desselben blos Fanatiker oder fromme Schwärmer bildet, welche sich und andern zur Last sind. Der Tod ist ein Ausweg, den man der unterdrückten Tugend, die von der Ungerechtigkeit der Menschen oft zur Verzweiflung gebracht wird, nicht versagen darf. Wenn die Menschen den Tod weniger fürchteten, so würden sie weder Sklaven der Tyrannen,

rannen, noch des Aberglaubens seyn. Die Wahrheit würde eifrigere Vertheidiger finden, die Rechte der Menschheit freymüthiger behauptet, die Irrthümer nachdrücklicher bestritten, und die Tyranney für immer verbannt werden. Feigheit nähret die letztern und Furcht pflanzet sie immer weiter fort. Kurz, die Menschen können weder glücklich noch zufrieden seyn, so lange ihre Meynungen sie in beständiger Furcht erhalten.

Funfzehentes Hauptstück.

Von dem Interesse der Menschen, oder den Begriffen, die sie in Ansehung der Glückseligkeit haben. Der Mensch kann nicht ohne Tugend glücklich seyn.

Die Nützlichkeit ist und bleibt, wie schon oft gesagt worden, der einzige Maasstab der menschlichen Urtheile. Nützlich seyn, heißt zu der Glückseligkeit seiner Mitgeschöpfe beytragen; schädlich seyn, heißt ihr Unglück befördern. Dieß vorausgesezt, laßt uns untersuchen, ob die Grundsätze, welche bisher in diesem Werke aufgestellt worden, als vortheilhaft oder schädlich, nützlich oder unnützlich, für das menschliche Geschlecht anzusehen sind. Der Mensch, der in jedem Augenblicke seines Daseyns sich glücklich zu machen strebet, kann nichts billigen, als was ihm Glückseligkeit, oder die Mittel, sie ihm zu erhalten gewähret.

Was in dem vorigen gesagt worden ist, hat schon dazu dienen können, unsere Begriffe über das, was wir Glückseligkeit nennen, zu bestimmen. Wir haben gezeigt, daß Glückseligkeit nichts anders ist, als fortgesezztes Vergnügen. (85) Soll aber ein Gegenstand uns

(85) Siehe 9tes Hauptstück.

Vergnügen verursachen, so müssen die Eindrücke, die er auf uns macht, die Wahrnehmungen, welche er in uns veranlaßt, die Ideen, welche er in uns zurückläßt, mit einem Worte, die Bewegungen, die er in uns erregt, unserer Organisation, unserem Temperamente zustimmen, sie müssen unserer besonderen Natur, die durch Gewohnheit, und einer Menge von Umständen oder Ursachen, modificirt wird, welche in uns, mehr oder weniger, bleibende oder vorübergehende Veränderungen hervorbringen, angemessen seyn. Die Einwirkung des Gegenstandes, der uns rührt, oder dessen Vorstellung uns beschäftigt, muß, statt schwächer zu werden und zu verschwinden, immer fortgehen und zunehmen. Der Gegenstand muß, ohne unsere Organe zu ermüden, zu erschöpfen, oder zu zerrütten, unsere Maschine in denjenigen Grad von Thätigkeit setzen, dessen sie unaufhörlich bedarf. Aber, welches ist der Gegenstand, der alle diese Beschaffenheiten in sich vereinigt? Wo ist der Mensch, dessen Organe einer beständigen Bewegung fähig sind, ohne zu erschlaffen, zu ermüden und Schmerz zu empfinden. Der Mensch will sein Daseyn beständig so lebhaft empfinden, als es nur möglich ist, und ohne Schmerz geschehen kann. Was sage ich; er wählt sogar manchmal lieber Schmerzen, als daß er nicht empfinden sollte. Er gewöhnt sich an tausend Dinge, die ursprünglich einen unangenehmen Eindruck auf ihn machen müssen, die sich aber am Ende nicht minder in Bedürfnisse verwandeln, oder ihn gar nicht mehr rühren. (86) In der That, wo sollen wir in der Natur Gegenstände finden, die geschickt sind, uns zu

(86) Beyspiele hiervon sind, der Tabak, der Kaffee, und besonders der Brantewein, als durch welchen letztern es den Europäern gelungen ist, die Neger zu unterjochen, und die Wilden zu beherrschen. Hierin liegt vielleicht auch die Ursache, warum wir so gern Trauerspiele, und das gemeine Volk Hinrichtungen der Verbrecher, die für dasselbe auch eine Art von Trauerspiele sind, sehen. Mit einem Worte, die Begierde

zu jederzeit denjenigen Grad von Thätigkeit zu gewähren, der dem Zustande unserer so beweglichen, und eben darum so mannigfaltigen Veränderungen fähiger Organisation angemessen ist. Die lebhaftesten Vergnügungen sind gewöhnlich auch die minder dauerhaftesten, weil sie uns zu sehr erschöpfen.

Um ununterbrochen glücklich zu seyn, müßten die Kräfte unserer Natur unendlich seyn. Ihre Beweglichkeit müßte mit einer Spannung, mit einer Festigkeit verbunden seyn, die durch nichts verändert würde, oder die Gegenstände, durch welche sie in Bewegung gesezt wird, müßten Eigenschaften in dem Maaße erhalten, und verlichren können, je nachdem sich die verschiedenen Zustände, durch welche unsere Maschine nach und nach hindurch zu gehen genöthigt ist, sich abändern. Die ursprüngliche Beschaffenheit der Dinge müßte in eben dem Verhältnisse wechsein, als unsere innere Stimmung, die dem unaufhörlichen Einflusse von tausend Ursachen, die uns ohne unser Wissen und oft wider unsern Willen modificiren, unterworfen ist. Wenn unsere Maschine in jedem Augenblicke mehr oder minder merkliche Veränderungen erfährt, die zum Benspiel, von dem verschiedenen Grade der Spannung, Schwere und Heiterkeit der Luft, von der Wärme und Flüßigkeit unseres Blutes, von der Ordnung und Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen unseres Körpers, abhängen; wenn wir in keinem Augenblicke unseres Daseyns ganz genau dieselbe Spannung der Nerven, Federkraft der Fibern, dieselbe Thätigkeit des Geistes,

gierde zu empfinden oder lebhaft erschüttert zu werden, scheint der Grund der Neugierde und des Vergnügens zu seyn, mit welchem wir das Wunderbare, das Uebernatürliche, das Unbegreifliche, und überhaupt alles, was unsere Einbildungskraft lebhaft beschäftiget, aufnehmen. Die Menschen lieben vielleicht ihre Religion aus dem gleichen Grunde, aus welchen die Wilden den Brantwein lieben.

dieselbe Wärme der Einbildungskraft haben könne, so folgt daraus ohnläugbar, daß Dinge, deren Beschaffenheit jederzeit dieselben bleiben, uns nicht immer auf gleiche Weise rühren können. Dieß ist also die Ursache, warum die Gegenstände, die uns einst gefielen, uns itzt mißfallen. Diese Gegenstände haben sich nicht merklich verändert, aber unsere Organe, unsere Stimmung, unsere Ideen, unsere Denk- und Empfindungsweise, ist bey weitem nicht mehr dieselbe. Hierin liegt also die Ursache unserer Unbeständigkeit.

Wenn dieselben Gegenstände nicht fähig sind, für immer einen einzelnen Menschen glücklich zu machen, so kann man leicht vermuthen, daß sie noch vielweniger allen Menschen gefallen können, oder ein und dasselbe Glück der ganzen Gattung angemessen seyn kann. Wesen, die in Ansehung ihres Temperaments, ihrer Kräfte, Organisation, Einbildungskraft, Ideen, Meynungen und Gewohnheiten, einander so ungleich sind, und die durch unendlich mannigfaltige, sowohl physische, als moralische Einwirkungen, so verschiedene Modifikationen erhalten haben, Wesen dieser Art müssen nothwendig, in ihren Begriffen von Glückseligkeit, von einander unendlich weit abgehen. Die Glückseligkeit eines Geizigen kann nicht dieselbe seyn, als die Glückseligkeit des Verschwenders; die Glückseligkeit eines sinnlichen Menschen, nicht die Glückseligkeit eines Trägen und Fühllosen; die Glückseligkeit eines Unmäßigen, nicht die Glückseligkeit eines vernünftigen Menschen, der seine Gesundheit schont. Die Glückseligkeit eines jeden Menschen, ist das Resultat seiner natürlichen Organisation, und der Umstände, Angewohnheiten, wahren oder falschen Begriffe, die auf ihn eingewirkt haben. Diese Organisation und diese Umstände sind nie ganz die nemlichen; es folgt also hieraus, daß das, was der Gegenstand der Wünsche des Einen ist, dem Andern entweder gleichgültig ist, oder vielleicht

gar mißfällt; und daß, wie schon im Vorigen gesagt worden, kein Dritter beurtheilen kann, was der Glückseligkeit eines andern zuträglich ist, oder nicht.

Man nennt den Gegenstand, in welchem jeder Mensch, nach Maaßgabe seines Temperaments, und der ihm eigenthümlichen Begriffe, seine Glückseligkeit zu finden glaubt, sein Interesse. Man sieht hieraus, daß Interesse nichts anders ist, als was jeder Mensch zu seiner Glückseligkeit für nothwendig erachtet. Auch kann man zugleich hieraus abnehmen, daß kein Mensch auf der Erde, ohne alles Interesse ist. Das Interesse des Geizigen, besteht in der Anhäufung von Reichthümern; das Interesse des Verschwenders, in der Kunst sie zu zerstreuen; das Interesse des Ehrgeizigen besteht in der Erhaltung von Macht, Rang und Würden; das Interesse des bescheidenen Weisen besteht im Genusse seiner Seelenruhe; das Interesse des Wollüstlings besteht darinn, daß er sich allen Arten von Vergnügungen ohne Wahl überläßt; das Interesse des klugen Menschen in der Enthaltung von solchen, die ihm schaden könnten; Das Interesse des Bösen will, daß er seine Leidenschaften, es koste auch, was es wolle, befriedige; das Interesse des tugendhaften Menschen will, daß er durch sein Betragen die Liebe und den Beyfall seiner Mitmenschen zu verdienen suche, und sich nichts erlaube, was ihn in seinen eigenen Augen heruntersetzen könne.

Wenn ich also behaupte, daß das Interesse die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen ist; so will ich damit so viel sagen: daß jeder Mensch, auf seine eigne Weise, an seinem Wohl, das er entweder in einem sichtbaren oder unsichtbaren, wahren oder eingebildeten Gegenstande zu finden glaubt, arbeitet; und daß das ganze System seiner Handlungen auf die Erhaltung desselben hinstrebt. Dieß vorausgesezt, kann man von keinem Menschen sagen, daß er ohne Interesse handle. Wir

bedienen uns dieses leztern Ausdruckes jedoch oft von denjenigen, dessen Handlungsantriebe wir entweder nicht kennen, oder dessen Interesse unsern Beyfall hat. So nennen wir denjenigen edelmüthig, treu und uneigennützig, der durch das Vergnügen seinen Freunden im Unglücke Hülfe zu leisten, mehr gerührt wird, als durch die Begierde, seinen Geldkasten mit unnützen Schätzen angefüllt zu wissen. Wir nennen jeden Menschen uneigennützig oder uninteressirt, dem das Interesse seines guten Namens mehr am Herzen liegt, als das Interesse seines Glücks. Endlich, nennen wir jeden Menschen uneigennützig oder uninteressirt, der dem Gegenstande, in welchem er sein Glück zu finden glaubt, Opfer bringt, welche wir für kostbar und schwer halten, weil wir jenem Gegenstande nicht gleichen Werth beylegen, als er selbst.

Wir beurtheilen oft das Interesse anderer sehr falsch; entweder, weil die Triebfedern, welche sie in Bewegung setzen, zu zusammen gesetzt sind, als daß wir sie ergründen können, oder weil man, um darüber ganz so zu urtheilen, wie sie, mit ihnen einerley Augen, einerley Organe, einerley Leidenschaften, einerley Meynungen haben müßte. Indessen sind wir genöthiget, die Handlungen der Menschen nach ihren Wirkungen auf uns zu beurtheilen. In dieser Rücksicht billigen wir jedesmal das Interesse, durch welches sie in Bewegung gesezt werden, wenn daraus irgend ein Vortheil für die menschliche Gattung entspringt. So bewundern wir Muth, Edelmüthigkeit, Freyheitsliebe, grosse Talente, Tugenden u. s. w. Eigentlich geben wir also, in Fällen dieser Art, bloß den Gegenständen unsern Beyfall, in welchen gewisse Menschen ihre Glückseligkeit suchen. Ja, wir billigen auch wohl die Stimmung dieser Menschen selbst, wenn wir gleich davon keine nähern Wirkungen empfinden können. Aber wir sind darum keinesweges, bey dieser Beurtheilungsart, ganz ohne Interesse. Erfahrung,

Nach-

Nachdenken, Gewohnheit und Vernunft, haben uns einen moralischen Geschmack beygebracht, und es macht uns eben so viel Vergnügen, Zeugen einer grossen und edelmüthigen Handlung zu seyn, als es einem Menschen von Geschmack Vergnügen macht, ein schönes Gemählde zu erblicken, wenn er gleich nicht Besitzer desselben ist. Der Mensch, der es in der Tugend bis zur Fertigkeit gebracht hat, ist derjenige, welcher das Interesse, das er dabey findet, die Zuneigung, den Beyfall und die Unterstützung Anderer zu verdienen, und das Bedürfniß, sich selbst zu lieben und zu schätzen, jederzeit vor Augen gehabt hat. Erfüllt mit Ideen dieser Art, die ihm endlich zur Gewohnheit werden, enthält er sich selbst geheimer Verbrechen, die ihn in seinen eigenen Augen erniedrigen würden. Er gleicht einem Menschen, der sich von Jugend auf zur Reinlichkeit gewöhnt hat, und dem es zuwider seyn würde, sich beschmutzt zu sehen, wenn auch kein anderer Mensch davon Zeuge ist. Der rechtschaffene Mann ist derjenige, dem wahre Ideen sein Interesse, oder seine Glückseligkeit, in einer Art zu handeln, haben finden lassen, welche die übrigen Menschen um ihres eigenen Interesse willen zu lieben und zu billigen, genöthiget sind.

Diese Grundsätze gehörig entwickelt, sind der eigentliche wahre Grund der Moral. Da hingegen nichts täuschender, nichts bodenloser ist, als die gewöhnliche Moral, die sich auf eingebildete Antriebe gründet, welche man außer der Natur, oder in gewissen angebohrnen Empfindungen hat finden wollen, welche nach der Voraussetzung gewisser Philosophen sich vorgängig, vor aller Erfahrung, entwickeln, und von den Vortheilen, die daraus für uns entstehen, unabhängig seyn sollen. Giebt man aber zu, wie man nothwendig zugeben muß, daß es eine nothwendige Folge der ursprünglichen Beschaffenheit des Menschen ist, sich selbst zu lieben, auf seine Erhaltung bedacht zu seyn, und sein Daseyn angenehm hinzubringen

suchen; (87) so kann man nicht zweifeln, daß das Interesse, oder die Begierde nach Glückseligkeit, die einzige Triebfeder aller seiner Handlungen ist. Dieses Interesse hängt, wie gesagt, von seiner natürlichen Organisation, von seinen erworbenen Begriffen und angenommenen Gewohnheiten, ab. Ohne Zweifel wird der Mensch von Irrthum getäuscht, so oft eine verdorbene Organisation oder falsche Urtheile ihn sein Wohlseyn in Gegenständen suchen lassen, die für ihn, so wie für andere schädlich sind. Er befindet sich im Gegentheil auf dem Pfade der Tugend, wenn wahre Begriffe ihm seine Glückseligkeit in einer Aufführung suchen lassen, die für seine Mitmenschen nüzlich ist, ihm den Beyfall derselben verschaft, und ihn selbst zu einem Gegenstande ihrer Achtung macht. Die Moral würde eine eitle Wissenschaft seyn, wenn sie dem Menschen nicht zeigte, daß sein größter Vortheil darinne bestehe, tugendhaft zu seyn. Jede Verbindlichkeit kann sich nur auf die Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit gründen, ein Guth zu erhalten, oder einem Uebel zu entgehen.

Ein empfindendes und verständiges Wesen kann nicht anders, als mit jedem Augenblicke auf sein Daseyn, seine Erhaltung und sein Wohlseyn bedacht seyn. Glückseligkeit ist also eine Pflicht, die der Mensch sich selbst schuldig ist. Erfahrung und Vernunft zeigen ihm jedoch bald, daß er nicht im Stande ist, allein und ohne fremde Unterstützung sich die, zu seiner Glückseligkeit erfoderlichen Dinge zu verschaffen. Er lebt in Verbindung mit andern empfindenden, denkenden, und gleich ihm mit ihrer Glückseligkeit beschäftigten Wesen, die fähig sind ihn in Ansehung der Gegenstände, welche seine Glückseligkeit heischet, nützliche Dienste zu leisten. Er bemerkt, daß diese

(87) Seneka sagt: *modus ergo diligendi praecipiendus est homini, id est quomodo se diligat aut prosit sibi; quem autem diligat aut prosit sibi, dubitare dementis est.*

diese Wesen sich nur in so fern gegen ihn theilnehmend bezeigen werden, als ihr eignes Wohlseyn sie dazu auffodert. Hieraus schließt er also, daß er, um seiner eigenen Glückseligkeit willen, sich jederzeit auf eine solche Weise betragen müsse, die geschickt ist, ihm die Zuneigung, den Beyfall, die Achtung und den Beystand der Wesen zu erwerben, welche am meisten im Stande sind, seine Absichten zu unterstützen und zu befördern. Er sieht ein, daß der Mensch zu der Glückseligkeit des Menschen am unentbehrlichsten ist, daß, um ihrer Theilnehmung gewiß zu seyn, er es so einzurichten hat, daß seine Mitmenschen wahre Vortheile dabey finden, zur Erreichung seiner Absichten mit zu wirken. Tugendhaft seyn, heißt aber nichts anders, als den Wesen seiner Gattung würklich nützlich seyn. Der vernünftige Mensch kann also nicht umhin einzusehen, daß es sein Interesse ist tugendhaft zu seyn. Die Tugend ist nichts anders, als die Kunst in der Glückseligkeit Anderer seine eigene zu finden. Der tugendhafte Mensch ist derjenige, welcher Glückseligkeit über Wesen verbreitet, die fähig sind, sie ihm zu erwiedern, die zu seiner Erhaltung nothwendig, kurz die im Stande sind, sein Daseyn zu beglücken.

Dieß ist also der wahre, eigentliche Grund aller Moral; Verdienst und Tugend gründen sich auf die Natur des Menschen und auf seine Bedürfnisse. Nur durch Tugend kann er sich glücklich machen. (88) Die Gesellschaft kann ohne Tugend weder nützlich seyn, noch überhaupt bestehen; sie kann keine wahren Vortheile gewähren, als in wie fern sie Wesen vereiniget, die von dem Wunsche, einander gegenseitig gefällig zu seyn, belebt, gemein-

(88) *Est autem virtus nihil aliud quam in se perfecta et ad summum perducta natura.* Cicero de Legg. 1. Eben dieser Schriftsteller sagt anderswo: virtus, rationis absolutio definitur.

gemeinschaftlich auf ihre gegenseitige Glückseligkeit hinarbeiten. Kein Glück kann in einzelen Familien empfunden werden, wenn die Glieder, aus welchen sie bestehen, nicht geneigt sind, sich gegenseitige Dienste zu leisten, einander die Beschwerlichkeiten des Lebens ertragen zu helfen, und durch vereinigte Bemühungen jede Art von Leiden zu entfernen suchen. Das eheliche Band ist nur in dem Maaße beglückend, als es das Interesse zweier Wesen innigst vereiniget, die durch das Bedürfniß eines rechtmäßigen Vergnügens vereinigt sind, durch welches die Gesellschaft erhalten, und derselben neue Bürger verschaft werden. Die Freundschaft hat nur in so fern Reize, als sie tugendhafte Wesen, das heißt solche, die von der Begierde, nur ihr gegenseitiges Glück zu befördern, beseelt sind, enger mit einander verknüpft. Endlich ist es offenbar, daß wir nur in dem Maaße, als wir tugendhaft sind, das Wohlwollen, Vertrauen, und die Achtung aller derjenigen, die mit uns in Verhältniß stehen, verdienen können, kein Mensch aber für sich allein glücklich seyn kann.

Die Glückseligkeit jedes einzelen Wesens der menschlichen Gattung, hängt ohnläugbar von den Empfindungen ab, welche es den Wesen, unter denen ihm die Natur seine Stelle angewiesen hat, einflößt, und hinwiederum seinerseits für sie heget. Die Größe kann allerdings unsere Mitgeschöpfe blenden; Macht und Gewalt ihnen unwillkühelich Huldigungen entreißen; Reichthum und Ueberfluß feige und niederträchtige Seelen locken; aber nur Menschlichkeit, Wohlthun, Mitleiden und Billigkeit allein, können ohne Mühe die süßen Empfindungen der Zärtlichkeit, der Zuneigung, der Achtung in andern erregen, deren Bedürfniß jeder vernünftige Mensch fühlen muß. Tugendhaft seyn, heißt also sein Glück in dem suchen, was sich mit dem Glücke anderer verträgt; heißt durch Wohlthaten und Vergnügungen, die man über an-

dere

dere verbreitet, sich glücklich fühlen. Derjenige, welchen seine natürliche Anlagen, seine Erziehung, sein Nachdenken, seine Gewohnheiten, einer solchen Stimmung fähig gemacht haben, und der sich in Umständen befindet, einer solchen Stimmung nachzuhängen, wird für alle, die sich ihm nähern, ein Gegenstand der Theilnehmung. Kein Augenblick verschwindet ihm ohne Genuß; er lißt mit innigem Vergnügen auf jedem Gesichte, Freude und Zufriedenheit; seine Gattin, seine Kinder, seine Freunde, seine Hausgenossen kommen ihm mit offener heiterer Stirn entgegen, biethen ihm den Anblick der Zufriedenheit und Ruhe dar, in welchem er sein Werk erkennt; alles, was ihn umgiebt, ist bereit mit ihm Freude und Leid zu theilen. Von andern geliebt, geehrt, geachtet, führt alles, was er sieht, ihn auf sich selbst zurück. Er kennt die Rechte, welche er sich über alle Hertzen erworben hat, und ist froh, die Quelle einer Glückseligkeit zu seyn, durch welche alle Welt an seinem Schicksaale Theil nimmt. Das Gefühl der Liebe, die wir für uns selbst empfinden, wird tausendmal süßer, wenn wir alle andere, mit denen wir in Verbindung sind, diese Empfindungen mit uns theilen sehen. Die Gewohnheit der Tugend schaft uns Bedürfnisse, welche die Tugend allein zu befriedigen hinreicht. In dieser Rücksicht wird also die Tugend ihr eigner Lohn, und geniesst durch sich selbst der Vortheile, welche sie andern gewährt.

Man wird nicht unterlassen, einzuwenden, oder wohl gar zu beweisen, daß, bey der gegenwärtigen Lage der Dinge, die Tugend, stat den Wohlstand derjenigen zu befördern, die sich ihr widmen, nur zu oft sie unglücklich macht, und ihrer Glückseligkeit unabläßig Hindernisse in den Weg legt. Ueberall sieht man die Tugend ihrer Belohnungen beraubt, was sage ich, tausend Beyspiele können uns überzeugen, daß sie fast in allen Ländern gehaßt, verfolgt, und durch den Undank und die Unge-

Ungerechtigkeit der Menschen unterdrückt wird. Allerdings ist es nur zu offenbar, daß durch eine nothwendige Folge der Verirrungen des menschlichen Geschlechts, die Tugend uns selten den Besitz derjenigen Gegenstände verschaft, in welchen der gemeine Theil der Menschen die Glückseligkeit sucht. Der größte Theil der Gesellschaften wird fast immer durch Menschen beherrschet, die durch Unwissenheit, Schmeicheley, Vorurtheile, Mißbrauch der Macht, und Sicherheit vor Strafen, der Tugend abgeneigt gemacht werden; und so kann es denn nicht fehlen, daß diese Gesellschaften ihre Achtung und ihre Wohlthaten an unwürdige Glieder verschwenden, nur unbedeutende und schädliche Eigenschaften belohnen, und dem Verdienste die Gerechtigkeit versagen, welche es zu fodern berechtigt ist. Aber dem rechtschaffenen Manne ist es weder um die Belohnungen, noch um den Beyfall so übel eingerichteter Gesellschaften zu thun. Zufrieden im Schooße eines stillen häuslichen Glückes, drängt er sich nicht in Verhältnisse hin, die ihn nur noch in neue Gefahren verwickeln würden. Er weiß, daß eine verwilderte Gesellschaft ein Wirbel ist, dessen Zuge der rechtschaffene Mann nicht folgen kann; er zieht sich also zurück, und entfernt sich von dem allgemeinen Pfade, wo er ohne Rettung zertreten werden würde. Er thut so viel Gutes, als er nur thun kann; er überläßt den Bösen das Feld, in welchem sie sich tummeln; er seufzt über die Schläge, die sie einander versetzen, wünscht sich zu seiner Mittelmäßigkeit, die ihm Sicherheit verschaft, aufrichtig Glück; er beklagt die Nationen, die durch Irrthum und Leidenschaften, die eben so traurige als nothwendige Folgen von jenem sind, in Unterdrückung schmachten, und nur unglückliche Bürger enthalten, welche, statt auf ihr wahres Interesse bedacht zu seyn, statt an ihrer gegenseitigen Glückseligkeit zu arbeiten, und einzusehen, wie sehr sie die Tugend schätzen sollten, einander sich entweder offenbar angreifen, oder aber in geheim zu schaden suchen, und

eine

eine Tugend verabscheuen, die ihren unordentlichen Leidenschaften im Wege seyn würde.

Wenn wir sagen, die Tugend sey ihr eigner Lohn; so wollen wir damit bloß so viel sagen, daß in einer Gesellschaft, die in ihren Verhandlungen, durch Wahrheit, Erfahrung und Vernunft geleitet würde, jeder Mensch sein wahres Interesse kennen, den Zweck der allgemeinen Verbindung einsehen, in der Erfüllung seiner Pflichten Vortheile und überwiegende Bewegungsgründe finden, mit einem Worte, überzeugt seyn würde, daß, um dauerhaft glücklich zu seyn, er an dem Wohle seiner Gattung arbeiten, und ihre Achtung, Zuneigung und Unterstüzzung sich erwerben müsse. In jeder wohleingerichteten Gesellschaft sollte Regierung, Erziehung, Gesetze, Beyspiel, Unterricht gemeinschaftlich damit beschäftiget seyn, den Bürger zu überzeugen, daß die Nation, von welcher er einen Theil ausmacht, ein Ganzes ist, das ohne Tugend weder glücklich seyn, noch bestehen kann. Die Erfahrung sollte ihn in jedem Augenblicke überzeugen, daß das Wohlseyn der einzelen Theile, nur durch das Wohlseyn des ganzen Körpers bewirkt werden kann. Die Gerechtigkeit wird ihn einsehen lassen, daß die Gesellschaft, um ihrer Absicht zu entsprechen, ein System von Willenskräften seyn sollte, in welchen diejenigen, die dem Interesse des Ganzen gemäß wirken, nothwendig eine vortheilhafte Gegenwirkung erfahren müssen.

Aber leider! haben die Irrthümer in den Begriffen der Menschen eine solche Zerrüttung hervorgebracht, daß die Tugend überall verachtet, verbannt und verfolgt wird, und keinen derjenigen Vortheile erhält, welche sie zu hoffen berechtiget ist. Hierdurch hat man sich in der Nothwendigkeit geglaubt, ihr in der Zukunft Belohnungen vorzuspiegeln, der sie in der gegenwärtigen Welt fast immer entbehren muß. Man hat sich genöthigt geglaubt, die Menschen zu täuschen, zu betrügen, in Furcht zu

setzen,

setzen, um sie einer Tugend zuzuführen, die ihnen durch so mannigfaltige Hindernisse lästig wird. Man hält sie mit entfernten Hofnungen hin; man beunruhiget sie durch düstere Schrecken, um sie zu einer Tugend aufzufodern, die ihnen verhaßt seyn muß, oder sie vom Bösen abzuhalten, das ihnen liebenswürdig und nothwendig scheinen muß. Auf diese Weise glaubt die Staatskunst und der Aberglaube, durch leere Vorspiegelungen und eingebildete Rücksichten, die ächten und wahren Triebfedern zu ersetzen, welche Natur, Erfahrung, aufgeklärte Regierung, Gesetze, Unterricht, Beyspiel, vernünftige Grundsätze u. s. w. den Menschen darbiethen könnten. Diese leztern, durch Beyspiel hingerissen, durch Gewohnheit aufgefodert, durch eben so gefährliche als nothwendige Leidenschaften verblendet, bekümmern sich nur wenig um die ungewissen Versprechungen und Drohungen, welche man ihnen vorhält; das gegenwärtige Interesse ihrer Vergnügungen, Leidenschaften und Gewohnheiten, ist jederzeit mächtiger, als ein Interesse, das ihnen in der Zukunft ein Glück darbiethet, oder Leiden droht, die ihnen mit gegenwärtigen Vortheilen verglichen, immer zweifelhaft scheinen müssen.

Es kann unter diesen Umständen nicht fehlen, daß der Aberglaube, statt die Menschen aus Grundsätzen tugendhaft zu machen, ihnen ein eben so schweres, als unnützes Joch auflegt; ein Joch, das nur von Schwärmern oder kleinmüthigen Seelen getragen wird, die durch ihre Meynungen entweder unglücklich oder gefährlich werden, und die, ohne innere Besserung, sich nur wild gegen das Gebiß stemmen, das man ihnen in den Mund gelegt hat. In der That zeigt uns die Erfahrung, daß die Religion kein hinreichender Damm ist, dem Strohme des Verderbens, der durch so mannigfaltiges Zusammentreffen verschiedener Ursachen eine unüberwindliche Gewalt erhält, zu widerstehen. Vermehrt nicht vielmehr diese Religion,

selbst

selbst durch die Leidenschaften, welche sie losst läßt, und gleichsam heiliget, die öffentliche Unordnung. Die Tugend ist fast überall nur der Antheil einiger wenigen Seelen, die stark genug sind, dem Strohme der Vorurtheile zu widerstehen, die sich mit dem Bewußtsenn des Guthen, das sie der Gesellschaft gewähren, begnügen, deren Mäßigkeit mit dem Beyfall einer kleinen Anzahl zufrieden ist, und deren Gesinnungen nicht an den armseligen Vortheilen hängen, welche ungerechte Gesellschaften gemeiniglich nur der Niederträchtigkeit, Ränken und Verbrechen gewähren.

Ohngeachtet der Ungerechtigkeit, welche in dieser Welt herrscht, giebt es dennoch tugendhafte Menschen. Selbst in dem Schooße der verdorbensten Nazionen, findet man wohlthätige, von dem Werth der Tugend durchdrungene Seelen, die es wissen, daß sie selbst der Huldigung ihrer Feinde gewiß ist; giebt es noch Menschen, die sich mit den innern und geheimen Belohnungen der Tugend begnügen, welche keine Macht der Erde ihr zu entziehen fähig ist. In der That erwirbt sich der rechtschaffene Mann ein Recht auf die Achtung, Verehrung, auf das Vertrauen, die Liebe selbst solcher Menschen, deren Betragen dem seinigen ganz entgegen gesetzt ist. Das Laster fühlt sich gezwungen der Tugend zu weichen, deren Vorzug es mit Beschämung fühlt. Auch unabhängig von jenem so süßen, mächtigen und ohnfehlbaren Einfluß der Gemüther, bleibt dem rechtschaffenen Manne, auch wenn die ganze Erde gegen ihn ungerecht wäre, doch das Vorrecht, sich zu lieben und selbst zu schätzen, mit Vergnügen in sein Inneres zurück zu steigen, und seine Handlungen so zu betrachten, wie andere sie betrachten sollten, wenn sie nicht verblendet wären. Keine Gewalt kann ihm die verdiente Achtung seiner selbst rauben. Diese Selbstschätzung wird nur dann lächerlich, wenn sie ungegründet ist, und ist nur dann zu tadeln, wenn sie sich auf eine für Andere demüthigende und kränkende

Weise äußert; sie bekömmt alsdenn den Nahmen des **Stolzes**. Gründet sich diese Selbstschätzung hingegen auf unbedeutende Dinge, so bezeichnen wir sie mit dem Nahmen der **Eitelkeit**; ist sie hingegen rechtmäßig und gegründet, so fühlen wir ihren Werth und nennen sie **Selbstgefühl** und **Seelengröße**. Eine solche Selbstschätzung bleibt edel, wenn sie sich auf der Gesellschaft wahrhaft nützliche Tugenden und Fähigkeiten gründet, wenn auch schon diese leztere unfähig ist, den Werth derselben einzusehen.

Laßt uns also aufhören, unser Ohr dem Geschwätz abergläubiger Thoren zu leihen, welche unser Glück untergraben, und es in dem Innersten unsers Herzens auszurotten gesucht haben; die uns Haß und Verachtung unserer selbst befehlen, und dem rechtschaffenen Manne oft den einzigen Lohn entziehen wollen, der der Tugend in dieser verkehrten Welt übrig bleibt. Diese rechtmäßige Empfindung einer wohlgegründeten Eigenliebe in dem Menschen unterdrücken wollen, heißt nichts anders, als die mächtigste Triebfeder, die ihn zum Guten antreibt, zerbrechen. Denn welcher andere Antrieb kann ihm wohl, bey der gegenwärtigen Beschaffenheit des größten Theils der bürgerlichen Gesellschaften, übrig bleiben? Sehen wir nicht die Tugend überall gehaßt und unterdrückt; stolze Verbrechen und kluge Laster belohnt; die Liebe des öffentlichen Besten als Thorheit gescholten, die Genauigkeit in Erfüllung unserer Pflichten für Einfalt gehalten; Mitleiden, Empfindung, Zärtlichkeit, eheliche Treue, aufrichtige und unverlezliche Freundschaft verachtet und lächerlich behandelt? Der Mensch braucht Antriebe, die ihn zum Handeln auffodern. Er handelt nur in Rücksicht auf seine Glückseligkeit gut oder böse. Sein Interesse entsteht aus dem, was er für sein Glück hält; er thut nichts umsonst. Entzieht man ihm den Lohn seiner nützlichen Handlungen; so bleibt ihm nichts übrig als entweder

weder eben so böse zu werden [illegible]e andere, oder sich selbst zu belohnen.

Dieß vorausgesezt, kann also der rechtschafne Mann niemals durchaus elend seyn. Er kann nie ganz der Belohnung beraubt werden, die ihm gebühret. Die Tugend kann die Stelle aller Güther, oder aller eingebildeten Vortheile vertreten. Aber keines dieser Güther kann die Vortheile jener ersetzen. Ich will damit nicht sagen, daß der rechtschafne Mann von allen Leiden frey sey; er ist gleich den Lasterhaften; physischem Schmerze unterworfen; er kann sich in Armuth befinden; oft ist er das Ziel der Verleumdung, der Ungerechtigkeit, des Undanks und des Hasses. Aber mitten unter diesen Bedrängnissen, Leiden und Kümmernissen, findet er in sich selbst die mächtigste Unterstützung. Er ist mit sich selbst zufrieden; er ehrt sich; fühlt seine innere Würde, kennt die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche, und tröstet sich durch das Vertrauen der Gerechtigkeit seiner Sache. Alle diese Stützen muß der Böse entbehren. Er, der körperlichen Leiden und willkührlichen Schlägen des Schicksals eben so sehr unterworfen ist, als der Rechtschaffene, findet in seinem Innern nichts als Sorgen, Reue, Gewissensbisse. Er sinkt gleichsam unter seiner eignen Last nieder; weil ihm sein Gewissen nicht aufrecht erhält; sein Geist und sein Körper werden auf allen Seiten niedergedrückt. Der rechtschaffene Mann ist kein unempfindlicher Stoicker; die Tugend kann ihn nicht des Gefühls berauben, aber wenn er körperlich leidet, ist er doch immer weniger zu bedauern, als der kranke lasterhafte; wenn er in Armuth schmachtet, so ist er doch minder unglücklich, als der Böse im Elende. Auch bey andern Unglücksfällen, wird er weniger niedergedrückt, als der Böse in gleicher Lage.

Die Glückseligkeit eines jeden Menschen, hängt von der Bildung seines Temperaments ab. Die Natur verleihet die Anlage zum Glück; Bildung, Unterricht

und Nachdenken, nutzen dem von der Natur begünstigten Boden, und setzen ihn in den Stand nützliche Früchte zu tragen. In Ansehung seiner selbst glücklich gebohren seyn, heißt von der Natur einen gesunden Körper, wohlgestimmte Organe, einen richtigen Verstand, und ein Herz erhalten zu haben, dessen Leidenschaften und Begierden durchaus den Umständen angemessen sind, in welche uns unser Schicksal gesezt hat. Die Natur hat also alles für uns gethan, wenn sie uns ein hinreichendes Maaß innerer Spannung und Wirksamkeit gegeben hat, um uns diejenigen Dinge verschaffen zu können, welche unser Zustand, unsere Art zu denken, und unser Temperament, uns als wünschenswürdig vorbilden. Die Natur hat uns hingegen ein trauriges Geschenk gemacht, wenn sie uns ein zu warmes Blut, eine zu rege Einbildungskraft und zu heftige Begierden für Gegenstände gegeben hat, die wir in unserer Lage, entweder gar nicht, oder doch nur durch so außerordentliche Anstrengung erhalten können, daß dadurch unser eignes Wohlseyn, wie auch die Ruhe der Gesellschaft in Gefahr geräth. Die glücklichsten Menschen sind gewöhnlich diejenigen, die eine ruhige Seele besitzen, welche nur solche Gegenstände verlangt, die sie sich mittelst einer Arbeit verschaffen kann, welche geschickt ist, ihre Thätigkeit im Spiel zu erhalten, ohne sie in zu gewaltsame und heftige Erschütterungen zu setzen. Ein Philosoph, dessen Bedürfnisse leicht zu befriedigen sind, der fern von Ehrgeiz, in dem Zirkel einer kleinen Anzahl Freunde zufrieden lebt, ist ohne Zweifel ein Wesen von weit glücklicherer Stimmung, als ein Eroberer, dessen wilde Einbildungskraft in Verzweifelung geräth, daß sie nur Eine Welt verehren kann. Der Mensch, der glücklich gebohren ist, oder den die Natur fähig gemacht hat, auf die schicklichste Weise modificirt zu werden, ist mit nichten ein schickliches Mitglied für die Gesellschaft. Diese leztere wird gemeiniglich nur durch jene unglücklichen Menschen zerrüttet, welche unruhig, mit ihrem Schicksale

sale unzufrieden, von Leidenschaften berauscht, und von schwer zu erreichenden Gegenständen eingenommen, alles in Trümmern stürzen, um jene eingebildeten Güther zu erhalten, in welchen sie ihre Glückseligkeit zu finden glauben. Ein Alexander bedarf zerstöhrter Reiche, im Blute schwimmender Nationen, in Aschenhaufen verwandelter Städte, um jene Leidenschaft für den Ruhm zu befriedigen, von dem er sich einen falschen Begriff macht, und nach dem seine Einbildungskraft so begierig ist. Diogenes bedarf bloß einer Tonne, um der Freyheit sonderbar zu scheinen. Ein Socrates begnügt sich mit der Freude, seine Schüler zur Tugend zu bilden.

Da der Mensch, seiner Organisation nach, ein Wesen ist, dem die Bewegung in jedem Augenblicke nothwendig ist, so muß er auch mit jedem Augenblicke verlangen. Und hierinn liegt die Ursache, warum eine zu große Leichtigkeit, sich die Gegenstände, die er wünscht, verschaffen zu können, ihm dieselben gar bald gleichgültig macht. Um sein Glück zu empfinden, muß es dem Menschen Anstrengung gekostet haben, es zu erhalten. Um in dem Genusse Vergnügen zu finden, muß das Verlangen durch Hindernisse gereizt worden seyn. Wir werden auf der Stelle der Gegenstände überdrüßig, welche uns nichts gekostet haben. Die Erwartung unseres Glücks, die nothwendige Anstrengung, uns dasselbe zu verschaffen, die mannigfaltigen Schilderungen, welche die Einbildungskraft uns davon entwirft, alles dieß theilt unserm Gehirne diejenige Bewegung mit, die es bedarf; giebt ihm Gelegenheit seine Fähigkeiten zu üben; setzt alle Triebfedern desselben in Bewegung; kurz, erregt in demselben jene angenehme Thätigkeit, welcher der Genuß des gewünschten Glückes selbst bey weitem nicht gleich kommt. Handlung ist das wahre Element des menschlichen Geistes. So wie er aufhört zu handeln, empfindet er ein drückendes Gefühl von Unthätigkeit und langer

Weile; und unsere Seele bedarf der Ideen eben sowohl, als unser Magen der Nahrungsmittel. (89)

Der Anstoß, welchen unsere Maschine durch das Verlangen erhält, ist also an sich selbst schon ein Guth. Er ist für den Geist eben das, was Bewegung für den Körper ist. Ohne sie macht uns der Genuß der Speisen kein Vergnügen. Der Durst ist es, der uns das Trinken so angenehm macht. Das Leben ist ein unaufhörlicher Kreiß von erregten und befriedigten Begierden. Die Ruhe ist nur für denjenigen ein Guth, der gearbeitet hat; für denjenigen hingegen, der nicht gearbeitet hat, ist sie eine Quelle lästiger Langerweile, eine Quelle von Traurigkeit und von Lastern. Ohne Unterbrechung geniessen, heißt gar nicht geniessen. Der Mensch, dem nichts mehr zu verlangen übrig bleibt, ist unglücklicher, als derjenige, welcher leidet.

Diese, ganz in der Erfahrung gegründeten Bemerkungen zeigen uns, daß das Gute sowohl, als das Böse, von der ursprünglichen Beschaffenheit der Dinge abhängt. Wenn Glückseligkeit empfunden werden soll; so darf sie nicht unterbrochen gleichförmig fortdauern. Die Arbeit ist für den Menschen nothwendig, um seine Vergnügungen zu unterbrechen. Sein Körper bedarf der Bewegung, und sein Herz der Begierden. Nur unbehägliche Lagen machen, daß wir des auf sie folgenden Wohlstandes erst recht genießen. Sie machen gleichsam in dem Gemählde des menschlichen Lebens den Schatten aus. Ein unwiderrufliches Gesetz des Schicksals zwingt die Menschen,

(89) Der Vorzug der Gelehrten und Liebhaber der Wissenschaften über unwissende, müßige, und zum Denken und zur ernsthaften Selbstbeschäftigung unfähige Köpfe, gründet sich bloß auf die Menge und Mannigfaltigkeit der Begriffe, welche das Studiren und Nachdenken dem Geiste gewähret. Der Geist eines denkenden Mannes findet mehr Nahrung in

Menschen, mit ihrer Lage unzufrieden zu seyn; sich zu bestreben, dieselbe zu verändern, und sich einander gegenseitig eine Glückseligkeit zu beneiden, welche jeder nur so unvollkommen genießt. So beneidet der Arme den Ueberfluß des Reichen; während daß dieser oft weit minder glücklich ist, als jener. So beneidet der Reiche die Vortheile des Armen, welchen er im Schooße seines scheinbaren Elendes gesund, thätig und zufrieden sieht.

Wenn alle Menschen vollkommen zufrieden wären; so würde alle Thätigkeit in der Welt aufhören. Um glücklich zu seyn, muß man wünschen, handeln, arbeiten. Dieß ist die Einrichtung einer Natur, deren Leben in Wirksamkeit besteht. Die menschlichen Gesellschaften können nicht ohne einen beständigen Tausch derjenigen Dinge, in welchen die Menschen ihre Glückseligkeit zu finden glauben, bestehen. Der Arme kann nicht umhin, Wünsche zu nähren, und zu arbeiten, dasjenige zu erhalten, was zu der Erhaltung seiner Natur unentbehrlich ist. Seinen Hunger zu befriedigen, sich mit Kleidung und Wohnung zu versehen, und sein Geschlecht fortzupflanzen, sind die ersten Bedürfnisse, welche ihm die Natur auflegt. Hat er diese befriediget, so ist er gar bald genöthiget, sich neue Bedürfnisse zu verschaffen, oder vielmehr seine Einbildungskraft beschäftigt sich nunmehr die ersteren näher auszubilden; sie sucht sie mannigfaltiger, um die Befriedigung derselben reizender zu machen. Gelangt eben derselbe Mensch endlich zu Ueberfluß, und hat er den ganzen Kreiß von Bedürfnissen und ihre mannigfaltigen Zusammensetzungen durchlaufen, so fängt er endlich

in einem guten Buche, als der Geist eines Unwissenden in allen Vergnügungen, die ihm seine Reichthümer gewähren können. Studiren ist nichts anders, als einen großen Vorrath von Ideen aufsammeln. Die Menge und Verbindung dieser Ideen ist es, was so viel Verschiedenheit unter den Menschen hervorbringt, und sie über die andern Thiere erhebt.

an Ekel zu empfinden. Sein Körper, der izt aller Arbeit überhoben wird, sammelt überflüßige Feuchtigkeiten; sein Herz, in dem sich kein Verlangen mehr regt, schmachtet unthätig dahin; aller Thätigkeit beraubt, ist er genöthigt, einen Theil seiner Reichthümer andern Wesen zukommen zu lassen, die thätiger und arbeitsamer sind als er. Diese leztern übernehmen denn, um ihres eigenen Vortheils willen, die Sorge, ihm seine Bedürfnisse zu verschaffen, ihn aus seiner Mattigkeit herauszuziehen, und seine Einfälle zu befriedigen. So erregen also die Reichen und Großen, die Geschäftigkeit, Thätigkeit und den Kunstfleiß des Armen. Sammacht der Wunsch, ihr Schicksal zu verbessern, die Menschen einander unentbehrlich. So sind immer wiederkehrende und nie gesättigte Wünsche, die Quelle des Lebens, der Gesundheit, der Thätigkeit und der Gesellschaft. Wenn jeder Mensch sich selbst hinreichend wäre; so würde er der Gesellschaft entbehren können. Unsere Bedürfnisse, unsere Wünsche, unsere Grillen, machen uns von andern abhängig, und sind Ursache, daß jeder von uns, um seines eigenen Vortheils willen, genöthigt ist, andern Wesen nützlich zu werden, die hinwiederum fähig sind, ihm die Gegenstände zu gewähren, die ihm fehlen. Eine Nation ist nichts weiter, als die Vereinigung einer großen Anzahl Menschen, die durch ihre Bedürfnisse und ihre Vergnügungen, unter einander verknüpft sind. Die Glücklichsten unter ihnen sind diejenigen, welche die wenigsten Bedürfnisse, und die meisten Mittel haben, jene zu befriedigen.

Der Fortgang der Bedürfnisse ist, sowohl bey den einzelen Menschen, als in Ansehung ganzer Gesellschaften, unvermeidlich. Er gründet sich auf die ursprüngliche Beschaffenheit des Menschen. Sind seine natürlichen Bedürfnisse einmal befriedigt; so müssen andere an ihre Stelle treten, die wir eingebildete, oder erkünstelte Bedürfnisse nennen, welche aber zu unserm Glück beynahe

eben

eben so unentbehrlich werden, als jene ersten. Die Gewohnheit, welche dem amerikanischen Wilden erlaubt, nackend zu gehen, nöthiget einen gesitteten Bewohner eines europäischen Landes, sich zu kleiden. Der Arme ist mit einem ganz einfachen Gewande zufrieden, dessen er sich das ganze Jahr hindurch bedient. Der Reiche muß für jede Jahreszeit andere Kleider haben, und es würde ihm äußerst beschwerlich seyn, wenn er nicht nach Gemächlichkeit damit wechseln könnte. Auch würde es ihm nicht minder schmerzlich seyn, wenn seine Kleidung nicht zugleich andern Menschen seinen Ueberfluß, seinen Rang und seinen eingebildeten Vorzug ankündigte. So vervielfältigt die Gewohnheit die Bedürfnisse des Reichen. So wird seine Eitelkeit selbst ein Bedürfniß, welches tausend Hände in Bewegung sezt, ihn zu befriedigen. Und eben diese Eitelkeit verschaft ärmern Menschen die Mittel des Unterhalts. Wenn derjenige, der sich zur Pracht und zum Luxus in Kleidungen gewöhnt hat, sich dieser Zeichen des Ueberflusses beraubt sieht, so dünkt er sich eben so elend, als der Arme, der, dem es an Kleidung überhaupt fehlt. Alle gegenwärtigen gesitteten Nationen sind erst Wilde, frey umher schweifende Völkerschaften gewesen, die keine andern Beschäftigungen kannten, als Jagd und Krieg, und die genöthigt waren, ihren Unterhalt mühsam zu gewinnen. Nach und nach haben sie sich bleibende Wohnsitze gewählet, sich dem Ackerbau und nachher dem Handel ergeben, ihre ursprünglichen Bedürfnisse verfeinert, den Umfang derselben erweitert, und tausend Mittel zu Befriedigung derselben erfunden. Ein Fortgang, der für thätige Wesen, welche durch Empfindung in Bewegung gehalten werden müssen, und, um glücklich zu seyn, eines Wechsels ihrer Gefühle bedürfen, eben so natürlich, als nothwendig ist.

In eben dem Maaße, als die Bedürfnisse der Menschen sich vervielfältigen, wird auch die Befriedi-

gung derselben schwerer. Die Menschen sind genöthigt, sich von einer größern Anzahl ihrer Mitgeschöpfe abhängig zu machen, um ihre Thätigkeit zu erregen, und sie zu bewegen, zur Erreichung ihrer Absichten mit zu wirken. Hieraus entsteht die Nothwendigkeit, sich Gegenstände zu erwerben, welche fähig sind, andere dahin zu bringen, daß sie unsere Bedürfnisse befriedigen. Der Wilde hat weiter nichts zu thun, als die Hand auszustrecken, um die Frucht zu brechen, die seinen Hunger befriedigt. Der wohlhabende Bürger einer blühenden Gesellschaft ist genöthigt, tausend Räder in Bewegung zu setzen, um sich kostbare Mahlzeiten und seltene Gerichte zu verschaffen, welche ihm nothwendig geworden sind, seinen ekeln Gaumen zu reizen, oder seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Man sieht hieraus, daß wir in eben dem Maaße, als sich unsere Bedürfnisse vervielfältigen, genöthigt sind, auch die Mittel zu ihrer Befriedigung zu vervielfältigen. Die Reichthümer sind nichts anders, als allgemein angenommene Mittel, durch welche wir in den Stand gesezt werden, eine große Anzahl Menschen, zur Befriedigung unserer Wünsche, in Bewegung zu setzen, und durch ihren eigenen Vortheil zur Beförderung unseres eigenen Vergnügens einzuladen. Was thut der Reiche anders, als daß er Armen wissen läßt, er könne ihnen die Mittel ihres Unterhalts gewähren, wenn sie es über sich nehmen wollen, seinen Willen auszuführen? Was thut der Mächtige, als daß er andern zeigt, er sey im Stande, ihnen Mittel darzubiethen, wodurch ihre Glückseligkeit befördert wird? Die Fürsten, die Großen, die Reichen, scheinen uns nur darum glücklich, weil sie hinreichende Mittel, oder Kräfte besitzen, eine große Anzahl Menschen dahin zu bringen, für ihre Glückseligkeit thätig zu seyn.

Je mehr wir der Sache nachdenken, je mehr werden wir uns überzeugen, daß die Vorurtheile der Menschen die eigentliche Quelle ihres Unglücks sind. Das

Glück

Glück ist nur darum unter den Menschen so selten, weil sie es nur in Gegenständen suchen, die für ihr wahres Wohl entweder gleichgültig und unnütz sind, oder sich oft gar in würkliche Uebel verwandeln. Die Reichthümer sind an sich selbst etwas gleichgültiges. Bloß der Gebrauch, den man von denselben macht, bestimmt ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit. Das Geld, das für den Wilden, der nicht weiß, was er damit anfangen soll, keinen Reiz hat, wird von dem Geitzigen gierig zusammen gescharret und dadurch für ihn gleich unnütz; von Verschwendern hingegen und sinnlichen Menschen verthan, und zu nichts anders angewandt, als Reue und Kränklichkeit dafür einzuhandeln. Die Vergnügungen haben für denjenigen keinen Reitz, der unfähig ist, sie zu empfinden. Sie werden zu wahren Uebeln, wenn wir sie gegen uns selbst kehren, unsere Maschine zerrütten, um ihrentwillen unsere Pflichten vernachläßigen, und uns in den Augen anderer verächtlich machen. Die Macht ist nichts an sich selbst; sie ist für uns ohne Nutzen, wenn wir uns ihrer nicht zu Beförderung unserer Glückseligkeit bedienen; sie wird für uns ein wahres Unglück, wenn wir sie misbrauchen, sie wird verhaßt, so wie wir andere dadurch unglücklich machen. Aus Mangel richtiger Einsichten über ihr wahres Interesse, wissen nur die wenigsten Menschen, die sich im Besitze aller Mittel zur Glückseligkeit befinden, das Geheimniß, von diesen Mitteln einen erwünschten Gebrauch zu machen. Die Kunst zu genießen, wird von wenigsten verstanden; diese sollte man sich eigen machen, ehe man sich irgend einen Wunsch jerlaubt. Die Erde ist mit Menschen erfüllt, welche unaufhörlich beschäftigt sind, sich Mittel zu erwerben, ohne je den Zweck, zu dessen Erreichung dieselben bestimmt sind, kennen zu lernen. Jedermann strebt nach Glück und nach Macht; aber nur wenige sehen wir in dem Besitze dieser Dinge glücklich.

Es ist natürlich, nothwendig und vernünftig, diejenigen Dinge zu begehren, welche die Summe unserer Glückseligkeit vermehren können. Macht, Vergnügungen, Reichthümer sind Gegenstände, die unsere Wünsche und Bestrebungen verdienen, wenn wir von ihnen einen für unsere Glückseligkeit angemessenen Gebrauch zu machen wissen. Wir dürfen denjenigen nicht tadeln, der nach ihnen strebt; noch denjenigen hassen, oder verachten, der sie besitzt; außer wenn er sich zur Erwerbung derselben verhaßter Mittel bedient; oder nachdem er sie erworben hat, davon einen für sich und andere nachtheiligen Gebrauch macht. Macht, Größe und Ansehen, mögen uns immerhin nicht gleichgültig seyn; wenn wir nur uns diese Güter verschaffen können, ohne sie auf Kosten unserer eigenen Ruhe, oder der Wesen, mit denen wir in Verbindung stehen, zu erkaufen. Wir mögen immerhin nach Reichthümern streben, wenn wir davon für uns und für andere einen nützlichen Gebrauch machen; aber nie dürfen wir uns solche Mittel, sie zu erwerben, erlauben, über welche wir uns dereinst selbst Vorwürfe machen müssen, und durch die wir dem Hasse unserer Mitmenschen ausgesetzt seyn würden. Laßt uns nie vergessen, daß unser wahres Glück sich nur auf die Achtung unserer selbst und auf die Vortheile gründet, die wir andern Menschen gewähren; und daß unter allen möglichen Dingen für ein in Gesellschaft lebendes Wesen nichts unmöglicher ist, als sich allein und ausschließend, glücklich machen wollen.

Sechs-

Sechszehentes Hauptstück.

Die Irrthümer der Menschen, über das, was ihre Glückseligkeit ausmacht, sind die wahre Quelle ihrer Leiden. Mittel, welche man dagegen versucht hat.

Die Vernunft verbiethet dem Menschen keinesweges, großen Entwürfen nachzuhängen. Der Ehrgeitz ist eine dem menschlichen Geschlechte nützliche Leidenschaft, wenn er die Glückseligkeit desselben zum Gegenstande hat. Große Seelen wollen in einem großen Wirkungskreise thätig seyn. Mächtige, aufgeklärte und wohlwollende Geister verbreiten, wenn sie sich in einer günstigen Lage gestellt finden, ihre glücklichen Einflüsse weit umher. Sie fühlen ihre eigene Glückseligkeit nur dann, wenn es ihnen gelingt, eine große Menge ihrer Mitgeschöpfe glücklich zu machen. Die Ursache, warum so viele Fürsten so selten eines wahren Glücks genießen, ist keine andere, als weil ihre ohnmächtigen und kleinen Seelen genöthigt sind, in einem Würkungskreise zu handeln, der für ihre schwache Thätigkeit von viel zu großem Umfange ist. So schmachten oft die Völker durch die Unthätigkeit, Trägheit, Feigheit ihrer Anführer, die eben so wenig fähig sind, ihr eignes Glück als das Glück ihrer Unterthanen zu befördern. Von einer andern Seite fühlen zu heftige, zu brausende und zu thätige Seelen, sich in dem Wirkungskreise, der sie einschließt, noch immer zu wenig in Freyheit, und ihr ungestühmes Streben macht sie zu Plagen des menschlichen Geschlechts. (90) Alexander war für

(90) *Aestuat infelix angusto limite mundi.* Seneka sagt vom Alexander: *post Darium et Indos pauper est Alexander; inventus est qui concupisceret aliquid post omnia.* Seneka Brf. 120.

für die Nazionen eben so schädlich und mit seinem Schicksaale eben so unzufrieden, als der träge Despot, den er vom Throne stieß. Beyder Geist war dem Wirkungskreise, in welchen sie sich gestellt befanden, nicht angemessen.

Die Glückseligkeit des Menschen wird jederzeit die Folge der Zusammenstimmung seiner Begierden, mit seinen Umständen seyn. Die unumschränkte Gewalt ist für ihren Besitzer ohne Werth, wenn er davon nicht für seine Glückseligkeit Gebrauch zu machen weiß; sie ist ein wahres Uebel, wenn sie ihn unglücklich macht. Sie ist ein verabscheuungswürdiger Mißbrauch, wenn sie das Unglück eines Theils des menschlichen Geschlechts verursacht. Die mächtigsten Fürsten sind gemeiniglich nur darum von dem wahren Glücke so fern, und ihre Unterthanen nur darum gemeiniglich so unglücklich, weil die ersten alle Mittel besitzen glücklich zu seyn, ohne davon im geringsten Gebrauch zu machen, oder weil sie gar dieselben zu einer entgegen gesetzten Würkung mißbrauchen. Ein Weiser auf dem Throne würde der glücklichste aller Menschen seyn. Der Monarch bleibt ein Mensch, dem seine Macht doch keine andern Organe, keine andere Arten zu empfinden verschaffen kann, als die ihm mit dem geringsten seiner Unterthanen gemein sind. Wenn er vor den letztern einige Vorzüge hat; so bestehen sie lediglich in der Größe, der Abwechselung und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigen kann; wodurch sein Geist in einer beständigen Thätigkeit erhalten wird, die ihn vor Erschlaffung und langer Weile, bewahrt. Wenn ein solcher Fürst eine tugendhafte und große Seele besitzt, so muß sein Ehrgeiz, in jedem Augenblicke sich durch den Gedanken geschmeichelt finden, daß er die Macht hat, den Willen seiner Unterthanen mit dem seinigen zu vereinen; sie an seiner Erhaltung lebhaft Theil nehmen zu lassen, ihre Liebe zu verdienen, und allen andern Nazionen Achtung und Beyfall einzuflößen.

Dieses

Dieses sind die Eroberungen, welche die Vernunft allen denjenigen darbiethet, welche ihr Schicksal zu Beherrschern ganzer Reiche bestimmt hat. Gewiß sind diese groß genug, der lebhaftesten Einbildungskraft und dem ungemessensten Ehrgeitze, Genüge zu leisten. Die Könige sind nur in so fern die glücklichsten Menschen, als sie das Vermögen besitzen, eine große Anzahl glücklich zu machen, und dadurch die Ursachen ihrer rechtmäßigen Zufriedenheit mit sich selbst zu vervielfältigen.

Diese Vorzüge der obersten Gewalt, können von allen denjenigen mit genossen werden, die an der Regierung des Staates Theil haben. Größe, Rang, Ansehen, sind mithin wünschenswürdige Gegenstände für diejenigen, die die Mittel kennen, davon zu ihrer eigenen Glückseligkeit Gebrauch zu machen. Sie sind hingegen ohne Nutzen für jene mittelmäßigen Menschen, die weder Kraft noch Fähigkeit besitzen, diese Vorzüge, auf eine für sie selbst vortheilhafte Weise, anzuwenden. Sie sind verabscheuungswürdig, wenn man, um sie zu erhalten, die Glückseligkeit der Gesellschaft so wohl, als seine eigene auf das Spiel setzt. Die Gesellschaft selbst ist jedesmal ein Irrthum, wenn sie diejenigen Menschen verehrt, die eine Macht zur Zerstöhrung ihrer Mitgeschöpfe anwenden, die nur dann von der Gesellschaft gebilligt werden kann, wenn sie der Früchte derselben genießt.

Die Reichthümer, die den Geitzigen, der nur der traurige Wächter derselben ist, eben so unnütz, als dem sinnlichen Verschwender, dem sie nur Kränklichkeit, Verdruß, Eckel gewähren, schädlich sind, können in den Händen des rechtschaffenen Mannes unendlich mannigfaltige Mittel werden, die Summe seiner Glückseligkeit zu vermehren. Man muß also, ehe man nach Reichthümern strebt, wissen, was man für einen Gebrauch davon zu machen hat. Das Geld ist nur ein vorstellendes Zeichen der Glückseligkeit; der Genuß, der Gebrauch, den

man

man davon zu anderer Glücke macht, dieß erst giebt ihm Würklichkeit. Das Geld gewähret, der von den Menschen getroffenen Einrichtung zu folge, alle Güter, die man nur wünschen kann; ein einziges jedoch ausgenommen, nämlich die Kunst, es recht gebrauchen. Geld haben, ohne die Kunst es zu genießen, heißt einen Schlüssel eines schön eingerichteten Pallastes besitzen, und sich doch selbst den Eingang in denselben versagen; es verschwenden, heißt, diesen Schlüssel in den Strohm werfen; einen schlechten Gebrauch davon machen, heißt, sich desselben bedienen, um sich selbst damit zu verletzen. Gebt dem rechtschaffenen und aufgeklärtesten Manne, die ungemessensten Schätze; er wird dadurch nicht in Verlegenheit gesetzt werden. Seine große und edle Seele wird sich dadurch nur aufgefodert fühlen, den Kreiß ihrer Wohlthaten zu erweitern. Er wird sich die Zuneigung unzählig vieler Menschen erwerben, die Liebe und Huldigung aller, die ihn umgeben, verdienen. Er wird in seinen Vergnügungen mäßig seyn, um dieselben besser genießen zu können; weil er weiß, daß das Geld keinesweges eine Seele wieder herstellen kann, die durch unmäßigen Genuß erschlaft, Organe, die durch Uebermaaß geschwächt, und einen Körper, der in Zukunft unfähig geworden ist, sich ohne eine Menge Versagungen zu erhalten; weil er weiß, daß der Mißbrauch des Genusses, das Vergnügen in seiner Quelle erstickt, und alle Schätze der Welt dem Menschen keine neuen Sinne erkaufen können.

Nichts ist also seichter, als das Geschwätz einer trübsinnigen Philosophie gegen den Hang der Menschen, sich Macht, Größe, Reichthümer und Vergnügungen zu verschaffen. Diese Gegenstände sind allerdings für uns begehrungswürdig, wenn unser Schicksal uns erlaubt, nach ihnen zu streben; oder wenn wir die Kunst verstehen, davon zu unserem wahren Vortheile Gebrauch zu machen.

Die

Die Vernunft hat kein Recht, diese Dinge zu tadeln oder zu verachten, wenn wir durch die Art, wie wir sie uns zu verschaffen suchen, niemandes Rechten zu nahe treten. Sie kann ihnen sogar ihre Schätzung nicht versagen, wenn wir uns derselben bedienen, uns und andere glücklich zu machen. Das Vergnügen ist ein Gut. Ein unveränderlicher Hang unserer Natur zwingt uns dasselbe zu lieben. Es stimmt mit unserer Vernunft überein, wenn es uns unser Daseyn werth macht; wenn es weder uns selbst schadet, noch für andere nachtheilige Folgen hat. Reichthümer sind die Zeichen beynahe aller irrdischen Güter. Diese Zeichen verwandeln sich in Würklichkeit, wenn sie in die Hand des Menschen kommen, der davon Gebrauch zu machen weiß. Macht, ist das größte aller Güter, wenn derjenige, dessen Händen sie anvertrauet ist, von der Natur und der Erziehung eine Seele erhalten hat, die groß, edel und stark genug ist, die glücklichen Einflüße derselben über ganze Nazionen zu verbreiten, die er dadurch in eine anständige Abhängigkeit von sich setzt, und die er durch seine Wohlthaten an sich kettet. Denn nur dadurch, daß man sie glücklich macht, erwirbt man sich das Recht über Menschen zu herrschen.

Die Rechte des Menschen über seine Mitgeschöpfe, können sich nur auf die Glückseligkeit gründen, die er ihnen gewährt oder von sich hoffen läßt. Auf jede andere Weise würde die Macht, welche er über sie ausübe, Gewaltthätigkeit, Usurpazion und offenbare Tyranney seyn. Denn jede rechtmäßige Oberherrschaft kann sich nur auf die Aussichten gründen, andere glücklich zu machen. Kein Mensch erhält von der Natur das Recht, einen andern zu befehden. Wir gestehen es jedoch demjenigen ohne Weigerung zu, von dem wir uns eine Verbesserung unseres Wohlstandes versprechen. Regierung ist nichts anders, als die dem Beherrscher ertheilte Gewalt über alle, zu ihren gemeinschaftlichen Besten zu befehlen. Die Für-

sten sind die Vertheidiger und Beschützer der Person, der Güter und der Freyheit ihrer Unterthanen. Nur unter dieser Bedingung versiehen sich diese dazu, ihnen zu gehorchen. Die Regierung ist bloße Plünderung, wenn sie sich der ihr anvertrauten Kräfte zum Unglück der Gesellschaft bedient. Selbst die Herrschaft der Religion gründet sich bloß auf die Ueberzeugung, die man davon zu haben glaubt, daß sie die Nazionen glücklich zu machen im Stande sey. Die Götter würden nur verhaßte Schreckbilder seyn, wenn sie die Menschen unglücklich machten. (91) Die Regierung und die Religion können nur in so fern als vernünftige Einrichtungen angesehen werden, als beyde zu der Glückseligkeit des Menschen wesentlich beytragen. Es wäre die höchste Thorheit sich einem Joch zu unterwerfen, das für uns keine andere als lästige Folgen hätte; so wie es offenbare Ungerechtigkeit wäre, die Menschen zu zwingen, ihren Rechten zu entsagen, ohne dafür durch irgend einige Vortheile schadloß gehalten zu werden.

Die Gewalt, welche ein Vater über seine Familie besitzt, gründet sich bloß auf die Vortheile, welche die letztere von ihm zu erwarten, sich für berechtigt hält. Der Rang in der bürgerlichen Gesellschaft hat gleichfalls keinen andern Grund, als die wahre oder eingebildete Nützlichkeit gewisser Bürger, in Rücksicht welcher, die übrigen es sich gefallen lassen, ihnen Vorzüge einzuräumen, Achtung zuzugestehen, und ihnen zu gehorchen. Der Reiche erwirbt sich über den Dürftigen nur dadurch Rechte, daß er auf den Wohlstand desselben einen günstigen Einfluß haben kann. Das Genie, die Talente des Geistes, Wissenschaften und Künste erwerben sich unsere Hul-

(91) Cicero sagt: *Nisi homini Deus placuerit, Deus non erit.* „Gott kann die „Menschen nicht verbinden, „ihm zu gehorchen, als indem „er ihnen seine Macht kund „thut, sie glücklich oder unglücklich zu machen.„ S. Defense

Huldigung, nur durch den Nutzen, das Vergnügen und die Vortheile, welche sie der Gesellschaft verschaffen; mit einem Worte, die Glückseligkeit, die Erwartung der Glückseligkeit, oder das Bild derselben ist es, was wir ohn Unterlaß verehren, schätzen und anbeten. Die Götter, die Herrscher, die Reichen, die Großen, können uns in Erstaunen setzen, können uns blenden, können uns durch ihre Macht in Furcht jagen; aber nie werden sie die freywillige Unterwerfung unserer Herzen, durch welche ihre Gewalt allein rechtmäßig werden kann, anders erhalten, als durch wirkliche Wohlthaten und Tugenden. Der Nutzen ist nichts anders, als die Glückseligkeit. Nützlich seyn, heißt tugendhaft seyn, tugendhaft seyn, heißt, Menschen beglücken. Die Glückseligkeit, welche man uns gewährt, ist der unveränderliche und nothwendige Maasstab der Empfindungen für die Wesen unserer Gattung; für die Gegenstände, nach welchen wir uns sehnen, für die Meynungen, die wir annehmen, für die Handlungen, über welche wir urtheilen. Wir sind jedesmal, in allen Fällen, wo wir unterlassen, unsere Urtheile nach diesem Maasstabe zu berichtigen, das Spiel unserer Vorurtheile. Wir werden nie in Gefahr gerathen, uns zu betrügen, wenn wir untersuchen, welchen wahren Nutzen das menschliche Geschlecht sich von Religion, Gesetzen, und überhaupt von den menschlichen Einrichtungen, Erfindungen und Handlungen zu versprechen hat.

Ein flüchtiger, überhin fahrender Blick kann uns bisweilen täuschen; aber mit Sorgfalt und Nachdenken angestellte Erfahrungen, führen uns wieder zur Vernunft

sense de la Religion T. 1. pag. 433. Aus diesen Grundsätzen zeigt sich, daß der Mensch berechtigt ist, über die Religion und die Gegenstände ihrer Verehrung, nach den Vortheilen und Nachtheilen zu urtheilen, die daraus für ihn erwachsen.

zurück, die uns nicht täuschen kann. Sie lehrt uns, daß das Vergnügen eine augenblickliche Glückseligkeit ist, die aber oft in der Folge zu einem Uebel wird; daß das Uebel ein vorübergehender Schmerz ist, der oft in der Folge ein Guth wird. Sie lehrt uns die wahre Beschaffenheit der Gegenstände kennen, und die Wirkungen im voraus ahnden, die wir uns von ihnen zu versprechen haben; Sie lehrt uns die Neigungen, welche mit unserm Wohlstande bestehen können, von denjenigen unterscheiden, deren Lockung wir zu bekämpfen haben. Sie muß uns endlich jederzeit überzeugen, daß das Interesse verständiger und empfindungsfähiger Wesen, welche ihr Dasein angenehm zu geniessen suchen, es schlechterdings erfedert, sie von allen Schreckbildern, Täuschungen und Vorurtheilen zu befreyen, welche nur Hindernisse ihrer gegenwärtigen Glückseligkeit sind.

Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, so werden wir finden, daß religiöse Täuschungen und Vorurtheile, die wahre Quelle der unendlichen Menge von Uebeln sind, von welchen das menschliche Geschlecht niedergedrückt wird. Die Unwissenheit der natürlichen Ursachen schuf den Menschen Götzen; Priestertrug machte sie fürchterlich, und die traurige Vorstellung davon verfolgte nunmehr den Menschen, ohne ihn zu bessern; sezte ihn ohne Nutzen in Schrecken; erfüllte seinen Geist mit Einbildungen, stellte sich der Entwickelung seiner Vernunft entgegen, und hinderte ihn, an seiner Glückseligkeit zu arbeiten. Seine Besorgnisse machten ihn zum Sklaven derjenigen, die ihn, unter dem Vorwande seines Heils, betrogen. Er stand nicht an Böses zu thun, wenn man ihm sagte, daß die Götter dieß oder jenes Verbrechen foderten. Er schmachtete im Unglück, weil man ihm sagte, daß es der Rathschluß der Götter sey, der ihm diese Leiden zuschicke. Nie wagte er es, seinen Göttern zu widerstreben, noch sich von den Banden, durch die man

ihn

ihn fesselte, zu befreyen; weil man ihm sagte, daß Einfalt, Entsagung der Vernunft, Unterdrückung des Verstandes und Entäußerung seiner Seele, sichere Mittel wären, eine ewige Glückseligkeit zu befördern.

Nicht minder gefährliche Vorurtheile haben die Menschen, in Ansehung ihrer bürgerlichen Verfassungen, verblendet. Die Nationen verkannten die wahre Quelle der rechtmäßigen Herrschaft. Sie wagten es nicht, die Glückseligkeit von jenen Herrschern zu verlangen, deren Bestimmung es war, sie ihnen zu verschaffen. Sie glaubten, daß diese in irrdische Götter umgebildeten Herrscher, durch ihre Geburth das Recht erhielten, den übrigen Menschen zu befehlen, mithin nach Willkühr über die Glückseligkeit der Völker schalten dürften, und niemanden über das Unglück, welches sie über ihre Mitgeschöpfe verhingen, Rechnung abzulegen schuldig wären. Durch eine nothwendige Folge dieser Meynungen, artete die Staatskunst in die unglückliche Wissenschaft aus, die allgemeine Glückseligkeit den Einfällen eines einzigen, oder einiger wenigen privilegirter Bösewichter aufzuopfern. Ohngeachtet der Uebel, von welchen die Nationen niedergedrückt wurden, beteten sie doch die Götzen an, welche sie selbst geschaffen hatten, und verehrten thörichter Weise die Werkzeuge ihres Elendes. Sie gehorchten ihren ungerechten Befehlen; verschwendeten ihr Leben, ihr Blut, ihre Schätze, um den Ehrgeiz, die unersättliche Habsucht und unaufhörlichen Grillen dieser Herrscher zu befriedigen; sie bezeigten zugleich allen denjenigen eine unsinnige Achtung, welche, gleich den Fürsten, die Macht hatten, ihnen zu schaden; sie krochen auf den Knieen vor Ansehen, Rang, Würden, Pracht und Ueberfluß; kurz, von ihren unglücklichen Vorurtheilen getäuscht, waren sie thöricht genug, ihre Glückseligkeit von einigen einzelen Menschen zu erwarten, die, durch ihre eigene Laster selbst unglücklich, und, durch ihre Unfähigkeit zu geniessen, nichts weniger als den

Trieb fühlten, sich mit der Glückseligkeit ihrer Unterthanen zu beschäftigen. Unter Häuptern dieser Art, konnte es nicht fehlen, daß die physische und moralische Glückseligkeit der Menschen gleich sehr vernachläßigt, oder wohl gar vernichtet wurde.

Dieselbe Verblendung der Menschen, zeigt sich auch in den gewöhnlichen Grundsätzen der Moral. Der Aberglaube, der von jeher auf Unwissenheit gegründet, und bloß durch die Einbildungskraft geleitet wurde, war weit entfernt, die Moral auf die Natur des Menschen, auf die Verhältnisse mit seinen Mitgeschöpfen, und die aus diesen Verhältnissen nothwendig sich ergebenden Pflichten zu bauen. Er wählte vielmehr zu dem Grunde derselben die eingebildeten Verhältnisse, welche er zwischen dem Menschen und den von ihm erdachten unsichtbaren Wesen, willkührlicher Weise annahm. Diese unsichtbaren Götzen mahlte er jederzeit als eigensinnige Tyrannen ab, die nunmehr in den Augen der Menschen die Anordner seiner Schicksale, und die Muster ihres Betragens gegen andere wurden. Der Mensch, der diesen vergötterten Tyrannen nachahmen, oder den Lehren ihrer geweihten Ausleger sich gemäß betragen wollte, mußte nothwendig böse, ungesellig, unnütz, unruhig und ein Schwärmer werden. Die Priester waren die einzigen, die von dem Aberglauben und der Finsterniß, in welche sie den menschlichen Geist stürzten, Vortheil zogen. Die Völker entfernten sich von der Natur, der Vernunft und der Wahrheit immer weiter; sie kannten nichts als Aberglauben, und es fehlte ihnen durchaus an sichern und bestimmten Begriffen, von Moral, oder von Tugend. Wenn der Mensch seinen Mitgeschöpfen Böses zugefügt hat, glaubt er die Gottheit beleidigt zu haben, aber auch alles wieder gut zu machen, wenn er sich vor dieser demüthigte, ihr Geschenke darbrächte, und ihre Diener sich geneigt machte. Auf diese Weise war der Aberglaube, weit entfernt, die

Moral

Moral auf sichere und natürliche Gründe zu bauen, vielmehr die Ursache, daß das Lehrgebäude derselben auf schwankende, eingebildete und nie zu erforschende Trümmern aufgeführt wurde. Was sage ich, der Aberglaube verfälschte die Moral ganz und gar, und die Aussöhnungen, welche er in Gang brachte, versezten ihr vollends den lezten Stoß. Umsonst versuchte der Aberglaube die Leidenschaften der Menschen zu bestreiten! Immer schwärmerisch und ohne Erfahrung, wußte sie nie taugliche Heilmittel zu finden. Diejenigen, welche er als solche darboth, waren ekelhaft, und nur geschickt in den Kranken einen Abscheu zu erwecken. Er gab diese Heilmittel für übernatürlich aus; weil es in die Augen fiel, daß sie nicht für Menschen passeten. Sie blieben unwirksam, weil Einbildungen nichts gegen Leidenschaften vermögen, die durch eine Menge eben so wahrer, als starker Anreizungen in den Herzen der Menschen erregt und erhalten wurden. Die Stimme des Aberglaubens oder der Götter konnte in dem Tumulte der Gesellschaften ohnmöglich vernommen werden, wo alles dem Menschen zuruft, er könne nicht glücklich seyn, ohne seinen Mitbürgern zu schaden. Sein unfruchtbares Geschwätz diente also nur dazu, die Tugend verhaßt zu machen, weil es dieselbe nur immer als eine Feindin der menschlichen Glückseligkeit und des Vergnügens abmahlte. Man zeigte den Menschen, in der Beobachtung ihrer Pflichten, nichts als eine grausame Aufopferung dessen, was ihnen am theuersten war, und zeigte ihnen nie wahre Gründe, die sie zu einer solchen Aufopferung hätten geneigt machen können. Die Zukunft mußte also nothwendig von der Gegenwart, das Unsichtbare von dem Sichtbaren, das Unbekannte von dem Bekannten überwogen werden. Der Mensch ward böse, weil alles ihm zurief, er müsse es seyn, wenn er nach Glückseligkeit strebe.

So ward also die Summe des menschlichen Elendes durch Aberglauben, Regierung, Erziehung, Meynungen,

gen, mit einem Worte, durch alle die Einrichtungen, welche man ihm unter dem Vorwande, seinen Zustand zu verbessern, aufdrang, nicht vermindert, sondern offenbar vermehret. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Irrthum die eigentliche Quelle der Leiden ist, unter welchen das menschliche Geschlecht seufzet; daß es nicht die Natur, oder eine erzürnte Gottheit ist, welche den Menschen elend macht, und ihm sein Elend verbittert; daß kein erbliches Verderbniß die Menschen boshaft und unglücklich gemacht; sondern bloß Täuschung und Aberglauben, diese traurige Wirkung hervorgebracht hat.

Das höchste Guth, nach dem einige Weise gestrebt, und das so manche andere mit betäubender Selbstgefälligkeit angekündiget haben, kann für nichts anders, als eine Grille angesehen werden, die mit jener wunderbaren Panacee, welche gewisse Adepten als ein allgemeines Heilmittel gewiesen haben, sehr viel Aehnlichkeit hat. Alle Menschen sind krank: schon bey ihrer Geburth werden sie von der allgemeinen Seuche des Irrthums angesteckt; aber ein Jeder wird, vermöge seiner ursprünglichen Organisation und der besondern Umstände seiner Lage, davon auf verschiedene Weise befallen. Wenn es ein allgemeines Heilmittel für diese so zusammengesezten und mannigfaltigen Krankheiten der Menschen giebt, so giebt es ohne Zweifel nur eines dergleichen, und dieses Mittel besteht in der Wahrheit, die unmittelbar aus der Natur selbst geschöpft werden muß. Bewahre muß man bey dem Anblicke der Irrthümer, welche den grösten Theil der Menschen verblenden, und die sie gezwungen sind, mit der Muttermilch einzusaugen; bey der Wahrnehmung der Beschwerden, von welchen sie unaufhörlich beunruhiget, der Leidenschaften, von denen sie gequält, der Kümmernisse, von denen sie genagt, und den physischen und moralischen Uebeln, von welchen sie auf allen Seiten gedrückt werden; man kann sich, sage ich, bey dem Anblicke

blicke aller dieser Dinge, kaum enthalten zu glauben, daß die Glückseligkeit keinesweges in gegenwärtiger Welt statt finden könne, und daß es ein eitles Unternehmen seyn müsse, die Köpfe der Menschen von Vorurtheilen heilen zu wollen, welche sich ihnen von allen Seiten her aufdringen.

Wenn man den mannigfaltigen Aberglauben betrachtet, der sie beunruhigt, trennt und wahnsinnig macht, die Verfassungen, durch welche sie unterdrückt werden; die Gesetze, unter deren Zwange sie leiden, die mannigfaltigen Ungerechtigkeiten, unter welchen man beynahe alle Völker der Erde seufzen sieht, die Laster endlich, und die Verbrechen, welche den Zustand der Gesellschaft beynahe allen, die sich in derselben befinden, verabscheuungswürdig machen, wenn man, sage ich, diese Umstände betrachtet; so kann man sich kaum des Gedankens enthalten, daß Leiden die Bestimmung des Menschen sey, daß diese Welt nur ein Sammelplatz für Unglückliche ist, daß das Glück ein Traum, oder doch wenigstens ein so vorübergehender Augenblick sey, daß wir nicht hoffen dürfen, denselben auf irgend einige Weise dauerhaft zu machen.

Gallsüchtige, und im Trübsinn aufgewachsene Andächtler sahen daher die Natur, oder ihren Urheber, unaufhörlich gegen das menschliche Geschlecht aufgebracht; und behaupteten, der Mensch, dieser beständige Gegenstand des himmlischen Zorns, beleidige die Gottheit sogar durch seine Wünsche, und erscheine in ihren Augen schon darum strafwürdig, weil er nach einer Glückseligkeit strebe, die ihm keinesweges zugedacht ist. Erstaunt über die Bemerkung, daß die Gegenstände, welche wir uns mit der größten Heftigkeit wünschen, doch nie fähig sind, unser ganzes Herz zu befriedigen, machten sie es sich zum Geschäft, diese Gegenstände als schädlich, hassens- und verabscheuungswürdig auszuschreyen; gebothen den Menschen, sie zu fliehen; verwarfen sie, ohne Unterschied, alle Leidenschaften, selbst diejenigen nicht aus-

ausgenommen, die für uns und andere, ungezweifelt nützlich sind, und verlangten von dem Menschen, daß er durchaus gegen alles unempfindlich seyn, sein eigner Feind werden, sich von seinen Mitgeschöpfen trennen, allem Vergnügen entsagen, die Glückseligkeit selbst von sich weisen, mit einem Worte, seine ganze Natur verleugnen sollte. „Ihr „Sterblichen, sagten sie, seyd zum Unglück gebohren. „Der Urheber eures Daseyns hat euch zu leiden bestimmt, „befördert also seine Absichten, und macht euch selbst un„glücklich. Bestreitet jene widerspenstigen Wünsche, die „nach Glückseligkeit hinstreben; entsaget jenen Vergnü„gungen, welche zu lieben, eure Natur mit sich bringt, „und hängt euch durchaus nicht an diese hinfälligen irrdi„schen Güther. Fliehet eine Gesellschaft, die nur dazu „dient, eure Einbildungskraft für Dinge einzunehmen, „die ihr euch versagen müßt, unterdrückt die Schnellkraft „eure Seele, und jene Thätigkeit, welche euren Leiden „ein Ende zu machen sucht. Leidet, quält euch, seuf„zet; dieß ist der Pfad eurer Glückseligkeit.„

O der thörichten Aerzte, die den natürlichen Zustand des Menschen für eine Krankheit ansehen! die zu stumpf waren, zu bemerken, daß die Leidenschaften und Begierden desselben, seiner Natur wesentlich sind; daß dem Menschen verbiethen wollen, zu lieben und zu wünschen, eben so viel ist, als ihm sein Wesen rauben; daß Thätigkeit das Leben der Gesellschaft, und verlangen, daß wir uns selbst hassen und verachten sollen, eben so viel ist, als uns den kräftigsten Antrieb entziehen, der uns der Tugend zuzuführen bestimmt ist. So hat also der Aberglaube, statt die Menschen, durch seine übernatürlichen Heilmittel, von ihren Uebeln zu heilen, das Gefühl derselben nur noch mehr geschärft, und sie zur Verzweiflung gebracht. Statt ihre Leidenschaften zu heilen, hat er dieselben nur unheilbar, gefährlich und vergiftend gemacht; da doch die Natur sie ursprünglich zu der Beförderung

förderung seiner Erhaltung und Glückseligkeit bestimmt hatte. Nicht durch Ausrottung unserer Leidenschaften, sondern uns durch Leitung derselben auf Gegenstände, die für uns, und für andere nützlich sind, darf man hoffen, den Menschen seiner Glückseligkeit näher zu bringen.

Ohngeachtet der Irrthümer, durch welche das menschliche Geschlecht verblendet wird: ohngeachtet der Verkehrtheit der bürgerlichen und religiösen Verfassungen; ohngeachtet unserer unaufhörlichen Klagen und Beschwerden gegen das Schicksal, giebt es nichts destoweniger auf dieser Erde doch manche Glückliche. Man sieht noch bisweilen Fürsten, die von dem edlen Ehrgeiz belebt werden, ihre Völker blühend und glücklich zu machen. Man findet auf derselben **Antonine, Trajane, Juliane, Heinriche**; findet auf derselben erhabene Seelen, welche ihren Ruhm und ihre Glückseligkeit nur darinne suchen, den Dürftigen zu unterstützen, und der unterdrückten Tugend die Hand zu bieten. Man findet noch grosse Geister, welche keinen höhern Wunsch kennen, als die Bewunderung ihrer Zeitgenossen zu verdienen, indem sie an dem Besten derselben arbeiten, und bloß in anderer Glückseligkeit die Ihrige finden.

Selbst den Armen, dürfen wir uns nicht von aller Glückseligkeit ausgeschlossen denken. Mittelmäßigkeit und Bedürfniß gewähren ihm oft Vortheile, welche selbst Ueberfluß und die Größe anzuerkennen, und ihn darum zu beneiden sich nicht enthalten kann. Die Seele des Armen, die immer in Thätigkeit gehalten wird, hegt beständig Wünsche, welchen sie nachstrebt; indeß der Reiche und Mächtige sich oft in der traurigen Verlegenheit befindet, nicht zu wissen, was er sich wünschen soll, oder aber Gegenstände zu begehren, die er sich ohnmöglich verschaffen kann. (92) Sein, der Arbeit gewohnter Körper,

(92) Petronius sagt: *nescio quomodo bonae mentis soror est paupertas.*

Körper, genießt der ganzen Süßigkeit der Ruhe; da hingegen diese Ruhe für den Müßiggänger, der unter langer Weile dahin schmachtet, die drückendste Last ist. Kraftübung und Mäßigkeit, gewähren den Armen Munterkeit und Gesundheit; indeß die Unmäßigkeit und Unthätigkeit der Reichen, ihnen nur Ekel und Krankheit bereitet. Die Dürftigkeit spannt die Kräfte der Seele an. Sie ist die Mutter des Fleißes. Aus ihrem Schooße gehet Genie, gehen Talente und Verdienste hervor, welchen Ueberfluß und Größe, wider ihren Willen, zu huldigen genöthigt sind. Zuletzt, so finden auch die Schläge des Schicksals, in dem Armen und Dürftigen, ein biegsames Rohr, welches weislich nachgiebt, und dadurch der Gefahr zu brechen, sicher entgehet.

Die Natur ist also keinesweges, für den größten Theil ihrer Kinder, eine Stiefmutter gewesen. Der Mensch, den sein Schicksal hat in einem dunkeln Stande gebohren werden lassen, weiß nichts von der Ehrsucht, die den Höfling verzehrt; nichts von den ängstlichen Sorgen des Ränkevollen; nichts von den Gewissensvorwürfen, von dem lästigen Bewußtseyn, und dem Ekel des Begüterten, der sich mit dem Raube der Nationen bereichert hat, ohne denselben nutzen zu wissen. Jemehr der Körper arbeitet, je ruhiger verhält sich die Einbildungskraft; sie wird bloß von der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, über welche sie hinschwebt, entzündet; und eben diese Sättigung, und der Ueberdruß jener Gegenstände, verursacht ihr am Ende Ekel. Die Einbildungskraft des Armen hingegen, ist von der Nothwendigkeit begränzt. Er kennt wenig Gegenstände, und hat mithin auch wenig Begierden. Er ist mit wenigem zufrieden, indeß die ganze Natur kaum hinreicht, die unersättlichen Wünsche und eingebildeten Bedürfnisse des reichen Schwelgers zu befriedigen, der alle nothwendige Gegenstände längst genossen und erschöpft hat. Diejenigen, welche

uns

uns das Vorurtheil als die unglücklichsten Menschen ansehen läßt, genießen oft weit mehr wahre und beträchtliche Vorzüge, als diejenigen, von welchen sie unterdrückt und verachtet werden, und die nur zu oft im Geheim ihr Schicksal beneiden müssen. Eingeschränkte Begierden, sind ein sehr wahres Guth. Der gemeine Mann wünscht sich, in seiner niedrigen Lage, nichts, als sein tägliches Brod. Er gewinnt es, im Schweiße seines Angesichtes, und würde es mit Freude genießen, wenn nicht drückende Ungerechtigkeit, ihm nur zu oft, diesen Genuß verbitterten. Es ist eine Folge des Unsinns der Regierungen, daß diejenigen, welche im Ueberflusse schwimmen, ohne jedoch um deswillen glücklicher zu seyn, auch noch dem armen Landmann selbst jene Früchte streitig machen, die sein Fleiß aus der Erde hervorgezogen hat. Die Fürsten opfern ihre, und ihrer Staaten Glückseligkeit, Leidenschaften und Launen auf, welche ihre Unterthanen niederdrücken, die Provinzen in das tiefste Elend stürzen, und Millionen Menschen unglücklich machen, ohne daß sie selbst dadurch etwas gewönnen. Die Tyrannen zwingt die Unterthanen, ihr Daseyn zu verfluchen, ihre Arbeit zu verlassen, und nimmt ihnen den Muth, Kinder zu zeugen, die eben so unglücklich seyn würden, als ihre Väter. Das Uebermaaß von Unterdrückung bringt sie bisweilen zu dem verzweifelten Entschlusse, sich mit Gewalt gegen ihre Herrscher aufzulehnen, oder sich eigenmächtig gegen die erlittenen Ungerechtigkeiten zu schützen. Die Ungerechtigkeit, nöthiget die in Verzweiflung gerathenen Dürftigen, in Verbrechen Rettungsmittel gegen ihre Leiden zu suchen. Eine ungerechte Regierung, bringt endlich Muthlosigkeit in den Seelen hervor; die mannigfaltigen Bedrükkungen entvölkern das Land, machen, daß der Boden ohne Anbau bleibt; und so muß denn schreckliche Hungersnoth entstehen, welche Krankheiten und Seuchen ausbrüter. Das Unglück der Völker ist die Quelle der gefährlichsten Revolutionen. Die Gemüther, durch Leiden

erbittert,

erbittert, gerathen in Gährung, und der Umsturz mächtiger Reiche ist davon eine nothwendige Folge. So steht das Physische und Moralische immer in unzertrennlicher Verbindung.

Wenn die Ungerechtigkeit der bürgerlichen Oberhäupter nicht immer so ausgezeichnete Nachtheile hervorbringt; so bringt sie doch wenigstens Trägheit hervor, wovon die Folge ist, daß die Gesellschaft mit Bettlern und Missethätern überhäuft wird, die weder Drohungen noch Strafen im Zaum zu halten vermögen, und die nichts bewegen kann, unglückliche Zuschauer eines Wohlstandes zu bleiben, an dem es ihnen versagt ist, Theil zu nehmen. Sie suchen sich also einer vorübergehenden Glückseligkeit, selbst auf Kosten ihres Lebens, zu bemächtigen, nachdem ihnen die Ungerechtigkeit den Pfad verschlossen hat, auf welchem sie rechtschaffene und nützliche Glieder geblieben wären.

Man sage nicht, keine Regierung könne alle ihre Unterthanen glücklich machen. Freylich kann sie sich nicht schmeicheln, die eigensinnigen Launen einiger müssiger Köpfe zu befriedigen, die nicht mehr wissen, worauf sie verfallen sollen, ihre Langeweile zu zerstreuen. Aber sie kann und muß sich damit beschäftigen, die wahren Bedürfnisse des größern Theils zu befriedigen. Eine Gesellschaft genießt alle des Glücks, dessen sie fähig ist, so wie der größte Theil ihrer Mitglieder Nahrung, Kleidung, Wohnung, mit einem Worte, alle diejenigen Bedürfnisse sich verschaffen kann, welche die Natur ihnen unentbehrlich macht. Die Einbildungskraft dieser Menschen ist zufrieden, wenn sie in der Ueberzeugung leben, daß keine Gewalt ihnen die Früchte ihres Fleißes entziehen kann, und daß sie für sich selbst arbeiten. Allein, in dem gegenwärtigen Zustande, hat es eine lange Reihe menschlicher Thorheiten dahin gebracht, daß ganze Nationen gezwungen sind, nur darum zu arbeiten, um mit

ihrem

ihrem Schweiße und Thränen, die Erde fruchtbar zu machen, bloß um die Schwelgerey, Taumen und Verderbniß einiger wenigen, unnützen Menschen zu befriedigen, deren Glückseligkeit etwas ohnmögliches geworden ist, weil ihre ausschweifende Einbildungskraft keine Gränzen mehr kennt. So haben religiöse und politische Irrthümer, die Erde in ein Jammerthal verwandelt.

Freylich ist nicht zu läugnen, daß, weil man unterlassen hat, die Vernunft zu Rathe zu ziehen, den Werth der Wahrheit zu kennen, das wahre Interesse der Menschheit auszufinden, und zu wissen, worinne eigentlich ächte und dauerhafte Glückseligkeit bestehet, Herrscher und Unterthanen, Reiche und Arme, Große und Kleine, oft sehr weit von der Glückseligkeit entfernt sind. Nichts destoweniger aber, kann uns ein unpartheyischer Blick auf das menschliche Geschlecht zeigen, daß, genau betrachtet, das Maaß des Guten dennoch das Maaß des Bösen weit übertrift. Kein Mensch ist, im Ganzen genommen, durchaus glücklich; aber er ist es in einzeln Rücksichten. Diejenigen, die sich über die Härte des Schicksals am bittersten beklagen, hängen dennoch durch gewisse, oft unmerkliche, Fäden an ihrem Daseyn, und werden dadurch abgehalten, dasselbe freywillig zu verlassen. Gewohnheit erleichtert unsere Leiden; das kurze Aufhören des Schmerzes ist ein wahrer Genuß; jedes Bedürfniß verwandelt sich, in dem Augenblick seiner Befriedigung, in ein Vergnügen; die Abwesenheit von Kummer oder von Krankheit, ist ein glückseliger Zustand, dessen wir dunkel, und ohne uns selbst davon Rechenschaft zu geben, genießen; die Hoffnung, die uns selten gänzlich verläßt, hilft uns gleichfalls die grausamsten Uebel ertragen. Der Gefangene lacht in seinen Banden; der ermüdete Landmann kehrt singend in seine Hütte zurück; und selbst der Mensch, der sich für den Unglücklichsten ausgiebt, sieht doch den Tod nicht ohne Schauder herannahen; wenigstens, so

lange

lange noch nicht Verzweifelung in seinen Augen die ganze Natur entstellet hat. (93)

So lange wir noch die Fortdauer unseres Daseyns wünschen, sind wir keinesweges berechtiget, uns für vollkommen elend zu halten. So lange die Hofnung uns noch aufrecht erhält, genießen wir noch immer eines sehr großen Guthes. Wenn wir bey der Berechnung unserer Vergnügungen und Leiden, gegen uns selbst gerechter wären; so würden wir einsehen, daß die Summe der Erstern die Summe der letztern weit übersteigt, und zugleich finden, daß wir von dem Bösen ein sehr genaues, von dem Guten hingegen nur ein sehr flüchtiges Verzeichniß halten. In der That würden wir uns gezwungen sehen, zu gestehen, daß es in dem ganzen Laufe unseres Lebens nur sehr wenig Tage giebt, die für uns durchaus unglücklich wären. Unsere immer wiederkehrenden Bedürfnisse, verschaffen uns das Vergnügen ihrer Befriedigung. Unsere Seele wird unaufhörlich durch tausend Gegenstände in Bewegung gehalten, deren Mannigfaltigkeit, Menge und Neuheit uns erfreuet, unsere Leiden unterbricht, und unsere Kümmernisse zerstreuet. Werden wir von heftigen physischen Leiden befallen; so sind sie gemeiniglich nicht von langer Dauer, oder sie machen unserer Empfindlichkeit bald ein Ende. Auch die Leiden des Geistes führen zu dem gleichen Ziele. Die Natur eröfnet uns zu eben der Zeit, da sie uns Glückseligkeit versagt, eine Thüre, das Leben zu verlassen. Stehen wir an, durch dieselbe hinauszugehen; so ist das ein Zeichen, daß unser Daseyn noch mit Vergnügen begleitet ist. Selbst ganze Nationen, die zur Verzweifelung gebracht sind, sind darum noch nicht im höchsten Grade elend. Sie greifen zu den Waffen, und thun, mit Gefahr ihres Lebens, ihr Aeußerstes, ihren Leiden abzuhelfen.

Auch

(93) S. was in dem 14ten Hauptst. über den Selbstmord gesagt ist.

Auch daraus, daß die Menschen so sehr an dem Leben hängen, kann man schließen, daß sie nicht so elend sind, als man zu glauben geneigt ist. Wir wollen also es uns zur Pflicht machen, die Leiden des menschlichen Geschlechts nicht zu übertreiben, und den schwarzen Einbildungen, die uns die Uebel desselben als unheilbar vorstellen, kein Gehör geben. Laßt uns die Anzahl unserer Irrthümer vermindern, und unsere Leiden werden in eben dem Maaße abnehmen. Daraus, daß das Herz des Menschen nicht aufhört Wünschen nachzuhängen, folgt keinesweges, daß er unglücklich seyn muß. Der Körper bedarf jeden Tag neuer Nahrung, und wir urtheilen daraus, daß er gesund ist, und seine Verrichtungen erfüllt. Daraus also, daß das menschliche Herz unaufhörlich verlangt, können wir bloß schließen, daß es in jedem Augenblicke in Bewegung gesezt zu werden bedarf, und daß die Leidenschaften zur Glückseligkeit eines Wesens unentbehrlich sind, welches empfindet, denkt, Ideen aufnimmt, und dasjenige nothwendig lieben und begehren muß, wodurch es in einen seiner natürlichen Wirksamkeit angemessenen Zustand versezt wird, oder versetzt zu werden hoffet. So lange wir leben, so lange die Kraft unserer Seele noch in ihrer Stärke vorhanden ist, so lange verlangt auch unsere Seele; so lange sie verlangt, fühlt sie jene Thätigkeit, welche zu ihren Aeußerungen unentbehrlich ist; so lange sie thätig ist, lebt sie. Das Leben kann mit einem Flusse verglichen werden, dessen Wasser mit reger Thätigkeit weiter eilet, und in seinem Laufe unaufhaltsam dahinfließt: oft rollt es über ein ungleiches Bette, und findet sich ihm entgegenstemmende Hindernisse, die aber nur dazu dienen, sein Stillstehen zu verhindern; und so hört es nicht eher auf zu fließen, Wellen zu schlagen, und dahin zu strömen, bis es sich in den Ocean der Natur ergießt.

Siebenzehentes Hauptstück.

Wahre, und auf die Natur gegründete Begriffe, sind die einzigen Mittel gegen die Leiden der Menschen. Kurzgefaßte Wiederholung dieses ersten Theils. Beschluß.

Der Irrthum wird für uns Menschen unvermeidlich seyn, so wie wir den Leitfaden der Erfahrung nur einen Augenblick aus den Händen lassen. Noch gefährlicher aber und unheilbarer werden diese Irrthümer, wenn sie durch die Religion gleichsam geweihet werden. Wir glauben alsdenn, unser Wohl bringe es mit sich, nicht mehr um Einsicht und Erkenntniß bekümmert zu seyn. Wir bilden uns ein, unsere Glückseligkeit selbst erfodere es, daß wir unsere Augen vor der Wahrheit verschliessen. Wann der grösste Theil der Moralisten das menschliche Herz verkannt, wenn sie sich in Ansehung seiner Krankheiten und der dagegen schicklichen Heilmittel getäuscht haben; wenn die von ihnen angewandten Mittel sich nicht blos unwirksam, sondern sogar gefährlich bewiesen haben; so ist die Ursache von dem allen keine andere, als weil sie die Natur verlassen, und der Erfahrung widerstrebt haben. Sie getrauten sich nicht, ihre Vernunft zu Rathe zu ziehen: sie entsagten dem Zeugniß ihrer Sinne, und hiengen bloß den Einfällen einer Einbildungskraft nach, die durch Schwärmerey geblendet, oder durch Furcht zerrüttet war. Sie zogen die Täuschungen, welche jene ihnen verhielt, der Wirklichkeit einer Natur vor, die nie irre führen kann.

Nur, weil man nicht hat einsehen wollen, daß ein verständiges Wesen seine Erhaltung, sein wahres, oder eingebildetes Interesse, sein bleibendes oder vorübergehendes Wohl, mit einem Worte, seine wahre oder scheinbare

bare Glückseligkeit, keinen Augenblick aus dem Gesichte verliehren kann; bloß, weil man nicht hat bemerken wollen, daß die Begierden und Leidenschaften, wesentliche, natürliche, und unserer Seele nothwendige Aeußerungen sind; haben die Lehrer der Menschen sich übernatürliche Ursachen der Verirrung desselben ausgedacht, und gegen die Uebel der Menschheit nur unnütze, oder wohl gar gefährliche Vorkehrungen getroffen. Indem sie den Menschen auferlegt haben, ihre Begierden zu ersticken, ihre Neigungen zu bestreiten, ihre Leidenschaften zu vernichten; haben sie nichts anders gethan, als den Menschen unfruchtbare, schwankende und unglückliche Vorschriften zu ertheilen, die denn auf Niemanden wirksam einfliessen, und höchstens bloß einige wenige Gemüther zurückhalten konnten, deren ruhige Einbildungskraft sie nur wenig zum Bösen versuchte. Die Schrecknisse, womit jene Lehren begleitet wurden, stöhrten die Ruhe einiger andern, von Natur sanftmüthigen Seelen, ohne jemals die wilde Heftigkeit derjenigen zurückzuhalten, die von ihren Leidenschaften berauscht, oder von dem Strohm der Gewohnheit hingerissen wurden. Kurz, die Versprechungen und Drohungen des Aberglaubens, haben bloße Schwärmer, Enthusiasten, unnütze und gefährliche Geschöpfe, nie aber wahrhaft tugendhafte, das heißt, ihren Mitmenschen nützliche Menschen hervorgebracht.

Diese, durch blinde Gewohnheit geleiteten Pfuscher, haben nicht eingesehen, daß der Mensch, so lange er lebt, bestimmt ist, zu empfinden, Verlangen, Leidenschaften zu haben, und sie, nach Verhältniß der ihrer Organisation eigenthümlichen Wirksamkeit, zu befriedigen. Sie haben nicht bemerkt, daß die Gewohnheit diese Leidenschaften seinem Innersten unauslöschlich eingrub; daß die Erziehung den Keim derselben in die Herzen legte; daß die Schwächen der Regierung diese Keime kräftig entwickelten, daß die öffentliche Meynung das Wachsthum

derselben beförderte, und daß die Erfahrung dem Menschen die Aeußerung dieser Leidenschaften unentbehrlich machte; nicht eingesehen, daß von dem Menschen unter diesen Umständen die gänzliche Ausrottung seiner Leidenschaften zu verlangen, eben so viel ist, als ihn in Verzweiflung stürzen, oder doch ihm Mittel vorschreiben, die zu widrig sind, als daß er sich je entschließen könnte, von ihnen Gebrauch zu machen. Bey dem gegenwärtigen glänzenden Zustande der bürgerlichen Gesellschaft einem Menschen, der aus Erfahrung weiß, daß die Reichthümer alle Vergnügungen gewähren, sagen, er solle sich nicht Reichthum wünschen, keine Bemühungen anwenden, sich denselben zu erwerben, er solle suchen, sich davon loßzureißen, heißt, ihm zumuthen, sich selbst unglücklich zu machen. Einem Ehrgeizigen sagen, er solle nicht nach Macht und Größe streben, die ihm als der Gipfel der Glückseligkeit erscheinen muß, heißt, ihm befehlen, auf einmal das ganze Gebäude seiner Denkungsart einzureißen; mit einem Wort, heißt tauben Ohren predigen. Einem Liebenden von heftigem Temperamente sagen, er solle seine Leidenschaft für den Gegenstand, der ihn bezaubert, ersticken, heißt ihm zu verstehen geben, er soll seiner Glückseligkeit entsagen. Die Religion so mächtigen Auffoderungen entgegensetzen, heißt, Wirklichkeiten durch eingebildete Spekulationen bekämpfen wollen.

Wenn wir die Sache ohne Vorurtheil betrachten, so werden wir finden, daß der größte Theil der Vorschriften einer überspannten Religion, oder einer fanatischen oder übernatürlichen Moral, eben so sonderbar, als in der Ausführung unmöglich sind. Den Menschen alle Leidenschaften versagen, heißt verlangen, daß sie aufhören sollen, Menschen zu seyn. Einer Person von warmer Einbildungskraft den Rath geben, ihre Leidenschaften zu mäßigen, heißt, ihr den Rath geben, ihre Organisation zu verändern, und ihrem Blute zu befehlen, daß es

lang-

langsamer laufe. Von einem Menschen fodern, daß er seinen Gewohnheiten entsagen soll, heißt verlangen, daß ein zur Kleidung gewohnter Mensch sich entschließen soll, nackend zu gehen. Es wäre eben so viel, als ob man von ihm verlangte, seine Gesichtszüge zu verändern, sein Temperament umzugießen, seine Einbildungskraft auszulöschen, die Natur seiner Säfte zu vertauschen; als wenn man ihm befiehlt, keine seiner natürlichen Thätigkeit angemessenen Leidenschaften zu haben, oder denjenigen zu entsagen, welche Gewohnheit und Umstände ihn haben annehmen lassen, und zum Bedürfniß gemacht haben. (94) So sind jedoch die so gerühmten Heilmittel beschaffen, welche der gröste Theil der Moralisten dem menschlichen Verderben entgegen setzen. Darf man sich, unter diesen Umständen, noch wundern, daß sie ohne Wirkung bleiben, oder wohl gar den Menschen, durch den beständigen Streit zur Verzweiflung bringen, den sie zwischen den Leidenschaften seines Herzens, seinen Lastern, Gewohnheiten, und den chimärischen Besorgnissen, durch welche der Aberglaube ihn zu unterdrücken gesucht hat, erregen. Die Gebrechen der Gesellschaft, die Gegenstände, der sie sich bedient, unsere Begierden zu reizen, die Vergnügungen, Reichthümer und Ehrenstellen, welche die Regierung uns als verführerische Lockungen vorhält, die Güther, welche Erziehung, Beyspiel und Meynung uns werth machen, ziehen uns von einer Seite an sich; indeß die Moral uns vergebens von der andern Seite ergreift, und die Religion uns durch ihre schrecklichen Drohungen in Unruhe setzt, und heftigen innern Streit in uns erregt, ohne jemals den Sieg davon zu tragen.

(94) So seltsam auch die bisher berührten Rathschläge sind, so einleuchtend ist es doch, daß beynahe alle Religionen dieselben dem Menschen gegeben haben. Die Indianer, Japoneser, Mahemedaner, Christen, Juden u. s. w. behaupten ihren abergläubischen Vorurtheilen zu folge, die höchste menschliche Vollkommenheit bestehe darinne, daß man faßte, sich

tragen. Wenn die leztere dennoch bisweilen über so viel vereinigte Kräfte den Sieg erhält, so macht sie uns unglücklich, und zerstöhrt auf einmal die ganze Spannung unserer Seele.

Leidenschaften sind die einzigen wahren Gegengewichte gegen Leidenschaften. Wir wollen also nicht darauf arbeiten, jene zu zerstöhren; sondern uns bloß bemühen, sie zu leiten; wollen denjenigen, die der Gesellschaft schädlich sind, andere entgegen setzen, die ihr nützen. Die Vernunft, diese Frucht der Erfahrung, ist nichts anders, als die Kunst, denjenigen unserer Leidenschaften Gehör zu geben, durch welche unser wahres Glück befördert wird. Die Erziehung ist die Kunst, in dem Herzen der Menschen den Keim nützlicher Leidenschaften zu pflegen und hervorzutreiben. Die Gesetzgebung ist die Kunst, die gefährlichen Leidenschaften zurückzuhalten, und nur solche zu erregen, die dem gemeinen Besten vortheilhaft sind. Die Religion ist die Kunst, in dem Herzen Grillen, Täuschungen, Ungewißheiten zu verbreiten und auszustreuen, aus welchen die schrecklichsten Leidenschaften, sowohl für einen jeden selbst, als für seine Mitmenschen entstehen. Nur durch Bestreitung der leztern, kann die Menschheit wieder auf die Bahn der Wahrheiten und Glückseligkeit zurückgeführt werden.

Die Vernunft und die Moral werden nie über den Menschen etwas vermögen, wenn sie nicht jeden einzelen Menschen überzeugen, daß sein wahres Interesse an einer ihm selbst vortheilhaften Aufführung hängt. Diese Aufführung

sich kasteye, aller, auch sogar der anständigsten Veranügungen entbalte, die Gesellschaft fliehe, sich tausend selbst erwählte Quaalen auflege, und ohne Unterlaß der Natur entgegen arbeite u. s. w. Bey den Heiden waren die sogenannten Galli, die Priester der syrischen Göttin, nicht minder unsinnig; sie verstümmelten aus lauter Frömmigkeit ihren Körper.

führung muß ihm, wenn sie wahrhaft vortheilhaft seyn soll, das Wohlwollen anderer zu seiner Glückseligkeit unentbehrlichen Wesen verschaffen. Die Erziehung muß also die Einbildungskraft der Bürger frühzeitig für das allgemeine Wohl des menschlichen Geschlechts, und für die Achtung, Liebe, und alle daraus erwachsende Vortheile einzunehmen suchen. Dieß sind die Mittel, jene Vortheile zu erhalten, welche die Gewohnheit ihnen bekannt, und der Beyfall und das Beyspiel anderer, werth machen muß. Die Regierung muß die Menschen durch Belohnungen anreizen, zu dieser Absicht mitzuwirken, und durch Bestrafungen diejenigen abzuschrecken suchen, welche diese Absichten durch ihre Handlungen hindern würden. Auf diese Art wird die Hofnung eines wahren Guthes, und die Furcht eines wahren Uebels, Leidenschaften werden, welche andern, der Gesellschaft schädlichen Leidenschaften das Gegengewicht halten können. Diese letztern müßten um so mehr abnehmen, wenn man, statt die Menschen durch unverständliche Spekulationen und sinnleere Worte hinzuhalten, ihnen Wahrheit und ihr wirkliches Interesse vorhielte.

Der Mensch ist nur darum so oft böse, weil er fast immer seinen Vortheil dabey findet, es zu seyn. Man mache also die Menschen aufgeklärter und glücklicher; und man wird sie zugleich auch moralisch besser machen. Eine billig gesinnte und wachsame Regierung, würde dem Staat gar bald rechtschaffene Bürger bilden. Sie würde ihnen gegenwärtige, wahre und handgreifliche Antriebe zu guten Handlungen vorhalten. Sie würde auf den Unterricht der Bürger bedacht seyn, sie von ihrer Vorsorge überzeugen, und sie durch Gewißheit der ihnen zu gewährenden Glückseligkeit an sich ziehen. Die unausbleibliche Ausführung ihrer Versprechungen und Drohungen, würde ohne Zweifel mehr Gewicht haben, als alle Schrecknisse und Verheissungen des Aberglaubens, der

nur täuschende Güther, oder solche Bestrafungen vorhalt, an welchen verhärtete Lasterhafte jedesmal zu zweifeln geneigt seyn werden, so oft sie dazu Veranlassung finden. Gegenwärtige Antriebe müssen auf alle Falle Menschen dieser Art mehr rühren, als ungewisse und entfernte Aussichten. Die lasterhaften und bösen Menschen sind nur darum auf der Erde so häufig, so hartnäckig, ihren Ausschweifungen so unwiderruflich ergeben, weil es keine einzige Regierung giebt, die den Menschen ihren Vortheil darinn finden liesse, daß sie gerecht, rechtschaffen und wohlthätig sich betragen. Das mächtigste Interesse fodert sie vielmehr überall zu Verbrechen auf, und begünstigt die Neigungen einer fehlerhaften Organisation, die durch nichts verbessert, und zu dem Guten geneigt gemacht worden ist. (95) Ein Wilder, der in seiner Horde nichts von dem Werthe des Geldes weiß, wird dasselbe auf keine Weise achten. Aber man verpflanze ihn in unsere gesitteten Gesellschaften, und er wird gar bald anfangen es zu begehren. Er wird sich Mühe geben, sich dergleichen zu verschaffen, und wenn er es ohne Gefahr thun zu können glaubt, am Ende wohl gar zu Raub und Diebstahl seine Zuflucht nehmen; zumal, wenn er noch nicht gelernt hat, für das Eigenthumsrecht seiner Mitgeschöpfe Achtung zu haben. Der Wilde und das Kind befinden sich vollkommen in einerley Falle; beyde werden erst durch die Gesellschaft verdorben. Der Sohn eines Großen, lernt von Kindheit auf nach Macht verlangen. Er überläßt sich in reifern Jahren seinem Ehrgeize; und wird, wenn es ihm glücket, die Gunst des Fürsten zu gewinnen, böse, und zwar ohne befürchten zu dürfen, darüber bestraft zu werden. Nicht also die Natur macht die Menschen böse, sondern unsere verkehrten Einrichtungen sind Ursache, daß sie es werden. Das Kind, das unter

(95) Sallustius sagt: *nemo gratuitu malus est*; man kann eben sowohl sagen: nemo gratuitu bonus.

unter Räubern erzogen wird, muß nothwendig ein Taugenichts werden; wäre es unter rechtschaffenen Leuten erzogen worden, so wäre es ohne Zweifel ein guter Mensch geworden seyn.

Wenn wir der Quelle unserer tiefen Unwissenheit, in Ansehung der Moral und der Triebfedern des menschlichen Willens nachspühren, so werden wir dieselbe in den falschen Begriffen finden, die sich der größte Theil der Denker von der menschlichen Natur macht. Dadurch, daß man den Menschen als zwiefach angesehen, und seine Seele von dem Körper unterschieden hat; dadurch, daß man seinen Geist dem Gebiethe der Physik entzogen hat, um ihn den willkührlichen Gesetzen eingebildeter Wesen zu unterwerfen; dadurch, daß man seine Seele von ganz anderer Beschaffenheit geglaubt hat, als alle andere bekannte Wesen; dadurch ist es geschehen, daß die Moral ein durchaus unauflößliches Räthsel geworden ist. Diese willkührlichen Voraussetzungen sind Ursache gewesen, daß man der Seele Beschaffenheiten, Handlungsweise und Eigenschaften beygelegt hat, die von denjenigen, was man an allen Körpern wahrnimmt, gänzlich verschieden sind. Die Metaphysiker bemächtigten sich derselben, und machten sie durch ihre immer höher getriebenen Verfeinerungen vollends ganz unkenntlich. Sie sahen nicht ein, daß die Bewegung der Seele eben so wesentlich sey, als dem lebendigen Körper. Sie sahen nicht ein, daß die Bedürfnisse der einen sich eben so oft erneuerten, als die Bedürfnisse des andern. Sie wollten nicht glauben, daß die Bedürfnisse der Seele eben sowohl, als die Bedürfnisse des Körpers physisch sind, und daß beyde Substanzen bloß durch physische und materielle Gegenstände in Bewegung gesetzt werden. Sie haben die innige und unveränderliche Verbindung der Seele mit dem Körper aus der Acht gelassen, oder vielmehr nicht zugeben wollen, daß beyde ein und derselbe Gegenstand sind, nur aus ei-

nem verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet. Hartnäckig in ihren übernatürlichen und unverständlichen Meynungen beharrend, haben sie sich geweigert, eine vor ihnen liegende Thatsache bemerken zu wollen; daß, nämlich, Leiden des Körpers die Seele unglücklich machen, so wie hinwiederum Leiden der Seele den gesunden Zustand des Körpers untergraben und zerstöhren. Sie haben nicht betrachtet, daß die Vergnügungen und Leiden des Geistes auf den Körper einen so merklichen Einfluß haben, und ihn entweder in träge Unthätigkeit stürzen, oder aber seine Würksamkeit vermehren. Sie haben geglaubt, die Seele schöpfe ihre gleich viel ob heitern, oder düstern Gedanken, aus ihrem innern Grunde! da doch ihre Ideen durch nichts anders veranlaßt werden, als durch die materiellen Gegenstände, welche auf ihre Organe körperlich einwirken, oder vorher doch körperlich eingewirkt haben, und da doch ihre Stimmung zur Heiterkeit oder Traurigkeit, einzig und allein, von dem bleibenden oder vorübergehenden Zustande abhänget, in welchem sich die festen oder flüßigen Theile unsers Körpers befinden. Mit einem Worte, sie haben nicht eingesehen, daß diese Seele sich bloß leidend verhält, allen Veränderungen, die sich in ihrem Körper ereigenen, gleichfalls mit unterworfen ist, bloß durch seine Mitwürkung, und Dazwischenkunft in Bewegung gesezt wird, nur mit Hülfe desselben wirkt, und, oft ohne ihr Wissen und wider ihren Willen, von Seiten der physischen Gegenstände, die sie erschüttern, ihre Ideen, Wahrnehmungen, sinnlichen Eindrücke, ihre Glückseligkeit oder ihre Leiden erhält.

Durch eine Folge dieser, mit wunderbaren Systemen zusammen hängenden, oder zur Unterstützung derselben ausgesonnenen Meynungen, gerieth man auf die Behauptung, die menschliche Seele sey frey, das heißt, sie habe die Fähigkeit, sich selbst zu bewegen, und zugleich die Macht unabhängig von den, ihren Organen durch

die

die äußern Gegenstände mitgetheilten Eindrücken, zu handeln. Man gab vor, sie könne diesen Eindrücken widerstehen, und ohne auf dieselben zu achten, den Richtungen folgen, welche sie sich durch ihre innre Wirksamkeit selbst vorschriebe, mit einem Worte, man behauptete, die Seele sey frey, oder habe die Macht zu handeln, ohne durch eine äußere Macht bestimmt zu werden.

Diese Seele also, deren Natur man sich als Etwas von allen auf unserer Erde bekannten Wesen verschiedenes dachte, mußte also nun auch eine eigne Handlungsweise bekommen. Sie ward daher, wenn ich so sagen darf, ein einzeler isolirter Punkt, der nicht jener ununterbrochenen Kette der Bewegung mit unterworfen war, welche die Körper sich unter einander in ihrer Natur mittheilen, deren Theile beständig in Thätigkeit sind. Von ihren erhabenen Begriffen verblendet sahen diese Forscher nicht ein, daß sie durch die Unterscheidung der Seele von dem Körper, und allen uns bekannten Wesen, sie sich gänzlich außer Stand setzten, von dieser Seele irgend einen Begrif zu haben. Sie wollten jene vollkommene Analogie nicht bemerken, welche zwischen ihrer Art zu handeln, und der Art wie der Körper gerührt wird, statt findet; noch auch die nothwendige und unausgesetzte Verbindung anerkennen, in welcher sich Seele und Körper befinden. Sie weigerten sich einzugestehen, daß die Seele gleich allen natürlichen Körpern, den Bewegungen der anziehenden und zurückstoßenden Kraft, unterworfen sey, die eine Folge der bleibenden Eigenschaften jener Substanzen ist, durch welche die Werkzeuge der Seele in Thätigkeit gesetzet werden; nicht einsehen, daß ihre Willenskräfte, Leidenschaften und Begierden, einzig und allein von diesen Bewegungen abhängen, die durch physische, außer unserer Gewalt befindliche Gegenstände, veranlasset werden; nicht einsehen, endlich, daß diese Gegenstände die Seele wider ihren Willen, und trotz aller Gegenbestrebungen,

glück-

glücklich oder unglücklich, thätig oder kraftloß, zufrieden oder niedergeschlagen machen. Statt dessen, suchte man in dem Himmel eingebildete Triebfedern, die die Seele in Bewegung setzen; man hielt den Menschen bloß eingebildete Rücksichten vor; hinderte sie, unter dem Vorwande ihnen ein idealisches Glück zu verschaffen, an ihrem wahren Glücke, von dem man wohl unterließ ihnen Begriffe beyzubringen, zu arbeiten; man heftete ihre Blicke an das Empyreum, um ihnen die Erde aus dem Gesichte zu rücken; man verbarg ihnen die Wahrheit und gab vor, sie durch alle diese Schrecknisse, Phantome und Grillen nur glücklich machen zu wollen. Mit einem Worte, die Menschen, die schon an sich selbst verblendet waren, wurden auf dem Pfade des Lebens noch durch andere Blinde geleitet; und so konnte es nicht fehlen, daß beyde des rechten Weges verfehlen mußten.

Beschluß.

Aus alle dem, was bisher gesagt worden ist, folgt unläugbar, daß alle und jede Irrthümer der Menschen bloß daher rühren, daß sie der Erfahrung, dem Zeugniß der Sinne und der Vernunft entsagt haben, um sich durch eine oft trügerische Einbildungskraft, und ein fast immer verdächtiges Ansehen leiten zu lassen. Der Mensch wird jederzeit sein wahres Glück verkennen, so lange er unterlassen wird, die Natur zu studiren, ihre unveränderlichen Gesetze zu erforschen und in ihr die wahren Heilmittel gegen Uebel zu suchen, die die nothwendigen Folgen seiner herrschenden Irrthümer sind. Der Mensch wird sich jederzeit ein Räthsel seyn, so lange er sich für zwiefach hält, und sich durch eine unbegreifliche Kraft bewegt

wegt glaubt, von deren Natur und Gesetzen er nicht die geringste Kenntniß hat. Seine sogenannten geistigen Fähigkeiten und seine moralischen Eigenschaften, werden ihm unbegreiflich bleiben, wenn er sie nicht mit demselben Auge betrachtet, wie seine körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, und wenn er nicht einsehen will, daß sie durchaus gleichen Gesetzen unterworfen sind. Das System seiner vorgegebenen Freyheit, wird durch nichts unterstützet, sondern vielmehr in jedem Augenblicke durch die Erfahrung widerlegt, die ihm zeigt, daß er niemahls aufhört, in allen seinen Handlungen unter der Hand der Nothwendigkeit zu stehen; eine Wahrheit, die weit entfernt den Menschen gefährlich zu seyn, oder die Moral zu untergraben, vielmehr dem Gebäude derselben, den festesten Grund darbiethet, weil sie die Nothwendigkeit jener Verhältnisse ins Licht setzet, die zwischen empfindenden Wesen statt finden, welche aus keiner andern Absicht in Gesellschaft getreten sind, als um gemeinschaftlich an ihrer gegenwärtigen Glückseligkeit zu arbeiten. Aus der Nothwendigkeit dieser Verhältnisse entsteht die Nothwendigkeit ihrer Obliegenheiten, und die Nothwendigkeit der Empfindungen des Wohlwollens, die in ihnen durch ein Betragen veranlaßt werden, das sie tugendhaft nennen, oder des Hasses, den sie bey einem Betragen empfinden, welches sie lasterhaft und verbrecherisch genannt haben. Und hierinne zeigt sich der wahre Grund der Verbindlichkeit, die nichts anders ist, als die Nothwendigkeit die rechten Mittel zu ergreifen, um den Endzweck zu erhalten, den der Mensch sich in Gesellschaft vorsetzt, wo jeder um seines eigenen Interesse, Wohles und Sicherheit willen, genöthigt ist, eine solche Gemüthsstimmung zu besitzen

sitzen und zu zeigen, die zu seiner eigenen Erhaltung passend und zugleich fähig ist, in seinen Nebenmenschen diejenigen Empfindungen zu erregen, deren er bedarf, um selbst glücklich zu seyn. Mit einem Worte, die ganze Moral gründet sich auf die nothwendige Würkung und Gegenwürkung aller menschlichen Willenskräfte, und auf die eben so nothwendige anziehende und zurück stoßende Kraft ihrer Seele. Nur die Einstimmung und Gleichförmigkeit der menschlichen Willenskräfte und Handlungen erhalten die Gesellschaft; da hingegen die Uneinigkeit und Mißstimmung derselben sie zerstöhren und unglücklich machen. Man hat aus dem, was wir bisher gesagt haben, den Schluß machen können, daß die Nahmen, mit welchen die Menschen die geheimen in der Natur würkenden Ursachen und die mannigfaltigen Würkungen bezeichnet haben, nichts anders sind, als die Nothwendigkeit, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Wir haben gefunden, daß die **Ordnung** eine nothwendige Folge der Ursachen und Würkungen ist, deren Ganzes, Verbindung und Gang wir einsehen oder einzusehen glauben, und daß sie uns gefällt, wenn wir sie unserm Wesen gemäß finden. Wir haben gleichfalls gesehen, daß das, was wir **Unordnung** nennen, eine Folge nothwendiger Würkungen und Ursachen ist, die uns selbst nachtheilig und unserm Wesen nicht angemessen scheint. Man hat die Kraft, welche nothwendiger Weise die Folge der Begebenheiten bewürkt, die wir unter dem Nahmen **Ordnung** zusammen fassen, **Verstandeskraft** genannt. Man hat den nothwendigen und unsichtbaren Ursachen, welche eine Natur in Bewegung sezt, die durchaus nach unwandelbaren und nothwendigen Grundsätzen handelt, den

Nahmen

Nahmen der **Gottheit** gegeben. Man hat die nothwendige Verbindung der unbekannten Ursachen, und Verbindungen, die wir in dieser Welt wahrnehmen, **Schicksal** und **Nothwendigkeit** genannt. Man hat sich des Worts **Zufall** bedient, um die Würkungen anzuzeigen, deren nothwendige Verbindungen mit den Ursachen uns verborgen sind. Endlich hat man mit den Nahmen **geistiger** und **moralischer** Fähigkeit die nothwendigen Würkungen und Modifikazionen organisirter Wesen bezeichnet, die man von irgend einer unbegreiflichen Thätigkeitsursache beseelt geglaubt hat, welche leztere man von dem Körper unterschieden, ihr ein von demselben ganz entgegen gesezztes Wesen beygelegt, und durch den Nahmen **Seele** bezeichnet hat.

Diesem zufolge, hat man jene Thätigkeitsursache für unsterblich gehalten, und nicht gleich dem Körper der Auflösung unterworfen achten wollen. Wir haben gezeigt, daß die wunderbare Lehre eines künftigen Lebens blos auf willkührliche, und bey dem geringsten Nachdenken über den Haufen fallende Voraussetzungen gegründet sey. Wir haben bewiesen, daß diese Hypothese nicht allein auf die Sitten der Menschen keinen vortheilhaften Einfluß habe, sondern überdieß nur geschickt sey, sie einzuschläfern, und sie von dem sorgfältigen Bestreben für ihr wahres Glück thätig zu seyn, abzuleiten, sie mit Schwindel und für ihre Ruhe nur nachtheiligen Vorurtheilen zu erfüllen, die Wachsamkeit der Gesetzgeber einzuschläfern, indem sie dieselben der Mühe überhebt, der Erziehung, den bürgerlichen Gesetzen die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen. Wir haben es einleuchtend gemacht, daß die

Staats-

Staatskunst sich mit Unrecht Vortheil von einer Meynung versprochen hat, die so wenig fähig ist, die Leidenschaften zurück zu halten, die alles in den Herzen der Menschen zu entzünden strebt, deren Natur es mit sich bringt, die Zukunft aus den Augen zu verliehren, so wie das Gegenwärtige sie lockt und hinreißt. Wir haben gezeigt, daß die Verachtung des Todes ein schätzbares Gefühl ist, welches den Gemüthern Muth einflößt Dinge zu unternehmen, die dem Besten der Gesellschaft vortheilhaft sind. Endlich haben wir gezeigt, was den Menschen auf die Bahn der Glückseligkeit leiten kann, und welche Hindernisse sich dieser Glückseligkeit entgegen setzen.

Man darf also dem Verfasser nicht Schuld geben, bloß einzureißen, ohne etwas wieder aufzubauen; Irrthümer zu bestreiten, ohne nützliche Wahrheiten an ihre Stelle zu setzen, und zu gleicher Zeit die Gründe der Religion und der gesunden Moral zu untergraben. Die Leztere ist dem Menschen unentbehrlich; sie gründet sich auf ihre Natur; ihre Pflichten sind gewiß, und bestehen so lange als die menschliche Gattung selbst; sie verbindet uns, weil weder die einzelen Menschen noch die Gesellschaften, ohne sie bestehen, und die Vortheile genießen können, nach welchen sie ihrer Natur nach streben müssen.

Laßt uns also dieser auf Erfahrung und die nothwendige Beschaffenheit der Dinge gegründeten Moral Gehör geben, und uns nicht durch Aberglauben irre leiten lassen, der sich bloß auf Träume, Täuschungen und Verirrungen der Einbildungskraft stützet. Laßt uns den Vorschriften dieser sanften Moral folgen, die uns durch die Stimme

me der Glückseligkeit zur Tugend leitet, und unsere Ohren vor dem unwürksamen Gekräusch des Aberglaubens verstopfen, der uns nie für eine Tugend einnehmen kann, die er uns scheußlich und verhaßt macht, und die uns in Erwartung der Chimären, die er uns in der künftigen Welt verspricht, in der gegenwärtigen unglücklich werden läßt. Endlich laßt uns versuchen, ob nicht die Vernunft, ohne die Mitwürkung einer Nebenbuhlerin, von der sie so laut verschrieen wird, uns weit sicherer dem Ziele, wornach wir streben, zuzuführen vermag.

In der That, welche Früchte hat das menschliche Geschlecht bis izt von dem Erhabenen und übernatürlichen Begriffen eingeerndtet, mit welchen es seit so vielen Jahrhunderten von der Theologie hingehalten worden ist? Haben alle jene durch Unwissenheit und Einbildung ausgebrütete Phantome, alle jene eben so unsinnige als verfeinerte, und von aller Erfahrung entblößte Hypothesen, alle jene sinnleeren Worte, welche sich in die Sprachen so häufig eingeschlichen haben, alle jene schwärmerischen Hofnungen und panischen Schrecknisse, deren man sich bedient hat, auf die Gemüther der Menschen Eindruck zu machen, haben, sage ich, alle diese Dinge die Menschen im geringsten besser, über ihre Pflichten aufgeklärter, und in Erfüllung derselben eifriger gemacht? Haben alle diese wunderbaren Systeme und sophistischen Erfindungen, durch welche man jene zu unterstützen sucht, Licht in unsere Köpfe, Vernunft in unsere Aufführung, und Tugend in unsere Herzen gebracht? Nein! alle diese Dinge haben vielmehr den menschlichen Verstand in Finsterniß gestürzt, aus welcher er sich nicht mehr heraus zu finden weiß, haben

ben in unsern Herzen gefährliche Irrthümer verbreitet und Leidenschaften entzündet, welche die wahren Quellen aller der Uebel sind, unter deren Drucke das menschliche Geschlecht seufzet.

Höre also auf, Mensch, dich durch Phantome täuschen zu lassen, welche Einbildungskraft oder Betrug hervorgebracht hat! Entsage unbestimmten Hoffnungen; befreye dich von niederschlagenden Besorgnissen; befolge ruhig die nothwendige Laufbahn, welche die Natur dir vorgezeichnet hat. Bestreue sie mit Blumen, wenn dein Schicksal es erlaubt; reute, wenn du es vermagst, Dornen aus, welche es über dieselbe gestreuet hat, vertiefe deine Blicke nicht in eine undurchdringliche Zukunft; schon ihre Dunkelheit muß dir ein Beweiß seyn, daß es unnütz und gefährlich ist, in dieselbe eindringen zu wollen. Sey also einzig und allein darauf bedacht, dein gegenwärtiges dir bekanntes Daseyn zu beglücken. [illegible], enthaltsam, [illegible] du [illegible] erhalten willst; wirthschafte mit dem Vergnügen, wenn du wünschest, daß es lange dauern soll, enthalte dich alles dessen, was dir selbst und andern schädlich seyn kann. Sey wahrhaft, verständig, das heißt, lerne dich selbst lieben, für deine Erhaltung wachen, und den Endzweck zu erreichen, den du dir in jedem Augenblicke vorsetzest. Sey tugendhaft, um dich dauerhaft glücklich zu machen, und der Zuneigung, Achtung, Unterstützung der Wesen zu genießen, die die Natur zu deiner eigenen Glückseligkeit unentbehrlich gemacht hat. Sind sie ungerecht, so sey beflissen, dich durch den Genuß deines eigenen Beyfalls, und der gegründeten Selbstliebe glücklich zu machen. Du wirst dann zufrieden leben; wirst deine Heiterkeit durch

nichts

nichts unterbrochen sehen, und das Ende deiner Laufbahn, gleich deinem vergangenen Leben, von Vorwürfen frey, wird kein nachtheiliges Licht auf dasselbe zurückwerfen. Der Tod wird für dich der Uebergang in ein neues Daseyn und in neue Verhältnisse seyn; Du wirst auch alsdenn, noch so, wie izt, den ewigen Gesetzen des Schicksals unterworfen bleiben, welches will, daß, um hienieden glücklich zu seyn, du dich um anderer Glückseligkeit verdient machen mußt. Und so folge also, ohne Sträuben dem Zuge der Natur, bis du ruhig in demselben Schooße wieder einschläfst, aus dem du in das Daseyn erwacht bist.

Du aber unglücklicher Bösewicht! der du ohn Unterlaß mit dir selbst in Widerspruch bist! Zerrüttete Maschine! die du weder mit deiner eigenen Natur, noch mit der Natur deiner Nebenmenschen, dich in Einklang stimmen kannst, befürchte nicht in künftigem Leben die Strafe deiner gegenwärtigen Verbrechen! Bist du nicht izt schon genug gestraft? Haben deine Thorheiten, deine schändlichen Gewohnheiten, deine Ausschweifungen nicht dein Gesundheit untergraben? Schleppst du dich nicht mit Ekel durch ein Leben, dessen Genuß du dir durch Unordnungen verbittert hast? Bestraft dich nicht der Ueberdruß für die thörichte Befriedigung deiner unmäßigen Leidenschaften? Hat nicht Munterkeit und froher Sinn nun der Schwächlichkeit, Krankheiten und Kümmernissen Platz gemacht? Arbeiten nicht deine Laster mit jedem Tage an deinem Grabe? Kannst du wohl, so oft du dich mit einem neuen Verbrechen befleckt hast, ohne Schrecken in dich selbst zurücksteigen? Zerreißen nicht Gewissensbisse, Schreck und Beschämung dein Inneres?

Schreckt dich nicht der richtende Blick deiner Nebenmenschen? Zitterst du nicht vor dir selbst, und befürchtest ohne Unterlaß, daß die furchtbare Wahrheit deine geheimen Verbrechen an den Tag bringen wird? Höre also auf, eine Zukunft zu fürchten, die den verdienten Qualen, die du dir hier zugezogen hast, ein Ende machen wird. Der Tod wird die Erde von einer beschwerlichen Last, und dich selbst von deinem grausamsten Feinde befreyen!

Ende des ersten Theils.

System der Natur,

oder

von den Gesetzen

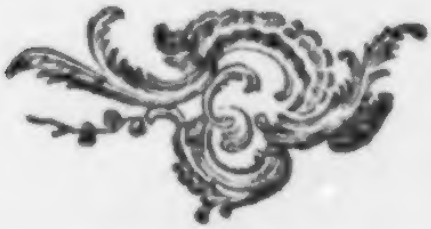
der Physischen

und

Moralischen Welt.

Aus dem Französischen

des Herrn von Mirabaud.



Naturae rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes ejus, ac non totam complectatur animo. *Plin. H. N. VII.*

Zweyter Theil.

Frankfurt und Leipzig,
1783.

BIBLIOTECA

Inhalt der Hauptstücke des Zweyten Theils.

Erstes Hauptstück.

Ursprung unsrer Ideen von der Gottheit. : S. 1

Zweytes Hauptstück.

Von der Mythologie und Theologie. : : 33

Drittes Hauptstück.

Verworrene und widersprechende Begriffe der Theologie. 67

Viertes Hauptstück.

Prüfung der von Clarcke aufgestellten Beweise für das Daseyn eines Gottes. : : : : 104

Fünftes Hauptstück.

Prüfung der von Descartes, Malebranche, Newton u. a. für das Daseyn Gottes aufgestellten Beweise : : : : : : : 159

Sechstes Hauptstück.

Von dem Pantheismus oder natürlichen Begriffen von der Gottheit. : : : : : : 191

Siebentes Hauptstück.

Vom Theismus oder Deismus; vom System der besten Welt und von den Endursachen. : : 219

Achtes Hauptstück.

Prüfung der Vortheile, welche für die Menschen aus ihren Begriffen über die Gottheit entstehen, oder aus

aus ihrem Einfluß auf die Moral, auf die Politik, und auf die Wissenschaften, und auf das Glück der Völker und einzelner Menschen. 261

Neuntes Hauptstück.

Daß die theologischen Begriffe keinesweges Gründe der Moral seyn können. Vergleichung der theologischen und natürlichen Moral. Schädlichkeit der Theologie für den Wachsthum des menschlichen Verstandes. 290

Zehntes Hauptstück.

Daß die Menschen aus den Begriffen, die man ihnen von der Gottheit giebt, nichts schließen können, und daß es gleichgültig sey, wie sie sich in Ansehung dieser Gottheit verhalten. . . 319

Eilftes Hauptstück.

Apologie der in diesem Werke enthaltenen Meynungen. Vom Unglauben. Giebt es Atheisten? . 351

Zwölftes Hauptstück.

Ob sich der Atheismus mit der Moral vertragen könne? 370

Dreyzehntes Hauptstück.

Von den Bewegungsgründen, welche zum Atheismus verleiten. Kann dieses System gefährlich seyn? Kann man es dem gemeinen Mann gestatten? 391

Vierzehntes Hauptstück.

Kurzer Inbegrif des Gesetzbuchs der Natur. . 431

System

System
der
Natur.

System der Natur.

Zweyter Theil.

Von der Gottheit; von denen Beweisen für ihr Daseyn; von ihren Eigenschaften; von der Art, wie sie auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts einfließt.

Erstes Hauptstück.

Ursprung unsrer Ideen von der Gottheit.

Wenn die Menschen den Muth hätten, dem ersten Ursprunge der Meynungen nachzuspühren, die ihrem Innern am tiefsten eingedrückt sind; wenn sie sich eine genaue Rechenschaft von den Ursachen zu geben versuchten, die ihnen jene Meynungen als heilig betrachten lassen; wenn sie die Gründe ihrer Hofnungen, und ihrer Besorgniße, mit kaltem Blute prüfen wollten; so würden sie finden,

daß oft diejenigen Gegenstände oder Begriffe, welche gleichsam in verjährtem Besitze des Rechtes sind, sie auf das stärkste zu erschüttern, nur wenig Realität haben, und oft nicht viel anders sind, als sinnleere Worte; Phantome, welche durch die Unwissenheit hervorgebracht, und von einer kranken Einbildungskraft weiter ausgemahlet werden. Ihre Phantasie wirkt in rastloser und ungebundener Regsamkeit bey aller Verwirrung ihrer geistigen Fähigkeiten, welche durch Leidenschaften gestöhret werden, die den Menschen verhindern richtig zu denken, oder die Erfahrung bey seinen Urtheilen zu Rathe zu ziehen. Man denke sich ein empfindliches Wesen von einer Natur umgeben, deren Theile ohne Unterlaß in Bewegung sind. Ein solches Wesen wird sich von verschiedenen Empfindungen durchdrungen fühlen, die mit den angenehmen, oder unangenehmen Wirkungen, welche die äußern Gegenstände in ihm nothwendig hervorbringen, in Verhältniß stehen. Ein solches Wesen wird sich demnach glücklich oder unglücklich fühlen; und je nachdem die Gefühle beschaffen sind, welche die Gegenstände in ihm hervorbringen, wird es die wahren oder eingebildeten Ursachen der Wirkungen, die seine Maschine in Bewegung setzen, aufsuchen, oder fliehen, lieben, oder hassen. Aber es kann nicht fehlen, daß ein solches Wesen, so lange es noch unwissend, und der Erfahrung beraubt ist, sich nicht in Ansehung dieser Ursachen betrügen sollte. Noch ist es nicht im Stande bis zu ihnen hinauf zu steigen; es kennt weder die Energie dieser Ursachen, noch ihre Wirkungsart; und so lange noch nicht wiederhohlte Erfahrungen sein Urtheil bestimmt haben, wird es nothwendig in steter Unruhe hin und her schwanken.

Der Mensch ist ein Wesen, das weiter nichts mit auf die Welt bringt, als die Fähigkeit, mehr oder weniger stark zu empfinden, je nachdem es die Beschaffenheit seiner individuellen Anlagen mit sich bringt. Der Mensch

kennt

kennt keine von allen den Ursachen, die nun auf ihn einzuwirken beginnen. Nach und nach lernt er endlich, nach oft und mannigfaltig erfahrenen Eindrücken derselben, ihre verschiedenen Eigenschaften wahrnehmen, und darüber zu urtheilen. Er wird mit ihnen näher bekannt; verbindet gewisse Begriffe mit ihnen, nach der Art, als er sich von denselben gerührt fühlt; und diese Begriffe sind wahr oder falsch; je nachdem die Organe des Menschen, welcher sie bildet, sich in einem mehr oder weniger vollkommenen Zustande befinden, mehr oder weniger für zuverläßige und wiederhohlte Erfahrungen empfänglich sind.

Die ersten Augenblicke des menschlichen Daseyns werden durch Bedürfniße bezeichnet; das heißt, die Erhaltung seines Wesens fezt nothwendig die Zusammenkunft und Unterstützung mannigfaltiger demselben zustimmender Umstände voraus, ohne welche er dieses eben erhaltene Daseyn nicht würde behaupten können. Diese Bedürfniße offenbahren sich bey einem empfindlichen Wesen, durch eine Zerrüttung, eine Kraftlosigkeit und Erschlaffung seiner Maschine, wodurch er das Bewußtseyn einer schmerzlichen Empfindung erhält. Diese Zerrüttung dauert fort, und wird immer stärker und stärker empfunden, so lange bis der zur Aufhebung derselben unentbehrliche Umstand eintritt, und die der menschlichen Maschine angemessene Ordnung wieder herstellt. Das Bedürfniß ist das erste der Leiden, die der Mensch erfähret. Es ist jedoch zur Erhaltung seines Wesens nothwendig, für welches er zu sorgen unterlassen würde, wenn die Zerrüttung seines Körpers ihn nicht aufforderte, auf Mittel, die ihr abhelfen können, bedacht zu seyn. Ohne Bedürfniße würden wir blos unempfindliche Maschinen seyn, den Pflanzen gleichen, und wie diese unfähig seyn, uns zu erhalten, oder die Mittel aufzusuchen, welche zur Behauptung unsers empfangenen Daseyns durchaus nöthig sind. Unseren Bedürfnißen verdanken wir unsere Leidenschaften, unsere Begier-

den, die Aeußerungen unserer körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Unsere Bedürfnisse sind es, die uns nöthigen zu denken, zu wollen, zu handeln. Diese zu befriedigen, oder den unangenehmen Empfindungen, die sie in uns erregen, abzuhelfen, setzen wir, ein jeder nach dem Maaße der ihm eigenthümlichen Empfindlichkeit, Reitzbarkeit und Energie, unsre körperlichen sowohl als geistigen Kräfte in Thätigkeit. Die unaufhörliche Wiederkehr unsrer Bedürfnisse nöthiget uns, ohne Unterlaß geschäftig zu seyn, um uns die zu ihrer Befriedigung schicklichen Gegenstände zu verschaffen. Mit einem Worte, es ist blos das Werk seiner mannigfaltigen Bedürfnisse, daß der Mensch in beständiger Thätigkeit ist. So wie er aufhöret dergleichen zu haben, verfällt er in Unthätigkeit, Unempfindlichkeit, Eckel, und ein eben so lästiges, als seinem Wesen äußerst schädliches Dahinschmachten; ein Zustand, in welchem er so lange bleibt, bis neue Bedürfnisse ihn aus diesem gedankenlosen Schlummer wieder wecken, und herausreissen.

Man sieht hieraus, daß Schmerz und unangenehme Empfindungen dem Menschen wesentlich nothwendig sind. Ohne diese würde er weder dasjenige unterscheiden, was ihm schädlich ist, noch es vermeiden, noch überhaupt auf seinen Wohlstand bedacht seyn. Er würde in nichts von unempfindlichen, unorganischen Wesen unterschieden seyn, wenn die augenblickliche, unangenehme Empfindung, welche wir Bedürfniß nennen, ihn nicht zwänge, seine Fähigkeiten sich wirksam äußern zu lassen, Erfahrungen zu sammeln, und die Gegenstände, die ihm schädlich seyn können, mit denjenigen, die ihm nützlich und seiner Natur angemessen sind, zu vergleichen. Ja, ohne Uebel dieser Art, würde der Mensch von dem entgegengesetzten Guten keine Kenntniß haben; er würde in beständiger Gefahr schweben, umzukommen. Gleich einem unerfahrenen Kinde würde er bey jedem Schritte seinem Unter-

Untergange zweilen; er würde alles eigenen Urtheils beraubt, weder Wahl, noch Willens-Regungen, noch Leidenschaften oder Begierden haben; würde sich keinesweges gegen unangenehme Gegenstände sträuben, sie nicht von sich zu entfernen suchen; kurz, es würde ihm an allen Antrieben fehlen, irgend etwas zu lieben, oder zu hassen, zu vermeiden oder zu begehren; mit einem Wort, er würde eine unempfindliche Maschine, aber kein Mensch seyn.

Wenn es keine Uebel in der Welt gäbe, so würde der Mensch nie auf den Gedanken einer Gottheit gekommen seyn. Wenn ihm die Natur vergönnt hätte, alle seine mannigfaltigen Bedürfnisse ohne Mühe zu befriedigen, oder keine andern als angenehme Empfindungen zu erfahren, so würden seine Tage in ununterbrochener Gleichförmigkeit dahingeflossen seyn, und nichts hätte ihn aufgefodert, den unbekannten Ursachen der Dinge nachzuspühren. Angespanntes Nachsinnen ist gewissermaßen etwas Lästiges. Der mit seinem Zustande durchaus zufriedene Mensch, würde einzig und allein nur darauf bedacht seyn, seine Bedürfnisse zu befriedigen, des Gegenwärtigen zu geniessen, und die Gegenstände zu empfinden, die ihm, der ursprünglichen Einrichtung seiner Natur zu Folge, ein angenehmes Gefühl seines Daseyns gewähren. Nichts würde sein Herz erschüttern; alles würde mit seinem Wesen zusammenstimmen; er würde weder Furcht, noch Mistrauen, noch Besorgnisse, wegen der Zukunft, kennen. Alle diese Bewegungen können blos die Folgen irgend einer widrigen Empfindung seyn, die er vorher erfahren haben muß, oder die, durch Stöhrung der Ordnung seiner Maschine, den Lauf seiner Glückseligkeit zu unterbrechen beginnt.

Auch ohne Rücksicht auf die mit jedem Augenblicke sich erneuernden, und oft auf keine Weise zu befriedigenden Bedürfnisse, ist jeder Mensch einer Menge von unangeneh-

men Empfindungen ausgesezt. Er leidet durch den Ungestüm der Witterung, und Jahres Zeiten; durch Mangel, Seuchen, allgemeine Unglücksfälle, Landplagen, Krankheiten, und s. w. Hierin liegt die Ursache, warum jeder Mensch furchtsam und mistrauisch ist. Die Erfahrung schmerzlicher Empfindungen, macht uns gegen alle unbekannte Ursachen, das ist, solche, deren Wirkungen wir noch nicht erfahren haben, besorgt. Eben diese Erfahrung ist Ursache, daß wir so gleich, oder, wenn man will, auf eine instinktartige Weise, gegen alle Gegenstände, deren Folgen auf uns selbst uns noch unbekannt sind, auf unserer Huth sind. Unsere Unruhe und Besorgniß steht jederzeit mit der Größe des Eindrucks, welchen diese Gegenstände in uns hervorbringen, mit ihrer Seltenheit, oder, welches eben so viel ist, mit unserm Mangel von Erfahrung in Ansehung der Folgen derselben, mit unserer natürlichen Empfindsamkeit, und der Wärme unserer Einbildungskraft in dem genauesten Verhältniß. Je unwissender der Mensch ist; je mehr es ihm an Erfahrung fehlt; desto leichter wird er in Schrecken gesezt. Die Einsamkeit, das Dunkel der Wälder, das Stillschweigen, die Finsternisse der Nacht, das Sausen des Windes, jedes plötzlich verworrene Geschrey, alle diese Dinge sind für den Menschen, der noch nicht an sie gewöhnt ist, Gegenstände des Schreckens. Der unwissende Mensch ist ein Kind, das über alles erstaunt, und bey allem in Furcht geräth. Seine Besorgnisse verschwinden, oder verringern sich wenigstens in dem Maaße, als ihn die Erfahrung mit den Wirkungen der Natur, mehr oder weniger vertraut macht. Er faßt Muth, so wie er die Ursachen, deren Wirkungen er wahrnimmt, näher kennet, oder doch zu kennen sich einbildet, und mit den Mitteln, sich ihren Wirkungen zu entziehen, bekannt wird. Aber, wenn es ihm nicht gelingt, die Ursachen, welche ihn in Verwirrung setzen, oder schmerzliche Empfindungen in ihm erregen, näher zu entdecken; dann weiß er nicht, was er anfangen

fangen soll. Seine Besorgnisse steigen; seine Einbildungskraft schweift aus; sie vergrößert oder mahlt ihm in der Verwirrung den unbekannten Gegenstand seines Schreckens mit den fürchterlichsten Farben ab. Gewöhnlicher Weise entlehnt sie die Züge eines solchen Gemähldes von andern, ihr bereits bekannten Gegenständen. Sie weißt ihm Mittel an, ohngefähr wie diejenigen, deren er sich in andern Fällen bedient, um jene Wirkungen abzuwenden, und die Macht der geheimen verborgenen Ursachen zu entwafnen, die jene Besorgnisse und Unruhe in seinem Innern erregt hat. So macht also Unwissenheit und Schwäche den Menschen abergläubisch.

Wenig Menschen haben, selbst in unsern Tagen, die Natur hinlänglich beobachtet, oder sich mit den physischen Ursachen, und von ihnen hervorgebrachten Wirkungen in ihrem ganzen Umfange bekannt gemacht. Diese Unwissenheit war ohne Zweifel in jenen entfernten Zeiten noch größer, wo der menschliche Geist noch in seiner Kindheit, und mit allen den Erfahrungen und Fortschritten noch unbekannt war, welche wir späterhin bey ihm wahrnehmen. Sorglos umherschweifende, zerstreute Wilde, haben von den Wegen der Natur gar keine, oder doch nur sehr unvollkommne Begriffe. Die Gesellschaft allein vervollkommet die menschlichen Kenntnisse. Es bedarf mannigfaltiger unter einander verbundener Aeußerungen, um die Natur zu errathen. Dies voraus gesetzt, konnte es nicht fehlen, daß alle wirkende Ursachen den Menschen im rohen Zustande der Wildheit Geheimnisse blieben. Die ganze Natur mußte ihnen ein Räthsel seyn; alle ihre Erscheinungen mußten Wesen, denen es durchaus an Erfahrung fehlte, außerordentlich und wunderbar vorkommen. Alles, was sie wahrnahmen, mußte ihnen ungewöhnlich, seltsam, und der Ordnung der Dinge zuwider scheinen.

Wir dürfen uns also gar nicht wundern, die Menschen noch izt bey Gegenständen zittern zu sehen, vor wel-

chen einst schon ihre Väter gezittert haben. Sonnenfinsternisse, Kometen, Lufterscheinungen, waren ehemals für alle Völker der Erde schreckliche Eräugnisse. Diese Erscheinungen, welche in den Augen einer gesunden Philosophie, der es nach und nach gelungen ist, die Ursachen derselben zu entdecken, so natürlich sind, äussern noch gegenwärtig, das gleiche Recht auf die Gemüther des zahlreichsten, und am wenigsten unterrichtetesten Theiles der neuern Nazionen. Das Volk findet, eben so wie seine unwissenden Vorältern, alle Gegenstände wunderbar, an welche seine Augen noch nicht gewöhnt sind; und alle diejenigen unbekannten, natürlichen Ursachen übernatürlich, welche mit einer gewissen Kraft wirken, deren er die bekannten wirkenden Ursachen für unfähig hält. Der gemeine Mensch, sieht bey jedem auffallenden Eräugnisse, von welchem er sich nicht Rechenschaft geben kann, Zeichen, Wunder und Vorbedeutungen. Er nennt alle Ursachen, welche dergleichen Dinge hervorbringen, **übernatürlich**; das denn nichts weiter sagen will, als daß er mit diesen Ursachen noch unbekannt ist, daß er nichts davon verstehet, oder in der Natur noch keine wirkenden Kräfte wahrgenommen hat, deren Aeußerung hinreichend wäre, so seltsame Wirkungen hervorzubringen, als diejenigen, welche sich jetzt seinen Augen darstellen.

Außer den natürlichen und gewöhnlichen Erscheinungen, welche sich bey allen Nationen eräugnen, ohne daß diese die Ursache derselben ahnden könnten, hat ein grosser Theil derselben, in sehr entfernten Zeitaltern, bald allgemeine, bald besondere Verwüstungen erfahren, welche dieselben in die tiefste Bestürzung und Unruhe versetzen mußten. Die Geschichte und die Ueberlieferung fast aller Völker der Erde, enthält, noch bis auf den heutigen Tag, das Andenken von physischen Eräugnissen, Zerstöhrungen und Zerrüttungen, welche über die Gemüther unsrer Vorfahren Furcht und Schrecken verbreiten mußten.

Wenn

Wenn die Geschichte uns auch nichts von jenen großen Umkehrungen sagte, würden nicht schon unsre Augen allein hinreichen, uns zu überzeugen, daß alle Theile unsrer Erdfläche zu verschiedenen Zeiten Erschütterungen, Umkehrungen, Veränderungen, Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten ausgesetzt gewesen sind, und dem Laufe der Dinge nach seyn mußten, und auch noch künftighin seyn werden. Ansehnliche feste Länder wurden von den Fluthen verschlungen. Das über seine Schranken getretene Meer riß einen Theil der Herrschaft der Erde an sich, und ließ in der Folge bey seinem Rückzuge einleuchtende Beweise seines Aufenthaltes zurück, durch Muscheln, Fische und Ueberbleibsel von Seethieren, welche dem aufmerksamen Beobachter bey jedem Schritte in den fruchtbarsten und gegenwärtig bewohntesten Gegenden aufstoßen. Die unterirrdischen Feuer haben sich an verschiedenen Orten furchtbare Oefnungen gebahnt. Kurz, die ungestüme Macht der Elemente hat sich mehr als einmal die Herrschaft über die Erdkugel untereinander streitig gemacht. Diese Erde zeigt uns allenthalben nichts, als einen ungeheuren Haufen von Trümmern und Ruinen. Welcher Schrecken mußte sich des Menschen bemächtigen, der überall die ganze Natur gegen sich in Aufruhr, und mit Zerstöhrung seiner Wohnung beschäftigt sahe. Von welchen Besorgnissen mußten die so grausam überraschten Völker erfüllt werden, wenn sie die Natur auf einmal in so gewaltsamer Bewegung, eine Welt ihrem Einstürzen nahe und die geborstene weite Erde erblickten, welche Städte, Provinzen, und ganze Nationen in ihrem zerrissenen Schooße begrub! Welche Begriffe mußten sich diese vom Schrecken niedergedrückten Sterblichen von der unwiderstehlichen Ursache machen, welche so weit reichende Wirkungen hervorbrachte. Ohne Zweifel konnten sie dieselben nicht der Natur zuschreiben; es fiel ihnen nicht ein, die Natur für die Urheberin oder Theilnehmerin von Zerrüttungen zu halten, die ihr selbst widerfuhren;

sie

sie sahen nicht, daß diese Umkehrungen, Zerrüttungen, u. s. w. nothwendige Wirkungen ihrer unveränderlichen Gesetze waren, und zu der Ordnung, durch welche das Ganze erhalten wird, nicht minder beytragen.

Unter diesen traurigen Umständen sahe man die Nationen, welche auf der Erde keine hinlänglich mächtige Kraft zu finden glaubten, der sie jene Wirkungen, von welchen sie dieselbe auf eine so ausserordentliche Weise erschüttert sahen, zuschreiben könnten, ihre ängstlichen Blicke und ihre thränenvollen Augen zu dem Himmel erheben, der, ihrer Meynung nach, der Sitz jener unsichtbaren Kräfte seyn mußte, deren Unwille die Glückseligkeit der menschlichen Gattung so grausam zerstöhrte.

Offenbar haben die Menschen sich ihre ersten Begriffe von der Gottheit in dem Schooße der Unwissenheit, der Schrecknisse, und drückender Leiden, gebildet. Diese Begriffe müssen daher, nothwendig, oft zweydeutig und falsch, und ohne Ausnahme trübsinnig seyn. In der That, auf welche Theile der Erdkugel wir unsre Blicke werfen mögen, in den erstarrten Erdgegenden der Mitternacht, wie in den brennenden Gefilden des Mittags, und unter den gemäßigsten Zonen, überall finden wir, daß die Völker ein Raub des Schreckens gewesen sind, und daß die Erschaffung ihrer National-Götter, oder die Aufnahme fremder, und von andern ihnen zugeführten Religions-Gebräuche, eine Wirkung ihrer Furcht und ihrer Leiden gewesen ist. Die Vorstellung jener, mit so unwiderstehlichen Kräften begabter Wesen, war von jeher mit der Vorstellung des Schreckens verknüpft. Ihr Name, erinnerte den Menschen jederzeit an die Zerstöhrungen, von denen er selbst, oder doch seine Vorfahren, Zeugen gewesen waren. Wir zittern noch jetzt, weil unsre Voraltern vor einige tausend Jahren gezittert haben. Die Idee der Gottheit erweckt in uns jederzeit niederschlagende Vorstellungen. Wenn wir auf die Quelle unsrer gegenwär-

genwärtigen Besorgnisse, und der traurigen Vorstellungen, welche, so oft wir nur den Namen derselben hören, in unsrer Einbildung erwachen, zurücksteigen; so werden wir die Ursache dieser Erscheinung in den Ueberschwemmungen, Umkehrungen und Zerrüttungen finden, welche einen Theil des menschlichen Geschlechts vernichtet, und jene Unglücklichen, die der allgemeinen Verwüstung entgiengen, mit Furcht und Schrecken erfüllet haben. Diese letztern haben uns, bis auf den heutigen Tag, ihre Schrecknisse, und die schwarzen Vorstellungen, welche sie sich von den wirkenden Ursachen jener furchtbaren Eräugnisse gemacht hatten, überliefert. (1)

So wie die Götter der Nationen in dem Schooße der Schrecknisse gebildet wurden, eben so schuf sich auch der einzele Mensch die unbekannten Mächte, unter deren besondern Einflusse er sich glaubte, in Augenblicken des Schmerzens und der Furcht. Aus Mangel richtiger Kenntnisse von den natürlichen Ursachen der Dinge, und ihrer Wirkungs-Art, weiß der Mensch, wenn ihm irgend ein Unglück widerfährt, oder ein schmerzliches Gefühl ihn peiniget, nicht was, er daraus machen soll. Die Bewegungen, welche sich wider seinen Willen in ihm selbst erregen, seine Krankheiten, Schmerzen, Leidenschaften und Besorgnisse, die peinlichen Veränderungen, welche seine

(1) Ein englischer Schriftsteller sagt mit Recht, die allgemeine Ueberschwemmung habe vielleicht die moralische Welt eben so sehr zerrüttet, als die physische; und die menschlichen Köpfe zeigten noch gegenwärtig den Eindruck des Stoßes, welchen sie damals erlitten hätten. S. Philemon und Hylas S. 355.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Wasserfluth, deren die heiligen Bücher der Juden und Christen erwähnen, allgemein gewesen ist. Aber man hat hinreichenden Grund, zu glauben, daß alle Theile der Erde, zu verschiedenen Zeiten, dergleichen Ueberschwemmungen ausgesetzt gewesen seyn. Ein Beweis hiervon ist die über-

seine Maschine empfindet, und deren Quellen er nicht anzugeben weiß, endlich der Tod, dessen Anblick einem an das Leben so fest geknüpften Wesen, so furchtbar ist, sind Wirkungen, die er als übernatürlich ansieht, weil sie seiner gegenwärtigen Natur zuwider sind. Er schreibt sie also irgend einer geheimen, mächtigen Kraft zu, die ohngeachtet seines Widerstrebens, jeden Augenblick unumschränkt über ihn schaltet. Seine, von den mannigfaltigen und unvermeidlichen Leiden empörte Einbildungskraft, schaft ihm augenblicklich irgend ein Schreckbild, vor welchen das Gefühl seiner eigenen Schwäche ihn demüthig niederwirft. So von Furcht erstarrt, brütet er traurig über seine Leiden, forscht zitternd nach Mitteln, sich davon zu befreyen, und den Zorn jener eingebildeten Mächte zu entwafnen, von denen er sich verfolgt glaubt. Man kann also mit Zuversicht behaupten, daß das Phantom, aus welchem der leidende Mensch sich seine Gottheit geschaffen hat, jederzeit in der Werkstätte der Traurigkeit gebildet worden.

Wir beurtheilen unbekannte Gegenstände einzig und allein nach solchen, mit den wir bereits bekannt sind. Der Mensch legt also seiner eigenen Beschaffenheit zu Folge jeder unbekannten Ursache, deren Einwirkung auf sich er empfindet, Willen, verständiges Bewußtseyn, Absicht, Zwecke, Leidenschaften, mit einem Worte, seinen eigenen Kräften

übereinstimmi ge Ueberlieferung aller Völkerschaften, und mehr noch als dieses, die Spuhren der Körper von Seethieren, welche in jedem Lande, in einer größern oder geringern Tiefe der Erlagen, gefunden werden. Uebrigens läßt es sich gar wohl denken, daß ein Komet, der unsrer Erde zu nahe gekommen, ihr einen hinreichend starken Stoß versezt haben kann, durch welchen auf einmal alles feste Land unter Wasser gesezt wurde; so, daß wir also nicht nöthig haben, zu der Darzwischenkunft irgend eines Wunders unsre Zuflucht zu nehmen.

Kräften gleichförmige Eigenschaften bey. So wie irgend eine sichtbare, oder eingebildete Ursache auf ein Wesen angenehme und günstige Einflüsse äußert; so gleich hält er sie für gut, und gegen sich wohl gesinnt. Im Gegentheil achtet er hinwiederum jede Ursache, die in ihm unangenehme Empfindungen erregt, ihrer Natur nach für böse, und glaubt sie nur mit der Absicht, ihm zu schaden, beschäftiget. Auf diese Weise leihet er alle dem, was er gewisse auf einander folgende Wirkungen eigenmächtig hervorbringen, mit Ordnung und Verbindung wirken, und unausgesetzt dieselben Empfindungen in dem Menschen erregen sieht, Absichten, Zwecke, und eine bestimmte, nur auf ihn sich beziehende Handlungsweise. Diesen Vorstellungen, welche der Mensch von sich und seiner eigenen Handlungsweise entlehnt, zu Folge liebt, oder hasst er, die auf ihn einwirkenden Gegenstände; nähert sich ihnen mit Vertrauen, oder mit Furcht; sucht sie auf, oder bemüht sich ihnen zu entfliehen, wenn er glaubt, sich den Wirkungen derselben ungestraft entziehen zu können. Es währt nicht lange, so wendet er sich mit Worten an jene Gegenstände seiner Furcht oder Hofnung, ruft sie an; bittet sie ihm ihren Beystand zu leihen, oder aufzuhören, ihn zu verfolgen. Er bemüht sich, sie durch Unterwerfung, Demüthigung und Geschenk zu gewinnen, weil dergleichen Dinge auf ihn selbst gar sehr wirken. Er übt endlich, in Ansehung derselben, eine Art von Gastfreundschaft aus; räumt ihnen einen sichern Zufluchtsort ein, weist ihnen einen bestimmten Aufenthalt an, und bietet ihnen alles dar, was er glaubt, das ihnen gefallen muß, weil er selbst, für seine Person, darauf einen großen Werth legt. Dieß sind die Anlagen und Gemüthsstimmungen, aus welchen wir uns die Bildungen jener **Schutzgötter** erklären können, welche sich der Mensch unter wilden und rohen Nationen zu schaffen gewohnt ist. Wir finden, daß dergleichen unwissende Menschen in einer solchen Lage, Thiere, Steine, unförmliche und leblose

lose Dinge, Fetische u. s. w. in Gottheiten verwandeln, ja, indem sie ihnen Verstand, Neigungen und Willen beylegen, diese Gegenstände für die höchsten Regierer ihrer Schicksaale ansehen.

Es giebt noch einen andern Umstand, welcher nicht wenig beytrug, den wilden, rohen Menschen zu täuschen, und der noch gegenwärtig diejenigen täuschen muß, welche nicht durch die Vernunft über das Trügliche des Scheins aufgeklärt sind; nemlich, das zufällige Zusammentreffen gewisser Wirkungen, mit Ursachen, von denen sie weiter nicht hervorgebracht worden sind; oder, die Coexistenz dieser Wirkungen mit gewissen Ursachen, die mit ihnen eigentlich in keiner wahren Verbindung stehen. So legt der Wilde einem jeden, gleich viel ob belebten oder leblosen Gegenstande, z. B. einem Steine, Felsen, einem Berge, einem Baume, einer Schlange, einem Thiere, und tausend andern ähnlichen Dingen, Güte, oder in Ansehung seiner günstige Gesinnungen, bey; wenn jedesmal, da ihm diese Gegenstände vorgekommen sind, zufälliger Weise seine Jagd, Fischfang, oder Kampf, oder irgend ein anderes Unternehmen glücklich von statten gegangen ist. Eben dieser Wilde verbindet mit gleichem Grunde die Vorstellung von Bosheit und Uebelwollen, mit irgend einem andern Gegenstande, der ihm an dem Tage vorgekommen ist, an welchem ihm irgend etwas Unangenehmes widerfahren ist. Unfähig über die Dinge vernünftig nachzudenken, sieht der rohe Mensch nicht ein, daß diese Wirkungen die Folge natürlicher Ursachen, und der nothwendigen Beschaffenheit der Umstände sind. Er findet es kürzer, sie auf Rechnung von Kräften zu schreiben, die doch keinesweges fähig sind, auf ihn Rücksicht zu nehmen, und ihm wohl oder übel zu wollen. Seine Unwissenheit und Geistes Trägheit, vergötteret mithin jene Gegenstände; das heißt, leihet ihnen Verstand, Leidenschaften, Absichten, und legt ihnen übernatürliche

Macht

Macht bey. Der Wilde, gleichet durchaus einem Kinde; es schlägt den Gegenstand, der ihm missfällt, wie der Hund den Stein beißt, der ihn verwundet, ohne auf die Hand Rücksicht zu nehmen, durch welche er geworfen wurde.

Auf gleichem Grunde, beruhet der Glaube des noch unerfahrnen Menschen, in Ansehung glücklicher, und unglücklicher Vorfälle. Er sieht dieselben als Wincke an, die ihm durch seine abgeschmackten Gottheiten gegeben werden, welchen er einen Scharfsinn und Voraussehung der Zukunft beylegt; Eigenschaften, die ihm selbst mangeln. Unwissenheit und Besorgniß machen, daß der Mensch einem Steine, einem Insekte, einem Vogel, weit tiefere Einsichten zutraut, als sich selbst. Die wenigen Beobachtungen, welche sich dem rohen Menschen etwa darbiethen, machten ihn nur noch abergläubischer. Er sahe, daß gewiße Vögel, durch ihren Flug, und ihr Geschrey, gewisse Veränderungen, in Ansehung der Kälte und Wärme, des heitern Himmels oder eintretender Stürme, verkündigten; er sahe, daß zu gewissen Zeiten, Dünste aus der Tiefe einiger Höhlen emporstiegen. Mehr brauchte es nicht, ihn glauben zu lassen, daß jene Wesen die Zukunft wüßten, und die Gabe der Prophezeyung besäßen.

Wenn Erfahrung, und Nachdenken, den Menschen, nach und nach, von seinem Wahne über die Macht, Einsicht, und Kräfte, die er unempfindlichen Wesen beygelegt hatte, zurückbringen, so bildet er sich denn doch noch immer ein, daß diese Dinge, wenigstens durch irgend eine geheime Ursach, irgend eine unsichtbahre Macht, deren Werkzeuge sie sind, in Bewegung gesezt werden. Diese verborgene, geheime Macht, wird nun der Gegenstand, an welchen er sich wendet; er unterhält sich mit ihm, sucht ihn zu gewinnen; fleht ihn um seinen Bey-

stand an; bemüht sich seinen Zorn zu besänftigen, und bedient sich, diesen Endzweck zu erreichen, ganz derselben Mittel, deren er sich bedienen würde, um Wesen seiner Gattung zu besänftigen, oder sich geneigt zu machen.

Die menschlichen Gesellschaften, sahen sich, in den ersten Zeiten ihrer Bildung, von der Natur unterdrückt, und gemißhandelt. Sie legten daher den Elementen, oder geheimen Kräften, durch welche diese Natur in Bewegung gesezt wird, einen Willen, und menschenähnliche Absichten, Bedürfnisse und Begierden bey. So entstia den Opfer, in der Absicht jenen Wesen zur Nahrung zu dienen; Libazionen, um den Durst derselben zu löschen; Rauch und Wohlgerüche, ihre Nasen zu weiden. Man glaubte, jene Elemente, oder ihre aufgebrachten Beherrscher, ließen sich, gleich dem aufgebrachten Menschen, durch Bitten, Demüthigungen, und Geschencke, besänftigen. Die Einbildungskraft, zerarbeitete sich nun, um herauszubringen, welche Geschencke und Opfer jenen stummen Wesen, die ihre Neigungen nicht näher zu erkennen gaben, die angenehmsten seyn möchten. Man brachte ihnen Anfangs Früchte der Erde, und des Feldes dar; nachher tischte man ihnen Fleisch auf, schlachtete ihnen Lämmer, Kühe, Stiere. Da man sie noch immer gegen den Menschen erzürnt zu sehen glaubte, opferte man ihnen, endlich, Kinder und erwachsene Menschen. Endlich stieg die Zerrüttung der Einbildungskraft, welche keine Gränzen kennt, so hoch, daß man glaubte, die höchste Macht, welche der Natur gebiethet, verachte die armseeligen irrdischen Opfer der Erde, und könne nur durch das Opfer eines Gottes selbst besänftigt werden. Man stellte sich vor, ein unendliches Wesen, könne nicht anders ausgesöhnt werden, als durch ein unendliches Schlachtopfer.

Das

Das Geschäft, jene unendliche Macht zu versöhnen, wurde gemeiniglich ehrwürdigen Alten aufgetragen, weil man ihnen die meiste Erfahrung zutraute. (2.) Diese begleiteten das heilige Geschäft, mit Feierlichkeiten, Zeremonien, Vorbereitungen, und geweihten Formeln. Sie theilten ihren Mitbürgern jene Begriffe mit, welche sie selbst von ihren Vorfahren erhalten, die Beobachtungen, welche jene gemacht, und die Fabeln, welche sie von ihnen überliefert bekommen hatten. Auf diese Weise entstand das Priesterthum; auf diese Weise bildete sich der Gottesdienst; auf diese Art ward nach und nach ein gewisses System von Lehrmeynungen festgesetzt, von der Gesellschaft angenommen, und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Mit einem Worte, dieß ist der rohe und willkührliche Grundstoff, dessen man sich überall zur Zusammensetzung der Religion bediente. Von jeher war diese letztere ein, von der Einbildungskraft, und der Unwissenheit, ausgehecktes Handlungssystem, um der Menschheit jene unbekannten Mächte günstig zu machen, welchen man die Natur unterthan glaubte. Irgend eine, eben so leicht aufzubringende, als zu versöhnende, Gottheit, war immer der Grundpfeiler derselben; und dieser kindische und abgeschmackte Begrif, war es, auf welchen das Priesterthum seine Rechte, seine Tempel, seine Altäre, seine Reichthümer, sein Ansehen, seine Lehrmeynungen gebauet hat. Mit einem Worte, alle religiösen

(2) Das griechische Wort πρεσβυς, von welchem das Wort Priester herkömmt, bedeutet, ursprünglich, einen Alten. Die Menschen haben von je her eine ausserordentliche Verehrung für alles gefühlt, was den Stempel des Alterthums führt; immer haben sie damit den Begrif hoher Weisheit, und Erfahrung, verknüpft. Allem Anscheine nach, ist es eine Folge des gleichen Vorurtheils, daß die Menschen, in jedem zweifelhaften Falle, das Ansehn des Alterthums,

Systeme der ganzen Welt, ruhen, ohne Ausnahme, auf diesem seichten Grunde. Ursprünglich von Wilden erfunden, haben sie noch immer die Lenkung des Schiksals der mächtigsten Nationen in Händen. Diese, ihren ersten Grundsätzen nach, so zerstöhrenden Systeme, sind, nach und nach, von dem menschlichen Geiste verschiedentlich ausgebildet worden. Denn es gehört gewissermaßen zu dem Wesen des letztern, mit dem grösten Eifer über unbekannte Gegenstände zu brüten, welchen er anfangs, jederzeit, eine ausserordentliche Wichtigkeit beylegt, und die er, späterhin, niemahls Muth genug hat, mit kaltem Blute zu prüfen.

Dieß war der Gang der Einbildungskraft, in Ansehung der wechselnden Begriffe, welche sie sich von der Gottheit, entweder selbst bildete, oder von andern vorbilden ließ. Der religiöse Aberglaube des Menschen, ging davon aus, daß er ihn die Elemente selbst, obschon grobe, und materielle, Gegenstände, zu fürchten und zu verehren antrieb; nachher wählte er sich über die Elemente wachende Kräfte, mächtige und untergeordnete Schutzgeister, Helden, oder vorzüglich große Menschen, zu Gegenständen seiner Verehrung. Bey fortgesetztem Nachdenken hierüber, glaubte er, endlich, die Sachen am besten aufs reine zu bringen, wenn er die ganze Natur einer

thums, und die Entscheidung ihrer Vorfahren, den Entscheidungen des Verstandes, und der gesunden Vernunft, vorzuziehen pflegen. Am meisten geschieht dieses bey Dingen, die sich auf die Religion beziehen. Man bildet sich ein, das Alterthum habe die Religion aus der ersten Hand empfangen, und in der Kindheit, oder in der Wiege desselben, könne man hoffen jene in ihrer ganzen Erhabenheit, und Reinigkeit zu finden. Man urtheile selbst, ob man hierinn Recht oder Unrecht gehabt hat!

einer einzigen thätigen Kraft, einem höchsten Verstande, einem Geiste, einer allgemeinen Seele, die diese Natur, und alle ihre Theile in Bewegung erhielte, unterwürfe. Indem die Menschen, immer von Ursachen zu Ursachen aufzusteigen suchten, kamen sie, endlich, dahin gar nichts mehr zu sehen, und in dieser Dunkelheit, haben sie nun ihre Gottheit aufgestellt. Dieser finstre Abgrund, ist es, in welchem ihre unruhige Einbildungskraft, ohne Unterlaß, mit Ausbildung neuer Grillen beschäftigt ist, welche die Menschen so lange quälen werden, bis die Kenntniß der Natur sie über jene Truggestalten aufklärt, welche bisher so sinnlos von ihnen verehrt worden sind.

Wenn wir uns von unsern Ideen über die Gottheit Rechenschaft geben wollen; so sind wir genöthiget, einzugestehen, daß die Menschen, unter dem Worte Gottheit, nie etwas anders haben bezeichnen können, als: die unbekannteste, entfernteste, geheimste, Ursache der, von ihnen wahrgenommenen, Wirckungen. Sie machen von diesem Wort nur alsdenn Gebrauch, wenn das Spiel der, näher bekannten Ursachen aufhört, ihnen sichtbar zu seyn. So wie sie den Faden dieser Ursachen verliehren, oder ihr Geist der Verkettung derselben nicht mehr folgen kann, so schneiden sie den Knoten entzwey, und endigen ihre Untersuchungen damit, daß sie unter dem Nahmen der Gottheit die letzte dieser Ursachen begreifen; das heißt, diejenige, welche über alle ihre bekannte Ursachen hinausreicht. Sie thun also weiter nichts, als daß sie einer, ihnen unbekannten, Ursache, bey welcher ihre Trägheit, oder die Gränzen ihrer Kenntnisse sie still zu stehen nöthigen, einen unbestimmten Nahmen anweisen.

So oft man behaupter, die Gottheit sey der Urheber irgend einer Erscheinung; so heißt es nichts anders, als, daß man nicht im Stande ist, anzugeben, wie jene Erscheinung, mittelst der uns in der Natur bekannten

Kräfte, und Ursachen, sich hat eräugnen können. So legt der gemeine Theil der Menschen, dessen Loos Unwissenheit ist, und bleiben wird, der Gottheit nicht allein alle ungewöhnliche Wirkungen bey, die ihn in Erstaunen setzen, sondern sogar die einfachsten Eräugnisse, deren Ursache jedem andern, der nur einiger Maaßen zum Nachdenken gewöhnt ist, ohne Mühe einleuchten. (3) Mit einem Worte, der Mensch, hat, von jeher, die unbekannten Ursachen auffallender Wirkungen verehrt, welche er aus Unwissenheit nicht zu erklären vermochte.

Es bleibt uns, also, die Frage übrig, ob wir uns schmeicheln dürfen, die Kräfte der Natur, die Eigenschaften der, in ihr enthaltenen Wesen, die Wirkungen, welche aus ihren mannigfaltigen Verbindungen entstehen können, jemahls vollkommen zu begreifen? Wissen wir, warum der Magnet das Eisen an sich zieht? Können wir die Erscheinungen des Lichts, der Electricität, und der Elasticität erklären? Ist uns der Mechanismus bekannt, welcher macht, daß die Modifikazion unsers Gehirns, die wir Willen nennen, unsern Arm in Bewegung setzt? Können wir uns Rechenschaft geben, wie

(3) Es ist wahrscheinlich, daß blos die Unwissenheit der wahren Ursachen der Leidenschaften, der Talente, der poetischen Begeisterung, der Trunkenheit u. s. w. Anlaß gegeben hat, diese Dinge unter den Nahmen, Amor, Apollo, Aeskulap, Furien u. s. w. zu vergöttern. Das Schrecken, und das Fieber, haben, auf gleiche Weise, Altäre gehabt. Mit einem Worte, der Mensch hat geglaubt, alle Wirkungen, die er nicht begreifen konnte, irgend einer Gottheit beylegen zu müssen. Ohne Zweifel die Ursache, warum man Träume, hysterische Krämpfe, und Schwindel, für göttliche Wirkungen angesehen hat. Die Mohamedaner, bezeigen, noch gegenwärtig, den Wahnsinnigen eine ausserordentliche Verehrung. Die Christen, sehen die

wie es zugeht, daß unser Auge sieht, unser Ohr höret, unser Geist begreiffet? Wenn wir nun aber außer Stande sind, uns von den alltäglichsten Erscheinungen, die uns die Natur darbiethet, Rechenschaft zu geben; mit welchem Rechte können wir ihr die Macht absprechen, durch sich selbst, und ohne Beyhülfe einer fremden Kraft, die uns noch weit weniger, als die Natur selbst, bekannt ist, noch andere, uns unbegreifliche, Wirkungen hervorzubringen? Kommen wir dadurch in unserer Kenntniß um den geringsten Schritt weiter, wenn man uns, bey der Wahrnehmung einer Erscheinung, deren Ursache wir nicht entdecken können, sagt, diese Erscheinung werde durch die Macht, oder den Willen, der Gottheit hervorgebracht; das heißt, sie rühre von einer Kraft her, die uns gänzlich unbekannt ist, und von der man uns, bisher, noch weit weniger hat Licht geben können, als von irgend einer Art natürlicher Ursachen? Ist ein Schall, mit welchem wir keinen bestimmten Sinn verbinden können, hinreichend, Dunkelheiten aufzuklären? Kann das Wort: Gott irgend etwas anders bedeuten, als die unbegreifliche Ursache der Wirkungen, die uns in Erstaunen setzen, und die wir nicht zu erklären vermögen?

die Entzückungen für vorzügliche Begnadigungen des Himmels an; nennen das heilige Gesichte, was andere Wahnsinn, Schwindel, Verzückungen des Gehirns nennen würden. Hysterische, und zu Krämpfe geneigte, Weiber haben die häufigsten Entzückungen, und Gesichte. Die Büßenden und die Mönche, welche sich schwere Fasten auflegen, haben die meiste Anwartschaft auf jene ausserordentlichen Gaben des Himmels, die uns andern mit Aeußerungen des Wahnsinns, so nahe verwandt scheinen. Die Deutschen glaubten, dem Tacitus zufolge, daß die Weiber etwas göttliches in sich hätten. Auch die Wilden werden gemeiniglich durch Weiber zum Kriege aufgereitzt. Die Griechen hatten ihre Pythien, ihre Sybillen, ihre Weißagerinnen.

Wenn wir gegen uns aufrichtig seyn wollen, so werden wir einräumen müssen, daß, einzig und allein, die Unwissenheit der natürlichen Ursachen, und Kräfte, in der man sich von jeher befand, die Entstehung der Götter veranlaßt hat. Eben diese Unmöglichkeit, in welcher sich der gröste Theil der Menschen befindet, sich von dieser Unwissenheit zu befreyen, zu einfachen Begriffen, von der Bildung der Dinge zu gelangen, die wahren Quellen der Eräugnisse, die Bewunderung, oder Furcht bey ihnen erregen, zu entdecken, macht, daß sie glauben, der Begriff der Gottheit sey ein unumgänglich nöthiger Begrif, für die Erklärung aller derjenigen Erscheinungen, zu deren Ursachen der Mensch zurück zu steigen, außer Stande ist. Und eben dieses, ist der Grund, warum man alle diejenigen für Wahnsinnige hält, welche sich nicht von der Nothwendigkeit überzeugen können, jenes geheimnißvolle Wesen anzunehmen, welches man, aus Mangel richtiger Kenntnisse der Natur, jenseits derselben, aufzustellen, für gut befunden hat.

Alle Erscheinungen der Natur, erregen bey dem Menschen, natürlicher Weise, verschiedene Empfindungen. Einige dieser Erscheinungen sind für die Menschen von wohlthätigen, andere von schädlichen Folgen. Jene flößen ihnen Liebe, Bewunderung, Dankbarkeit ein; diese erfüllen sie mit Verwirrung, Abscheu und Verzweifelung. Der Beschaffenheit dieser in ihrem Innern erzeugten verschiedenen Empfindungen zu Folge, lieben oder fürchten, die Menschen, die Ursachen, welchen sie die Wirkungen, die jene verschiedene Leidenschaften hervorbringen, zuschreiben. Der Grad ihrer Empfindungen, steht mit dem Umfange der, von den Gegenständen erhaltenen, Eindrücke in dem genauesten Verhältniße. Ihre Bewunderung, oder ihre Furcht, nimmt in dem Maaße zu, als die auf sie einwirkenden Erscheinungen größer

größer, unwiderstehlicher, unbegreiflicher, ungewöhnlicher, kurz für sie interessanter sind. Der Mensch, macht sich, nothwendiger Weise, zu dem Mittelpunkte der ganzen Natur. In der That, kann er von den Dingen nicht anders urtheilen, als nach der Art, wie sie auf ihn einwirken. Er kann nicht ruhen, dasjenige zu lieben, was auf sein Wesen günstige Einflüsse äußert; auf gleiche Art hasset, und fürchtet er, auch nothwendiger Weise, alles dasjenige, was ihm unangenehme Empfindungen verursachet. Er legt, endlich, wie schon im vorigen erwähnt worden, alle dem den Nahmen der Unordnung bey, was seine Maschine zerstöhrt, und glaubt hingegen, alles sey, wie es seyn solle, wenn nur er keine, seinem Gefühl, und seiner Natur, widrigen Eindrücke erhält. Durch eine nothwendige Folge dieser Begriffe, haben es die Menschen als ausgemacht angesehen, daß die ganze Natur nur um ihrentwillen geschaffen sey; daß diese Natur in allen ihren Werken, nur auf die Menschen, und auf den Menschen allein, Rücksicht nehme; oder vielmehr, daß die geheime Macht, der die ganze Natur unterthan sey, bey allen ihren Einwürkungen auf diese Welt, bloß den Menschen zum Gegenstande habe.

Wenn es auf der Erde, ausser den Menschen, noch andere denkende Wesen gäbe, so würden sie wahrscheinlicher Weise auf dem gleichen Irrthum gerathen. Denn dieser Irrthum, gründet sich auf den Vorzug, welchen jedes Wesen, nothwendig, sich selbst und seiner Gattung beylegt. Ein Wahn, der so lange dauert, bis Nachdenken, und Erfahrung, ihn berichtiget haben.

Wenn, also, der Mensch zufrieden, das ist, wenn die ihn umgebende Natur mit ihm in Einstimmung ist, so bewundert, und liebt er, die Ursache, welcher er diesen seinen Wohlstand zuschreiben zu müssen glaubt; fälle

ihm hingegen sein Daseyn zur Last, so haßet, und fürchtet er, die Ursache, welche, seinem Bedünken nach, jene unangenehme Wirkungen in ihm hervorbringt. Aber das Gefühl des Wohlstandes fließt gleichsam mit dem Gefühl unseres Daseyns in Eins zusammen; es hört auf so lebhaft empfunden zu werden, wenn es unser gewöhnlicher und ununterbrochener Zustand ist. Wir glauben ihn alsdenn mit unserm Wesen ursprünglich verknüpft; leiten daraus die Folgerung her, daß wir bestimmt sind jederzeit glücklich zu seyn; wir finden es natürlich, daß alles sich um uns her zur Erhaltung unseres Wesens vereinige. Nicht so verhält es sich, wenn wir die Erfahrung eines Zustandes machen, der uns mißfallt. Der Mensch, der von Ungemach befallen wird, erstaunt, über die Veränderung, die in ihm vorgeht; sie dünkt ihm der Natur überhaupt zuwider, weil sie der seinigen zuwider ist. Er bildet sich ein, daß die Eräugnisse, die seine Ruhe unterbrechen, der Ordnung der Dinge widerstreben; er glaubt jedesmahl, die ganze Natur sey zerrüttet, wenn sie ihm nicht den Zustand, den er sich wünscht, gewähret. Und aus Voraussetzungen dieser Art, schließt er nun, daß die Natur, oder die Macht, durch welche die Natur in Bewegung gesetzt wird, gegen ihn erzürnt, und aufgebracht sey.

So geschicht es, daß der Mensch gegen das Gute beynahe unempfindlich ist, von dem Ungemache hingegen auf das lebhafteste gerührt wird. Das eine scheint ihm natürlich, das andere der Ordnung der Dinge schnur stracks entgegen. Er weiß es nicht, oder denkt wenigstens nicht daran, daß er einen Theil eines Ganzen ausmacht, welches aus einem Inbegriffe von Dingen besteht, deren einige seiner Natur gleichförmig, andere derselben entgegen gestimmt sind; daß die Wesen, aus welchen die Natur gebildet ist, mit ganz verschiedenen Eigenschaften

ten begabt sind, mittelst welcher sie, auf die ihren Einflüssen ausgesetzten Körper, verschiedentlich einwirken; er sieht nicht, daß diese Wesen jeder Art von Güte oder Bosheit gänzlich unfähig, bloß ihren Eigenschaften, und ihrer Natur gemäß, wirken, ohne, im geringsten, einer andern Art sich zu äußern, fähig zu seyn. Und so ist es denn, also, eine Folge seiner mangelhaften Kenntniß der Dinge, wenn er den Urheber der Natur, als die Ursache der Leiden ansieht, die ihn drücken, und denselben als böse, oder gegen ihn aufgebracht betrachtet.

Mit einem Worte, der Mensch sieht den Zustand seines Wohlseyns, als etwas an, das ihm die Natur schuldig ist; die Leiden, hingegen, sieht er als eine offenbahre Ungerechtigkeit von ihrer Seite gegen sich an. Ueberzeugt, daß diese Natur blos um seinetwillen vorhanden sey, kann er nicht begreiffen, wie sie ihm unangenehme Gefühle verursachen könnte, wenn sie nicht durch eine Macht in Bewegung gesetzt würde, welche gegen sein Glück feindseelige Gesinnungen hege, und ihre Ursachen habe, warum sie ihn mit Leiden und Züchtigungen verfolge. Man sieht hieraus, daß das Uebel, weit mehr, als das Gute, der Grund der Untersuchungen war, welche der Mensch über die Gottheit angestellt, der Begriffe, die er sich davon gebildet, und der Aufführung, welche er in Rücksicht auf dieselbe beobachtet hat. Die Bewunderung der Werke der Natur, und das dankbare Gefühl für ihre Wohlthaten, würden beyde, für sich allein, das menschliche Geschlecht nie dahin gebracht haben, durch ein mühsames Nachdenken auf den Ursprung der Dinge zurücksteigen zu wollen. Wir werden auf der Stelle mit Einflüßen, die für uns wohlthätig sind, vertraut. Wir geben uns bey weitem nicht dieselbe Mühe, die Ursache von ihnen aufzusuchen, als in Ansehung solcher Eräugnisse, die uns beunruhigen oder quälen. Es bleibt, also,

dabey,

dabey, daß der Mensch, bey seinem Nachdenken über die Gottheit, immer über die Ursache seiner Leiden nachdachte. Seine Forschungen, mußten daher auch jederzeit eitel seyn, weil seine Leiden, sowohl als seine Freuden, durchaus nothwendige Wirkungen natürlicher Ursachen sind. Und bey diesen letztern hätte, also, sein Geist stehen bleiben sollen, statt sich, an ihrer Stelle, willkührliche, und eingebildete, Ursachen auszudenken, von denen er nie zu andern, als falschen, Begriffen gelangen kann; weil er jene Einbildungen, immer nur aus seiner eigenen Art zu seyn, und zu empfinden, abgezogen hat. Eben dieser hartnäckige Hang, in allem nur sich selbst zu sehen, machte, daß er sich nie zur Kenntniß jener allgemeinen Natur aufschwingen konnte, von der er selbst nur einen kleinen, unbedeutenden Theil ausmacht.

Einige wenige Betrachtungen, indessen, könnten schon hinreichend seyn, ihm diesen seinen Irrthum zu benehmen. Alles zeigt uns, daß Gutes und Böses Zustände unsrer innern Natur sind, welche ganz von den Ursachen, die uns in Bewegung setzen, abhängig, und mit der Natur eines empfindlichen Wesens, unvermeidlich, verknüpft sind. Nothwendiger Weise, muß in einer Natur, die aus unendlich mannigfaltigen Wesen zusammen gesezt ist, der Stoß, und das Zusammentreffen, einander widerwärtiger Grundstoffe die Ordnung, und den Zustand der Wesen stöhren, die mit ihnen nicht gleichgestimmt sind. Eine solche Natur, handelt, nothwendig, in allen ihren Aeußerungen, nach unabänderlichen Gesetzen. Die angenehmen und unangenehmen Empfindungen, die uns zu Theil werden, sind nothwendige Folgen der ursprünglichen Beschaffenheit der Dinge, in deren Wirkungskreiß, wir uns verflochten finden. Unsere Geburth, die wir als eine Wohlthat ansehen, ist eine eben so nothwendige Wirkung, als unser Tod, den wir, gewöhnlicher Weise, als eine Ungerechtigkeit des Schicksals

fals gegen uns betrachten. Es liegt in der Natur analogischer Wesen, sich zu vereinigen, um ein Ganzes zu bilden. Es liegt in der Natur aller zusammengesetzten Wesen, sich zu zerstöhren, oder sich aufzulösen, einige früher, andere später. Jedes Wesen, entwickelt, durch seine Auflösung, eine Menge neuer Wesen; diese zerstöhren sich gleichfalls wieder, um unabläßig die ewigen Gesetze einer Natur zu befolgen, die nur in dem beständigen Wechsel, welchem alle ihre Theile unterworfen sind, zu existiren scheint. Diese Natur, kann weder als gut, noch als böse, angesehen werden. Alles, was in ihr vorgehet, ist nothwendig. Eben dieser feurige Stoff, der in uns die Quelle des Lebens ist, wird oft die Ursache unsrer Zerstöhrung, des Untergangs einer Stadt, des Ausbruchs eines Vulkans. Eben diese Feuchtigkeit, welche in jenen, zu unserm gegenwärtigen Daseyn so nothwendigen flüßigen Theilen, verbreitet ist, erstickt uns, wenn sie zu sehr über Hand nimmt, ist die Ursache jener Ueberschwemmungen, welche oft die Erde sammt ihren Einwohnern, verschlingen. Eben diese Luft, ohne welche wir nicht athmen können, ist die Ursache jener Orkane, und Stürme, durch welche alle Bemühungen der Sterblichen auf einmahl vereitelt werden. Die Elemente, müssen unter gewissen Bestimmungen, unvermeidlich, gegen uns wüthen, und die nothwendigen Folgen davon, sind jene allgemeine Zerrüttungen und Seuchen; sind Hunger, Krankheiten, und jene mannigfaltigen Landplagen; gegen welche wir für unser Bitten taube Mächte vergebens um Hülfe anflehen. Diese letztern, erhören unsere Gelübde nicht eher, als bis die Nothwendigkeit, unter deren Drucke wir seufzeten, die Dinge wieder in eine solche Ordnung gebracht hat, die mit dem Wohlstande unserer Gattung verträglich ist. Denn diese nur scheinbare Art von Ordnung, ist, und bleibt, jederzeit, der einzige Maasstab unserer Beurtheilung.

Die

Diese so einfachen Betrachtungen, kamen den Menschen jedoch nicht in den Sinn. Sie bemerkten nicht, daß in der Natur alles nach unwandelbaren Gesetzen wirke; sie sahen das Gute, das ihnen zu Theil wurde, als Begünstigungen, ihre Leiden, aber, als Zeichen des Zornes, von Seiten einer Natur, an, der sie gleiche Leidenschaften, als sich selbst, zuschrieben, oder die sie doch, durch irgend eine geheime Macht, in Bewegung gesetzt glaubten, welche sich derselben zur Ausrichtung ihrer, für das menschliche Geschlecht günstigen, oder ungünstigen, Rathschlüsse bedient. An diese eingebildete geheime Macht wandten sich nun die Menschen in ihrem Gebet; wenn sie gleich, im Schoße des Wohlstandes, wenig an sie dachten, so unterliessen sie doch nicht, derselben für ihre vermeinten Wohlthaten zu danken, aus Besorgniß, sie durch ihre Undankbarkeit zum Zorne zu reitzen. Aber, mit weit mehr Inmbrunst, flehen sie diese Macht, unter Leiden, an, bey Krankheiten, bey Zerrüttungen, die ihnen Furcht einjagten; sie verlangen alsdenn von derselben, daß sie, ihnen zu gefallen, das Wesen, und die nothwendige Wirkungsart der Dinge verändern soll; jedweder von ihnen fodert, daß, um das kleinste Uebel, welches ihn etwa drückt, abzuwenden, die ewige Kette der Dinge in ihrem Laufe aufgehalten, oder zerrißen werde.

Und auf diese, so seltsamen, Anfoderungen, gründen sich denn nun die brünstigen Bitten, welche die Sterblichen zur Gottheit abschicken. Immer mit ihrem Schicksaale unzufrieden, und nie über ihre eignen Wünsche einig, liegen sie vor der eingebildeten Macht auf den Knieen, welche, wie sie glauben, über die Natur gebiethet, und, ihrer Meynung nach, stark genug ist, den Lauf derselben abzuändern, um dieselbe zu bewegen, sich nach einseitigen Rücksichten zu bequemen, und die, sich selbst widersprechenden, Wünsche der einzelen Wesen der menschlichen

chen Gattung zu befriedigen. Der, auf seinem Bette ächzende Kranke, verlangt von der Gottheit, daß die, in seinem Körper angehäuften Feuchtigkeiten, auf der Stelle, die Eigenschaften verliehren, wodurch sie denselben schädlich werden; er will, daß jene, durch eine Aeußerung ihrer Allmacht, die ohnmächtigen Triebfedern einer, durch Schwächlichkeit abgenutzten, Maschine erneuere, oder ganz und gar umschaffe. Der Anbauer eines niedrigen, und feuchten, Bodens, beklagt sich gegen den Himmel, über den Ueberfluß der Regengüsse, die sein Feld überschwemmen, während daß der Bewohner einer höhern Gegend, ihm für seine Gnade dankt, und um die Fortsetzung dessen anfleht, was seinen Nachbar zur Verzweifelung bringt. Endlich, will jeder Mensch eine ihm ganz eigne Gottheit haben, und verlangt, daß seine augenblicklichen Einfälle, und immer wechselnden Bedürfnisse zu befriedigen, das unveränderliche Wesen der Dinge, in jedem Augenblicke, abgeändert werde.

Man sieht hieraus, daß die Menschen, in jedem Augenblicke, Wunder verlangen. Wir dürfen uns, also, über ihre Leichtgläubigkeit, und über die Bereitwilligkeit nicht wundern, mit welcher sie die Erzählungen der wunderbaren Aeußerungen aufnehmen, welche man ihnen, als Handlungen der Allmacht, und Güte Gottes, und als Beweise seiner Herrschaft über die Natur ankündiget, über welche sie, wenn es ihnen gelingt, die Gunst dieses Gottes zu gewinnen, nun bald gleichergestalt zu herrschen hoffen. (4) Durch eine Folge jener Begriffe, ist

(4) Die Menschen, haben gar wohl eingesehen, daß die Natur taub sey, und ihren Lauf niemals unterbreche. Sie haben daher, um ihres Vortheils willen, dieselbe der Aufsicht eines verständigen Wesens unterworfen, das sie sich wegen der Aehnlichkeit seines Wesens mit ihnen selbst geneigter denken, auf ihre Bitten zu hören, als eine sinnlose, und durch

ist die Natur aller ihrer Macht beraubt worden. Man hat sie von nun an für nichts mehr angesehen, als für ein leidendes, an sich selbst blindes, Werkzeug, das, einzig und allein, nach den abwechselnden Befehlen der mächtigen Wesen wirke, deren Herrschaft man sie unterworfen hat. So hat man die Natur, statt sie aus ihrem wahren Standpunkte zu betrachten, gänzlich verkannt, sie verachtet, für unfähig gehalten, irgend etwas durch sich selbst hervorzubringen. Man hat alle ihre Aeußerungen, die dem menschlichen Geschlechte günstigen, sowohl als schädlichen, jenen eingebildeten Wesen zugeschrieben, denen der Mensch seine eignen Fähigkeiten beygelegt, und nur das Maaß derselben, vergrößert hat. Mit einem Worte, es sind die Trümmern der Natur, auf welchen die Menschen den eingebildeten Koloß der Gottheit aufgeführet haben.

So wie die Unwissenheit der Natur die Götter erzeugte, so arbeitet im Gegentheil die Kenntniß derselben, darauf hin, jene Götzen wieder zu zerstöhren. In dem Maaße, als der Mensch aufgeklärter wird, nehmen seine, Kräfte und Hülfsquellen mit seinen Einsichten zu. Die Wissenschaften, die Künste des Lebens, und des Wohlstandes kommen ihm zu Hülfe; die Erfahrung flößt ihm Muth ein, oder gewährt ihm Mittel, den Wirkungen

durch nichts auf zu haltende Natur. Es entsteht, also, die Frage, ob der Vortheil, und Wunsch, des Menschen, als ein unbezweifelter Beweiß des Daseyns einer verständigen Kraft angesehen werden könne, und ob man daraus, daß eine Sache dem Menschen zuträglich seyn würde, schließen dürfe, sie sey darum auch wirklich vorhanden. Endlich käme es darauf an, sich zu überzeugen, ob es dem Menschen durch die Beyhülfe jener Kraft jemahls gelungen ist, den Lauf der Natur zu verändern.

gen vieler Dinge zu widerstehen, welche aufhören ihn zu beunruhigen, so wie er mit denselben näher bekannt wird. Mit einem Worte, seine Besorgnisse zerstreuen sich, in demselben Verhältnisse, als sein Geist an Einsichten zunimmt. Der aufgeklärte Mensch hört auf abergläubisch zu seyn.

Zweytes Hauptstück.
Von der Mythologie und Theologie.

Die Natur, die Elemente, waren, wie wir gesehen haben, die ersten Gottheiten der Menschen. Ueberall gingen die Menschen davon aus, materielle Wesen anzubeten, und jeder Einzele machte sich, wie man dieß noch bey allen wilden Nazionen wahrnimmt, einen besondern Gott, aus dem ersten besten physischen Gegenstande, den er für die Ursache eines ihm wichtigen Ereignisses ansieht. Nie suchte der Mensch außer der sichtbaren Natur den Grund dessen, was ihm begegnete, oder der Eräugnisse, die sich vor seinen Augen zutragen. Da er überall nichts als materielle Wirkungen sieht, so schreibt er sie auch, durchaus, Ursachen von gleicher Beschaffenheit zu. Unfähig, in dem einfachen Zustande, in welchem er sich ursprünglich befindet, jenen tiefen Träumen, und spitzfindigen Forschungen, nachzuhängen, welche die Frucht müßigerer Zeitalter sind, fällt es ihm nicht ein, sich eine von den, auf ihn einwirkenden Gegenständen, unterschiedene Ursache zu denken, und er hat keinen Begrif, von einem Wesen, dessen Natur allem, was er wahrgenommen hat, gänzlich ungleich seyn soll.

Die Beobachtung der Natur, war das erste Geschäft derjenigen, welche Muße zu Betrachtungen hat-

ten. Sie mußten, nothwendig, von den Erscheinungen der Welt lebhaft gerührt werden. Der Auf- und Untergang der Gestirne, die gleichförmige Rückkehr der Jahres-Zeiten; die Veränderungen der Luft, die Fruchtbarkeit, und Unfruchtbarkeit der Felder, die, durch die Gewässer verursachten, Vortheile, oder Schäden, die, bald nützlichen, bald schrecklichen, Wirkungen des Feuers, alle diese, und ähnliche Gegenstände, waren von der Art, daß sie das Nachdenken der Menschen reitzen mussten. Es war ihnen natürlich zu glauben, daß Wesen, die sich von selbst bewegten, durch eigne innre Kraft wirketen; und nach dem günstigen, oder schädlichen Einfluß, welchen dieselben auf die Bewohner der Erde äußerten, schrieben sie ihnen nun Macht, und Willen zu, den Menschen wohlzuthun, oder zu schaden. Diejenigen, welche sich zuerst unter den unwissenden, in den Wäldern zerstreuten, mit Jagd oder Fischfang beschäftigten, und ohne Vorliebe für einen Boden, von dem sie noch keinen Vortheil zu ziehen wußten, sorglos umherstreifenden wilden Menschen hervor hoben, waren jederzeit, etwas erfahrnere Beobachter, die von den Wegen der Natur ein wenig mehr wußten, als die Völkerschaften, oder vielmehr zerstreuten einzeln menschlichen Wesen, welche sie in der tiefsten Unwissenheit, und in dem gänzlichen Mangel aller Erfahrung, vorfanden. Diese ihre weiter reichenden Kenntniße, setzten sie in den Stand, jenen wohlzuthun, ihnen nützliche Erfindungen mitzutheilen, sich das Vertrauen der Unglücklichen zu erwerben, denen sie ihre hülfreiche Hand gebothen hatten. Nackende heißhungrige, durch Ungemächlichkeiten der Witterung, und den Angriffen der wilden Thiere bloß gestellte Wilde, die in Höhlen und Wäldern zerstreut lebten, und nur mit der beschwerlichen Sorge sich durch Jagd, oder andere unabläßige Anstrengungen, einen dürftigen, und ungewissen Unterhalt zu verschaffen, beschäftiget waren, hatten keine Muße gehabt, Entdeckungen zu machen, wodurch ihre Ar-

Arbeiten erleichtert worden wären. Diese Entdeckungen sind, jederzeit, Früchte der Gesellschaft. Getrennte, und von einander abgesonderte Wesen, entdecken nichts, und haben kaum den Gedanken, auf Forschungen dieser Art auszugehen. Der Wilde ist ein Geschöpf, das in später Kindheit bleibt, und nie aus diesem Zustande treten würde, wenn man ihn nicht aus seinem Elende herauszöge. Sein anfangs scheues Wesen, verliehrt sich nach und nach, und er fängt an, mit denjenigen, die ihm Gutes erzeigen, vertraut zu werden. Einmahl durch Wohlthaten gewonnen, setzt er nun ein unbeschränktes Vertrauen in seine Wohlthäter, und geht darinne so weit, daß er ihnen, endlich selbst seine Freyheit aufopfert.

Gemeiniglich gingen alle jene vorzügliche Menschen, welche den umherschweifenden, und noch in keine bürgerliche Verbindung getretenen Familien, und Stämmen von Wilden, Geselligkeit, Ackerbau, Künste, Gesetze, Götter, Götterdienst, und religiöse Meynungen mitgetheilt haben, aus dem Schooße gesitteter Nazionen hervor. Es gelang ihnen, die rohen Sitten jener Kinder der Natur zu mildern, und sie näher an einander zu bringen. Sie lehrten diese unerfahrnen Menschen von ihren gegenseitigen Kräften Gebrauch machen, und einander gegenseitige Hülfe leisten, um sich ihre Bedürfnisse, mit minder Schwierigkeit, zu verschaffen. Indem sie, auf diese Weise, den Zustand dieser Menschen verbesserten, erwarben sie sich, ihre Liebe, und ihre Achtung; sie erhielten das Recht, ihnen Meynungen vorzuschreiben, und so theilten sie ihnen diejenigen mit, die sie, entweder selbst erfunden, oder in den gesitteten Ländern, aus welchen sie herkamen, geschöpft hatten. Die Geschichte zeigt uns die berühmtesten Gesetzgeber, als Menschen, die sich mit den nützlichsten Kenntnissen, welche in dem Schooße gesitteter Nationen gefunden werden, bereichert hatten, und nun von aller Unterstützung, und Kenntnis-

sen entblößten Wilden jene Künste mittheilten, in denen diese rohen Menschen noch ganz fremd waren. Von dieser Art war, ein Bacchus, ein Orpheus, ein Triptolem, ein Moses, ein Numa, ein Zamolxis, mit einem Worte, alle diejenigen, welche zuerst, Ackerbau, Wissenschaften, Götter, und Götterverehrung, Geheimnisse, Mythologie, und bürgerliche Rechte unter rohen Völkerschaften einführten.

Aber, lebten denn, wird man vielleicht fragen, alle diejenigen Völker, welche wir heut zu Tage vereinigt finden, ursprünglich zerstreut und umherschweifend? Ich antworte: diese Zerstreuung konnte zu verschiedenenmalen durch die schrecklichen Naturbegebenheiten veranlaßt worden seyn, welche unsere Erdkugel, wie wir schon oben angemerkt haben, so oft in jenen entfernten Zeiten erfahren hat, deren Andenken und nähere Umstände keine Geschichte uns aufbewahren konnte. Vielleicht hat die Annäherung von mehr als einem Kometen, auf unserer Erde mannigfaltige allgemeine Zerrüttungen verursacht, durch welche der beträchtlichste Theil der jedesmal lebenden Menschen vertilget worden. Diejenigen, welche sich aus diesem Umsturze der Welt retteten, mußten in die tiefste Bestürzung und das drückendste Elend versinken, und mithin ganz ausser Stande seyn, ihren Nachkommen jene Kenntnisse zu erhalten, die durch die Zerrüttungen, deren Opfer und Zeugen sie gewesen, gänzlich verlöscht worden wären. Selbst von Schrecknissen niedergedrückt, konnten sie uns nur durch eine dunkle Ueberlieferung einige Nachricht von ihren schrecklichen Schicksalen, keinesweges aber die Meynungen, Systeme und Künste der Zeiten, welche vor jenen Zerrüttungen hergiengen, hinterlassen. Es hat vielleicht, von aller Ewigkeit her, Menschen auf der Erde gegeben; aber sie wurden zu verschiedenen Zeiten vernichtet, eben so, wie ihre Denkmaale und ihre Künste. Diejenigen, welche jene periodischen Umkehrun-

rungen überlebten, haben jedesmal ein neues Geschlecht von Menschen gebildet, die nach langer Zeit, Erfahrung und wiederhohlten Versuchen, nach und nach einen Theil der Erfindungen jener frühern Menschen-Geschlechter wiederum ans Licht gebracht haben. Vielleicht sind eben diese periodischen Erneuerungen des Menschen-Geschlechts die Ursache der tiefen Unwissenheit, in welcher wir uns noch itzt, in Ansehung der, demselben wichtigsten Gegenstände, befinden. Dieß ist vielleicht die wahre Quelle der Unvollkommenheit unsrer Kenntnisse, der Gebrechen unsrer politischen und religiösen Verfassungen. Von jeher waren diese das Werk einer durch Schrecknisse aufgeregten Einbildungskraft, und zeugen von jenem allgemeinen Mangel sicherer Erfahrung, von jenen lächerlichen Vorurtheilen, die uns den Menschen noch überall in einem Zustande der Kindheit erblicken lassen, in welchem er nur wenig fähig ist, seine Vernunft zu Rathe zu ziehen, und der Wahrheit Gehör zu geben. Nach dem geringen und langsamen Fortgange der menschlichen Entwickelung in jeder Art, sollte man glauben, das menschliche Geschlecht habe nur erst seine Wiege verlassen, oder aber sey bestimmt, niemals das Alter reiferer Mannheit zu erreichen. (5)

(5) Diese Hypothesen, werden, ohne Zweifel, denen, die noch wenig über die Natur nachgedacht haben, sehr gewagt scheinen. Es kann indessen nicht allein eine allgemeine Ueberschwemmung, sondern auch noch außerdem, von der Zeit, da unsere Erde ihr Daseyn erhalten hat, eine Menge besonderer zerstöhrender Wasserfluthen gegeben haben. Unsere Erdkugel selbst ist vielleicht ein neueres Werk der Natur, und hat nicht immer den Raum eingenommen, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. S. I Th. VI. Hauptst. Man nehme hierüber eine Meynung an, welche man will, immer bleibt es ausgemacht, daß, auch unabhängig von den äussern

Ich überlasse einem jeden die freye Wahl zwischen diesen Muthmaßungen. Man mag indessen annehmen, daß das menschliche Geschlecht von jeher diese unsre Erde bewohnt habe, oder man mag dasselbe für ein neueres, vorübergehendes Erzeugniß der Natur halten: so ist doch so viel unläugbar, daß wir auf den Ursprung der meisten gegenwärtiger Völkerschaften ohne Mühe zurücksteigen können. Wir finden diese, ohne Ausnahme, in einem ursprünglich wilden Zustande, sehen sie sich aus einzelen zerstreuten Stämmen bilden, die auf den Ruf einiger Gesetzgeber, oder Religionslehrer, näher zusammen treten, und aus der Hand derselben, unter andern Wohlthaten, auch Gesetze, Meynungen und Götter empfangen. Diese Nationen-Schöpfer, deren Vorzug von den rohen Völkerschaften allgemein anerkannt wurde, gaben den National-Gottheiten ihr Daseyn, indem sie jedem einzelnen die Gottheiten ließen, welche er sich nach seinen eigenen Begriffen erdacht hatte, oder aber neue an die Stelle derselben setzten, welche in den Ländern, aus denen diese Männer herkamen, einheimisch waren.

Diese Männer, die jetzt die Apostel, Stifter und Herrscher dieser sich bildenden Gemeinen wurden, wandten sich besonders an die Einbildungskraft der Zuhörer, um

sern Ursachen, welche die Oberfläche derselben gänzlich verändern können, wie zum Beyspiel der Anstoß eines Kometen, es ist, sage ich, ausgemacht, daß unsere Erdkugel, in sich selbst, eine Ursache enthält, die eine ähnliche Veränderung derselben bewirken kann. Es giebt, nämlich, ausser der täglichen, bekannten Bewegung der Erde, noch eine gewisse langsame, und äusserst unmerkliche, wodurch alles sich auf derselben verändern muß; ich meyne die Bewegung, von welcher das Vorrücken der Nachtgleichen abhängt, welches Hipparch, und andere Mathematiker, bemerkt haben. In Kraft dieser Bewegung, muß die Erde, in zu

um ihre Lehren denselben desto tiefer einzudrücken. Die Dichtkunst war durch ihre Bilder, ihre Darstellungen, ihren Wohlklang, ihre Harmonie und ihren Rhythmus am geschicktesten, die Aufmerksamkeit der Völker zu erregen, und ihrem Gedächtnisse die Begriffe einzudrücken, welche man demselben überliefern wollte. Auf ihren Ruf, beseelte sich die ganze Natur, welche jetzt gleich ihren einzelen Theilen, personificirt wurde. Erde, Luft, Feuer, Wasser, erhielt Bewusstseyn, Geist und Leben; die Elemente wurden vergöttert. Der Himmel, dieser weite alles umgebende Raum, ward der erste der Götter. Die Zeit sein Sohn, die ihre eignen Werke zerstöhrt, ward eine unerbittliche Gottheit, welche man fürchtete, und unter dem Namen des **Saturnus** verehrte. Der Aether, diese unsichtbare Materie, welche die ganze Natur belebt, welche alle Wesen durchdringt und befruchtet, welche die Quelle aller Bewegung und Wärme ist, bekam den Namen **Jupiter**; dieser ehelichte **Juno**, die Göttin der Luft; seine Verbindungen mit allen Wesen der Natur wurden durch seine Verwandlungen, und mannigfaltigen Ehebrüche angedeutet; man rüstete ihn mit dem Blitze aus, um anzuzeigen, daß er die glänzenden Lufterscheinungen hervorbringe. Eben diesen Dichtungen zu Folge, ward die Sonne, dieses wohlthätige

einem Zeitraume mehrerer Jahrtausende sich gänzlich verändern, und das Meer, am Ende, den Raum einnehmen, wo sich gegenwärtig festes Land befinde. Man sieht hieraus, daß unsere Erdkugel, gleich allen andern Werken, Theilen der Natur, unaufhörlich auf Wechsel, und Verändrung hinstrebt. Die Alten, haben jene Bewegung der Erde, von der hier die Rede ist, gleichfalls gekannt. Es scheint, daß die Bemerkung derselben, den Gedanken ihrer sogenannten großen Jahrperiode veranlaßt hat; ein Zeitraum, welchen einige auf 36, 525 Jahre bey den Aegyptiern, und 36, 425 Jahre bey den Sabiern, andere von 100,000 bis zu 753,

Gestirn, welches, auf eine so ausgezeichnete Weise, auf unsern Erdball einwirkt, ein **Osiris**, ein **Belus**, ein **Mithras**, ein **Adonis**, ein **Apollo**. Die, über seine periodische Entfernung trauernde Natur, ward zur **Isis**, **Astarte**, **Venus**, Cybele. Mit einem Worte, alle Theile der Natur wurden personificirt; das Meer kam unter die Herrschaft des **Neptunus**; das Feuer ward von den Aegyptern, unter dem Namen des **Serapis**; bey den Persern, unter dem Namen des **Ormus** oder **Oromazes**; bey den Römern, unter dem Namen der **Vesta** und des **Vulkanus** angebetet.

Dieß ist also eigentlich der wahre Ursprung der Mythologie. Sie war eine Tochter, der durch die Dichtkunst verschönerten Physick, und hatte keine andre Bestimmung als die Natur, und ihre Theile der Einbildungskraft bildlich darzustellen. Auch darf man das Alterthum nur flüchtig zu Rathe ziehen, um sich sogleich zu überzeugen, daß jene berühmten Weisen, jene Gesetzgeber, jene Priester, jene Eroberer, welche die Nationen in ihrer Kindheit unterrichteten, eigentlich die wirksame Natur, oder das große, nach seinen mannigfaltigen Aeusserungen und Eigenschaften, betrachtete Gan-

ze

200 gesetzt haben. S. mem. de l' Acad. des Inscr. Tom. XXIII.

Zu den allgemeinen Veränderungen, welche unsre Erdkugel zu verschiedenen Zeiten erlahen hat, kann man auch noch die besondern Umkehrungen rechnen, welche z. B. durch das Austreten der Meere, durch Erdbeben, unterirdische Entzündungen u. s. w. veranlaßet wurden; alles Ereignisse, welche einzelne Nationen, durch den Schrecken und die Furcht, welche sie ihnen einflößten, dahin bringen konnten, sich zu zerstreuen, und mithin als Ursachen anzusehen sind, daß die wenigen Kenntnisse, in deren Besitz sie sich befanden, verlohren gingen.

ge (6) anbeteten, oder doch der Anbetung der Uebrigen verhielten. Dieses grosse Ganze, war der Gegenstand ihrer Vergötterung; so wie sie auch die einzelen Theile desselben als belebt, und für sich bestehend betrachteten. Die Nothwendigkeit der Gesetze dieser Natur, war das, was sie unter dem Namen des Schicksals andeuteten. Die Allegorie, trug die Handlungsweise derselben unter einer gefälligen Hülle vor. Mit einem Worte, es waren nichts anders, als die Theile jenes großen Ganzen, welche die Priester, unter Symbolen und Bildern, anschauend darzustellen suchten. (7)

Um den Beweiß dessen, was ich hier behauptet habe, noch einleuchtender zu machen, und zu zeigen, daß eigentlich das grosse Ganze das Weltall, oder die Natur der Dinge, der wahre Gegenstand der Verehrung des

(6) Die Griechen, nannten die Natur eine tausendnamige Gottheit (Μυριωνυμ.) Alle Gottheiten des Heydenthums, waren nichts anders, als die Natur selbst, nach ihren verschiedenen Aeußerungen, und unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Die sinnbildlichen Zeichen, mit welchen man diese Gottheiten ausschmückte, sind, gleichfalls, ein Beweiß dieser Wahrheit. Diese verschiedenen Arten, die Natur zu betrachten, sind die eigentliche Veranlaßung der Vielgötterey und des Götzendienstes. Man kann hierüber nachlesen: Remarques critiques contre Toland, par M. Benoist. pag. 258.

(7) Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur die alten Schriftsteller aufschlagen. Ich glaube, sagt Varro, daß Gott die Seele der Welt ist, welche die Griechen κοσμος genannt haben; und, daß die Welt selbst Gott ist. Cicero sagt: *eos qui dii appellantur rerum naturas esse.* S. Cic. de Nat. Deor. lib. III. Cap. 24. Eben dieser Cicero sagt, man habe in den Mysterien zu Samothrace, Lemnos, und Eleusis, den Eingeweihten mehr die Natur, als die Gottheit

heydnischen Alterthums war, will ich hier den Anfang einer Hymne des Orpheus einrücken, die an den Gott Pan gerichtet ist.

„Dich rufe ich an, o Pan! allmächtige Gottheit! „allgemeine Natur! Himmel, Meer, alles ernährende „Erde, und das ewige Feuer. Denn dieß sind deine „Gliedmaßen, o allmächtiger Pan, u. s. w.„

Nichts ist geschickter diese Begriffe zu bestätigen, als die scharfsinnige Erklärung, welche ein neurer Schriftsteller von der Fabel des Pan überhaupt, wie auch von der Gestalt, unter welcher man ihn vorstellte, gegeben hat. „Pan, sagt er, ist, wie schon die Bedeutung sei„nes Namens anzeigt, das Sinnbild, unter welchem „die Alten den ganzen Inbegriff der Dinge bezeichnet ha„ben. Er stellt das Weltall vor, und war nach der Mey„nung der gelehrtesten Philosophen des Alterthums, der „erste und älteste der Götter. Die Züge, unter welchen „man ihn abbildet, sind ein Gemählde der Natur, und „des wilden Zustandes, in welchem sich dieselbe anfangs „befand. Die gefleckte Haut des Leoparden, mit welcher „sich dieser Gott bedeckt, war das Bild des mit Gestir„nen überstreuten Himmels. Seine Gestalt ist aus Thei„len zusammengesetzt, deren einige dem vernünftigen „Thiere, nemlich dem Menschen, andere dem unver„nünftigen, wie hier dem Bocke, zukommen. Das „Welt-

ter erkläret: *verum magis natura cognoscitur quam Deorum.* Man kann zu diesen Zeugnissen noch das 13. Kap. 10. V. 14. Kap. 22. V. des Buchs der Weisheit, hinzufügen. Plinius sagt sehr bestimmt; man muß wissen, daß die Welt, oder alles, was unter dem weiten Raume des Himmels begriffen ist, der ewige unendliche, ohne Anfang und Ende dauernde Gottheit selbst ist. S. Hist. Nat. lib. II. cap. I. gleich im Anfange.

„Weltall, fährt er fort, besteht aus einer Verstandes-„kraft, welche alles regiert, und aus den fruchtbaren „Elementen des Feuers, des Wassers, der Erde, und „der Luft. Pan verfolgt gern die Nymphen, und hier-„durch wird das Bedürfniß der Feuchtigkeit angezeigt, „welche die Natur bey keinen ihrer Erzeugnisse entbehren „kann, und daß dieser Gott, gleich der Natur, immer „auf Zeugung hinstrebt. Den Aegyptern, und ältesten „Weisen Griechenlandes zu Folge, hatte Pan weder „Vater noch Mutter. Er war aus Demogorgon in dem-„selben Augenblicke mit seinen Schwestern den Parzen, „den Göttinnen des Schicksals zum Vorschein gekommen. „Eine passende Dichtung, um anzuzeigen, das Weltall „sey das Werk einer unbekannten Macht, und nach den „mannigfaltigen Verhältnissen, und ewigen Gesetzen der „Nothwendigkeit, gebildet worden. Aber sein bedeuten-„destes Sinnbild, und dasjenige, was am meisten ge-„schickt ist, die Harmonie des Weltalls auszudrücken, ist „seine, aus sieben ungleichen Röhren, welche jedoch den „abgemessensten und vollkommensten Accord hervorzubrin-„gen im Stande sind, zusammengesetzte Flöte. Die von „den sieben Planeten unseres Sonnensystems beschriebe-„nen Bahnen, haben verschiedene Durchmesser, und wer-„den in verschiedenen Zeiträumen von Körpern, die ihrer „Masse nach ungleich sind, durchlaufen. Und aus der „Ordnung dieser ihrer Bewegungen, entsteht die schöne „Harmonie, die wir in unserm Systeme wahrneh-„men, u. s. w.„ (8)

Man

(8) Diese Stelle, ist mir von einem Freunde nachgewiesen worden, und aus einer englischen Schrift entlehnt, welche den Titel führt: *Letters concerning Mythologie.* Es ist nicht zu zweifeln, daß die weisesten unter den Heyden, eigentlich, die Natur anbeteten, welche die Mythologie und Theologie unter unpäßlichen Rahmen und Sinnbild

Man siehe also, daß die Weisen des Alterthums das große Ganze, den Inbegriff der Dinge, anbeteten, und vergötterten; indeß der gemeinere Theil der Menschen, bey den Zeichen und sinnbildlichen Darstellungen stehen blieb, unter welchen man ihm die Natur, ihre Theile und Verrichtungen personificirt zeigte. Die eingeschränkten Geistes Fähigkeiten der letztern, erlaubten ihnen nie, höher hinaufzusteigen. Nur diejenigen, welche man für würdig hielt, in die Geheimnisse eingeweyht zu werden, wurden mit der Wahrheit, die unter diesen Hüllen verborgen lag, bekannt gemacht.

Es ist eine bekannte Sache, daß die ersten Lehrer der Nationen und andere, welche sich späterhin gleiches Ansehen zu verschaffen wußten, sich durch Fabeln, Räthsel und Allegorien ausdrückten, und sich das Recht, sie näher zu erklären, vorbehielten. Dieser geheimnißvolle Ton war nothwendig, theils um ihre eigene Unwissenheit zu verbergen, theils aber auch, um ihr Ansehen über unaufgeklärte Menschen zu behaupten, welche gewöhnlicher Weise nur das verehren, was sie nicht begreifen können. Die Erklärungen aber, die sie davon ertheilten, wurden jederzeit durch Eigennutz, Trug, oder eine ausschweifende Einbildungskraft eingegeben; und dienten nur dazu, von Jahrhundert zu Jahrhundert, die Natur und ihre Theile, welche man ursprünglich darzustellen zur Absicht gehabt hatte, unkenntlich zu machen.

Eine

bildern darstellte. Apulejus, so sehr er auch Platonicker, und an die mystischen Begriffe seines Lehrers gewöhnt ist, nennt doch die Natur: *rerum natura parens, elementorum omnia Domina, saeculorum progenies initialis . . . . matrem siderum, parentem temporum, orbisque totius dominam.* Es ist eben diese Natur, welche einige unter dem Nahmen die Mutter der Götter, andere unter dem Nah-

Eine Menge erdichteter Geschöpfe, durch deren Gestalt man jene andeuten wollte, traten jetzt an die Stelle ihres Urbildes. Die Völker beteten sie an, ohne in den wahren Geist der sinnbildlichen Fabeln einzudringen, welche man davon erzählte. Jene erdichteten Wesen, und ihre materiellen Abbildungen, in welchen man irgend eine geheime göttliche Kraft verborgen glaubte, wurden nun die Gegenstände ihrer Verehrung, ihrer Besorgnisse, und ihrer Hofnungen. Die wunderbaren und unglaublichen Abentheuer, welche man von diesen Wesen verkündigte, wurden eine unerschöpfliche Quelle des Staunens, und einer Menge von Mährchen, die sich von einem Zeitalter zu dem andern fortpflanzten, und, indem sie dem Interesse der Priester mächtigen Vorschub thaten, die Verblendung des Pöbels nur verdoppelten. Denn dieser war weit entfernt zu ahnden, daß es die Natur, ihre Theile und Verrichtungen, zum Theil auch die Leidenschaften und Fähigkeiten des Menschen wären, welche man unter dem Wußte von Allegorieen, zu verbergen für gut befunden hatte. (9) Seine Augen blieben beständig auf den emblematischen Vorstellungen haften, die jenen Wesen zur Hülle dienten. Ihnen schrieb er sein Glück und Unglück

Nahmen Venus, Ceres, Minerva, u. s. w. verehrten. Nichts, kann uns, übrigens, den Pantheismus der Heyden ungezweifelter vor Augen legen, als die Worte des Maxim. von modaur. der sich über die Natur folgendermaßen ausdrückt: *ita fit ut, dum ejus quasi membra carptim, variis supplicationibus prosequimur, totum colere profecto videamur.*

(9) Die menschlichen Leidenschaften und Fähigkeiten wurden vergöttert, weil man unfähig war die wahren Ursachen derselben zu begreifen. Da starke Leidenschaften, den Menschen, wider seinen Willen, fortzureissen scheinen, so leitete man dieselben von einer Gottheit her, oder vergötterte sie

glück zu, und verfiel auf jeden Unsinn, und jede unordentliche Raserey, jene Mächte seinen Wünschen geneigt zu machen. Und so verursachte seine Unwissenheit der eigentlichen Beschaffenheit der Dinge, die Ausartung des Gottesdienstes in die grausamsten Ausschweifungen, und die lächerlichsten Thorheiten.

Alles zeigt uns also, daß die Natur, und ihre verschiedenen Theile, überall, die ersten Gottheiten der Menschen gewesen sind. Die Naturkündiger beobachteten die ihnen vorliegenden Erscheinungen, bald mehr, bald minder, richtig, und bemerkten hie und da einige der Eigenschaften, und Wirkungsarten der Natur. Die Dichter mahlten jener ihrer Entdeckungen der Einbildungskraft vor, und gaben denselben Gestalt und Körper. Der Bildhauer führte die Vorstellungen der Dichter noch sinnlicher aus; die Priester schmückten jene Gottheiten zum Ueberfluß noch mit tausend wunderbaren und fürchterlichen Attributen; das Volk betete nun an; warf sich in tiefer Demuth vor jenen Wesen nieder, welche der Liebe und des Hasses, der Güte und der Bosheit, gleich unfähig waren; und ward, wie wir in der Folge sehen werden, oft verkehrt und ruchlos, um jenen Mächten zu gefallen, welche man ihm jederzeit unter den gehäßigsten Zügen abschilderte.

Jemehr man in der Folge über jene, auf diese Weise ausgeschmückte, oder vielmehr entstellte Natur, nachdachte, und forschte, je weniger gelang es den Denkern späterer Zeiten, die Quelle wieder zu erkennen, aus welcher

sie selbst. Die Beredsamkeit, die Dichtkunst, der Handelsfleiß wurden unter dem Namen von Hermes, Merkur, Apoll vergöttert. Die Gewissensbisse wurden Furien genannt. Bey den Christen wird die Vernunft noch izt unter dem Nahmen des ewigen Wortes göttlich verehret.

cher ihre Vorgänger die Götter, samt den phantastischen Verzierungen, mit welchen dieselben ausgeschmückt wurden, erschöpfet hatten. Aus Physikern und Dichtern, durch Muse und leere Speculationen, in Metaphysiker, und Theologen verwandelt, glaubten sie, eine höchst wichtige Entdeckung zu machen, indem sie sehr spitzfindig, die Natur von sich selbst, oder von ihrer innern Thätigkeit oder Wirkungskraft unterschieden. Sie machten nach und nach aus dieser Thätigkeit ein unbegreifliches Wesen, das sie personificirten, die Bewegkraft der Natur nannten, mit dem Namen Gott bezeichneten, und wovon sie sich nie irgend einige sichere Begriffe machen konnten. Dieses abstrakte und metaphysische Wesen, oder vielmehr dieses Wort, wurde der Gegenstand ihrer beständigen Betrachtung. (10) Sie betrachteten dasselbe nicht allein als ein ewiges, sondern überhaupt als das wichtigste aller Wesen. Nach einer langen Reihe von Träumen und spitzfindigen Unterscheidungen, verschwand endlich die Natur, ward ihrer ursprünglichen Eigenschaften beraubt, und als eine Kraft- und Thätigkeitslose Masse, als ein unedler Haufe, blos leidentlichen Stofs angesehen, die unfähig sey, durch sich selbst zu handeln, und nur durch Mitwirkung der ihr zugeordneten höhern Bewegkraft fähig sey, sich zu äußern. So zog man also eine unbekannte Kraft derjenigen vor, welche man ohne Schwierigkeit näher hätte erforschen können, wenn man sich die Mühe genommen hätte, die Erfahrung zu Rathe zu ziehen. Allein der Mensch hört bald auf das zu achten, was er einsieht, und Gegenstände zu schätzen, mit denen er vertraut ist. Er findet nur das wunderbar, was er nicht begreifen kann. Sein Geist ist nie geschäftiger, als um dasjenige zu umfassen, was sich seinen Blicken zu entziehen scheint, und in Erman-

(10) Das griechische Wort oder vielmehr von θεκομαι, θεος kommt von τιθημι pono, specto, contemplo.

mangelung der Erfahrung, ziehe er nun nichts, als seine, ihn mit Chimären befriedigende Einbildungskraft, zu Rathe.

Diesem zu Folge, haben jene spitzfindigen Forscher, die Natur von der, ihr inwohnenden Kraft, unterschieden; sich dann um die Wette bemühet, jene Kraft mit tausend neuen unbegreiflichen Eigenschaften auszurüsten. Da sie dieses Wesen, das denn nur eine Beschaffenheits-Aeußerung der Dinge ist, nicht fassen konnten, so machten sie einen Geist, eine Verstandeskraft, ein unkörperliches Wesen daraus, das heißt, eine Substanz, die von alle dem, was der Mensch kennt, gänzlich verschieden ist. (11) Sie sahen nicht ein, daß alle ihre Erfindungen, und neuen Ausdrücke, nur eine Hülle ihrer Unwissenheit, in Ansehung des Gegenstandes selbst, waren, und daß ihre ganze vorgebliche Wissenschaft, sich darauf einschränkte, durch tausend Umschweife zu sagen, daß sie sich ausser Stande befänden, die eigentliche Wirkungsart der Natur zu begreifen. Wir betrügen uns jederzeit, wenn wir die Natur nicht sorgfältig genug beobachten; wir verirren uns jedesmal, da wir aus den Gränzen derselben heraustreten wollen. Aber wir werden auch gar bald gezwungen, zu derselben wieder zurück zu kehren, oder aber unverständliche Worte, an die Stelle der Dinge zu setzen, die wir weit besser kennen würden, wenn wir sie ohne Vorurtheile ansehen wollten.

Kann ein Theolog sich in der That für aufgeklärter halten, weil er sich der schwankenden Worte, Geist, unkör-

(11) Man sehe, was im ersten Theil dieses Werks, über das System der Geistigkeit gesagt worden ist; Wie auch die 2te Note zum sechsten Hauptstück des gegenwärtigen Theils.

körperlicher Substanz, Gottheit, u. s. w. statt der verständlichern Ausdrücke, Materie, Natur, Beweglichkeit, Nothwendigkeit, bedienet? Wie dem auch sey, nachdem diese dunklen Worte einmal ausgedacht waren, so mußte man ihnen auch Ideen beylegen. Man konnte diese nirgends anders, als von dem Wesen jener verachteten Natur entlehnen, die denn immer die einzigen sind, welche wir zu erkennen vermögen. Die Menschen schöpften sie also aus sich selbst. Ihre Seele diente ihnen nun zum Muster der allgemeinen Weltseele. Ihr Geist wurde das Muster des, über die Natur waltenden Geistes; ihre Leidenschaften und Begierden wurden das Urbild der seinigen; ihre Einsicht die Bestimmungsart der seinigen, was für sie selbst ersprießlich war, wurde Ordnung der Natur genannt; diese vermeintliche Ordnung, wurde das Maas der göttlichen Weisheit. Die Eigenschaften endlich, die die Menschen an sich selbst Vollkommenheiten nennen, wurden im Kleinen das Muster der göttlichen Vollkommenheiten. Und so zeigten sich denn die Theologen, aller ihrer Mühe ohngeachtet, immer als das, was sie jederzeit bleiben werden, nämlich **Anthropomorphiten.** Denn nie werden sie es vermeiden können, den Menschen zum einzigen Muster ihrer Gottheit aufzustellen. (12)

Der Mensch, sieht in der That, in der Gottheit nichts anders, als einen Menschen; und wird auch nie etwas

(12) „Der Mensch, sagt „Montagne, kann nichts anders seyn, als was er ist, noch „sich etwas vorstellen, als nach „Maasgabe seiner eigenen Empfindung. Vergebens versucht er es, sich darüber hinaus zu schwingen; er kennt doch keine andere Sinnes-Art, „als die seinige.„ — Man sagte einst zu einem berühmten Manne, Gott habe den Menschen nach seinem Bilde gemacht; nun, antwortete der Philosoph, der Mensch hat es ihm reichlich vergolten

etwas anders in ihr sehen. Er mag sie noch so sehr verfeinern, ihre Macht und Vollkommenheit noch so sehr erheben, nie wird es ihm gelingen, daraus etwas anders zu schaffen, als einen riesenmäßigen über alles Verhältniß vergrößerten Menschen, der um so abentheuerlicher wird, je mehr unter einander unverträgliche Eigenschaften er in seiner Einbildung zusammenhäuft. Nie wird er in Gott etwas anders erblicken, als ein menschenartiges Wesen, dessen Verhältnisse er so lange über ihre Gränzen treibt, bis er endlich daraus ein ganz unbegreifliches Wesen macht. Auf diese Weise hat man der Gottheit Vernunft, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, Wissenschaft, Macht beygelegt; offenbar aus keinem anderen Grunde, als weil der Mensch seinerseits Vernunft besitzt, weil er durch das, was er bey einigen Wesen seiner Gattung wahrnimmt, zu dem Begriff der Weisheit gelangt; weil er bey einigen derselben ihm günstige Gemüthsneigungen entdeckt; weil er diejenigen schätzt, welche sich der Billigkeit befleißigen; weil er selbst Kenntnisse hat, welche sich weiter erstrecken, als die Kenntnisse mancher seiner Mitmenschen; mit einem Worte, weil er gewisse Fähigkeiten und Modificationen in sich entdeckt, die von seiner Organisation abhängen. Er erweitert und vergrößert nun auf das sorgfältigste diese von seiner eigenen Natur abgezogenen Eigenschaften. Der Anblick der Erscheinungen der Natur, welche hervorzubringen, oder nachzuahmen, er sich viel zu ohnmächtig fühlt, nöthiget ihn, sich zwischen

Xenophanes sagt, wenn das Geschlecht der Stiere, oder Elephanten Gemählde, oder Bildhauerarbeiten hervorbringen könnte, so würden sie zuverläßig die Gottheit unter der ihnen eigenen Gestalt vorstellen; und dazu eben so sehr berechtigt seyn, als Polyklet. und Phydias, da sie ihr die menschliche beylegen. „Wir „sehen, sagt *La Motte le „Vayer*, daß die Theanthropie „dem ganzen Christenthume „zum Grunde liegt.„

sehen sich und der Gottheit einigen Unterschied voraus zu setzen. Aber er weiß nicht, wo er hier eigentlich stehen bleiben soll. Er befürchtet zu irren, wenn er die Gränzen der ihr beygelegten Eigenschaften genauer angeben wollte. Das Wort **unendlich**, ist der schwankende und spitzfindige Ausdruck, dessen er sich zu Bezeichnung derselben bedient. Er sagt, die göttliche Macht sey **unendlich**, und das bedeutet, er wisse nicht, wo die göttliche Macht aufhöre, wenn er die großen Wirkungen überdenkt, zu deren Urheber er dieses Wesen macht. Er sagt, seine Güte, seine Weisheit, sein Wissen, seine Gnade sey **unendlich**; und das will abermals nichts anders sagen, als: er wisse nicht, wie weit diese Vollkommenheiten sich in einem Wesen erstrecken können, dessen Macht die seinige so weit übertrift. Er sagt, die Gottheit sey ewig, das heißt, **unendlich**, in Ansehung der Dauer, weil er nicht begreifen kann, daß sie angefangen habe zu seyn, und irgend einmal aufhören werde, denn er hält dieses für eine Unvollkommenheit jener vorübergehenden Wesen, welche er sich auflösen, und dem Tode unterworfen sieht. Er setzt voraus, die Ursache der ihm vorliegenden Wirkungen sey nothwendig, unveränderlich, bleibend, und nicht gleichem Wechsel unterworfen, wie alle jene flüchtigen Werke seiner Hand, die er der Auflösung, Zerstöhrung und Veränderung ihrer Gestalt unterworfen sieht. Da dieser vorgebliche Beherrscher der Natur dem Menschen jederzeit unsichtbar bleibt, und auf eine undurchdringliche, geheime Weise handelt, gleich dem geheimen Principio, welches seinen eigenen Körper belebt, so wird nun ein Gott die Triebfeder aller Aeusserungen des Weltalles, und mithin die Seele, das Leben, und die Grundursache der Bewegung der ganzen Natur. Endlich nachdem die menschliche Spitzfindigkeit dahin gelangt ist, zu glauben, das innere Principium, welches unseren Körper belebt, sey ein Geist, eine immaterielle Substanz, so denkt sich der Mensch nun auch Gott geistig,

und immateriel. Er denkt sich ihn unendlich, ob er schon seiner Meynung nach nichts mit der Ausdehnung gemein hat, er denkt sich ihn unbeweglich; ob er gleich fähig ist, die ganze Natur zu bewegen, und, der angenommenen Voraussetzung nach, die Ursache aller, in ihr vorgehenden Veränderungen ist.

Der Begriff der Einheit Gottes, war eine Folge der Meynung, daß die Gottheit die Seele des Weltalles sey. Sie bleibt indessen eine spätere Frucht des menschlichen Nachdenkens. (13) Die Wahrnehmung der entgegengesetzten und oft widersprechenden Wirkungen, welche sich in der Welt zeigten, mußten den Gedanken veranlassen, es gäbe eine große Anzahl, von einander verschiedener, und unabhängiger Mächte und Wesen. Die Menschen konnten sich nicht einbilden, daß so mancherley, von ihnen wahrgenommene, verschiedene Wirkungen, von einer einzigen gemeinschaftlichen Ursache herrühren könnten. Sie nahmen also verschiedene Ursachen, oder mehrere, nach verschiedenen Absichten handelnde Gottheiten an. Einige derselben, wurden als dem menschlichen Geschlechte geneigte, andere, als demselben feindselige Mächte angesehen. Dieß ist der Ursprung der so alten, und so allgemeinen Meynung, welche, in der Natur, zwey verschiedene Grundkräfte annimmt, das ist, zwey einander entgegengesetzte, und beständig widerstrebende Mächte, mittelst welcher man jene unveränderliche Mischung, von Guten und Bösen, von Glück und Unglück, mit einem Worte, alle jene Abwechselungen, denen das menschliche Geschlecht unterworfen ist, am besten erklären

(13) Der Begrif der Einheit Gottes kostete, wie man weiß, dem Sokrates das Leben. Die Athenienser behandelten einen Menschen, der nur einen Gott glaubte, als einen Atheisten. Auch Plato wagte es nicht, mit der Vielgötterey ganz

ren zu können, glaubte. Hierinn liegt die Quelle jenes Kampfes, welchen das ganze Alterthum, zwischen den guten und bösen Göttern, zwischen **Osiris** und **Typhan**, **Orismades** und **Arimanes**, **Jupiter** und **den Titanen**, **Jehova** und **Satan** angenommen hat. Die Menschen haben indessen, um ihres eigenen Vortheils willen, von jeher immer der Wohlthätigkeit in diesem Streite den Sieg versprochen; diese letztere, wird, ihrer Meynung nach, am Ende das Feld behaupten. Man sieht leicht, daß es der Menschheit nicht gleichgültig seyn konnte, welcher von beyden Theilen den Sieg davon tragen möchte.

Selbst nachdem die Menschen nur einen Gott anerkannten, setzten sie noch immer voraus, daß die verschiedenen Abtheilungen der Natur, seiner Oberherrschaft untergeordneten Mächten, von ihm übertragen worden wären, durch welche sich der Oberste der Götter, die Sorgen der Weltregierung erleichterte. Diese Untergötter, wurden, bis ins unendliche, vermehrt; jeder Mensch, jede Stadt, jede Gegend bekam ihre eigenen örtlichen Genien und Schutzgötter; jede glückliche, oder unglückliche Begebenheit wurde von einer göttlichen Dazwischenkunft abgeleitet, und als die Folge eines höhern Rathschlusses angesehen. Jede natürliche Erscheinung, jede Wirkung, jede Leidenschaft, ward auf eine Gottheit zurückgeführt, welche die theologische Einbildungskraft, die denn nun einmal gestimmt war, allenthalben Götter zu sehen, und die Natur überall zu verkennen, verschönerte, oder entstellte, welche die Dichtkunst, durch ihre

ganz zu brechen. Er behielt eine schaffende Venus, eine Pallas, als Schutzgöttinn des Landes, und einen allmächtigen Jupiter, bey. Die Christen, wurden von den Heyden gleichfalls als Atheisten angesehen, weil sie nur einen Gott anbetheten.

Schilderungen beseelte, und weiter ausschmückte, und welche die begierige Unwissenheit, mit bereitwilliger Unterwerfung, annahm.

Dieß ist der Ursprung des Polytheismus; dieß die Gründe, und vermeintlichen Rechte, der Hierarchie, welche die Menschen zwischen den Göttern einführten, weil sie sich jederzeit unfähig fühlten, sich zu dem unbegreiflichen Wesen zu erheben, das sie für den Beherrscher der Natur angenommen hatten, ohne jemals davon einige bestimmte Begriffe erreicht zu haben. Dieß ist die wahre Genealogie jener Götter einer niedern Ordnung, welche die Völker, als mittlere Wesen, zwischen sich, und der ersten Grundursache aller Dinge, angenommen haben. Wir finden daher, bey den Griechen, und Römern, die Götter in zwey Klassen getheilt; einige derselben wurden **Große Götter** genannt (14), und machten gleichsam einen Aristokratischen Körper aus, der von den **kleinern Göttern**, oder der übrigen Menge heidnischer Gottheiten unterschieden war. Die erstern, indessen, sowohl als die letztern, waren dem Fatum, das ist, dem Schicksale unterworfen, welches, offenbar, nichts anders ist, als die, nach nothwendigen, festen, unwandelbaren Gesetzen, wirksame Natur. Man sieht, daß dieses Fatum nichts anders ist, als die personifizirte Nothwendigkeit, und daß die Heyden mit sich selbst in Widerspruch waren, wenn sie ihre Götter mit Gebeten und Opfer plagten, da diese doch selbst einem unerbittlichen Schicksaale unterworfen waren, dessen Schlüsse abzuändern,

(14) Die Griechen, nannten die großen Götter θεοι καβιροι: bey den Römern hießen sie Dii majorum gentium, oder Dii consentes, weil alle Nationen überein gekommen waren, die auffallendsten und wirksamsten Theile der Natur, wie z. B. die Sonne, das Feuer, das Meer, die Zeit u. s.

dern, in keinem Falle je möglich ist. Allein, die Menschen pflegen jederzeit ihre Vernunft bey Seite zu setzen, so bald von theologischen Dingen die Rede ist.

Was bisher gesagt worden ist, zeigt uns zugleich die gemeinschaftliche Quelle einer Menge mittlerer, den Göttern untergeordneter, aber über den Menschen erhabener Wesen, mit welchen man die Welt bevölkert hat. (15) Man verehrte sie, unter dem Nahmen von Nymphen, Halbgöttern, Engeln, Dämonien, guten und bösen Genien, Geistern, Helden, Heiligen u. s. w. Diese Wesen, machten verschiedene Klassen von Mittel-Gottheiten aus, welche die Gegenstände der Hofnung und Furcht, des Trostes und der Schrecken der Sterblichen wurden. Die Menschen erfanden dieselben nur, weil sie sich in der Unmöglichkeit befanden, jenes unbegreifliche Wesen zu fassen, das die Welt als oberster Herrscher regieren soll, und in der Verzweiselung unmittelbar an dasselbe gelangen zu können.

Durch fortgesetztes, scharfes Nachdenken, sind jedoch einige Denker dahin gekommen, in der Welt nur eine einzige Gottheit anzunehmen, deren Macht und Weisheit man zur Beherrschung derselben hinreichend glaubte. Diese Gottheit wurde als ein eifersüchtiger Mo-

u. s. w., zu vergöttern; indeß andere Götter, bloß örtlich, das heißt, nur in gewissen, besondern Gegenden, oder von gewissen einzelen Personen verehret wurden. Man weiß, daß in Rom jeder Bürger seine ganz eigenen Götter hatte, welche unter den Namen, Penaten, Laren u. s. w. angebethet wurden.

(15) Die Römer nannten diese mittlern Wesen, Dii medioxumi; sie sahen sie als Fürsprecher, Mittler, kurz als Mächte an, welche man verehren müsse, um ihre Gunst zu erhalten, oder ihren Zorn und Uebelwollen abzuwenden.

nach der Natur betrachtet; man bildete sich ein, es heisse ihn beleidigen, wenn man ihm, dem höchsten Regenten, dem allein die Huldigung der Erde gebühre, andere Nebenbuhler, und Theilnehmer zugesellte. Man glaubte, er könne keine getheilte Herrschaft vertragen, und nahm mit scheinbarem Grunde an, daß Eine unendliche Macht, und unbegränzte Weisheit, keiner Hülfe und Unterstützung bedürfe. Und aus diesem Grunde haben einige, andern, wie sie glaubten, an Spitzfindigkeit überlegne Dencker nur eine einzige Gottheit angenommen, und hierbey sich geschmeichelt, eine sehr wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Indessen mußten sie sich, gleich anfangs durch die offenbaren Widersprüche, zu deren Urheber sie diese Gottheit machen mußten, in nicht geringer Verlegenheit befinden. Man war daher gezwungen, anzunehmen, dieser oberste göttliche Regent besitze widersprechende, unverträgliche, einander entgegengesetzte, und sich wechselsweise ausschließende Eigenschaften: denn man sahe ihn in jedem Augenblicke durchaus entgegensetzte Wirkungen hervorbringen, und offenbar den Eigenschaften entgegen handeln, die man ihm beyzulegen, für gut befunden hatte. Indem man einen einzigen Gott zum Urheber aller Dinge machte, konnte man nicht umhin, ihm uneingeschränkte Güte, Weisheit, und Macht zuzugestehen, und zwar in Rücksicht der Wohlthaten, die er den Menschen erzeige, der Ordnung, die man in der Welt wahrzunehmen glaubte, und der wunderbaren Wirkungen, die er in derselben hervorbringe. Auf der andern Seite aber, kann man sich schwerlich enthalten, ihm Uebelwollen, Unverstand und Eigensinn beyzulegen, wenn man einen Blick auf die mannigfaltigen Unordnungen, und unzähligen Leiden wirft, von denen das menschliche Geschlecht so oft das Opfer, und diese Welt die Schaubühne ist. Kann man umhin, ihn nicht eines Mangels von Weisheit zu beschuldigen, wenn man wahrnimmt, wie er ohne Unterlaß beschäftigt ist, seine eignen Werke zu zerstöhren?

Muß

Muß man ihm nicht Ohnmacht zutrauen, wenn man ohne Unterlaß die Entwürfe scheitern sieht, welche man ihm vorher beygemessen hat.

Man glaubte, über alle diese Schwierigkeiten, auf einmahl, dadurch hinweg zu kommen, daß man ihm Feinde schuf, die zwar dem obersten Gotte untergeordnet, aber darum nicht minder geschäftig wären, sein Reich zu beunruhigen, und sich seinen Absichten in den Weg zu stellen. Man machte, also, aus der Gottheit einen König, dem man Feinde entgegen stellte, die, ihrer Ohnmacht ohngeachtet, ihm dennoch seine Herrschaft streitig zu machen suchen. Dieß ist der Ursprung der Fabel, von den Titanen, oder von den aufrührerischen Engeln, welche, um ihres Stolzes willen, in einen Abgrund des Elends gestürzt, und in Dämonen, oder böse Genieen verwandelt wurden. Das ganze Geschäft derselben, ist kein anderes, als die Entwürfe des Allmächtigen zu vereiteln, und seine Unterthanen, die Menschen, zu verführen, und gegen ihren Regenten zum Ungehorsam zu reizen. (16) Dieser lächerlichen Voraussetzungen zu Folge, dachte man sich den Herrscher der Natur beständig mit Feinden im Streit befangen, die er sich selbst geschaffen hat. Ohngeachtet seiner unendlichen Macht, kann, und will er dieselben doch nicht ganz unterdrücken. Nie kann er sich vollkommen gehorsamer Unterthanen rühmen. Er lebt in einem beständigen Kampf, bald

(16) Die Fabel von den Titanen, oder den aufrührischen Engeln, ist sehr alt, und allenthalben verbreitet; sie ist der Grund der Theologie der Indostanischen Braminen, so wie der europäischen Priester. Den Braminen zufolge, werden alle lebendige Körper durch gefallene Engel beseelt, welche, unter dieser Gestalt, für ihre Auflehnung gegen den höchsten Regenten büßen müssen. Diese Dichtung, so wie auch

beschäftigt, seine Unterthanen, wenn sie seinen Gesetzen Folge leisten, zu belohnen, bald hinwiederum sie zu bestrafen, wenn sie das Unglück haben, in die Verschwörungen der Feinde seines Ruhms sich verwickeln zu lassen. Es war eine Folge dieser, von dem Zustande des Krieges, in welchem die irdischen Könige fast immer leben, entlehnten Vorstellungen, daß hie und da Menschen aufstanden, welche sich einfallen ließen, sich für Boten der Gottheit auszugeben, im Namen der Gottheit mit den Menschen zu reden, ihnen die geheimsten Absichten derselben zu verkündigen, die Uebertretung seiner Gesetze für das gröste aller Verbrechen auszugeben. Die unwissenden Völker, nahmen die Orakel dieser Leute ohne Prüfung an. Sie bemerkten nicht, daß es Menschen, nicht aber die Gottheit war, welche mit ihnen sprach; sie sahen nicht ein, daß es schwachen Geschöpfen durchaus ohnmöglich seyn müsse, einem Gotte entgegen zu handeln, den man als den Schöpfer aller Wesen betrachtete, und der in der Natur keine andern Feinde haben konnte, als diejenigen, welche er sich selbst geschaffen hatte. Man gab vor, der Mensch könne, ohngeachtet seiner eigenen Abhängigkeit, und der unbeschränkten Allmacht seines Gottes, den letztern dennoch beleidigen; sich ihm in den Weg stellen, ihm den Krieg ankündigen, seine Entwürfe vereiteln, und die von ihm festgesetzte Ordnung stöhren. Man nahm also an, daß dieser Gott, vermuthlich um das Vergnügen zu haben, seine Macht zu zeigen, sich selbst Feinde geschaffen habe, welche er bestreite, ohne sie jedoch weder auszurot-

auch die, von den Dämonen, zeigt die Gottheit in einem sehr lächerlichen Lichte. Sie setzt in der That voraus, daß diese letztere sich selbst Feinde erschaffen habe, nur, um ihre Kräfte zu üben, sich in Athem zu erhalten, und ihre Macht zu äußern. Diese Macht, indessen, äußert sich nicht sonderlich, indem nach den Begriffen der Theologen, der Teufel noch immer mehr Anhänger hat, als die Gottheit.

zurotten, noch ihren unglücklichen Hang verändern zu wollen. Endlich behauptete man, er habe seinen rebellischen Feinden, so wie auch den Menschen, Freyheit gegeben, seine Befehle zu übertreten, seine Entwürfe zu untergraben, seinen Zorn zu erregen, und ihn seine Güte bey Seite legen zu lassen, um seiner Gerechtigkeit Raum zu geben. Von nun an, sahe man alle Güter dieses Lebens, als Belohnungen, und alle Leiden, als verdiente Bestrafungen, an. Das System der menschlichen Freyheit, scheint nur darum ausgedacht zu seyn, um den Menschen fähig zu machen, seinen Gott zu beleidigen, und diesen hinwiderum wegen des Uebels zu rechtfertigen, das er den Menschen zufügt, weil er von dem traurigen Geschenck seiner Freyheit Gebrauch macht.

Diese lächerlichen, und widersprechenden Begriffe, machen jedoch die Grundlage aller, unter den Menschen herrschenden abergläubischen Systeme dieser Art, aus; Die Anhänger derselben, haben insgesammt geglaubt, im Stande zu seyn, hierdurch den Ursprung des Uebels befriedigend zu erklären, und die Ursache anzugeben, warum das menschliche Geschlecht so mannigfaltigem Elende ausgesetzt sey. Die Menschen konnten sich es, indessen, nicht verbergen, daß sie oft hienieden leiden mussten, ohne daß sie durch irgend ein Verbrechen, oder irgend eine bekannte Uebertretung, den Zorn dieses Gottes gereitzt hatten; sie sahen diejenigen, welche seine vorgeblichen Gebote am treuesten erfüllt hatten, oft, mit den muthwilligen Uebertretern seiner Gesetze in einen gemeinschaftlichen Untergang verwickelt. Gewöhnt, sich unter der Gewalt zu beugen, sie als die höchste Quelle des Rechts anzusehen, vor ihren irdischen Beherrschern zu zittern, und ihnen das Befugniß ungerecht zu seyn stillschweigend zuzugestehen, nie die Anmaßungen derselben in Zweifel zu ziehen, oder das Betragen derjenigen zu prüfen, die Gewalt in Händen haben, unterstanden sich

die

die Menschen noch weit weniger, das Betragen ihres Gottes zu meistern, oder ihn einer willkührlichen Grausamkeit beschuldigen zu wollen. Ueberdieß, erfanden die Bothen des himmlischen Regenten mancherley Mittel ihren Gott zu rechtfertigen, und die Schuld der Leiden, oder Bestrafungen, unter welchen die Menschen seufzen, auf diese letztern selbst zurück zu weltzen. Vermöge der Freyheit, welche, wie sie behaupteten, den Kreaturen gegeben war, hatte der Mensch freywillig gesündigt, seine Natur verdorben, und das ganze menschliche Geschlecht trug nun die Strafe, der von seinen Vorfahren begangenen Verbrechen, welche der unversöhnliche Weltherrscher itzt noch an ihrer unschuldigen Nachkommenschaft rächet. Man fand diese Art sich zu rächen vollkommen gerecht, weil die Menschen, Dank ihren unseeligen Vorurtheilen, die Größe der Strafen nicht nach dem Maaße, und der Beschaffenheit der Beleidigung, sondern nach der Macht, und Würde des Beleidigten, abzumessen gewohnt sind. Diesem Grundsatze zu Folge, glaubte man, Gott habe ein unbezweifeltes Recht, die seiner göttlichen Majestät wiederfahrnen Beleidigungen, ohne alle Gränzen, und Einschränkungen, zu rächen. Mit einem Worte, die Köpfe der Theologen, gaben sich unsägliche Mühe, den Menschen schuldig zu finden, und die Gottheit, in Ansehung der Leiden, welche die Natur ihnen nothwendiger Weise empfinden läßt, gänzlich zu rechtfertigen. Man erfand tausend Fabeln, um zu erklären, wie das Böse in dieser Welt Eingang gefunden, und die Rache des Himmels muste jederzeit sehr gerecht erscheinen, weil man glaubte, daß gegen ein unendlich großes, und mächtiges Wesen begangne Fehler, auch unendlich bestraft werden müßten.

Man wußte überdieß, daß irrdische Mächte, selbst wenn sie die schreiendsten Ungerechtigkeiten begehen, es dennoch nicht gestatten, daß man ihre Gerechtigkeitsliebe

be in Zweifel ziehe, in ihre Weisheit ein Mistrauen setze, über ihr Verfahren murre. Man hütete sich also wohl, den Herrscher des Weltalls der Ungerechtigkeit zu beschuldigen, seine Rechte in Zweifel zu ziehen, und sich über die Strenge seiner Regierung zu beklagen. Man glaubte, ein Gott, könne sich gegen die schwachen Werke seiner Hände alles erlauben, sey seinen Kreaturen nichts schuldig, seiner Seits aber berechtiget, eine willkührliche, und unbeschränkte Gewalt über sie auszuüben. Dieß ist der Fall bey den Tyrannen der Erde, und ihr willkührliches Verfahren, war das Muster für die Regierungs-Art, welche man der Gottheit beylegte. Die abgeschmackte, und unvernünftige Art, wie jene Herrscher sich betrugen, war die Quelle der Rechte, auf welche man das göttliche Verfahren gründete. Man sieht hieraus, daß die boshaftesten Menschen das Muster geworden sind, nach welchem die Gottheit gebildet worden, und daß man die ungerechteste Regierungs-Art zur Richtschnur der göttlichen genommen hat. Ihrer Grausamkeit und Willkühr ohngeachtet, hörte man doch nicht auf, sie als höchst gerecht und weise zu rühmen.

Ueberall, haben die Menschen eigenwillige, ungerechte, blutdürstige und unversöhnliche Götter angebetet, deren Rechte sie nie näher zu prüfen gewagt haben. Ueberall, dachte man sich die Götter, grausam, ausschweifend, und partheylich. Sie gleichen jenen wilden Tyrannen, die, ungestraft, ihre unglücklichen Unterthanen unter die Füße treten, weil diese zu schwach, oder zu blind sind, ihnen zu widerstehen, oder sich der Macht, welche sie unterdrückt, zu entziehen. Noch heut zu Tage, läßt man uns eine Gottheit von so abscheulichen, und widerwärtigen Gesinnungen anbethen. Gleich den Göttern der Griechen, und Römer, straft uns der Gott der Christen, in dieser Welt, und dann, auch in der künftigen, um Vergehungen willen, zu welchen uns die, von

ihm

ihm erhaltene Einrichtung unsrer Natur hingerissen hat. Gleich einem, von seiner Macht berauschten irrdischen Herrscher, weiß er sich viel auf seine Macht, und scheint nur mit dem armseeligen Vergnügen beschäftigt, zeigen zu wollen, daß er der Herr, und durchaus keinen Gesetzen unterworfen sey. Er straft uns, weil wir sein unbegreifliches Wesen, und seine höchst dunkeln Befehle nicht verstehen. Er straft uns, um der Uebertretungen unsrer Väter willen. Seine despotischen Launen, bestimmen unser ewiges Schicksal. Ganz nach seinen willkührlichen Rathschlüssen, werden wir, ohne alles unser Zuthuen, entweder seine Freunde, oder seine Feinde. Er hat uns nur darum frey geschaffen, um das barbarische Vergnügen zu haben, uns wegen des nothwendigen Misbrauchs dieser Freyheit, zu strafen, zu welchem uns Leidenschaften, oder Irrthümer hinreißen. Kurz, die Theologie zeigt uns, in allen Zeitaltern, Menschen, um unwillkührlicher, und unvermeidlicher Vergehungen willen, bestraft, um das ganze menschliche Geschlecht, als das bedauernswürdigste Spiel eines tyrannischen und unfreundlichen Gottes. (17)

Auf dergleichen unvernünftige Begriffe haben denn die Religionslehrer aller Länder den Dienst gebaut, welchen

(17) Die heydnische Theologie, zeigte den Völkern, in der Person ihrer Götter, bloß ausschweifende, ungerechte, ehebrecherische, rachsüchtige Menschen, die, mit äußerster Strenge, nothwendige, und von Orakeln vorher verkündigte Verbrechen bestrafen. Die jüdische, und christliche Theologie, zeigt uns einen partheiischen Gott, welcher, nach unbedingter Willkühr, annimmt und verwirft, liebt und haßet; mit einem Worte, einen Tyrannen, der seine Geschöpfe nur seinen Launen aufopfert; der in dieser Welt das ganze menschliche Geschlecht, um das Vergehen eines einzigen Menschen willen, straft; der den grösten Theil der Sterblichen, durch einen unbedingten Rathschluß, zu seinen

chen die Menschen jener Gottheit leisten sollen, die, ohne den Menschen zu irgend etwas verpflichtet zu seyn, ihrer Seits das Recht hat, von diesen alles zu fodern. Ihre höchste Macht spricht sie von allen Pflichten gegen ihre Geschöpfe frey, die dabey beharrten, sich durchaus für straffällig zu halten, so oft sie von Unglücksfällen und Leiden heimgesucht wurden. Wir dürfen also nicht erstaunen, wenn der abergläubische Mensch von stetem Schrecken und ängstlichen Besorgnissen niedergedrückt wird. Der Gedanke an die Gottheit, hält ihm, ohn Unterlaß, das Bild eines unerbittlichen Tyrannen vor, dem die Leiden seiner Unterthanen nur ein Spiel sind. Diese letzteren können sich in jedem Augenblicke sein höchstes Misfallen zuziehen; und dennoch sind sie weit entfernt, ihren Gott einer Ungerechtigkeit zu beschuldigen, weil sie glauben, die Gerechtigkeit sey keinesweges der Maasstab, für die Beurtheilung eines allmächtigen Herrschers, den sein erhabener Rang unendlich über das menschliche Geschlecht hinaussetze, ohngeachtet man auf einer andern Seite behauptet, daß er diese Welt ausdrücklich nur um des Menschen willen geschaffen habe.

Blos darum, also, weil man nicht eingesehen hat, daß Gutes und Böses gleich nothwendige Wirkungen sind,

nen Feinden macht, um sie, während einer ganzen Ewigkeit, dafür zu bestrafen, daß er sie mit Freyheit ausgerüstet hat, ihm entgegen zu seyn. Die Religionen aller Länder, gründen sich auf die Allgewalt, und den Despotismus Gottes über die Menschen, oder mit andern Worten, auf das Recht der göttlichen Willkühr. Dieß ist der Ursprung der christlichen Lehre, von der Erbsünde, der theologischen Meynungen, über die Gnade, und über die Nothwendigkeit eines Mittlers; mit einem Worte, die Quelle jenes Ozeans von Abgeschmacktheiten, mit welchen die christliche Dogmatik angefüllt ist. Ueberhaupt, scheint es, als ob eine vernünftige Gottheit keinesweges mit dem Interesse der Pfaffen verträglich sey.

sind, und weil man unfähig gewesen ist, sie auf ihre eigentlichen Ursachen zurück zu führen, haben sich die Menschen willkührliche Mächte und schadenfrohe Gottheiten erschaffen, und halten an diesen Vorstellungen so fest, daß sie sich auf keine Weise davon abbringen lassen wollen. Hätten sie indessen die Natur aufmerksam betrachtet, so würden sie haben bemerken müssen, daß das physische Uebel eine nothwendige Folge, gewisser den, und jenen Wesen zukommenden, besondern Eigenschaften ist; einsehen müssen, daß Pest, Seuchen, ansteckende Krankheiten, die Folgen besonderer Umstände und Verbindungen sind, die an sich sehr natürlich, aber freylich, dem menschlichen Geschlechte schädlich sind. Und dann würden sie in der Natur selbst die schicklichen Mittel aufgesucht haben, jene, ihrer Gattung so schädlichen Wirkungen zu hemmen, oder ganz zu unterdrücken. Sie würden gleichfalls eingesehen haben, daß das moralische Uebel blos eine nothwendige Folge ihrer schlechten Einrichtungen ist, daß nicht Rathschlüsse himmlischer Mächte, sondern die Ungerechtigkeit der Fürsten der Erde, an Krieg, Mangel, Miswachs, an jenen Unglücksfällen, Landplagen, Lastern und Verbrechen, Schuld sind, unter welchen die Menschheit seufzet. So würden sie dann, um jenen Uebeln abzuhelfen, ihre zitternden Hände nicht unnützer Weise zu Phantomen aufgehoben haben, welche unfähig sind, ihnen Hülfe zu gewähren, und die keinesweges Urheber ihrer Leiden sind; vielmehr würden sie in einer vernünftigen Regierung, in billigern Gesetzen, und in weisern Einrichtungen, Hülfsmittel gegen jene Plagen gefunden haben, welche sie fälschlich der Rachsucht eines Gottes zuschreiben, den man ihnen als einen Tyrannen abschildert, und zwar in eben dem Augenblicke, da man ihnen verbietet, an seiner Gerechtigkeit und Güte, im geringsten zu zweifeln.

In der That, wiederhohlt man denen Menschen unaufhörlich, ihr Gott sey unendlich gütig; wolle nur das

Wohl

Wohl seiner Geschöpfe, und habe alles nur um ihrentwillen geschaffen. Allein, ohngeachtet dieser täuschenden Versicherungen, muß doch die Vorstellung seiner Härte, nothwendig das Uebergewicht behalten; diese letztere Eigenschaft, muß nothwendig die Aufmerksamkeit der Menschen mehr auf sich ziehen, als die Vorstellung seiner Güte. Und in der That, stellt sich diese furchtbare Vorstellung dem Menschen immer zuerst dar, wenn sich sein Geist mit der Gottheit beschäftigt; das Böse macht nothwendiger Weise auf den Menschen einen tiefern Eindruck, als das Gute; mithin wird der wohlthätige Gott jederzeit durch den furchtbaren Gott verdunkelt werden. Und so wird denn, man mag nun mehrere, einander entgegengesetzte Gottheiten annehmen, oder nur einen einzigen Beherrscher des Weltalles anerkennen, unter beyden Voraussetzungen, sage ich, wird die Furcht nothwendiger Weise mächtiger wirken, als die Liebe. Man betet den guten Gott nur an, um ihn zu verhindern, sich seinen Launen, seiner Willkühr, seinem Uebelwollen zu überlassen. Immer ist es Angst und Schrecken, was ihm den Menschen zu Füssen wirft, der dabey keine andere Absicht hat, als die Strenge und Strafgerechtigkeit dieses harten Herrschers zu entwafnen. Mit einem Worte, ohngeachtet man uns beständig vorpredigt, die Gottheit sey voll Erbarmen, Gnade, und Güte; so ist doch überall, eine übelwollende Macht, ein eigenwilliger Beherrscher, ein gefürchteter Dämon, der Gegenstand der knechtischen, und durch Furcht erpreßten Demüthigungen der Menschen.

Diese Gesinnungen, dürfen uns nicht im Geringsten wundern. Es ist dem Menschen natürlich, sein Vertrauen und seine Liebe, nur denjenigen aufrichtig zu schenken, bey welchen er eine sich immer gleiche Neigung ihm wohlzuthun wahrnimmt. So wie er Ursache bekömmt, einem Wesen, den Willen, die Macht, oder das Recht,

ihm zu schaden zuzutrauen, so fängt die Vorstellung desselben an, ihn niederzuschlagen, er wird mit Furcht und Mistrauen dagegen erfüllt, und haßt es im Grunde seines Herzens, oft ohne zu wagen, es sich selbst zu gestehen. Wenn die Gottheit, als die gemeinschaftliche Quelle des Ungemachs sowohl als des Guten, das uns hienieden zu Theil wird, angesehen werden muß; wenn sie bald den Willen hat, die Menschen glücklich zu machen, bald wieder sie ins Elend zu stürzen, oder sie mit Strenge zu strafen; so müssen die Menschen, nothwendiger Weise die Launen oder die Strenge einer solchen Macht fürchten, und mit ihren Gedanken weit mehr bey den letzteren Aeußerungen, wovon sie eine so häufige Erfahrung machen, verweilen, als bey den schwachen und ungleichen Aeußerungen ihres vorgeblichen Wohlwollens. Die Vorstellung dieses himmlischen Monarchen muß also die Menschen jederzeit beunruhigen: die Strenge seiner Gerichte sie weit mehr in Furcht setzen, als seine Wohlthaten sie zu trösten, oder zu beunruhigen im Stande sind.

Wenn man diese Betrachtung erwägt; so wird man einsehen, warum alle Nationen der Erde, vor ihren Göttern gezittert, und dieselben durch den abgeschmacktesten, unsinnigsten, düstersten, und grausamsten Dienst, verehret haben. Immer dienten sie ihnen als willkührlichen Herrschern, die selbst nicht wissen, was sie wollen, keine andern Gesetze kennen, als ihre Einfälle und Launen und die ihre Unterthanen bald begünstigen, bald unterdrücken; mit einem Worte, als unbeständigen Oberherren, die man weniger, um ihrer Wohlthaten willen, liebt, als wegen ihrer Strafen, wegen ihrer Bosheit und ihrer Strenge, fürchtet, welche leztere man sich, jedoch, nie getraut, ungerecht und übermäßig zu finden. Dieß ist die Ursache, warum man die Anbeter eines Gottes, den man, ohne Unterlaß, als ein Muster von Güte, Billigkeit und jeder andern Vollkommenheit preiset, sich theils den grausam-

samsten Ausschweifungen gegen sich selbst überlassen sieht, in der Absicht sich Büßungen aufzulegen, und der Rache des Himmels zuvorzukommen, theils auch gegen andere die abscheulichsten Verbrechen begehen sieht, wenn sie glauben dadurch den Zorn der Gottheit entwafnen, seine Gerechtigkeit besänftigen, und seine Gnade verdienen zu können. Alle religiösen Systeme der Menschen, ihre Opfer, ihre Gebothe, ihre Gebräuche, und Zerimonien, haben keinen andern Endzweck, als den Zorn der Gottheit abzuwenden, ihren Launen zuvorzukommen, und die Gesinnungen der Güte in ihr wieder rege zu machen, von denen man diese Gottheit sich in jedem Augenblicke entfernen sieht. Alle Bemühungen, und alle Grübeleyen der Theologie, haben keinen andern Endzweck, als die widersprechenden Begriffe, über die Eigenschaften des obersten Herrschers, zu vereinigen, die diese Theologie den Menschen erst in den Kopf gesetzt hat. In der That, könnte man die leztere, mit Recht, die Kunst nennen, durch Zusammenhäufung mit einander unverträglicher Eigenschaften täuschende Chimären aufzustellen.

Drittes Hauptstück.

Verworrene, und widersprechende Begriffe der Theologie.

Alles, was bisher ausgeführet worden ist, zeiget uns, daß die Menschen aller Anstrengung der Einbildungskraft ohngeachtet, dennoch nicht umhin gekonnt haben, die Eigenschaften, welche sie dem, über das Weltall waltenden Wesen beygelegt haben, aus ihrer eignen Natur zu schöpfen. Wir haben bereits von weitem die Widersprüche bemerkt, die, nothwendiger Weise, aus der unverträglichen Mischung jener menschlichen Eigenschaften entstehen, die ohnmöglich einem und demselben

Gegenstande zukommen können, weil sie einander wechselsweise aufheben. Die Theologen selbst, haben die unüberstreiglichen Schwierigkeiten gefühlt, die ihre Gottheiten der Vernunft darbothen. Sie wusten sich nicht anders zu helfen, als daß sie allen Gebrauch der Vernunft, überhaupt, untersagten; die Köpfe vom Nachdenken abführten, und die, ohne dieß schon verworrenen und widersprechenden Begriffe, welche sie von der Gottheit aufstellten, immer nur noch mehr und mehr verwickelten; hierdurch hüllten sie ihren Gott besser in Wolken ein, machten ihn für andere unzugangbar, und blieben in dem ausschließenden Besitze, nach ihrem Gutdünken, die Wege und Aeußerungen, des räthselhaften Wesens zu erklären, für das sie die Anbetung der Völker heischten. In dieser Absicht trieben sie die Begriffe, welche sie von demselben gaben, immer höher. Weder die Zeit, noch der Raum, noch die ganze Natur, konnte seine Unermeßlichkeit fassen. Alles ward in ihm ein undurchdringliches Geheimniß. Obschon der Mensch, ursprünglich, die Farben und Grundzüge, mit denen er seinen Gott schilderte, von sich selbst entlehnt hatte; ob er schon daraus einen mächtigen, auf seine Ehre eifrigen und rachsüchtigen Monarchen gemacht hatte, der, ohne die Gerechtigkeit zu beleidigen, ungerecht seyn durfte, mit einem Worte, der ganz übermüthigen irrdischen Herrschern gleichet, so verlohr doch, wie gesagt, die Theologie, nach langen, auf das höchste getriebenen Träumereyen, die menschliche Natur aus dem Gesichte, und legte der Gottheit, um sie von ihren Geschöpfen mehr zu unterscheiden, über das alles noch so sonderbahre, so seltsame und von allem, was unser Geist begreifen kann, entfernte Eigenschaften bey, daß sie sich, endlich, selbst in ihren Grübeleyen verlohr. Sie glaubte, ohne Zweifel, daß die, von ihr ausgedachten Eigenschaften, eben hierdurch, sich als göttlich zeigten; sie mußten der Gottheit würdig scheinen, weil wenigstens kein Mensch fähig war, sich davon eine

Vor-

Vorstellung zu machen. So gelang es jenen Schwärmern, die Menschen zu überreden, daß sie dasjenige glauben müßten, was sie nicht begreifen könnten; daß sie unwahrscheinliche Lehrgebäude, und der Vernunft entgegen gesetzte Behauptungen, mit Demuth anzunehmen hätten; daß diese Verzichtleistung auf Vernunft, das angenehmste Opfer sey, welches man dem wunderbahren Oberherren der Natur bringen könne, der nicht haben wolle, daß man von seinen Geschenken Gebrauch mache. Mit einem Worte, man begnügte sich die Menschen zu überzeugen, daß sie keinesweges dazu bestimmt wären, dasjenige zu begreifen, was ihnen das Wichtigste seyn müsse. (18) Auf der andern Seite, glaubte der Mensch, daß die Riesenmäßigen und durchaus unbegreiflichen Attribute, oder Eigenschaften, welche man dem himmlischen Herrscher beylegte, zwischen demselben, und zwischen seinen Sklaven, einen hinreichenden Zwischenraum festsetzten, um den Vorzügen des höchsten Regenten durch eine solche Vergleichung keinesweges zu nahe zu treten. Er schmeichelte sich, sein stolzer Herrscher werde ihm die Anstrengung Dank wissen, mit welcher er ihn immer größer, wunderbarer, mächtiger, unumschränkter, und den Blicken seiner schwachen Unterthanen unerreichbarer, darzustellen beflissen sey. Die Menschen bilden sich jederzeit ein, was sie nicht begreifen können, sey viel ehrwürdiger, und edler, als das, was sie zu fassen vermögen. Sie bilden sich ein, ihr Gott wolle, gleich den Tyrannen dieser Welt, nicht zu nahe gesehen seyn.

(18) Offenbar, gründet sich jede Religion, auf den abgeschmackten Grundsatz, daß der Mensch verbunden ist, dasjenige fest zu glauben, was er durchaus auf keine Weise begreifen kann. Selbst nach den Begriffen der Theologie, befindet sich der Mensch seiner Natur nach in Beziehung auf Gott in einer unüberwindlichen Unwissenheit.

Dise Vorurtheile sind es, die jene wunderbaren, oder vielmehr unverständlichen Eigenschaften, zum Vorschein gebracht haben, welche die Theologie dem Herrscher des Weltalls, ausschließend, zutheilt. Der menschliche Geist, welchen seine unüberwindliche Unwissenheit, und seine Besorgnisse, zur Verzweiflung brachten, brütete nun über jenen dunkeln und schwankenden Begriffen, mit welchen man seinen Gott ausgerüstet hatte, er glaubte ihm nicht misfallen zu können, wenn er nur darauf bedacht sey, ihn als unermeßlich und durchaus unvergleichbar mit alle dem darstellte, was er, als das erhabenste und größte kennt. Dieß ist der Ursprung jener Menge verneinender Eigenschaften, mit welchen scharfsinnige Grübler, nach und nach, das Phantom der Gottheit aufgestutzt haben, um daraus ein Wesen zu bilden, das von allen andern verschieden sey, und nicht die geringste Gemeinschaft, mit irgend etwas habe, was der menschliche Geist zu begreifen fähig ist.

Die theologischen, oder metaphysischen Attribute der Gottheit, sind, in der That, bloße Verneinungen der Eigenschaften, welche man an den Menschen, oder andern uns bekannten Wesen, wahrnimmt. Diese Attribute setzen voraus, daß die Gottheit von allem, was der Mensch an sich, oder den, ihn umringenden Wesen, Schwachheit, und Unvollkommenheit nennt, frey sey. Sagen, daß Gott unendlich ist, heißt, wie man schon aus dem vorigen schließen kann, er sey nicht wie der Mensch, oder die übrigen uns bekannten Wesen, durch die Gränzen des Raums eingeschränkt: (19) Sagen, Gott sey ewig, heißt,

(19) Hobbes sagt: alles, was wir uns vorstellen können, ist endlich, mithin kann das Wort unendlich keine Vorstellung, keinen Begrif gewähren. S. Leviathan Kap. 3. Ein Theologe spricht aus dem nämlichen Ton: „Selbst das „Wort unendlich verwirrt, „sagt er, unsre Begriffe von „der Gottheit, und macht das „vollkommenste der Wesen, uns „gänz-

heißt, er habe nicht, wie wir, und alles, was sonst vorhanden ist, einen Anfang, und werde auch kein Ende haben. Sagen, Gott sey unveränderlich, heißt behaupten, er sey nicht, wie wir, und alles, was uns umgiebt, der Veränderung unterworfen. Sagen, Gott sey immateriell, heißt vorgeben, seine Substanz, oder sein Wesen, sey von einer Beschaffenheit, die wir keinesweges begreiffen, die aber, nothwendig, von allem, was wir kennen, durchaus verschieden seyn muß.

Aus diesem verworrenen Gemische negativer Eigenschaften, ist der theologische Gott, dieses metaphysische Trugbild, von welchem es den Menschen jederzeit ohnmöglich bleiben wird, sich einige Vorstellung zu machen, gebildet. In diesem abstracten Wesen, ist alles Unendlichkeit, Unermeßlichkeit, Geistigkeit, Allwissenheit, Ordnung, Weisheit, und zwar durchaus unbegränzt. Man glaubte, durch Zusammensetzung dieser schwankenden Worte, oder Modifikazionen, irgend etwas aufzustellen; man erweiterte diese Eigenschaften in Gedanken noch mehr, und glaubte nun einen Gott hervorgebracht zu haben, da man in der That doch immer eine unwesentliche Einbildung ausgeheckt hatte. Man bildete sich ein, jene Vollkommenheiten, oder Eigenschaften, müßten der Gottheit zukommen, weil sie durchaus keinem der, uns bekannten Wesen, zukämen. Man glaubte ein unbegreifliches Wesen, müsse aus unbegreiflichen Eigenschaften zusammengesetzt seyn. Und dieß ist denn nun

„gänzlich unbekannt; denn das „Wort unendlich ist eine bloße „Verneinung, welche etwas „andeutet, das weder Ende „noch Gränzen, nach Maas, „und mithin keine bestimmte „und festgesetzte Natur, und „zu Nichts einige Gemein„schaft hat." Er setzt hinzu: nur die Gewohnheit habe dieses Wort eingeführt, das uns sonst sinnlos, und als ein Widerspruch erscheinen würde. S. *Sherlocks Vindic. of trinity.* S. 77.

der Stoff, dessen sich die Theologie bedient, um das unerklärliche Phantom zusammen zu setzen, vor welchem sie dem menschlichen Geschlechte befiehlt, die Knie zu beugen.

Ein so schwankendes unbegreifliches, unerklärbares, und von allem, was sich die Menschen vorzustellen, und zu erkennen vermögen, entferntes Wesen ist, jedoch, nur wenig geschickt, ihre unruhigen Blicke auf sich zu heften. Ihr Geist muß durch Eigenschaften, die er im Stande ist, zu erkennen und zu beurtheilen, fest gehalten werden. Nachdem, also, die Theologie diesen metaphysischen Gott auf das feinste bestimmt, und von alle dem, was auf unsre Sinne wirkt, gänzlich verschieden gemacht hat, sieht sie sich genöthiget, ihm den Menschen hinwiederum näher zu bringen, von welchem sie denselben so weit entfernet hatte. Und so macht sie denn diesen Gott, durch die moralischen Eigenschaften, die sie ihm beylegt, wieder zum Menschen. Sie fühlt, daß die Menschen sich, ohne diesen Umstand, nicht würden überreden lassen, daß zwischen ihnen, und dem unbestimmten luftigen, schwankenden, unermeßlichen Wesen, welches man ihrer Anbetung vorhält, irgend einiges Verhältniß statt finden können. Sie sieht ein, daß dieser wunderbare Gott, nur höchstens die Einbildungskraft einiger Denker beschäftigen kann, deren Gehirn gewohnt ist, über Grillen zu brüten, und Worte für Wirklichkeiten zu nehmen; kurz sie sieht ein, daß es, für den größten Theil der materiellen Geschöpfe dieser Erde, eines Gottes bedarf, der gleichförmiger mit ihnen selbst, fühlbarer, und kenntlicher ist. Dem zu folge, wird die Gottheit, ohngeachtet ihres unaussprechlichen göttlichen Wesens, mit gewissen menschlichen Eigenschaften bekleidet. Ja man war weit entfernt, zu ahnden, wie unverträglich diese Eigenschaften mit einem Wesen seyn müßten, das man von dem Menschen so ganz verschieden gemacht hatte, und das, mithin, nichts von seinen Eigenschaften besitzen, und keinesweges mit ihm auf

gleiche

gleiche Weise modifiziret werden kann. Man sahe nicht ein, daß ein immaterieller, und mit keinen körperlichen Organen ausgerüsteter Gott, schlechterdings nicht wie ein materielles Wesen handeln, oder denken könnte, welches, durch seine besondere Organisation, jener Eigenschaften, Empfindungen, Willensäusserungen, und Tugenden fähig gemacht wird, die wir an demselben wahrnehmen. Die Nothwendigkeit, Gott seinen Geschöpfen näher zu bringen, machte, daß man über alle diese ausfallenden Widersprüche hinwegschlüpfte, und die Theologie beharret noch immer darauf, der Gottheit Eigenschaften beyzulegen, welcher sich der menschliche Geist vergebens bemühen würde begreifen, oder vereinigen zu wollen. Ihren Behauptungen zu folge, ist ein reiner Geist, die Bewegkraft der materiellen Welt; ein unermeßliches Wesen, kann den Raum ausfüllen, ohne jedoch die Natur daraus zu verdrängen; ein unveränderliches Wesen ist die Ursache der beständigen Veränderungen, welche sich in dieser Welt eräugnen; ein allmächtiges Wesen kann das Böse nicht verhindern, das ihm misfällt; die Quelle der Ordnung; so gezwungen, die Unordnung zu erlauben; mit einem Worte, die wunderbaren Eigenschaften des theologischen Gottes widersprechen sich in jedem Augenblicke.

Gleiche Widersprüche, und Unverträglichkeiten zeigen sich auch in den Vollkommenheiten, oder menschlichen Eigenschaften, welche man der Gottheit beylegen zu müssen glaubte, damit nur der Mensch sich von ihr einigermaßen wieder einen Begriff machen könnte. Jene Eigenschaften, von welchen man uns sagt, daß sie die Gottheit auf eine ganz **unterscheidende Weise** (eminenter) besitze, werden, in jedem Augenblicke, von entgegengesetzten Aeußerungen verdunkelt. Man behauptet, die Gottheit sey gütig. Güte ist eine bekannte Eigenschaft; denn wir können dieselbe an gewissen Wesen und unserer Gattung bemerken. Es ist uns natürlich, zu

wünschen, diese Eigenschaft besonders bey denenjenigen zu finden, von welchen wir abhängen. Man behauptet, die göttliche Güte zeige sich in allen seinen Werken. Wir eignen indessen diese Eigenschaft nur solchen Menschen zu, deren Handlungsweise durchaus wohlthätige Wirkungen auf uns hervorbringet. Besitzt der Herrscher der Natur Gute dieser Art? Ist er nicht der Urheber aller Dinge? Und müssen wir ihn, auf diesen Fall, nicht, nothwendiger Weise, auch als den Urheber alles Schmerzes und aller Krankheiten, der Seuchen, der Hungersnoth, und der Kriege, welche das menschliche Geschlecht verwüsten, ansehen? Wenn ich unter den peinlichsten Martern erliege, wenn ich in Krankheit und Elend schmachte, wenn Unterdrückung mich ohne Rettung zu Boden geworfen hat, wo ist alsdenn die Güte der Gottheit? Wenn schreckliche Zerrüttungen, wenn Wasserfluthen und Erdbeben, einen grossen Theil des, von uns bewohnten Welttheils einäschern, wo ist alsdenn die Güte dieser Gottheit, wo die schöne Ordnung, welche seine Weisheit in dieses Weltall gelegt haben soll? Wo sind die Beweise seiner wohlthätigen Versorge, wenn alles zu verkündigen scheint, daß das menschliche Geschlecht ihm nur zum Spiele dient? Was soll man von der Vaterliebe eines Gottes denken, der uns quält, der uns prüft, und nur beschäftigt ist, seine Kinder zu ängstigen? Was wird aus jenen, so ganz ohne Grund, angenommenen Endursachen, welche man uns, als die stärksten Proben eines höchstweisen, und allmächtigen Gottes verhält, der jedoch das Werk seiner Hände nicht anders zu erhalten weiß, als durch Zerstöhrungen, und ihm nicht auf einmal den erfoderlichen Grad von Vollkommenheit, und Selbstständigkeit zu geben vermocht hat? Man versichert uns, Gott habe die Welt, nur um des Menschen Willen, geschaffen, der seiner Absicht nach, unter ihm der König der Natur seyn solle. Schwacher Monarch! Ein Körnchen Sand, ein Paar Tropfen Galle, irgend einige, aus ihrer Stelle getretene

Feuch-

Feuchtigkeiten, zerstöhren dein Daseyn, und deine Herrschaft! Und doch läßt du dir den Wahn einkommen, ein gütiger Gott habe alles um deinetwillen gemacht! Du nennst die ganze Natur als dein Gebiete an, und vermagst dich doch nicht gegen den geringsten ihrer Streiche zu vertheidigen. Du schaffst dir einen Gott, ganz ausdrücklich für dich, denkst dir ihn, nur mit der Sorge für deine Erhaltung, und deine Glückseligkeit, beschäftigt, bildest dir ein, er habe alles für dich geschaffen, und diesen stolzen Voraussetzungen zu folge, behauptest du nun, er sey gütig. Siehest du nicht, daß sich seine vorgegebene Güte für dich, in jedem Augenblicke verläugnet. Siehst du nicht jene Thiere, welche du deiner Herrschaft unterworfen glaubst, deines gleichen zerreissen und auffressen? Siehest du nicht deine Mitmenschen vom Feuer verzehret, vom Ocean verschlungen, und Schlachtopfer der schrecklichen Verwüstung der Elemente, deren Ordnung du blindlings bewunderst? Siehest du nicht, daß du jene Kraft, welche du deinen Gott nennst, nur zu deinem Besten wirksam und nur für das Wohl der Menschheit geschäftig glaubst, die du dir, als gerührt von deinen Bitten, und geschmeichelt durch deine Unterwerfung vorstellest, auf keine Weise gut genennt werden kann, weil sie nothwendig wirkt. Selbst nach deinen eigenen Begriffen, ist dieser Gott die allgemeine Ursache aller Dinge, und muß, also, auf die Erhaltung des großen Ganzen bedacht seyn, von dem du ihn thörichter Weise unterscheidest. Mußt du dir nicht selbst dieses Wesen denken als den Gott der Meere, der Flüsse, der Berge, der Erdkugel, von der du nur eine so kleine Stelle einnimmst, und jener anderer Erden, welche du in den Gefilden des Raums sich um die alles erleuchtende Sonne drehen siehest? Höre also auf, nur dich allein in der Natur erblicken zu wollen; schmeichele dir nicht, daß das menschliche Geschlecht, welches sich, gleich dem Laube des Haynes, erneuert und verschwindet, nur allein der Gegenstand der Sorge, und Zärtlichkeit, jener

allge-

allgemeinen Kraft sey, welche, deiner Einbildung nach, das Schicksal aller Dinge in ihrer Hand trägt.

Was ist das menschliche Geschlecht, in Vergleichung mit der Erde? Was die Erde, in Vergleichung mit der Sonne? Was ist unsre Sonne, in Vergleichung jener Menge von Sonnen, welche in unermeßlichen Entfernungen das Gewölbe des unermeßlichen Himmelsraums erfüllen, nicht um die einen angenehmen Anblick zu gewähren, nicht wie du dir einbildest, um dich durch ihren Glanz zu erfreuen, sondern, um die Stelle einzunehmen, welche ihnen die Nothwendigkeit anweist. O schwacher, und eitler Mensch! Bleibe also, an deiner Stelle; erkenne überall die Wirkungen der Nothwendigkeit; erkenne, in deinen Freuden und Leiden, die verschiedenen Wirkungsarten, mit verschiedenen Beschaffenheiten begabter Wesen, deren Inbegrif die Natur ausmacht, und höre auf, der vorgeblichen Bewegursache derselben eine unstatthafte Güte, oder Bosheit, mit einem Worte, menschliche Eigenschaften, Vorstellungen, und Absichten, die nur bey dir, statt finden, zuzuschreiben.

Treß der Erfahrung, welche, in jedem Augenblicke, die wohlthätigen Rücksichten widerlegt, welche die Menschen ihrer Gottheit andichten, hört man doch nicht auf, sie gütig zu nennen. Wenn wir uns über die Zerrüttungen, und Leiden, beklagen, von welchen wir, so oft, die Opfer oder Zeugen sind, so versichert man uns, diese Uebel wären nur scheinbar; man sagt uns, wenn unser eingeschränkter Geist die Tiefen der göttlichen Weisheit, und die Schätze seiner Güte, erforschen könnte, so würden wir sehen, daß, jederzeit, aus dem, was wir übel nennen, das größte Gute hervorgehe. Ohngeachtet dieser kahlen Antworten können wir doch das Gute nie in etwas anders finden, als in Gegenständen, die uns auf eine, unserm gegenwärtigen Daseyn angenehme Art, rühren; und im

Gegen-

Gegentheil werden wir uns jederzeit gezwungen fühlen, in alle dem, Unordnung und Uebel zu fühlen, was uns, wenn auch nur auf eine vorüber gehende Weise, Schmerz verursacht. Wenn Gott der Urheber der Dinge ist, welche in uns zwey so entgegengesetzte Arten von Empfindungen, hervorbringen; so können wir nicht umhin, daraus zu schließen, daß er bald gut, bald böse ist; man müßte denn einräumen, daß er weder das eine, noch das andere sey, sondern durchaus nothwendig handele. Eine Welt, in welcher der Mensch so viel Leiden erfähret, kann ohnmöglich einem vollkommen gütigen Gott unterthan seyn; eine Welt, in welcher der Mensch so viel Gutes genießt, kann ohnmöglich von einem bösen Wesen beherrscht werden: man muß also entweder gleich mächtige, und einander entgegengesetzte Kräfte, annehmen, oder aber, einräumen, daß derselbe Gott, wechselsweise bald gut, bald böse ist, oder endlich gestehen, daß Gott nicht anders handeln kann, als er thut. Wird es nicht, in diesem letzterem Falle, als unnütz angesehen werden müssen, ihn zu verehren, und zu bitten? Dieser Gott wäre alsdenn nichts anders, als das Schicksal, oder die Nothwendigkeit der Dinge, oder doch wenigstens den unveränderlichen Gesetzen unterworfen, die er sich selbst aufgelegt hat.

Um Gott wegen der Leiden zu rechtfertigen, die er dem menschlichen Geschlechte widerfahren läßt, sagt man uns, er sey gerecht; und diese Leiden wären Strafen, die er wegen der, von den Menschen empfangenen Beleidigungen, auflege. Sonach hat, also, der Mensch die Macht seinem Gott eine unangenehme Stunde zu machen. Allein um jemanden beleidigen zu können, muß man Verhältnisse zwischen ihm, und demjenigen, welcher beleidigt wird, annehmen. Welche Verhältnisse können aber, zwischen schwachen Sterblichen, und dem unendlichen Wesen, das die Welt hervorgebracht hat, statt finden? Jemanden beleidigen, heißt die Summe seiner Glückse-

ligkeit vermindern, heißt ihn betrüben, ihn irgend einer Sache berauben, ihm eine unangenehme Empfindung verursachen. Wie, ist es möglich, daß der Mensch das Wohl des allmächtigen Herrschers der Natur, dessen Glückseeligkeit unveränderlich ist, im geringsten beeinträchtigen kann? Wie können physische Wirkungen eines materiellen Wesens auf eine materielle Substanz einfliessen, und ihr unbehägliche Empfindungen verursachen? Wie kann ein schwaches Geschöpf, das von Gott sein Wesen, seine Organisazion, sein Temperament erhalten hat, woraus seine Leidenschaften, seine Denk- und Handlungs-Weise, nothwendig, entstehen, wie kann ein solches Wesen, einer unwiderstehlichen Kraft entgegen handeln, die nie in Zerrüttung und Sünde einwilliget?

Ueberdieß, setzt, nach den Begriffen, welche wir davon haben, die Gerechtigkeit eine bleibende Neigung voraus, jedem zu geben, was ihm gebühret. Nun aber wiederholt uns die Theologie unaufhörlich, daß Gott den Menschen nichts schuldig sey; daß die Wohlthaten, welche er uns gewähret, freye Aeussierungen seiner Gnade sind, und daß er, ohne der Billigkeit zu nahe zu treten, über die Werke seiner Hände, nach Willkühr, zu schalten, ja sie so gar, wenn es ihm gefiele, in den Abgrund des Elends zu stürzen befugt sey. Ich gestehe, ich kann hierinn nicht einen Schatten von Gerechtigkeit entdecken; ich sehe blos die grösste Tyranney und den schrecklichsten Misbrauch der Macht. Und sehen wir nicht allenthalben die Unschuld leiden, die Tugend in Thränen, das Laster triumphirend und belohnt, und das alles unter der Regierung eines Gottes, dessen Gerechtigkeit man uns so rühmt? (20) Diese Leiden, sagt man uns, sind vorübergehend, und dauern nur einige Zeit! Wohl dem, euer Gott ist, also, doch auf einige Zeit ungerecht. Es geschieht zu ihrem Besten, sagt ihr, daß er seine Freunde bisweilen züchtige. Aber, wenn er gütig ist, kann er

es

es geschehen lassen, daß seine Freunde selbst, auch nur auf kurze Zeit, von Leiden niedergedrückt werden? Wenn er alles weiß, was braucht er erst Günstlinge auf die Probe zu stellen, von denen er nichts zu befürchten hat? Wenn er wirklich allmächtig ist, könnte er ihnen nicht jene unglücklichen Vorfälle ersparen, und ihnen eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren? Wenn seine Allmacht unerschütterlich ist, was gehen ihn jene eitlen Verschwörungen an, welche die Feinde seines Nahmens wider ihn zu beginnen versuchen.

Wo ist der gütevolle, und wohlwollende Mensch, der nicht, von ganzem Herzen, wünschte, seine Nebenmenschen glücklich zu wissen? Wenn Gott alle menschliche Wesen an Güte übertrift, warum bedient er sich nicht seiner unendlichen Allmacht, sie alle glücklich zu machen? Wir sehen jedoch, daß, auf der Erde, beinahe kein einziger Ursache hat, mit seinem Schicksaale zufrieden zu seyn. Gegen einen Sterblichen im Wohlstande, sieht man **Millionen**, welche leiden. Gegen einen Reichen, der im Ueberfluß lebt, giebts viele hundert Arme, denen es an allem Nothdürftigen gebricht. Ganze Nationen seufzen unter der drückendsten Noth, um die Leidenschaften einiger Fürsten, einiger Großen zu befriedigen, welche, troz allen Bedrückungen, die sie sich erlauben, doch um nichts glücklicher werden. Mit einem Worte, unter einem allmächtigen Gott, dessen Güte keine Gränzen hat, wird die Erde mit Thränen von Unglücklichen befeuchtet? Was antwortet man auf das alles? Man sagt uns ganz kalt, die göttlichen Gerichte

(20) Dies deficiet si velim numerare, quibus bonis male evenerit; nec minus si commemorem, quibus malis optime.

Cic. de Nat. Deor. lib. 3.

Wenn ein tugendhafter König den Ring des Gyges besäße, das heißt, die Kunst besäße, sich unsichtbar zu machen, würde er sich nicht desselben bedienen, um allen Mißbräu-

richte sind unerforschlich. Ist das der Fall, so frage ich, wie man sich alsdenn noch anmaaßen kann, Schlüsse auf Schlüsse zu bauen. Welchen Grund habt ihr, der Gottheit Vorzüge zuzuschreiben, die ihr nicht erforschen könnt? Welchen Begrif seyd ihr im Stande euch von einer Gerechtigkeit zu machen, die mit der Gerechtigkeit eines Menschen so gar nichts gemein hat?

Man sagt uns, die göttliche Gerechtigkeit werde durch seine Gnade, Barmherzigkeit, und Güte im Gleichgewicht erhalten. Aber was versteht man unter Gnade? Ist sie nicht eine Ausnahme von den strengen Vorschriften einer genauen, und unverbrüchlichen Gerechtigkeit, welche macht, daß man Jemanden eine verdiente Strafe erläßt? Bey einem Fürsten, ist Gnade, entweder eine Verletzung der Gerechtigkeit, oder eine Ausnahme von einem zu harten Gesetze. Können denn aber die Gesetze eines unendlich gütigen, billigen, und weisen Gottes, zu strenge seyn; und wenn er denn selbst durchaus unveränderlich ist, wie kann er in irgend einem Augenblicke sich selbst entgegen handeln? Wir billigen freylich die Gnade an einem Fürsten, wenn seine Neigung dazu, der Gesellschaft nicht schädlich wird; ja wir schätzen ihn sogar um dieser Eigenschaft willen, weil sie ein Beweiß seiner Menschlichkeit und Güte, und ein Zeichen einer mitleidigen, theilnehmenden, großmüthigen Seele ist; Eigenschaften, welche wir, bey unsern Oberherren, weit vorzüglicher finden, als Strenge, Härte und Unbiegsamkeit.

bräuchen abzuhelfen, die Rechtschaffenen zu belohnen, den Entwürfen der Bösen, zuvorzukommen; mit einem Worte, die Ordnung in seinem Staate herrschen zu lassen? Gott ist ein allmächtiger, und unsichtbarer Monarch, und doch sind seine Staaten die Bühne des Lasters und der Unordnung, und er denkt nicht einmal daran, dem allen, im geringsten, abzuhelfen.

keit. Ueberdies sind die menschlichen Gesetze mangelhaft; sie sind in verschiedenen Fällen zu streng; sie können nicht alle Umstände und Fälle voraussehen; die Strafen, welche sie bestimmen, sind nicht immer gerecht, und den Verbrechen angemessen. Nicht so die Gesetze eines Gottes, den man als höchst gerecht, und weise annimmt; seine Gesetze müssen so vollkommen seyn, daß sie nie einige Ausnahme gestatten können; die Gottheit kann mithin denselben nie in einzelen Fällen zuwider handeln, ohne ihre unveränderliche Billigkeit zu verletzen.

Das künftige Leben ist nur darum ausgedacht worden, um der göttlichen Gerechtigkeit heraus zu helfen, und sie wegen der Uebel zu rechtfertigen, welche sie in dieser Welt, oft seinen größten Günstlingen, widerfahren läßt. Dort, sagt man, wird der himmlische Monarch seinen Auserwählten die unveränderliche Glückseligkeit gewähren, welche er ihnen hienieden versagt hat. Dort wird er diejenigen, welche er liebt, wegen der vorübergehenden Ungerechtigkeiten, und bittern Prüfungen schadlos halten, welchen er sie auf der Erde unterworfen hat. Allein ist diese Erfindung im geringsten geschickt, uns deutliche und passende Begriffe, zur Rechtfertigung der Versehung an die Hand zu geben? Wenn Gott seinen Geschöpfen nichts schuldig ist, welchen Grund haben sie, ein besseres und dauerhaftes Glück zu erwarten, als welches ihnen gegenwärtig zu Theil geworden ist? Ey diese Hofnung, sagt man, gründet sich auf göttliche Versprechungen, welche in den von ihm geoffenbarten Orakeln enthalten sind. Hier, ist es denn auch vollkommen gewiß, daß jene Oracel von ihm herstammen? — Uebrigens rechtfertigt auch die Voraussetzung eines künftigen Lebens, die Gottheit keinesweges in Ansehung einer, wenn schon nur vorübergehenden Ungerechtigkeit. Und jede Ungerechtigkeit, gleich viel, ob von längerer oder kürzerer Dauer, zerstöhrt ja doch offenbahr jene Unveränder-

lichkeit, die man der Gottheit beylegt. Ist endlich nicht ein allmächtiges Wesen, welches man zum Urheber aller Dinge macht, selbst die erste Ursache der Beleidigungen, welche gegen dasselbe wenigstens mit seiner Einwilligung begangen werden? Ist ein solcher Gott nicht der wahre Urheber des Bösen, oder der Vergehungen, welche er zuläßt, da er sie doch verhindern könnte; und kann er in diesem Fall, ohne offenbahre Ungerechtigkeit, diejenigen strafen, welche sich jener Vergehungen schuldig machen?

Man wird hierdurch schon im voraus die Menge Widersprüche, und ausschweifenden Voraussetzungen, bemerken, zu welchen die Attribute, mit denen die Theologie ihren Gott ausrüstet, nothwendig führen müssen. Ein Wesen, das zugleich mit so widersprechenden Eigenschaften begabt, erscheint, muß jederzeit unerklärlich bleiben, kann keine andern Begriffe darbieten, als solche, die einander wechselsweise aufheben; und bleibt also blos ein Geschöpf unsrer Einbildung. Dieser Gott, sagt man, hat Himmel und Erde, und alle darinn enthaltene Wesen, blos zu seiner Ehre erschaffen. Aber, kann ein über alle Wesen erhabener Herrscher, der, in der ganzen Natur, weder Mitwerber, noch seines Gleichen hat, der mit keinem seiner Geschöpfe verglichen werden darf, kann ein solcher den geringsten Trieb nach Ehre, oder Ruhm empfinden? Kann er befürchten, in den Augen ihm ähnlicher Wesen erniedriget zu werden? Bedarf er der Achtung, der Huldigung, der Bewunderung der Menschen? Die Ruhmbegierde ist bey dem Menschen nichts anders, als das Bestreben, seinen Nebenmenschen einen hohen Begriff von uns beyzubringen. Diese Leidenschaft ist lobenswürdig, weil sie uns zu manchen nützlichen, und großen Unternehmungen anreitzt. Aber öfterer noch, ist sie eine bloße Schwäche unsrer Natur, und nichts als der Wunsch, uns über Wesen zu erheben, mit denen wir in einer Reihe stehen. Die Gottheit, welche man uns schildert, muß

von dieser Leidenschaft durchaus frey seyn. Sie hat nicht ihres Gleichen; hat keine Nebenbuhler; kann nicht durch die Begriffe, die man von ihr hegt, beleidigt werden; ihre Macht ist nicht der geringsten Einschränkung unterworfen; nichts kann ihre höchste Glückseligkeit stöhren. Folgt nicht aus allem diesen nothwendig, daß die Gottheit auf keine Weise der Begierde nach Ehre und Ruhm fähig sey, und von dem Lobe und der Achtung der Menschen, nicht im geringsten gerührt werden kann? Wenn dieser Gott auf seine Rechte, auf seine Ansprüche, auf seinen Rang, auf seinen Ruhm so eifersüchtig ist, warum gestattet er, daß so viele Menschen ihn beleidigen? Warum läßt er es geschehen, daß so viele andere eine nachtheilige Meynung von ihm hegen? Warum finden sich so gar welche, die die Kühnheit haben, ihm den Weyhrauch zu versagen, der ihm gebühren soll? Wie kann er erlauben, daß ein Sterblicher, wie ich, seine Rechte, seine Ansprüche, ja selbst sein Daseyn in Zweifel ziehe? Das geschieht, wird man sagen, weil du seine Gnade misbrauchst. Aber warum erlaubt er, daß ich diese Gnade misbrauche? Oder, warum ist die, mir verliehene Gnade, nicht hinreichend, mich seinen Absichten gemäß handeln zu lassen? Die Ursache hiervon ist, weil er dich frey geschaffen hat. Aber, warum hat er mir eine Freyheit gestattet, von der er voraus sehen mußte, daß ich sie misbrauchen würde? Ist denn also eine Fähigkeit, die mich in den Stand setzt, seiner Allmacht zu widerstreben, ihm seine Anhänge abspenstig und mich selbst ewig unglücklich zu machen, ein seiner Güte würdiges Geschenk? Würde es nicht für mich besser gewesen seyn, nie das Daseyn erblickt, oder wenigstens in die Klasse der Thiere oder Steine gestellt worden zu seyn, als, ohne mein Zuthun, verständigen Geschöpfen zugesellt worden zu seyn, um unter ihnen von der unseligen Fähigkeit Gebrauch zu machen, mich ohne Rettung durch Beleidigung, oder Verkennung des höchsten Herrschers meiner Schick-

sale, elend zu machen? Würde Gott nicht seine allmächtige Güte, in Ansehung meiner, weit besser gezeigt, und auch seinen Ruhm weit kräftiger befördert haben, wenn er mich gezwungen hätte, ihm meine Huldigung zu bezeugen, und dadurch eine unaussprechliche Glückseligkeit zu verdienen?

Das so grundlose System der menschlichen Freyheit, welches wir in dem vorigen bestritten haben, ist offenbar, nur ausgesonnen worden, um den Urheber der Natur gegen den erheblichen Vorwurf zu sichern, daß er der Urheber, die Quelle, und die erste Ursache der Verbrechen seiner Geschöpfe ist. Kraft dieses traurigen unseligen Geschenks, von der Hand eines gütigen Gottes, wird der größte Theil der Menschen den sonderbaren Begriffen der Theologie zu Folge, ewig um Vergehungen willen gestraft, die sie sich in dieser Welt zu Schulden kommen lassen. Ausgesuchte und unendliche Martern, werden durch die Gerechtigkeit eines gnadenreichen Gottes, über hinfällige Geschöpfe verhängt, und das wegen vorübergehender Verbrechen, wegen falscher Schlüsse und willkührlicher Irrthümer, nothwendiger Leidenschaften des Temperaments, welches eben dieser Gott ihnen gab, der Umstände, in welche er sie setzte; oder aber, wenn man will, wegen eines Misbrauchs jener vorgeblichen Freyheit, die ein alles voraus sehender Gott nie Wesen hätte zutheilen sollen, die fähig waren dieselbe zu misbrauchen. Würden wir wohl einen Vater, gütig, vernünftig, gerecht, nachsichtig, mitleidig nennen, der die Hand eines ausgelassenen Kindes, dessen Unvorsichtigkeit ihm bekannt wäre, mit einem gefährlichen und schädlichen Werkzeuge bewafnete; und nun das Kind, während seiner ganzen Lebenszeit bestrafte, wenn es sich selbst damit verwundet hätte? Würden wir einen Fürsten gerecht, gnädig und mitleidig nennen, der ohne zwischen Strafe und Beleidigung das gehörige Maas zu beobachten, einen seiner

Unter-

Unterthanen zu unaufhörlichen Martern verurtheilte, weil dieser in der Trunkenheit die Eitelkeit des Fürsten gewissermaaßen beleidiget hätte, ohne ihm jedoch irgend einigen wahren Schaden zuzufügen, besonders wenn dieser Fürst jenem Unglücklichen diesen Rausch selbst zugezogen hätte? Würden wir wohl einen Monarchen als allmächtig ansehen, dessen Staaten sich in einer solchen Anarchie befänden, daß, einige wenige getreue Unterthanen ausgenommen, alle übrige in jedem Augenblicke seine Gesetze verachten, ihn selbst beschimpfen, und seine Befehle und Unternehmungen rückgängig und unkräftig machen könnten? Gestehet es also nur, ihr Theologen, daß euer Gott nichts weiter ist, als eine Zusammenhäufung von Eigenschaften, welche ein Ganzes ausmachen, von dem euer Verstand eben so wenig etwas zu begreifen im Stande ist, als der meinige. Immer nur bemüht, diesen Gott mit unverträglichen Eigenschaften zu überladen, habt ihr daraus ein wahres Phantom gemacht, dessen erkünsteltes Daseyn alle eure mannigfaltigen Hypothesen nicht zu retten, oder zu fristen vermögen.

Man antwortet indessen, in Ansehung dieser unerklärbaren Schwierigkeiten, daß die Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, der Gottheit so eigenthümliche, und den unsrigen so wenig ähnliche Eigenschaften wären, daß sie mit eben diesen Eigenschaften, wie sie bey Menschen gefunden werden, gar kein Verhältniß und Aehnlichkeit hätten. Aber, erwiedere ich, wie kann ich mir denn von diesen göttlichen Vollkommenheiten einen Begriff machen, wenn sie gar nichts Gleiches mit eben diesen Tugenden haben, welche ich bey meinen Mitmenschen wahrnehme; oder mit der gleichnamigen Gemüthsstimmung, welche ich in mir selbst empfinde? Wenn nun die Gerechtigkeit Gottes nicht die Gerechtigkeit der Menschen ist; wenn sie sich auf eine solche Weise äußert, welche die Menschen Ungerechtigkeit nennen; wenn seine Güte, seine Gnade, sei-

ne Weisheit, sich nicht durch Zeichen äußert, an welchen wir diese Eigenschaften erkennen; wenn, alle diese göttlichen Eigenschaften, den angenommenen menschlichen Begriffen davon, entgegen sind; wenn, in der Theologie, alle menschliche Begriffe verdunkelt, oder umgekehrt werden; wie können Sterbliche von gleicher Beschaffenheit, wie ich, sich anmaaßen, jene göttlichen Eigenschaften zu verkündigen, zu verstehen, und andern zu erklären? Vermag die Theologie dem menschlichen Verstande die unaussprechliche Gabe mitzutheilen, zu begreifen, was Niemand anders zu begreifen im Stande ist? Kann sie ihren Anhängern die wunderbare Fähigkeit verschaffen, von einem Gotte bestimmte Begriffe zu haben, der aus so viel widersprechenden Eigenschaften zusammen gesetzt ist? Mit einem Worte, ist vielleicht der Theologe selbst ein Gott?

Man will uns den Mund dadurch stopfen, daß man sagt: Gott selbst habe gesprochen, und sich den Menschen bekannt gemacht. Aber, wenn und mit wem hat dieser Gott gesprochen? Wo sind seine göttlichen Orakel? Hundert Stimmen erheben sich auf einmal; hundert Hände halten sie mir auf einmal in abgeschmackten und widersprechenden Sammlungen vor. Ich laufe dieselben durch, und finde überall, daß der Gott der Weisheit, sich einer höchst dunklen, verfänglichen und unvernünftigen Sprache bedienet hat. Ich sehe, daß der Gott der Güte, grausam und blutdürstig, der Gott der Gerechtigkeit ungerecht und parthenisch gewesen, und Uebelthaten befohlen hat; daß der Gott der Barmherzigkeit den unglücklichen Schlachtopfern seines Zornes die abscheulichsten Strafen bereitet. Und überdieß, welche Schwierigkeiten dringen sich uns nicht auf, wenn es darauf ankömmt, die vorgegebenen Offenbahrungen einer Gottheit außer Zweifel zu setzen, welche in den beyden Abtheilungen ihrer Urkunde, nie die nämliche Sprache geführt hat,

die sich in so verschiedenen Gegenden, so oft und jederzeit so verschieden, erklärt hat, daß sie sich überall, nur einzig und allein in der Absicht gezeigt zu haben scheint, um den menschlichen Geist in die allerseltsamste Verlegenheit zu setzen.

Die Verhältnisse, welche man zwischen den Menschen und ihrem Gotte annimmt, können sich blos auf die moralischen Eigenschaften dieses Gottes gründen. Wenn diese moralischen Eigenschaften den Menschen nicht bekannt sind, so können sie ohnmöglich den Menschen zum Muster dienen. Diese Eigenschaften müssen nothwendig von einer bekannten Beschaffenheit seyn, um nachgeahmt werden zu können. Wie kann ich einen Gott nachahmen, dessen Güte und Gerechtigkeit der meinigen keinesweges gleichet, oder vielmehr demjenigen, was ich Güte, und Gerechtigkeit nenne, schnurstracks entgegen gesetzt ist? Wenn Gott nichts von dem ist, was wir sind; wie können wir uns vorsetzen, ihm auch nur in der Entfernung nachzuahmen, ähnlich zu werden, und ein Betragen anzunehmen, welches, um ihm wohlgefällig zu seyn, dem seinigen nachgebildet seyn muß. Und was können wir für Bewegungsgründe zu der Verehrung, Demüthigung, und dem Gehorsam haben, welchen wir der Gottheit, wie man vorgiebt, schuldig seyn sollen; wenn diese sich nicht auf seine Güte, seine Wahrhaftigkeit, seine Gerechtigkeit, mit einem Worte, auf solche Eigenschaften gründen, welche wir zu erkennen im Stande sind? Wie ist es möglich, zu klaren Vorstellungen davon zu gelangen, wenn diese Eigenschaften bey Gott nicht von gleicher Beschaffenheit sind, wie bey uns?

Ohne Zweifel, wird man uns sagen, es könne zwischen dem Schöpfer und seinem Werke keine Vergleichung statt finden; der Thon sey nicht berechtiget, den Töpfer zu fragen: **warum hast du mich also gebildet?** Aber,

wenn zwischen dem Werkmeister und seinem Werke keine Vergleichung statt findet, wenn zwischen beyden nicht die geringste Analogie gedenkbar ist, welche Verhältnisse bleiben alsdenn zwischen ihnen noch übrig? Wenn Gott unkörperlich ist, wie kann er auf Körper wirken; oder wie können körperliche Wesen auf ihn wirken; wie ihn beleidigen; seine Ruhe stöhren; ihn zum Zorn reitzen? Wenn der Mensch, in Beziehung auf Gott, nur ein irdenes Gefäß ist, so ist dieses Gefäß seinem Töpfer wegen der ihm verliehenen Gestalt, weder Gebete noch Danksagungen schuldig. Wenn dieser Töpfer gegen sein Gefäß aufgebracht ist, weil es schlecht gebildet, oder zu dem Gebrauche, welchem er es bestimmte, unfähig ist; so kann der Töpfer, wenn er vernünftig ist, auf Niemanden, als auf sich selbst, wegen jener Mängel ungehalten seyn. Allerdings kann er das Gefäß zerbrechen; aber dieses letztere kann ihn auch keinesweges daran verhindern. Es hat weder Beweggründe, noch Mittel seinen Zorn zu besänftigen; es muß sich nothwendig seinem Schicksale unterwerfen, und der Töpfer würde im höchsten Grade unvernünftig handeln, es zu strafen, statt es von neuem zu bilden, und ihm eine andere, den Absichten, die er mit ihm hat, gemäßere Gestalt zu geben.

Man sieht, daß diesen Begriffen zu Folge, die Menschen eben so wenig Verhältnisse mit Gott haben, als die Steine. Aber wenn Gott dem Menschen nichts schuldig ist; wenn er einer Seits nicht gehalten ist, sich gegen sie gerecht, oder gütig zu bezeigen; so können die Menschen auch ihrer Seits ihm nichts schuldig seyn. Wir wissen von keinen Verhältnissen zwischen Wesen irgend einer Art, die nicht gegenseitig wären. Die Pflichten der Menschen gegen einander, gründen sich auf ihre gegenseitigen Bedürfnisse. Wenn Gott der Menschen nicht bedarf, so kann Gott den Menschen nichts schuldig seyn, und die Menschen können hinwiederum Gott keinesweges belei-

beleidigen. Die Oberherrschaft Gottes, kann sich mithin nur auf das Gute gründen, welches er den Menschen erzeiget; und die Pflichten der Menschen gegen Gott, können keine andern Bewegungsgründe haben, als die Hofnung der Glückseligkeit, welche sie von ihm erwarten. Wenn er ihnen diese Glückseligkeit nicht schuldig ist; so verschwinden auf einmal alle die Verhältnisse, und es ist an keine Pflicht mehr von ihrer Seite zu denken. Man mag also das System der Theologie betrachten, von welcher Seite man will, so findet man, daß es überall mit sich selbst im Widerspruch steht. Wird die Theologie nie einsehen, daß, jemehr sie sich bestrebt, ihren Gott zu erheben, und seine Größe über alle Gränzen zu erweitern, sie diesen Gott nur für uns noch unbegreiflicher macht? Daß jemehr sie ihn von den Menschen entfernt, oder jemehr sie diesen letztern erniedriget, sie in eben dem Maaße die Verhältnisse untergräbt, welche sie zwischen Gott und den Menschen voraussetzt? Wenn der Beherrscher der Natur ein unendliches und von unserer Gattung durchaus verschiedenes Wesen ist; wenn der Mensch in seinen Augen nur ein Wurm oder Staub ist; so folgt offenbahr, daß zwischen, so durchaus ungleichförmigen Wesen, keine **moralischen Verhältnisse** statt finden können; und eben so einleuchtend muß es dann auch scheinen, daß das von ihm gebildete **Gefäß** nicht mit ihm rechten, oder sich von seinem Schöpfer Begriffe machen kann.

Eben diese zwischen den Menschen, und zwischen Gott angenommenen Verhältnisse, sind jedoch der Grund alles Gottesdienstes und aller Verehrung. Nichts destoweniger sind offenbar alle Religionen der Welt auf einen despotischen Gott gebaut. Aber ist nicht Despotismus eine ungerechte und vernunftwidrige Macht? Der Gottheit die Ausübung einer solchen Macht zuschreiben, heißt das etwas anders, als ihre unendliche Güte, Gerechtig-

keit, und Weisheit untergraben. Immer werden die Menschen bey dem Anblick der Uebel, von welchen sie in dieser Welt befallen werden, ohne ergründen zu können, wodurch sie den göttlichen Zorn gegen sich gereitzt haben sollen, in Versuchung kommen, den Herrscher der Natur, als einen morgenländischen Despoten anzusehen, der seinen Unterthanen nichts schuldig ist; ihnen von seinem Verfahren keine Rechenschaft zu geben braucht; nicht gehalten ist, den Gesetzen nach zu gehen; selbst seiner Seits von den Vorschriften frey ist, welche er andern auflegt; mithin, so viel er will, ungerecht seyn darf, und zugleich befugt ist, seine Rache über alle Gränzen hinauszutreiben. Die Theologen haben daher so gar behauptet, Gott könne, wenn es ihm beliebe, die Welt zerstöhren, und wieder in das Chaos zurück stürzen, aus welchem er sie hervorgezogen habe; und doch rühmen uns eben diese Theologen, die Ordnung und wunderbare Einrichtung dieses Weltalls, als den überzeugendsten Beweiß des Daseyns ihrer Gottheit! (21)

Offenbar setzt denn, also, die Theologie unter die Anzahl der göttlichen Eigenschaften, das eigenthümliche, und ganz besondere Vorrecht, allen Gesetzen der Natur, und Vernunft, entgegen zu handeln. Und doch beruft man sich auf eben diese Vernunft, Gerechtigkeit, Weisheit und Wahrhaftigkeit der Gottheit in Erfüllung ihrer Versprechungen, um darauf den ihr schuldigen Dienst, und die moralischen Verbindlichkeiten der Menschen zu gründen. Welches Meer von Widersprüchen! Ein Wesen, das alles vermag, und Niemanden etwas schuldig ist;

(21) „Es läßt sich wenigstens denken, sagt D. Gastrell, daß Gott das Weltall zerrütten und wieder in das Chaos zurückstürzen könne.„ Man sehe deßen Defense de la religion tant naturelle que révélée.

ist; das, kraft seiner ewigen Rathschlüsse, seine Geschöpfe erwählen, oder verwerfen, zur Glückseeligkeit oder zum Elende bestimmen darf; das befugt ist, sie als ein Spiel seiner Launen zu behandeln, und ohne Grund zu ängstigen; das sich sogar erlauben darf, wenn es ihm beliebt, die Welt zu zerstöhren, und zu zernichten, ist ein solches Wesen wohl etwas anders, als ein Tyrann, oder ein feindseliger Geist? Kann etwas abscheulicher seyn, als die unmittelbaren Folgerungen, die sich aus jenen ungeheuern Begriffen herleiten lassen, welche uns diejenigen von der Gottheit machen, die uns auffodern, dieselbe zu lieben, ihr zu dienen, sie nachzuahmen, und ihren Befehlen zu gehorchen? Würde es nicht tausendmahl besser seyn, von einer blinden Materie, einer unverständigen Natur, von dem Zufall oder dem Nichts, von einem steinern oder hölzernen Götzen abzuhängen, als von einem Gotte, den man sich vorstellt, daß er seinen Geschöpfen Fallen legt, sie zu sündigen locket, ihnen Verbrechen begehen läßt, welche er verhindern könnte, nur um das grausame Vergnügen zu haben, sie zu bestrafen, und zwar ohne alles Maaß, ohne Nutzen für sich selbst, und ohne Besserung für die Unglücklichen, deren Beyspiel nicht einmahl mehr dazu dienen kann, andere von gleichen Verbrechen zurück zu halten. Ein finsterer Schrecken muß, nothwendig, die Folge der Vorstellung eines solchen Wesens seyn. Seine Macht, wird uns freylich einige knechtische Demüthigungen abzwingen; wir werden es gütig nennen, um ihm zu schmeicheln, oder seine gehäßigen Gesinnungen zu entwafnen, aber so lange nicht das Wesen der Dinge umgekehrt wird, kann ein solcher Gott uns nie wahre Liebe einflößen, wenn wir daran denken, daß er uns nichts schuldig ist; daß er die Befugniß hat, ungerecht zu seyn, daß er seine Geschöpfe strafen kann; weil sie die Freyheit gemisbraucht, die er ihnen verliehen, oder von der Gnade, die er ihnen versagt hat, keinen Gebrauch gemacht haben.

Durch

Durch die Voraussetzung, also, daß Gott, gegen uns, durch keine Beziehung gebunden sey, werden alle Gründe der Gottesverehrung offenbar untergraben. Eine Theologie, welche behauptet, Gott habe die Menschen schaffen können, um sie ewig unglücklich zu machen, zeigt uns einen gehäßigen Dämon, dessen Uebelwollen ein unbegreiflicher Abgrund ist, und die Grausamkeit der allerverworfensten Wesen unserer Gattung noch unendlich übertrift. Und so ist der Gott beschaffen, welchen man dem menschlichen Geschlechte zum Muster aufzustellen sich erdreistet. So ist die Gottheit beschaffen, welche ganze Nationen anbeten, die sich für die aufgeklärtesten aller Völkerschaften halten.

Und doch ist es der moralische Charakter der Gottheit, das heißt, ihre Güte, ihre Weisheit, ihre Gerechtigkeit, ihre Liebe der Ordnung, auf welche man unsere Moral, oder die Wissenschaft der Pflichten, welche wir dem Wesen unsrer Gattung schuldig sind, zu gründen pflegt. Aber, da die Vollkommenheiten, und gütigen Gesinnungen dieser Gottheit sich sehr oft verläugnen, und Aeußerungen des Uebelwollens, der Ungerechtigkeit, und der grausamsten Härte Platz machen; so kann man nicht umhin, das Betragen derselben, in Rücksicht der ihr beygelegten verschiedenen Handlungsweise, veränderlich, eigenwillig, ungleich, und mit sich selbst in Widerspruch zu finden. In der That, zeigt sich diese Gottheit dem menschlichen Geschlechte, bald günstig, bald wieder eben so geneigt ihnen zu schaden; bald ist sie der Vernunft, und der Glückseeligkeit der Gesellschaft hold, bald untersagt sie wieder allen Gebrauch der erstern, ist eine Feindinn jeder Tugend und freuet sich, die Gesellschaft zerrüttet zu sehen. Die durch Furcht niedergedrückten Sterblichen, wagen es jedoch keinesweges, auch nur in Gedanken ihren Gott ungerecht, oder böse zu schelten, oder einzugestehen, daß er sie berechtige es gleichfalls zu seyn.

seyn. Sie leiten aus dem allen bloß die Folge her, daß alles, was sie in Gemäßheit seiner vorgeblichen Befehle, oder in der Absicht, ihm zu gefallen, vornehmen, jederzeit gut sey, wie schädlich es auch in den Augen der Vernunft erscheinen möge. Sie sehen ihn, als denjenigen an, in dessen Macht es steht, Recht und Unrecht zu schaffen; das Gute in Böses, und Böses in Gutes; Wahrheit in Irrthum, und Irrthum in Wahrheit zu verwandeln. Mit einem Worte, sie gestehen ihm das Recht zu, das ewige Wesen der Dinge zu verändern; sie erheben ihn über die Gesetze der Natur, der Vernunft und der Tugend; sie glauben nie unrecht handeln zu können, wenn sie seine abgeschmacktesten, ungeräumtesten, der Vernunft und dem gesunden Verstande entgegen stehendsten, und der Ruhe der Gesellschaft gefährlichsten Vorschriften befolgen. Bey der Herrschaft solcher Grundsätze dürfen wir nicht über die Abscheulichkeiten erstaunen, welche die Religion über die Erde gebracht hat. Die grausamste Religion war diejenige, welche ihren Grundsätzen am getreuesten war. (22)

Wenn die Moral, auf den, nichts weniger als moralischen Charakter eines Gottes gegründet wird, dessen Betra-

(22) Die Religion des neuern Europa, hat offenbar mehr Verwüstungen, und Unruhen gestiftet, als irgend ein andrer bekannter Aberglaube; und hierinne, war sie durchaus ihren Grundsätzen getreu. Vergebens predigt man Duldsamkeit, und Milde, im Nahmen eines despotischen Gottes, der auf die Huldigung der Erde ein ausschliessendes Recht hat, und auf seine Ehre höchst eifersüchtig ist; welcher will, daß man durchaus gewisse Lehren annehmen soll; um irriger Meynungen willen, auf das grausamste, straft; und von seinen Anbetern den heißesten Eifer für seine Rechte verlangt. Ein solcher Gott, muß jeden, welcher den einmahl angenommenen Grundsätzen nachlebt, zu einem verfolgungssüchtigen Schwärmer machen. Die heutige Theologie, ist ein verfeiner;

Betragen so wechselnd ist; so kann der Mensch nicht wissen, woran er sich, in Ansehung seiner Pflichten, gegen diesen Gott, oder gegen sich selbst, oder gegen andere, zu halten hat. Nichts konnte, also, gefährlicher seyn, als ihn zu überreden, es gebe ein, über die Natur erhabenes Wesen, vor welchem die Vernunft schweigen müsse, und welchem man, um dereinst glücklich zu seyn, alles hienieden aufopfern müsse. Seine vorgeblichen Befehle, und sein Beyspiel, musten nothwendig stärker seyn, als die Befehle einer menschlichen Moral. Die Anbeter dieses Gottes, konnten der Stimme der Natur, und des gesunden Verstandes nie Gehör geben, als wenn sie, zufälliger Weise, mit den Einfällen ihres Gottes übereinkam, welchen man die Macht beylegte, die unveränderlichen Verhältnisse der Wesen vernichten, Vernunft in Thorheit, Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit, Tugend in Laster, verwandeln zu können. Von diesen Begriffen eingenommen, wird der religiös Gesinnte nie die Befehle, und das Verfahren, des himmlischen Herrschers, nach den gewöhnlichen Regeln, und Grundsätzen, beurtheilen. Jeder Schwärmer, den man von demselben inspirirt glaubt, und der vorgiebt, berufen zu seyn, seine Aussprüche zu erklären, wird das Recht haben, Menschen

nertes Gift, welches durch die Wichtigkeit, die man darauf legt, alles anstecken muß. Die heutigen Theologen sind, Dank ihren metaphysischen Grübelenen, aus System abgeschmackt und bösartig. Ihre verhaßten Begriffe von der Gottheit einmahl vorausgesetzt, war es ohnmöglich ihnen begreiflich zu machen, daß sie menschenfreundlich, billig, friedlich, nachsehend, duldsam, gesinnt zu seyn, verbunden wären. Immer sagten, und bewiesen sie, daß diese menschlichen und geselligen Tugenden, da, wo es der Religion gelte, gar nicht in Betrachtung kämen, und in den Augen des himmlischen Herrschers, dem alles aufgeopfert werden müsse, Verrätherey, und Verbrechen seyn würden.

schen von dieser Denkungsart ihre Vernunft zu rauben, und sie zu Verbrechen zu verleiten. Denn die erste Pflicht eines Frömmlings ist, seinem Gotte jederzeit ohne Murren, zu gehorchen.

Dieß sind die traurigen und nothwendigen Folgen des moralischen Charakters, welche man der Gottheit beylegt, und der Meynung, welche die Menschen auffordert, dem unumschränkten Herrscher, dessen willkührliche und wechselnde Willensbestimmungen, man als die einzige Quelle aller Pflichten ansieht, blindlings zu gehorchen. Diejenigen, welche zuerst sich erdreistet haben, den Menschen zuzurufen, es sey in Religionssachen nicht erlaubt, auf Vernunft, und auf das Beste der Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, haben offenbar die Absicht gehabt, die Menschen sich durchaus unterwürfig und zu Werkzeugen ihrer eigenen Bosheit zu machen. Und aus diesem Grundirrthume, stammen alle die Ungereimtheiten her, welche die verschiedenen Religionen auf der Welt hervorgebracht haben. Alle die blutigen Verheerungen, welche ein heiliger Eifer veranlaßt hat; alle die unmenschlichen Verfolgungen, welche so oft über die Völker ergangen sind, mit einem Worte, alle jene schrecklichen Schauspiele, zu welchen der Nahme des obersten Herrschers, die Ursache, oder Vorwand hienieden gewesen ist. So oft man die Menschen ungesellig machen wollte; rufte man ihnen zu, ihr Gott wolle es so haben. Die Theologen haben, also selbst, ihrer Seits, Sorge getragen, das Phantom herabzuwürdigen, und verhaßt zu machen, welches sie, um ihres Eigennutzes willen, auf den Trümmern der menschlichen Vernunft, und einer allgemein bekannten und einem tyrannischen Gotte unendlich vorzuziehenden Natur, aufgestellt haben. Je mehr sie dasselbe zu erhöhen, und mit Ruhm zu bekleiden glaubten; je mehr haben sie es jeder rechtschaffenen Seele verhaßt gemacht. Diese Theologen, sind die wahren Zerstöhrer ihres eigenen Götzen, nämlich durch die widersprechenden Eigenschaften, welche

sie

sie über ihn zusammenhäufen. Sie sind es, welche, wie in der Folge noch ausführlicher dargethan werden soll, die Moral ungewiß und schwankend machen, indem sie dieselbe auf einen wechselnden, eigensinnigen Gott gründen, der öfterer ungerecht, und grausam, als gütig handelt. Sie sind es, welche alle Moral verkehren, und vernichten, indem sie, im Nahmen des höchsten Oberherrn der Welt, Verbrechen, Verwüstungen, und Grausamkeiten befehlen, und uns den Gebrauch der Vernunft, die allein unsre Handlungen, und Begriffe, leiten sollte, untersagen. Wie dem aber auch sey, und selbst auf einen Augenblick angenommen, daß Gott alle menschliche Tugenden in einem unendlich vollkommenen Maaße besitze; so muß man doch bald einsehen, daß diese auf keine Weise mit den metaphysischen theologischen, und negativen Attributen, der im vorigen erwähnt worden ist, bestehen können. Wenn Gott ein reiner Geist ist, wie kann er, gleich einem Menschen, handeln, der ein körperliches Wesen ist? Ein reiner Geist siehet nichts, höret weder unser Gebeth, noch unser Geschrey; kann von unserem Elend nicht erweicht werden, da ihm die Organe fehlen, mittelst welcher die Gefühle des Mitleids in uns erregt werden. Er ist nicht unveränderlich, wenn seine Gesinnungen sich ändern können. Er ist nicht unendlich, wenn die ganze Natur, ohne ihn selbst zu seyn, neben ihm vorhanden seyn kann. Er ist nicht allmächtig; wenn er das Böse, und die Unordnung in der Welt erlaubt, oder doch nicht hindert. Er ist nicht überall; wenn er nicht auch in den Menschen, der da sündiget, ist, oder sich, in dem Augenblicke, wo die Sünde begangen wird, aus demselben zurückzieht. Man mag also diesen Gott betrachten, von welcher Seite man will, immer heben die, ihm beygelegten Eigenschaften, einander wechselsweise auf; oder eben diese Eigenschaften, können denn wiederum, auf keine Weise, mit den übernatürlichen, von der Theologie erfundenen Attributen bestehen.

Was

Was die vorgegebene **Offenbahrung** des göttlichen Willens anbetrift; so würde dieselbe, weit entfernt, ein Beweis der Güte, und Vorsorge Gottes für die Menschen zu seyn, vielmehr einen neuen Beweiß seines Uebelwollens abgeben. Jede Offenbarung setzt, in der That, voraus, daß die Gottheit es dem menschlichen Geschlechte, während einer geraumen Zeit, an der nöthigen Kenntniß der für sein Wohl wichtigen Wahrheiten, kann haben fehlen lassen. Diese, einer kleinen Anzahl, auserwählter Menschen, geschehene Offenbahrung, würde noch über dieß bey diesem Wesen eine ungerechte Partheilichkeit und Vorliebe verrathen, die mit der Güte des gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechts durchaus unvereinbar ist. Diese Offenbahrung würde ferner die göttliche Unveränderlichkeit beeinträchtigen; indem Gott zu einer Zeit erlaubt hätte, daß die Menschen in Ansehung seines Willens in Unwissenheit wären, zu einer Zeit aber gewollt hätte, daß sie davon unterrichtet würden. Dieß vorausgesetzt, widerspricht jede Offenbahrung den Begriffen, welche man uns von der Gerechtigkeit und Güte eines Gottes giebt, von dem man behauptet, daß er unveränderlich ist, und der, ohne nöthig zu haben, sich durch Wunder zu offenbaren, und bekannt zu machen, die Menschen unterrichten und überzeugen, ihnen die Begriffe, an denen ihm liegt, eingeben, mit einem Worte, über ihren Verstand, und ihre Herzen nach Gutdünken schalten könnte. Und was würden wir denn finden, wenn wir alle die vorgeblichen Offenbahrungen, welche die Menschen von ihm erhalten haben sollen, einzeln prüfen wollten? Wir würden finden, daß dieser Gott darinn Nichts, als eines weisen Wesens durchaus unwürdige Mährchen aufführt; überall auf eine Weise handeln, die allen natürlichen Begriffen von Billigkeit entgegen ist. Nichts, als Räthsel, und Orakel, verkündigt, die im höchsten Grade unbegreiflich sind, ihn selbst unter Zügen schildert, die mit seinen unendlichen Vollkommenheiten unverträg-

lich sind; Abgeschmacktheiten fodert, die in den Augen der Vernunft herabsetzen müssen; die von ihm in der Natur festgesetzte Ordnung zerstöhrt, um Geschöpfe zu überzeugen, denen er doch nie die Begriffe, Empfindungen, und Handlungsgrundsätze einzuflößen weiß, welche er von ihnen angenommen wissen will. Kurz, wir finden, daß sich Gott nie geoffenbahret hat, als um unerklärbare Geheimnisse, unverständliche Lehren, und lächerliche Gebräuche zu verkündigen; den menschlichen Geist in Furcht, Schrecken und Verlegenheit zu setzen, und hauptsächlich um den Menschen eine unerschöpfliche Quelle sich immer erneuernder Streitigkeiten zu eröfnen. (23.)

Man siehet, also, daß die Begriffe, welche die Theologie uns von der Gottheit giebt, jederzeit verworren, widersprechend seyn, und immer darauf hinauslaufen werden, die Ruhe der Gesellschaft zu untergraben. Diese dunkeln Begriffe, und schwankenden Hirngespinste würden ziemlich gleichgültig seyn; und wenig zu bedeuten haben, wenn nicht die Menschen ihren Träumen, über das unbekannte Wesen, von welchem sie abzuhängen glauben, einen hohen Grad von Wichtigkeit beylegten; und wenn sie nicht ebendaraus für sich selbst die gefährlichsten Folgen herleiteten. Da sie nie ein gemeinschaftliches, und festes Maas, zur Beurtheilung eines Wesens haben werden, das durch die Einbildungskraft verschiedener und, durch mannigfaltige Eindrücke in Bewegung gesetzte Köpfe erschaffen

(23) Eine Offenbahrung, welche nicht deutlich ist, oder die Geheimnisse verkündigt, kann ohnmöglich das Werk eines verständigen und weisen Wesens seyn. Wenn ein solches spricht; so darf man voraussetzen, daß es die Absicht hat, von denjenigen verstanden zu werden, denen es sich offenbahret. Sprechen um nicht verstanden zu werden, zeigt entweder Thorheit, oder bösen Willen an. Hieraus ergiebt sich, daß alles, was die Pfaffen Geheimnisse genannt haben, Erfindungen sind,

fen worden ist; so werden sie nie dahinkommen, einander zu verstehen, und sich über die Begriffe von diesem Wesen zu vereinigen. Daher jene nothwendige Verschiedenheit religiöser Meynungen, welche von jeher die unvernünftigsten Streitigkeiten hervorgebracht, die man immer als höchst wichtig angesehen hat, und die, eben um deswillen, auf die Ruhe der Völker einen so beträchtlichen Einfluß geäußert haben. Ein Mensch von etwas heißerem Blute, wird nie mit dem Gotte eines trägen, und gelassenen Menschen zufrieden seyn. Ein kränklicher, gallsüchtiger, mismüthiger Mensch, wird diesen Gott nicht mit denselben Augen ansehen, als ein anderer, von gesunden und lebhaften körperlichen Anlagen, welche gemeiniglich von Munterkeit, Zufriedenheit, und innerer Ruhe begleitet werden. Ein gutgesinnter, billiger, fühlender und mitleidiger Mensch, wird sich, von der Gottheit nicht dasselbe Bild machen, als ein Mensch von einer harten, unbiegsamen, oder bösartigen Denkungsart. Jedes einzele Individuum, wird sich immer seinen Gott, nach seiner eignen besondern Art zu denken, zu empfinden, bilden. Ein verständiger, rechtschaffener, und vernünftiger Mann, wird sich nie vorstellen können, daß die Gottheit grausam, eigenwillig, und unvernünftig seyn könne.

Da indessen die Furcht, nothwendiger Weise, an der Bildung der Götter den grösten Antheil hatte; da die

sind, die sie nur darum ausgedacht haben, um über ihre eigenen Widersprüche, und Unwissenheit, in Ansehung der Gottheit, einen undurchdringlichen Schleier zu werfen. Sie machten dadurch, auf einmal, allen Schwierigkeiten ein Ende, wenn sie sagten: das ist ein Geheimniß. Ueberdieß verlangte ihr Vortheil, daß die Menschen von der vorgeblichen Wissenschaft, deren Austheilung ihnen anvertrauet war, nie helle Begriffe bekämen.

Vorstellung der Gottheit, beständig mit der Vorstellung von Schrecknissen verknüpft war; so konnte es nicht fehlen, daß der Nahme derselben immer die Menschen in Furcht setzte; in ihrem Geiste düstere, und trostlose Vorstellungen erweckte; sie bald in ängstliche Besorgniß stürzte, bald wieder ihre Einbildungskraft entzündete. Die Erfahrung aller Jahrhunderte bezeugt es, daß dieses schwankende Wort, welches nun, für das menschliche Geschlecht, die wichtigste Angelegenheit geworden, überall Bestürzung oder Trunkenheit verbreitet, und in den Köpfen die größte Zerrüttungen stiftet. Es kann nicht fehlen, daß, eine zur Gewohnheit gewordene Furcht, die an sich offenbahr eine der beschwerlichsten Leidenschaften ist; nicht der Grund einer Gährung werden muß, die, am Ende, selbst die gemäßigsten Gemüther in Aufruhr bringt.

Wenn ein Misanthrop, aus Haß gegen das menschliche Geschlecht, die Absicht gehabt hätte, die Menschen in die größte Verwirrung zu bringen; hätte er wohl ein kräftigeres Mittel zu dieser Absicht ausdenken können, als ihre Gedanken, ohne Unterlaß, mit einem Wesen zu beschäftigen, das nicht nur unbekannt, sondern auch, seiner Natur nach, ohnmöglich zu erkennen ist, und ihnen dasselbe als den Mittelpunkt aller ihrer Gedanken anzukündigen, als das Muster, und den einzigen Zweck aller ihrer Handlungen, als den Gegenstand aller ihrer Untersuchungen, ja als eine wichtigere Angelegenheit, denn das Leben selbst, weil offenbar ihre gegenwärtige und künftige Glückseligkeit einzig und allein hiervon abhängen würde? Wenn er nun, noch überdieß, zu diesen Begriffen, die schon an sich so geschickt sind, den Kopf zu verrücken, noch die Vorstellung eines unumschränkten Herrschers hinzufügte, bey seinem Verfahren, keine gewissen Grundsätze befolgt; der durch keine Verbindlichkeiten gebunden ist; der, während einer ganzen Ewigkeit, Beleidigungen bestrafen kann, die in der Zeit begangen wurden; der äußerst leicht

zum

zum Zorn gereizt wird, der über die Begriffe, und Gedanken, der Menschen in Eifer geräth, und dessen Ungnade man sich, so gar ohne es zu wissen, zuziehen kann! Der Nahme eines Wesens dieser Art, würde, ohne Zweifel, hinreichend seyn, Unruhe, Angst, und Verwirrung über alle diejenigen zu verbreiten, die denselben aussprechen hörten! Die Vorstellung davon würde sie, ohn Unterlaß, verfolgen, sie immer ängstigen, sie in die tiefste Verzweifelung stürzen. Wie würde sich ihr Geist nicht zerarbeiten, um von diesem furchtbaren Wesen irgend etwas näheres zu erfahren, und das Geheimniß zu entdecken, ihm gefällig zu werden, und zu errathen, wodurch sein Zorn vielleicht entwafnet werden könnte? Welche tiefe Besorgniß muß nicht in den Gemüthern der Gedanke erregen, noch immer nicht hierüber auf die rechte Spur gekommen zu seyn! Welche Streitigkeiten über die Natur eines Wesens, das allen Menschen gleich sehr unbekannt ist, und, von jedem derselben anders gedacht wird! Welche Mannigfaltigkeit, und Verschiedenheit, in den, von der Einbildungskraft ausgedachten Mitteln, um vor den Augen desselben Gnade zu finden, oder seinem Grimme auszuweichen.

Dieß ist, Wort für Wort, die Geschichte der Wirkungen, welche der Nahme Gottes auf der Erde hervorgebracht hat. Die Menschen wurden, von jeher, dadurch in Schrecken gesetzt; weil sie nie zu festen Begriffen, über das Wesen gelangen konnten, das durch diesen Nahmen angedeutet werden sollte. Die Eigenschaften, welche einige Grübler, nach langer Anstrengung ihres Gehirns, an diesem Wesen zu entdecken glaubten, hatten keine andere Wirkung, als daß sie die Ruhe der Nationen und der einzelen Mitglieder derselben, unterbrachen, sie unnützer Weise ängstigten, die Gemüther mit Bitterkeit, und Haß, erfüllten, den Menschen ihr Daseyn vergifteten, und ihnen die, zu ihrer Glückseligkeit erforderliche Wirklichkeit, aus dem Gesichte rückten. Durch den magi-

schen Zauber dieses furchtbaren Wortes, wurde das menschliche Geschlecht entweder in ein starres sinnloses Staunen gesetzt; oder aber, von blinden Schwärmern in Wuth gebracht; bald kroch es, von Furcht niedergeworfen, gleich einem Sklaven, der sich unter der Geißel eines unerbittlichen Herren, welcher immer bereit ist, auf ihn los zu schlagen, schmieget; es glaubte nur gebohren zu seyn, um diesem Herrscher, den es nie näher kennen lernte, und von dem man ihm die schrecklichsten Begriffe beybrachte, zu dienen; um unter seinem Joche zu zittern; um sich zu quälen ihn zu besänftigen; um seine Rache zu fürchten, und in Thränen und Elend dahin zu schmachten. Wenn es seine, von Thränen gebadeten, Augen zu diesem Gott aufhub, so geschah dieses, nur im Uebermaaße des Schmerzens; und das Vertrauen, auf seine Hülfe, blieb immer schwankend; weil es ihn für ungerecht, strenge, eigenwillig und unversöhnlich ansahe. Die Menschen, konnten weder an ihrer Glückseligkeit arbeiten, noch ihre Herzen beruhigen, noch ihre Vernunft zu Rathe ziehen; weil ihre Brust immer von Seufzern beklemmt wurde, und weil man ihnen nie erlaubte, ihre ängstlichen Besorgnisse aus dem Gesichte zu verlieren. Und so wurden sie denn Feinde ihrer selbst und ihrer Mitgeschöpfe; weil man sie überredete, daß sie nicht geschaffen wären, hienieden glücklich zu seyn. So bald als von dem himmlischen Herrscher die Rede war; verlohren sie alle Beurtheilungs-Kraft; hörten auf, ihrer Vernunft Gehör zu geben; verfielen in einen Zustand der Kindheit, oder des Wahnsinns, der sie dem Ansehen unterwarf. Noch im Schoose seiner Mutter, wurde der Mensch schon zur Knechtschaft bestimmt, und tyrannischer Wahn zwang ihn seine Ketten während seines ganzen Lebens zu tragen. Ein Raub des panischen Schreckens, den man ihm unabläßig einflößte, schien er nur auf die Welt gekommen zu seyn, um daselbst zu grübeln zu jammern, zu ächzen, sich selbst zu schaden, sich jedes Vergnügens zu berauben, sein Leben zu verbit-

tern,

tern, und die Glückseligkeit seiner Mitmenschen zu stöhren. Ohne Unterlaß, von den furchtbaren Schreckbildern verfolgt, welche ihm seine Einbildungskraft beständig vorhielt, wurde er niedrig, dumm, unvernünftig, und oft, so gar böse, um jenen Gott zu ehren, den man ihm zum Muster vorstellte; oder dessen vermeinte Beleidigungen man ihm zu rächen befahl.

Und so haben sich, denn, die Sterblichen von Geschlecht zu Geschlecht vor den eitlen Phantomen niedergeworfen, welche die Furcht, ursprünglich, aus dem Schooße der Unwissenheit, und allgemeiner Plagen hervorgerufen hat. Zitternd beten sie die ohnmächtigen Götzen an, welche sie in den Tiefen ihres eigenen Gehirns, das nun gleichsam das Heiligthum derselben geworden ist, aufgestellet haben. Nichts, kann sie von ihren Einbildungen zurückbringen; nichts sie einsehen lassen, daß sie sich selbst anbeten, daß sie vor dem Werke ihrer eignen Einbildung auf die Knie fallen; daß sie vor dem sonderbaren Gemählde erzittern, das Niemand, als sie selbst, entworfen hat. Hartnäckig bleiben sie dabey, sich niederzuwerfen, sich zu ängstigen, und zu zittern; halten es schon für ein Verbrechen, nur daran zu denken, ihre Besorgnisse zerstreuen zu wollen. Indem sie die lächerliche Schöpfung ihres eigenen Wahnsinns verkennen, betragen sie sich wie Kinder, die sich selbst zu fürchten machen, wenn sie in einem Spiegel ihre eigenen verzerreten Gesichtszüge erblicken. Diese, für das menschliche Geschlecht, so traurigen Ausschweifungen haben in dem Augenblicke ihren Anfang genommen, als die unselige Vorstellung eines Gottes aufgekommen ist; und werden denn auch so lange dauern, und sich erneuern, bis man aufhören wird, diesen unverständlichen Begrif, als allein wichtig, und für das Wohl der Gesellschaft ohnentbehrlich, anzusehen. Derjenige, also, welcher so glücklich wäre, diesen unseligen Begrif zu verdrängen, oder wenigstens seinen schrecklichen Einfluß zu vermindern,

muß ohne Wiederrede als ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts betrachtet werden.

Viertes Hauptstück.

Prüfung der von Clarcke aufgestellten Beweise für das Daseyn eines Gottes.

Die allgemeine Bereitwilligkeit der Menschen, einen Gott anzuerkennen, wird, gemeiniglich als der stärkste Beweis von dem Daseyn dieses Wesens angesehen. Es giebt, sagt man uns, kein Volk auf der Erde, das nicht, gleich viel, ob wahre, oder falsche, Begriffe von jener mächtigen Kraft hätte, welche diese Welt beherrschet. Die rohesten Wilden, so wie die gesittesten Nationen, fühlen sich einstimmig genöthiget, auf eine erste Grundursache alles dessen, was vorhanden ist, in Gedanken zurückzusteigen. Auch versichert man uns, die Stimme der Natur selbst müsse uns von dem Daseyn eines Gottes hinreichend überzeugen, dessen Begrif sie den Herzen aller Menschen sorgfältig eingepräget habe; woraus man denn schließt, der Begrif von einem Gott sey ein angebohrner Begrif.

Wenn man diesen Beweiß, der verschiedenen Denkern so entscheidend geschienen hat, ohne Vorurtheil zergliedert, so wird man finden, daß die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen in Ansehung eines Gegenstandes, den keiner von ihnen jemals gekannt hat, durchaus nichts beweisen kann. Diese Uebereinstimmung beweiset blos so viel, daß die Menschen jedesmal unwissend und thörigt gewesen sind, so oft sie versucht haben, sich von dem verborgenen Wesen einen Begriff zu machen, welches sie

sie der Erfahrung nicht unterwerfen konnten', oder die Natur dieses Wesens zu erforschen, die für sie von keiner Seite erreichbar war. Die trübsinnigen Begriffe, welche wir, in Betreff der Gottheit, über die Erde verbreitet finden, verkündigen uns blos, daß die Menschen in jedem Lande schreckliche Umkehrungen, Zerrüttungen und Plagen erfahren haben, daß sie mannigfaltigen Schmerzen, Bekümmernissen und Leiden unterworfen gewesen, deren physische und natürliche Ursachen von ihnen verkannt worden sind. Die Eräugnisse, wovon sie unglückliche Opfer oder doch Zeugen waren, haben ihnen Bewunderung, oder Schrecken eingeflößt. Da es ihnen durchaus an Kenntniß der Kräfte, der Gesetze der Natur, ihrer mannigfaltigen Aeusserungen, und der Wirkungen, welche sie, unter gewissen Umständen, nothwendig hervorbringen muß, fehlte; so glaubten sie, diese Erscheinungen würden durch ein geheimes Wesen hervorgebracht, wovon sie nie andere, als schwankende Begriffe hatten, und von dem sie sich einbildeten, daß es nach gleichen Absichten, und auf dieselbe Weise, verfahre, wie sie selbst.

Die Uebereinstimmung der Menschen, einen Gott anzuerkennen, beweißt also nichts, als daß sie, ehemals, in dem Schooße der Unwissenheit, von Bewunderung oder Furcht mächtig ergriffen worden, und daß ihre aufgeregte Einbildungskraft Mittel gesucht hat, ihrer Ungewißheit, über die unbekannte Ursache jener Erscheinungen los zu werden, welche ihre erstaunten Blicke auf sich zogen, oder sie in ängstliches Schrecken setzten. Ihre ungleich gestimmte Einbildungskraft, hat diese für die Menschen jederzeit unbegreifliche Ursache auf verschiedene Weise ausgeschmückt. Alle bekennen, ausser Stande zu seyn, diese erste Grundursache näher zu kennen, oder deutliche Begriffe davon mitzutheilen: behaupten aber, dem ohngeachtet, von dem Daseyn derselben versichert zu

seyn. Und wenn man ihnen näher zusetzt, so verstecken sie sich weislich hinter das Wort Geist; ein Wort, welches uns nichts lehrt, als die Unwissenheit dessen, der es ausspricht, und mit dem es ohnmöglich ist, irgend einen bestimmten Begriff zu verbinden.

Wir dürfen uns hierüber nicht wundern. Der Mensch kann nur von Dingen wirkliche Begriffe haben, die auf seine Sinne wirken, oder ehemals gewirkt haben. Nun aber können nur materielle, physische oder natürliche Gegenstände, unsere Organe erschüttern, und Ideen in uns erwecken; eine Wahrheit, welche im Anfange dieses Werks so deutlich auseinander gesetzt worden, daß wir uns hier nicht länger dabey aufzuhalten brauchen. Wir begnügen uns also, hier blos noch einen andern Grund anzuführen, der es vollends ganz außer Zweifel setzen muß, daß der Begriff eines Gottes ein erlangter und kein angebohrner Begriff ist. Dieser Grund ist die Natur jenes Begriffes selbst, welcher von einem Jahrhundert zum andern, von einem Lande zum andern, von einem Menschen zum andern, so verschieden erscheinet; ja nicht einmal, bey einem und demselben Menschen, sich immer gleich bleibt. Diese Verschiedenheit, dieses Hin- und Herschwanken, dieser beständige Wechsel sind ausgemachte Kennzeichen einer erworbenen Wahrheit, oder vielmehr Täuschung. Von einer andern Seite, ist der stärkste Beweiß, daß jener Begriff sich auf einen Irrthum gründe, folgender Umstand. Die Menschen haben, nach und nach, alle die Wissenschaften der Vollkommenheit näher gebracht, die irgend etwas wirkliches zum Gegenstande haben. Die Wissenschaft von Gott, ist die einzige, in welcher sie nie weiter zu kommen vermocht haben; und, überall befindet sich dieselbe noch immer auf derselben Stufe. Alle Menschen befinden sich in gleicher Unwissenheit, über den Gegenstand ihrer Anbetung; und diejenigen, welche damit am ernstlichsten beschäftiget gewesen sind, haben

weiter

weiter nichts gethan, als die ersten ursprünglichen Begriffe, welche die Menschen sich davon gemacht hatten, immer mehr und mehr zu verdunkeln.

Man darf nur fragen, wer der Gott ist, vor welchem die Menschen sich niederwerfen, um so gleich alle Meynungen getheilt zu sehen. Wenn die Meynungen hierüber einig ausfallen sollten, so setzte dieses voraus, daß diese Meynungen überall durch gleichförmige Begriffe, Eindrücke und Wahrnehmungen entstanden wären; und dieses setzte denn abermals durchaus gleiche Organe voraus, die durch vollkommen analogische Eräugnisse erschüttert, und modificirt worden wären. Allein, da dieses sich nicht denken läßt, weil die Menschen bey ihren ursprünglich verschiedenen Gemüthsanlagen sich noch überdies in sehr verschiedenen Umständen befunden haben; so hat es nicht fehlen können, daß ihre Begriffe, in Ansehung jenes eingebildeten Urhebers der Dinge, den sie, aus so verschiedenen Gesichtspunkten betrachteten, durchaus von einander abgehen mußten. Blos über einige allgemeine Bestimmungen einig, dachte sich jeder seinen Gott auf eine eigne Weise; fürchtete und diente ihm, auf seine eigene Art. Der Gott des einen Menschen, der einer Nation war, also beynahe niemals der Gott eines andern Menschen, oder einer andern Nation; der Gott eines wilden und rohen Volkes, ist gemeiniglich ein materieller Gegenstand, mit welchem ihr Geist bisher noch wenig beschäftigt gewesen ist. Dieser Gott, erscheinet in den Augen eines andern gesittetern Volks, das heißt, eines solchen, dessen Geist besser ausgearbeitet ist, sehr lächerlich. Der theologische Gott, welchen die gesittetsten Nationen heut zu Tage annehmen, ohne ihn zu begreifen, ist gleichsam die höchste Anstrengung der menschlichen Einbildungskraft. Er verhält sich zu dem Gotte eines Wilden, wie ein Einwohner unserer Städte, wo die Pracht sich in schön verbrämten Purpurgewänden brü-

stet,

stet, zu einem nackenden, oder blos mit einer Thierhaut bekleideten Menschen. Nur in gesitteten Gesellschaften, wo Muse und Ueberfluß zum Träumen und Grübeln einladen, können müßige Denker sich mit dergleichen Nachforschungen und Streitigkeiten abgeben, und Metaphysik aushecken. In dem Wilden hingegen, der mit Jagd und Fischfang, und überhaupt mit der Sorge, durch mühsame Arbeiten seinen Unterhalt zu gewinnen, ganz beschäftiget ist, scheint die Fähigkeit des Nachdenkens, beynahe so gut als gar nicht vorhanden. Der gemeinere Theil des Volks bey uns, hat von der Gottheit keine höheren Begriffe, als der Wilde, und zergliedert diese Begriffe auch eben so wenig, als dieser. Ein geistiger, immaterieller Gott, kann nur die Muse einiger grübelnden Köpfe beschäftigen, die leben können, ohne zur Arbeit ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Die Theologie, jene so wichtige und gerühmte Wissenschaft, ist nur denjenigen nützlich, welche auf Kosten anderer leben, oder die sich das Recht anmaaßen, für alle diejenigen denken zu wollen, welche arbeiten. Diese kahle, nur mit Grillen beschäftigte Wissenschaft, wird in gesitteten Gesellschaften, die aber dadurch um nichts aufgeklärter werden, eine Art von Handlungszweig, der den Priestern sehr vortheilhaft, ihren Mitbürgern aber sehr schädlich ist; zumal wenn diese letztern die Thorheit begehen, an jener ihren unverständlichen Meynungen Theil nehmen zu wollen.

Welcher unendliche Abstand, zwischen einem rohen Steine, zwischen einem Thiere, einem Gestirne, einer Bildsäule, und dem so höchst abstracten Gotte, welchen die neuere Theologie mit Attributen bekleidet hat, in denen sie sich selbst verlieret. Der Wilde betrügt sich, ohne Zweifel in Ansehung des Gegenstandes, an welchen er seine Wünsche richtet; gleich einem Kinde, läßt er sich von dem ersten besten Wesen einnehmen, welches seine Augen lebhaft rührt, oder aber scheuet sich vor demjenigen,

gen, von dem er irgend etwas Widriges erfahren zu haben glaubt. Indessen sind doch seine Begriffe auf irgend ein wirkliches, ihm vor Augen schwebendes Wesen geheftet. Der Lappländer, der einen Felsen anbetet, der Neger, der sich vor einer abscheulichen Schlange zur Erde wirft, sehen doch wenigstens dasjenige, was sie anbeten, vor Augen. Der Götzendiener kniet vor einem Bilde, in welchem er sich irgend eine geheime Kraft verborgen denkt, die ihm nützlich oder schädlich seyn kann. Der spitzfindige Denker hingegen, der in gesitteten Gesellschaften den Namen des Theologen trägt, und vermöge seiner unverständigen Wissenschaft berechtigt zu seyn glaubt, über den Wilden, den Lappländer, den Neger, den Götzendiener, spotten zu dürfen, sieht nicht ein, daß er selbst vor einem Wesen auf den Knien liegt, welches nur in seinem Gehirn vorhanden ist, und von dem es ihm unmöglich ist, sich irgend eine Vorstellung zu machen, wenn er nicht, gleich den unwissenden Wilden, augenblicklich zur sichtbaren Natur zurückkehrt, um das Wesen seiner Einbildung, mit begreiflichen und gedenkbaren Eigenschaften zu bekleiden. Die Begriffe, welche in Ansehung der Gottheit über die ganze Erde verbreitet sind, beweisen keinesweges das Daseyn dieses Wesens. Sie sind blos ein allgemeiner Irrthum, der auf verschiedene Weise in den Köpfen der Nationen entstanden, und modificiret worden ist, die von ihren unwissenden und zitternden Vorfahren die Götter überliefert bekommen haben, welche sie noch gegenwärtig anbeten. Diese Götter, sind nach und nach verändert, ausgeschmückt, und verfeinert worden; theils durch denkende Köpfe, theils durch Gesetzgebung, Priester und Schwärmer, die darüber gebrütet, dem Volke einen Gottesdienst vorgeschrieben, und sich der Vorurtheile desselben bedient haben, dasselbe unterwürfig zu machen, oder von seinen Irrthümern, seinen Besorgnissen, seiner Leichtgläubigkeit, Vortheil zu ziehen. Denn diese letztere Gemüthsstimmung, ist eine noth-

nothwendige Folge von der Unwissenheit und Aengstlichkeit des gemeinern Theils der Menschen.

Wenn es auch wahr ist, wie man behauptet, daß es nie auf der Erde eine so wilde und rohe Nation gegeben, die nicht religiöse Gebräuche gehabt, oder einen Gott angebetet habe; so folgt doch daraus nichts für die Wirklichkeit dieses Wesens. Das Wort Gott zeigt immer nur die unbekannte Ursache der Wirkungen an, welche den Menschen Bewundrung oder Furcht eingeflößt haben. Die allgemeine Verbreitung dieses Begriffs beweiset also nichts weiter, als daß die Menschen in allen Zeitaltern, die natürlichen Ursachen der Wirkungen verkannten, wodurch sie in Erstaunen oder Schrecken gesetzt wurden. Wenn wir heut zu Tage kein Volk finden, das nicht einen Gott, darauf sich beziehende Gebräuche, eine Religion, eine mehr oder minder verfeinerte Theologie aufzuweisen hätte, so ist die Ursache hiezu keine andere, als weil es kein einziges Volk giebt, das nicht Unglücksfälle erfahren hätte, durch welche seine unwissenden Vorfahren genöthiget worden, die sie einer unbekannten mächtigen Ursache zuzuschreiben, welche letztere denn ihrer Nachkommenschaft überliefert, und seitdem von Niemanden wieder geprüfet worden.

Ueberdieß, beweist die Allgemeinheit einer Meynung, nichts für ihre Wahrheit. Sehen wir nicht noch heut zu Tage eine große Menge von Vorurtheilen, und groben Irrthümern, in Besitz des allgemeinen Glaubens des menschlichen Geschlechts? Sehen wir nicht alle Völker der Erden mit Ideen von Zauberey, Ahndungen, Hexerey, Beschwörungen, Vorbedeutungen, Zeichen, Gespenstern, u. s. w. erfüllet? Wenn aufgeklärte Personen von diesen Vorurtheilen geheilet sind, so haben diese letzteren doch noch immer sehr eifrige Vertheidiger unter der größern Anzahl der Menschen, die davon eben so sich über-

überzeugt sind, als von dem Daseyn eines Gottes. Wird man aber wohl hieraus schliessen, daß jene auf den beynahe allgemeinen Beyfall des menschlichen Geschlechts sich stützenden Einbildungen darum irgend einige Wirklichkeit haben? Jedermann glaubte vor Kopernikus, daß die Erde unbeweglich sey, und die Sonne sich um dieselbe herumdrehe. War diese allgemeine Meynung etwa darum minder ein Irrthum? Jeder Mensch hat seinen eigenen Gott: sind alle diese Götter vorhanden, oder keine derselben? Aber, wird man sagen, jeder Mensch hat seine eigene Vorstellung von der Sonne, sind darum alle diese Sonnen vorhanden? Allein es ist leicht hierauf zu antworten. Das Daseyn der Sonne ist eine durch den täglichen Gebrauch der Sinne hinlänglich ausgemachte Wahrheit; da hingegen das Daseyn eines Gottes, durch keinen einzigen Sinn erwiesen wird. Alle Welt siehet die Sonne; aber noch Niemand hat das Glück gehabt Gott zu sehen. Der einzige Unterschied, zwischen Einbildung und Wirklichkeit ist folgender. Das Wirkliche wird in den Köpfen der Menschen vielleicht eben so verschieden gedacht, als das blos eingebildete: aber das **eine** ist vorhanden, und das **andere** ist nicht vorhanden. Es giebt auf der einen Seite Eigenschaften, über welche man nicht streitet; auf der andern Seite hingegen streitet man über alle. Niemand hat je gesagt, es giebt keine Sonne, oder die Sonne ist nicht leuchtend und warm; aber es hat mehr als einen Denker gegeben, welcher gesagt hat, es giebt keinen Gott. Diejenigen, welche eine solche Behauptung abscheulich und unsinnig finden, und von dem Daseyn Gottes überzeugt zu seyn glauben, gestehen jedoch zu gleicher Zeit, daß sie denselben nie gesehen oder empfunden haben, und daß derselbe unerforschlich sey. Die Theologie ist eine Welt, wo alles nach ganz umgekehrten Gesetzen von derjenigen gehet, welche wir bewohnen.

Das

Was wird, also, aus der so gerühmten Uebereinstimmung der Menschen, in der Anerkennung eines Gottes, und der Nothwendigkeit des ihm zu erweisenden Dienstes? Sie beweiset bloß, daß die Menschen, oder ihre unwissenden Vorfahren, allgemeine Unglücksfälle erlitten haben, welche sie nicht auf ihre wahren Ursachen zurückzuführen verbunden. (24) Wenn wir den Muth hätten, die Dinge mit kaltem Blute zu untersuchen, und die Vorurtheile abzulegen, zu deren Erhaltung, und Fortdauer sich alles vereinigt; so würden wir uns gar bald gezwungen fühlen, einzusehen, daß der Begrif einer Gottheit uns keinesweges von der Natur eingeflößt ist; daß es eine Zeit gab, wo dieser Begrif für uns nicht vorhanden war; und so würden wir ferner finden, daß er uns durch Ueberlieferung von denjenigen zugekommen ist, durch die wir erzogen worden sind; daß diese ihn ihrer Seits wieder von ihren Vorfahren, überkommen hatten; kurz, daß dieser Begrif sich, endlich und endlich, von den unwissenden Wilden herschreibt, die unsere Urväter waren, oder wenn man will, von klugen Gesetzgebern, welche die Besorgnisse, Unwissenheit, und Leichtgläubigkeit unserer Vorfahren nutzten, um dieselben ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Es gab indessen Sterbliche, die sich rühmten, die Gottheit gesehen zu haben. Der erste, der sich unterstand etwas dergleichen gegen seine Mitmenschen vorzugeben, war offenbar ein Lügner, der die Absicht hatte, von der Leichte-

(24) Wenn man den Beweis, für das Daseyn Gottes, der aus der Uebereinstimmung aller Menschen hergeleitet wird, mit kaltem Blute betrachtet; so wird man einsehen, daß sich daraus nichts weiter folgern läßt, als daß die Menschen erraschen haben, es gebe in der Natur gewisse unbekannte Bewegkräfte, gewisse unbekannte Grundursachen, von: Wahrheit, an welcher Niemand zweifeln wird; da es ohnmöglich ist, sich Wirkungen, ohne Ursache, zu denken. Die einzige Verschiedenheit

leichtgläubigkeit derselben Vortheil zu ziehen, oder ein Schwärmer, der die Träume seiner Einbildungskraft für Wahrheiten ausgab. Unsere Vorfahren, haben uns die Gottheiten überliefert, welche sie auf die angegebne Weise von denjenigen erhielten, durch die sie selbst betrogen wurden, und deren, nachher weiter ausgebildete Täuschungen, nach und nach, von Zeitalter zu Zeitalter, die öffentliche Sanktion und unveränderliche Bestimmung erhalten haben, unter welcher sie sich uns gegenwärtig zeigen. Unläugbar ist der Nahme Gottes, eines der ersten Worte, von denen unsre Ohren widerhallen; man hat uns davon, ohne Unterlaß, vorgesprochen; hat diesen Nahmen uns mit Ehrerbietung, und Furcht, nachstammeln lassen; hat es uns zur Pflicht gemacht, mit gebeugten Knieen, unser Flehen an das Phantom zu richten, das durch diesen Nahmen angedeutet wird, und dessen Prüfung man uns nie erlaubt hat. Durch unaufhörliches Wiederhohlen, dieses sinnleeren Wortes, durch die beständigen Drehungen mit dieser Chimäre, durch die feierliche Betrachtungen der alten Dichtungen, die man derselben beylegt, sind wir endlich dahin gekommen, uns zu überreden, über die Sache selbst Begriffe zu haben; wir verwechseln maschinenmäßige Gewohnheit, mit dem Zuge der Natur, und glauben in aller Einfalt, jeder Mensch habe den Begrif von einer Gottheit mit auf die Welt gebracht.

Der Umstand, daß wir uns der ersten Anläße, bey welchen unsre Einbildungskraft von den Nahmen der Gott-

kot also, zwischen dem Atheisten, und dem Theologen, oder Gottesverehrer bestehet darinne, daß die Erstern allen Erscheinungen materielle, natürliche, sinnliche und bekannte Ursachen anweisen; da hingegen die letztern alles auf geistige, übernatürliche, unverständliche, unbekannte, Ursachen zurückführen. Oder ist denn wohl der Gott der Theologen etwas anders, als eine verborgene Kraft (vis occulta)?

Gottheit, und der wunderbaren Erzählungen, die wir während unsrer Kindheit und Erziehung davon überliefert bekommen, gerühret worden, nicht mehr erinnern, ist Ursache, daß wir diesen abstracten Begrif, als einen solchen betrachten, der unsrer Natur anklebe, und den Menschen angebohren sey. (25) Unser Gedächtniß stellt uns die Aufeinanderfolge der Ursachen, welche unserem Gehirne diesen Nahmen eingedrückt haben, nicht mehr dar. Es geschieht, einzig und allein, aus Gewohnheit, daß wir einen Gegenstand bewundern, und fürchten, von dem wir nur den Nahmen kennen, unter welchem man uns ihn von Kindheit auf bezeichnet hat. Kaum, daß wir denselben aussprechen hören, so verbinden wir damit mechanischer Weise und ohne weiteres Nachdenken die Vorstellungen, welche dieses Wort in unserer Einbildungskraft erweckt, und die Gefühle, welche dasselbe, wie man uns gesagt hat, begleiten müssen. Wenn wir also nur ein wenig ehrlich mit uns selbst umgehen wollen, so werden wir nicht umhin können einzugestehen, daß die Vorstellung der Gottheit, und der ihr beygelegten Eigenschaften, keinen andern Grund hat, als den Glauben unserer Väter, den uns die Erziehung, von Glied zu Glied, treulich eingeflößt, und der durch Gewohnheit bestätiget, durch Beyspiel sowohl, als Ansehen, einen hohen Grad von Festigkeit erhalten hat.

Hieraus sieht man, wie die Begriffe von Gott, ursprünglich, durch Unwissenheit, Bewunderung, und Furcht entstanden; von Unerfahrenheit, und Leichtgläubigkeit angenommen; durch Erziehung, Beyspiel, Gewohnheit, Ansehen, fortgepflanzt; endlich unverletzlich und

(25) Jamblich, ein eben so dunkler Philosoph, als schwärmerischer Priester, von dem jedoch die neuere Theologie einen grossen Theil ihrer Lehren entlehnt hat, sagt, der Begrif der Götter werde uns, vorgängig, vor allem Gebrauche der

und heilig geworden sind. Wir haben dieselben, ohne unser Zuthun, auf Treue und Glauben unsrer Väter, unsrer Lehrer, unsrer Gesetzgeber, unsrer Priester, empfangen; wir halten daran, aus Gewohnheit und ohne sie geprüft zu haben. Wir sehen sie, als heilig an, weil man uns, jederzeit versichert hat, unser ganzes Wohl hänge davon ab. Wir glauben, diese Begriffe von jeher gehabt zu haben, weil wir uns ihrer seit unsrer Kindheit bewußt sind. Wir halten sie für ungezweifelt, weil wir ni. Unerschrockenheit genug gehabt haben, sie zu prüfen. Hätte das Schicksal uns, auf der Küste von Africa, gebohren werden lassen; so würden wir, die, von den Negern verehrte Schlange, mit eben so viel Unwissenheit, und Einfalt, angebetet haben, als wir ißt den geistigen, und metaphysischen Gott anbeten, den man in Europa verehret. Wir würden eben so unwillig werden, wenn jemand die Göttlichkeit dieses kriechenden Ungeziefers bestreiten wollte, welches wir von unserm ersten Eintritt in die Welt an, zu verehren gewohnt wären, als unsre Europäischen Theologen sich gereitzt fühlen, wenn man die wunderbaren Eigenschaften, mit welchen sie ihrerseits die Gottheit ausgerüstet haben, bestreitet. Wenn man, indessen dem Schlangen-Gotte der Neger nun auch seine Würde, und seine Vorzüge streitig machen wollte; so könnte man doch wenigstens sein Daseyn, von dem uns der Augenschein überzeugen müßte, nicht in Zweifel ziehen. Allein, dieses ist keinesweges der Fall in Ansehung des immateriellen, unkörperlichen, widersprechenden Gottes, oder der vergötterten Menschengestalt, welche unsre neuern Denker so schöpferisch zusammen gesetzt haben. Durch

der Vernunft, durch die Natur selbst eingeflößet, und wir hätten sogar eine gewisse Art von Gefühl der Gottheit, das noch vorzüglicher sey, als die Erkenntniß derselben. Siehe Iamblich. de Myst. S. 1.

unaufhörliche Grübeleyen, künstliche Schlüße, und Verfeinerungen, haben sie, endlich das Daseyn desselben, für jeden, der darüber mit kaltem Blute nachdenkt, durchaus widersprechend gemacht. Nie, wird man sich ein Wesen vorstellen können, das aus bloßen Absonderungen und verneinenden Eigenschaften zusammengesetzt ist, das heißt, welches gar nichts von den Eigenschaften an sich hat, über welche der menschliche Verstand zu urtheilen fähig ist. Unsere Theologen wissen selbst nicht, was sie anbeten. Sie haben keinen wirklichen Begriff von dem Wesen, mit welchem sie sich ohne Unterlaß, beschäftigen. Dieses Wesen würde schon längst vernichtet worden seyn, wenn diejenigen, denen man es verkündigt, den Muth gehabt hätten, es näher untersuchen zu wollen.

In Wahrheit, gleich bey dem ersten Schritte, müssen wir uns aufgehalten fühlen. So gar das Daseyn dieses wichtigsten, und verehrtesten Wesens, muß noch bis auf diese Stunde, einem jeden, der die Beweise, welche die Theologie davon aufstellt, mit kaltem Blute abwägt, höchst schwankend scheinen. Ohngeachtet man glauben sollte, daß, ehe man über die Natur und Eigenschaften eines Wesens vernünfteln, und Untersuchungen anstellen wollte, man vor allen Dingen bedacht seyn müsse, das Daseyn desselben außer Zweifel zu setzen; so ist doch das Daseyn der Gottheit, für jeden Menschen, der seinen gesunden Verstand zu Rathe ziehen will, nichts weniger, als ausgemacht. Was sage ich? Die Theologen selbst sind nie über die Beweise, deren man sich bediente, das Daseyn ihrer Gottheit darzuthun, einig gewesen. So lange als sich der menschliche Geist mit seinem Gott beschäftigt, und wenn hat er sich nicht damit beschäftigt? — ist man, bis auf diesen Augenblick, noch nicht dahin gekommen, das Daseyn dieses so höchst wichtigen Gegenstandes, auf eine, für diejenigen selbst vollkommen befriedigende Weise darzuthun, welche uns da-

von

von überzeugt wissen wollen. In jedem Zeitalter, sind neue Kämpfer für die Gottheit aufgetreten; gründliche Philosophen, und scharfsinnige Theologen, haben neue Beweise für das Daseyn der Gottheit aufgesucht; ohne Zweifel, weil sie mit den Beweisen der vorigen nicht zufrieden waren. Manche jener Forscher, welche sich schmeichelten, diese große Aufgabe hinreichend bewiesen zu haben, wurden sogar, mehr als einmahl, des Atheismus beschuldigt, und als Leute angesehen, die die Sache der Gottheit, durch die Schwäche der von ihnen dafür gebrauchten Gründe verrathen hätten. (26) In der That sind hie und da Männer von den größten Geistesfähigkeiten, in dem Versuche, der von ihnen aufgestellten Beweise und unternommenen Auflösungen über diesen Gegenstand, gescheitert. Wenn sie glaubten, eine Schwierigkeit gehoben zu haben; so entstanden dadurch, von einer andern Seite, wieder hundert neue. Vergebens haben die größten Metaphysiker sich alle nur mögliche Mühe gegeben, das Daseyn Gottes zu beweisen, seine unverträglichen Eigenschaften mit einander zu vereinigen, und die gemeinsten Einwendungen zu beantworten. Noch immer hat es ihnen nicht glücken wollen, ihre Gottheit dagegen in Sicherheit zu setzen; Die Schwierigkeiten, welche man ihnen entgegen gestellt hat, sind so deutlich, daß sie von einem Kinde begriffen werden können, da sich hingegen, unter den aufgeklärtesten Männern, kaum zehen Personen finden lassen dürften, welche fähig wären, die Erweise, Auflösungen und Antworten zu fassen, deren sich ein Descartes, Leibnitz und Clarcke, in

(26) Descartes, Paskal, und Clarcke selbst sind, von den Theologen ihrer Zeit, des Atheismus beschuldigt worden; welches denn aber nicht hindert, daß nachfolgende Theologen, nicht von ihren Beweisen Gebrauch machen, und sich auf dieselben als sehr nützige Gründe berufen. Siehe unten das rote Hauptstück. Vor kurzem hat ein berühmter Ver-

dieser Absicht bedient haben. Dieß darf uns nicht wundern. Die Menschen, verstehen sich nie selbst, wenn sie von der Gottheit sprechen; wie könnten sie von andern verstanden werden, oder unter sich einig seyn, wenn sie über die Natur, und Eigenschaften, eines Wesens streiten, welches durch die ungleiche Einbildungskraft an Geistes kräften verschiedener Menschen hervorgebracht worden ist, welches jeder einzele auf verschiedene Weise erblicken muß; eines Wesens, in Ansehung dessen, die Menschen, jederzeit, in einer gleichen Unwissenheit bleiben werden, weil es ihnen an einem gemeinschaftlichen Maasstabe zur Beurtheilung desselben fehlet.

Um uns zu überzeugen, wie schwach die Gründe sind, welche man für das Daseyn des theologischen Gottes aufstellt, und wie vergeblich die Mühe ist, jene, einander widersprechenden Eigenschaften zu vereinigen; wollen wir hier dasjenige vornehmen, was der berühmte D. Samuel Clarck, der in seiner Abhandlung, über das Daseyn und die Eigenschaften der Gottheit, diesen Gegenstand auf das befriedigendste in das Licht gesetzt haben soll, hierüber gesagt hat. (27.) Die folgenden Schriftsteller

fasser (unter dem Nahmen des D. Baumann) ein Werck herausgegeben, in welchem er behauptet, daß alle bisher von der Gottheit aufgestellte Beweise, schwankend und hinfällig sind. Er setzt die seinigen an ihre Stelle; allein diese sind offenbar eben so wenig überzeugend, als jene.

(27) Ohngeachtet sehr viele das Werk des D. Clarcke, als das gründlichste, und überzeugendste in seiner Art ansehen; so darf man doch nicht unbemerkt lassen, daß verschiedene Theologen seiner Zeit, und seines Landes, darüber anders geurtheilt, seine Beweise, als unbefriedigend, und seine Methode, als gefährlich, für die Sache der Religion, angesehen haben. D. Clarck hat das Daseyn Gottes a priori dartthun wollen, welches denn andere für unmöglich ansehen, und mit Recht, als eine so genannte Voraussetzung dessen, was bewiesen werden soll (petitionem principii) betrachten.

steller haben in der That, weiter nichts gethan, als seine Ideen wiederholet, und seine Beweise, unter einer neuen Einkleidung, aufgeführt. Ich getraue mich zu behaupten, daß man, nach Durchlesung der, itzt über dieselben anzustellenden Prüfung finden wird, daß seine Beweise nichts weniger als bündig, seine Voraussetzungen ungegründet, und seine vorgeblichen Auflösungen ihrer Absicht keinesweges entsprechen. Mit einem Worte, man wird in dem, von D. Clarck eben so, wie von dem größten Theologen, aufgestellten Gotte, nichts finden, als ein, auf willkührliche Voraussetzungen angenommenes Phantom, das durch die Zusammenhäufung verworrener, und sein Daseyn ohnmöglich machender Eigenschaften gebildet ist, kurz, man wird finden, daß dieser Gott, nichts anders ist, als eine leere Einbildung, die man an die Stelle der Energie der Natur gesetzt hat, welche letztere, leider von jeher verkannt worden. Wir wollen den verschiedenen Sätzen, in welchen dieser gelehrte Theolog die gewöhnlich angenommenen Meynungen, über die Gottheit entwickelt, Schritt für Schritt folgen.

I. Irgend etwas, sagt Clarcke, ist von aller Ewigkeit her vorhanden gewesen.

Dieser Satz, ist selbst einleuchtend, und bedarf keines Beweises. Aber was ist dieses Etwas, das von Ewigkeit her vorhanden gewesen ist? Warum könnte es nicht

ten. Diese Beweisart, a priori, ist von den Scholastikern, und namentlich von Albert dem Großen, Thomas von Aquin, Johannes Scotus, und dem größten Theile der neuern, den Suarez ausgenommen, verworfen worden. Diese behaupten, das Daseyn Gottes, könne ohnmöglich a priori dargethan werden; weil vor der ersten Ursache ja nichts früheres vorhanden sey; es müsse also a posteriori, das heißt, durch die Wirkungen der Gottheit dargethan werden. Dem zu Folge wurde die Schrift des D. Clarck's, von einer großen Menge Theologen, lebhaft angegriffen, die den Verfasser

eben sowohl die Natur, und Materie seyn, wovon wir Begriffe haben, als ein reiner Geist, oder eine Macht, wovon es ohnmöglich ist, uns irgend eine Vorstellung zu machen. Setzt dasjenige, was wirklich vorhanden ist, nicht schon eben darum voraus, daß das Daseyn ihm wesentlich ist? Ist nicht dasjenige nothwendig vorhanden, was nicht vernichtet werden kann? Und wie kann man sich vorstellen, daß, was nicht aufhören kann zu seyn, oder nicht vernichtet werden kann, je einen Anfang gehabt habe? Wenn die Materie nicht vernichtet werden kann; so hat sie auch nicht anfangen können zu seyn. Und so antworten wir, also, Herren Clarck, daß die Materie, daß die, durch ihre eigne Kraft, wirksame Natur, von der niemals irgend ein Theil sich durchaus in Ruhe befindet, dasjenige Wesen ist, welches von jeher existirt hat. Die verschiedenen materiellen Körper, welche die Natur in sich schließt, verändern zwar ihre Gestalten, Verbindungen, Eigenschaften und ihre Wirkungsart; aber ihre Grundstoffe, oder Elemente, sind unzerstörbar, und haben nie einen Anfang gehabt.

II. Es hat von Ewigkeit her ein unabhängiges und unveränderliches Wesen gegeben.

Immer werden wir fragen, welches dieses Wesen ist? Ob dasselbe auch von seiner eigenen Natur, von seiner eige-

ser einer, für die gute Sache, sehr bedenklichen Neuerungssucht beschuldigen; weil er sich einer unaewöhnlichen, verworfenen, und ihrer Absicht keineswegs entsprechenden Methode bedient habe. Wer die Gründe zu lesen wünschet, deren man sich gegen den Clarckischen Beweis bedient hat, kann sie in einer englischen Schrift beysammen finden, welche den Titel führt: *An enquiry into the ideas of space, time, immensity, etc. by Edmund Law*, und zu Cambridge 1734. erschienen ist. So wie der Verfasser desselben, mit gutem Erfolge, zeiget, daß die Clarckischen Beweise a priori, trüglich sind; eben so wird man sich aus dem, was

eigenen ursprünglichen Beschaffenheit, und von den Eigenschaften, die es zu dem machen, was es ist, als unabhängig betrachtet werden muß? Wir werden, ferner fragen, ob dieses Wesen, von welcher Beschaffenheit es auch sey, machen kann, daß die Wesen, welche es hervorbringt, oder in Bewegung setzt, anders wirken, als nach Maasgabe der Eigenschaften, die es demselben hat mittheilen können; und in diesem Falle, werden wir fragen, ob dieses Wesen, unter der angenommenen Voraussetzung, nicht nothwendig handelt, und gezwungen ist, sich der einzig angemessenen Mittel zu bedienen, seine Absichten zu erfüllen, und die Zwecke zu erreichen, welche es sich, entweder wirklich, oder unsrer Einbildung nach, vorsetzt? Und dann werden wir sagen, daß die Natur gezwungen ist, ihrer ursprünglichen Beschaffenheit gemäß zu wirken; daß alles, was in ihr vorgeht, nothwendig ist; und daß, wenn man sie von einem Gott beherrscht glaubt, dieser Gott, nicht anders handeln kann, als er thut, und folglich selbst nicht minder der **Nothwendigkeit** unterworfen ist.

Man sagt von einem Menschen, daß er unabhängig ist; wenn er bey seinen Handlungen, bloß durch die Ursachen bestimmt wird, welche denselben gewöhnlich in Bewegung setzen; man sagt, daß er abhängig von

was in dem gegenwärtigen Werke hierüber gesagt worden ist, überzeugen können, daß die Beweise a posteriori gleich unsicher sind. Uebrigens beweist der große Werth, welchen man heut zu Tage der Clarckischen Schrift beylegt, daß die Theologen nie unter sich einig sind, ehe Urtheil wird oft verändern, und es mit den Beweisen nicht so genau nehmen, durch welche das Daseyn eines Wesens, das bisher noch nicht weniger als außer Zweifel gesetzt ist, dargethan werden soll. Wie dem auch sey, so ist doch so viel gewiß, daß die Clarckische Schrift, des erfahrnen Widerspruchs ohngeachtet, in dem größten Ansehen stehet.

andern Menschen sey, wenn er nicht anders handeln kann, als nach den Bestimmungen, welche er von diesen letztern erhält. Ein Körper, ist von einem andern Körper abhängig, wenn er demselben sein Daseyn und seine Handlungsweise verdankt. Ein von aller Ewigkeit her vorhandenes Wesen, kann sein Daseyn keinem andern Wesen schuldig seyn; es könnte also, von ihm nur in so fern abhängig seyn, als es ihm seine Kraftäußerung verdankt. Aber ein ewiges, oder durch sich selbst vorhandenes Wesen, enthält offenbar in seiner Natur, alles, was es bedarf, seine Kraft zu äußern. Da nun die Materie ewig ist; so ist sie, nothwendiger Weise, in dem, von uns angenommenen Sinne, unabhängig. Sie bedarf also keiner anderen Macht, von welcher sie in Bewegung gesetzt werden müste.

Das ewige Wesen, ist ebenfalls unveränderlich, wenn man, unter diesem Attribute verstehet, daß die Natur desselben sich nicht verändern kann. Denn, wenn man damit sagen wollte, auch seine Art zu seyn, und zu handeln könne nicht verändert gedacht werden, so würde man sich ohne Zweifel betrügen; weil man selbst bey der Voraussetzung eines immateriellen Wesens genöthigt seyn würde, in demselben verschiedene Arten zu seyn, verschiedene Willensbestimmungen, und verschiedene Handlungsweisen, anzuerkennen; man müste denn, sich dieses Wesen ganz ohne Handlung denken, und in diesem Falle, würde es durchaus unnütz seyn. Denn eine veränderte Art zu wirken, setzt, ohnläugbar, eine veränderte Art zu seyn voraus. Man sieht hieraus, daß die Theologen, indem sie Gott als unveränderlich betrachten, ihn unbeweglich, und mithin, unnöthig machen. Ein Wesen, welches in dem Sinne unveränderlich wäre, daß seine Art zu seyn, immer dieselbe bliebe, könnte, offenbar weder auf einander folgende Willensbestimmungen haben, noch aufeinander folgende Handlungen her-

ver-

vorbringen. Wenn dieses Wesen die Materie erschaffen, oder die Welt hervorgebracht hat; so gab es also eine Zeit, wo es wollte, daß die Materie und das Weltall vorhanden seyn sollte; und vor dieser ging also, eine andere Zeit vorher, wo dieses Wesen wollte, daß beyde noch nicht vorhanden seyn sollten. Wenn Gott als der Urheber aller Dinge, als die Ursache der Bewegung und der Verbindungen der Materie angesehen wird; so ist er, ohne Unterlaß, beschäftiget hervorzubringen und zu zerstöhren; folglich kann er, in Beziehung auf seine Art zu seyn, nicht unveränderlich genannt werden. Die materielle Welt erhält sich jederzeit, durch die Bewegungen, und beständigen Veränderungen ihrer Theile. Die Summe der Wesen, aus welchen sie besteht, und die Elemente, die in ihr wirken, ist unveränderlich dieselbe. In diesem Sinne, ist die Unveränderlichkeit des Weltalls weit leichter zu begreifen, und weit besser zu erweisen, als die Unveränderlichkeit eines, von ihr verschiedenen Gottes, welchem man alle die Veränderungen, und Wirkungen, die man in der Welt wahrnimmt, zuschreiben will. Die Natur, kann mit nicht mehr Rechte, wegen der Veränderung ihrer Form, der Veränderlichkeit beschuldigt werden, als der Gott der Theologen, wegen der Verschiedenheit seiner Rathschlüsse.

III. Dieses unveränderliche, und unabhängige Wesen, das von aller Ewigkeit her vorhanden ist, existirt durch sich selbst.

Dieser Satz, ist eine bloße Wiederhohlung des erstern. Wir antworten also darauf, durch die Frage, warum die Materie, die unzerstörbar ist, nicht durch sich selbst vorhanden seyn könne? Es ist einleuchtend, daß ein Wesen, welches keinen Anfang gehabt hat, durch sich selbst vorhanden seyn muß. Hätte es sein Daseyn, durch ein anderes Wesen, erhalten; so hätte es angefangen zu seyn,

und

und wäre mithin nicht ewig gewesen. Diejenigen, welche die Materie mit Gott gleich ewig machen, thun also nichts, als daß sie die Wesen ohne Noth vervielfältigen.

IIII. Die innere Beschaffenheit jenes, durch sich selbst vorhandenen Wesens, ist unbegreiflich.

Herr Clarcke würde sich richtiger ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte, daß ein solches Wesen ohnmöglich sey. Wir gestehen indessen gern ein, daß die innere Beschaffenheit der Materie unbegreiflich ist; oder wenigstens, daß wir davon, durch die Art, wie wir davon gerührt werden, nur sehr unvollständige Vorstellungen erhalten. Aber wir werden auch hinzusetzen, daß wir noch vielweniger im Stande sind, die Gottheit zu begreifen, welche wir, von keiner einzigen Seite, zu fassen vermögen. Wir werden also hieraus den natürlichen Schluß ziehen, daß es Thorheit ist, darüber grübeln zu wollen; daß nichts lächerlicher ist, als einem, von der Materie verschiedenen Wesen, Eigenschaften beyzulegen; da, wenn dieses Wesen wirklich vorhanden wäre, wir einzig und allein durch die Materie vermögend seyn würden, es zu erkennen, das heist, uns von seinem Daseyn, und seinen Eigenschaften zu überzeugen. Endlich werden wir daraus schließen, daß alles, was man uns von Gott sagt, denselben materiell macht, oder die Unmöglichkeit beweißt, in welcher wir uns jederzeit befinden werden, ein Wesen zu begreifen, das von der Materie verschieden, nicht ausgedehnt, und doch überall gegenwärtig; immateriell ist, und doch auf die Materie wirket; das geistig ist, und die unveränderliche Materie hervorbringt, und alles in Bewegung setzt, u. s. w.

Nein! die Unbegreiflichkeit Gottes unterscheidet denselben keinesweges von der Materie. Diese letztere, wird dadurch

dadurch um nichts leichter zu begreifen, wenn wir ihr ein noch unbegreiflicheres Wesen zugesellen, als sie selbst, die wir, doch wenigstens von einigen Seiten, kennen. Ueberhaupt ist uns die Natur keines einzigen Wesens bekannt, wenn man dadurch die, ihm eigenthümliche, innere Beschaffenheit versteht. Wir kennen die Materie, nur durch die Wahrnehmungen, Eindrücke, und Vorstellungen, die wir durch sie erhalten; und nach Maasgabe dieser, urtheilen wir richtig, oder falsch, je nachdem unsere Organe eingerichtet, und gestimmet sind. So wie ein Wesen nicht auf unsere Organe wirkt, ist es für uns nicht vorhanden; und wir können nicht, ohne uns des Unsinns schuldig zu machen, von seiner Natur reden, oder ihm Eigenschaften beylegen. Die Unbegreiflichkeit Gottes sollte die Menschen überzeugen, daß sie sich mit der Betrachtung desselben nicht zu beschäftigen hätten; aber diese Gleichgültigkeit, würde keinesweges nach dem Sinne jener Diener desselben seyn, welche ohne Unterlaß, Untersuchungen dieser Art aufstellen, um ihre Wissenschaft zu zeigen, und uns damit beständig zu beschäftigen, vermuthlich damit sie ihre übrigen Absichten mit uns desto besser erreichen mögen. Und, wenn denn dieser Gott wirklich unbegreiflich ist; so wären wir ja wohl berechtigt daraus zu schließen, daß unsere Priester davon eben so wenig begriffen als wir; und wir müßten aufhören es für das sicherste zu halten, von der Einbildungskraft der letztern uns länger vorschreiben zu lassen.

V. Das Wesen, das nothwendig durch sich selbst vorhanden ist, ist nothwendig ewig.

Dieser Satz ist mit dem erstern einerley; Herr Clarcke müßte denn dadurch sagen wollen, daß, so wie das durch sich selbst vorhandene Wesen keinen Anfang gehabt, es auch kein Ende haben kann. Wie dem auch sey, immer bleibt die Frage übrig, warum man darauf beharret, die-

dieses Wesen von dem Weltall zu unterscheiden? Auch kann man sagen, daß, da die Materie nicht vernichtet werden kann, sie gleichfalls nothwendig vorhanden ist, und nie zu seyn aufhören wird. Ueberdieß, wie kann man diese Materie von einem Wesen herleiten wollen, das nicht Materie ist? Sieht man nicht ein, daß die Materie nothwendig ist, und daß blos ihre Kraft, ihre Verbindung und Zusammensetzung zufällig oder vielmehr vorübergehend ist? Die allgemeine Bewegung ist nothwendig, aber eine gewisse bestimmte Bewegung ist es nur so lange, als die Verhältnisse dauern, von welchen diese Bewegung die Folge oder Wirkung ist. Man kann die Richtung irgend einer besondern Bewegung verändern, sie beschleunigen oder verzögern, sie aufhalten oder hemmen; aber die allgemeine Bewegung kann keinesweges vernichtet werden. Der Mensch hört durch den Tod auf zu leben, das heißt, sich zu bewegen, zu denken, und auf die, der menschlichen Organisation eigenthümliche Weise zu handeln; aber die Materie, aus welcher seine Seele und sein Körper bestand, höret darum nicht auf, beweglich zu seyn, nur daß sie alsdenn einer andern Art von Bewegung fähig wird.

VI. Das durch sich selbst vorhandene Wesen muß unendlich und allgegenwärtig seyn.

Das Wort **unendlich**, giebt uns blos den negativen Begrif, der Abwesenheit aller Schranken. Es ist offenbar, daß ein Wesen, welches nothwendig vorhanden, und durchaus unabhängig ist von nichts, das außer ihm befindlich wäre, eingeschränkt werden kann. Es hat keine andere Gränze, als sich selbst; und in diesem Sinne, kann man sagen, daß es **unendlich** ist.

Was die Behauptung betrift, daß es **allgegenwärtig** seyn soll, so ist nicht minder offenbar, daß, wenn nichts

nichts außer demselben vorhanden ist, es keinen andern Ort giebt, wo es nicht gegenwärtig wäre, oder mit andern Worten, es kann außer ihm und dem leeren Raume nichts weiter geben. Dieß vorausgesetzt, frage ich Herrn Clarck: ob nicht die Materie vorhanden ist, und ob sie nicht wenigstens einen Theil des Raumes einnimmt? In diesem Falle, muß die Materie, und das Weltall, die Gottheit, welche nicht Materie ist, von der Stelle wenigstens, welche die materiellen Wesen in dem Raume einnehmen, ausschliessen. Sollte der Gott der Theologen, vielleicht etwa gar das abstrakte Wesen, oder das Leere selbst seyn? Sie werden mit **Nein** antworten, und uns sagen: Gott, der nicht Materie sey, **durchdringe die Materie**; aber die Materie durchdringen, setzt voraus, daß man mit der Materie Verhältnisse, folglich Ausdehnung hat; aber Ausdehnung haben, ist ja doch eine Eigenschaft der Materie. Wenn Gott die Materie durchdringt; so ist er also materiell, vermischt sich mit dem Weltall, von welchem ihn zu trennen, es nunmehr ohnmöglich wird. Es ist eine nothwendige Folge hiervon, daß Gott sich nie von der Materie trennen kann; er wird in meinem Körper, in meinem Arme seyn, u. s. w. was denn kein Theologe leicht zugestehen wird. Vermuthlich wird man sagen, das sey ein Geheimniß; und für mich ist dieses ein Wink, daß man selbst nicht weiß, wo man die Gottheit hinzustellen hat, die doch, der Voraussetzung zu Folge, alles mit ihrer **Unermeßlichkeit** erfüllen soll.

VII. Das nothwendig vorhandene Wesen, ist nothwendig nur Einzig.

Wenn es nichts außer dem nothwendigen Wesen giebt; so muß dasselbe nothwendig das **Einzige** seyn. Man sieht, daß dieser Satz mit dem vorhergehenden einerley ist: man müßte denn das Daseyn der materiellen Welt läugnen; oder mit Spinoza sagen wollen, es gebe keine andr-

andere Substanz, als Gott, außer dem sich nichts denken lasse: Praeter Deum neque dari, neque concipi potest substantia.

VIII. Das durch sich selbst vorhandene Wesen, ist nothwendig verständig.

Hier eignet der D. Clarcke Gott eine menschliche Eigenschaft zu. Der Verstand, ist eine Beschaffenheit organisirter oder belebter Wesen, welche wir außer diesen Wesen nirgends finden. Um Verstand zu haben, muß man denken; um zu denken, muß man Ideen haben; um Ideen zu haben, muß man Sinne haben; wenn man Sinne hat, ist man materiell; wenn man materiell ist, ist man kein reiner Geist.

Das nothwendige Wesen, welches die belebten Wesen umfaßt, in sich schließt und hervorbringt, umfaßt, enthält, und erzeugt verständige Wesen. Aber besitzt das große Ganze darum eine eigenthümliche Verstandeskraft, welche dasselbe in Bewegung setzt, es thätig macht, und es bestimmet, so wie etwa der menschliche Verstand die beseelten Körper beweget und bestimmet? Dieses zu glauben, haben wir nicht den geringsten Grund. Der Mensch, der einmal in der Reihe der Dinge den obersten Platz einzunehmen glaubt, hat alles nach dem beurtheilen wollen, was er in sich selbst wahrnimmt. Er bildet sich ein, um vollkommen zu seyn, müsse man seyn wie er. Dieß ist die Quelle aller seiner falschen Voraussetzungen, über die Natur und ihrem vorgeblichen Urheber. Man bildete sich also ein, man würde der Gottheit zu nahe treten, wenn man ihr eine Eigenschaft versagte, welche der Mensch besitzt, und mit welcher er den Begrif einer gewissen Vollkommenheit und Ueberlegenheit verbindet. Wir finden, daß unsere Mitmenschen sich für beleidiget halten, wenn wir sagen, daß es ihnen an Verstande fehle;

le; und wir glauben daher, daß eben dieses in Ansehung jener Macht der Fall seyn würde, welche wir nur darum an die Stelle der Natur setzen, weil wir bey dieser letzteren keine Spuhr jener Eigenschaft wahrnehmen. Man gestehet der Natur keinen Verstand zu, ohngeachtet sie verständige Wesen in sich schließt, und eben darum, ersann man einen Gott, der für sie denken, handeln, und Verstand haben soll. Dieser Gott ist also nichts, als die abstrakte Beschaffenheit und Modification unseres Wesens, welche man Verstand nennt, nur daß man sie personificiret hat. Die Erde erzeugt lebendige Thiere, welche wir Würmer nennen; dennoch sagen wir nicht, daß die Erde ein lebendiges Wesen sey. Das Brod, das wir essen, und der Wein, den wir trinken, sind keine denkende Substanzen; aber sie ernähren und unterstützen die Denkkraft, von Wesen, welche dieser besondern Modification fähig sind. Allerdings bilden sich in dem Schooße der Natur fühlende, denkende und verständige Wesen; allein wir können darum nicht sagen, daß die Natur fühle, denke, oder verständig sey.

Aber wie kann man, wird eine gewisse Gattung von Philosophen sagen, dem Schöpfer Eigenschaften absprechen, welche wir an seinen Geschöpfen finden? Kann das Werk vollkommner seyn als der Werkmeister? **Sollte der Gott, der das Auge gemacht hat, nicht sehen, und der Gott, der das Ohr gemacht hat, nicht hören?** Aber müßten wir dieser Schlußart zu Folge nicht Gott auch alle andere Eigenschaften beylegen, welche man an seinen Geschöpfen wahrnimmt? Könnten wir nicht mit eben dem Grunde sagen, daß der Gott, der die Materie gemacht hat, selbst Materie seyn; daß der Gott, der den Körper gemacht hat, selbst einen Körper besitzen müsse; daß der Gott, der so viel Thoren geschaffen hat, selbst thöricht seyn müsse; daß der Gott, der sündigende Menschen schuf, selbst als der

Sünde unterworfen anzusehen sey. Wenn daraus, daß die Werke Gottes gewisse Eigenschaften besitzen, und gewisser Modificationen fähig sind, folgen sollte, daß Gott dieselben gleichfalls besitze; so würde man mit noch weit mehrerem Rechte den Schluß ziehen müssen, daß Gott für materiell, ausgedehnt, schwer, böse u. s. w. zu achten sey.

Um Gott, das ist der allgemeinen Bewegursache der Natur, unendliche Weisheit oder Verstand zuzuschreiben, müßte es weder Thorheit, noch Uebel, noch Bosheit, noch Unordnung, auf der Erde geben. Vielleicht sagt man, daß selbst nach unsern Grundsätzen, Uebel und Leiden nothwendig sind. Aber die von uns aufgestellten Grundsätze nehmen keinen verständigen und weisen Gott an, der die Gewalt habe, jene Unvollkommenheiten zu verhindern. Wenn bey der Voraussetzung eines solchen Gottes, das Uebel noch immer eben so nothwendig bleibt; so frage ich, was durch diesen weisen, mächtigen und verständigen Gott gewonnen wird? Da dieser Gott seiner Seits selbst der Nothwendigkeit unterworfen ist; so ist er von diesem Augenblicke an nicht mehr unabhängig; seine Macht verschwindet; er ist gezwungen dem nothwendigen Wesen der Dinge freyen Lauf zu lassen. Er kann die Ursachen nicht hindern, die demselben entsprechenden Wirkungen hervorzubringen; er kann sich dem Uebel nicht entgegenstellen; er kann den Menschen nicht glücklicher machen, als er ist, kann mithin nicht gütig seyn; ist vollkommen unnütz, ein bloßer ruhiger Zeuge dessen, was nothwendiger Weise geschehen muß, und kann nicht umhin, alles zu wollen, was in der Welt vorgeht. Nichts desto weniger sagt man in dem folgenden Satze:

IX. Das nothwendig vorhandene Wesen ist ein durchaus frey handelndes Wesen.

Ein Mensch wird frey genannt, wenn er die Gründe zu handeln in sich selbst findet; oder wenn seinem Willen keine Hindernisse aufstossen, das zu thun, wozu er sich bestimmt fühlt. Findet nun aber Gott, oder das nothwendige Wesen, von dem hier die Rede ist, in der Ausführung seiner Entwürfe, keine Hindernisse? Ist es sein Wille, daß das Böse geschehen soll; oder kann er es nicht verhindern? In diesem Falle ist er nicht frey, und sein Wille findet beständige Hindernisse, oder aber man muß sagen, er willige in die Sünde ein, er wolle, daß man ihn beleidige, und lasse geschehen, daß die Menschen seine Freyheit beeinträchtigen, und seine Entwürfe stöhren. Ich kann nicht einsehen, wie ein Theologe sich aus dieser Verlegenheit ziehen will?

Eben so, kann auch dieser vorgebliche Gott nicht anders, als den Gesetzen seiner eigenen Natur zu folge, handeln; man könnte ihn also ein freyes Wesen nennen, in wie fern seine Handlungen durch nichts, außer ihn bestimmt würden. Allein, das hieße offenbar, die Worte mißbrauchen. In der That kann man nicht sagen, daß ein Wesen frey wäre, welches nicht anders handeln kann, als es wirklich handelt, und welches nie aufhören kann, in Gemäßheit der Gesetze seiner Natur zu wirken. Ein solches Wesen, handelt offenbar, in allen seinen Aeusserungen, nothwendig. Wir wollen einmal einen Theologen fragen, ob Gott die Tugend belohnen, und das Laster bestrafen kann? Wir wollen ihn ferner fragen, ob Gott die Sünde lieben kann, oder ob er frey ist, wenn die Handlung des Menschen in ihm nothwendiger Weise einen neuen Willen hervorbringt. Ein Mensch ist ein Wesen außer Gott, und doch behauptet man, daß das Betragen dieses Menschen auf jenes Wesen Einfluß habe, und den Willen desselben nothwendig bestimme. Endlich frage ich

noch, ob Gott das, was er will, nicht wollen, und was er thut, nicht thun kann? Ist sein Wille nicht durch die Einsicht, Weisheit und Absichten, welche man ihm beylegt, nothwendig bestimmt? Ist aber Gott auf diese Weise gebunden, so ist er eben so wenig frey, als der Mensch. Wenn alles, was er thut, nothwendig ist; so ist er weiter nichts, als die Nothwendigkeit, das Schicksal, das Fatum der Alten; und die Neueren haben die Gottheit nicht verändert, wenn sie gleich den Namen derselben vertauscht haben.

Vielleicht sagt man uns, Gott sey frey, in wie fern er nicht durch die Gesetze der Natur, oder diejenigen, welche er den übrigen Wesen aufgelegt habe, gebunden sey. Wenn es indessen wahr ist, daß er diese Gesetze gemacht hat; wenn sie die Wirkung seiner unendlichen Weisheit, und seines höchsten Verstandes sind; so ist Gott durch seine innere Natur genöthiget, sie zu befolgen; oder aber, man muß eingestehen, daß Gott auch vernunftwidrig handeln könnte. Die Theologen, vermuthlich aus Besorgniß, der Freyheit ihres Gottes Gränzen zu setzen, haben deswegen, wie wir im vorigen bewiesen haben, behauptet, daß er durchaus an keine Vorschriften gebunden sey, und haben, dieser Voraussetzung zu folge, ein despotisches, wunderliches und eigenwilliges Wesen daraus gemacht, das durch seine Macht berechtigt ist, so gar die von ihm selbst eingeführten Gesetze, ohne Ausnahme, zu übertreten. Dieser Gott, unterbricht durch die vorgeblichen Wunder, die man ihm beylegt, die Gesetze der Natur; er handelt sehr oft durch das Betragen, welches man ihm zuschreibt, auf eine seiner göttlichen Weisheit und der Vernunft, welche er den Menschen zur Leitung ihrer Urtheile gegeben hat, eine durchaus entgegengesetzte Weise. Wenn Gott in diesem Sinne frey ist, so ist alle Religion unnütz; diese kann sich auf nichts gründen, als auf diese unveränderliche Regel, welche sich dieser Gott selbst vorgeschrieben hat, und auf die Verbindungen, welche er

mit dem menschlichen Geschlechte eingegangen ist. So bald als eine Religion, Gott, durch diese Verträge, nicht als gebunden ansieht; so zerstöhrt sie sich nothwendiger Weise selbst.

X. Die höchste Ursache aller Dinge, besitzt unendliche Macht.

Es giebt keine Macht außer ihr; diese Macht hat also keine Gränzen. Allein, wenn es Gott ist, der diese Macht besitzt; dann sollte es nicht in der Gewalt des Menschen stehen, Böses zu thun; dieser letztere würde sonst im Stande seyn, gegen die göttliche Macht zu handeln. Es würde außer Gott eine Kraft geben, die im Stande wäre, der seinigen das Gleichgewicht zu halten, oder zu verhindern, daß sie nicht die Wirkungen, welche sie sich vorsetzt, hervorbringen kann. Die Gottheit würde gezwungen seyn, das Böse zu dulden, welches sie nicht verhindern kann.

Ist aber der Mensch so frey, daß er sündigen kann; so ist Gott selbst nicht frey. Sein Betragen wird dann nothwendig durch die Handlungen des Menschen bestimmt. Ein Billigkeit liebender Monarch ist nichts weniger als frey, wenn er sich vor verbunden hält, den Gesetzen gemäß zu handeln, welche zu beobachten, er eydlich versprochen hat, oder die er nicht übertreten kann, ohne seine Gerechtigkeit zu verletzen. Ein Monarch, ist nicht mächtig, wenn der geringste seiner Unterthanen, im Stande ist, ihn zu verspotten, ihm offenbahr zu widerstehen, oder in Geheim den Entwürfen desselben entgegen zu arbeiten. Dennoch, stellen uns alle Religionen der Welt, Gott unter dem Bilde eines unumschränkten Herrschers vor, dessen Willen nichts im Wege stehen, und dessen Macht nichts einschränken kann. Nichts desto weniger behaupten eben diese Religionen, auf

einer andern Seite, wieder, daß seine Unterthanen, in jedem Augenblicke, Macht, und Freyheit haben, sich gegen ihn ungehorsam zu bezeugen, und seine Entwürfe zu vernichten. Man sieht hieraus, offenbar, daß alle Religionen, auf dem ganzen Erdboden, mit der einen Hand dasjenige zerstöhren, was sie mit der andern aufbauen; und daß, den von ihnen angenommenen Vorstellungen zu folge, ihr Gott, weder frey, noch mächtig, noch glücklich ist.

XI. Der Urheber aller Dinge muß unendlich weise seyn.

Weisheit, und Thorheit, sind Eigenschaften, welche sich auf die Beschaffenheit unsrer eigenen Urtheile gründen. Nun aber ereignen sich, in dieser Welt, welche, der Voraussetzung zu folge, von der Gottheit geschaffen worden, von ihr erhalten, in Bewegung gesetzt, und durchdrungen wird, tausenderlen Vorfälle, welche wir als thöricht betrachten; ja selbst die Geschöpfe, um derentwillen wir die Welt geschaffen glauben, zeigen sich weit öfterer thöricht, und unvernünftig, als klug und verständig. Der Urheber aller vorhandenen Dinge, muß auf gleiche Weise der Urheber dessen seyn, was wir unvernünftig, und dessen, was wir weise nennen. Um aber den Verstand, und die Weisheit eines Wesens beurtheilen zu können, müßte man wenigstens von dem Zwecke, auf welchen dieses Wesen hinarbeitet, einige Begriffe haben. Welches ist denn nun aber der Zweck Gottes? Man antwortet uns, sein eigner Ruhm. Aber erreicht denn Gott auch diesen Zweck? Verweigern sich nicht die Sünder ihn zu verherrlichen? Und überdieß, ist denn die Voraussetzung, daß Gott für den Ruhm nicht gleichgültig sey, etwas anders, als Gott menschliche Thorheiten und menschliche Schwächen beylegen? Heißt es nicht eben so viel, als sagen: Gott sey ruhmsüchtig? Sagt man uns aber, der Zweck der göttlichen

Weis-

Weisheit, sey, die Menschen glücklich zu machen; so frage ich immer wieder, warum die Menschen, aller seiner Veranstaltungen ohngeachtet, sich dennoch so oft unglücklich befinden? Wenn man aber hierauf erwiedert, die göttlichen Absichten wären für uns unerforschlich; so antworte ich hierauf, erstlich, daß, in diesem Fall, man also keinen Grund hat, zu behaupten, daß es Gott um die Glückseligkeit seiner Geschöpfe zu thun sey, eine Sache, die in der Wirklichkeit nie erreicht wird. Zweitens antworte ich, daß, wenn wir, in Ansehung des wahren Zweckes der göttlichen Veranstaltungen, in Unwissenheit sind, es für uns ohnmöglich wird, seine Weisheit zu beurtheilen; und daß es Unsinn ist, darüber vernünfteln zu wollen.

XII. Die höchste Ursache muß, nothwendiger Weise, unendliche Güte, Gerechtigkeit, und Wahrhaftigkeit, wie auch alle andere, moralischen Vollkommenheiten besitzen, welche dem Regierer, und obersten Richter der Welt zukommen.

Der Begrif der **Vollkommenheit**, ist ein abgezogener, metaphysischer, verneinender Begrif, welcher außer uns selbst, kein Urbild oder Muster hat. Ein vollkommenes Wesen, würde ein Wesen seyn wie wir; nur daß wir, in Gedanken, alle die Eigenschaften davon entfernen, welche wir für uns selbst schädlich finden, und, aus eben diesem Grunde, Unvollkommenheiten nennen. Jede Sache, ist durchaus nur in Beziehung auf uns und unsre Empfindungsart, nicht aber, an sich selbst, vollkommen oder unvollkommen. Unser Urtheil hierüber, bezieht sich ganz darauf, in wiefern eine Sache uns, mehr, oder weniger, nützlich, mehr, oder weniger angenehm, ist. Wie können wir nun aber, in diesem Sinne, dem nothwendigen Wesen Vollkommenheit beylegen? Ist Gott vollkommen gut, in Beziehung auf die Menschen?

Aber diese Menschen leiden gar oft durch seine Werke, und sind genöthigt, sich über die Uebel zu beklagen, welche sie in dieser Welt erfahren; oder ist Gott vollkommen in Beziehung auf seine Werke? Aber bemerken wir nicht oft, daß der Ordnung die größte Unordnung zur Seite geht? Verändern sich die so vollkommenen Werke der Gottheit, und zerstöhren sie sich nicht einander ohne Unterlaß? Erdulden wir nicht wider unsern Willen von ihnen Schmerzen und Ungemach, welche die Vergnüzungen und Wohlthaten aufwiegen, die wir von der Natur empfangen? Stellen uns nicht alle Religionen der Welt ihren Gott als immer beschäftigt vor, seine wunderbaren Werke wieder umzuschaffen, auszubessern, von neuem zu bearbeiten, und zu berichtigen? Vermuthlich wird man uns sagen, Gott könne seinen Werken nicht die Vollkommenheiten mittheilen, die er selbst besitze. Auf diesem Fall, antworte ich, daß wenn, also, die Unvollkommenheiten dieser Welt, sogar in Beziehung auf Gott selbst, nothwendig sind, er ihnen, auch nicht einmal in jener Welt, abzuhelfen im Stande seyn wird; und der Schluß, der sich hieraus ergiebt, ist, daß durch diesen Gott, für uns weiter nichts gewonnen wird.

Die metaphysischen, und theologischen Attribute der Gottheit, machen daraus, so bald man ihn von der Natur, und den in ihr enthaltenen Wesen unterscheidet, ein abstractes, und unbegreifliches Wesen. Die moralischen Eigenschaften, machen daraus hinwiederum ein Wesen unserer Gattung; ob man sich gleich alle Mühe gegeben hat, durch die, ihm beygelegten vemeinenden Attribute, dasselbe von den Menschen zu entfernen. Der theologische Gott ist ein abgesondertes Wesen, welches genau betrachtet, mit keinem einzigen der uns bekannten Wesen Verhältnisse haben kann. Der moralische Gott, ist und bleibt nichts, als ein Mensch, den man vollkommen gemacht zu haben glaubt, weil man, in Gedanken, alle Unvollkommenheiten der menschlichen Natur von ihm abgesen-

gesondert hat. Die moralischen Beschaffenheiten der Menschen, gründen sich auf die, zwischen ihnen vorhandenen Verhältniße, oder ihre gegenseitigen Bedürfnisse. Der theologische Gott, kann, also keine moralischen Eigenschaften, und keine menschlichen Vollkommenheiten besitzen. Er bedarf der Menschen nicht; steht mit ihnen in keinem Verhältnisse; weil sich jedes Verhältniß seiner Natur nach nichts anders, als gegenseitig, denken läßt. Ein reiner Geist, kann mit Wesen, die wenigstens zum Theil materiell sind, keine Verhältnisse haben. Ein unendliches Wesen, nicht mit Endlichen; ein ewiges Wesen nicht mit Vergänglichen und vorübergehenden. Das einzige Wesen, das nichts seines Gleichen, nichts sich ähnliches, das kein Nebenwesen seiner Art kennt, nicht in Gesellschaft lebt, nichts mit seinen Geschöpfen gemein hat, ein solches Wesen, wenn es wirklich vorhanden wäre, könnte keine einzige von den Eigenschaften haben, welche wir Vollkommenheiten nennen. Es würde einer von den Menschen so verschiedenen Ordnung angehören, daß wir ihm weder Tugend noch Laster würden zuschreiben können. Man widerhohlet es uns, ohne Unterlaß, daß Gott dem Menschen nichts schuldig ist; daß kein Wesen sich mit ihm vergleichen kann; daß unser eingeschränkter Verstand unfähig ist, seine Vollkommenheiten zu begreifen, und daß es außer den Gränzen des menschlichen Geistes liegt, sich von der Natur desselben irgend eine Vorstellung zu machen. Aber zerstöhret man nicht dadurch unsere Verhältnisse mit diesen so unähnlichen, so weit entfernten, so unbegreiflichen Wesen? Jedes Verhältniß, setzet eine gewisse Art von Analogie und Beziehung voraus; alle Pflichten gründen sich auf Aehnlichkeit, und gegenseitige Bedürfnisse. Um Jemanden das zu leisten, was man ihm schuldig ist, ist es unumgänglich nothwendig ihn zu kennen.

Ohne Zweifel, wird man sagen, Gott habe sich uns durch die Offenbahrung bekannt gemacht. Aber setzt eine

solche Offenbahrung nicht das Daseyn Gottes voraus, über welches wir ja eben streiten? Vernichtet nicht diese Offenbahrung selbst, die moralischen Vollkommenheiten, welche man ihm beylegt? Setzt nicht jede Offenbarung, in den Menschen einen Grad von Unwissenheit, Unvollkommenheit, und Verkehrtheit, voraus, welchem ein gütiger, weiser, allmächtiger und voraussehender Gott hätte zuvorkommen sollen? Verräth nicht jede besondere Offenbahrung, von Seiten Gottes, einen gewissen Vorzug, eine Vorliebe, und ungerechte Partheylichkeit, für einige seiner Geschöpfe; Beschaffenheiten, welche, offenbahr, seiner unendlichen Güte, und Gerechtigkeit widersprechen? Zeigt uns nicht diese Offenbahrung Gott als abgeneigt, gehäßig, oder wenigstens gleichgültig, gegen den grösten Theil der Bewohner der Erde, und verräth sie nicht eine Art von vorsetzlichem Entwurfe, jene übrigen Menschen der Verblendung zu überlassen, und dadurch ihren Untergang zu befördern? Mit einem Worte, die Gottheit wird uns in allen bekannten Offenbahrungen, statt weise, gerecht, und menschenfreundlich, durchaus als ein eigensinniges, ungerechtes, grausames Wesen vorgebildet, welches seine Kinder verführen will, ihnen Fallstricke legt, oder legen läßt, und sie nachher bestrafet, wenn sie in dieselben gefallen sind? Der Gott des Herrn Clarck, und der Christen überhaupt, kann, offenbahr, keinesweges, als ein vollkommenes Wesen angesehen werden, man müßte denn, in der Theologie, dasjenige **Vollkommenheiten** nennen, was die Vernunft, und der gesunde Verstand als auffallende Unvollkommenheiten, und verhaßte Gemüthsbeschaffenheiten, betrachtet. Noch mehr: es giebt, unter dem ganzen menschlichen Geschlechte, kein so bösartiges, rachsüchtiges, ungerechtes, grausames Wesen, als der Tyrann, an welchen die Christen ihre knechtische Ehrerbietung, und die Theologen jene Vollkommenheiten verschwenden, die, in jedem Augenblicke, durch das Betragen, welches sie diesem Wesen beylegen, verläugnet werden.

Je

Je näher wir diesen theologischen Gott betrachten, um so unmöglicher und widersprechender, muß uns derselbe erscheinen. Auch hat es das Ansehen, daß ihn die Theologie nur aufstelle, um ihn augenblicklich wieder zu zerstöhren. Denn was sollen wir nun wohl bey einem Wesen denken, von welchem nichts bejahet werden kann, wovon sich nicht so gleich, auf der Stelle, das Gegentheil zeiget? Was sollen wir von einem gütigen Gotte denken, der, ohn Unterlaß, ergrimmt; von einem allmächtigen Gotte, dem es nie gelingt seine Absichten zu erreichen; von einem unendlich seligen Gotte, dessen Seligkeit in jedem Augenblicke gestöhrt wird; von einem Gotte, der die Ordnung liebt, und sie doch nie behaupten kann; von einem gerechten Gotte, welcher erlaubt, daß seine unschuldigsten Unterthanen unaufhörlich Ungerechtigkeiten erdulden müssen? Was sollen wir uns von einem reinen Geiste denken, welcher die Materie erschaffen hat, und sie in Bewegung setzt? Was von einem unveränderlichen Wesen, das die Ursache der Veränderungen und Bewegungen ist, die in jedem Augenblicke in der Natur vorgehen? Was sollen wir uns, von einem unendlichen Wesen denken, das jedoch mit dem Weltall zugleich vorhanden ist? Was von einem allwissenden Wesen, das sich verbunden glaubt, seine Geschöpfe auf die Probe zu stellen? Was heißt ein allmächtiges Wesen, welches nie seinen Werken diejenige Vollkommenheiten mittheilen kann; welche es an denselben zu finden wünscht? Was ein durchaus mit göttlichen Eigenschaften begabtes Wesen, das jederzeit menschlich handelt? Was heißt ein Wesen, das alles vermag, und dem doch nicht das geringste gelingt; das nie auf eine Weise handelt, die seiner würdig ist? Dieses Wesen ist, gleich dem Menschen, bösartig, ungerecht, grausam, eifersüchtig, zornig; es scheitert, gleich den Menschen, und allen seinen Entwürfen, und besitzt dabey, doch alle nur mögliche Eigen-

genschaften, welche dasselbe gegen andere menschliche Schwachheiten sichern müsten. Wenn wir aufrichtig seyn wollen, so werden wir einräumen müssen, daß ein solches Wesen, Nichts ist; einräumen, daß das, zur Erklärung der Natur ausgedachte Phantom mit eben dieser Natur in beständigem Widerspruche steht, und daß es, weit entfernt sie zu erklären, nur darzu dient, sie zu verwirren.

Selbst nach Herrn Clarcks Bestimmung „ist das **Nichts, dasjenige, wovon man nichts mit Grunde bejahen, wohl aber alles mit Grunde verneinen kann**, so daß der Begrif des Nichts, **auf gewisse Weise, eine vollkommene Verneinung aller Begriffe überhaupt ist; der Begrif eines endlichen und unendlichen Nichts, ist, also, ein offenbahrer Widerspruch.**“ Man mache von dieser Behauptung die Anwendung auf das, was unser Verfasser von der Gottheit gesagt hat; und man wird finden, daß sie, seinen eigenen Bestimmungen zu folge, das **unendliche Nichts** ist, weil der Begrif dieser Gottheit eine **gänzliche Verneinung aller Begriffe** ist, welche sich die Menschen vorzustellen fähig sind. Die Geistigkeit ist, offenbahr, eine bloße Verneinung der Körperlichkeit. Wenn man uns sagt, Gott sey ein Geist, heißt es etwas anders, als sagen, wir wissen nicht, was er sey? Man sagt uns, es gebe Substanzen, welche wir weder sehen, noch fühlen könnten; und die darum doch nicht minder vorhanden wären. Sey dem also; aber, auf diesem Fall, können wir auch nicht darüber urtheilen, oder ihnen Beschaffenheiten beylegen. Hat man eine bessere Vorstellung von der Unendlichkeit, welche eine bloße Verneinung der Gränzen ist, die wir bey allen andern Wesen finden? Kann der menschliche Geist begreifen, was unendlich ist, und muß er nicht, um sich davon irgend einen verworrenen Begrif zu machen, endliche Größen mit andern Größen, die ebenfalls als endlich denkt, in Gedanken zusammensetzen? Sind Allmacht,

Ewig-

Ewigkeit, Allwissenheit, Vollkommenheit, etwas anders, als abgezogene Begriffe, oder bloße Verneinungen der Gränzen in der Macht, in der Dauer, in der Wissenschaft? Wenn man behauptet Gott sey nichts von allen dem, was der Mensch begreifen, sehen, oder empfinden kann; wenn sich von demselben nichts bestimmtes behaupten läßt; so muß es wenigstens erlaubt seyn, an seinem Daseyn zu zweifeln; Behauptet man aber Gott sey, das, was die Theologen von ihm vorgeben, so kann man nicht umhin, das Daseyn, ja selbst die Möglichkeit, eines Wesens zu läugnen, welches der Sitz von Eigenschaften seyn soll, die der menschliche Geist nie im Stande seyn wird zu begreifen, oder mit einander vereinigt zu denken.

Das durch sich selbst vorhandene Wesen, muß Herrn Clarck zu folge, ein einfaches unveränderliches, unzerstöhrbares Wesen seyn, das keine Theile, keine Gestalt, keine Bewegung hat, das untheilbar ist; mit einem Worte, ein Wesen, in welchem sich durchaus keine Aehnlichkeit mit irgend einer der Eigenschaften der Materie finden darf, die, da sie alle endlich sind, sich durchaus mit der vollkommenen Unendlichkeit nicht vertragen. Aufrichtig! Ist es irgend möglich, sich von einem solchen Wesen einen Begrif zu machen? Die Theologen räumen selbst ein, daß die Menschen keinen vollständigen Begrif von Gott haben können. Aber, der hier vorgelegte, ist nicht allein unvollständig, sondern vernichtet zugleich, in Gott, alle diejenigen Eigenschaften, auf welche sich unser Geist in seinem Urtheile stützen konnte. Auch ist Herr Clarcke genöthigt, einzugestehen, daß, was die Art und Weise betrift, wie Gott unendlich ist, und allenthalben gegenwärtig seyn kann, unser eingeschränkter Verstand keinesweges fähig ist, hiervon etwas einzusehen oder zu begreifen. Aber, was sollen wir von einem Wesen denken, welches kein

Mensch

Mensch erklären, noch begreifen kann? Es ist ein leeres Phantom, das selbst, wenn es vorhanden wäre, dem Menschen auf keine Weise etwas angehen könnte.

Plato, dieser große Schöpfer von Einbildungen sagt, **diejenigen, welche nichts annehmen, als was sie wirklich sehen, und betasten können, wären verwahrlosete Unwissende, welche sich streuben die Wirklichkeit des Daseyns unsichtbarer Dinge anzunehmen.** Unsere Theologen, führen dieselbe Sprache: unsere europäische Religionen, sind nur zu merklich von diesen Platonischen Träumereyen angesteckt worden, die offenbar nichts anders sind, als die Resultate der verworrenen Begriffe, und unverständlichen Metaphysik, jener Aegyptischen, Chaldäischen, Assyrischen Priester, von welchen Plato, auf seinen Reisen, seine vorgebliche Philosophie entlehnt hatte. In der That, wenn die Philosophie in der Kenntniß der Natur besteht; so wird man einräumen müssen, daß das Platonische Lehrgebäude, keineswegs auf diesen Nahmen Anspruch machen kann; indem es zu nichts gedienet hat, als den menschlichen Geist von der sichtbaren Welt zu entfernen, um ihn in eine intellectuelle Welt zu werfen, wo er nichts als Chimären findet. Und doch, ist es diese phantastische Philosophie, welche noch jetzt alle unsere Meynungen beherrscht. Unsere Theologen, noch immer von Plato's Enthusiasmus geleitet, unterhalten noch immer ihre Anhänger, von nichts, als Geistern, **verständigen Wesen, unkörperlichen Substanzen, unsichtbaren Mächten, Engeln, Dämonen, geheimnißvollen Kräften, übernatürlichen Wirkungen, göttlichen Erleuchtungen angebohrnen Begriffen** u. s. w. (28) Ihren Aussprüchen zufolge sind die Sinne uns gänzlich unnütz. Bringt die Erfahrung uns um keinen Schritt weiter; sind Einbildung, Enthusiasmus, Schwärmerey, die Regungen der Furcht, welche religiöse Vorurtheile in uns veranlassen, **Eingebungen**

gen

gen des Himmels, göttliche Warnungen, natürliche Gefühle, welche wir der Vernunft, der Beurtheilung, und dem gesunden Verstande vorziehen müssen. Nachdem sie uns, von Kindheit auf, mit dergleichen Grundsätzen, die uns nothwendig verblenden und unsern Verstand verfinstern müssen, angesteckt haben, fällt es ihnen nicht mehr schwer, uns dahin zu bringen, die größten Abgeschmacktheiten, unter dem täuschenden Nahmen, von Geheimnissen anzunehmen, und zu verhindern, dasjenige nicht zu prüfen, was sie uns zu glauben auferlegen. Wie dem auch sey, genug wir antworten, dem Plato, und allen Lehrern, die uns, gleich ihm, auffodern, zu glauben, was wir nicht begreifen können, daß, um zu glauben, eine Sache sey vorhanden, man von derselben wenigstens eine Vorstellung haben muß; daß, wir diese Vorstellung, nicht anders, als durch unsre Sinne, erhalten können; daß alles, dessen Kenntniß uns nicht mittelst unsrer Sinne zukömmt, für uns nichts ist; daß, wenn es abgeschmackt ist, das Daseyn von Etwas zu läugnen, was man nicht kennt, es noch weit unsinniger ist, diesem Etwas unbekannte Eigenschaften beyzulegen; daß es thöricht ist, für bloßen Schreckbildern zu zittern, oder eitle Götzen zu verehren, die mit unverträglichen Eigen-

(28) Wer sich die Mühe geben will, die Werke des Plato, und seiner Anhänger, einen Proclus, Jamblich Plotin u. a. m. zu lesen, wird darinn beynahe alle Lehren, und Spitzfindigkeiten, der christlichen Theologie, antreffen. Noch mehr, er wird darinn den Ursprung der Zeichen, Gebräuche, Sakramente, mit einem Worte, der ganzen, bey dem Gottesdienste der Christen gewöhnlichen Theurgie finden. Bekanntlich haben die Christen, sowohl in Ansehung ihrer religiösen Gebräuche, als in Ansehung ihrer Lehren, nichts weiter gethan, als die ihnen von den Priestern des Heydenthums vorgezeichneten Pfade, mit mehr oder weniger Treue, zu folgen. Die religiösen Theorheiten, sind nicht so mannigfaltig, als man glauben sollte. Was

genschaften bekleidet sind, welche unsere Einbildungskraft auf gut Glück zusammengehäuft hat, ohne je Vernunft, und Erfahrung, darüber zu Rathe zu ziehen.

Dieß, als eine Beantwortung für Herrn D. Clarcke, der uns sagt: „welche Abgeschmacktheit, so sehr gegen das Daseyn einer immateriellen Substanz zu streiten, deren Natur wir nicht begreifen können, und von ihr, als von der unbegreiflichsten Sache zu sprechen! Kurz vorher, hatte eben dieser Schriftsteller gesagt: es giebt keine so kleine, und verächtliche Pflanze; kein so geringfügiges Thier, das nicht den erhabensten menschlichen Geist in Erstaunen, und Verwirrung setzen muß; die Natur beseelter Wesen ist für uns in undurchdringliche Finsternisse gehüllt. Welcher Unsinn also, die Unbegreiflichkeit Gottes, als einen Grund gegen sein Daseyn anzuführen.„

Ich antworte hierauf erstlich, daß die Idee einer immateriellen, oder unausgedehnten Substanz, bloß eine Abwesenheit von Eigenschaften, oder eine Verneinung der

Was die alte Philosophie anbetrift, so war sie, die Lehrsätze des Democrit und Epicur ausgenommen, größtentheils wahre Theosophie, welche in den Köpfen ägyptischer und assyrischer Priester ausgebrütet worden. Pythagoras, und Plato, sind nichts, als Theologen, gewesen, erfüllt mit Enthusiasmus, und, vielleicht im Herzen nicht das, was sie äusserlich schienen. Wenigstens zeigt sich bey ihnen ein gewisser geheimnißvoller Priestergeist, der immer ein Zeichen bleiben wird, daß man zu hintergehen sucht, oder doch wenigstens nicht die Absicht hat, die Menschen aufzuklären. Aber nur in der Natur, und nicht in der Theologie, darf man hoffen, eine wahre und verständige Philosophie zu finden.

der Ausdehnung enthält, und daß, wenn man uns sagt, ein Wesen sey nicht Materie, wir dadurch bloß erfahren, was es nicht ist, nicht aber belehret werden, was es ist; und daß, wenn man sagt, ein Wesen könne nicht in unsere Sinne fallen, man uns dadurch bloß zu verstehen giebt, daß wir außer Stande sind, uns vor dem Daseyn, oder nicht Daseyn desselben, im geringsten zu überzeugen.

Zweitens, gestehe ich gern ein, daß die grösten Köpfe, weder das Wesen der Steine, Pflanzen und Thiere, noch die geheimen Triebfedern kennen, aus welchen dieselben bestehen, oder wodurch sie ihre pflanzen- oder thierartigen Verrichtungen äussern. Aber man wird mir auch wiederum zugestehen, daß man doch wenigstens diese Dinge sieht; daß sie unsern Sinnen, wenigstens in gewissen Rücksichten, bekannt sind; daß wir einige ihrer Wirkungen wahrnehmen, und, diesem zu folge, richtig oder unrichtig darüber urtheilen können. Im Gegentheil vermögen unsere Sinne ein immaterielles Wesen von keiner einzigen Seite zu fassen, noch uns davon den geringsten Begriff zuzuführen. Ein solches Wesen, ist für uns eine unbekannte geheime Kraft (*qualitas occulta*) oder vielmehr, ein bloßes Wesen unserer Einbildung. Wenn wir auch nicht die ursprüngliche Beschaffenheit, und innere Zusammensetzung, der materiellsten Wesen erkennen, so entdecken wir doch wenigstens, durch Hülfe der Erfahrung, irgend einige der Verhältnisse, die sie zu uns selbst haben; wir kennen ihre Oberflächen, ihre Ausdehnung, ihre Gestalt, ihre Farbe, ihre Weichheit, oder Härte, durch die Eindrücke, welche sie auf uns machen. Wir sind im Stande sie zu vergleichen, von einander zu unterscheiden, zu beurtheilen, sie zu begehren, oder sie zu vermeiden, je nachdem die verschiedene Art der Eindrücke beschaffen ist, die wir von ihnen erhalten. Aber diese Kenntnisse fehlen uns ganz in Ansehung eines immateriellen Gottes, oder jener Geister, von welchen uns

Menschen, ohne Unterlaß, vorreden, und doch davon eben so wenig Begriffe haben können, als wir andere.

Drittens, wir sind uns selbst der Modificationen bewußt, welche wir Gefühle, Gedanken, Willensbestimmungen, Leidenschaften, u. s. w. nennen. Aus Mangel näherer Kenntniß unserer ursprünglichen Natur, und der Energie unserer besondern Organisation, schreibt man diese Wirkungen einer verborgenen, und von uns selbst verschiedenen Ursache zu, welche man für geistig ausgegeben hat, weil sie sich auf eine, von unserem Körper verschiedene Weise zu äußern schien. Einiges Nachdenken, überführt uns jedoch, daß materielle Wirkungen, nur von einer materiellen Ursache herrühren können. Gleichergestalt werden wir auch in der Welt blos materielle, und physische Wirkungen gewahr, die, offenbahr, eine ihnen selbst analogische Ursache haben müssen, und die wir nicht einer geistigen, uns unbekannten Ursache, sondern der Natur selbst, zuschreiben können, von der wir, in gewissen Rücksichten, einige nähere Kenntnisse zu erlangen im Stande sind, wenn wir uns die Mühe nehmen wollen ohne Vorurtheil über dieselbe nachzudenken.

Wenn die Unbegreiflichkeit Gottes, kein Grund ist, sein Daseyn zu läugnen, so kann sie, eben so wenig, ein Grund seyn, zu behaupten, er sey materiell. Ja wir begreifen denselben als geistig, weit weniger, als wenn er materiell wäre; da dieses letztere eine, uns bekannte Eigenschaft, jene aber eine verborgene, und unbekannte Eigenschaft, oder vielmehr eine Redensart ist, der wir uns nur bedienen, unsere Unwissenheit zu verbergen. Ein Blindgebohrner, würde nicht recht verfahren, wenn er das Daseyn der Farben läugnete, obgleich diese Farben in der That nicht für ihn, sondern nur für diejenigen existiren, welche das Vermögen haben, sie zu erkennen.

Aber

Aber dieser Blinde müßte uns doch sehr lächerlich vorkommen, wenn er sich einfallen ließe, davon Beschreibungen liefern zu wollen. Wenn es Wesen gäbe, welche von Gott, oder von reinen Geistern, Begriffe hätten, so würden unsere Theologen diesen Wesen, ohne Zweifel, eben so lächerlich vorkommen, als uns jener Blinde.

Man wiederhohlt uns, ohn Unterlaß, daß unsre Sinne bloß die äußere Schale der Dinge zeigen; daß unser eingeschränkter Geist nichts von Gott begreifen kann. Ganz recht! Aber diese Sinne, zeigen uns doch, auch nicht einmal die Schale von jener Gottheit, welche unsere Theologen uns vordefiniren, der sie eine Menge Eigenschaften beylegen, über welche sie unaufhörlich streiten, ohne jedoch, bis jetzt, nur dahin gekommen zu seyn, ihr Daseyn zu erweisen. „Ich bin ein großer Freund, sagt „Locke, von Leuten, die ihre Meynungen muthig vertheidigen; aber, nach der Art, wie die meisten Meynungen „vertheidigt werden, giebt es so wenige Personen, die „von dem, was sie zu glauben vorgeben, selbst innig über„zeugt scheinen, daß ich nicht umhin kann zu besorgen, es „gebe in der Welt weit mehr Scepticker, als man „denkt.“ (29)

Abbadie sagt uns: die Frage sey, zu wissen, ob ein Gott sey: nicht aber was er sey. Aber wie kann man sich von dem Daseyn eines Wesens überzeugen, von dem man nie einen richtigen Begriff zu erhalten hoffen kann? Wenn man uns nicht sagt, was wir uns bey diesem Wesen denken sollen; wie können wir beurtheilen,

(29) Man sehe seine vermischten Werke. Hobbes sagt: wenn die Menschen irgend ein Interesse dabey finden könnten; so würden sie vielleicht die Gewißheit der Elemente des Euklides selbst in Zweifel ziehen.

lem, ob sein Daseyn möglich ist, oder nicht? Wir haben, in dem vorhergehenden, gesehen, wie schwankend die Gründe sind, auf welche die Menschen bisher, dieses, von ihrer Einbildungskraft geschaffene Phantom, aufgestellet haben. Wir haben die Beweise geprüfet, deren sie sich bedienen, um das Daseyn desselben darzuthun. Wir haben die unzähligen Widersprüche eingesehen, welche sich aus den unvereinbaren Eigenschaften ergeben, womit man jenes Wesen auszuschmücken gesucht hat. Und hieraus folgt denn doch wohl nichts anders, als daß ein solches Wesen schwerlich vorhanden seyn kann? Es ist wahr, man versichert uns, es finde sich eigentlich zwischen den göttlichen Eigenschaften kein Widerspruch, sondern nur ein unendlicher Abstand zwischen unserm Geiste, und zwischen der Natur des höchsten Wesens. Dieß vorausgesetzt, welcher Maasstab bleibt nun also dem Menschen übrig, um darnach seinen Gott zu beurtheilen? Sind es nicht Menschen, welche dieses Wesen ausgedacht, und dasselbe mit jenen, ihm beygelegten Eigenschaften bekleidet haben? Wenn nur ein unendlicher Geist jenes Wesen zu begreifen vermag; können dann die Theologen selbst sich rühmen, das höchste Wesen zu kennen? Warum schwatzen sie, also, andern davon vor? Wird der Mensch, der jederzeit ein endliches Wesen bleiben muß, wohl diesen seinen unendlichen Gott, in einer künftigen Welt besser begreifen können, als in der gegenwärtigen? Wenn wir von Gott in unserem jetzigen Zustande keine Vorstellung haben; so schmeicheln wir uns vergebens, je eine dergleichen in der Folge zu erhalten; da wir unsererseits nie hoffen dürfen, selbst Götter zu werden.

Man behauptet indeß, es sey durchaus nothwendig, diesen Gott zu kennen. Aber wie kann man beweisen, es sey nöthig dasjenige zu kennen, was man ohnmöglich begreifen kann? Man antwortet hierauf: der gesunde Verstand,

stand, und die Vernunft wären hinreichend, uns von dem Daseyn eines Gottes zu überzeugen. Aber sagt man uns nicht ein anderes mahl wieder: die Vernunft sey, in Religionssachen, eine durchaus unsichere Wegweiserin? Man bestimme uns, also, genau, den Punkt, und die Gränze, wo man sich dieser Vernunft, die uns zur Kenntniß der Gottheit gebracht hat, wieder entschlagen muß. Dürfen wir dieselbe noch zu Rathe ziehen, um uns zu überzeugen, ob dasjenige, was man uns von diesem Gotte sagt, wahrscheinlich ist; ob er die ihm beygelegten widersprechenden Eigenschaften in sich vereinigen kann; ob er zu den Menschen in jenen Ausdrücken gesprochen hat, welche man ihm unterlegt? Nie werden uns unsere Priester erlauben, die Vernunft, über diese Dinge zu Rathe zu ziehen. Sie werden sogleich behaupten, daß wir uns hierüber blindlings an dasjenige halten müssen, was sie uns sagen. Sie werden uns bemerken lassen, das sicherste sey, uns demjenigen zu unterwerfen, was sie über die Natur eines Wesens zu entscheiden, für gut befunden haben, das sie ihrem eigenen Eingeständniß nach nicht kennen, und welches über alle Fassung der Menschen erhaben ist. Ueberdieß kann unsere Vernunft, offenbahr, nichts Unendliches begreifen, mithin kann sie uns von dem Daseyn eines Gottes keinesweges überzeugen; und wenn unsere Theologen eine erhabenere Vernunft haben als wir andern Menschen; so wird, also, unser Glaube an die Gottheit sich auf nichts, als auf die Versicherung unserer Theologen gründen. Wir selbst werden nie davon vollkommen überzeugt werden. Denn innere Ueberzeugung, kann nur die Wirkung einleuchtender, und bündiger Gründe seyn.

Die Unmöglichkeit einer Sache, ist als dargethan anzusehen, wenn man nicht nur zu keinen Begriffen davon gelangen kann, sondern auch, wenn die Begriffe, welche etwa in Ansehung derselben aufgestellt werden, einander widersprechen, sich aufheben, und wechselsweise einander

entgegen sind. Wir haben keine wahren Begriffe von einem Geiste. Diejenigen, welche man uns davon macht, sind widersprechend. Z. B. wenn man uns sagt: ein Wesen, das ohne Ausdehnung und ohne körperliche Organe sey, könne denken, wollen, begehren u. s. w. Der theologische Gott, kann keinesweges handeln; es widerspricht seinem göttlichen Wesen, wenn man ihm menschliche Eigenschaften beylegt. Nimmt man aber jene Eigenschaften, bey ihm, als unendlich an;. so werden sie dadurch nur noch unerklärbarer, und ihre Vereinigung noch schwerer, oder gar ohnmöglich zu begreifen.

Wenn Gott, für die Wesen der menschlichen Gattung das ist, was Farben für einen Blindgebohrnen sind; so ist dieser Gott, für uns, so gut als nicht vorhanden. Behauptet man aber, daß er jene, beygelegten Eigenschaften in sich vereinige; so ist ein solcher Gott ohnmöglich. Sind wir wirklich Blindgebohrne; nun so wollen wir über Gott, und über seine Farben, nicht weiter grübeln; ihm keine Eigenschaften willkührlich beylegen; ihm nicht weiter zum Gegenstande unseres Nachdenkens machen. Die Theologen, scheinen mir Blinde zu seyn, welche andern Blinden die Farben und Abschattungen eines Gemähldes, das ein gewisses Original vorstellet, erklären wollen, das sie selbst auch nicht einmal nur mit ihren Fingerspitzen belaufen haben. (30) Man sage nicht, das Original-Ge-

(30) Ich finde in dem Clarckischen Werke selbst eine Stelle, welche den Melchior Canus, Bischof von Canarien, zum Verfasser hat, und sich allen Theologen in der Welt, und allen ihren vorgebrachten Gründen entgegen setzen läßt: *puderet me dicere, non me intelligere, si ipsi intelligerent, qui tractarunt.* Paulus verkündiget den Athenienern seinen Gott ausdrücklich, als jenen unbekannten Gott, welchem sie bey sich einen Altar errichtet hätten. Heraclit sagt, wenn man einen Blinden fragen würde, was das Gesicht sey.

Gemählde und dessen Farben seyen nach dem Zeugnisse anderer Menschen, welche den Sinn des Gesichts besitzen, doch nicht minder vorhanden, wenn gleich der Blinde uns dasselbe nicht erklären, noch sich davon eine Vorstellung machen kann. Denn wo sind denn die Sehenden, welche die Gottheit erblickt haben, sie besser kennen als wir, und dadurch berechtigt wären, uns von ihrem Daseyn zu überzeugen?

Herr Clarcke sagt uns, es sey genug, daß die göttlichen Eigenschaften, an sich möglich, und so beschaffen wären, daß das Gegentheil derselben sich nicht darthun lasse. Seltsame Art zu schliessen! Die Theologie ist, also, die einzige Wissenschaft, wo es erlaubt ist, eine Sache für wirklich anzunehmen, so bald sie nur nicht ohnmöglich ist? Nachdem man eine Menge ungegründeter Träumereyen, und, durch nichts, bewiesene Sätze aufgestellt hat, glaubt man damit los zu kommen, wenn man sie für Wahrheiten ausgiebt, weil sich das Gegentheil davon nicht darthun lasse? Ueberdieß, ist es etwas sehr leichtes, zu zeigen, daß der theologische Gott ohnmöglich ist; man darf, wie in dem vorigen von uns geschehen ist, nur darthun, daß ein durch ungeheure Zusammensetzung der auffallendsten Gegensätze gebildetes Wesen ohnmöglich vorhanden seyn kann.

ser, so würde er antworten, es sey die Blindheit. Dionysius Areopagita sagt, man kenne Gott dann am besten, wenn man einsehe, daß man ihn nicht kenne. *Tunc Deum maxime cognoscimus, cum ignorare eum cognoscimus.* Und doch gründet sich die ganze Theologie auf diesen unbekannten Gott! Und doch grübelt sie, ohn Unterlaß über diesen unbekannten Gott! Und doch morden man Menschen zur Ehre dieses unbekannten Gottes!

Man fährt jedoch fort, uns zu wiederhohlen, man könne nicht begreifen, wie Denken und Bewußtseyn, Eigenschaften und Modificationen der Materie seyn könnten, von welcher jedoch Herr Clarcke eingesteht, daß wir das Wesen, und die innere Kraft derselben, nicht kennen, und wovon, wie er sagt, die größten Geister nur oberflächliche und unvollständige Begriffe hätten. Wir fragen ihn jedoch, ob es etwa leichter ist, zu begreifen, wie Bewußtseyn und Denken, Eigenschaften eines Geistes sind, von dem man zuverläßig, noch weit weniger Begriffe hat, als von der Materie? Wenn wir von den gröbern, und auf unsre Sinne am merkbahrsten einwirkenden Körpern, nur dunkle, und unvollkommene Begriffe haben; wie können wir uns schmeicheln, bestimmtere Begriffe von einer immateriellen Substanz, oder von einem geistigen Gotte zu haben, der auf keinen unserer Sinne würkt, oder, wenn dieses jemals der Fall wäre, sogleich aufhören würde, immateriell zu seyn.

Herr Clarcke ist also keinesweges berechtiget, zu behaupten, die Idee einer immateriellen Substanz enthalte keinen Widerspruch, und sey mithin nicht ohnmöglich; es läge also denjenigen, welche das Gegentheil behaupteten, ob, darzuthun, daß alles, was nicht Materie ist, nichts sey. Alles, was auf unsere Sinne wirkt, ist Materie; eine der Ausdehnung, oder überhaupt der materiellen Eigenschaften beraubte Substanz, kann auf unsere Sinne keinen Eindruck machen, mithin in uns keine Wahrnehmungen und Vorstellungen erregen: Die ursprüngliche Beschaffenheit unserer Natur bringt es so mit sich, daß dasjenige, wovon wir keine Ideen haben, für uns so gut als nicht vorhanden ist. Es ist also keinesweges ungeräumt, zu behaupten, daß alles, was nicht Materie sey, Nichts sey; im Gegentheil ist dieses eine so einleuchtende Wahrheit, daß nur verjährte Vorurtheile, oder Mangel an Aufrichtigkeit, sie in Zweifel ziehen können.

Unser

Unser gelehrter Gegner hebt die Schwierigkeit nicht im geringsten dadurch, daß er fragt: ob sich nicht mehr als fünf Sinne denken lassen, und ob Gott nicht andern, uns unbekannten Wesen, ganz von den unsrigen verschiedene Sinne habe geben können? Ja, ob er nicht so gar uns selbst, in dem Zustande, in welchem wir uns befinden, mit andern Sinnen hätte versehen können. Ich antworte erstlich, daß ehe man bestimmen will, was Gott thun oder nicht thun kann, man vorher sein Daseyn unwidersprechlich dargethan haben muß. Ich antworte ferner, daß wir, der Erfahrung zufolge, nur fünf Sinne besitzen, (31) und daß wir uns durchaus in der Unmöglichkeit befinden, uns mittelst derselben ein Wesen, der Art zu denken; als der Gott, welchen die Theologen sich geträumt haben; daß wir uns durchaus keine Vorstellung von dem Umfange unsrer Begriffe machen können, auf dem Fall, wenn wir einen Sinn mehr hätten. Fragen also, was Gott in einem solchen Falle hätte thun können, heißt offenbar dasjenige voraussetzen, worüber noch gestritten wird; indem wir nicht wissen können, wie weit sich die Macht eines Wesens erstrecken möchte, von dem wir keinen Begrif haben. Wir wissen eben so wenig, was Engel, oder andere, von uns verschiedene, und an Geisteskräften uns überlegene Wesen zu erkennen, oder zu begreifen im Stande sind; wir wissen nichts von dem Leben oder innern Triebwerke der Pflanzen; wie können wir von den Vorstellungen einer von uns gänzlich verschiedenen Gattung der Wesen irgend etwas wissen? So viel aber können wir mit Zuversicht behaupten, daß, wenn

(31) Die Theologen sprechen zwar sehr viel von einem innern Gefühl, und angebohrnen Instinkt, mittelst welchem wir die Gottheit, und die vorgeblichen Wahrheiten der Religion, fühlen und entdecken sollen. Aber man darf nur ein wenig aufmerksam seyn, um, sich zu überzeugen, daß

Gott, wie man vorgiebt, unendlich ist, weder die Engel, noch andere ihm untergeordnete Geister, ihn zu begreifen fähig sind. Wenn der Mensch sich selbst ein Räthsel ist, wie kann er hoffen zu begreifen, was nicht er selbst ist? Aus alle dem folgt, daß wir uns in unsern Urtheilen ganz auf jene fünf Sinne einschränken müssen, welche uns gegenwärtig zu Gebote stehen. Ein Blinder hat nur den Gebrauch von vier Sinnen. Er ist nicht berechtigt, zu läugnen, daß nicht andere einen Sinn mehr haben können; aber er kann mit Wahrheit und mit Grunde behaupten, daß er keine Vorstellung von den Wirkungen hat, welche er mit Hülfe dieses ihm fehlenden Sinnes ausrichten würde. Es bleibt also dabey, daß wir in unsern Urtheilen über die Gottheit, welche kein anderer uns zu zeigen vermag, oder näher ergründet hat, als wir uns mit diesen unsern fünf Sinnen behelfen müssen. Würde nicht ein von Blinden umgebener Blinder berechtiget seyn, seine Mitgesellen zu fragen, worauf sich ihre Anmaßung gründet, ihm von einem Sinne, den sie selbst nicht besitzen, oder von einem Wesen, über welches ihnen ihre eigne Erfahrung nichts lehren kann, vorzuschwatzen? (32)

Endlich kann man Herrn Clarcke antworten, daß den von ihm aufgestellten Grundsätzen zu folge, seine ganze Voraussetzung ohnmöglich ist, und nicht statt finden kann; indem, nach den Behauptungen dieses theologischen Philosophen, Gott der Urheber des Menschen ist, und

daß jener innre Sinn, und jenes vorgegebene Natur-Gefühl, bloße Wirkungen der Schwärmerey, der Aengstlichkeit sind, welche uns oft, trotz aller Gründe, zu Vorurtheilen zurückbringen, welche unser Geist in einem ruhigen Zustande nicht umhin kann, zu verwerfen.

(32) Wenn man, wie die Theologen thun, voraussetzt: Gott lege dem Menschen die Nothwendigkeit auf, ihn zu kennen; so erscheint ein solches Vorgeben nicht viel vernünf-

und also auch ohne Zweifel gewollt hat, daß er nur fünf Sinne haben, und überhaupt so beschaffen seyn soll, wie er gegenwärtig beschaffen ist, weil er gerade so seyn mußte, um den weisen Absichten, und unveränderlichen Rathschlüssen zu entsprechen, welche die Theologie der Gottheit unterlegt.

Herr Clarcke, gründet, gleich allen andern Theologen, das Daseyn seines Gottes auf die Nothwendigkeit einer Kraft, die fähig sey, die Bewegung hervorzubringen. Aber, wenn die Materie von jeher vorhanden gewesen ist; so hat sie sich auch jederzeit in Bewegung gefunden, da diese, wie wir bewiesen haben, ihr eben so wesentlich ist, als die Ausdehnung, und als eine nothwendige Folge ihrer ursprünglichen Eigenschaften betrachtet werden muß. Es giebt also keine Bewegung, als in und durch die Materie. Beweglichkeit ist eine unmittelbare Folge ihres Daseyns; nicht als ob das große Ganze selbst, andere Theile des Raums einnehmen könnte, denn diejenigen, welche es wirklich einnimmt, sondern die Theile desselben können blos, wie dieß auch in der Natur der Fall ist, ihre gegenseitigen Lagen beständig verändern. Und hierdurch entsteht die Erhaltung, und das Leben der Natur, welche an sich, und im Ganzen betrachtet, jederzeit unveränderlich ist. Will man aber, wie dieß gewöhnlich geschieht, annehmen, daß die Natur todt, das heißt, unfähig sey, irgend etwas durch sich selbst, und ohne Zuthun einer, ihr Bewegung mittheilenden Kraft, hervorzubringen; so wird es jederzeit unbegreiflich bleiben, wie die materielle Natur ihre Bewegung

nünftiger, als wenn der Einwohner eines Landgutes, auf den Einfall gerieche, daß die Ameisen seines Gartens ihn kennen, und in Ansehung seiner, richtige Begriffe haben sollten.

gung von einer Kraft erhalten könne, die nicht Materie ist? In der That geht es über alle Fassung des menschlichen Verstandes, daß eine Substanz, welche keine einzige Eigenschaft mit der Materie gemein hat, diese letztere schaffen, aus sich selbst hervorziehen, anordnen, durchdringen, die Bewegungen derselben leiten, und ihren Lauf bestimmen soll.

Die Bewegung ist also mit der Materie gleich ewig. Von aller Ewigkeit her, haben die Theile des Weltalls nach den Verhältnissen ihrer innern Kräfte, ihrer eigenthümlichen Natur, ihrer ursprünglichen Grundstoffe, und ihrer verschiedenen Zusammensetzungen auf einander gewirket. Diese Theile haben nicht umhin gekonnt, sich nach dem Maaße ihrer gegenseitigen Aehnlichkeiten und Beziehungen zu vereinigen, einander anzuziehen, und zurückzustossen, zu wirken und entgegen zu wirken, auf einander nach Beschaffenheit der ihnen eigenthümlichen Schwere, gegen einander zu streben, sich zusammen zu gesellen, aufzulösen, Gestalten durch ihr unaufhörliches Zusammentreffen anzunehmen und zu verändern. In einer materiellen Welt, muß auch die Bewegkraft materiell seyn. Ein Ganzes, dessen Theile wesentlich in Bewegung sind, bedarf keiner von ihm selbst verschiedenen Bewegkraft. Vermöge seiner eigenthümlichen Wirksamkeit, muß sich das Ganze in einer beständigen Bewegung befinden. Die allgemeine Bewegung entsteht, wie wir anderswo dargethan haben, aus der Summe der besondern Bewegungen, welche die einzelen Wesen einander ohne Unterlaß mittheilen.

Man sieht also, daß die Theologie, durch die Voraussetzung eines Gottes, welcher, der, von ihm als verschieden betrachteten Natur, die Bewegung mitgetheilt haben soll, nichts weiter gethan hat, als die Wesen ohne Noth zu vervielfältigen, oder vielmehr, das der Materie

wie ursprünglich beywohnende Principium der Beweglichkeit zu personificiren. Indem sie diesem Principium menschliche Eigenschaften beyleget, hat sie nichts anders gethan, als ihm Bewußtseyn, und Verstand zu leihen; Eigenschaften, die demselben auf keine Weise zukommen können. Alles, was Herr Clarcke, und die übrigen neuern Theologen, uns von ihrem Gott sagen, wird, in gewisser Rücksicht, ziemlich verständlich, wenn man es auf die Natur, oder auf die Materie anwendet. Sie ist allerdings ewig; das heißt, sie kann keinen Anfang gehabt, und wird auch nie ein Ende haben. Sie ist unendlich, das heißt, wir können uns keine Gränzen derselben denken, u. s. w. Allein jene menschlichen, durchaus von uns selbst entlehnten Eigenschaften, können derselben auf keine Weise zukommen; weil diese Eigenschaften Aeusserungen und Beschaffenheiten sind, welche blos besondern Wesen, nicht aber dem Ganzen, das dieselben enthält, zukommen.

Ich sage also, um die den Clarckischen Gründen entgegengesetzten Beantwortungen, hier noch einmal zusammen zu stossen, daß man — 1) gar wohl begreifen kann, daß die Materie von Ewigkeit her vorhanden gewesen, weil sich nicht denken läßt, daß sie je einen Anfang ihres Daseyns gehabt haben soll; daß — 2) die Materie unabhängig ist, weil es nichts außer ihr giebt; daß sie unveränderlich ist; weil sie bey allen Veränderungen ihrer Gestalten und Zusammensetzungen, doch nicht ihre Natur verändern kann. — 3) Daß die Materie durch sich selbst vorhanden ist, weil wir nicht begreifen können, daß sie einen Anfang ihres Daseyns gehabt habe, eben so wenig wie wir uns eine Vernichtung derselben vorstellen können. — 4) Daß wir nichts von dem innern Wesen, und der eigentlichen Beschaffenheit der Materie wissen, ob wir gleich im Stande sind, einige ihrer Eigenschaften und Beschaffenheiten, nach Maasgabe ihrer Einwirkung auf uns zu erken-

erkennen; eine Sache, die wir, in Ansehung der vorgeblichen Gottheit, keinesweges behaupten können. — 5) Daß, da die Materie keinen Anfang hat, sie auch nie ein Ende haben wird, obschon ihre Zusammensetzungen und Formen, wechselnd beginnen und aufhören. — 6) Daß, wenn alles, was vorhanden ist, oder was unser Geist begreifen kann, Materie ist, diese Materie unendlich genannt werden kann, weil sie durch nichts begränzt wird; daß sie gleichfalls überall gegenwärtig ist; sintemal es außer ihr keinen Ort giebt; gäbe es aber einen Ort außer ihr, so würde es das Leere seyn, und alsdenn würde Gott das Leere werden. — 7) Daß die Natur nur einzig ist, obgleich ihre Urstoffe, oder ihre Theile, unendlich mannigfaltig, und mit sehr von einander verschiedenen Eigenschaften begabt sind. — 8) Daß die Materie auf eine gewisse Weise modificiret, angeordnet und zusammengesetzt, in einigen Wesen dasjenige hervorbringet, was wir Verstandeskraft nennen; diese letztere ist unter gewissen Umständen eine ihrer Aeusserungen, aber keinesweges eine allgemeine Eigenschaft derselben. — 9) Daß die Materie keine freyhandelnde Kraft ist; weil sie nicht anders handeln kann, als sie, den Gesetzen ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, und ihres Daseyns zu folge, handeln muß; so daß also die schweren Körper nothwendig sinken, die leichten sich erheben, das Feuer brennen, der Mensch Angenehmes und Unangenehmes empfinden muß, je nachdem die Wesen beschaffen sind, deren Einwirkungen auf sich er erfährt. — 10) Daß die Kraft und innre Thätigkeit der Materie, keine andern Gränzen hat, als diejenigen, welche ihre Natur selbst, ihr vorschreibt. — 11) Daß Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, u. s. w. Beschaffenheiten sind, welche der, auf eine gewisse besondere Art, zusammengesetzten und modificirten Materie, so wie sie sich in einigen Wesen menschlicher Gattung zeiget, zukommen, und daß der Begrif der Vollkommenheit, ein abgezogener und verneinender

meta-

metaphysischer Begrif, oder vielmehr eine Art ist, die Gegenstände zu betrachten, welche, außer uns, nichts Wirkliches voraussetzet. — 12) Daß die Materie der Grund der Bewegung ist, welche sie in sich selbst enthält; weil nur sie allein fähig ist, dergleichen mitzutheilen, und zu empfangen; da sich hingegen eben dieses von einem immateriellen, einfachen, theillosen Wesen, welches nichts von Ausdehnung, Masse, Schwere, an sich hat, und sich also, weder selbst bewegen, noch andere Körper in Bewegung setzen, viel weniger aber dieselben schaffen und erhalten kann, keinesweges begreifen läßt.

Fünftes Hauptstück.

Prüfung der von Descartes, Malebranche, Newton, u. s. w. für das Daseyn Gottes aufgestellten Beweise.

Man schwaßt uns beständig von einem Gotte vor und doch hat es noch Niemanden, bis auf den heutigen Tag gelingen wollen, sein Daseyn darzuthun. Die erhabensten Geister haben sich gezwungen gesehen, an dieser Klippe zu scheitern. Die aufgeklärtesten Menschen haben nichts als leere Worte über einen Gegenstand vorgebracht, welchen sie doch insgesamt als äußerst wichtig angesehen. Aber mit welchem Grunde, kann man es wohl für nothwendig halten, sich mit Gegenständen zu beschäftigen, welche für unsere Sinne unerreichbar sind, und welche unser Geist auf keiner einzigen Seite zu fassen vermag?

Um uns zu überzeugen, wie wenig Festigkeit die größten Köpfe den Beweisen zu geben vermocht haben, welche sie nach einander, zur Bestätigung des Daseyns einer

einer Gottheit aufgestellet haben, wollen wir mit wenig Worten dasjenige prüfen, was die berühmtesten Philosophen hierüber gesagt haben. Wir machen von Descartes, dem Wiederhersteller der Philosophie unter den Neuern den Anfang. Dieser große Mann gesteht selbst: „Die ganze Kraft des Beweises, dessen ich mich bedient „habe, das Daseyn Gottes darzuthun, besteht darinn, „daß ich überzeugt bin, meine Natur könnte ohnmöglich „so beschaffen seyn, wie sie ist, das heißt, ich könnte ohn„möglich den Begrif einer Gottheit haben, wenn die „Gottheit nicht wirklich vorhanden wäre; und zwar eben „diese Gottheit, deren Begrif ich in mir herumtrage, das „heißt, welche alle jene erhabene Vollkommenheiten besitzt, „von welchen unser Geist irgend eine flüchtige Vorstel„lung hat, ohne sie jedoch begreifen zu können, u. s. w.„ S. *Medit. III.* über das Daseyn Gottes S. 71. Vorher (S. 69.) hatte eben dieser Philosoph behauptet. „Ich schließe also: schon daraus, daß ich vorhanden bin, „und den Begrif eines höchst vollkommnen Wesens „(nämlich Gottes) in mir herumtrage, lässet sich ein „unwidersprechlicher Beweis für das Daseyn dieses Gottes „herleiten.„

Ich antworte hierauf:

1) Daß wir keinesweges berechtiget sind zu schliessen, eine Sache sey vorhanden, weil wir von ihr einen Begrif haben; unsere Einbildungskraft bietet uns die Vorstellung eines Sphynx, oder eines Hypogryphes dar, ohne daß wir darum berechtigt wären, daraus zu schließen, diese Dinge müßten wirklich vorhanden seyn.

2) Antworte ich Herrn Descartes, daß er ohnmöglich einen bestimmten und sichern Begrif von dem Gotte haben kann, dessen Daseyn er, gleich den Theologen, darzuthun bemühet ist. Es muß für jeden Menschen, für jedes materielle Wesen, durchaus ohnmöglich seyn,

seyn, sich von einem Geiste, einer unausgedehnten Substanz, einem unkörperlichen Wesen, das auf die körperliche und materielle Natur wirken soll, einen anschauenden Begriff zu machen, wie dieß von uns schon oben hinreichend dargethan worden ist.

3) Antworte ich: es ist ohnmöglich, daß der Mensch einen bestimmten und wirklichen Begrif von der Vollkommenheit, der Unendlichkeit, der Unermeslichkeit, und jenen andern Attributen, welche die Theologie der Gottheit beylegt, haben kann. Und so gelten, also, die, in dem vorhergehenden Kapitel, bey Gelegenheit des zwölften Clarckischen Satzes, gemachten Erinnerungen auch gegen Descartes.

Nichts ist, demnach, weniger bündig, als die, von diesem letztern Philosophen, für das Daseyn der Gottheit, aufgestellten Beweise. Er macht aus diesem Gotte, einen Geist, eine Verstandeskraft. Aber wie kann man sich eine Verstandeskraft, ohne irgend ein Subject denken, in welcher diese Eigenschaft ihren Sitz hat. Descartes behauptet, man könne sich Gott nicht anders, denn als eine Kraft vorstellen, welche sich, nach und nach, den Theilen des Weltalls wirksam nähere.... Er sagt ferner: Gott könne nicht, als ausgedehnt, angesehen werden; man müßte es denn in eben dem Sinne meynen, wie man sich dieses Ausdrucks von dem Feuer bedient, welches in einem Stücke Eisen enthalten ist, das denn genau genommen keine andere Ausdehnung hat, als die Ausdehnung das Eisen selbst..... Allein diesen, von ihm gegebenen Begriffen zu Folge, kann man ihm den Vorwurf machen, daß er nicht undeutlich zu verstehen giebt, die Natur sey eigentlich Gott; eine Behauptung, die reiner Spinozismus ist. Auch ist es bekannt, daß Spinoza sein System

aus Cartesischen Grundsätzen geschöpft hat, und in der That läßt es sich auch ganz ungezwungen aus denselben herleiten.

Man hat, also, Descartes, nicht ohne Grund, des Atheismus beschuldigt, da er die schwachen Gründe, welche er von dem Daseyn Gottes aufstellt, offenbar selbst wieder niederreißt. Man kann ihm, mit Recht, vorwerfen, daß sein System den Begriff einer Schöpfung gänzlich aufhebt. Gott konnte ohnmöglich, ehe er die Materie schuf, mit ihr zugleich vorhanden, und ausgedehnt seyn, und auf diesem Fall gab es also, Herrn Descartes zu Folge, keinen Gott, sintemahl wenn man Modifikazionen ihr Subject wegnimmt, diese Modifikazionen nothwendig selbst verschwinden müssen. Wenn Gott, den Cartesianern zu Folge, nichts anders ist, als die Natur; so sind diese Herren, unläugbar, Spinozisten; ist Gott aber nur die Bewegkraft jener Natur; so ist dieser Gott, nicht mehr durch sich selbst vorhanden, sondern nur in so fern, als das Subject, welchem er inwohnet, nämlich, die, von ihm ihre Bewegung erhaltende Natur vorhanden ist. Dieser Gott würde, also, nicht mehr durch sich selbst vorhanden seyn; sein Daseyn hienge von dem Daseyn der Natur ab, welche durch ihn ihre Bewegung erhält. Die Materie, oder die zu bewegenden, zu erhaltenden, hervorzubringenden Gegenstände hinweggedacht, was wird alsdenn aus der Bewegkraft des Weltalls? Ist Gott diese Bewegkraft; so sehe ich nicht ab, wo dieser Gott bleibt, wenn man die Welt, auf welche sich seine Wirksamkeit äußert, hinweg denkt. (33)

Man sieht also, daß Descartes, weit entfernt, das Daseyn eines Gottes gründlich darzuthun, vielmehr dasselbe

(33) S. *L' impie convaincu ou* dissertation contre Spinoza Amsterd. 1685. (S. 115. f.)

selbe gänzlich zerstöhret. Und eben dieses wird nothwendig allen denen begegnen, welche darüber Forschungen anstellen. Immer werden sich diese, am Ende einander selbst widersprechen, und das Gegentheil von dem, was sie behaupten wollten, darthun. Dieselben Ungleichheiten, und Widersprüche, zeigen sich auch in den Grundsätzen des berühmten P. Malebranche, welche sogleich bey der flüchtigsten Betrachtung gerade zum Spinozismus zu führen scheinen. Kann wohl etwas der Sprache des Spinoza näher kommen, als die Behauptung, daß **das Weltall nur ein Ausfluß der Gottheit ist; daß wir alles in Gott sehen; daß alles, was wir sehen, Gott ist; daß Gott allein alles thut, was nur geschieht; daß er selbst ganz die Handlung und Wirksamkeit ist, welche sich in der ganzen Natur zeiget; mit einem Worte, daß Gott ganz Wesen, und das einige Wesen ist.**

Heißt dies nicht offenbar sagen, daß die Natur Gott ist. Ueberdies behauptet Malebranche, in eben dem Augenblicke, da er uns versichert, daß wir alles in Gott sehen, **es sey keinesweges vollkommen bewiesen, daß es Materie, und Körper gebe; der Glaube allein lehre uns dieses große Geheimniß, von welchem wir, ohne denselben, keine Kenntniß haben würden.** Sollte man diesem Philosophen, hier nicht, mit Recht, die Frage entgegen stellen können, wie sich unter diesen Umständen das Daseyn Gottes, der die Materie geschaffen hat, darthun lasse, wenn das Daseyn dieser Materie selbst, noch so zweifelhaft ist?

Malebranche sieht selbst ein, daß das Daseyn keines andern, als des nothwendig vorhandenen Wesens, sich vollkommen bündig erweisen läßt. Er setzt hinzu, daß, **genau betrachtet, man finden wird, es sey nicht einmahl möglich, sich mit vollkommner**

Gewißheit zu überzeugen, ob Gott wirklich der Schöpfer einer materiellen, und sinnlichen Welt sey. Aus diesen Begriffen sieht man offenbar, daß, dem P. Malebranche zu Folge, die Menschen, für das göttliche Daseyn, kein andres Zeugniß haben, als die Offenbahrung und den Glauben. Aber, setzt dieser Glaube nicht nothwendig jenes Daseyn voraus? Und wie kann man überzeugt seyn, daß man glauben muß, was Gott gesagt hat, wenn man nicht schon vorher, von dem Daseyn dieses Gottes überzeugt ist.

Uebrigens werfen diese Malebranchischen Begriffe, offenbar, alle theologischen Lehrsätze über den Haufen. Wie kann man mit der vorgeblichen Freyheit des Menschen, den Begrif eines Gottes vereinigen, welcher die Bewegursache der ganzen Natur ist; welcher Materie, und Körper, unmittelbar in Bewegung setzt; ohne dessen Willen nichts in der Welt vorgeht; der die Geschöpfe zu alle dem, was sie sind, im voraus bestimmt? Wie kann man alsdenn noch behaupten, daß die menschlichen Seelen das Vermögen besitzen, Gedanken und Willensregungen zu haben, sich selbst zu bewegen, und zu modifiziren? Nimmt man mit den Theologen an, daß die Erhaltung der Geschöpfe, eine fortgesetzte Schöpfung ist; ist es alsdenn nicht Gott, der, durch diese Erhaltung, die Geschöpfe in den Stand setzt, Böses zu thun? Es ist einleuchtend, daß, dem System des Malebranche zu Folge, Gott alles wirket, und, daß die Geschöpfe blos leidende Werkzeuge in seiner Hand sind. Ihre Vergehungen, also, sowohl als ihre Tugenden, müssen ihm zugeschrieben werden; die Menschen können weder Belohnung noch Strafe verdienen; und hiermit fällt alle Religion weg. Man sieht hier abermahls, daß die Theologie unabläßig beschäftigt ist, sich selbst zu zerstöhren. (34)

läßt

(34) S. L' impie convaincu. S. 143. und 214.

Laßt uns jetzt sehen, ob der unsterbliche Newton uns richtigere Begriffe, und überzeugendere Beweise, für ein Daseyn Gottes, geben wird. Dieser große Mann, dessen all umfassender Geist die Natur, und ihre Gesetze, so scharfsinnig entziffert hat, verirret sich jedesmal, so bald er diese letztern aus dem Gesichte verliehrt. Ein Sklave der Vorurtheile seiner Kindheit, hat er sich nicht getraut, die Fackel seiner Einsichten gegen das Phantom zu erheben, welches der Natur, willkührlicher Weise, zugesellet worden; hat er nicht einsehen wollen, daß die eigenthümlichen Kräfte dieser Natur, alle die Erscheinungen hervorzubringen, hinreichen, welche sein Scharfsinn so glücklich erkläret hat. Mit einem Worte, der erhabene Newton, wird zum Kinde, so wie er die Physick, und sinnliche Welt verläßt, um sich in den eingebildeten Gefilden der Theologie zu verliehren. Man lese, wie er sich von der Gottheit ausgedrückt. (35)

„Dieser Gott, sagt er, regieret alles, und zwar „nicht als die Seele der Welt, sondern als der oberste „Herrscher aller Dinge. Eben wegen dieser seiner Ober„herrschaft, nennt man ihn Herr Gott, Παντοκρατωρ. „Alleinherrscher. Das Wort: **Gott**, ist ohnläugbar „ein Verhältnißwort, und beziehet sich auf Sklaven; die „Gottheit ist die Regierung oder uneingeschränkte Herr„schaft Gottes, und zwar nicht über seinen eigenen Kör„per, nach der Meynung derjenigen, welche Gott, als die „Weltseele, betrachten wollen, sondern über von ihm ab„hängige Sklaven.„

Man sieht hieraus, daß Newton, so wie alle Theologen, aus seinem Gotte, oder dem reinen Geiste, wel-

 cher

(35) S. *principia mathematica.* S. 528. ff. der Londner Ausgabe vom nach Jahr 1726.

cher über das Weltall walten soll, einen Monarchen, Oberherrn, Despoten gemacht hat, oder mit andern Worten, einen Mächtigen dieser Erde, einen Fürsten, dessen Regierung, nach dem Muster derjenigen, gebildet ist, welche die irdischen Regenten, bisweilen, über ihre zu Sklaven herabgewürdigten Unterthanen ausüben, welchen sie, gewöhnlicher Weise, das Gewicht ihres Ansehens, drükend genug empfinden lassen. Der Newtonsche Gott, ist also ein morgenländischer Despot; das heißt, ein Mensch, der das Vorrecht hat, gut zu seyn, wenn es ihm beliebt, und hinwiederum ungerecht, und widersinnig, so wie ihn seine Launen beherrschen. Da, jedoch, Newtons Begriffen zu Folge, die Welt, nicht von aller Ewigkeit her, verhanden gewesen ist, und die vorgeblichen Sklaven Gottes, erst in der Zeit geschaffen worden sind, so folgt daraus nothwendig, daß der Newtonsche Gott, vor der Schöpfung der Welt, ein Herr ohne Land und Leute war. Laßt uns sehen, ob dieser große Philosoph, in den Begriffen, welche er uns im folgenden von seinem vergötterten Despoten aufstellt, mit sich selbst einiger ist.

„Der höchste Gott, sagt er, ist ein ewiges, höchst „vollkommnes Wesen; aber ein Wesen sey noch so voll„kommen, wenn ihm die Oberherrschaft über alle Dinge „fehlt; so ist es nicht der höchste Gott. . . . Das Wort „Gott bedeutet Herr; aber nicht jeder Herr, ist Gott; „die Souverainität des geistigen Wesens macht den Gott; „die wahre Souverainität macht einen wahren Gott, die „höchste Souverainität macht einen höchsten Gott, und „die falsche Souverainität, die falschen Götter. Aus „der wahren Souverainität folgt, daß der wahre Gott „lebend, verständig, und mächtig ist; und aus seinen „andern Vollkommenheiten folget, daß er der oberste, oder „im höchsten Grade vollkommen ist. Er ist ewig, un„endlich, allwissend: das heißt, er ist von Ewigkeit her „vorhanden, und wird nie aufhören: (*durat ab aeterno, „ab infinito in infinitum*,) er regieret alles, und weiß al„les

„les, was geschieht, oder geschehen kann. Er ist, we„der die Ewigkeit, noch die Unendlichkeit; aber er ist ewig, „und unendlich; er ist nicht der Raum, oder die Dauer; „aber er ist immer, und allenthalben vorhanden.„ (*adest*) (36)

In diesen ganzen unverständlichen Zeilen, sieht man nichts, als das angestrengteste Bestreben, die theologischen Attribute, oder abstracten Beschaffenheiten, mit den menschlichen Beschaffenheiten, welche diesem göttlichen Monarchen beygeleget worden sind, zu vereinigen; nichts als einen Haufen verneinender Attribute, welche den Menschen keinesweges zukommen, aber darum nicht minder dem obersten Herrscher der Natur, welchen man in dem Lichte eines irdischen Königs betrachtet, beygeleget werden. Wie dem auch sey, immer bedarf doch, also, dieser oberste Herrscher, zur Gründung seiner oberherrlichen Macht, des Daseyns von Unterthanen; Gott bedarf also der Menschen, um seine Regierung auszuüben, ohne welche er nicht König seyn würde. Wenn nichts vorhanden wäre, von was wäre alsdenn Gott der Beherrscher? Wie dem auch sey; übt denn dieser Herrscher, dieser geistige König, seine Herrschaft fruchtloß über Wesen aus, die oft nicht thun, was er haben will, ohne Unterlaß sich gegen ihn stemmen, und seine Staaten in Unordnung bringen? Ist dieser überirdische Monarch Herr der Geister, der Seelen, der Willensäußerungen, der Leidenschaften seiner Unterthanen, denen er die Freyheit läßt, sich gegen ihn aufzulehnen? Regiert dieser unendliche Monarch, der alles mit seiner Unendlichkeit erfüllet, und über alles waltet, auch den Menschen, der da sündiget; leitet er seine Handlungen und wirkt

(36) Newton bedient sich in der angezogenen Stelle des Wortes *adest*; vermuthlich um den Ausdruck zu vermeiden, daß Gott in dem Raume enthalten sey.

er in ihm, auch alsdenn, wenn dieser seine Gesetze übertritt? Kann sich nicht der Teufel, oder der falsche Gott, das böse Prinzipium, einer ausgedehnteren Herrschaft rühmen, als der wahre Gott, dessen Entwürfe er, den Behauptungen der Theologen zu Folge, jeden Augenblick untergräbt? Ist nicht derjenige der wahre, oberste Herrscher, dessen Macht in einem Staate, auf die größte Anzahl der Unterthanen einwirkt? Wenn Gott allgegenwärtig ist; muß man ihn nicht als den traurigen Zeugen, und Mitverschwornen aller Angriffe betrachten, durch welche seine göttlichen Majestätsrechte gekränkt werden? Wenn er alles erfüllt, so muß ihm ja wohl Ausdehnung zukommen; so steht er ja wohl mit den verschiedenen Punkten des Raums in Beziehung; und muß er kann nicht aufhören geistig zu seyn?

„Gott ist eins, fährt Herr Newton fort; ist über„all, und von jeher derselbe; und zwar nicht allein, in „Rücksicht seiner einzigen Kraft, und Wirksamkeit; son„dern auch in Rücksicht seiner Substanz.„

Aber wie kann ein Wesen, welches wirkt, und aller Veränderungen, welche sich in dem Weltall eräugnen, hervorbringet, jederzeit dasselbe seyn? Was versteht man durch die göttliche Kraft, oder Wirksamkeit? Bietben diese schwankenden Worte, unserm Verstande irgend einige bestimmte Begriffe dar? Was versteht man unter der göttlichen Substanz? Wenn diese Substanz geistig, und unausgedehnt ist, wie kann sie irgend wo vorhanden seyn? Wie kann sie die Natur in Bewegung setzen? Wie ist es möglich, sich von ihr irgend einigen Begriff zu machen?

„Herr Newton sagt uns, nichts desto weniger, daß „alle Dinge in Gott enthalten sind, und sich in ihm be„wegen, jedoch, ohne wechselseitige Zurückwirkung (*sed „sine mutua passione*,) Gott erfährt, von seiner Seite,

„durch

„durch die Bewegung der Körper, keinen Eindruck; und „diese erfahren hinwiederum, durch seine überall verbrei„tete Allgegenwart, nicht den geringsten Widerstand.„

Newton, scheinet hier, offenbar, der Gottheit Kennzeichen beygelegt zu haben, welche nur dem leeren Raume, und dem Nichts zukommen. Außerdem ist es unbegreiflich, wie zwischen Substanzen, die der Voraussetzung zu folge, einander durchdringen, und sich von allen Seiten umgeben, keine Einwirkungen, und gegenseitige Verhältnisse state finden sollen.

„Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß Gott „nothwendig vorhanden ist; und eben diese Nothwendig„keit macht, daß er jederzeit, und überall vorhanden ist: „hieraus folgt, daß er sich durchaus selbst gleich ist; er „ist ganz Auge, ganz Ohr, ganz Gehirn, ganz Arm, „ganz Empfindung, ganz Verstand, ganz Handlung; „aber das alles nichts weniger als auf körperliche Art; „sondern alles dieses auf eine uns unbegreifliche Weise. So „wie ein Blinder keinen Begriff von Farben hat, eben „so haben auch wir keinen Begriff von der Art, wie Gott „empfindet, und vernimmt.„

Das nothwendige Daseyn der Gottheit, ist ja eben der Gegenstand unserer Untersuchung; dieses Daseyn, sollte also, durch eben so deutliche Beweise, eben so bündige Gründe, als die Schwere, oder Anziehungskraft, dargethan werden. Wenn so etwas möglich wäre; so würde, ohne Zweifel, der Geist eines Newton es geleistet haben. Aber, wie konntest du auch, o Mann! von der seltensten und erhabensten Größe, wenn du als Meßkünstler sprichst, und hingegen so klein, und verächtlich, wenn du zum Theologen herabsinkst, das heißt, über dasjenige vernünfteln willst, was weder berechnet, noch der Erfahrung unterworfen werden kann, wie konntest du

dir vorsetzen, uns von einem Wesen unterhalten zu wollen, das, deiner eigenen Voraussetzung zu folge, für die Menschen eben das ist, was ein Gemählde für den Blinden ist? Warum verließest Du die Natur, um, in eingebildeten Luftgefilden, Ursachen, Kräfte, und eine Thätigkeit, zu suchen, welche Dir die Natur in sich selbst würde haben finden lassen, wenn Du sie mit deinem gewöhnlichen Scharfsinn darüber hättest zu Rathe ziehen wollen. Aber der große Newton hat keinen Muth, oder täuschet sich blindlings selbst, so bald von den Vorurtheilen die Rede ist, welche Gewohnheit ihn als heilig ansehen hieß. Wir wollen, jedoch, fortfahren zu sehen, wie weit sich der menschliche Geist verirren kann, wenn er einmahl Erfahrung und Vernunft verläßt, und sich von dem willkührlichen Zuge seiner Einbildungskraft hinreißen läßt.

„Gott, fährt der Vater der neuern Physick fort, „hat, durchaus, weder Körper, noch körperliche Gestalt. „Hierinn liegt der Grund, warum er, weder gesehen, „noch gefühlt, noch gehört werden kann, und unter keinerley Art von körperlicher Gestalt, zu verehren ist.„

Aber welchen Begriff soll man sich von einem Wesen machen, das mit nichts von dem, was wir kennen, das geringste gemein hat? Welche Verhältnisse, kann man, zwischen uns, und einem solchen Wesen, annehmen? Was gewinnt man durch seine Anbetung? Immer bleibt man bey der Anbetung desselben, wider Willen, genöthiget, daraus ein menschenähnliches Wesen zu machen, das, gleich den Sterblichen, auf Geschenke, Huldigungen, und Schmeicheleyen achtet; macht daraus einen König, der, gleich den irrdischen Herrschern, auf die Ehrerbietung dererjenigen, die unter seinem Scepter stehen, Ansprüche macht. Und hiermit stimmt die Fortsetzung des angeführten Philosophen vollkommen überein.

„Wir

„Wir haben einen Begriff von Gottes Eigenschaf„ten; aber wir wissen keinesweges etwas von irgend einer „Substanz überhaupt; wir sehen nur die Gestalt, und Farben „der Körper; hören nur Töne; berühren nur äußere Oberflä„chen; saugen nur Gerüche ein; fühlen nur Kützel auf un„serer Zunge. Keiner unserer Sinne, keine Anstrengung „des Nachdenkens, kann uns das innre Wesen der Sub„stanzen zeigen; noch vielweniger aber haben wir dergle„chen Begriff, von Gott.„

Wenn wir uns von den göttlichen Eigenschaften, irgend eine Art von Vorstellung machen können, so geschieht es darum, weil wir ihm die unsrigen beylegen, die wir bloß dergestalt erhöhen, und übertreiben, daß Eigenschaften, die uns ursprünglich bekannt waren, uns beynahe selbst unkenntlich werden. Wenn wir in Ansehung aller Substanzen, welche unsere Sinne rühren, nichts weiter kennen, als die Wirkungen, die sie auf uns hervorbringen, und, denen zu folge, wir ihnen gewisse Beschaffenheiten beylegen; so sind doch wenigstens diese Beschaffenheiten etwas, und erregen in uns bestimmte Begriffe. Die Kenntniße, welche wir, durch unsere Sinne, erhalten, wie oberflächlich, und von welcher Beschaffenheit, sie immer seyn mögen, sind offenbar die einzigen, welche wir zu erlangen vermögen. Bey der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer Natur, sind wir gezwungen, uns damit zu begnügen. Auch finden wir, daß sie zu unsern Bedürfnissen hinreichen. Allein von einem von der Materie, und jeder andern bekannten Substanz, verschiedenen Gotte, haben wir auch nicht einmahl den alleroberflächlichsten Begriff; und doch grübeln wir darüber ohne Unterlaß!

„Wir kennen Gott bloß durch seine Attribute, durch „seine Eigenschaften, und durch die vortrefliche, und „weise Anordnung aller Dinge, und ihrer Endursa„chen;

„chen; und wir bewundern ihn wegen seiner Vollkom-
„menheiten.„

Allerdings, ich wiederhohle es, kennen wir, von Gott, nichts, als diejenigen seiner Eigenschaften, die wir von uns selbst entlehnen. Aber es ist offenbar, daß diese Eigenschaften keinesweges dem allgemeinen Wesen zukommen können, welches weder gleiche Natur, noch gleiche Eigenschaften mit einzeln besondern Wesen, wie wir, besitzen kann. Dem zu Folge, was wir bey uns wahrnehmen, eignen wir Gott Verstand, Weisheit, und Vollkommenheit zu, doch so, daß wir alles dasjenige, was wir, an uns, Fehler nennen würden, in Gedanken, davon absondern. Was die Ordnung und Einrichtung des Weltalls betrift, zu deren Urheber wir Gott machen; so finden wir diese, nur dann vortreflich, und weise, wenn sie uns selbst günstig ist, oder, wenn die, mit uns zugleich vorhandenen Ursachen unser eigenes Daseyn nicht stöhren. Denn, im entgegen gesetzten Falle, beklagen wir uns sogleich über Unordnung, und die gerühmten Endursachen verschwinden. Sogleich leihen wir dem unveränderlichen Gotte von unserer Art zu handeln, entlehnte Bewegungsgründe, jene schöne Ordnung zu zerstöhren, welche wir vorher in dem Weltall bewunderten. Immer nur, also, von uns selbst, von unserer Art zu denken, zu handeln und zu empfinden, entlehnen wir die Ideen von Ordnung, die Attribute von Weisheit, Vortreflichkeit und Vollkommenheit, welche wir der Gottheit beylegen; da doch alles Gute, und Böse, das uns in dieser Welt widerfährt, eine nothwendige Folge, der Natur der Dinge, und allgemeinen Gesetze der Materie ist, nehmlich der Schwerkraft, der anziehenden und zurückstossenden Kraft, und jener Gesetze der Bewegung, welche Newton selbst so schön entwickelt, aber nicht Muth genug gehabt hat, anzuwenden, so bald von jenem Phantome die Rede war, auf welches das Vorurtheil alle

Wir-

Wirkungen zurückführt, von denen die Natur selbst die wahre Urheberinn ist.

„Wir verehren, und beten Gott um seiner Oberherrschaft willen an, wir leisten ihm unsern schuldigen Dienst als Sklaven; ein Gott ohne diese Oberherrschaft, ohne Vorsehung, und Endursachen, würde nichts anders seyn, als die Natur, und das Schicksal.„

Allerdings beten wir Gott als unwissende Sklaven an, welche vor einem Herrn zittern, den sie nicht kennen; wir flehen ihn thörichter Weise an; ob man uns gleich sagt, daß er unveränderlich sey; obgleich, in der Wirklichkeit, dieser Gott nichts anders ist, als die, nach nothwendigen Gesetzen handelnde Natur, als die Nothwendigkeit, oder das Schicksal, das man, unter dem Nahmen Gottes, personifiziret hat.

„Herr Newton sagt uns indessen, durch eine physische, und blinde Nothwendigkeit, die jederzeit und überall dieselbe wäre, könnte nicht die geringste Mannigfaltigkeit der Wesen entstehen. Die Verschiedenheit, welche wir in dem Weltall wahrnehmen, könne nur durch Vorstellungen, und den Willen, eines nothwendig vorhandenen Wesens bewirkt worden seyn.„

Aber warum, frage ich, soll diese Verschiedenheit, nicht die Folge seyn können, natürlicher Ursachen, einer, durch sich selbst thätigen Natur, deren Bewegung die mannigfaltigen, aber darum nicht minder gleichförmigen Urstoffe verbindet, und zusammensetzt, und hinwiederum die Wesen, durch andere Substanzen, die zur Vereinigung unschicklich sind, von einander absondert? Entstehet z. B. nicht das Brod, aus einer Mischung von Mehl, Sauerteig und Wasser? Und was die blinde Nothwendigkeit betrift, so ist schon in einer andern Stelle bemerkt worden, daß wir von ihrer Wirksamkeit nichts wissen,

wissen, und selbst arme Blinde, von den Aeußerungen derselben keine Begriffe haben. Die Naturkündiger erklären alle Erscheinungen, aus den Eigenschaften der Materie, und wenn sie, in einzelen Fällen, aus Unwissenheit der natürlichen Ursachen, dieses nicht können, so glauben sie daran doch nicht minder, daß jene Erscheinungen, von dergleichen Eigenschaften, oder Ursachen herrühren. Die Naturkündiger sind sonach hierinn Atheisten; denn sonst würden sie antworten, Gott sey der Urheber aller dieser Erscheinungen.

„Man sagt allegorisch, Gott sehe, höre, spreche, „lache, liebe, hasse, begehre, gebe, empfange, freue „oder erzürne sich, streite, arbeite, bilde u. s. w. Denn „alles, was man von Gott sagt, ist mittelst einer Art „unvollkommner, und schwacher Analogie von dem, was „wir bey dem Menschen wahrnehmen, entlehnet.„

Die Menschen, haben es nothwendig so machen müssen. Aus Unbekanntschaft mit der Natur, und ihren Wegen, haben sie eine besondere Kraft ausgedacht, der sie den Nahmen Gott beygelegt haben, und die sie, nach denselben Grundsätzen handeln lassen, nach welchen sie selbst handeln, oder handeln würden, wenn sie dazu die Gewalt in Händen hätten. Und aus dieser **Theanthropie**, sind denn, also, alle die abgeschmackten, und, oft, nur zu gefährlichen Begriffe geflossen, auf welche alle Religionen der Welt gegründet sind, die, ohne Ausnahme, in ihrem Gott einen mächtigen, und übelwollenden Menschen verehren. Wir werden, in der Folge, die traurigen Wirkungen sehen, welche sich über das menschliche Geschlecht durch jene Begriffe verbreitet haben, die man sich über die Gottheit gemacht, die man, von jeher bis auf den heutigen Tag, als einen unumschränkten Despoten, und eigenwilligen Tyrannen betrachtet hat. Jetzt wollen wir fortfahren, die Beweise zu

prü

rüfen, welche die Anhänger Gottes uns, von dem Daseyn dieses Wesens, das sie überall zu sehen glauben, vorgelegt haben.

Man hört nicht auf, zu wiederhohlen, jene unveränderliche Ordnung, welche durch das Weltall herrsche; jene Wohlthaten, mit denen die Menschen überhäuft würden, verkündigten eine Weisheit, einen Verstand, eine Güte, welche man nicht umhin könnte, der Ursache zuzuschreiben, die jene wunderbaren Wirkungen hervorbringe. Wir antworten hierauf, daß die regelmäßigen Bewegungen, die wir in der Natur wahrnehmen, nothwendige Folgen der Gesetze der Materie sind. Diese letztere kann nicht aufhören zu wirken, wie sie wirkt, so lange dieselben Ursachen, und Umstände fortdauern. Allein jene Bewegungen hören auf, regelmäßig zu seyn, die Unordnung tritt an die Stelle der Ordnung, so wie neue Ursachen, und Umstände, die Wirkung der erstern unterbrechen, oder hemmen. Die Ordnung ist, wie schon anderwärts erinnert worden, nichts als die Wirkung, welche für uns aus einer Reihe von Bewegungen entsteht. Es kann in Beziehung, auf das große Ganze, wo alles, was geschicht, nothwendig, und durch unveränderliche Gesetze bestimmt ist, keine eigentlich so genannte Unordnung geben. Die Ordnung der Natur kann zwar, in Ansehung unserer, sich verläugnen, oder verändern; nie aber in Beziehung auf sich selbst; weil sie durchaus nicht anders wirken kann, als sie wirket. Wenn wir den regelmäßigen, und wohlgeordneten Bewegungen zu folge, welche wir in der Natur wahrnehmen, der unbekannten, vermeintlichen Ursache dieser Wirkungen, Verstand und Weisheit beylegen, so sind wir, auf der andern Seite, wieder genöthigt, sie eines Mangels von Weisheit und Güte zu beschuldigen, so oft jene Bewegungen unordentlich werden, das heißt, aufhören, in Ansehung unserer, regelmäßig zu seyn, oder uns selbst in dem Genuße unseres Daseyns stöhren.

Man

Man giebt vor, die Thiere böten uns einen überzeugenden Beweiß von der Macht der Ursache dar, welche dieselben hervorgebracht habe. Man sagt uns, die wunderbare Uebereinstimmung ihrer Theile, welche sich einander, in der Vollführung ihrer Verrichtungen, und der Erhaltung des Ganzen, gegenseitig unterstützten, verkündigten uns einen Werkmeister, in welchem Macht mit Weisheit vereinigt sey. (37) Wir können an der Macht der Natur nicht zweifeln. Sie bringet durch Zusammensetzungen der Materie, welche sich in einer beständigen Thätigkeit befindet, alle Thiere hervor, welche wir auf dieser Erde erblicken. Die Zusammenstimmung der Theile dieser Thiere, ist eine nothwendige Folge, der nothwendigen Gesetze ihrer Natur und ihrer Verbindung. So wie diese Uebereinstimmung aufhört, muß das Thier nothwendig untergehen. Was wird alsdenn aus der Weisheit, Einsicht oder Güte des vermeintlichen Urhebers, welchem man

(37) Wir haben schon anderwärts bemerket, daß verschiedene Schriftsteller, um das Daseyn eines verständigen Welturhebers zu beweisen, ganze anatomische und botanische Abhandlungen wörtlich in ihre Werke aufgenommen haben, die aber, insgesammt, nichts weiter beweisen, als daß es in der Natur Urstoffe giebt, welche fähig sind, sich mit einander zu vereinigen, zusammenzutreten, sich auf eine Weise zu verbinden, daß daraus für sich bestehende Ganze werden, welche geschickt sind, gewisse besondere Wirkungen hervorzubringen. Alle jene, mit Gelehrsamkeit überladene Schriften, zeigen uns also nur, daß es in der Natur Wesen giebt, die auf verschiedene Art organisirt, auf eine gewisse eigenthümliche Weise gebildet, und gewisser besonderer Aeußerungen fähig sind; die aber nicht mehr unter ihrer dermaligen Gestalt sich zeigen würden, wenn ihre Theile aufhörten so zu wirken, wie sie jetzt wirken; das ist, so gegeneinander gestellt zu seyn, daß sie sich einander gegenseitige Hülfe leisten können. Erstaunen, daß das Gehirn, daß das Herz, daß die Augen, daß die Puls- und Blutadern eines

man das Verdienst jener gerühmten Zusammenstimmung beylegte? Und verändern sich denn jene wunderbaren Thiere, welche man zu Werken eines unveränderlichen Gottes machet, nicht unaufhörlich, bis daß sie am Ende gar untergehen? Wo ist die Weisheit, die Güte, die Vorsicht, die Unveränderlichkeit eines Werkmeisters, welcher nur beschäftigt scheint, die Triebwerke jener Maschinen, welche man uns als Meisterstücke seiner Macht und Geschicklichkeit rühmet, in Unordnung zu bringen, und zu zerstöhren? Wenn dieser Gott nicht anders handeln kann, als er handelt; so ist er weder frey noch allmächtig. Wenn sein Wille wechselt; so ist dieser Gott keinesweges unveränderlich. Wenn er zugiebt, daß von ihm mit Empfindung begabte Maschinen Schmerz fühlen, so ist er nicht gütig. Wenn er seine Werke nicht dauerhaft zu machen gewußt hat; so fehlt es ihm also an Geschicklichkeit. Wir können daher, bey der Bemerkung, daß die Thiere, gleich allen andern Werken der Gott-

eines Thieres so wirken, wie sie wirken, oder, daß die Wurzeln einer Pflanze Säfte an sich ziehen, oder ein Baum Früchte trägt, heißt erstaunen, daß es Thiere, Pflanzen oder Bäume giebt. Diese Wesen würden nicht vorhanden, oder nicht das seyn, was sie sind, wenn sie aufhörten, auf die, ihnen eigenthümliche Art zu wirken. Und das geschieht denn, wenn sie sterben. Wenn die Bildung, die Zusammensetzung, die Art wie diese Wesen wirken, und sich, während einiger Zeit, beym Leben erhalten, ein Beweis wäre, daß sie von der Hand eines unsichtbaren Urhebers herrührten; so muß, auf der andern Seite, ihre Zerstöhrung, ihre Auflösung, das gänzliche Aufhören ihrer Art zu wirken, mit einem Worte, ihr Tod, ein noch stärkerer Beweis seyn, daß diese Wesen die Wirkungen einer Ursache sind, welcher man keinesweges Verstand, und bleibende Endzwecke zuschreiben kann. Sagt man uns, die Endzwecke dieser Macht wären uns unbekannt; so frage ich, welchen Grund man hat, ihr dergleichen zu leihen, oder darüber Betrachtungen anzustellen.

Gottheit, untergehen, uns nicht enthalten, daraus den Schluß herzuleiten, daß entweder alles, was in der Natur geschieht, nothwendig, und eine unvermeidliche Folge ihrer Gesetze ist; oder daß dem Werkmeister, welcher sie in Thätigkeit setzt, weder Plan, noch Macht, noch Weisheit, Geschicklichkeit und Güte, zugeschrieben werden kann.

Der Mensch, der sich selbst, als das Meisterstück der Schöpfung ansieht, könnte uns mehr, als irgend ein anderes Werk seiner Hände, einen Beweis der Ungeschicklichkeit oder des Uebelwollens seines vorgeblichen Urhebers darbieten. Wir sehen in diesem empfindlichen, mit Bewußtseyn und Denkkraft begabten Wesen, welches sich für den beständigen Gegenstand der göttlichen Vorliebe hält, und welches sich seinen Gott ganz nach seinem eigenen Muster bildet, wir sehen, sage ich, in diesem Wesen, nichts als eine noch weit beweglichere, weit hinfälligere, und, durch ihre verwickeltere Zusammensetzung, der Zerstöhrung weit mehr unterworfene Maschine, denn irgend ein anderes gröberes Wesen. Die Thiere, welche keinen Verstand besitzen, die Pflanzen und Steine, welche Empfindungslos wachsen und zunehmen, sind, in verschiedener Rücksicht, von der Natur weit begünstigtere Wesen, als der Mensch. Wenigstens sind sie frey von jenen Leiden des Geistes, jenen Quaalen des Verstandes, und jenen zerreissenden Kümmernissen, welchen der letztere nur zu oft zur Beute wird. Wer möchte nicht lieber ein Stein seyn, so oft er sich des unwiderbringlichen Verlustes, irgend eines geliebten Gegenstandes erinnert? Würde es nicht besser seyn, eine unbelebte Masse, als ein abergläubischer Frömmling zu seyn, der hienieden nichts thut, als nur immer unter dem Joche seines Gottes zu zittern, und der noch in einem künftigen Leben unendliche Quaalen voraussieht. — Die, der Empfindung, des Lebens, des Gedächtnisses, des Bewußtseyns beraub-

ten

um Wesen werden, keinesweges durch die Vorstellung des Gegenwärtigen, Vergangenen, oder des Zukünftigen, niedergeschlagen; sie glauben sich nicht in Gefahr, um falscher Schlüsse willen ewig unglücklich zu werden, wie dieß der Fall jener begünstigten Gattung ist, die vorgiebt, daß der Baumeister der Welt dieses Meisterstück der Kunst, nur um ihrentwillen aufgeführet habe. (38)

Man sage nicht, wir könnten uns keine Vorstellung von einem Werke machen, ohne zugleich die Vorstellung eines davon verschiedenen Werkmeisters zu haben. Die Natur ist kein Werk, sie ist von jeher durch sich selbst vorhanden gewesen; und ihr Schooß ist die Quelle alles dessen, was entsteht. Sie ist eine unermeßliche, mit allen möglichen Stoffen versehene Werkstatt, und bringt die Mittel und Werkzeuge, welcher sie sich bey ihren Arbeiten bedienet, selbst hervor; alle ihre Werke sind Wirkungen ihrer Kraft, und der Triebwerke, und regsamen Kräfte, welche sie hervorbringt, enthält, und in Thätigkeit setzt. Ewige, unerschafne, unzerstöhrbare, immer in Bewegung begrifne Urstoffe bilden, durch ihre mannigfaltigen Zusammensetzungen alle Wesen und Erscheinungen, die wir wahrnehmen, alle gute und schlimme Wirkungen, die wir empfinden, Ordnung oder Unordnung, welche wir blos nach den verschiedenen Arten, wie wir davon gerührt werden, abzumessen pflegen, mit einem Worte, alle jene Wunder, welche uns zum Nachdenken und zur Betrachtung reitzen. Diese Grundstoffe

(38) Cicero sagt: *inter hominem et bellum hoc maxime interest; quod haec ad id solum, quod adest, quodque praesens est, se accommodat, paululum admodum sentiens praeteritum & futurum.* Dasjenige also, was man für einen Vorzug des Menschen ausgegeben hat, ist ein wirklicher Nachtheil. Seneka sagt: *nos & venturo torquemur & praeterito; timoris enim tormentum memoria reducit, provi-*

bedürfen hierzu weiter nichts, als ihrer, theils besondern, theils vereinigten Eigenschaften, und der ihnen wesentlichen Bewegung, ohne daß es nöthig wäre, uns irgend einen unbekannten Werkmeister denken zu müssen, der sie in Ordnung brächte, bildete, zusammengesellte, erhielte und auflösete.

Aber selbst, wenn man auf einen Augenblick annehmen wollte, daß es ohnmöglich sey, sich das Weltall ohne einen Werkmeister zu denken, der es gebildet hätte, und über sein Werk wachte, welche Stelle könnten wir diesem Werkmeister wohl anweisen? Soll er sich innerhalb oder außerhalb des Weltalls befinden? Ist er Materie, oder ist er Bewegung, oder aber, ist er blos der Raum, und das Nichts, oder das Leere? Auf jedem Fall würde er entweder Nichts, oder aber in der Natur enthalten, und ihren Gesetzen unterworfen seyn? Wenn er in der Natur ist; so kann ich ihn für nichts anders ansehen, als für bewegliche oder bewegte Materie; und ich muß daraus schließen, daß diese Bewegkraft körperlich und materiell, mithin der Auflösung unterworfen ist. Soll sich aber diese Bewegkraft außerhalb der Natur befinden; dann bleibt mir nicht die geringste Vorstellung mehr übrig, weder von dem Orte, den sie einnimmt, noch von einem unmateriellen Wesen, noch von der Art, wie ein unausgedehnter Geist, auf die Materie wirken kann, von der er getrennet ist. Jene unbekannten Räume, welchen die Einbil-

providentia anticipat; nemo tantum praesentibus miser est. Könnte man nicht jedem Wohldenkenden, der uns sagte, die Welt sey von einem gütigen Gotte, um der Glückseeligkeit der Menschen willen, hervorgebracht worden, antworten: wolltest du wohl, eine Welt geschaffen haben, die so viel Unglückliche in sich schließt? Wäre es nicht besser, lieber nicht eine so große Menge empfindlicher Wesen geschaffen zu haben, als sie nur zum Leiden in das Daseyn zu rufen?

Einbildungskraft jenseits der unsichtbaren Welt, ihre Stelle angewiesen hat, sind für ein Wesen, das kaum einige wenige Schritte vorwärts sieht, so gut als gar nicht vorhanden. Die ideale Macht, welche dieselben bewohnet, kann sich meinem Geiste nicht darstellen, als wenn meine Einbildungskraft die phantastischen Farben wild und regellos vermischet, welche sie jedoch nicht umhin kann, aus der mir bekannten wirklichen Welt zu entlehnen. Ich kann also unter diesen Umständen nichts, als mir dasjenige in Gedanken vorstellen, was meine Sinne wirklich wahrgenommen haben; und dieser Gott, welchen ich mich umsonst bemühe von der Natur zu unterscheiden, oder außerhalb dem Gebiete derselben seinen Sitz anzuweisen, wird also jederzeit nothwendig wieder in diese Gränzen zurück treten. (39)

Man fährt fort, und sagt uns: daß wenn man einem Wilden eine Statüe, oder eine Uhr zeigte, so würde er, ob er gleich noch nichts dergleichen gesehen habe, doch nicht umhin können einzusehen, daß diese Dinge das Werk irgend eines verständigern, geschicktern und bessern Künstlers seyn müßten, als er selbst. Man will hieraus schließen, daß wir gleichergestalt gezwungen sind, einzuräumen, daß die Maschine der Mensch, und die Erscheinungen der Natur, Werke eines verständigen Wesens sind, dessen Einsicht und Macht, die unsrige unendlich übertreffe.

Ich antworte erstlich: daß wir nicht daran zweifeln können, daß nicht die Natur sehr mächtig und kunstreich sey. Wir bewundern ihre Geschicklichkeit jedesmal,

(39) Hobbes sagt: „Die „Welt ist körperlich, sie hat „alle Erfodernisse der Größe; „nämlich Länge, Breite, Tiefe. Jeder Theil eines Körpers, ist Körper, und zeigt „gleiche Beziehungen der „Größe; mithin ist jeder Theil „des

so oft wir über die weitreichenden und verwickelten Wirkungen erstaunen, welche wir an denenjenigen ihrer Werke entdecken, die wir uns näher zu untersuchen die Mühe nehmen. Diese Natur, ist jedoch in keinem ihrer Werke, mehr oder minder kunstreich, als in dem andern. Wir begreifen eben so wenig, wie sie einen Stein, oder ein Metall, als wie sie einen organischen Kopf, zum Beyspiel den Kopf eines Newton, hervorzubringen vermag. Wir nennen einen Menschen kunstreich, welcher Dinge macht, die wir selbst nicht machen können. Die Natur kann alles; und das Daseyn einer Sache, ist ein Beweiß, daß sie dieselbe machen konnte. Unsere Urtheile über die Künstlichkeit der Natur, beziehen sich also jederzeit auf uns selbst; wir vergleichen sie mit uns selbst; da wir nun eine gewisse Fähigkeit besitzen, die wir Verstand nennen, und mittelst welcher wir Werke hervorbringen, die von unserer Geschicklichkeit zeigen; so schließen wir daher, daß die Werke der Natur, die uns am meisten in Erstaunen setzen, nicht von ihr selbst hervorgebracht werden, sondern das Werk eines Künstlers sind, der gleich uns Verstand besitzt. Unter dieser Voraussetzung ist es natürlich, daß wir die Größe desselben, nach der Verwunderung abmessen, die seine Werke in uns erregen; das heißt, wir messen sie nach unserer eigenen Schwäche und Unwissenheit.

Ich antworte zweitens: daß der Wilde, welchem man eine Bildsäule, oder eine Uhr zeigt, von dem menschlichen Kunstfleiße entweder schon Vorstellungen hat, oder nicht hat. Hat er dergleichen, so wird er einsehen, daß diese Uhr, oder diese Bildsäule Werke eines Wesens seiner

„des Weltalls Körper, und „was nicht Körper ist, ist kein „Theil des Weltalls. Aber da „das Weltall alles ist, so kann „also dasjenige, was keinen „Theil desselben ausmacht, „nirgends vorhanden seyn.“ S. Hobbes *Leviathan* K. 46.

ner Gattung seyn können, das höhere Fähigkeit besitzt, als er selbst. Hat aber der Wilde keinen Begrif von der menschlichen Geschicklichkeit, und den Mitteln der Kunst, so wird er bey der Wahrnehmung der freywilligen Bewegung einer Uhr, sich einbilden, daß sie ein Thier sey, welches er mithin nicht für das Werk eines Menschen ansehen kann. Wiederhohlte Erfahrungen bestätigen die Denkungsart, welche ich hier dem Wilden unterlege. (40) Der Wilde wird also, gleich vielen andern Menschen, die sich weit klüger dünken, als er, die sonderbaren Wirkungen, welche er wahrnimmt, einem Dämon, einem Geister, einem Gotte, mit einem Worte, **einer unbekannten Kraft** zuschreiben, welcher er einen Grad von Macht beylegt, dessen er die Wesen seiner Gattung durchaus nicht fähig glaubt. Hierdurch aber wird man weiter nichts beweisen, als daß der Wilde nicht weiß, wie viel der Mensch hervorzubringen im Stande ist. So heben unwissende Leute jederzeit ihre Augen zum Himmel, so oft sie irgend eine ungewöhnliche Erscheinung wahrnehmen. So nennt das Volk alle sonderbare Wirkungen, deren natürliche Ursachen ihm unbekannt sind, **wunderbar, übernatürlich, göttlich.** Und da das Volk gewöhnlich in Betreff der Ursachen der Dinge überhaupt, so viel als nichts weiß, so ist alles für dasselbe Wunder, oder es bildet sich wenigstens ein, daß Gott die Ursache alles Guten und Bösen sey, was ihm in dieser Welt wiederfährt. So zerschneiden die Theologen den Knoten aller Untersuchungen, indem sie alles, wovon sie die wahren Ursachen entweder selbst nicht wissen, oder doch andern nicht bekannt lassen werden wollen, unmittelbar auf Gott zurückführen.

(40) Die Amerikaner sahen die Spanier für Götter an; weil sie sich des Pulvers bedienten, zu Pferde stritten, Schiffe hatten, die ohne Ruder segelten. Die Einwohner der

Ich antworte drittens: daß der Wilde, wenn er die Uhr eröfnet, und ihre Theile näher untersucht, vielleicht einsehen wird, daß diese Theile ein Werk verrathen, das offenbar Spuren menschlicher Arbeit an sich trägt. Er wird bemerken, daß diese Arbeit ganz von den unmittelbaren Erzeugnissen der Natur verschieden ist, von der er noch nie, aus glänzendem Metall gearbeitete Räder, hervorgebracht gesehen hat. Er wird ferner bemerken, daß diese von einander abgesonderten Theile, nicht mehr so wirken als vorher, da sie verbunden waren. Diesen Bemerkungen zu folge, wird der Wilde die Uhr für das Werk eines Menschen halten, das heißt, eines Wesens wie er, von dem er Begriffe hat, welches er aber für fähig hält, Dinge hervorzubringen, die er seinerseits hervorzubringen nicht vermag. Mit einem Worte, er wird dieses Werk für die künstliche Arbeit eines Wesens halten, das ihm doch in gewissen Rücksichten bekannt ist, ob es schon einige höhere Fähigkeiten besitzet, als er selbst. Aber er wird weit entfernt seyn zu glauben, daß ein materielles Werk von einer unmateriellen Ursache, oder einer unausgedehnten, und mit keinen körperlichen Werkzeugen versehenen Macht hervorgebracht sey, deren Wirkung auf materielle Wesen zu begreifen ohnmöglich ist. Wir hingegen schreiben, aus Mangel richtiger Kenntnisse, von der Macht der Natur, die Hervorbringung ihrer Werke, einem Wesen zu, das uns weit weniger bekannt ist, als jene, und dem wir, ohne es zu kennen, diejenigen ihrer Werke beylegen, welche wir am wenigsten begreifen können. Bey dem flüchtigsten Blick auf die Welt, müssen wir eine materielle Ursache der in ihr sich ereignenden Erscheinungen anerkennen. Diese Ursache ist die Natur, deren

der Insel Tenian, welche vor der Ankunft der Europäer, mit dem Feuer noch gänzlich unbekannt waren, hielten dasselbe, da sie es das erste mahl erblickten, für ein Thier, welches das Holz verschlinge.

deren Energie sich allen denen offenbaret, die derselben nachforschen.

Man sage uns nicht, daß wir, dieser Voraussetzung zu folge, alles auf eine blind wirkende Ursache, auf den zufälligen Zusammentritt der Atome, auf das **Ohngefähr**, zurückführten. Der Name **blindwirkender Ursachen** kömmt nur solchen zu, deren Zusammentreffen, Kraft und Gesetze uns durchaus unbekannt sind. Wir nennen blos solche Wirkungen **zufällig**, deren Ursachen wir nicht wissen, oder, die wir aus Unwissenheit, und Mangel an Erfahrung, nicht voraus zu sehen vermögen. Wir schreiben alle diejenigen Wirkungen dem **Ohngefähr** zu, deren nothwendige Verbindung mit ihren Ursachen wir nicht einsehen. Die Natur ist keine blindwirkende Ursache; sie handelt nicht auf Gerathewohl; nichts von dem, was sie thut, würde demjenigen zufällig vorkommen, der ihre Handlungsweise, ihre Mittel und ihren Gang genau kennte. Alles, was sie hervorbringt, ist nothwendig, und jederzeit die Folge der bestimmten und unveränderlichen Gesetze; alles ist in ihr durch unsichtbare Fäden verbunden, und alle von uns wahrgenommene Wirkungen fliessen nothwendig aus ihren Ursachen her; wir Menschen mögen nun diese Ursachen einsehen, oder nicht einsehen. Es kann hierbey auf unserer Seite allerdings Unwissenheit statt finden. Aber die Worte **Gott, Geist, verständiges Wesen**, werden dieser Unwissenheit nicht abhelfen. Sie dienen vielmehr nur dazu, dieselbe zu verdoppeln, weil sie uns verhindern, die natürlichen Ursachen der von uns wahrgenommenen Wirkungen aufzusuchen.

Dieses kann zur Antwort auf den ewig wiederhohlten Einwurf dienen, welchen man den Freunden der Natur macht, indem man sie ohne Unterlaß beschuldigt, daß

sie alles dem Ohngefähr zuschreiben. Das Ohngefähr ist ein sinnleeres Wort, oder zeigt doch nichts weiter an, als die Unwissenheit derjenigen, die sich dessen bedienen. Man dringt jedoch immer wieder von neuem darauf: ein regelmäßiges Werk könne nicht durch ohngefähre Verbindungen entstanden seyn. Nie, sagt man, wird es möglich seyn, mittelst auf gut Glück hingeworfener und unter einander gestreuter Buchstaben ein Gedicht, wie die Iliade hervorzubringen. Wir räumen dieses gar gern ein. Aber aufrichtig! sind es denn mit der Hand gleich Würfeln hingestreute Buchstaben, welche ein Gedicht hervorbringen? Oder ist dieß nicht eben so viel, als wenn man sagen wollte, man könne mit den Füssen eine Rede verfertigen. Die Natur ist es, welche nach gewissen nothwendigen Gesetzen einen Kopf entstehen läßt, der so organisirt ist, daß er ein Gedicht hervorbringen kann. Die Natur ist es, welche diesem Kopfe ein Gehirn zutheilet, das fähig ist, ein Werk von dieser Beschaffenheit zusammen zu setzen. Die Natur ist es, welche den Menschen, durch die Kraft und Richtung des Temperaments, der Einbildungskraft und der Leidenschaften, mit welchen sie ihn ausrüstet, in Stand setzet, ein Meisterwerk hervorzubringen. Nur sein menschliches Gehirn, das auf eine gewisse Weise modificirt, mit gewissen Vorstellungen oder Bildern bereichert, durch günstige Umstände befruchtet ist, kann einzig und allein der Schoos seyn, in welchem ein Gedicht empfangen und entwickelt werden kann. Ein Kopf, der so wie der Kopf des Homers organisirt ist, der gleiche Lebhaftigkeit, gleiche Einbildungskraft besitzt, mit gleichen Kenntnissen bereichert und in gleiche Umstände gesetzt worden ist, wird nicht zufälliger, sondern nothwendiger Weise, ein Gedicht, wie die Iliade, hervorbringen; man müste denn läugnen wollen, daß durchaus gleiche Ursachen auch vollkommen gleiche Wirkungen hervorbringen müsten. (41)

Es ist, also, ein kindischer, oder, wider besseres Wissen, vorgebrachter Einfall, wenn man verlangt, durch Würfe der Hand, oder ohngefähre Hinstreuung der Buchstaben etwas bewirkt zu sehen, was nur, mittelst eines, auf eine gewisse Weise organisirten, und modifizirten Gehirns, gewirkt werden kann. Der menschliche Keim entwickelt sich nicht von ohngefähr; er kann nur in dem Schooße eines weiblichen Wesens, empfangen und gebildet werden. Ein verworrener Haufe von Buchstaben oder Figuren, ist bloß ein Haufe von Zeichen, welche bestimmt sind, Vorstellungen abzubilden. Aber damit diese Vorstellungen abgebildet werden können, müssen sie vorher aufgenommen, zusammengesetzt, genährt, entwickelt, und verbunden werden; und zwar, in dem Kopfe eines Dichters, wo die Umstände sie in Verhältniß der Fruchtbarkeit, Wärme und Wirksamkeit des Bodens, wo diese intellectuellen Keime sich ausgestreut befinden, empor treiben und zur Reife bringen. Die Ideen drängen sich zusammmen, verbreiten sich, verbinden und verknüpfen sich untereinander, und streben, gleich allen natürlichen Körpern, darauf hin, ein Ganzes zu bilden. Dieses Ganze gefällt uns, wenn es in unserm Geiste angenehme Vorstellungen erregt, und demselben Gemählde, die unser Inne-

(41) Würde man erstaunen, aus einem Becher, in welchem sich hundert tausend Würfel befänden, nach und nach, hundert tausend Sechsen zum Vorschein kommen zu sehen. Allerdings! wird man sagen! Aber wie nun, wenn diese Würfel hierzu künstlich eingerichtet waren? Dann würde die Verwunderung gewiß ein Ende haben. Nun wohl! Die kleinen Urstoffe der Materie, können mit künstlichen Würfeln dieser Art, das heißt, mit Würfeln, die jederzeit gewisse bestimmte Wirkungen hervorbringen, verglichen werden. Diese kleinen Urstoffe, sind wesentlich, theils durch sich selbst, theils durch ihre Verbindung verschieden, und mithin gleichsam auf eine unendlich mannigfaltige Weise eingerichtet. Der Kopf eines Homer, oder eines Virgil, hat aus wei-

Inneres angenehm erschüttern, vorhält. Aus diesem Grunde besitzt, also, das Gedicht, welches in Homers Kopfe entstund, das Vorrecht, gleichgestimmten, und für die Schönheit desselben empfindlichen Köpfen, Vergnügen zu machen.

Man sieht, also, daß nichts durch Ohngefähr entsteht. Alle Werke der Natur, bilden sich, nach gewissen, gleichförmigen, und veränderlichen Gesetzen; und es macht hierbey keinen Unterschied, ob unser Geist die Kette der, von der Natur in Thätigkeit gesetzten Mittelursachen, mit Leichtigkeit verfolgen kann, oder ob wir uns, bey zu verwickelten Werken derselben, außer Stande befinden, die mannigfaltigen Triebwerke, deren sie sich bedient, zu erforschen. Es kostet der Natur nicht mehr, einen großen Dichter hervorzubringen, der fähig ist, ein herrliches Werk zu liefern, als es ihr kostet ein glänzendes Erz oder einen Stein hervorzubringen, der mit seiner Last die Erde drückt. Die Art, wie sie zu Werke gehet, diese verschiedenen Wesen hervorzubringen, ist uns gleich unbekannt, so lange wir dieselbe noch nicht näher erforscht haben. Der Mensch, entsteht durch den nothwendigen Zusammentritt gewisser Urstoffe. Er wächst, und nimmt zu,

weiter nichts, als aus Anhäufungen, und Urstoffen, oder, wenn man will, künstlichen Naturwürfeln bestanden; das heißt, aus Wesen, die dergestalt verbunden, und eingerichtet waren, daß sie die Aeneide, oder Iliade nothwendig hervorbringen mußten. Eben das, kann man von allen andern Hervorbringungen des menschlichen Verstandes, sowohl als der Hände des Menschen, sagen. Denn was sind denn nun die Menschen? Nichts anders, als künstliche Würfel, oder Maschinen, welche die Natur fähig gemacht hat, Werke einer gewissen Art hervorzubringen. Der Mann von Geist, liefert ein gutes Werk, so wie ein Baum von guter Art, in einem fruchtbaren Boden, und bey gehöriger Wartung, treffliche Früchte hervorbringt.

zu, ganz auf dieselbe Weise, wie eine Pflanze, oder Stein; Wesen, die gleich ihm durch Anhäufung sich untereinander verbindender Substanzen, gewachsen, und größer geworden sind. Dieser Mensch fühlet, denket, handelt, erhält Ideen; das heißt, er ist, durch seine besondere Organisation, gewisser Modificationen fähig, deren die Pflanze, und der Stein, durchaus unfähig sind. Dem zu folge, bringt ein fähiger Kopf Geisteswerke, und die Pflanze Früchte hervor, welche, in dem Verhältnisse der angenehmen Empfindungen, die sie uns gewähren, oder der Seltenheit, Größe, und Mannigfaltigkeit der Wirkungen, die sie uns erfahren lassen, auf unser Wohlgefallen und unser Erstaunen Ansprüche machen. Was wir in den Hervorbringungen der Natur, sowohl als der Menschen, und der Thiere, am meisten bewundern, ist jederzeit die natürliche Wirkung, der, auf verschiedene Weise verbundenen, und zusammengesetzten Theile der Materie; wodurch Organe, Gehirn Temperament, Neigungen, Eigenschaften und Fähigkeiten von verschiedener Art, in den belebten Wesen, entstehen.

Die Natur bildet, also, alles, unter nothwendigen Verhältnissen. Sie bringt die Wesen, welche wir in ihr wahrnehmen, keinesweges durch zufällige, oder ohngefähre Würfe, hervor. Ihre Würfe sind jederzeit sicher; die Ursachen, deren sie sich bedient, verfehlen nie ihrer Wirkung. Wenn sie außerordentliche, wunderbare, und seltene, Wesen hervorbringt, so geschieht es, weil die nothwendigen Umstände, oder die Zusammenkunft der Ursachen, durch welche jene Wesen erzeugt werden, in der Ordnung der Dinge, sich nur selten eräugnen. So wie diese Wesen einmal vorhanden sind, gehören sie der Natur an, der alles gleich leicht, und gleich möglich ist, wenn sie die Werkzeuge oder die nothwendigen Ursachen ihrer Thätigkeit erst beysammen hat. Laßt uns, also, auf unserer Huth seyn, nie den Kräften der Natur willkührliche Gränzen zu setzen. Die Würfe, und Zusammensetzungen, welche

welche sie, während einer ganzen Ewigkeit, vernimmt, können, ohne Schwierigkeit, alle Wesen hervorbringen. Ihr ewiger Gang muß, nothwendiger Weise, Erscheinungen hervorbringen, und wieder hervorbringen, welche in den Augen von Wesen, die nur einen Augenblick im Stande sind, sie zu betrachten, und nie die erfoderliche Zeit, oder Mittel haben, die Ursachen derselben zu ergründen, äußerst seltsam, und sonderbar scheinen müssen.

Man kann es, also, den Anhängern einer Gottheit, welche gemeiniglich ihren Gegnern die lächerlichsten Meynungen aufbürden, um in dem Urtheile voraus eingenommener, und nichts prüfender Richter, einen desto leichtern, und geschwindern Sieg zu erhalten; man kann es, sage ich, für diese nicht oft genug wiederhohlen, daß das Ohngefähr nichts ist, als ein, gleich dem Worte Gott, erfundener Ausdruck, die Unwissenheit zu verbergen, in welcher wir uns, in Ansehung der wirklichen Ursachen, einer Natur befinden, deren Gang uns unerklärbar ist. Nicht das Ohngefähr, hat das Weltall hervorgebracht. Das Weltall ist durch sich selbst, was es ist; es ist nothwendig, und von aller Ewigkeit her, vorhanden. Wie verborgen uns auch die Wege der Natur seyn mögen; so ist doch ihr Daseyn, ungezweifelt; und ihre Handlungsweise uns wenigstens weit bekannter, als die Handlungsweise jenes unbegreiflichen Wesens, das man ihr zuzugesellen sucht, von ihr selbst unterscheidet, uns nothwendig, und durch sich selbst, vorhanden betrachtet, ohngeachtet man, bis jetzt, noch immer nicht im Stande gewesen ist, weder das Daseyn desselben darzuthun, noch eine Erklärung davon zu geben, irgend etwas vernünftiges darüber zu sagen, und in Ansehung desselben irgend etwas anders als Muthmaßungen auf die Bahn zu bringen, welche das Nachdenken eben so geschwind wieder zerstöhrt, als sie erzeugt worden sind.

Sech-

Sechstes Hauptstück.

Von dem Pantheismus oder natürliche Begriffe von der Gottheit.

Man hat sich, aus dem vorhergehenden, überzeugen können, daß alle die Beweise, auf welche die Theologie das Daseyn ihres Gottes gründet, sich auf die falsche Voraussetzung stützen, als ob die Materie, nicht durch sich selbst vorhanden, und, ihrer Natur nach, durchaus ohne Bewegung, mithin unfähig sey, die Erscheinungen, welche wir in der Welt wahrnehmen, hervorzubringen. Diesen so willkührlichen, und, wie ich anderwärts (42) gezeigt zu haben glaube, so falschen Voraussetzungen zu folge, hat man geglaubt, die Materie, sey nicht von jeher gewesen, sondern verdanke ihr Daseyn, und ihre Bewegung, einer, von ihr selbst verschiedenen Kraft, einem unbekannten Urheber, welchem man dieselbe als untergeordnet betrachtete. Da die Menschen, in sich selbst, eine Eigenschaft wahrnehmen, welche sie Verstandeskraft nennen, eine Eigenschaft, welche alle ihre Handlungen leitet, und mittelst welcher sie die Zwecke erreichen, welche sie sich vorsetzen; so haben sie jenem unbekannten Urheber, gleichfalls, eine ähnliche Verstandeskraft beygelegt; jedoch diese Eigenschaft in ihm auf das äußerste ausgedehnt, vergrößert, und übertrieben, weil sie ihn zu dem Schöpfer

(42) Man sehe das 2te Hauptstück des 1ten Theils, wo gezeigt worden ist, daß die Bewegung der Materie wesentlich ist. Das gegenwärtige Hauptstück ist bloß eine zusammengedrängte Wiederhohlung der 5 ersten Hauptstücke des 1ten Theils, deren Grundsätze es dem Leser wieder in das Andenken bringen soll. Wem, die dort aufgestellten Begriffe, noch gegenwärtig sind, der kann unmittelbar zu den folgenden übergehen.

pfer jener Wirkungen machten, der sie sich selbst unfähig fühlten, oder welche hervorzubringen, sie den natürlichen Ursachen, nicht Kräfte genug zutrauten.

Da man diesen vermeintlichen Urheber der Dinge nie wahrnehmen, noch seine Handlungsweise begreifen konnte; so machte man daraus einen Geist. Ein Wort, welches bezeichnet, daß man nicht weiß, was er ist, oder daß er, gleich dem Hauche, wirket, dessen Wirkungen man nicht folgen kann. Man that also, indem man Gott Geistigkeit zueignete, weiter nichts, als daß man ihm eine geheime Kraft beylegte, welche man einem Wesen angemessen glaubte, das jederzeit verborgen ist, und auf eine, unserm Sinn unbemerkbare Weise handelt. Ursprünglich, jedoch, scheint man durch das Wort Geist, bloß eine feinere Materie, als diejenige, welche auf unsere Werkzeuge sichtbaren Eindruck macht, haben andeuten zu wollen; nämlich eine Materie, welche fähig wäre, jene gröbere zu durchdringen, ihr Bewegung, und Leben, mitzutheilen, und in ihr die Verbindungen, und Modificationen hervorzubringen, welche unsere Augen an derselben wahrnehmen. So war, wie wir gezeigt haben, jener Jupiter beschaffen, der ursprünglich bestimmt war, in der Theologie der Alten, die ätherische Materie vorzustellen, welche alle Körper, aus deren Vereinigung die Natur besteht, durchdringet, in Bewegung setzt, und belebet.

Man würde sich, in der That, sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß die Idee, von der Geistigkeit Gottes, so wie dieselbe heut zu Tage bestimmt wird, sich dem menschlichen Geiste, schon in frühern Zeiten dargebothen hätte. Diese Immaterialität, welche alle Analogie, und Aehnlichkeit mit dem, was wir zu erkennen im Stande sind, ausschließet, war, wie schon oben bemerkt worden ist, die späte und langsame Frucht der Einbil-

bildungskraft von Menschen, die, da sie sich in der Nothwendigkeit befanden, ohne irgend einige Unterstützung von Seiten der Erfahrung über den geheimen Urheber der Bewegkraft der Natur zu grübeln, nach und nach dahin gekommen sind, daraus jenes idealische Phantom, jenes flüchtige Wesen, zu bilden, das man uns anzubeten befiehlt, ohne uns jedoch die Natur desselben, durch irgend etwas anders, als durch ein Wort anzudeuten, mit welchem man ohnmöglich irgend eine wirkliche Vorstellung verbinden kann. (43) So geschahe es, daß das Wort Gott nach langen Träumen und Grübeln endlich gar kein Bild mehr darboth; es war ohnmöglich, wenn man darüber sprach, sich einander zu verstehen, weil jeder sich dasselbe auf eigne Weise ausmahlte, und bey dem Bilde, das er sich davon entwarf, bloß sein besonderes Temperament, seine besondere Einbildungskraft, seine besondern Grillen zu Rathe zog. Wenn man, ja, über einige Punkte einig war, so bezog sich das bloß auf die Beylegung gewisser unbegreiflicher Eigenschaften, welche man jenem ausgesonnenen unbegreiflichen Wesen, angemessen glaubte. Und so konnte denn, aus der unverträglichen Zusammenhäu-

(43) Man sehe was hierüber in dem 7ten Hauptst. des 1ten Theils gesagt worden ist. Ohngeachtet die ersten Lehrer der christlichen Kirche größtentheils ihre dunkeln Begriffe, von Geistigkeit, unkörperlichen, und immateriellen Substanzen, intellectuellen Kräften u. s. w. aus der Platonischen Philosophie geschöpft hatten; so braucht man doch nur ihre Werke aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, daß sie keineswegs von Gott die Vorstellung hatten, welche die Theologen uns, heutiges Tages, von diesem Wesen aufdringen wollen. Tertullian, wie schon an einem andern Orte erinnert worden ist, sahe Gott als körperlich an. Serapion sagte mit Thränen, man habe ihm seinen Gott genommen, indem man ihm die Meynung von der Geistigkeit desselben, aufgeschwatzt habe, die jedoch, damals, bey weitem noch nicht so spitzfindig und verfeinert war, als sie es, seit dem, ge-

häufung jener Eigenschaften, durchaus nichts anders entstehen, als ein unmögliches Ganze. So kam es denn endlich, Dank den theologischen Grübeleyen, dahin, daß der Herr des Weltalls, der allmächtige Urheber der Bewegkraft der Natur, das Wesen, dessen Kenntniß man als allein wichtig verkündigte, nichts weiter wurde, als ein schwankendes sinnleeres Wort, oder vielmehr ein sinnleerer Schall, mit welchem ein jeder, seine eigenen Begriffe verband. So ist der Gott beschaffen, welchen man an die Stelle der Materie und der Natur gesetzt hat. Dieß ist der Götze, welchem Niemand seine Huldigung zu versagen, wagen darf!

Es gab, jedoch, noch einige Menschen, welche Muth genug hatten, dem Strome der Meynungen, und des Wahnsinns, zu widerstehen. Sie glaubten, der Gegenstand, den man als den wichtigsten, für das menschliche Geschlecht, als den einzigen Mittelpunkt ihrer Handlungen, und Gedanken, verkündigte, fodere die aufmerksamste Prüfung. Sie sahen ein, daß, wenn Erfahrung, Beurtheilung, und Vernunft, in irgend einem Falle, Nutzen

werden ist. Verschiedene Kirchenväter, haben Gott eine menschliche Gestalt zugeschrieben, und diejenigen als Ketzer behandelt, welche einen Geist daraus machen wollten. Der Jupiter der heidnischen Theologie, wird als das jüngste unter den Kindern des Saturns, oder der Zeit, angesehen, der geistige Gott der Christen, ist das Erzeugniß einer noch weit neueren Zeit. Nur erst nach unendlichem Grübeln, ist dieser Gott, als Besieger aller andern, vor ihm vorhandenen Götter, nach und nach, zum Vorschein gekommen. Die Geistigkeit ist das letzte Bollwerk der Theologie geworden; es ist dieser Theologie gelungen, daraus einen mehr als lustigen Gott zu bilden, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß ein solcher von allen Angriffen desto sicherer seyn würde; und das ist er auch wirklich, denn ihn angreifen, heißt eine bloße Chimäre bestreiten.

Nutzen schaffen könnten, dieses, ohne Zweifel, bey der Betrachtung dieses Erhabenen Monarchen zu erwarten sey, der die Natur beherrsche, und das Schicksal aller, in ihr enthaltenen Wesen, in seiner Hand habe. Sie sahen gar bald, daß man sich hierinn, keinesweges, auf die allgemeine Meynung des großen Haufens der Menschen verlassen könne, der nichts prüfe, noch weniger aber, auf jene Leiter, und Führer desselben, die, täuschend, oder selbst getäuscht, andern, alle Prüfung untersagen, oder ihrerseits selbst unfähig sind, dergleichen anzustellen. Einige Denker, wagten es, also, das Joch, welches man ihnen in ihrer Kindheit aufgelegt hatte, abzuschütteln. Der dunkeln, widersprechenden, sinnlosen, Begriffe überdrüßig, welche die Gewohnheit, in den schwankenden Nahmen eines unerklärbaren Gottes, blindlings mit einzustimmen, eingeführet hatte; durch die Vernunft, über die Schrecknisse erhoben, in welche man jene furchtbare Chimäre gehüllt hatte; unwillig über die schauderhaften Abbildungen, unter welchen man dieselbe darstellte, hatten diese Männer die Unerschrockenheit, den Schleyer des Wahnes, und der Täuschung, zu zerreißen; sie betrachteten mit kalten Blicken jene vorgebliche Macht, die der beständige, und einzige Gegenstand, der Hofnung und Furcht, der Grübeleyen, und Streitigkeiten blinder Sterblichen geworden war. Das Gespenst verschwand gar bald vor ihren Augen; die ruhige Fassung ihres Geistes, ließ sie überall nichts anders wahrnehmen, als eine nach unveränderlichen Gesetzen handelnde Natur, von der das Weltall die Bühne, die Menschen aber, so wie alle andere Wesen, die Wirkungen, und Werkzeuge sind, durch welche die ewigen Rathschlüsse der Nothwendigkeit, unausbleiblich vollführet werden.

Welche Mühe man sich auch giebt, in die Geheimnisse der Natur einzudringen; so findet man doch, wie schon so oft erinnert worden ist, in derselben durchaus

nichts anders, als Materie, die, durch sich selbst, verschieden ist, und, mittelst der Bewegung, auf verschiedene Weise modificirt wird. Ihr Ganzes sowohl, als alle ihre Theile zeigen uns durchaus nichts, als nothwendige Ursachen, und Wirkungen, welche gegenseitig von einander abhängen, und deren Verkettung unser Geist mit Hülfe der Erfahrung mehr oder weniger zu fassen im Stande ist. Alle Wesen, welche wir beobachten können, drücken, Kraft ihrer besondern Eigenschaften, auf einander, ziehen sich an, und stoßen sich zurück, entstehen und gehen unter, empfangen und verbreiten Bewegungen, Beschaffenheiten, und Modificationen, welche sie, auf eine gewisse Zeit, in einem bestimmten Daseyn erhalten, oder aber in einen neuen Zustand übergehen lassen. Diese unabläßigen Veränderungen sind die Ursachen aller Erscheinungen, gleichviel ob groß oder klein, gewöhnlich oder ungewöhnlich, bekannt oder unbekannt, einfach oder zusammengesetzt, welche wir sich in der Welt eräugnen sehen. Mittelst eben dieser Veränderungen kennen wir die Natur. Denn diese ist nur für diejenigen geheimnißvoll, welche dieselbe nur durch den Schleyer des Vorurtheils betrachten; für diejenigen hingegen, welche ihren Wegen unbefangen nachspühren, ist der Gang derselben jederzeit einfach.

Die Wirkungen, welche wir in der Natur wahrnehmen, einer, auf verschiedene Weise zusammengesetzten Materie, und der, in ihr wohnenden Bewegung, zuschreiben, heißt nichts anders, als diese Erscheinungen, auf eine allgemeine, und bekannte Ursache zurückführen; höher hingegen hinauf steigen wollen, heißt, sich in eingebildete Räume verliehren, wo wir nichts, als einen Abgrund von Dunkelheiten, und Ungewisheiten, zu finden hoffen dürfen. Wir wollen, also, aufhören ein Principium der Bewegung, außerhalb einer Natur zu suchen, deren Wesen darinn bestehe, jederzeit vorhanden, und in

Bew-

Bewegung zu seyn; einer Natur, die sich nicht, ohne Eigenschaften, und folglich, ohne Bewegung, denken läßt; deren Theile in steter gegenseitiger Würksamkeit, und unaufhörlichen Streben befinden; einer Natur, in welcher es keinen einzigen Urstof giebt, der in vollkommner Ruhe wäre, und der nicht, nothwendig, die Stelle einnähme, die ihm unwandelbare Gesetze anweisen. Was braucht man, außer der Materie, eine Triebfeder zu suchen, dieselbe in Thätigkeit zu setzen; da Bewegung eine, eben so nothwendige Folge ihres Daseyns ist, als Ausdehnung, Gestalt, Schwere u. s. w.; und da, eine unthätige Natur aufhören würde, die Natur zu seyn?

Fragt man, wie es sich denken läßt, daß die Materie, durch ihre eigne Energie, alle die Wirkungen, die wir wahrnehmen, habe hervorbringen können; so antworte ich: daß, wenn man dabey beharret, unter der Materie bloß eine unthätige, todte Maße, ohne Wirksamkeit und unfähig, sich selbst zu bewegen, verstehen zu wollen; man von der Materie selbst gar keinen Begrif mehr haben kann. So wie diese vorhanden ist, muß sie auch Eigenschaften, und Beschaffenheiten haben; kommen ihr aber Eigenschaften und Beschaffenheiten zu, ohne welche sie nicht vorhanden gedacht werden kann; so muß sie auch diesen Eigenschaften gemäß wirken, weil wir nur durch ihre Wirksamkeit allein ihrer Eigenschaften und ihres Daseyns gewiß werden. Freylich, wenn man, unter der Materie, dasjenige versteht, was sie nicht ist, oder, wenn man ihr Daseyn läugnet; dann kann man ihr nicht die Erscheinungen zuschreiben, welche wir wahrnehmen. Aber, wenn man, unter der Natur, das versteht, was sie wirklich ist, eine unendliche Menge wirklich vorhandenen und mit Eigenschaften versehenen Stoffes, dann kann man nicht umhin einzusehen, daß die Natur sich von sich selbst bewegen, und, durch ihre verschiedenen Bewegungen, im Stande seyn muß, die von uns wahrgenommenen Wir-

kungen, ohne fremde Beyhülfe, hervorzubringen. Man findet dann, daß nichts ohne Ursache, nichts von Ohngefähr, entstehet, und daß die Wirkungsart jedes kleinen, materiellen Urstoffs, durch seine ursprüngliche Natur, oder durch seine eigenthümliche Beschaffenheit, nothwendig bestimmt wird.

Wir haben, an einem andern Orte, bemerket, daß dasjenige, was nicht zerstöhrt, oder vernichtet werden kann, auch keinen Anfang seines Daseyns gehabt haben kann. Was keinen Anfang seines Daseyns gehabt haben kann, ist nothwendiger Weise vorhanden, oder enthält, in sich selbst, die nothwendige Ursache seines Daseyns. Es ist, also, unnütz, außerhalb einer Natur, die uns, wenigstens in gewisser Rücksicht, bekannt ist, oder einer, durch sich selbst vorhandenen Ursache, noch eine andere, uns gänzlich unbekannte Ursache ihres Daseyns aufsuchen zu wollen. Wir wissen, daß die Materie gewisse allgemeine Eigenschaften besitzt; wir entdecken einige ihrer Beschaffenheiten; warum will man, also, eine unbegreifliche Ursache derselben aufsuchen, von der uns keine einzige Eigenschaft bekannt werden kann? Warum will man zu der unbegreiflichen, und chimärischen Operation, welche man durch das Wort Schöpfung angedeutet hat, seine Zuflucht nehmen? (44) Begreifen wir denn etwan, wie ein immo-

(44) Einige Theologen selbst, haben das System von der Schöpfung, als eine verdächtige, und unwahrscheinliche Hypothese angesehen, welche, erst einige Jahrhunderte nach Christi Geburt, ausgedacht worden ist. Ein Schriftsteller, welcher den Spinoza hat widerlegen wollen, behauptet: Tertullian sey der erste, der diese Meynung gegen einen andern christlichen Philosophen, behauptet habe, welcher die Ewigkeit der Materie vertheidigte. S. *L' impie convaincu*, gegen das Ende der vorgesetzten Einleitung. Der Verfasser dieses Werkes, gehet noch weiter, und behauptet sogar, es sey schlechterdings ohnmöglich, den Spinoza zu widerlegen, ohne anzunehmen, daß die Materie von Ewigkeit her, mit Gott zugleich vorhanden gewesen.

immaterielles Wesen die Materie aus sich selbst hervorzuziehen vermocht hat. Wenn die Schöpfung die **Herausziehung aus dem Nichts** ist, muß man nicht daraus schließen, daß der Gott, der die Materie aus seinem Schooße hervorgezogen hat, diese aus dem Nichts gezogen hat, und selbst das Nichts ist? Verstehen diejenigen, welche uns, ohne Unterlaß, von der göttlichen Allmacht vorschwatzen, durch welche eine unendliche Maße von Materie, auf einmahl, an die Stelle des Nichts gesetzt worden ist, wohl selbst, was sie sagen? Giebt es irgend Jemand, der im Stande ist zu begreifen, daß ein unausgedehntes Wesen selbst vorhanden seyn, die Ursache des Daseyns ausgedehnter Wesen werden, auf die Materie wirken, dieselbe aus seinem eignen Wesen hervorziehen, und in Bewegung setzen könne? In der That, je mehr man die Theologie, und ihre lächerlichen Märchen, betrachtet, um so mehr muß man überzeugt werden, daß sie nichts weiter gethan hat, als sinnlose Worte erfunden, und leeren Schall an die Stelle verständlicher Wirklichkeit zu setzen.

Statt die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, die Natur und materielle Welt zu erforschen, hat man sich in eine intellectuelle Welt geschwungen, und dieselbe mit Chimären bevölkert. Man hat sich nicht die Mühe nehmen wollen, die Materie näher zu betrachten, und ihre verschiedenen Perioden zu bemerken, und zu verfolgen. Man hat, aus lächerlicher Unwissenheit, oder absichtlicher Verblendung, die Auflösung, Zersetzung, und Trennung der ursprünglichen Theile, aus welchen die Körper zusammengesetzt sind, mit einer gänzlichen Zerstöhrung derselben, verwechselt. Man hat nicht einsehen wollen, daß die Urstoffe unzerstörbar bleiben, obschon ihre Formen vergänglich sind, und von vorübergehenden Verbindungen abhängen. Man hat die Veränderung der Figur, der Lage, des innern Gewebes, welcher die Materie unterworfen

ist, mit einer durchaus ohnmöglichen Vernichtung derselben, verwechselt. Man hat fälschlich geschlossen, daß die Materie kein nothwendiges Wesen sey; daß sie angefangen habe zu seyn, und daß sie ihr Daseyn einem nothwendigeren Wesen verdanke. Dieses eingebildete Wesen, ist der Schöpfer, der Urheber der Bewegung, und der Erhaltung der ganzen Natur, geworden. Man hat, also, nichts gethan, als einen leeren Nahmen an die Stelle der Materie gesetzt, die uns wirkliche Begriffe darbietet: an die Stelle der Natur, deren Wirkung, und Macht, wir mit jedem Augenblicke erfahren, und die wir noch weit besser kennen würden, wenn unsere abstrakten Meynungen uns nicht in jedem Augenblicke die Augen verschlößen.

Die einfachsten Begriffe der Physik zeigen uns, in der That, daß, obschon die Körper sich verändern, und vor unsern Augen verschwinden, dennoch nichts in der Natur verlohren geht. Die verschiedenen Produkte, aus der Auflösung eines Körpers, dienen hinwiederum, als Stoff und Vorrath, zur Bildung, zum Wachsthume, und zur Erhaltung anderer Körper. Die ganze Natur bestehet, und erhält sich nur durch diesen unaufhörlichen Kraislauf, und durch das Uebergehen, den Wechsel und das gegenseitige Verdrängen der kleinen unsichtbaren Urstoffe und Atomen, wie auch der sichtbaren Theile der Materie. Und eben durch diese Palingenesie, bestehet das große Gantze, welches, gleich dem Saturn der Alten, unaufhörlich beschäftigt ist, seine eigenen Kinder zu verzehren. Man könnte, in gewisser Rücksicht, sagen, daß der metaphysische Gott, welcher dessen Thron an sich gerissen hat, seit er an jene Stelle getreten, ihn der Fähigkeit zu erzeugen, und zu wirken beraubt habe.

Laßt uns, also, eingestehen, daß die Materie durch sich selbst vorhanden ist; daß sie durch ihre eigne Kraft wirket;

wirket; und daß sie nie untergehen wird. Laßt uns einräumen, daß die Materie ewig ist; daß die Natur von jeher, itzt, und immer, beschäftigt gewesen ist, und seyn wird, hervorzubringen und zu zerstöhren, zusammenzusetzen und zu zertrennen; mit einem Worte, die, aus ihrem nothwendigen Daseyn entspringenden Gesetze zu befolgen. Sie mag machen, was sie will, so hat sie weiter nichts zu thun als, wesentlich von einander unterschiedene Urstoffe, und Materien, zu verbinden, welche sich einander anstoßen und zurückstoßen, sich entfernen und sich nähern, sich zusammengesellen, oder sich trennen. So bildet sie, Pflanzen, Thiere, Menschen; organische empfindliche, und denkende Wesen eben so wohl als Wesen, welche des Gefühls, der Empfindung, und des Denkens beraubt sind. Alle diese Wesen, wirken, während der Zeit ihrer längeren, oder kürzeren Dauer, nach den unveränderlichen Gesetzen, die durch ihre Eigenschaften, Gestalten, Maaßen, verhältnißmäßigere Schwere u. s. w. bestimmt werden. Dieß ist der wahre Ursprung alles dessen, was wir erblicken. Auf diesem Wege, ist die Natur im Stande, durch ihre eigenen Kräfte, alle Wirkungen hervorzubringen, die sich vor unsern Augen eräugnen, und alle die Körper zu bilden, welche auf unsere Organe, so verschiedentlich, einwirken, und von uns, nur nach der Beschaffenheit dieser Einwirkungen, beurtheilt werden. Wir nennen diese Dinge gut; wenn sie der Harmonie in uns selbst zusagen, und zur Erhaltung derselben beytragen. Wir nennen sie böse; wenn sie diese Harmonie unterbrechen, und dichten, in dieser Beziehung, Absichten, Ideen, und Entwürfe einem Wesen an, das wir zu dem Urheber der Bewegungen einer Natur machen, an der wir nichts von Entwürfen, nichts von Einsicht wahrnehmen können.

Auch besitzt diese Natur, in der That, keines von beyden. Man kann ihr weder Einsicht, noch vorgefaßte

Zwecke, zuschreiben. Sie handelt nothwendig; weil ihr ganzes Daseyn nothwendig ist. Ihre Gesetze sind unveränderlich, und gründen sich auf das innere Wesen der Dinge selbst. Es liegt in der Beschaffenheit des männlichen Saamens, der aus Urstoffen zusammengesetzt ist, welche den Grund zu einem organisirten Wesen ausmachen, sich mit dem weiblichen Saamen zu vereinigen, ihn zu befruchten, und durch die Verbindung mit demselben, ein neues organisirtes Wesen hervorzubringen. Dieses Wesen, aus Mangel einer hinreichenden Menge materieller Theile, anfangs schwächlich und ohne hinlängliche Festigkeit, wird, nach und nach, durch die thätige, und beständige Hinzukunft angemessener, und seinem Wesen gleichförmiger Theilchen, stärker; und so lebt, denket es, nähret sich, und erzeugt, gleichergestalt, ihm ähnliche organische Wesen. Durch eine nothwendige Folge unabänderlicher, physischer Gesetze, kann die Zeugung nicht statt finden, als bis die, zu ihrer Hervorbringung nöthigen Umstände zusammenkommen. Diese Zeugung ist also keinesweges das Werk des Zufalls. Ein Thier kann nur mit einem Thiere seiner Art ein anderes hervorbringen; weil nur ein solches mit ihm selbst gleichförmig ist, oder die nöthigen Eigenschaften in sich vereiniget, um mit ihm ein solches Wesen hervorzubringen. In entgegengesetztem Falle, erzeugt sich entweder gar nichts, oder aber ein Wesen, welches man Mißgeburth nennt, weil es von dem Muster seiner Gattung abweichet. Es gehört zu dem Wesen der Pflanzenkörner, daß sie durch den Saamen der Staubfäden befruchtet werden, sich nachher in dem Schooße der Erde entwickeln, mittelst der Feuchtigkeit zunehmen, ihnen angemessene Theilgen an sich ziehen, und so, nach und nach, eine Pflanze, eine Staude, oder Baum bilden, der Leben, Thätigkeit, und die, den Gewächsen eigenthümlichen Bewegungen, an sich wahrnehmen läßt. Es liegt in dem Wesen, der kleinen Theilgen der Erde, daß sie durch Wasser und

Wärme

Wärme zersetzt, getrennt, und ausgearbeitet, sich in dem Schooße der Berge mit andern ihrem Wesen gleichförmigen Urstoffen vereinigen, und, je nachdem sie einander mehr, oder weniger ähnlich sind, durch ihre Zusammenhäufung, mehr oder weniger feste, und unvermischte Körper bilden, welche wir mit dem Nahmen eines **Crystalls**, eines **Steines**, eines **Ertzes**, eines **Minerals** u. s. w. bezeichnen. Es liegt in dem Wesen, der, durch die Wärme der Athmosphäre in die Höhe gehobenen Dünste, sich anzuhäufen, zusammenzutreten, gegen einander zu stossen, und durch ihre Verbindungen, und Stösse, die Lufterscheinungen und den Donner hervorzubringen. Es liegt in dem Wesen gewisser entzündbarer Materien, sich in den Höhlen der Erde zusammen zu häufen, zu gähren, sich zu erhitzen, sich zu entzünden, und jene furchtbaren Ausbrüche, und Erdbeben hervorzubringen, welche die Berge, die Felder, und Wohnungen erschrockner Nazionen zerstöhren. Diese letztern, klagen einem unbekannten Wesen die Leiden, welche eine, nothwendige Natur ihnen eben so nothwendig widerfahren läßt, als jene Güther, die sie mit Freude erfüllen. Es liegt endlich in dem Wesen gewisser Erdstriche, Menschen hervorzubringen, welche auf eine Weise organisirt, und modifizirt sind, daß sie ihren Mitmenschen, entweder sehr nützlich, oder sehr schädlich werden; so wie es gewissen Erdarten eigen ist, angenehme Früchte, oder schädliche Gifte, hervorzubringen.

In allen diesen, hat die Natur weiter keinen Zweck; sie ist nothwendig vorhanden; ihre Aeußerungen sind, durch Gesetze bestimmt, welche in den ursprünglichen Eigenschaften der mannigfaltigen, in ihr enthaltenen Wesen, und den Umständen, die die beständige Bewegung nothwendig herbeyführen muß, ihren bestimmten Grund haben. Wir Menschen, hingegen, haben einen nothwendigen Zweck vor Augen, nämlich, unsere Selbst-

Erhal-

Erhaltung; und auf diesen Zweck, beziehen sich alle die Vorstellungen, die wir uns von denen auf uns einwirkenden Ursachen machen, und die Urtheile, welche wir über dieselben fällen. Da wir uns selbst lebend und beseelt fühlen; so leihen wir, gleich den Wilden, allem, was auf uns einwirkt, Leben und Seele. Da wir, in uns selbst, Vorstellungen, und Denkkraft wahrnehmen, so leihen wir, auch allen übrigen Wesen, Denkkraft und Vorstellungen; und weil wir die Materie derselben unfähig finden, so denken wir uns dieselbe, durch eine andere Macht, oder geheime Ursache, welche wir jederzeit nach uns selbst bilden, in Bewegung gesetzt. Da wir durch das, was uns vortheilhaft ist, angezogen, und von dem, was uns schadet, zurückgestoßen werden; so vergeßen wir, daß unsere Art zu empfinden, die Folge unserer Organisazion ist, die durch physische Ursachen modifizirt wird, welche wir aus Mangel näherer Kenntniß für Werkzeuge in der Hand eines Wesens ansehen, dem wir unsere Vorstellungen, Rücksichten, Leidenschaften, mit einem Worte, dem wir unsere ganze Denk- und Handlungs-Weise andichten.

Fragt man, demohngeachtet, noch immer; was denn nun aber der Zweck der Natur sey; so können wir antworten, dieser Zweck sey kein anderer, als zu wirken, vorhanden zu seyn, und ihr Ganzes zu erhalten. Fragt man ferner, wodurch diese Natur vorhanden sey; so antworten wir, sie sey nothwendig vorhanden, und alle ihre Wirkungen, Bewegungen, und Werke seyen nothwendige Folgen ihres nothwendigen Daseyns. Irgend Etwas nothwendiges muß vorhanden seyn; dieses nothwendige Etwas, ist das Weltall, und die Natur; und diese Natur wirkt nothwendig so, und nicht anders. Will man, statt des Wortes Natur, das Wort Gott unterschieben; so kann man mit eben so viel Grunde fragen: wodurch dieser Gott vorhanden sey, als man fragen kann, welchen

welchen Zweck das Daseyn der Natur habe. Das Wort Gott, kann uns über den Zweck ihres Daseyns keinen näheren Aufschluß geben. Und wenn wir von der Natur, oder dem materiellen Weltall sprechen, so haben wir doch wenigstens von der Ursache, welche wir aufstellen, bestimmte Begriffe, da wir hingegen, wenn von dem theologischen Gotte die Rede ist, nie wissen, weder was er seyn soll, noch ob er vorhanden ist, noch was es um die Eigenschaften, die man ihm beyleget, für eine Beschaffenheit hat. Diese letzteren Eigenschaften, werden jederzeit vergötterte Eigenschaften unserer Selbst bleiben, so wie wir uns das Weltall, nur allein um unserer Willen, erschaffen denken. Ich glaube diese Begriffe hinlänglich bestritten zu haben; auch darf man, um sich von der Täuschung derselben zu befreyen, nur die Augen aufschlagen, und sich überzeugen, daß wir gleichfalls, auf unsere eigene Weise, dem Schicksale unterworfen sind, welches uns mit den übrigen Wesen, aus deren Inbegriff die Natur bestehet, gemein ist, gleich uns sind diese Wesen der Nothwendigkeit unterworfen, die überhaupt nichts anders ist, als die Summe der Gesetze, welche die Natur selbst zu befolgen, nicht umhin kann.

Alles beweißet uns, also, daß die Natur, und die Materie nothwendig vorhanden ist, und sich nicht von den Gesetzen entfernen kann, welche ihr eignes Daseyn ihr auflegt. Die Theologen selbst räumen ein, daß es einer Aeußerung der göttlichen Allmacht, oder, wie sie sich auszudrücken belieben, eines **Wunders** bedürfe, irgend ein Wesen zu vernichten. Nun aber kann ein nothwendiges Wesen keine Wunder thun; es kann sich, keinesweges eine Ausnahme von den nothwendigen Gesetzen seines Daseyns gestatten. Man kann also hieraus, mit Sicherheit schliessen, daß, wenn Gott das nothwendige Wesen ist, alles, was er thut, als eine Folge der Nothwendigkeit seines Wesens betrachtet werden muß,

und

und daß Gott keinesweges von seinen eignen Gesetzen abgehen kann. So sagt man uns auch, die Schöpfung sey ein Wunder. Aber eine solche Schöpfung, würde einem nothwendigen Wesen, das in keiner einzigen seiner Aeußerungen frey handeln kann, etwas ohnmögliches seyn. Hiezu kömmt noch, daß ein Wunder, in Ansehung unserer, nichts anders ist, als eine seltene Erscheinung, deren Zusammenhang mit ihrer Ursache wir nicht zu erklären wissen. Wenn man uns also sagt, Gott thue ein Wunder, so erfahren wir dadurch weiter nichts, als daß eine uns unbekannte Ursache, auf eine uns unbekannte Weise, Wirkungen hervorgebracht hat, die wir nicht erwarteten, oder die uns seltsam scheinen. Dieß vorausgesetzt, dient also die Einschiebung einer Gottheit, statt unserer Unwissenheit in Ansehung der Kräfte, und Wirkungen der Natur, abzuhelfen, nur dazu, sie zu vermehren. Die Schöpfung der Materie, und der Urheber, auf welchen wir dieselbe zurückführen, sind für uns eben so unbegreifliche, und unmögliche Dinge, als etwa die Vernichtung derselben.

Aus alle dem, ergiebt sich denn wohl, daß das Wort Gott, so wie das Wort Schöpfung, dem menschlichen Geiste keinen wahren Begrif vorhält, und also von allen denjenigen, welche in dem, was sie sagen, andern verständlich zu seyn wünschen, aus der Sprache verbannt zu werden verdienen. Beyde, sind abgezogene, und, durch Unwissenheit, erdachte Worte, die zu nichts dienen, als seichte Köpfe zu befriedigen, welche, um Erfahrung unbekümmert, zu träge, oder zu furchtsam, sind, die Natur, und ihre Weise, zu erforschen; oder aber Enthusiasten, deren seltsame Einbildungskraft einen Gefallen daran findet, sich über die sichtbare Welt hinaus zu schwingen, und leeren Grillen nachzuhängen. Kurz diese Worte gewähren nur denenjenigen Vortheil, die kein anderes Geschäft kennen, als die Ohren des gemeinen

nen Haufens mit schallenden Worten zu füllen, welche sie selbst nicht verstehen, und über deren Sinn sie sich nie vereinigen werden.

Der Mensch ist ein materielles Wesen; er kann von nichts irgend einige Begriffe haben, als was, gleich ihm, selbst, materiell ist, das heißt, was auf seine Organe wirken kann, oder doch wenigstens Beschaffenheiten besitzt, die mit den seinigen in Verhältnißen stehen. Auch wider seinen Willen, legt er seinem Gotte, jederzeit, materielle Eigenschaften bey, obgleich die Ohnmöglichkeit, diesen Gott auf irgend einer Seite zu fassen, Ursache gewesen ist, daß er denselben als geistig, und von der Natur, oder materiellen Welt, verschieden, zu denken versucht hat. In der That, muß man entweder unbekümmert seyn, ob man sich selbst versteht, oder man muß materielle Vorstellungen von einem Gott hegen, welchen man zum Schöpfer, Erhalter, und einzigen Bewegursache der Materie, macht. Vergebens mag der menschliche Geist alle seine Kräfte aufbiethen; nie wird er begreifen können, daß materielle Wirkungen von einer immateriellen Ursache herstammen, oder daß diese Ursache mit materiellen Wesen in Verhältniß stehen könne. Und eben hierinn, liegt, wie wir gesehen haben, der Grund, durch welchen die Menschen sich in der Nothwendigkeit zu befinden geglaubt haben, ihrem Gotte moralische Eigenschaften, wie sie selbst besitzen, beyzulegen. Sie vergessen, daß ein solches, blos geistiges Wesen, unter diesen Umständen, weder ihre Organisazion, noch ihre Begriffe, noch ihre Denk- und Handlungs-Weise, und mithin durchaus nichts von dem haben kann, was sie Vernunft, Weisheit, Güte, Zorn, Gerechtigkeit, u. s. w. nennen. Genau genommen, also setzen die moralischen Eigenschaften, welche man der Gottheit beylegt, dieselbe als materiell voraus, und die abstraktesten theologischen Begriffe, gründen sich auf wahren **Anthropomorphismus.**

Die

Die Theologen können, trotz allen ihren Spitzfindigkeiten, sich dennoch nicht anders helfen. Gleich uns andern Menschen kennen sie nur Materie, und haben keinen wirklichen Begrif von einem reinen Geiste. Wenn sie von göttlichem Verstande, göttlicher Weisheit und göttlichen Absichten sprechen; so sind dieß durchaus menschliche Beziehungen, welche sie der Gottheit andichten, und, ohne sich irre machen zu lassen, einem Wesen aufdringen, das, seiner Beschaffenheit nach, derselben gar nicht fähig ist. In der That, wie kann man einem Wesen, das nichts bedarf, sondern sich selbst genug ist, dessen Entwürfe eben so geschwind ausgeführt seyn müssen, als sie entstanden, Willensregungen, Leidenschaften und Begierden beylegen? Wie kann man einem Wesen Zorn beylegen, das weder Blut noch Galle hat? Wie kann ein allmächtiges Wesen, dessen Weisheit man in der von ihm selbst in dem Weltall eingeführten Ordnung bewundert, erlauben, daß diese schöne Ordnung ohn Unterlaß, theils durch die Zwietracht der Elemente, theils durch menschliche Verbrechen, gestöhret werde? Mit einem Worte, ein Gott, wie derjenige, den man uns schildert, kann durchaus keine menschliche Beschaffenheiten haben, denn diese sind jederzeit eine Folge, unserer besondern Organisation, unserer Bedürfnisse, unserer Einrichtung, u. s. w. und beziehen sich auf die Gesellschaft, in welcher wir leben. Die Theologen bemühen sich vergeblich, die moralischen Eigenschaften, welche sie ihrem Gotte beylegen, zu vergrößern, in Gedanken zu übertreiben, und, durch wiederhohlte Verfeinerungen, immer vollkommner zu machen. Vergebens sagen sie uns, jene Eigenschaften, wären bey Gott ganz anders beschaffen, als bey seinen Geschöpfen; sie wären **unendlich, vollkommen, und zwar im höchsten ausgezeichnetesten Grade.** Indem sie sich dieser Sprache bedienen, verstehen sie selbst nicht, was sie sagen; sie haben keinen Begrif von den Eigenschaften, über die sie sprechen, indem der

Mensch

Mensch diese nur in so fern begreifen kann, als sie mit denjenigen, welche er in sich selbst fühlt, Aehnlichkeit haben.

So ist es denn endlich, nach langem Grübeln der Menschen dahin gekommen, daß ihnen von dem so mühsam ausgedachten Gotte, nicht der geringste bestimmte Begrif mehr übrig geblieben ist. Nicht zufrieden mit einer physischen Kraft, und einer wirksamen Natur, mit einer alles hervorzubringen fähigen Materie, wollen sie derselben die ihr ursprünglich innwohnende Energie rauben, um damit einen neuen Geist auszuschmücken, aus welchem sie gezwungen sind, so bald sie davon selbst irgend einen Begrif haben, oder sich andern verständlich machen wollen, wieder zu einem materiellen Wesen umzuschaffen. Sie bilden sich ein, durch Zusammensetzung der Theile des Menschen, welche sie über alles Maas ausdehnen, und verlängern, einen Gott zu machen. Die menschliche Seele ist das Muster, nach welchem sie die Weltseele oder die geheime Macht, welche jene in Bewegung setzt, ausbilden. Nachdem sie das Wesen des Menschen verdoppelt haben, verdoppeln sie auch die Natur, und denken sich dieselbe durch eine Verstandeskraft belebt. In der Unmöglichkeit, jenen vorgeblichen Urheber der Bewegungen der Welt, eben so wie die Kraft, welche sie willkührlicher Weise von ihrem eigenen Körper unterschieden haben, näher zu kennen, haben sie daraus einen Geist, das heißt, eine unbekannte Substanz gemacht. Weil es ihnen von einem solchen Geiste an Begriffen fehlt; so schlossen sie daraus, daß die geistige Substanz viel edler sey, als die Materie, und daß außerordentliche Feinheit derselben, welche sie **Einfachheit** zu nennen beliebt haben, und die nichts anders ist, als die Wirkung ihrer metaphysischen Abstractionen, eine solche Substanz gegen Auflösung, Trennung und alle andere Veränderungen, welchen die Körper unläugbar unterworfen sind, in Sicherheit setze.

So ziehen die Menschen jederzeit das Wunderbare dem Natürlichen, das, was sie nicht verstehen, dem, was sie begreifen können, vor. Sie verachten die Gegenstände, mit denen sie vertraut sind, und achten nur solche, welche sie nicht im Stande sind, zu schätzen. Daraus, daß sie davon nur schwankende Begriffe haben, schließen sie, jene Gegenstände müßten irgend etwas Wichtiges, Uebernatürliches, Göttliches, in sich haben. Mit einem Worte, sie bedürfen etwas Geheimnißvolles, ihre Einbildungskraft zu erschüttern, ihren Geist zu üben, und ihre Neugierde zu weiden, die nie gespannter ist, als wenn sie sich mit Räthseln beschäftigt, deren Auflösung ohnmöglich ist, und die sie um eben deswillen des sorgfältigsten Nachgrübelns für würdig halten. (45) Dieß war ohne Zweifel die Ursache, warum man die Materie, welche man in jedem Augenblicke vor sich hatte, welche man wirken und ihre Gestalten verändern sahe, als eine verächtliche Sache, und als ein zufälliges Wesen betrachtete, das keinesweges nothwendig, oder durch sich selbst vorhanden sey. Dieß war der Grund, daß man sich in der Einbildung einen Geist schuf, den Niemand begreifen konnte, und den man um eben dieser Ursache willen für weit erhabner hielt, als die Materie. Und aus eben dieser Ursache glaubte man, daß dieser Geist nothwendig, durch sich selbst und früher als die Natur vorhanden sey, und

(45) Eine große Menge von Nationen haben die Sonne angebetet. Die auffallenden Wirkungen dieses Gestirns, welches die ganze Natur zu beleben scheint, mußten natürlicher Weise die Menschen veranlaßen, dasselbe zu verehren. Verschiedene Völker, jedoch, haben diesen so sichtbaren Gott verlassen, um einen abstracten und metaphysischen Gott anzunehmen. Fragt man nach der Ursache dieser Erscheinung; so antworte ich, daß der verborgenste, geheimnißvollste, und unbekannteste Gott, der Einbildungskraft des gemeinen Theiles der Menschen, eben schon um deswillen, mehr gefallen muß, als ein Gott, welchen man alle Tage

und als der Schöpfer, Beweger, Erhalter, und Beherrscher derselben angesehen werden müsse. Der menschliche Geist fand bey diesem mystischen Wesen mehr seine Rechnung. Er beschäftigte sich damit, ohne Unterlaß. Die Einbildungskraft verschönerte es auf ihre eigene Weise. Die Unwissenheit faßte die Fabeln, welche man davon erzählte, begierig auf. Die Gewohnheit machte, daß dieses Phantom sich von dem menschlichen Geiste gar nicht mehr trennte. Es wurde ihm unentbehrlich. Der Mensch glaubte in einen Abgrund zu fallen, wenn man ihn davon loszureissen versuchte, um seine Blicke auf eine Natur zurück zu führen, welche er, seit langer Zeit, sich gewöhnt hat zu verachten, oder nur als einen ohnmächtigen Haufen unthätiger, todter, unwirksamer Materie zu betrachten, oder höchstens für einen unbedeutenden Wust vergänglicher Zusammensetzungen und Gestalten anzusehen.

Dadurch, daß die Menschen die Natur, von der dieselben in Bewegung setzenden Kraft unterschieden haben, sind sie in gleiche Abgeschmacktheit gefallen, als da sie ihren Körper, das Leben von dem belebten Wesen, die Fähigkeit zu denken, von einem denkenden Wesen, u. s. w. unterschieden haben. So wie sie sich, in Ansehung ihrer

Tage sieht. Der geheimnißvolle und unverständliche Ton, ist den Priestern einer jeden Religion wesentlich nothwendig. Eine deutliche, verständliche, und nicht in Geheimnisse gehüllte Religion würde dem gemeinen Theile der Menschen wenig göttlich scheinen, und der Priesterschaft, deren Vortheil es ist, daß das Volk nichts von dem, was es als das wichtigste ansieht, nichts versteht, keinen sonderlichen Nutzen schaffen. Und hierinn besteht, ohne Zweifel, das Geheimniß der Geistlichkeit. Diese bedarf eines unverständlichen Gottes, welchen sie auf eine unverständliche Art handeln, und sprechen läßt, sich aber das Recht vorbehält, seine Befehle den Menschen, nach Gutdünken auszulegen.

eigenen Natur, und der Energie ihrer Organe täuschten; eben so täuschten sie sich auch in Ansehung der Organisation des Weltalles. Sie unterschieden die Natur von sich selbst; das Leben der Natur von der belebten Natur; die Wirksamkeit dieser Natur von der wirkenden Natur. Diese Seele der Welt, diese Energie der Natur, diese thätige Kraft personificirten nun die Menschen, sonderten sie durch Abstraction von einander ab, und schmückten sie bald mit eingebildeten Attributen, bald mit Eigenschaften, die sie von sich selbst entlehnten, aus. So ist der luftige Stoff beschaffen, aus welchem sie ihren Gott zusammen gesetzt haben. Ihre eigene Seele war das ursprüngliche Muster desselben. Da sie in Ansehung der Natur von dieser in Irrthume waren, so konnten sie nie zu richtigen Begriffen von der Gottheit gelangen, die nichts anders als eine Nachbildung von jener war; aber eine dergestalt übertriebene und entstellte Nachbildung, daß die Menschen selbst das Urbild, nach welchem sie dieselbe geschaffen hatten, verkannten.

So wie man sich von dem Menschen nie richtige Begriffe machen konnte, seit dem man ihn von sich selbst unterschieden hatte, eben so mußte auch die Natur und ihre Wege durchaus unkenntlich werden, so wie man anfing sie gleichergestalt von sich selbst zu unterscheiden. Man hörte auf diese Natur zu erforschen, und stieg lieber mit seinen Gedanken auf den vorgeblichen Urheber, auf die geheime Quelle ihrer Bewegung, und den ihr aufgedrungenen Oberherrn zurück. Man machte daraus ein unbegreifliches Wesen, welches man als den Urheber alles dessen ansahe, was sich in der Welt eräugnete. Das Verfahren desselben mußte wunderbar und geheimnißvoll scheinen, da es nichts als ein beständiger Widerspruch war. Man sahe die Weisheit und den Verstand desselben, als die Quelle der Ordnung, seine Güte, als die Quelle alles Guten, seine strenge Gerechtigkeit, oder seine will-

willkührliche Macht, als die übernatürlichen Ursachen der Unordnung und Leiden an, welche das menschliche Geschlecht erfährt. Statt sich also an die Natur zu wenden, um in ihr die Mittel zu entdecken, ihre Wohlthaten zu erhalten, und jedem Misgeschicke zuvor zu kommen; statt die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, statt mit Eifer an seinem Glücke zu arbeiten, war der Mensch von nun an mit nichts beschäftigt, als sich an die eingebildete Ursache zu wenden, die er der Natur willkührlicher Weise zugeordnet; dem Oberherrn, welchen er sich selbst geschaffen, demüthig zu huldigen, alles vielmehr von diesem zu erwarten, und nicht im geringsten mehr, weder auf sich selbst, noch auf die Unterstützung einer Natur zu rechnen, die in seinen Augen ohnmächtig und verächtlich geworden war.

Nichts war dem menschlichen Geschlechte schädlicher, als diese ausschweifende Theorie, welche, wie in folgendem noch mehr gezeigt werden soll, die Quelle aller seiner Leiden geworden ist. Einzig und allein mit dem eingebildeten Monarchen beschäftigt, welchen sie auf den Thron der Natur gesetzt hatten, zogen die Menschen diese Natur nicht im geringsten mehr zu Rathe; sie verachteten die Erfahrung; verachteten sich selbst; verkannten ihre eigenen Kräfte; arbeiteten nicht mehr an ihrem Wohlstande, und wurden Sklaven, die unter den Launen eines vermeyntlichen Herrschers zitterten, von dem sie alles Gute, so wie alle Leiden, mit einem Worte, alles, was ihnen hienieden zu Theil wird, erwarteten. Ihr Leben wurde blos damit hingebracht, einem Götzen, dessen Wohlwollen zu verdienen, sie für ihr höchstes und ewiges Glück hielten, knechtisch zu huldigen, seine Gerechtigkeit zu entwafnen, und seinen Grimm zu versöhnen. Die Menschen wurden nur dann erst glücklich, als sie die Vernunft wieder zu Rathe zogen; die Erfahrung zum Leitstern wählten; ihre romanhaften

Grillen vergaßen; wieder Hand an das Werk legten; ihrer Arbeitsamkeit und Thätigkeit freyes Spiel gaben, und sich an die Natur wandten, welche allein die Mittel gewähren kann, ihre Bedürfnisse und ihre Wünsche zu befriedigen, und unvermeidliche Leiden abzuwenden, oder zu verringern.

Laßt uns also die verirrten Menschen zu den Altären der Natur zurückführen. Laßt uns, um des Besten der Menschheit willen, die Chimären zerstöhren, welche ihre unwissende und wilde Einbildungskraft auf dem Thron derselben wahrzunehmen glaubt. Laßt uns ihnen zurufen, daß es nichts über und außer dieser Natur giebt; daß diese Natur, ohne fremde Beyhülfe, alle Erscheinungen, welche wir bewundern, alle Güther, welche wir wünschen, so wie auch alle Leiden, welche wir fürchten, hervorzubringen fähig ist. Laßt uns ihnen zurufen, daß uns Erfahrung zu der Kenntniß dieser Natur führt; daß sie sich gern den Augen dererjenigen enthüllt, die sie zu erforschen bemüht sind; daß sie ihre Geheimnisse denjenigen entdeckt, die den Muth haben, sie ihr mit fortgesetzter Anstrengung zu entreissen; daß sie Größe der Seele, Muth und Arbeitsamkeit nie unbelohnt läßt. Wir wollen ihnen zurufen, daß die Vernunft allein das menschliche Geschlecht glücklich machen kann; daß diese Vernunft nichts anders ist, als die Kenntniß der Natur, angewandt auf die geselligen Verhältnisse des Menschen; ihnen zurufen, daß die Phantome, mit welchen sich ihr Geist schon so lange und so fruchtlos beschäftigt hat, durchaus unfähig sind, ihm die Glückseligkeit zu gewähren, um welche sie so laut flehen, oder die unvermeidlichen Leiden von ihnen abzuwenden, welche die Natur ihnen auflegt, und die Vernunft zu tragen lehren muß, wenn es keine natürlichen Mittel mehr giebt sich von denselben zu befreyen. Laßt uns ihnen zurufen, daß alles nothwendig ist; daß ihre Güther und ihre Leiden, Wirkungen einer

Natur

Natur sind, die in allem, was sie thut, Gesetze befolgt, welche nichts sie bewegen kann, zu widerrufen. Endlich laßt uns ihnen, ohne Unterlaß, wiederhohlen: daß sie nur dadurch, daß sie ihre Mitgeschöpfe glücklich machen, selbst zu jener Glückseligkeit gelangen können, die sie vergebens von dem Himmel erwarten, wenn die Erde ihnen dieselbe versagt.

Die Natur ist die einzige Urheberin von allem, was vorhanden ist. Sie selbst ist nothwendig vorhanden, und wird nie aufhören zu seyn. Sie ist die eigene Ursache ihres Daseyns; ihre Bewegung ist eine nothwendige Folge ihres nothwendigen Daseyns. Die Natur läßt sich nicht ohne Bewegung denken. Wir bezeichnen unter diesem zusammenfassenden Ausdrucke den Inbegrif nach Verhältniß ihrer innern Kraft thätiger Materien. Dieß vorausgesetzt, was bedarf es erst noch der Dazwischenkunft eines weit unbegreiflichern Wesens, als die Natur selbst, um ihre Aeuserungen zu erklären, die jedermann für bewunderuswürdig anerkennt, besonders aber diejenigen, die sich mit der Erforschung derselben angelegentlich beschäftigen. Werden diese wohl um einen Schritt weiter kommen, oder mehr erfahren, wenn man ihnen sagt, daß ein Wesen, welches sie nie zu begreifen hoffen dürfen, der Urheber der sichtbaren Erscheinungen sey, deren natürliche Ursachen sie nicht auseinander zu setzen wissen? Kurz, wird ihnen wohl das unerklärbare Wesen, welches man Gott nennt, die Natur näher kennen lernen, welche unaufhörlich auf sie einwirkt. (46)

Es bleibt dabey, wenn wir mit dem Worte Gott, von welchem sich die Sterblichen so dunkle und falsche Be-

(46) Laßt uns mit Cicero sagen: *Magna stultitia est earum rerum Deos facere effectores, causas rerum non quaerere.* *Cic. de Divinat. Lib. II.*

griffe machen, irgend einen Sinn verbinden wollen, so müssen wir einräumen, daß es nichts anders bezeichnen kann, als die wirksame Natur, oder die Summe der unbekannten Kräfte, welche das Weltall beleben, und die Wesen nöthigen, in Verhältniß ihrer eigenthümlichen Kräfte, mithin nach nothwendigen und unwandelbaren Gesetzen zu wirken. Aber, auf diesem Fall, ist das Wort Gott, blos ein gleich bedeutender Ausdruck, mit Schicksal, Nothwendigkeit und Fatum; und doch hat man diesem abstracten Begrif, welchen man personificirt, und vergöttert hat, Geistigkeit beygelegt, und andere abstracte Begriffe, von denen wir uns nicht die geringste Vorstellung machen können. Eben diesem abstracten Wesen hat man Einsicht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit beygelegt, Eigenschaften, die offenbar in einem Gegenstande dieser Art gar nicht haften können. Mit dieser metaphysischen Idee, soll nun das menschliche Geschlecht in dem engsten Verhältnisse stehen. Eben dieser metaphysischen Idee, die man personificirte, vergöttert, vermenschlichet, vergeistert, und mit den widersprechendsten Eigenschaften ausgestopfet hat, legt man einen Willen, Leidenschaften, Begierden u. s. w. bey. Eben diese personificirte Idee läßt man in den verschiedenen Offenbarungen, welche Menschen in jedem Lande andern Menschen, als vom Himmel abstammend verkündigen, zu dem menschlichen Geschlechte sprechen!

Alles vereiniget sich also, uns zu zeigen, daß wir die Gottheit nicht außerhalb der Natur zu suchen haben. Wollen wir uns davon einen Begrif machen, so müssen wir sagen, daß diese Natur Gott ist; sagen, daß diese Natur alles in sich enthält, was wir zu erkennen vermögen; weil sie der Inbegrif aller Wesen ist, die auf uns einwirken, und also für uns interessant seyn können; sagen, daß diese Natur alles wirkt, daß das, was sie nicht wirkt, ohnmöglich ist; daß das, was außer ihr ist, nicht vorhan-

vorhanden ist, und nicht vorhanden seyn kann, weil offenbar außer dem großen Ganzen sich nichts weiter denken läßt; sagen endlich, daß jene unsichtbaren Mächte, welche die Einbildungskraft als die Bewegursachen des Weltalls aufgestellt hat, entweder die Kräfte der wirkenden Natur, oder aber gar nichts sind.

Wenn wir die Natur, und ihre Wege, nur auf eine unvollständige Weise kennen; wenn wir von der Materie nur oberflächliche und unvollkommne Begriffe haben; wie können wir uns schmeicheln, von einem Wesen zuverläßigere Kunde zu haben, das noch weit flüchtiger, und noch weit schwerer in Gedanken zu fassen ist, als die Grundtheile der Körper, ihre ursprünglichen Beschaffenheiten, und Art zu seyn und zu wirken? Wenn wir nicht auf die höchsten Ursachen zurückzusteigen vermögen; so wollen wir uns mit denen Mittelursachen, mit den Wirkungen begnügen, welche die Erfahrung uns zeiget. Wir wollen unbezweifelte und sichre Thatsachen aufmerksam sammeln; sie werden hinreichen, uns von dem, was wir nicht kennen, urtheilen zu lassen; wir wollen uns an den schwachen Schimmer der Wahrheit, welchen die Sinne uns darbieten, genügen lassen, weil wir keine Mittel haben, uns irgend einen hellern Tag zu verschaffen.

Vorzüglich wollen wir auf unserer Huth seyn, diejenigen Wissenschaften nicht für ächt zu halten, welche sich blos auf unsere Einbildungskraft gründen; immer werden es nur eingebildete Kenntnisse bleiben. Wir wollen uns an die Natur halten, die wir sehen, die wir empfinden, die auf uns wirket, und von der wir wenigstens die allgemeinen Gesetze kennen, wenn wir gleich nichts von ihren besondern Aeußerungen, und den geheimen Triebfedern wissen, deren sie sich in ihren zusammengesetzten Werken bedienet, zumal da wir mit Sicherheit darauf rechnen können, daß sie, in allem, auf eine unverän-

darische, gleichförmige und nothwendige Weise wirket. Diese Natur, also, wollen wir beobachten; nie den Pfad verlassen, welchen sie uns vorzeichnet; wir würden, ohnausbleiblich, durch unzählige Irrthümer, welche unsern Geist umnebeln, dafür bestraft werden, und leiden ohne Zahl würden davon die nothwendige Folge seyn. Laßt uns also aufhören, einer tauben und nothwendig wirkenden Natur, deren Lauf nichts verändern kann, auf menschliche Weise, durch Flehen und Gelübden, zu huldigen, aufhören, ein Ganzes anzubeten, das sich nicht anders erhalten kann, als durch den Streit der Elemente, aus welchen die allgemeine Harmonie und die Fortdauer der einzelen Wesen entstehet. Wir wollen es nicht vergessen, daß wir empfindliche Theile eines empfindungslosen Ganzen sind, in welchem alle Formen und Zusammensetzungen, nachdem sie zum Vorschein gekommen, und längere oder kürzere Zeit gedauert haben, wieder untergehen. Wir wollen die Natur als die unermeßliche Werkstatt ansehen, welche alles enthält, was nöthig um zu wirken, und alles, was wir wahrnehmen, hervorzubringen. Wir wollen die ihrem Wesen innwohnende Kraft anerkennen, aber uns hüten, ihre Werke einem eingebildeten Urheber beizulegen, der nur in unserm Gehirne vorhanden ist. Wir wollen vielmehr auf immer ein Phantom aus unserm Geiste verbannen, das zu nichts taugt, als ihn zu beunruhigen, und uns zu hindern, die einfachen, natürlichen und sichern Wege einzuschlagen, welche zur Glückseligkeit führen. Wir wollen also jene so lange widerrechtlich verkannte Natur, von neuem in ihre Rechte einsetzen, ihrer Stimme, von welcher die Vernunft die getreueste Auslegerinn ist, Gehör geben, und der Schwärmerey und dem Betruge, die uns zu unserm Unglück, von der einzigen, einem vernünftigen Wesen anständigen Verehrung, abgebracht haben, ein ewiges Stillschweigen auflegen.

Sie

Siebentes Hauptstück.

Vom Theismus oder Deismus; vom System der besten Welt, und von den Endursachen.

Nur wenig Menschen haben den Muth gehabt, das Wesen des Gottes zu untersuchen, welchen alle so einmüthig anerkennen; und Niemand wagt es, die Wirklichkeit desselben in Zweifel zu ziehen, von dem er sich niemals überzeugt hat. Jedweder nimmt in seiner Kindheit, ohne Untersuchung und Prüfung, den unbestimmten Namen des Gottes an, den seine Väter ihm überliefern, und mit allen den dunklen Ideen in sein Gehirn einprägen, die sie selbst damit verbinden, und die ihm allmählig so geläufig werden. Unterdessen modifizirt gleichwohl ein Jeder diesen Gott nach seiner eignen Art. In der That, können auch, die so wenig festgesetzten Begriffe, von einem eingebildeten Wesen, wie solches oft gezeigt worden ist, nicht für alle Individua des menschlichen Geschlechts dieselbigen seyn. Jedweder nimmt sich einen eignen Gesichtspunkt an, aus dem er dasselbe betrachtet. Jedweder bildet sich einen Gott, nach seinem besondren Temperament, seiner Gemüthsanlage, seiner mehr oder weniger feurigen Einbildungskraft, seinen Vorurtheilen, und den verschiednen Einwirkungen, welche Zeit und Umstände auf ihn machen. Der vergnügte, und gesunde Mensch, sieht seinen Gott nicht mit dem nämlichen Auge an, mit dem ihn der Schwermüthige und Kranke ansieht. Der feurige Denker, der Enthusiast oder der Gallensüchtige, findet eine andre Gestalt an ihm, als der, dessen Seele gelassener, dessen Einbildungskraft kälter, und dessen Charakter von Natur träger ist. Ja sogar

sogar der nehmliche Mensch, siehe ihn, in den verschiednen Auftritten seines Lebens, nicht immer unter der nehmlichen Gestalt; und sein Gott leidet alle die Veränderungen seiner Maschine, alle Revolutionen seines Temperaments, und die ermüdlosen Abwechselungen, die sein Wesen leidet, zugleich mit. Der Begriff von Gott, dessen Daseyn für so erwiesen betrachtet wird; dieser Begriff, von welchem man annimmt, daß er allen Menschen gleich angebohren, und eingeprägt sey, und daß die ganze Natur ihn uns so sichtbar vorhalte, dieser Begriff bleibt in dem Geiste eines jedweden Individuum unaufhörlich schwankend; keinem von allen vernünftigen Geschöpfen bleibt er derselbe. Es giebt nicht zwey Menschen, die genau einen, und denselben Gott annehmen: es giebt nicht Einen, der ihn, unter andern Umständen, nicht anders sehen sollte.

Warum sollten wir uns wohl über die Schwäche der Beweisgründe wundern, die man uns über die Existenz eines Wesens giebt, das die Menschen nirgends sehen werden, als innerhalb ihrer selbst? Warum sollten wir uns wundern, sie über die Systeme, die sie sich von ihm machen, und über die Art und Weise, wie sie ihn verehren, so getheilt zu sehen? Ihre Streitigkeiten, über dessen Natur, das Unrichtige ihrer Meynungen, das Ungründliche und Unzusammenhängende in ihren Systemen, die Widersprüche, in die sie gerathen, so oft sie davon reden, die Ungewißheiten, in die sich ihre Vernunft verwikelt, so bald sie sich mit diesem willkührlichen Wesen beschäftiget; alles dieses darf uns nicht im geringsten befremden. Ueber einen Gegenstand, der unter andern Umständen immer anders erscheint, und über den auch, nicht einmal ein einziger Mensch mit sich selbst einig bleibt, können die Meynungen nicht anders, als getheilt seyn.

Man vergleiche sich über alles, was unter Erfahrungssätze gebracht werden kann. Niemand streitet über

mathe-

mathematische Prinzipien. Ausgemachte und bewiesene Wahrheiten, bleiben für unsre Vernunft immer dieselben. So zweifelt niemand, daß ein Theil kleiner sey, als das Ganze, daß zweymal zwey vier mache, daß die Wohlthätigkeit eine liebenswürdige Tugend sey, daß die Billigkeit zum Bestand bürgerlicher Gesellschaften gehöre. Aber in allen Systemen, die sich mit dem Wesen der Gottheit beschäftigen, finden wir nichts, als Streit, Widerspruch, und Widerruf; nichts als Widerspruch in den ersten Grundsätzen der Theologie. Die Existenz Gottes, die man uns überall als eine ausgemachte, und erwiesene Wahrheit vorträgt, ist nun für diejenigen Wahrheit, welche die Beweisgründe nicht untersuchet haben, auf die sie sich gründet. Diese Beweisgründe kommen oft selbst denjenigen falsch, und unkräftig vor, die über diese Existenz außerdem keinen Zweifel hegen. Die Folgerungen und Corollarien, die man aus dieser, dem Angeben nach, so erwiesenen Wahrheit ziehet, sind, nicht einmal für zwey einzele Menschen, die nehmlichen; geschweige denn für zwey Völker. Die Denker, in allen Ländern und Jahrhunderten, zanken sich unaufhörlich über die Religion, über ihre theologischen Hypothesen, über die Hauptwahrheiten, die sie zum Grunde legen, über die Attribute und Eigenschaften eines Gottes, mit dem sie sich so vergeblich beschäftigen, und wovon sie in ihrem eignen Kopfe keinen bestimmten Begriff festsetzen können.

Diese Streitigkeiten, und diese beständige Wechsel in Meynungen, sollten uns wenigstens überzeugen, daß die Begriffe von der Gottheit, weder die Erweislichkeit, noch die Gewißheit haben, die man ihnen zuschreibt, und daß es erlaubt seyn müsse, an der Würklichkeit eines Wesens zu zweifeln, das den Menschen so verschieden erscheinet; über welches sie sich niemals vergleichen können, und worüber jedweder, in verschiedenen Zeiten, so verschieden denkt. Ungeachtet aller angewandten Bemühungen,

und

und den Grübeleyen seiner eifrigsten Vertheidiger, ist die Würklichkeit Gottes, auch nicht einmal wahrscheinlich geworden; und gesetzt auch, sie wäre es, so können doch muthmaßliche Wahrscheinlichkeiten dieser Art nie die Kraft einer Demonstration erhalten. Ist es nicht wunderbar, daß die Existenz eines Wesens, an dessen Seyn oder Nichtsein uns alles in allem gelegen seyn muß, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit vor sich habe, unterdessen daß eine Menge für uns weit weniger wichtigen Wahrheiten, auf das deutlichste bewiesen sind? Könnte man nicht daraus schließen, daß kein Mensch von der Würklichkeit eines Wesens völlig überzeugt ist, welches selbst für sein innerliches Gefühl nicht immer das nähmliche Wesen bleibt, und wovon er nicht einmal zwey Tage hintereinander die nehmlichen Begriffe behält? Deutlicher Beweis gehört dazu, um uns vollkommen zu überzeugen. Eine Wahrheit, ist nur dann für uns bewiesen, wenn uns eine sich immer gleiche Erfahrung, und wiederholte Versuche, und Beobachtungen immer den nehmlichen Abdruk davon geben. Nur aus dem, immer gleich lautenden Berichte, welchen uns gesunde Sinnen-Organen von einer Sache geben, erwächst diejenige Deutlichkeit und Gewißheit, welche uns allein zur vollkommenen Ueberzeugung führen kann. Was sollen wir nun von der Gewißheit der Existenz der Gottheit denken? Können so abstechende Eigenschaften, sich in einem und ebendenselben Subjekt befinden, und hat wohl ein, aus einer Menge Widersprüche zusammengeraftes Wesen, auch nur Wahrscheinlichkeit für sich? Können die, die es annehmen, davon selbst überzeugt seyn, und sollte es in diesem Falle nicht erlaubt seyn, solche vorgebliche Wahrheiten in Zweifel zu ziehen, die sie für ausgemacht und erwiesen angeben, unterdessen sie selbst nur gar zu wohl fühlen, wie sehr sie in ihren Köpfen schwanken? Das Daseyn dieses Gottes, und die, ihm zugeschriebnen göttlichen Eigenschaften, können für Niemanden erwiesen

werden. Das Nichtseyn desselben, und die Unmöglichkeit widersprechender Eigenschaften, die ihm in der Theologie beygelegt werden, ist für jedermann erweislich, wer sich nur die Mühe geben will, die Unmöglichkeit zu bedenken, daß das nehmliche Subjekt Eigenschaften in sich vereinigen soll, wovon eine die andere aufhebt, und welche alle angewandten Kräfte der menschlichen Vernunft niemals werden vergleichen können. (47)

Was es auch mit diesen, entweder unverträglichen, oder durchaus unbegreiflichen Eigenschaften für eine Bewandniß haben mag, welche die Theologen einem schon an sich unbegreiflichen Wesen beylegen, das sie zum Erbauer und Werkmeister der Welt machen, immer bleibt noch die Frage, was für das menschliche Geschlecht gewonnen wird, selbst wenn wir annehmen, daß jenem Wesen Verstand und Absichten beywohnen? Kann ein höchstes, verständiges Wesen, dessen Absichten sich über alles erstrecken sollen, was ist, unmittelbare und vorzügliche Absichten mit dem Menschen haben, der nur einen so unmerklichen Theil des großen Welt-Alls ausmacht? Geschah

(47) Cicero sagt: plura discrepantia vera esse non possunt. Hieraus sieht man, daß kein Raisonnement, keine Offenbahrung, kein Wunder, dasjenige als falsch erweislich machen kann, was uns die Erfahrung, als wahr, und gewiß erwiesen hat. Nur ein krankes Gehirn kann Widersprüche zugeben. Possibile est, sagt der berühmte Wolf in seiner Ontologie §. 99. quod nullam in se repugnantiam habet, quod contradictione caret. Dieser Bestimmung zu Folge, muß sich die Existenz Gottes als unmöglich ergeben, weil es ein Widerspruch ist, zu sagen, daß ein Geist, ohne Ausdehnung, im Raume seyn, oder die Materie bewegen könne, welche den Raum erfüllet. St. Thomas sagt, ens est, quod non repugnat esse. Dieses vorausgesetzt, ist ein Gott, wie man ihn beschreibt, nur eine Geburt der Einbildung, weil er nirgends existiren kann. Nach dem Dilfinger, De Deo, ani-

schah es, um die Insekten, und Ameisen seines Gartens zu erfreuen, daß der Monarch der Schöpfung seine Wohnung aufbaute, und herrlich auszierte? Werden wir dadurch geschickter seine Entwürfe zu verstehen, seinen Plan zu vermuthen, seine Weisheit mit unsern blöden Augen zu messen, und werden wir seine Werke, nach unsern eingeschränkten Einsichten beurtheilen können? Werden die Wirkungen, die wir von seiner Allmacht, und Vorsehung ableiten, sie mögen gut oder böse, für uns heilsam oder schädlich seyn, deswegen weniger Wirkungen seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit, und seiner ewigen Rathschlüsse seyn? Können wir, in diesem Falle, nur denken, daß ein so weiser, gerechter und verständiger Gott, um unser Willen seinen Plan ändern werde? Wird er von unsern Bitten und knechtischen Ehrenbezeugungen überwunden, seine unwandelbaren Rathschlüsse abändern, um sich uns gefällig zu zeigen? Wird er den Wesen ihre Natur und die ihnen zukommenden Eigenschaften nehmen? Wird er, durch Wunder, die ewigen Gesetze in der Natur aufheben, in der man seine Güte und Weisheit bewundert? Wird er machen, daß uns zu Gute, das Feuer aufhöre zu

anima & mundo, §. V. essentia est primus rerum conceptus constitutivus vel quidditativus, cuius ope caetera, quae de re aliqua dicantur, demonstrari possunt. Könnte man in diesem Falle nicht fragen, ob jemand einen Begriff von dem göttlichen Wesen habe? Welches ist der Grundbegriff, der uns sagt, was Gott sey, und aus dem der Beweis von alle dem fließt, was man von ihm sagt? Man frage einmal den Theologen, ob Gott ein Laster begehen könne? Nein, wird er antworten; denn das Laster widerspricht der Gerechtigkeit, welche sein Wesen mit ausmacht. Aber dieser nehmliche Theolog, sieht nicht, daß, indem er annimmt, Gott sey ein Geist, es dem Wesen desselben eben so sehr widerspreche, die Materie geschaffen zu haben, oder sie zu bewegen, als es seiner Gerechtigkeit widerspricht, ein Laster zu begehen.

zu brennen, wenn wir ihm zu sehr nahen, oder das Fieber und Podagra aufhöre, uns zu foltern, wenn diejenigen Feuchtigkeiten sich gesammlet haben, wodurch diese Krankheiten erzeuget werden? Wird er verhindern, daß ein einstürzendes Gebäude uns durch seinen Fall zerschmettere, wenn wir eben vorbey gehen? Wird unsre vergebliches Geschrey, werden die inbrünstigsten Bitten, das Verderben unsers Vaterlandes verhindern, wenn es von einem ehrsüchtigen Eroberer verheert, oder von Tyrannen beherrschet wird, die es unterdrücken?

Wenn dieser unendliche Verstand, den Eräugnissen, die seine Weisheit veranstaltet hat, immer ihren freyen Lauf zu lassen genöthigt ist; wenn, in dieser Welt, alles, nach seinen unerforschlichen Rathschlägen geschieht; so dürfen wir nichts von ihm bitten. Unsinn würde es seyn denselben zu widerstreben, und ein Vorwurf für seine Einsichten, sich von uns darinn irre machen zu lassen. Der Mensch darf sich nicht mit der Einbildung schmeicheln, weiser zu seyn, als sein Gott; ihn zu Aenderung seines Willens bewegen, ihn verleiten zu können, andre Maasregeln zu wählen, als diejenigen, die er zu Erfüllung seiner Verordnungen bereits gewählt hatte. Ein verständiger Gott, kann keine andern Absichten, als die gerechtesten, und zu Erreichung derselben, keine andern, als die sichersten Mittel, gewählt haben. Kann er davon abgehen; so verdient er weder weise, noch unwandelbar, noch voraussehend genannt zu werden. Wenn Gott, die, von ihm selbst festgesetzten Gesetze, einen Augenblick aufhalten, oder in seinem gemachten Plan, nur etwas ausstreichen könnte, so müßte er die Beweggründe dieses Aufhaltens, oder dieser Abänderung nicht vorher gesehen haben; wenn er diese Beweggründe nicht mit in seinen Plan gebracht hat, so hat er sie nicht vorher gesehen; wenn er sie vorher gesehen hat, ohne sie in seinen Plan zu bringen, so hat es ihm an Vermögen gefehlt. Wie man

also auch immer die Sache betrachte, so setzen die Wünsche, womit sich die Menschen an die Gottheit verwenden, und die verschiednen Arten der Verehrung, die sie ihm erweisen, immer voraus, daß sie glauben, mit einem Wesen zu thun zu haben, das nicht so ganz weise und voraussehend ist, sich ändern kann, oder ungeachtet seiner Macht nicht dasjenige auszurichten vermag, was es wollte, oder den Menschen zuträglich seyn würde, für welche er gleichwohl die Welt geschaffen haben soll.

Und gleichwohl sind es so übel verdaute Begriffe, auf die sich fast alle Religionen auf der ganzen Erde gründen. Ueberall sehen wir den Menschen vor einem weisen Gott niederknien, bemüht, ihm sein Verhalten anzugeben, seine Rathschlüsse abzuwenden, und seinen Plan zu verändern. Ueberall, ist der Mensch geschäftig, ihn durch Niederträchtigkeiten, und Geschenke zu gewinnen, und seine Gerechtigkeit, durch Bitten, Uebungen, Feyerlichkeiten, Büßungen u. s. w. zu bestechen; Dinge, welche er als sichere Mittel ansieht, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Ueberall glaubt der Mensch, daß er seinen Schöpfer beleidigen, und seine ewige Glückseligkeit stören könne. Ueberall, wirft sich der Mensch, vor einem allmächtigen Gott nieder, der sich unvermögend befindet, aus seinen Geschöpfen das zu machen, was sie seyn sollten, um seine göttlichen, und weisesten Absichten zu erfüllen.

Man sieht, also, daß sich alle Religionen der Welt, lediglich auf offenbare Widersprüche gründen, in welche die Menschen nothwendig gerathen müssen, so oft sie die Natur verkennen, und das sie betreffende Wohl, oder Uebel einer verständigen, und durch sich selbst bestehenden Grund-Ursache zuschreiben, worüber sie niemals zu gewissen Begriffen gelangen können. Immer wird sich der Mensch, wie schon oft gezeigt worden ist, genöthiget

sehen,

sehen, aus seinem Gott einen Menschen zu machen; aber der Mensch ist ein der Veränderung unterworfenes Wesen, von beschränkten Einsichten und veränderlichen Neigungen; der, nachdem sich die Umstände ändern, in denen er sich befindet, oft mit sich selbst im Widerspruch zu seyn scheint. Wiewohl, also, der Mensch Gott zu ehren glaubt, indem er ihm seine eigne Eigenschaften beylegt, so thut er doch, in der That nichts anders, als daß er ihm seine Unbeständigkeit, seine Schwachheiten, und seine Laster beylegt. Die Theologen, oder die Schöpfer der Gottheit, mögen immer unterscheiden, grübeln, seine angeblichen Vollkommenheiten vergrößern, und sie unverständlich machen; so viel bleibt doch immer gewiß, daß ein Wesen, das sich erzürnen, und durch Bitten besänftigen läßt, kein unveränderliches Wesen ist; daß ein Wesen, das man beleidigen kann, weder allmächtig noch vollkommen glücklich ist; daß ein Wesen, welches das Böse nicht verhindert, das es verhindern könnte, in das Böse williget; daß ein Wesen, welches die Freyheit verstattet, zu sündigen, in seinen ewigen Rathschlüssen die Sünde gewollt hat; daß ein Wesen, welches das Böse bestraft, das es doch selbst zugelassen hat, höchst ungerecht, und unbillig ist; und daß, endlich, ein Wesen, welches so durchaus widersprechende Eigenschaften in sich vereiniget, ein unmögliches Wesen, ein bloßes Hirngespinst ist.

Man sage nicht, das Daseyn Gottes, sey doch wenigstens ein Problem. Solch ein Gott, wie ihn uns die Theologie darstellt, ist schlechterdings unmöglich; alle ihm beygelegten Eigenschaften, alle Vollkommenheiten, womit man ihn auszieren will, werden sich alle Augenblick einander widersprechen. Was die abstracten, und verneinenden Eigenschaften betrift, womit man ihn auszieren will; so bleiben sie immer unerklärlich, und beweisen nur, die Ohnmacht der menschlichen Vernunft, wenn sie Dinge zu erklären versucht, die nicht vorhanden

sind. Sobald der Mensch glaubt, daß ihn die Kenntniß dieser oder jener Sache wesentlich angehe; so bemüht er sich davon einen Begriff zu bekommen. Findet er große Hindernisse, oder wohl gar eine Unmöglichkeit, sich Licht zu verschaffen, und macht ihn seine Unwissenheit, und der geringe Erfolg seiner Untersuchungen, zur Leichtgläubigkeit geneigt, so sind gleichlistige Betrüger, oder Schwärmer bey der Hand, um mit ihren Erfindungen, oder Träumen aufzutreten, die sie für untrügliche Wahrheiten ausgeben, an denen man nicht zweifeln dürfe. Auf diese Art, liefert die Unwissenheit, die Verzweiflung, die Trägheit, und der Mangel an Ueberlegung, das menschliche Geschlechte denen in die Hände, die es zu ihrem Geschäft machen, ihm über Gegenstände, von denen es keinen Begriff hatte, Systeme vorzuschreiben. Sobald von Gott, und der Religion die Rede ist, das heißt, von Gegenständen, worüber sie nichts begreifen können, so hintergehen sich die Menschen, durch eigne Einbildung, oder werden von spitzfündigen Grüblern hintergangen. Wird es ihnen nun ganz unmöglich, das, was sie hören, zu verstehen; so bekommen sie von denen, die ihnen alles dieses vortragen, ein desto höhere Meynung. Diese, hingegen, unterlassen nicht, ihnen fleißig zuzurufen, daß **der sicherste Weg, den sie gehen könnten, der sey, ihnen zu glauben**, und sich ihrer Führung blindlings zu überlassen. Ja sie drohen ihnen wohl gar mit dem Zorne des beleidigten Phantoms, wenn sie sich weigern, ihnen zu glauben, und wiewohl dieser Grund auf der Voraussetzung selbst beruht, welche erst erwiesen werden soll, so bringt er die Menschen doch zum Schweigen, die durch diese siegende Schlußart übertäubt sich fürchten, die so offenbaren Widersprüche der ihnen aufgedrungenen Lehre einzusehen, sich daher ihren Führern blindlings überlassen, und nicht zweifeln, daß sie von Leuten, deren Amt es ist nachzudenken, über alle diese wundtbaren Sachen, bald mehr Licht bekommen werden. Der

gemei-

gemeine Mann, glaubt immer, daß der Priester einen Sinn mehr, als andre Leute habe, und sieht einen göttlichen Mann in ihm, wo nicht gar einen Halbgott. In alle dem, was er anbetet, sieht er nichts, als was der Priester davon sagt, und aus alle dem, was er davon sagt, folgert hingegen der denkende Kopf nur so viel, daß Gott nur eine Geburth der Einbildung sey, ein Phantom, das die Priester mit allen den Eigenschaften überkleidet haben, die sie für geschikt hielten, die Unwissenheit, die Zweifel und die Furcht der Sterblichen zu unterhalten. Auf diese Art, entscheidet das Ansehen der Priester, ohne weitere Untersuchung die Sache, von der niemand Vortheil findet, als die Priester selbst.

Wollen wir zur ersten Quelle zurückgehen; so werden wir immer finden, daß es die Unwissenheit, und die Furcht war, welche die Götter geschaffen haben, daß es Einbildung, Schwärmerey und Betrug ist, die sie erzeugt, oder entstellt haben, daß es die Schwachheit ist, die sie anbetet, die Leichtgläubigkeit, die sie unterhält, die Gewohnheit, die ihr huldiget, und die Tyrannen, die sie aufrecht erhält, um von der Verblendung der Menschen Vortheil ziehen zu können.

Immer redet man uns von den Vortheilen vor, die die Menschen davon haben, einen Gott zu glauben. Ob diese Vortheile das wirklich sind, wovor sie ausgegeben werden, wollen wir bald hören. — Jetzt bleiben wir bey der Frage stehen, ob die Meynung von dem Dasenn eines Gottes, ein Irrthum, oder eine Wahrheit sey? Ist sie ein Irrthum; so kann sie dem menschlichen Geschlecht nicht nützlich seyn; ist sie eine Wahrheit, so müssen Beweise dafür angegeben werden können, die in dem Fassungskreise aller Menschen liegen, für welche diese Wahrheit nothwendig und vortheilhaft seyn soll. Auf der andern Seite, giebt die Nützlichkeit einer Meynung keinen

Beweis, für ihre Gewißheit. Dieses ist hinlänglich, um dem Doktor Clarcke zu antworten, welcher fragt: **ob es nicht gut wäre, daß es ein gütiges, weises, verständiges und gerechtes Wesen gebe; ob dessen Existenz für das menschliche Geschlecht nicht wünschenswerth seyn würde?** Hierauf antworte ich erstlich, daß der vorausgesetzte Urheber einer Natur, wo wir immer die Unordnung neben der Ordnung, und die Bosheit neben der Rechtschaffenheit erblicken, wo wir immer die Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit, und die Thorheit der Weisheit zur Seite gehen sehen, nicht mehr gut, weise, verständig und gerecht genennet zu werden verdient, als böse, unverständig und ungerecht; man müßte denn zwey gleich mächtige höchste Wesen in der Natur annehmen, wovon das eine immer bemüht wäre, die Werke des andern zu zerstören. Ich antworte ihm zweytens, daß das Gute, welches aus einer Hypothese kommen kann, ihm darum keinen Grad von Gewißheit, ja nicht einmal von Wahrscheinlichkeit mehr giebt. Und wo würden wir auch hingerathen, wenn wir, so bald uns eine Sache nützlich wäre, auch gleich darum schließen wollten, daß sie würklich vorhanden sey. Endlich antworte ich ihm, daß alles, was bisher hierüber gesagt worden ist, beweiset, daß das Wesen, welches man der Natur zugesellt, sich unmöglich gedenken läßt, und allen Grundbegriffen zuwider sey; daß es unmöglich sey, das Daseyn eines Wesens im Ernste zu glauben, wovon wir doch keinen würklichen Begrif haben, und womit wir keinen Begriff verbinden können, der nicht sogleich wieder zerfalle. Wie können wir wohl die Existenz eines Wesens glauben, wovon wir nicht sagen können, was ihm zukomme, sondern nur was ihm nicht zukomme, nemlich nichts von alle dem, was wir kennen?

„Aber warum,„ wird der glückliche Schwärmer einwenden, dessen empfängliche Seele sich im Wonnegefühl wiegt,

wiegt, und dessen gerührte Einbildung nöthig hat, sich irgend einen reizenden Gegenstand zu entwerfen, dem sie diese eingebildeten Wohlthaten verdanke, „warum will „man nun einen Gott entziehen, den ich unter der Ge„stalt des weisesten und gütigsten Monarchen erblicke? „Welche Beruhigung gewährt es mir nicht, mir einen „mächtigen, verständigen und gütigen Monarchen zu den„ken, dessen Liebling ich bin, der sich mit meinem „Glücke beschäftiget, der ohne Unterlaß für meine Si„cherheit wacht, für meine Bedürfnisse sorgt, und mir, „unter ihm, der ganzen Schöpfung zu gebieten, vergön„net? Ich sehe ihn, wie er den Menschen täglich mit „neuen Wohlthaten überschüttet; ich sehe, wie seine Vor„sicht unermüdet für das Beste desselben geschäftig ist. „Für ihn bedeckt sie die Erde mit einem Teppich, und „die Bäume mit schmackhaften Früchten. Für ihn be„völkert sie den Wald, mit allerhand Thieren, und „hängt jene großen Gestirne auf, um ihm des Ta„ges zu leuchten, und seinen ungewissen Pfad in der Nacht „zu erhellen. Für ihn wölbt sie das blaue Firmament „des Himmels; für ihn schmückt sie die Wiesen mit Blu„men, und tränkt das Land mit Quellen und Bächen. „O! lasst mich dem Urheber so vieler Wohlthaten meinen „Dank bezeigen, und entziehet mir nicht diese reizende „Einbildung. Eine strenge Nothwendigkeit, eine blinde, „und unbelebte Materie, eine Natur ohne Gefühl und „Bewußtseyn, kann meinen Täuschungen nicht halb so „viel Reiz geben.„

„Warum„, höre ich den Unglücklichen sagen, dem das Schicksal im Zorne versagt hat, was es an Tausende verschwendet, „warum will man mir einen Irrthum „nehmen, der mir lieb ist? Warum will man mir einen „Gott entziehen, wovon der tröstende Gedanke den Quell „meiner Thränen trocknen, und meine Bekümmernisse „lindern hilft? Warum will man mir ein Wesen rau-

„ben, das ich mir als einen zärtlichen, mitleidigen Va„ter, vorstelle, der mich in dieser Welt durch Prüfungen „führt, aber in dessen Arme ich mich mit Zuversicht wer„fe, wenn mich die ganze Natur von sich stossen will? „Gesetzt auch, dieser Gott wäre nur eine Einbildung; so „haben doch die Unglücklichen denselben nöthig, um sich „wider die äußerste Verzweiflung zu verwahren. Ist es „nicht unmenschlich und grausam, sie in ein unermeßli„ches Leeres zurückzuwerfen, indem man ihnen einen ver„meynten Irrthum nehmen will? Ist ein wohlthätiger „Irrthum, nicht allen den Wahrheiten vorzuziehen, die „das Herz ohne Trost, und die Wunden ohne Balsam „lassen?„

Nein, werde ich diesen Schwärmern antworten; die Wahrheit kann euch niemals unglücklich machen. Sie ist es, die wahrhaftig tröstet; sie ist ein verborgener Schatz, der das Herz weit mehr, als diese von der Furcht erzeugten Phantome, stärken, und ihm Muth geben kann, die Beschwerden dieses Lebens zu ertragen. Sie erhebt die Seele, macht sie thätig, und zeigt ihr Mittel an, dem Schicksal zu widerstehen, und selbst das Unglück zu besiegen. Ich werde sie fragen, worauf sie diese Gütigkeit gründen, die sie ihrem Gott so thöricht beylegen? Ist denn dieser Gott, für alle Menschen der wohlthätige Gott? Giebt es nicht gegen einen Glücklichen, der im Ueberfluß lebt, Tausende, die unter jedem Gefühl des Elends seufzen? Sind denn diejenigen, die sich auf jene Ordnung berufen, wovon dieser Gott der Urheber seyn soll, die Glücklichsten auf der Welt? Verläugnet sich niemals die Gütigkeit dieses Wesens gegen einige auserwählte Günstlinge? Verrathen nicht selbst diese Beruhigungen, welche die Einbildungskraft in seinem Schooße sucht, Unfälle, welche die Wirkungen seiner getroffenen Rathschlüsse sind? Wird die Erde nicht überall von Unglücklichen bewohnt, die nur darum sie betreten zu haben

ben scheinen, um zu leiden, zu seufzen, und zu sterben? Schläft etwann diese göttliche Vorsehung, während daß Krankheit und Seuche, Krieg und Aufstand, und alle diese physischen und moralischen Revolutionen wüthen, denen die Menschen täglich zum Opfer werden? Ist diese Erde, deren Fruchtbarkeit als eine unmittelbare Wohlthat des Himmels angesehen wird, nicht in tausend Gegenden, dürre und unerbittlich? Sprossen nicht giftige Kräuter neben den herrlichsten Gewächsen auf? Sehen wir nicht diese Bäche und Ströme, die nur zu Begünstigung unsrer Feldwirthschaft, und zu Erleichterung unsers Handels da zu seyn scheinen, oft unsre Saatfelder überschwemmen, unsre Häuser unterspühlen, und Menschen und Heerden, beyde gleich hülflos, mit sich fortreissen? Und liefert endlich, dieser Gott, der das Weltall beherrscht, und für das Wohl seiner Geschöpfe unermüdet wacht, liefert er sie nicht fast beständig in die Gewalt unmenschlicher Regenten, die an dem Unglück ihrer Unterthanen ihre Augen weyden, unterdessen sich diese Unglücklichen mit Bitten vergeblich an den Himmel wenden, ihrem mannigfaltigen Elend ein Ende zu machen, welches augenscheinlich das Werk einer unvernünftigen Verwaltung, und nicht des erzürnten Himmels ist?

Der Unglückliche, der sich in den Armen seines Gottes zu trösten sucht, sollte sich wenigstens erinnern, daß es eben derselbe Gott ist, der, als unumschränkter Herr, das Gute und das Böse austheilt. Wenn man die Natur, als abhängig von seinen höchsten Verordnungen betrachtet, so ist dieser Gott eben so oft ungerecht, böse, und unverständig, als er gut, weise und billig ist. Wenn der Andächtige weniger auf seine Vorurtheile, und mehr auf seine Vernunft hören wollte, so würde er einem eigensinnigen Gott nicht so blindlings trauen, der seine Leiden oft selbst verursacht. Er würde nicht in den Armen seines Peinigers Trost suchen, den er thöricht genug ist, für seinen Freund und seinen Vater zu halten.

Zeigt uns nicht die Natur, durchgängig, ein beständiges Gemisch von Gutem und Bösen? Nichts als Gutes darinn erblicken wollen, wäre eben so rasend, als nichts als Böses darinn zu sehen. Heitren Himmel sehen wir auf Gewitter folgen, Krankheit auf Gesundheit, und Friede auf Blutvergießen. Ueberall, erzeugt die Erde Pflanzen, die zur Erhaltung des Menschen nothwendig sind, und Pflanzen, die ihn tödten. Jeder einzele Mensch, ist ein nothwendiges Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften; alle Nationen stellen uns das vielfärbige Schauspiel von Tugenden und Lastern vor. Was einem Einzigen Freude macht, das stürzt eine Menge andrer in Jammer und Elend; nichts ereignet sich irgendwo, das nicht für einige vortheilhaft, und für andre nachtheilig wäre. Die Insekten, finden ihren sichern Aufenthalt in den Ruinen des Pallastes, dessen Einsturz Bewohner erschlug. Sollte man nicht sagen, daß es für die Raben, die wilden Thiere, und die Würmer geschähe, daß der Eroberer Schlachten liefert? Müssen die eingebildeten Günstlinge der Vorsehung, nicht sterben, um einigen tausend verächtlichen Insekten zur Nahrung zu dienen, für deren Erhaltung diese Vorsehung gleich geschäftig scheint? Der Haifisch freuet sich des Orkans, und schwebt froh auf thürmenden Wogen, indeß auf dem Wrack des scheiternden Fahrzeugs der Schiffer seine zitternden Hände zum Himmel hebt. Alle Wesen leben in beständigem Kriege, jedes sucht auf Kosten des andern zu leben; eines das andre zu zerstören. Die ganze Natur, überhaupt betrachtet, zeigt uns, wie alle Wesen, abwechselnd, dem Vergnügen und dem Schmerze fröhnen; wie sie geboren werden, um zu sterben, und unaufhörlichen Wechselfällen ausgesetzt sind, wovon kein einziges frey bleibt. „Wir dürfen, also, nur einen Blick obenhin werfen, um uns von der Meynung zu heilen, daß der Mensch der letzte Zweck der Schöpfung, der einzige Gegenstand der greifenden Natur, oder ihres Urhebers sey, dem man, nach dem sichtlichen

lichen Zustand der Dinge, und den rastlosen Revolutionen im menschlichen Geschlechte, weder böses noch gutes, weder Gerechtigkeit, noch Ungerechtigkeit, weder Verstand noch Unverstand, beylegen kann. Kurz, wenn wir die Natur, ohne Vorurtheil, betrachten; so finden wir, daß alle Wesen, in der Schöpfung, gleich begünstiget, und alle nothwendigen Gesetzen unterworfen sind, wider die es keinen Freybrief giebt.

Wenn, also, von einer wirkenden Kraft die Rede ist, die wir so verschieden handeln sehen, wie die Natur, oder ihren vorgeblichen Werkmeister; so können wir unmöglich allgemeine Eigenschaften für sie ausfindig machen, die mit ihren, dem menschlichen Geschlecht bald vortheilhaften, bald nachtheiligen Werken, in Verhältniß stehen; wenigstens wird Jedweder nicht anders davon urtheilen können, als, nach der besondren Einwirkung, die sie auf ihn machen. Alle die davon gefällten Urtheile, werden keinen gewissen Maasstab geben: unsre Art zu urtheilen, wird sich immer auf die Art gründen, wie wir sehen oder empfinden; die Art aber, wie wir empfinden, hängt von unserm Temperament ab, von unsrer Organisation, von unsern Beziehungen, und Umständen, welche für unsre Nebengeschöpfe nicht die nehmlichen seyn können. Diese verschiedne Arten der Einwirkung, werden immer der Gottheit die Farbe des Glases geben, wodurch wir sie betrachten. Folglich können diese Begriffe, weder bestimmt noch richtig, so wie die daraus geleiteten Folgerungen, weder bleibend, nach gleichförmig seyn können. Jedweder, wird nach sich selbst urtheilen, und in seinem Gotte nichts, als sich selbst, und seinen eignen Zustand, erblicken.

Dieses vorausgesetzt, werden sich die glücklichen Sterblichen, deren empfängliche Seele mit ihrer lebhaften Einbildungskraft harmonirt, die Gottheit mit den reizendesten

besten Farben malen. In der ganzen Natur, die keine andre, als angenehmen Empfindungen in ihnen erweckt, werden sie überall ausgezeichnete Beweise seines Wohlwollens, und seiner Huld sehen. In ihrer poetischen Begeisterung, werden sie, überall, die Fußtapfen eines vollkommenen Verstandes, einer unendlichen Weisheit, einer, für das Wohl des Menschen gütigst beschäftigten Vorsehung, sehen. Die Eigenliebe, die ihrer erhitzten Einbildung die Hand bietet, wird sie vollends überreden, daß die Welt nur des Menschen wegen geschaffen sey; sie werden im Geiste, mit innigster Regung, die unsichtbare Hand küssen wollen, von der sie so viele Wohlthaten herleiten. Gerührt von diesen Gnadenbezeigungen, entzückt von Wohlgeruch dieser Rosen, deren Dornen sie nicht sehen, oder, in ihrem außerordentlichen Zustande, nicht fühlen, werden sie für diese nothwendigen Wirkungen der Natur immer nicht dankbar genug seyn zu können glauben, die sie als unumstößliche Beweise, der vorzüglichen Liebe Gottes, gegen sie, betrachten. Von diesen Vorurtheilen berauscht, werden unsre Schwärmer, für die mannigfaltigen Uebel, und Unordnungen, wovon die Welt die große Schaubühne ist, kein Auge haben, und, können sie ja nicht umhin, ihrer inne zu werden; so werden sie sich überreden, daß auch diese Unfälle, nach dem Plan einer wohlthätigen Vorsehung, nothwendig sind, um die Menschen zu einer größern Glückseligkeit zu führen. Ihr Vertrauen auf diesen Gott, von dem sie gänzlich abzuhängen glauben, überredet sie, daß der Mensch nur seines Bestens wegen leide, und daß dieses, an Mitteln so fruchtbare Wesen, die Leiden, die sie in dieser Welt erdulden, zur Quelle unendlicher Vortheile machen werde. Mittelst dieser vorgefaßten Meynung, wird ihnen alles ein Gegenstand der Bewundrung, des Danks, und des Vertrauens; selbst die natürlichsten, und nothwendigsten Wirkungen, scheinen ihnen Wunder seiner Wohlthätigkeit und Güte zu seyn. Entschlossen, überall Weisheit

und

und Harmonie zu finden, wenden sie ihr Auge, von allen den Unordnungen, ab, die einen Beweis, wider die liebenswürdigen Eigenschaften, abgeben könnten, die sie dem Wesen beylegen, wovon ihr Herz voll ist. Die grausamsten Uebel, die traurigsten Ereignisse, für das menschliche Geschlecht, hören auf Unordnungen zu seyn, und werden ihnen zu neuen Beweisen der göttlichen Vollkommenheiten; denn sie überreden sich, daß dieses Unvollkommene und Mangelhafte nur dem Anschein nach unvollkommen, und mangelhaft sey, und bewundern die göttliche Weisheit, und Güte, selbst in den entsetzlichsten Ereignissen in der Natur.

Diese wollüstige Berauschung, diese seltsame Bethörung, ist es vermuthlich, der wir das System von der **besten Welt** zu verdanken haben, vermittelst dessen, und einer romanhaften Einbildungskraft, diese Schwärmer, dem Zeugnisse ihrer eignen Sinne, den Glauben aufgekündiget haben, um die Wahrheit zu finden, daß, selbst in Beziehung auf den Menschen, in einer Natur **alles gut** sey, wo sich das Gute so beständig mit dem Bösen vergesellschaftet, und wo Leute von kälterer Prüfung, und gelassener Einbildungskraft, nur so viel finden würden, daß alles das sey, was es seyn kann; daß Gutes, und Böses, gleich nothwendig sey; daß es von der Natur der Dinge, und nicht von einer eingebildeten Hand herkomme, die, wenn sie würklich wäre, oder alles, was wir sehen, bewürkte, mit gleichem Rechte grausam als wohlthätig, genennt werden könnte. Uebrigens, müßte man, um die Vorsehung, wegen der Uebel, der Laster, und der Unordnungen zu rechtfertigen, die man in dem Ganzen erblickt, das als ihr Werk angesehen wird, den Endzweck dieses Ganzen kennen. Das Ganze kann aber keinen Endzweck haben; denn wenn es einen Endzweck, ein Bestreben, eine Absicht hätte; so hörte es auf das Ganze zu seyn.

Man

Man wird darauf antworten, daß die, in der Welt befindlichen Unordnungen, und Uebel, dieses nur Beziehungsweise, mithin nur scheinbar sind, und nichts wider die göttliche Güte und Weisheit, beweisen. Aber, kann man nicht dagegen einwenden, daß das so gerühmte Gute, und jene vortrefliche Ordnung, auf welche man die göttliche Weisheit und Gütigkeit gründet, gleichfalls dieses nur Beziehungsweise, und mithin bloß scheinbar seyn. Wenn wir uns, durch unser Empfindungsvermögen, und durch unser Mitdaseyn mit den Dingen um uns her, berechtiget glauben, die Ordnung der Natur so anzusehen, als wäre sie unserwegen so eingerichtet, und ihrem Urheber, Weisheit oder Gütigkeit zuzueignen, warum sollte uns unser Empfindungsvermögen, und Daseyn nicht auch berechtigen, das, was uns schädlich ist, Unordnung zu nennen, und dem Wesen, von dem wir annehmen, daß es die Natur in Bewegung setzet, Unverstand, oder Bosheit beyzulegen? Kurz, alles, was wir in der Welt sehen, vereiniget sich, uns zu beweisen, daß alles nothwendig ist; daß nichts von ungefähr geschieht; daß alle Begebenheiten, sie mögen gut oder schlimm seyn, uns, oder die Wesen andrer Art angehen, von Ursachen herzugeführt werden, die nach gewissen, und bestimmten Gesetzen wirken, und daß uns nichts berechtigen kann, einige unserer menschlichen Eigenschaften, weder der Natur, noch ihrem eingebildeten Urheber, anzudichten.

Was diejenigen betrift, welche behaupten, daß uns die höchste Weisheit, selbst durch die Leiden, die wir hiernieden erdulden, den Weg zur größten Glückseligkeit bahnen wolle, so frage ich sie, ob sie ihrerseits die Vertrauten der Gottheit sind, oder worauf sie ihre schmeichlerischen Hofnungen gründen? Vermuthlich werden sie antworten, daß sie von dem Verhalten Gottes analogisch urtheilen, und daß sie, aus den gegenwärtigen Beweisen seiner Güte und Weisheit, mit Recht, auf seine künftige Güte,

und

und Weisheit, schließen. Hierauf erwiedre ich: daß sie sich auf sehr willkührliche Hypothesen gründen; daß, nachdem sich die göttliche Weisheit, und Gütigkeit, in dieser Welt so oft verläugnet, Niemand dafür Bürge seyn könne, daß sein Verhalten, gegen die Menschen, denen er hienieden, bald weh, bald wohlthut, nicht immer dasselbige bleiben werde. Wenn Gott seine geliebten Geschöpfe, ungeachtet seiner Güte und Allmacht, in dieser Welt, glücklich zu machen entweder nicht vermocht, oder nicht gewollt hat; welche Ursache haben wir, zu glauben, daß er es in einer andern, können, oder wollen werde?

Die vorerwähnte Schlußart beruhet, also einzig und allein auf seichten Voraussetzungen, die keinen andren Grund haben, als vorgefaßte Meynung. Sie zeiget bloß, daß Menschen, die sich einmal, obschon ohne hinreichenden Grund, von der Gütigkeit ihres Gottes überzeugt haben, sich nicht vorstellen können, daß er seine Geschöpfe immerfort unglücklich machen werde. Aber welches wahre Gut erwächst denn nun dem menschlichen Geschlechte, aus Mangeljahren, Hungersnoth, Seuchen, und Schlachten, welche so viel Millionen Menschen wegraffen, und die Welt immer mehr entvölkern, und zur Einöde machen? Vermag jemand die Vortheile anzugeben, die wir aus so mannigfaltigen Uebeln um uns her zu gewarten haben? Haben wir nicht täglich Menschen vor Augen, die das Unglück, von der Wiege bis ins Grab, verfolgt, und welche anhaltendem Jammer, Schmerze, und Unfällen, zum Raube, sich kaum einen Augenblick erholen können? Wie, oder wenn, wird dieser gütige Gott diese Leiden, welche er jene Unglückliche erdulden läßt, in Segen umschaffen?

Alle die Schwärmer einer besten Welt, die Deisten selbst, die Verfechter der natürlichen Religion (welche nichts weniger als natürlich, oder auf Vernunft gegründet ist) sind, so wie die leichtgläubigsten Abergläubigen, genö-

genöthiget ihre Zuflucht zu dem System eines künftigen Lebens zu nehmen, um die Gottheit wegen den Uebeln zu rechtfertigen, die sie in dieser Welt, sogar ihren Lieblingen, aufbürdet. Wenn man denn einmal, die göttliche Güte und Gerechtigkeit zum Grundbegriff nimmt, so muß man in einer langen Reyhe von Hypothesen fortgehen, welche, so wie die göttliche Existenz, sich bloß auf die Einbildung gründen, und deren Unerheblichkeit bereits sattsam gezeigt worden ist. Um die Gottheit zu rechtfertigen, muß man zu der, so wenig wahrscheinlichen Lehre, von einem künftigen Leben, und der Unsterblichkeit der Seele, seine Zuflucht nehmen. Man muß sagen, daß sie dem Menschen, weil sie ihn in dieser Welt entweder nicht glücklich machen konnte, oder wollte, ein unveränderliches Glück bereiten wird, wenn er nicht mehr vorhanden seyn, oder doch nicht mehr die Organen haben wird, vermittelst deren er, gegenwärtig im Stande ist, angenehme Empfindungen zu genießen.

Gleichwohl sind alle diese schönen Hypothesen, nicht einmal hinreichend, die Gottheit, wegen der kleinsten Grausamkeiten, oder Ungerechtigkeiten, zu rechtfertigen. Wenn Gott nun einen Augenblick ungerecht, oder grausam seyn konnte, so hat er wenigstens diesen Augenblick über, seinen göttlichen Vollkommenheiten zuwider gehandelt. In diesem Fall, ist er nicht unwandelbar; seine Güte und Gerechtigkeit können sich einige Zeitlang verläugnen; und wer kann uns dann Gewähr leisten, daß sich seine Eigenschaften, auf die man sich verläßt, nicht auch in dem künftigen Leben verläugnen, das nur darum erfunden ist, um die Gottheit wegen der Abweichungen zu entschuldigen, die sie sich, in dieser Welt, erlaubet. Was ist das für ein Gott, dem es nicht möglich ist, seine Geliebten glücklich zu machen, ohne sie, ungerechter Weise, zu kränken, wenigstens während ihrem Aufenthalt hiernieden? Um also Gott zu rechtfertigen, wird

man

man sich wieder hinter andere Hypothesen verbergen müssen; man wird annehmen müssen, daß der Sterbliche seinen Gott beleidigen könne, daß er die Ordnung in der Natur stöhren, die Glückseligkeit eines höchst glücklichen Wesens unterbrechen, und die Absichten eines allmächtigen Wesens verhindern könne. Man wird, um dieses alles unter einander zu vergleichen, seine Zuflucht zum System von der Freyheit der menschlichen Handlungen, nehmen müssen. (48) Und so wird man sich stufenweise genöthiget sehen, die unwahrscheinlichsten, widersinnigsten, und ungründlichsten Begriffe anzunehmen, sobald man den Satz behaupten will, daß die Welt von einem verständigen Wesen, das ganz Weisheit, Güte und Gerechtigkeit sey, regieret werde. Dieser einzige Grundsatz ist hinreichend, uns allmählig zu den gröbsten Irrthümern zu führen.

So sind, also, diejenigen, die uns von der göttlichen Weisheit, Güte und Verstande so viel zu verkündigen wissen, uns diese Eigenschaften in der ganzen Natur aufstellen, und sich auf diese Werke, als unwidersprechliche Beweise von der Existenz eines Gottes, oder einer durch ihn wirkenden Kraft berufen, eingebildete und verblendete Menschen, die nur einen Theil des großen Bildes erblicken, ohne das Ganze zu übersehen. Von dem Phantome berauschet, das sie sich gebildet haben, gleichen sie jenen liebenden, die den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, ganz ohne Mängel finden: sie verbergen, und rechtfertigen die Unvollkommenheiten und Flecken desselben, ja gehen manchmal gar so weit, sie für Vollkommenheiten zu halten.

Hier-

(48) Giebt es etwas ungereimteres, als die Meynungen einiger Delsten, welche dem Menschen die Freyheit absprechen, und gleichwohl, immer, von einem belohnenden, und bestrafenden Gotte reden? Wie kann ein Gott nothwendige Handlungen strafwürdig finden?

Hieraus sieht man, daß die, aus der Ordnung in der Natur, und der Harmonie des Ganzen, hergenommenen Beweise für das Daseyn eines höchsten, verständigen Wesens, nur eingebildete Beweise bleiben, und nur für diejenigen von Gewicht seyn können, die auf eine eigne Art organisirt, und geformt sind, oder deren lebhafte Einbildungskraft, fruchtbar ist angenehme Traumbilder hervorzubringen, die sie, nach ihrem Gefallen, verschönern. Doch sogar selbst für sie, müssen diese Täuschungen oft verschwinden, und ihre Kraft verlieren, sobald ihre eigne Maschine in Unordnung geräth. Das Reizende, das sie vorher, überall in der Natur, erblickten, muß sodann der Unordnung und der Verwirrung Raum geben. Ein Mensch, der von Natur schwermüthig ist, und es durch Unglück, oder Krankheiten noch mehr wird, kann die Natur, oder ihren vermeinten Schöpfer, nicht mit dem Auge ansehen, mit dem ihn ein heitrer, gesunder, und zufriedner Mensch betrachtet. Mit seinem Unglück beschäftiget, wird er, in der Natur, nichts als Unordnung, und Mangel finden, wird ihn alles betrüben, was er siehet. Die ganze Natur, scheint ihm ein Schauplatz der Bosheit, oder der Rache eines erbitterten Tyrannen; er kann dieses übelwollende Wesen nicht aufrichtig lieben, und, mitten unter den sclavischen Ehrenbezeigungen, die er ihm erweiset, zittert er vor einem verhaßten Tyrannen, dessen Eigenschaften kein andres Gefühl in seiner Seele erwecken können, als Gefühl des Mistrauens, der Furcht, und des Kleinmuths. Kurz, er wird abergläubisch, leichtgläubig und oft so grausam als sein Herr, dessen Beyspiel er nachzuahmen, sich berufen glaubt.

Zu folge dieser, aus einem unglücklichen Temperamente, und verdrüßlichen Gemüthslage, erzeugten Begriffe, sind die Abergläubischen beständig voll Schrecken, Angst, und Unruhe. Die Natur hat für sie keinen Reiz; sie nehmen an keiner ihrer lachenden Scenen Theil; sie

halten

halten diese für den glücklichen Schwärmer so herrliche schöne Welt, für ein Thal der Thränen, worein sie ein erzürnter und rachgieriger Gott nur darum gesetzt hat, um sie für ihre, oder ihrer Väter Missethaten büßen zu lassen, und um sie, als Opfer seines despotischen Willens, von einer Prüfung zur andern zu führen, bis sie einmal in ein andres Leben übergehen sollen, wo ewiges Glück, oder Elend ihr Loos seyn wird, je nachdem sie sich hier, gegen einen Gott betragen haben, der ihr Schicksal in seinen Händen hat.

Diese finstern Begriffe sind es, welche alle Arten des Gottesdienstes in der Welt hervorgebracht, allen so thörichten und grausamen Aberglauben, alle widersinnigen Büssungen, alle ausschweifenden Begriffe und Meynungen, alle Geheimnisse, Lehrsätze, Ceremonien und Gebräuche, mit einem Worte, alle Religionen ausgebreitet haben. Immer waren sie, und immer werden sie, ewige Quellen von Unruhen, Zwietracht, und Raserey, für Träumer bleiben, die ihre schwarze Galle zur Bosheit, ihre verwirrte Einbildungskraft zur Schwärmerey, und ihre Unwissenheit zur Leichtgläubigkeit geneigt macht, und sie blindlings ihren Priestern gehorchen heißt. Diese bedienen sich oft, ihres eignen Vortheils wegen, jenes mürrischen Gottes, um sie zu allerhand Verbrechen aufzuwiegeln, und sie dahin zu bringen, die Ruhe andrer zu vergiften, wie sie die ihrige vergiftet hatten.

Nur in der Verschiedenheit der Temperamente, und der Neigungen, muß man den Unterschied suchen, den wir zwischen dem Gott des Theisten, des Verfechters der besten Welt, des glücklichen Schwärmers, und dem Gott des Andächtigen, des Abergläubischen und des Zeloten, finden, den seine Trunkenheit, so oft, ungesellig und grausam macht. Sie sind, insgesamt, gleich unsinnig, und werden von ihrer Einbildung hintergangen. Die

einen betrachten Gott in ihren zärtlichen Aufwallungen nur von der guten, die andern nur von der schlimmen Seite. So oft man einen falschen Satz zum Grunde legt; so oft wird auch alles Raisonnement darüber, in einer langen Reyhe von Irrthümern fortgehen. So oft man dem Zeugnisse der Sinne, der Erfahrung und der Vernunft entsagt, so oft ist es auch unmöglich, die Grenzen zu kennen, wo die Einbildungskraft still stehen soll. Es ist wahr, die Ideen des glücklichen Schwärmers sind, für ihn selbst, und andre, nicht so gefährlich, als die Ideen des gallensüchtigen Abergläubischen, den sein Temperament übelwollend, und grausam machen wird. Indessen ist der Gott des einen, nicht weniger als des andren, eine Chimäre. Jener ist das Resultat angenehmer Träume; dieser die Wirkung einer Verrückung des Gehirns.

Von dem Deismus zum Aberglauben ist immer nur ein Schritt zu thun. Die geringste Revolution in der Maschine, eine unerwartete Betrübniß, oder sonst etwas dergleichen, ist hinreichend, die Säfte in Unordnung zu bringen, das Temperament zu verbittern, und das ganze System des Deisten, oder des glücklichen Schwärmers, über den Haufen zu werfen. So bald er das Bild seines Gottes entstellt findet; sobald hört für ihn diese schöne Ordnung in der Natur auf, und die Schwermuth bringt ihn, nach und nach, auf Aberglauben, Kleinmuth, und alle das Unnatürliche, welches Fanatismus und Leichtgläubigkeit hervorbringt.

Da die Gottheit nirgends, als in der Einbildung der Menschen vorhanden ist; so muß sie, nothwendigerweise, die Farbe ihres Charakters annehmen. Sie wird, folglich, alle Revolutionen ihrer Maschine erfahren; sie wird, heiter, oder traurig, wohlthätig oder schädlich, leutselig oder feindselig, gesellig oder ungesellig, menschlich

lich oder grausam seyn, je nachdem derjenige gesinnet ist, der sich dieselbe bildet. Ein Mensch, der vom Glück zum Unglück, von der Gesundheit zur Krankheit, von der Freude zur Traurigkeit, übergeht, kann nicht unter dergleichen Veränderungen seines Zustandes dieselben Begriffe von Gott behalten. Aber welch ein Gott ist das, der immerfort von den Veränderungen abhängt, welche natürliche Ursachen in den Organen des Menschen wirken? Fürwahr, ein seltsamer Gott, wovon sich der schwankende Begriff nach der Hitze oder der Flüßigkeit unsers Blutes richtet!

So viel ist gewiß, daß ein, immer guter, weiser, und mit liebenswürdigen, und wohlthätigen Eigenschaften ausgezierter Gott, eine weit verführerische Chimäre ist, als der Gott des Fanatikers, und des Abergläubigen. Aber er ist gleichwohl eine Chimäre, welche gefährlich werden wird, sobald sich die Umstände oder das Temperament derer ändert, die sich damit beschäftigen. Wenn sie sehen, daß sich ihr Gott, dieser vermeinte Urheber der Natur, geändert hat; so werden sie sich nicht enthalten können, ihn für ein, sich selbst widersprechendes Wesen anzusehen, auf welches man sich nicht verlassen kann. Ungewißheit, und Furcht, wird sich dann ihrer Seele bemächtigen; und dieser Gott, der ihnen anfänglich so reizend vorkam, wird für sie ein Gegenstand des Schreckens werden, der sie zu dem düstersten Aberglauben geneigt macht, von dem sie, anfänglich, so weit entfernt schienen.

Der Theismus, oder die sogenannte natürliche Religion, kann also keine sichren Gründe haben; und ihre Anhänger können weder in ihren Meynungen, über die Gottheit, noch in Ansehung des davon abzuleitenden Betragens, zu etwas Gewissen kommen. Ihr, ursprünglich, auf einen weisen, und verständigen Gott, gegründetes System, dessen Güte sich nie verläugnen kann, muß sich unter verän-

änderten Umständen in Fanatismus und Aberglaube verkehren. Dieses, nach und nach, von Schwärmern verschiedner Art ausgedachte System, muß unaufhörliche Veränderungen leiden, und bald von seiner gerühmten anfänglichen Einfachheit abgerathen. Die meisten Philosophen, haben den Deismus an die Stelle des Aberglaubens einführen wollen; aber sie haben nicht gemerkt, daß der Deismus so beschaffen war, daß er sich verderben und ausarten müsse, eine Wahrheit, die durch tausend traurige Beweise bestätiget wird. Der Theismus hat sich überall verderbt, hat, nach und nach, den Aberglauben, und alle die ausschweifenden, und schädlichen Sekten aufgebracht, womit das menschliche Geschlecht angesteckt worden ist. Sobald der Mensch, außer der Natur existirende, unsichtbare Kräfte annimmt, in Ansehung derer, sein unruhiger Geist niemals bleibende, und gewisse Begriffe festsetzen kann, und welche ihm seine Einbildungskraft allein zu schildern im Stande ist, sobald er nicht mehr das Herz hat, seine Vernunft über diese eingebildeten Kräfte zu Rathe zu ziehen, so muß ihn dieser erste Fehltritt, nothwendig, irre führen, und sein Verhalten muß, wie seine Meynungen, in der Länge auf Abgeschmacktheiten gerathen. (49.)

Thei-

(49) Die Religion Abrahams, scheint anfänglich ein Deismus gewesen zu seyn, der die Chaldäer von ihrem Aberglauben zurückbringen sollte. Der Deismus Abrahams, ward durch Mosen verfälscht, der sich desselben bediente, um den jüdischen Aberglauben zu bilden. Sokrates war ein Deist, wie Abraham, und glaubte göttliche Eingebungen. Plato, ein Schüler, schmückte den Deismus seines Lehrers mit mystischen Farben, die er von den ägyptischen und chaldäischen Priestern entlehnte, und in seinem poetischen Gehirne modifizirte. Plato's Schüler, Proclus, Jamblich, Plotin, und Porphyr rc. waren wahrhaftige Fanatiker, voll des gröbsten Aberglaubens. Endlich waren die ersten christlichen Lehrer, Platoniker, welche den jüdischen, und durch

Theisten, oder Deisten, nennt man unter uns diejenigen, die über eine Menge grober Irrthümer erleuchtet, die der Aberglaube des gemeinen Haufens, nach und nach eingenommen hat, sich lediglich an den unbestimmten Begrif der Gottheit halten, die sie blos als eine unbekannte Grundkraft betrachten, die mit Verstand, Weisheit, Macht, Güte, und, um kurz zu fassen, mit unendlichen Vollkommenheiten, versehen ist. Nach ihnen, ist dieses Wesen von der Natur ganz unterschieden. Daß es würklich sey, beweisen sie aus der überall hervorleuchtenden Ordnung und Schönheit. Für seine wohlthätige Vorsehung in voraus eingenommen, wollen sie die Uebel nicht sehen, die diesem Naturgeist lediglich zur Last gelegt werden müßten, so bald er sich nicht seiner Macht bedient, um sie zu verhindern. Von diesen Ideen berauscht, deren Ungrund bereits gezeigt worden ist, darf man sich nicht wundern, in ihren Systemen, und in den daraus gezogenen Folgerungen, so wenig Uebereinstimmung zu sehen. So glauben einige, daß sich dieses eingebildete Wesen, in die Unermeßlichkeit seines Selbst zurückziehe, und zufrieden damit, die Materie aus

die Apostel, oder Jesum, geläuterten Aberglauben, mit dem Platonismus verbanden. Viele haben Jesum für einen wahren Deisten gehalten, dessen Religion, nach und nach, verfälscht worden ist. Auch ist in den Büchern, welche das ihm zugeschriebene Gesetz enthalten, weder von Gottesdienst, noch von Priestern, noch von Opfern, noch von den meisten Lehrsätzen des gegenwärtigen Christenthums die Rede, welches der schädlichste unter allen Arten des Aberglaubens geworden ist. Wenn sich Mohamed wider den Polytheismus seines Landes setzt, so wollte er nur die Araber zum ersten Deismus Abrahams, und seines Sohns Israels zurückführen, und gleichwohl hat sich der Mohametismus in zwey und siebenzig Sekten getheilt. Alles dieses beweiset, daß der Deismus, immer, mit mehr oder weniger Fanatismus vermischt ist, der früher, oder später, in Verheerungen ausbricht.

dem Nichts hervor gerufen zu haben, sie den Folgen der, ihr anfänglich gegebnen Bewegung überlasse. Sie brauchen Gott nur dazu, um die Natur zu zeugen: so wie dieses geschehen ist; so ist alles, was darinn vorgeht, nichts weiter, als eine nothwendige Folge des ersten Stosses, den er ihr gab. Daß die Welt sey, war sein Wille; aber zu groß, um sich mit dem Einzelnen der Verwaltung abzugeben, überließ er alle Begebenheiten den Unterursachen, oder natürlichen Ursachen, und lebt, was seine Geschöpfe betrift, in der vollkommensten Gleichgültigkeit, als welche weiter in keinem Verhältniß mit ihm stehen, und sein unwandelbares Glück in nichts stöhren können. Hieraus sieht man, daß auch die, am wenigsten abergläubigen Deisten, aus ihrem Gotte, ein für die Menschen gleichgültiges Wesen machen; aber sie brauchten nun einmal ein Wort, um die erste Ursache, oder diejenige unbekannte Kraft damit auszudrücken, der sie, weil sie die Energie der Natur nicht kennen, die erste Schöpfung, oder die Anordnung einer, mit Gott gleich ewigen, Materie zuschreiben zu müssen glauben.

Andre Deisten, von lebhafterer Einbildungskraft, nehmen nähere Verhältnisse, zwischen dem Naturgeiste, und den Geschöpfen an. Jedweder von ihnen, erweitert, oder verengert diese Verhältnisse, nach der Fruchtbarkeit seines Genies, bildet sich Pflichten des Menschen, gegen seinen Schöpfer ein, und glaubt, daß man sich ihm gefällig mache, wenn man seine vorgebliche Güte nachahmt, und, gleich ihm, seinen Mitgeschöpfen Gutes thut. Einige glauben, daß dieser Gott, als ein gerechtes Wesen für diejenigen, welche ihrem Nebenmenschen Gutes thun, Belohnungen, und für die, welche sie kränken, Strafen aufhebe; woraus man sieht, daß diese ihre Gottheit etwas menschlicher einrichten, als die andern, indem sie selbige einem Monarchen ähnlich machen, der seine Unterthanen belohnet, oder bestraft, nach-

nachdem sie ihre Pflichten, und seine Gesetze erfüllet, oder nicht erfüllt haben. Diese können sich nicht, wie die Deisten im strengern Verstande, an einem unbeweglichen, und gleichgültigem Gott begnügen; sie müssen einen Gott haben, der mit ihnen selbst in nähern Beziehungen stehet, oder, der ihnen wenigstens dazu hilft, einiges Räthselhafte in dieser Welt aufzulösen. Da sich jedweder dieser Beobachter, welche wir Theisten nennen wollen, um sie von jenen zu unterscheiden, sein eigenes System, über die Religion macht, so stimmen sie, weder in der Art ihres Gottesdienstes, noch in ihren Meynungen überein. Sie unterscheiden sich durch manchmal unmerkliche Nüancen, welche vom einfachen Deismus an, einige bis zum Aberglauben führen. Kurz, wenig mit sich selbst einig, wissen sie nicht, wo sie stehen bleiben sollen. (50)

Man darf sich hierüber nicht wundern. Wenn der Gott der **Deisten** so etwas ganz Gleichgültiges ist, so ist der Gott der **Theisten** nothwendig voll Widersprüche. Beyde nehmen ein Wesen an, das eine bloße Erdichtung ist. Machen sie es materiell; so gehört es zur Natur: machen sie es geistig; so haben sie keine würklichen Begriffe mehr davon: legen sie ihm moralische Eigenschaften

(50) Es ist leicht sich zu überzeugen, daß die Schriften der Theisten, und Deisten, gemeiniglich eben so voll von Paralogismen, und Widersprüchen sind, als nur immer die Schriften der Theologen; ihre Systeme sind oft das unzusammenhängendeste Raisonnement. Einige sagen: alles sey nothwendig, läugnen die Geistigkeit, und Unsterblichkeit der Seele, und sprechen den Menschen die Freyheit zu handeln ab. Sie brauchen ein Wort, das ihnen die Gewohnheit nothwendig gemacht hat. Es giebt nur wenig Menschen, welche den Muth haben, in ihren Urtheilen sich treu zu bleiben; aber ich fodre alle Verehrer einer Gottheit auf, so verschieden auch immer ihre Benennungen seyn mögen,

bey; so machen sie einen Menschen daraus, wovon sie nur die Vollkommenheiten bewundern, aber dessen Eigenschaften sich augenblicklich verläugnen, so bald man es als den Urheber aller Dinge ansiehet. So bald, also, der Mensch in Unglück geräth, so ist er so gleich bereit, die Vorsehung zu läugnen, über Endursachen zu spotten, und sieht sich gedrungen zu glauben, daß dieser Gott, entweder ohnmächtig sey, oder auf eine seiner Güte widersprechende Art handle. Doch sind nicht die, welche einen gerechten Gott annehmen, genöthiget, auch Pflichten und Vorschriften anzunehmen, welche dieses Wesen vorgeschrieben hat, welches man außerdem nicht beleidigen kann, wenn man seinen Willen nicht weiß? Der Theist geräth also, wenn er sich das Verhalten seines Gottes erklären will, aus einer Verwirrung in die andere, aus der er sich nicht zu helfen weiß, als wenn er alle theologischen Träume, ja so gar alle die ungereimten Fabeln annimmt, welche man erfunden hat, um sich die so seltsame Haushaltung dieses so weisen, gütigen, und gerechten Wesens zu erklären. Sie werden von Voraussetzungen zu Voraussetzungen, bis zum Sündenfall Adams, und den Abfall der rebellischen Engel, oder bis zum Verbrechen des Prometheus, und der Büchse der Pandore, zurückgehen müssen, um zu finden, wie die Sünde in eine, von einem wohlthätigen und verständigen Wesen beherrschte Welt

mögen, sich zu befragen, ob sie mit dem Wesen, das sie Gott nennen, nur einigen dauerhaften, unveränderlichen, und der Natur der Dinge angemessenen Begriff verbinden können, und sie werden finden, daß sie, sobald sie es von der Natur unterscheiden, nichts mehr dabey denken. Die Abneigung, welche die meisten wider den Atheismus haben, gleicht vollkommen dem Abscheu gegen das Leere. Sie müssen Etwas glauben; ihre Vernunft kann nicht im Schweben bleiben, besonders dann, wenn sie sich einbilden, daß die Sache sie nahe angehe. Ehe sie gar nichts glauben, möchten sie lieber alles glauben, was man nur will, und denken, der sicherste Weg sey, eine Partie zu ergreifen.

Welt kommen konnte. Man wird die Freyheit der menschlichen Handlungen annehmen müssen; man wird zugeben müssen, daß das Geschöpf seinen Schöpfer beleidigen, seinen Zorn reizen, seine Leidenschaften erregen, und hinwiederum, durch abergläubische Kasteyungen und Büßungen, besänftigen kann. Nimmt man an, die Natur sey einer verborgenen Macht von unerforschlichen Eigenschaften unterworfen, die auf eine geheimnißvolle Art handle, und wirke, warum will man nicht auch annehmen, daß Ceremonien, Bewegungen des Körpers, Worte, Gebräuche, Tempel und Statuen gleichmäßig verborgene Tugenden enthalten können, um uns das geheimnißvolle Wesen, das wir anbeten, geneigt zu machen? Warum wollte man nicht die geheime Kraft der Magie, und Theurgie, der Bezauberungen, Amuleten, und Talismanne einräumen? Warum wollte man nicht an Eingebungen, Erscheinungen, Zeichen und Vorbedeutungen glauben? Konnte nicht die alles bewegende Grundkraft, unergründliche Wege wählen, um sich den Menschen zu offenbaren, und konnte sie sich nicht der Verwandlungen, der Fleischwerdungen und der Transsubstantiationen bedienen? Kommen nicht alle diese Träume aus ungereimten Begriffen, die sich die Menschen von der Gottheit gemacht haben? Sind alle diese Dinge, und alle vermeintlich damit verbundnen Tugenden, unglaublicher und unmöglicher, als die Begriffe des Theismus, welche voraussetzen, daß ein unbegreiflicher, unsichtbarer, und unmaterieller Gott im Stande gewesen sey, die Materie zu erschaffen, und zu bewegen; daß ein Gott, ohne Organe, Verstand haben, wie die Menschen denken, und moralische Eigenschaften besitzen; daß ein verständiger und weiser Gott, die Unordnung zulassen; daß ein unveränderlicher, und gerechter Gott, zugeben könne, daß die Unschuld, einige Zeit lang, unterdrückt sey? Wenn man, einen so widersprechenden, so vernunftwidrigen Gott annimmt; so darf sich die Vernunft durch nichts weiter empören lassen. So bald man

einen

einen solchen Gott annimmt, so kann man auch alles glauben. Es ist unmöglich, den Punkt zu bestimmen, wo die Einbildung aufhören müsse. Nimmt man Verhältnisse zwischen dem Menschen, und diesem unbegreiflichen Wesen an; so muß man ihm Altäre bauen, Opfer schlachten, und sich mit Bitten und Geschenken an ihn wenden. Kann man von diesem Wesen nichts begreifen; so ist der sicherste Weg, sich auf seine Diener zu verlassen, deren Amt es ist, ihn kennen zu lernen, um ihn andern bekannt zu machen. Kurz, es ist keine Offenbarung, kein Geheimniß, keine gottesdienstliche Uebung, die man nicht auf das Wort der Priester anerkennen müsse, als welche in allen Ländern des Erdbodens in dem Besitze sind, die Menschen zu lehren, was sie von den Göttern glauben sollen, und ihnen die Mittel anzuzeigen, sich denselben gefällig zu machen.

Hieraus ergiebt es sich, daß die Deisten, oder Theisten, keine triftigen Bewegungsgründe haben, sich von den Abergläubigen abzusondern, und daß es unmöglich sey, die Grenzlinie anzugeben, die sie von den leichtgläubigsten Menschen, oder von denen, die über das, was die Religion betrift, am wenigsten raisonniren, scheidet. Es ist in der That schwer, mit Genauigkeit das eigentliche Maas des Wahnsinnes zu bestimmen, den man sich erlauben darf. Wenn sich die Deisten weigern, den Abergläubigen, Schritt vor Schritt in ihrer Leichtgläubigkeit zu folgen; so sind sie noch weniger zuverläßig, als die letzten, die, nachdem sie einmal, auf das Wort ihrer Priester, eine ungereimte, sich widersprechende und seltsame Gottheit angenommen haben, auch auf ihr Wort, die lächerlichen und seltsamen Mittel annehmen, die man ihnen anweiset, sich jenes Wesen geneigt zu machen. Jene legen eine falsche Hypothese zum Grunde, wovon sie die Folgen nicht zugeben wollen; diese nehmen Grund und Folgen an. (51) Ein Gott, der nur in

der

der Einbildung besteht, verlangt einen eingebildeten Gottesdienst. Die ganze Theologie, ist eine bloße Erdichtung; und in dem Erdichteten giebt es so wenig Stufen, als in der Wahrheit. Wenn Gott ist, so muß auch alles von ihm geglaubt werden, was seine Diener davon sagen. Alle Träume des Aberglaubens, haben nichts unglaublicheres, als die unglaubliche Gottheit, die sie zum Grunde nehmen. Selbst diese Träume, sind nichts anders als Corollarien, die, mit mehr oder weniger Geschicklichkeit,

(51) Ein tiefer Philosoph hat, mit Grunde, die Bemerkung gemacht, daß der Deismus, eben so vieler Ketzereyen und Schismen fähig sey, als nur immer der Aberglaube. Die Deisten, haben mit den Abergläubigen gemeine Prinzipien, und diese haben, in den hierüber vorfallenden Streitigkeiten, oft über jene den Vortheil. Wenn es einen Gott giebt, das heißt, ein Wesen, wovon wir keinen Begriff haben, und der gleichwohl Verhältnisse mit uns hat, warum sollten wir ihn durch keinen Gottesdienst ehren? Aber, fragt man, welcher Vorschrift sollen wir bey diesem Gottesdienste folgen? Der sicherste Weg wird der seyn, bey dem Gottesdienst unsrer Väter, und unsrer Priester zu bleiben. Warum sollten wir auch einen andern aussuchen? Ist dieser Gottesdienst unschicklich, so ist es nicht unser Amt, ihn zu untersuchen. So unschicklich er denn auch immer sey, so ist der sicherste Weg dieser, uns den andern gleich zu halten, und es ist genung, zu sagen, daß eine unbekannte Ursache, wohl auch, auf eine, für uns unbegreifliche Art, handeln könne, daß die Absichten Gottes unergründliche Abgründe sind; daß es rathsam sey, uns blindlings auf unsre Führer zu verlassen; daß wir wohl thun, wenn wir sie als untrüglich betrachten u. s. w. Hieraus sieht man, daß ein folgernder Theismus, zur kleinmüthigsten Leichtgläubigkeit, zum Aberglauben, und selbst zum gefährlichsten Fanatismus führen könne. Denn ist wohl der Fanatismus etwas anders, als eine, mit der Vernunft unverträgliche Leidenschaft für ein Wesen, das lediglich in der Einbildung besteht? Der Theismus ist in Ansehung des Aberglaubens, was die Reformation oder der Protestantismus in Ansehung der Römisch-katholischen Religion gewesen ist. Die durch einige ungereim-

keit, aus den Folgerungen gezogen sind, welche Enthusiasten, oder Träumer, durch ihr Nachdenken, aus seinem unerforschlichen Wesen, aus seiner unerklärbaren Natur, aus seinen widersprechenden Eigenschaften abgeleitet haben. Warum will man still stehen bleiben? Giebt es in irgend einer Religion ein Wunder, das schwerer zu glauben sey, als das Wunder der Schöpfung, und der Entwickelung aus dem Nichts? Giebt es ein unbegreif-

reinste Mysterien empörten Reformatoren, haben verschiedene andre unbestritten gelassen, die nicht weniger empörend waren. Sobald man einen Gott annehmen kann, wie ihn die Theologie vorträgt, so ist nichts mehr in der Religion, das man nicht auch annehmen könnte. Auf der andern Seite, wenn die Protestanten, der Reformation ungeachtet, oft intolerant gewesen sind, so ist dieses von den Theisten gleichfalls zu fürchten; denn es hält schwer, sich nicht aufbringen zu lassen, wenn der Gegenstand angegriffen wird, an dem uns viel gelegen ist. Gott ist nur darum zu fürchten, weil sein Interesse die Gesellschaft störet. Unterdessen kann man nicht läugnen, daß der reine Theismus, oder was man natürliche Religion nennt, dem Aberglauben vorzuziehen sey, so wie die Reformation aus den Ländern, die sie angenommen haben, manchen Misbrauch verdränget hat. Nur eine unbeschränkte, ungestöhrte Freyheit zu denken, kann uns die Gemüthsruhe würklich versichern. Die Meynungen der Menschen sind nur dann gefährlich, wenn man sie einschränken will, oder, wenn man sich verbunden glaubt, andere so denken zu lehren, wie wir selbst denken. Keine Meynungen, nicht einmal die Meynungen des Aberglaubens, würden gefährlich seyn, wenn sich die Abergläubigen nicht in ihrem Gewissen für verbunden erachteten, zu verfolgen, und wenn sie nicht die Macht dazu hätten. Dieses Vorurtheil ist es, das man zum Besten des menschlichen Geschlechts ausrotten sollte, und wenn dieses nicht möglich ist, so sollte die Philosophie darauf bedacht seyn, denen, welche in einem Staate die Gewalt in den Händen haben, zu empfehlen, niemals unter ihren Unterthanen, wegen religieuser Meynungen, Kränkungen zuzulassen.

greiflicheres Geheimniß, als einen unbegreiflichen Gott, den man gleichwohl nothwendig anerkennen muß? Giebt es etwas widersprechenderes, als einen verständigen und allmächtigen Werkmeister, der nur baut, um einzureissen? Ist etwas unnützlicheres, als der Natur eine Macht zuzugesellen, die uns keines der Phänomene in der Natur erklären kann?

Wir können demnach mit Recht urtheilen, daß der leichtgläubigste Abergläubigste zusammenhängender raisonnirt, oder wenigstens seinem System getreuer bleibt, als die, welche, nachdem sie einen Gott angenommen haben, wovon sie keinen Begriff angeben können, plötzlich stehen bleiben, und sich weigern, ein System des Betrugens zuzugeben, welches das unmittelbare und nothwendige Resultat eines anfänglichen Hauptirrthums ist. So bald man ein vernunftwidriges Principium zugiebt, so ist man nicht weiter berechtiget, der Folgen wegen, sich auf die Vernunft zu berufen, sie mögen auch so abgeschmackt seyn, als sie wollen.

Der menschliche Geist — eine Sache, die zum Besten der Menschen nicht zu oft wiederholt werden kann — mag noch so sehr arbeiten, so bald er einmal die sichtbare Natur verläßt, verirrt sich, und muß früh oder spät wieder zu ihr zurückkehren. Wenn er die Natur, und ihre Energie verkennt, wenn er einen Gott braucht, um sie zu bewegen; so hat er keinen Begriff mehr davon, und sogleich ist er gezwungen, einen Menschen daraus zu machen, wovon er selbst das Muster ist. Er glaubt einen Gott daraus zu machen, indem er ihm seine eignen Eigenschaften beylegt; er glaubt diese Eigenschaften des obersten Monarchen würdiger zu machen, indem er sie übertreibt, unterdessen er durch vieles abstrahiren, verneinen, und übertreiben, sie verringert, oder durchaus unverständlich macht. Wenn er sich selbst nicht mehr ver-

versteht, und sich in seinen eigenen Träumen verliert, so glaubt er einen Gott gemacht zu haben, da er doch nur ein Wesen der Einbildung hervor gebracht hat. Ein Gott mit moralischen Eigenschaften, behält immer den Menschen zum Modell; ein Gott mit Eigenschaften, wie sie ihm die Theologie beylegt, hat gar kein Modell, und kann für uns nicht existiren. Aus der lächerlichen, und abstechenden Verbindung, zweyer so verschiedener Wesen, kann blos eine Chimäre entstehen, mit welcher sich unsre Vernunft, die in keiner Verhältniß mit ihr stehen kann, vergeblich beschäftiget.

Was könnten wir auch von einem Gott, so wie er uns beschrieben wird, erwarten? Was könnten wir von ihm bitten? Wenn er ein geistiges Wesen ist, wie kann er die Materie bewegen, und wider uns verfahren? Wenn er die Gesetze der Natur eingerichtet hat, wenn er den Wesen ihre Substanz und Eigenschaften gegeben hat, wenn alles, was geschieht, der Beweis, und die Wirkung seiner tiefen Weisheit, und unendlichen Vorsehung ist, was hilft es, daß wir ihn bitten? Sollen wir ihn bitten, uns zu Gefallen, den unveränderlichen Lauf der Natur zu verändern? Kann er, selbst wenn er es wollte, seine unwandelbaren Rathschlüsse abändern, oder seinen Plan von neuem anfangen? Sollen wir ihn bitten, daß er, uns zu Gute, die Wesen den Eigenschaften zuwider wirken lasse, die er ihnen mitgetheilt hat? Kann er verhindern, daß ein seiner Natur nach harter Körper, wie ein Stein ist, durch seinen Niederfall einen zerbrechlichen Körper, wie die menschliche Maschine, beschädige, deren Eigenschaft ist empfindlich zu seyn? Dieser Gott sey also beschaffen, wie er wolle, immer dürfen wir ihn nicht um Wunder bitten. Wie groß auch immer sein Vermögen sey; so würde sich seine Unveränderlichkeit der Ausübung dieser Macht, der Ausübung seiner strengen Gerechtigkeit, seine Gütigkeit, den Aenderungen, die er in seinem Plan wür-

würde vornehmen wollen, sein Verstand widersetzen. Man sieht hieraus, daß die Theologie selbst, vermöge so widersprechender Eigenschaften, aus ihrem Gott ein unbewegliches, und für den Menschen gleichgültiges Wesen macht, dem Wunder zu verrichten unmöglich ist.

Man wird vielleicht einwenden, daß die unendliche Weisheit des Schöpfers in die Wesen, die er gemacht hat, geheime Getriebe gelegt habe, wovon wir schwache Menschen keinen Begrif haben, und daß er, ohne, weder in den Gesetzen der Natur, noch in dem Wesen der Dinge, etwas abzuändern, Wirkungen hervorzubringen vermögend sey, welche unsren eingeschränkten Verstand übersteigen, ohne daß diese Wirkungen, der, von ihm in der Natur festgesetzten Ordnung zuwider wären. Ich antworte hierauf erstlich, daß alles, was der Natur der Dinge angemessen ist, weder übernatürlich oder wunderbar genennet werden könne. Manches ist freylich über unsre Fassungskraft; aber alles, was in der Welt geschieht, ist natürlich, und kann schicklicher der Natur selbst, als einem Naturgeist zugeschrieben werden, wovon wir keinen Begriff haben. Ich antworte zweytens, daß man durch das Wort **Wunder** eine Wirkung ausdrückt, deren man die Natur, weil man sie nicht genug kennt, für unfähig hält. Ich antworte drittens, daß die Theologen, unter allen Zonen, durch das Wort **Wunder** nicht eine außerordentliche Aeusserung der Natur, sondern eine den Gesetzen dieser Natur gerade zu widerstreitende Wirkung anzeigen wollen, welcher doch gleichwohl Gott feste Gesetze vorgeschrieben haben soll. (52) Ferner,

(52) Ein Wunder, sagt Boddäus, ist eine Handlung, durch welche die Gesetze der Natur aufgehalten werden, auf welchen die Ordnung und Erhaltung des Ganzen beruhet. In der Abhandlung vom Atheismus, S. 140.

ner, wenn Gott bey Werken, über die wir erstaunen, oder die wir nicht begreifen, nichts weiter, als ein Kunststück verborgner Triebfedern angebracht hat; so ist nichts in der ganzen Natur, was nicht in diesem Verstande als ein Wunder angesehen werden könnte, indem uns die Ursache, warum ein Stein in gerader Linie fällt, eben so verborgen ist, als die Ursache, warum sich die Erde um ihre Axe dreht. Endlich, und wenn Gott bey einem Wunder nichts weiter thut, als daß er von den Kenntnissen der Naturkräfte Gebrauch macht, um uns in Verwunderung zu setzen, so handelt er blos, wie viele unter uns, die klüger oder erfahrner sind, als der gemeine Haufe, bey dem sie, durch ihre Kunststücke, und wunderwürdige Geheimnisse ein Erstaunen erregen, indem sie sich seiner Unwissenheit, oder Verstandesschwäche, zum Nutzen machen. Die Erscheinungen der Natur durch Wunder erklären, heißt, eingestehen, daß man ihre wahren Ursachen nicht begreift; sie einem Gott zuschreiben, heißt bekennen, daß man die Mittel, und Verbindungen, in der Natur, nicht kennt. Einem höchstverständigen, unwandelbaren, vorhersehenden und weisen Wesen, Wunder zuschreiben, durch welche er seine eigene Gesetze abändert, heißt seine Eigenschaften heruntersetzen. Ein allmächtiger Gott braucht keine Wunder, um die Welt zu regieren, noch um seine Geschöpfe zu überzeugen, deren Verstand und Herz er in seinen Händen hat. Alle Wunder, welche alle Religionen auf dem Erdboden für Beweise des Antheils ausgeben, die der Allerhöchste daran nimmt, beweisen nur die Unbeständigkeit dieses Wesens, und die Unmöglichkeit, in welcher er sich befindet, die Menschen von dem, was er ihnen gern einprägen möchte, zu überzeugen.

Endlich, glaubt man sich durch die Frage zu helfen, ob es nicht besser sey, von einem weisen, verständigen und gütigen Wesen abzuhängen, als von einer blinden Natur, in der wir keine für uns tröstliche Eigenschaft finden,

der in einem nothwendigen, und durch unsre Bitten, nie zu erweichendem Schicksale? Hierauf antworte ich: erstlich, daß unser Vortheil nicht die Wirklichkeit einer Sache entscheide, und daß dadurch, daß es für uns vortheilhafter wäre, von einem uns so nützlichen Wesen abzuhängen, die Existenz dieses Wesens nicht erwiesen werde. Zweytens, daß uns dieses so gütige und weise Wesen, auf der andern Seite, als ein unbilliger Tyrann abgebildet wird, und daß es für den Menschen wünschenswerther seyn würde, von einer blinden Natur, als von einem Wesen abzuhängen, dessen gute Eigenschaften sogleich durch die nemliche Theologie, ihm wieder abgesprochen werden, die sie ihm gegeben hatte. Drittens, daß uns eine nähere Erforschung der Natur alles dasjenige liefere, was wir brauchen, um so glücklich zu leben, als es die Einrichtung unsers Wesens mit sich bringet. Wenn wir mittelst der Erfahrung, diese Natur, ein weites Feld für Beobachtung und Vernunft, zu Rathe ziehen, so macht sie uns mit unsern Pflichten, das heißt, mit den unverbrüchlichen Mitteln bekannt, an welche ihre ewigen und nothwendigen Gesetze unsre Erhaltung, unser Glück, und das Wohl jener Wesen geknüpft hat, mit denen wir, um hienieden glücklich zu seyn, in Verbindung leben müssen. Diese Natur ist es, die uns Befriedigung für unsre physischen Bedürfnisse, und Belehrung für unsre Pflichten gewähret, ohne welchen wir in der Sphäre, in die uns die Natur gesetzt hat, nicht glücklich leben können. Außer dieser Natur, finden wir nichts, als schädliche Chimären, die uns über das, was wir uns, und andern schuldig sind, ungewiß machen.

Die Natur ist also keine Stiefmutter für uns, und wir hängen von keinem unerbittlichen Schicksal ab. An sie dürfen wir uns nur verwenden, um Gutes die Menge zu erhalten, wenn wir geneigt sind, sie in gebührendem Werth zu halten; sie dürfen wir nur zu Rathe ziehen, um wider physische und moralische Uebel Arzney zu

finden. Nur dann straft sie, nur dann zeigt sie sich strenge gegen uns, wenn wir sie verachten, und unsern Weyhrauch an Götzenbilder verschwenden, die unsre Einbildung auf denjenigen Thron setzt, der der Natur zugehöret. Ungewißheit, Zwietracht, Verblendung, und Wahnwitz ist es, womit sie diejenigen straft, die eine unbegreifliche Gottheit an ihre Stelle setzen.

Und gesetzt, wir nähmen einen Augenblick diese unthätige, unbelebte blinde Natur an, oder machten das Schicksal zum Gott; wäre es auch dann nicht besser, durchaus von Nichts abzuhangen, als von einem Gotte, den wir erkennen sollen, und wovon sich doch gleichwohl niemand einen Begrif machen kann, oder mit dem man sich, so bald man sich einen Begrif davon machen will, die widersprechendesten, die unangenehmsten, die empörendesten und für die Menschheit schädlichsten Nebenbegriffe denken muß? Ist es nicht besser, vom Schicksal, als von einem, zwar verständigen, aber zugleich so unbilligem Wesen abzuhängen, daß es seine Geschöpfe für das geringe Maaß von Verstand, und Einsicht, strafen kann, das es ihnen zugetheilet hat? Ist es nicht besser, sich in die Arme einer blinden ohne Weisheit, und Einsicht wirkenden Natur zu werfen, als sein ganzes Leben hindurch, unter der Geissel eines allmächtigen, verständigen Wesens zu zittern, das seine hohen Entwürfe nur darum zusammengekettet hat, damit die schwachen Sterblichen die Freyheit hätten, ihnen entgegen zu handeln, und sie einzureissen, um dadurch die beständigen Opfer seines unversöhnlichen Zornes zu werden? (53)

(53) Milord Schaftesbury, sagt, wiewohl er ein sehr eifriger Theist ist, mit Recht, daß viele gute Leute ruhiger leben würden, wenn sie sich auf ein blindes Schicksal verlassen dürften. Sie zittern mehr, sagt er, daß ein Gott sey, als wenn sie glaubten, daß er nicht sey. Man sehe darüber seinen Brief über den Enthusiasmus. Auch das XIII. Hauptst. dies. II. Theils.

Achtes Hauptstück.

Prüfung der Vortheile, welche für die Menschen aus ihren Begriffen über die Gottheit entstehen, oder aus ihrem Einfluß auf die Moral, auf die Politik, auf die Wissenschaften, und auf das Glück der Völker und einzelner Menschen.

Wir haben bisher den Ungrund der Begriffe gesehen, den sich die Menschen von der Gottheit gemacht haben; die Unerheblichkeit der Beweise, auf die sie sein Daseyn gründen, und die wenige Harmonie in ihren Meynungen über dieses Wesen, dessen Erkenntniß für alle Menschen auf Erden gleich unmöglich ist. Wir haben die Unverträglichkeit der Eigenschaften betrachtet, die ihm, in der Theologie, beygelegt werden; haben dargethan, daß dieses Wesen, das blos seinem Namen nach so furchtbar ist, nichts weiter ist, als die ungestalte Geburt der Unwissenheit, der beunruhigten Einbildungskraft, der Schwärmerey, und der Schwermuth; haben erwiesen, daß die Begriffe, die man sich davon macht, aus den Vorurtheilen der Kindheit entstehen, durch Erziehung überliefert, durch die Gewohnheit gestärkt, durch die Furcht genährt, und durch tyrannisches Ansehen erhalten werden. Kurz, alles muß uns überzeugen, daß die auf der ganzen Erde so allgemein angenommene Begriffe von Gott, nur ein allgemeiner Irrthum des menschlichen Geschlechtes sey. Wir müssen nunmehr noch untersuchen, ob, und in wiefern, dieser Irrthum nützlich seyn könne. Kein Irrthum kann überhaupt dem menschlichen Geschlecht nützlich seyn: denn allemal ist er auf Unwissen-

heit, und Verblendung des menschlichen Geistes gegründet. Je mehr Wichtigkeit die Menschen mit ihren Irrthümern verbinden, um desto unangenehmere Folgen müssen diese Irrthümer für sie haben. Baco hat also Recht gehabt, wenn er sagt; **das Schlimmste unter allen, sey der vergötternde Irrthum**; auch waren, und sind die aus unsern religiösen Irrthümern entspringenden Uebel, immer, die entsetzlichsten und verheerendsten. Jemehr wir diesen Irrthümern nachhängen, um deste mehr ziehen sie unsre Leidenschaften in das Spiel, verwirren unsre Vernunft, machen uns unbillig, und äuseren auf unser ganzes Leben schädliche Einflüsse. Es ist wenig Vermuthung da, daß derjenige, der seiner Vernunft in einer Sache entsagt, die er für sein Glück so wesentlich hält, sie in andern Dingen hören werde.

Es gehört nur wenig Aufmerksamkeit dazu, um uns von dieser traurigen Wahrheit zu überzeugen, und einzusehen, daß die traurigen Begriffe, die sich der Mensch von der Gottheit gemacht hat, die wahre Quelle der Vorurtheile, und mancherley Uebel enthalten, denen sie zum Opfer fallen. Wie aber bereits gesagt worden ist, daß die Nützlichkeit, die einzige Vorschrift, der einzige Maasstab der Urtheile seyn soll, die man über die Meynungen, Einrichtungen, Systeme und Handlungen der vernünftigen Wesen fällt; so muß sich unsre Achtung, für alle diese Dinge, nach dem Grade des Glückes richten, das wir davon zu gewarten haben. Sobald sie uns unnützlich sind, müssen wir sie verachten; sobald sie uns schädlich werden, müssen wir sie verwerfen, und sie in dem Maaße verabscheuen, in dem sie uns gefährlich werden.

Nach diesen, auf unsre Natur gegründeten Principien, welche jedem vernünftigen Wesen unwidersprechlich scheinen müssen, wollen wir, mit kaltem Blute, die Wirkungen

tungen untersuchen, welche die Begriffe von der Gottheit auf Erden hervorgebracht haben. Es ist bereits, an mehreren Orten dieses Werkes, gezeigt worden, daß die Moral, welche auf nichts anders, als die Erhaltung und Geselligkeit des Menschen abzwekt, mit jenen eingebildeten Systemen nichts gemein hat, die man sich über eine von der Natur unterschiedene Kraft macht: es ist bewiesen worden, daß man, nur über die Natur eines empfindlichen, verständigen und vernünftigen Wesens nachdenken dürfe, um Bewegungsgründe zu finden, seine Leidenschaften zu zügeln, seinen lasterhaften Begierden zu widerstehen, seine verderblichen Angewohnheiten zu unterlassen, und, sowohl unser eignes, als der andern Wesen, deren man ohne Unterlaß benöthiget ist, Bestes zu befördern. Diese Bewegungsgründe, sind, ohne Zweifel, wahrhafter, gewisser, und eindringender, als die, welche man von einem erdichteten Wesen entlehnen zu müssen glaubt, das sich jedem, der darüber nachdenket, unter einer andern Gestalt zeiget. Wir haben dargethan, daß die Erziehung, indem sie uns gleichzeitig erhabene und gute Gesinnungen und Neigungen beybringt, welche durch die Gesetze, durch die Achtung für die öffentliche Meynung, durch die Begriffe des Anständigen, durch die Begierde zu gefallen, durch die Furcht in unsern eignen Augen herab zu sinken, gestärket werden, hinreichend sey, uns zu einem löblichen Betragen zu gewöhnen, um uns selbst von geheimen Lastern zurückzuhalten, über die wir uns durch Furcht, Schaam und Reue strafen. Die Erfahrung lehret uns, daß das erste Verbrechen, wenn es gelingt, und geheim bleibt, zum andern, und dieses zum dritten führet; daß die erste Handlung immer der Anfang zu einer Gewohnheit ist; daß es von einem Laster nicht so weit zum hundertesten ist, als von der Unschuld zum Verbrechen; und daß sich derjenige, der sich in der Zuversicht unbestraft zu bleiben, eine Reihe schlechter Handlungen erlaubt, hintergehet, indem er sich theils selbst

strafen muß, theils nicht weiß, wie weit ihn diese ersten Schritte führen werden. Wir haben gezeigt, daß die Strafen, welche die Gesellschaft, ihres Vortheils, und ihrer Sicherheit wegen, allen denen aufzulegen berechtiget ist, die jene stöhren, für Menschen, welche sich, weder durch die eignen Reize der Tugend, noch durch die aus ihr erwachsenden Vortheile rühren lassen, stärkere und kräftigere Zurückhaltungen werden, als der vorgebliche Zorn, oder die noch entfernten Strafen einer unsichtbaren Macht, an welche man sogleich aufhört zu denken, sobald man nur in dieser Welt ungestraft davon zu kommen glaubt. Endlich ist es leicht einzusehen, daß eine, auf die Natur des Menschen, und der Gesellschaft gegründete Verfassung, die sich durch billige Gesetze in Ansehen erhält, über die Sitten der Menschen wacht, und gleich bereit ist, die Tugend zu belohnen, als das Laster zu bestrafen, weit geschikter seyn würde, die Moral ehrwürdig, und unverletzlich zu machen, als das erdichtete Ansehen eines Gottes, welchen die ganze Welt anbetet, und welcher gleichwohl niemanden, als diejenigen im Zaume hält, welche schon durch eine edle Gemüthsart, und tugendhafte Grundsätze, genugsam von Ausschweifungen zurück gehalten werden.

Auf der andern Seite, haben wir bewiesen, daß nichts ungereimteres, und gefährlicheres sey, als der Gottheit menschliche Eigenschaften anzudichten, wovon doch der Widerspruch offenbar an Tage liegt, ihr eine Gütigkeit, Weisheit, und Billigkeit beyzulegen, der wir alle Augenblicke durch Grausamkeit, durch Unordnungen, und einen ungerechten Despotismus widersprochen sehen, welchen alle Theologen, ohne Ausnahme dem von ihnen erdichteten Weltherrscher beygeleget haben. Hieraus ist denn leicht der Schluß zu machen, daß ein Gott, den man uns unter so verschiednen Gestalten zeigt, nicht das Muster des Betragens für Menschen seyn könne, und daß

daß sein moralischer Charakter solchen Wesen, die in Gesellschaft beysammen leben, nicht zum Beyspiel dienen könne, als welche nur dann für tugendhaft gehalten werden, wenn sie sich nie von dem Wohlwollen, und der Gerechtigkeit entfernen, die sie ihren Mitgeschöpfen schuldig sind. Ein, über alles erhabener Gott, der gegen seine Unterthanen keine Verbindlichkeiten hat, und niemands benöthiget ist, kann nicht das Muster seiner Geschöpfe seyn, als welche unzählige Bedürfnisse haben, und sich, diesem zu Folge, einander gewiße Verbindlichkeiten schuldig sind.

Plato hat gesagt, die Tugend bestehe in der Aehnlichkeit mit Gott. Aber wo findet man diesen Gott, dem der Mensch gleichen soll? Soll man ihn in der Natur aufsuchen? Ach, derjenige, der für ihren Werkmeister ausgegeben wird, theilt über das menschliche Geschlecht, ohne Unterschied, Gutes und Böses aus. Er erzeigt sich oft ungerecht gegen die, deren Wandel so ganz rein ist, und bezeigt sich gegen die größten Bösewichter am günstigsten, und wenn er sich, der Vertröstung nach, eines Tages billiger erzeigen soll, so müssen wir diese Zeit erwarten, um unser Betragen nach dem seinigen einzurichten.

Wo sollen wir denn unsre Begriffe von Tugend hernehmen? Aus den geoffenbarten Religionen? — Ach! scheinen sich nicht alle mit einander verglichen zu haben, uns einen despotischen eifersüchtigen, rachgierigen Gott anzukündigen, der keine Vorschrift kennt, und in allem, nur nach seinem Eigensinn handelt, der, nachdem es ihm einfällt, liebt oder haßt, wählt oder verwirft? der so widersinnig handelt, und an Blutvergießen, Raube, und andrer Gewalt, seine Freude findet? der mit seinen armen Unterthanen sein Spiel treibt, der ihnen ein kindisches Gebot nach dem andern auflegt, ihnen unaufhörlich

Netze stellt, und mit Strenge untersagt, ihre Vernunft zu Rathe zu ziehen? Was würde aus der Moral werden, wenn die Menschen solche Muster wählten?

Und gleichwohl ist es eine Gottheit von dieser Art, welche alle Nationen des Erdbodens verehren; auch sehen wir, zu Folge dieser Grundsätze, daß die Religion aller Länder, anstatt die Moral zu begünstigen, sie vielmehr untergräbt und erschüttert. Sie entzweyt die Menschen untereinander, anstatt sie verträglich zu machen, und man sieht Geschöpfe, die sich lieben, und wechselsweise unterstützen sollten, wider einander streiten, sich verachten, sich hassen, und verfolgen, ja oftmals, um gleich widersinniger Meynungen, einander morden. Der geringste Unterschied in Religionsbegriffen, macht sie zu Feinden, giebt ihnen ein getheiltes Interesse, und bringt unaufhörlich den einen gegen den andern in Wuth. Wegen theologischer Muthmaßungen, haßt eine Nation die andre, rüsten sich Regenten gegen ihre Unterthanen, ziehen Bürger gegen Bürger zu Felde; Väter verfluchen ihre Kinder, und diese tauchen ihre Hände in das Blut ihrer Eltern; ehelicher Friede, Verwandschaft, und alle geselligen Bänder werden zerrissen. Die Gesellschaft wüthet in ihre eigne Eingeweyde. Während daß mitten unter diesen entsetzlichen Unordnungen, jedweder den Absichten seines Gottes gemäß zu handeln glaubt, und sich wegen der Verbrechen, die er seinerwegen begeht, nicht den geringsten Vorwurf macht.

Der nehmliche Schwindelgeist, die nehmliche Raserey, leuchtet aus den Gebräuchen, Ceremonien und Uebungen hervor, welche alle Arten des Gottesdienstes, weit über bürgerliche, oder natürliche Tugenden, zu setzen streben. Hier überliefern Mütter ihre eignen Kinder, einen blutdürstigen Gott damit zu sättigen; dort versammlen sich andre feyerlich, um ihren Gott, wegen des Unrechts,

rechts, zu besänftigen, das sie ihm erwiesen zu haben, glauben, und schlachten ihm Menschenopfer. In einem andern Lande, zergeißelt sich ein Wahnwitziger, um den Zorn seines Gottes zu versöhnen, und verdammt sich zu lebenlangen Martern. Der Jehovah der Juden ist ein argwöhnischer Tyrann, der nur an Mord, und Blutvergießen Gefallen findet, und sich am Opferrauche der Thiere ergötzt. Der Jupiter der Heyden, ist ein Ungeheuer von Geilheit; der Moloch der Phönizier, eine Canibale, der reine Geist der Christen, will, daß man zu Besänftigung seines Zorns seinen eignen Sohn würge; der grimmige Gott der Merikaner, kann nur durch Tausende gesättiget werden, die man seinem Blutdurst zum Opfer bringt.

Dieses sind die Muster, welche die Gottheit den Menschen nach den Grundsätzen des allgemeinen Aberglaubens aller Länder verhält. Darf man sich wohl noch darüber wundern, wenn der Name derselben unter allen Nationen, zum Losungszeichen des Schrekens, der Grausamkeit, und der Unmenschlichkeit geworden ist, und täglich zum Vorwand der abscheulichsten Verletzung moralischer Pflichten gebraucht wird? Der entsetzliche Charakter, welchen die Menschen überall ihrem Gott geben, ist es, der auf immer die Sanftmuth aus ihrem Herzen, die Moral aus ihrem Betragen, und Vernunft und Glückseeligkeit aus ihren Häusern verbannet. Ueberall ist es ein Gott, der über die Art, wie die armen Sterblichen denken, unruhig, ihnen den Dolch in die Hand giebt, die Stimme der Natur in ihnen erstiket, und sie, gegen sich selbst und ihre Mitgeschöpfe, grausam und unmenschlich macht. Kurz, die Menschen werden unsinnig und wüthend, so oft sie den Gott nachahmen wollen, den sie anbeten, so oft sie seinen Beyfall, und seine Liebe, erwerben, und ihm mit Eifer dienen wollen.

In dem Olymp dürfen wir, demnach, weder die Muster der Tugenden, noch die, im bürgerlichen Leben noth-

nothwendigen Verhaltungsregeln suchen. Der Mensch braucht eine menschliche, auf die Natur des Menschen, auf bestätigte Erfahrung, auf Vernunft und Wahrheit, gegründete Moral. Die Moral der Götter wird der Erde jederzeit schädlich bleiben: grausame Götter können nur durch Unterthanen gut bedient werden, die ihnen ähnlich sind. Wo bleiben nun aber die großen Vortheile, die von jenen Begriffen erwartet werden, die man uns immer von der Gottheit giebt? Wir sehen, daß alle Nationen einen so ganz bösen Gott anerkennen: um sich den Absichten desselben gemäß zu bezeigen, treten sie unaufhörlich die heiligsten der Rechte der Menschheit mit Füssen. Man sollte sagen, daß sie nur durch Verbrechen, und Rasereyen, die wohlgefälligen Blicke dieses höchsten verständigen Wesens auf sich zu ziehen gedenken, deßen Güte so laut gepriesen wird. Sobald es auf Religion ankommt, das heißt, auf eine Chimäre, der es durch ihre Dunkelheit geglückt ist, sich über Vernunft und Tugend zu erheben, sobald machen es sich die Menschen zur Pflicht, allen ihren Leidenschaften den Zügel zu lassen. Sie erkennen die deutlichsten Vorschriften der Moral, sobald ihre Priester sie bereden, daß ihnen die Gottheit das Verbrechen befiehlt, oder, daß sie durch Missethaten die Vergebung ihrer Vergehungen erhalten können.

Wahrhaftig! diese vergötterten Menschen, welche, überall auf der Erde, die Aussprüche des Höchsten kund machen, sind keinesweges diejenigen, bey denen wir wahre Tugend finden. Diese Erleuchteten, welche sich Diener des Höchsten nennen, predigen, oft nur, in seinem Namen, Haß, Zorn, und Grausamkeit, und selbst auf ihre eignen Bitten äußert die Gottheit so wenig einen wohlthätigen Einfluß, daß sie vielmehr nur noch eitler, ehrgeiziger, begieriger und eigensinniger werden. Immer sind sie beschäftiget, durch ihr unverständliches Gezänke,

zänke, Feindschaft anzurichten. Sie wagen nichts geringeres, als sich der politischen Gewalt entgegen zu setzen, die sie der ihrigen unterwerfen wollen. Wir sehen sie, wie sie die Großen wider ihren rechtmäßigen Fürsten aufwiegeln; wir sehen sie, wie sie unter das leichtgläubige Volk Messer austheilen, um sich untereinander, wegen elender Streitigkeiten zu ermorden, die ihr priesterlicher Stolz für wichtig ausgiebt. Bedienen sich wohl diese, von dem Daseyn eines Gottes so überzeugten Männer, welche das Volk mit seiner ewigen Rache bedrohen, dieser schönen Begriffe, um ihren Stolz, ihren Geiz, ihr unruhiges, und rachsüchtiges Gemüth zu mäßigen? Sind sie in den Ländern, wo sie am meisten herrschen, und wo sie ganz ungestraft leben können, Feinde der Unmäßigkeit, und aller der Ausschweifungen, die ein strenger Gott seinen Verehrern untersagt? oder überlassen sie sich nicht desto freventlicher, ihren Unordnungen, ihrer Rachbegierde, und ihrer argwöhnischen Grausamkeit? Kurz, man kann ungescheut behaupten, daß diejenigen, die uns überall, unter dem Joche eines so schreklich angekündigten Gottes zittern lassen, daß die, welche im steten Nachdenken begriffen, andern sein Daseyn beweisen, seinen Willen verkündigen, und von ihm alle Pflichten der Moral ableiten, diejenigen sind, welche sich durch diesen Gott am wenigsten tugendhaft, menschlich, leutseelig, und geselig machen lassen. Ihrem Verhalten nach zu urtheilen, möchte man glauben, daß sie von der Nichtigkeit dieses Götzens völlig überzeugt sind, und daß sich niemand so wenig, als sie, von den Drohungen täuschen lasse, die sie in seinem Namen verkündigen. Unter den Händen der Priester, aller Orten und Enden, gleicht die Gottheit dem Medusenbilde, das, ohne dem zu schaden, der es zeiget, alle andre versteinert. Die Priester, sind gemeiniglich die größten Betrüger; die besten unter ihnen sind aus Einfalt schlimm!

lassen sich etwann, durch die Begriffe, von einem belohnenden, und bestrafenden Gotte, die Fürsten zurückhalten, jene Götter der Erde, welche auf diese Gottheit selbst, ihre Macht und ihr Ansehen gründen? die sich seines furchtbaren Namens bedienen, um die Völker, die ihr Eigenwille so oft unglücklich macht, in Unterwerfung zu erhalten? Nein! die theologischen, und übernatürlichen Begriffe, welche der Hochmuth der Regenten angenommen hat, haben die Politik nur noch verdorbener gemacht, und sie in Tyrannen verwandelt. Reden die Diener des Allerhöchsten, welche immer selbst Tyrannen sind, oder die Tyranney begünstigen, nicht immer den Monarchen vor, daß sie Gottes Statthalter sind? Sagen sie nicht dem leichtgläubigen Volke, daß es der Wille des Himmels sey, daß sie unter der beständigsten, und grausamsten Ungerechtigkeit seufzen sollen, daß Dulden ihr Loos sey; daß ihre Regenten, wie das höchste Wesen selbst, Recht haben, über die Güter, die Ehre, die Freyheit, und das Leben ihrer Unterthanen zu sprechen? Bilden sich diese, im Namen Gottes so ungestraft schädliche Häupter der Nationen, nicht ein, daß ihnen alles erlaubt sey; und üben sie, über seine Macht eifersüchtig, nicht, nach seinem Beyspiel, den willkührlichsten Despotismus aus? Denken sie nicht, von Weyrauch der priesterlichen Schmeicheley berauscht, daß sie, so wenig als Gott, den Menschen von ihren Handlungen Rechenschaft zu geben haben; daß sie andern Sterblichen nichts schuldig sind, und gegen ihre unglücklichen Unterthanen keine Verbindlichkeiten haben?

Wer siehet nicht hieraus, daß es die theologischen Begriffe, und die niederträchtigen Schmeicheleyen der göttlichen Diener sind, denen wir Despotismus, Tyranney und Verderbniß, Zügellosigkeit der Fürsten, und Verblendung der Völker zu verdanken haben, denen man im Namen des Himmels untersagt, die Freyheit zu lieben,

für

für ihr Glück zu arbeiten, sich der Gewaltthätigkeit zu widersetzen, und sich ihrer natürlichen Rechte zu bedienen? Diese berauschten Fürsten, hören auch dann nicht auf, einen rächenden Gott, durch ihre Unordnungen, und Laster zu beleidigen, wenn sie ihn anbeten, und andre denselben anzubeten nöthigen. Welche entsetzliche Moral, ist nicht die Moral dieser Menschen, die sich für Gottes Statthalter ausgeben! Sind diese Monarchen Atheisten, die in ihrer Ungerechtigkeit verhärtet, ihren verhungerten Unterthanen das Brod aus den Händen reißen, damit ihre unersättlichen Schmeichler, jene verächtlichen Handlanger ihrer Ungerechtigkeiten, desto üppiger leben können? Sind diese ehrsüchtigen Monarchen Atheisten, die, nicht zufrieden ihre eignen Unterthanen unglücklich gemacht zu haben, auch die Unterthanen anderer Fürsten, mit Mord und Verwüstung heimsuchen? Was erblicken wir, in diesen Herrschern, die, kraft eines vom Himmel abstammenden Rechts den Nationen gebieten, als Ehrsüchtige, die keine Gränzen kennen, deren Herzen, bey allen Leiden der Menschheit, unempfindlich bleiben, und deren Seelen, ohne Spannkraft, und Tugend, die einleuchtendsten Pflichten vernachläßigen, ohne es nur der Mühe werth zu achten, sich davon zu unterrichten? Was sehen wir in ihnen, als Gewaltige, die sich über die Vorschriften der natürlichen Billigkeit trotzig hinwegsetzen (54); als Betrüger, die mit Treu und Glauben ihr Spiel treiben? Findet man etwan in den Bündnissen dieser

(54) Kaiser Karl der Fünfte, pflegte zu sagen, daß es ihm, als einem Kriegsmanne, unmöglich sey Gewissenhaftigkeit und Religion zu haben. Die Worte seines Generals, des Marquis von Pescaire waren: „daß nichts so schwer sey, als Jesu Christo, und dem Kriegs-Gotte zugleich zu dienen.„ Nichts ist überhaupt dem Geiste des Christenthums mehr zuwider, als das Kriegshandwerk, und gleichwohl unterhalten die christlichen Fürsten zahlreiche Heere, und führ

dieser eigennützigen Fürsten, einen Schatten von Aufrichtigkeit? Findet man selbst dann einen Funken wahrer Tugend in ihnen, wenn sie ihrem Aberglauben auf das eifrigste zu gehorchen scheinen? Nichts als Straßenräuber, finden wir in ihnen, die zu stolz sind, um menschlich, zu groß, um gerecht zu seyn, und sich ein eignes Gesetzbuch von Treulosigkeit, Gewaltthätigkeit, und Verrätherey machen; nichts als Treulose, die immer bereit sind, einander zu überfallen um zu schaden; nichts als Unmenschen, die immer zu Felde ziehen, und, der unwichtigsten Vortheile wegen, ihre Unterthanen arm machen. Man sollte glauben, daß sie eine Wette eingegangen hätten, wer die meisten Unglücklichen auf der Welt machen würde. Wenn sie denn, endlich, ihrer eignen Wuth müde werden, oder die Nothwendigkeit sie zwingt Frieden zu machen, so beschwören sie, unter Anrufung des göttlichen Namens, arglistige Tractaten, die sie alle Augenblicke bereit sind zu brechen, sobald sich nur der geringste Vortheil davon hoffen läßt. (55)

Solche Wirkungen hat der Begriff von Gott auf diejenigen, welche sich ihn zum Muster zu nehmen und von ihren Handlungen niemanden als allein ihm Rechenschaft schuldig zu seyn, vorgeben! Kaum daß sich, unter diesen Statthaltern der Gottheit, in Jahrtausenden, einer findet, der nur ganz gewöhnliche Billigkeit, menschliches Gefühl, Talente und Tugenden zeiget. Ihre, durch Aber-

ren beständig Krieg. Ja die Klerisey würde sogar sehr ungern sehen, daß man die Lehren des Evangelium, oder der christlichen Sanftmuth, buchstäblich befolgte, als wobey sie gar nicht ihren Nutzen finden würden. Diese Klerisey, hat der Soldaten nöthig, um, durch sie, ihre Lehrsätze, und Rechte zu verfechten. Dieses beweist uns, in wie fern die Leidenschaften von der Religion Vorstellungen annehmen.

(55) Nihil est quod credere de se
Non possit, cum laudatur, Dis aequa potestas.
Juvenal. Sat. IV. 70.

Aberglauben dumm gemachten Unterthanen, lassen sich, willig, von verwöhnten, und durch Schmeicheley verdorbenen Kindern, mit eisernem Scepter regieren, und diese Thoren merken nicht einmal, daß sie sich damit selbst beschädigen. Zu Göttern gemacht, betrachten sie sich als Herren der Gesetze. Sie thun Aussprüche für die Gesellschaft, deren Zunge nicht reden darf; sie schaffen Recht und Unrecht, überheben sich der Vorschriften, die sie andern gegegeben haben, und kennen weder Verhältniß noch Pflichten, weil sie niemals gelernt haben, sich zu fürchten, roth zu werden, und Reue zu fühlen. Ihre Ueppigkeit ist unbegränzt; weil sie weiß, daß sie ungestraft bleibt. Dem zu folge, setzen sie sich über die öffentliche Meynung, über Beständigkeit, und über die Urtheile der Menschen hinweg, die sie alle Augenblicke unter dem Gewichte ihrer ungeheuren Macht zerschmettern können. Gemeiniglich erblicken wir sie in den Armen der Wollust, und der Schwelgerey; weil Ueberdruß und Eckel, welche gemeiniglich auf Sättigung der Begierden folgen, sie nöthigen, ihre Zuflucht zu seltsamen Vergnügungen, und theuren Thorheiten zu nehmen, um die Schlaffheit ihrer verdroßnen Seele in etwas zu reizen. Mit einem Worte, niemanden zu fürchten gewohnt, als allein Gott, führen sie sich durchaus so auf, als ob sie keinen zu fürchten hätten.

Die Geschichte aller Länder stellet uns eine Menge lasterhafter, und träger Regenten vor Augen; gleichwohl führt sie nur wenig Atheisten auf. Im Gegentheil machen uns die Annalen der Völker mit einer Menge abergläubiger Fürsten bekannt, die ihr Leben in träger Weichlichkeit zugebracht haben, unbekannt mit jeder Tugend, für Niemanden gegenwärtig, als für ihre hungrigen Höflinge, ungerührt von dem Weh ihrer Unterthanen, beherrscht von Mätressen und unwürdigen Vertrauten, mit den Priestern wider die öffentliche Glückseligkeit verschworen,

und endlich, vom Verfolgungsgeiste erhitzt, entweder um Gott einen Dienst zu leisten, oder um ihre schändlichen Ausschweifungen dadurch gut zu machen, vermessen genug die Gedanken zwingen zu wollen, und um bloßer Meynungen willen das Blut ihrer Bürger zu vergießen. In dem Leben dieser Fürsten, sehen wir den Aberglauben den abscheulichsten Lastern zur Seite gehen: fast alle haben Religion; aber sehr wenige kennen die wahre Moral oder üben nützliche Tugenden aus. Begriffe von der Religion, machen sie nur noch verblendeter, und schlimmer; sie halten sich des Beyfalls des Himmels versichert; sie glauben, daß ihre Gottheiten besänftiget sind, wenn sie nur einige Achtung für gewisse unbedeutende gottesdienstliche Uebungen, und lächerliche Gebräuche bezeigen, die ihnen der Aberglaube auflegt. Nero, der grausame Nero, wollte sich, da seine Hände noch vom Blute seiner Mutter trieften, zu den eleusinischen Geheimnissen einweyhen lassen. Der hassenswürdige Konstantin, fand in den christlichen Priestern Mitgehülfen seiner Verbrechen. Der schändliche Philipp, der sich durch seinen grausamen Ehrgeiz den Namen des Satans von Mittag erwarb, ließ, während daß er seine Gemahlin und seinen Sohn ermordete, frommer Weise den Holländer hinrichten, weil er andre Meynungen von der Religion hatte. Auf diese Art lassen sich Regenten, durch abergläubische Verblendung, überreden, daß sie eine Lasterthat, durch eine noch größere, wieder gut machen können.

Aus dem Betragen solcher Fürsten, die, ohne Tugend zu besitzen, Religion hatten, können wir den Schluß machen, daß die Begriffe von der Gottheit, sie nicht sowohl besser, sondern noch verdorbener gemacht haben, als sie von Natur waren, und daß die Gottesfurcht niemals einen vergötterten Tyrannen zurückhalten kann, der mäch-

mächtig, oder unempfindlich genug ist, um gegen die Vorwürfe, und den Haß der Menschen gleichgültig zu seyn, und verhärtet genug, um sich von dem Elend derselben nicht erweichen zu lassen, weil er sie aus anderm Stoff gebildet zu seyn glaubt, als sich selbst. Weder im Himmel, noch auf der Erde, giebt es für solch ein verhärtetes Geschöpf ein Mittel. Kein Gebiß ist stark genug, seine Leidenschaften zu zähmen, denen selbst die Religion unaufhörlich den Zügel läßt, um sie noch tollkühner zu machen. So oft man es für leicht hält, ein Verbrechen zu verbüßen, so oft wird es leicht ein Verbrechen zu begehen. Die zügellosesten Menschen, sind ihrer Religion oft sehr ergeben; weil sie ihnen Mittel angiebt, das Mangelhafte in ihren Sitten durch religiöse Uebungen zu ersetzen; denn freylich ist es weit leichter, gewisse Lehrsätze anzunehmen, und zu glauben, oder gewisse Cerimonien mit zu machen, als Gewohnheiten abzulegen, oder seinen Leidenschaften zu widerstehen.

Wenn die Regenten durch die Religion nur verschlimmert worden sind; so konnten die Unterthanen unmöglich unverdorben bleiben. Die Großen bildeten sich nach den Lastern ihrer Herren; das Beyspiel dieser angesehenen Leute, die auf das gemeine Volk so viel Eindruck machen, fand bald Nachahmung, und die Seuche des Hofes steckte die Stadt mit gleichen Lastern an. Eigensinnige, und willkührliche Gesetze, entschieden allein über das Ehrbare; die Rechtswissenschaft ward verfälscht, und parteyisch; die Gerechtigkeit behielt nur für Arme ihre Binde vor den Augen; niemand wußte mehr, was Billigkeit war; die vernachläßigte Kinderzucht machte Unwissende, Wahnwitzige, und Andächtige, die alle Augenblicke einander zu schaden suchten; die von der Tyranney unterstützte Religion, ersetzte alles in allem, und machte das Volk blind, und kriechend, damit die Re-

gierung dasselbe desto leichter plündern und ausziehen könnte. (56)

Auf diese Art sind die Völker, nachdem sie weder vernünftige Staatsverwaltung, noch heilsame Einrichtungen, und gute Erziehung, unter sich hatten, und vom Monarchen, und Priestern, immer in Unwissenheit, und Knechtschaft erhalten wurden, abergläubisch und verdorben geworden. Nachdem die menschliche Natur, das wahre Interesse der Gesellschaft, die wirklichen Vortheile des Fürsten, und der Unterthanen, einmal verkannt waren, so wurde es, die, auf das Wesen des, in der Gesellschaft lebenden Menschen, gegründete Moral gleichfalls. Man vergaß, daß der Mensch Bedürfnisse habe, daß die Gesellschaft nur zu Erleichterung dieser Bedürfnisse gestiftet worden ist, daß die Regierung die Wohlfarth, und die Erhaltung, dieser Gesellschaft, zu ihrem Augenmerke machen, und sich deswegen der gehörigen Mittel bedienen soll, auf empfindliche Wesen einzuwirken. Man hat nicht gesehen, daß Belohnungen und Strafen, die mächtigen Triebfedern sind, deren sich die öffentliche Gewalt mit Nachdruck bedienen muß, um die Bürger dahin zu bringen, gemeinschaftliche Vortheile zu haben und für ihre eigne Glückseligkeit zu arbeiten, indem sie für das Wohl des Körpers arbeiten, wovon sie Glieder ausmachen. Die geselligen Tugenden hörten auf bekannt zu seyn; die Vaterlandsliebe ward ein Hirngespinst; die in Gesellschaft zusammengetretenen Menschen, hatten keine andre Absicht, als einander zu schaden, und sich das Wohl-

(56) Machiavel im Kap. 11. 12. u. 13. seiner pol. Disc. über den Livius, bemüht sich, den Nutzen zu zeigen, welchen der Aberglaube für die römische Republik hatte; aber unglücklicher Weise zeigen die angeführten Beyspiele nichts weiter, als daß der Senat von der Verblendung des Volks Vortheil zog, um dasselbe in seiner Gewalt zu haben.

Wohlwollen ihres Beherrschers zu erwerben, der seinen Vortheil darinn zu finden glaubte, daß er die andern unglücklich machte.

Dieses ist die Ursache, warum das menschliche Herz so verderbt ist; dieses die wahre Quelle, des moralischen Uebels, und jener angeerbten epidemischen, und eingewurzelten Verderbniß, wovon wir den ganzen Erdboden angesteckt sehen. Um diesen Uebeln abzuhelfen, nahm man seine Zuflucht zur Religion, welche dieselben erst hervorgebracht hatte. Man glaubte, angedrohte Strafen des Himmels würden die, in dem menschlichen Herzen, durch tausend Veranlassungen, gereizten Leidenschaften, unterdrücken; man war thöricht genug, zu glauben, daß ein eingebildeter, metaphysischer Damm, fürchterliche Fabeln, und ein, in der Ferne gezeigtes Gespenst, hinreichend wären, den natürlichen Hang, und stürmische Begierden, aufzuhalten; man versprach sich von einer unsichtbaren Macht mehr Wirkung, als von sichtbaren, durch welche die Menschen nur noch mehr gereizt wurden zu sündigen; man glaubte alles gewonnen zu haben, wenn man die Gemüther mit dunklen Vorstellungen, und Schrecknissen einer rächenden Gottheit beschäftigte; und die Politik bildete sich eben so thörichter Weise ein, ihr Vortheil erfodere es, das Volk blindlings den Dienern der Gottheit zu unterwerfen.

Die Wirkung davon war, daß das Volk nichts weiter als eine priesterliche und theologische Moral behielt, welche die Priester ihren Absichten, und Vortheilen gemäß, einzukleiden wußten, indem sie Meynungen an die Stelle der Gründe, Träume, Ceremonien, fromme Verblendung, und Fanatismus, an die Stelle der Wahrheiten, der Tugenden, der Vernunft, und der Geselligkeit setzten. Als eine nothwendige Folge dieses in die Diener der Gottheit gesetzten Vertrauens sahe man in jedem

dem Staate zwey unterschiedene, und einander immer entgegenstrebende Mächte entstehen. Der Priester griff die Regenten mit geistlichen Drohungen an, und diese waren gemeiniglich stark genug, den Thron zu erschüttern. (57) Der Regente konnte nur durch Ergebenheit gegen seine Priester, und Aufmerksamkeit gegen ihre Lehren, und Thorheiten, Ruhe erlangen. Diese, immer in Aufruhr, ehrsüchtig und unduldsam, ermunterten ihn, seine eigne Staaten zu verwüsten, und versöhnten ihn mit dem Himmel, wenn er ihn beleidiget zu haben fürchtete. Wurden denn diese zwey eifersüchtigen Mächte wieder eins; so gewann die Moral nichts dadurch; so wurden die Unterthanen weder besser, noch glücklicher; so blieben ihre Sitten, ihr Wohlstand, und ihre Freyheit, immer noch ein Raub des Gottes im Himmel, und auf der Erde. Die Fürsten, die immer ihren Vortheil dabey fanden, die theologischen Meynungen in Ansehen zu erhalten, welche für ihren Stolz so schmeichelhaft, und für ihre angemaßte Gewalt so begünstigend waren, machten gewöhnlich mit ihren Priestern gemeinschaftliche Sache; sie glaubten, das Religionssystem, welches sie annähmen, müßte auch das nützlichste für ihr Interesse seyn, und behandelten diejenigen als Feinde, die sich weigerten es anzunehmen. Der religiöseste Fürst, ward, entweder aus Politik, oder aus

(57) Man muß hierbey bemerken, daß die Priester, welche dem Volke beständig Unterwerfung gegen ihre Regenten anempfehlen, als welche Gottes Bilder wären, und ihre Macht von oben herab bekommen hätten, ihre Sprache gar bald verändern, sobald der Fürst selbst aufhört, ihnen blindlings unterworfen zu seyn. Die Klerisey unterstützt den Despotismus nur darum, um seine Gegner desto gewissere Streiche führen zu können, und wirft ihn über den Haufen, sobald er sich nicht mit ihrem Interesse vergleichen will. Die Diener jener unsichtbaren Macht predigen nur so lange von Gehorsam gegen die sichtbare Macht, als ihnen diese eifrig ergeben ist.

aus Aberglauben, der Henker seiner Unterthanen; er machte es sich zur heiligen Pflicht, die Feinde seiner Priester zu verfolgen, und auszurotten, weil er sie immer auch für Feinde seines eignen Ansehens hielt. Er glaubte dadurch dem Himmel, und seiner eignen Sicherheit, einen Dienst zu leisten, und merkte nicht, daß er, indem er seinen Priestern Opfer schlachtete, die Feinde seiner Macht, und die ungehorsamsten seiner Unterthanen, dadurch verstärkte.

Nach den falschen Begriffen, mit welchen die Gemüther abergläubiger Regenten, und Unterthanen, seit so langen Zeiten, eingenommen sind, finden wir, daß sich alles, in der Gesellschaft, dazu vereiniget, den Stolz, die Habsucht, und den rächenden Eifer der Priester zu befriedigen. Ueberall finden wir, daß die gefährlichsten Menschen, am reichsten belohnt werden. Die gebornen Feinde der höchsten Gewalt, werden von ihr geehrt, und geliebt; die größten Aufwiegler, als Stützen des Thrones angesehen; den Verführern der Jugend wird allein ihre Erziehung anvertraut; die müßigsten Unterthanen werden für ihren Müßiggang, ihre nichtswürdigen Betrachtungen, ihre traurigen Zänkereyen, ihre unwirksamen Vorbitten, ihre für Tugend, und Sitten so gefährlichen Kasteyungen, am reichsten bezahlt.

Seit Jahrtausenden, haben sich Fürsten, und Unterthanen, um die Wette arm gemacht, die Diener der Gottheit zu bereichern, sie mit Ueberfluß zu sättigen, sie durch Ehrenbezeugungen, Würden, Vorrechte, und Befreyungen stolz zu machen, sie in schlimme Bürger zu verwandeln. Welchen Lohn haben die Völker, und die Könige, von ihren thörichten Wohlthaten, von ihrer frommen Verschwendung eingeärndtet? Sind die Fürsten dadurch mächtiger, die Völker glücklicher, blühender, und aufgeklärter, geworden? Nein, wahrhaftig nicht!

Der Fürst verlohr den größten Theil seines Ansehens, ward der Sklave seiner Priester, oder hatte mit ihnen, ohn Unterlaß, zu kämpfen, und der beträchtlichste Theil des bürgerlichen Reichthums ward dazu angewendet, die unnützlichsten, und gefährlichsten Glieder der Gesellschaft in Müßigkeit, Pracht, und Wohlleben zu erhalten.

Wurden die Sitten der Unterthanen, unter so wohlbezahlten Aufsehern, besser? Ach! die Abergläubigen haben nie gewußt, was Sitten sind. Die Religion, galt ihnen alles in allem. Ihre Priester, denen es nur darum zu thun war, ihre Lehrsätze, und die, ihnen vortheilhaften Gebräuche zu behaupten, erdachten immer neue Versündigungen, und neue eben so peinliche, als lächerliche Büßungen, um selbst die Vergehungen ihrer Sklaven, zu einem Quell des Erwerbs für sich zu machen. Ueberall, trieben sie mit diesen Büßungen einen ausschliessenden Handel, machten die göttliche Gnade zur Handelssache, und errichteten eine Schätzung für die Verbrechen, worunter diejenigen die schwersten waren, welche das priesterliche Interesse angriffen. Die unbestimmten, und sinnlosen Worte, **Gottlosigkeit, Kirchenschändung, Ketzerey, Gotteslästerung** u. s. w. (welche augenscheinlich keinen andern Gegenstand haben, als jene, blos für die Priester nützlichen Chimären) machten die Gemüther mehr bestürzt, als wirkliche, und dem Staate schädliche Verbrechen. Auf diese Weise bekamen die Menschen ganz falsche Begriffe, und eingebildete Verbrechen, erregten mehr Entsetzen in ihnen, als wirkliche. Ein Mensch, der ein andres System, und andre Begriffe hatte, als sein Priester, ward mehr verabscheuet, als ein Mörder, ein Dieb, ein Tyrann, oder ein Verführer. Das größte Verbrechen, war, die Verachtung dessen, was die Opferpriester, als heilig angesehen haben wollten.

ten. (58) Die bürgerlichen Gesetze, trugen das ihrige zu dieser Verwirrung der Begriffe sorgfältig bey, und straften, mit unmenschlicher Härte, unbekannte Verbrechen, welche die Einbildung vergrößert hat. Man verbrannte die Ketzer, Gotteslästerer, und Zauberer; indeß auf Verführung, Ehebruch, Betrug und Verläumdung kaum irgend einige Strafe gesetzt war.

Was konnte aus der Jugend, unter solchen Anführern werden, die dem Aberglauben so unverantwortlich aufgeopfert wurde? Von Kindheit an, ward der Mensch mit unverständlichen Begriffen vergiftet. Sein Kopf, wurde mit Geheimnissen, Fabeln, und Lehren, angefüllt, bey welchen er sich beruhigen mußte, ohne etwas davon zu verstehen; sein Gemüth wurde, durch eitle Phantomen, geschreckt, und sein Geist durch heilige Kleinigkeiten, kindische Pflichten, und mechanische Andacht unterdrückt. (59) Man brachte ihm, durch gottesdienstliche Uebungen, und Ceremonien, um einen großen Theil seiner Zeit, füllte seinen Kopf mit Trugschlüssen, und Irrthümern an, berauschte ihn mit fanatischen Einbildungen, und brachte ihm unauslöschliche Vorurtheile, wider Vernunft und Wahrheit, bey. Die Thätigkeit seiner Seele wurde immer

(58) Die ärgste Ketzerey, sagt der berühmte Gordon, ist, einen höhern Gott, als den Priester zu glauben.

(59) Der Aberglaube hat die Gemüther so sehr verblendet, und Menschen so sehr zu Maschinen gemacht, daß das Volk, in einer Menge Länder, nicht einmal die Sprache versteht, deren es sich in der Unterhaltung mit seinem Gott bedient. Wir sehen Frauenzimmer, deren lebenslanger Beruf darinn bestehet, Lateinisch zu singen, ohne gleichwohl ein Wort davon zu verstehen. Das Volk, welches von seinem Gottesdienste nichts begreift, findet sich gleichwohl sehr fleißig dabey ein, in der Einbildung, daß es genug sey, sich seinem Gott zu zeigen, der ihm dafür Dank weiß, daß es in seinen Tempel kommt, um Langeweile zu haben.

unter dem Drucke gehalten; er konnte sich keine Spannkraft geben, noch der Gesellschaft nützlich machen. Das Ansehen von Wichtigkeit, das man der Wissenschaft von Gott, oder vielmehr der systematischen Unwissenheit, beylegte, welche der Religion zur Stütze dienet, machte, daß der fruchtbarste Boden, nichts als Disteln trug.

Ich frage weiter, hat die priesterliche, und religiöse Erziehung, weise Bürger, gute Hausväter, treue Eheleute, gerechte Herren, redliche Diener, gehorsame Unterthanen, und friedliche Nachbarn gemacht? Nein! Entweder machte sie verdrüßliche Andächtige, die sich, und andern zur Last waren, oder aber Leute ohne Grundsätzen, welche die schreckhaften Sachen, bald wieder vergassen, von denen man sie eingenommen hatte, und welche die Moral niemals kennen lernten. Die Religion ward über alles gesetzt. Man predigte dem Fanatiker, daß es besser sey, Gott, als den Menschen zu gehorchen: diesem Satze zu Folge, hielt er sich verbunden, sich wider seinen Fürsten zu empören, sich von seiner Frau loszusagen, seinen Freund zu verrathen, und seine Mitbürger zu erwürgen, sobald es die Angelegenheiten des Himmels betraf. Kurz, die religiöse Erziehung, diente nur dazu, die jungen Leute zu verderben, sie zu verblenden, sie zu erniedrigen, und dem Menschen falsche Begriffe über die Pflichten beyzubringen, welche er sich, und der Gesellschaft schuldig ist.

Welche Vortheile hätten die Nationen nicht davon haben können, wenn sie die Reichthümer, welche die Unwissenheit so schändlich an betrügerische Priester verschwendet hat, auf nützliche Gegenstände verwendet hätten? Welche Laufbahn hätte nicht das Genie zurücklegen können, wenn es diejenigen Belohnungen genossen hätte, welche, seit so vielen Jahrhunderten, denen zu Theil wurden, die sich zu allen Zeiten seinem Aufkommen widersetzt haben? Wie viel konnten nicht nützliche Wissenschaften, Künste, Moral, Politik und Wahrheit gewin-

winnen, wenn man ihnen den nehmlichen Vorschub gethan hätte, den man der Lügen, dem Unsinne, der Schwärmerey, und leeren Träumen gegönnet hat?

Es ergiebt sich, also, deutlich, daß die theologischen Begriffe, der gesunden Politik, und der gesunden Moral, immer zuwider waren, und bleiben werden. Sie verwandeln die Fürsten in schädliche, unruhige, und eifersüchtige Gottheiten; sie machen aus den Unterthanen neidische, und bösartige Sklaven, welche, indem sie bey einigen unverständlichen Meynungen stehen bleiben, durch einige elende Ceremonien und Gebräuche das Uebel reichlich zu ersetzen glauben, welches immer einer dem andern zufügt. Diejenigen, welche niemals das Herz gehabt haben, über das Daseyn eines Gottes, welcher bestraft, und belohnt, Untersuchungen anzustellen, diejenigen, welche den göttlichen Willen zur Richtschnur ihrer Pflichten annehmen, diejenigen, welche von Gott vorgeben, er wolle, daß die Menschen untereinander in Frieden leben, sich lieben, einander beystehen, sich des Uebels enthalten, und Gutes thuen: alle diese verlieren jene unfruchtbaren Betrachtungen bald aus dem Gesichte, sobald es auf gegenwärtige Vortheile ankommt, auf Leidenschaften, Gewohnheiten, und ungestüme Verblendungen, welche den Menschen fortreißen. Wo findet man jene Billigkeit, jene friedliche Eintracht, welche diese erhabnen, durch den Aberglauben und göttliches Ansehen geweihten Begriffe der Gesellschaft unaufhörlich versprechen? Unter dem Einfluße verdorbener Höfe, und betrügerischer, oder fanatischer, und uneiniger Priester, können nur Lastelhafte aufkommen, die ihre Unwissenheit erniedriget, ihre schändlichen Leidenschaften an Fesseln führen, und welche von vergänglichen Vortheilen, oder schändlichen Vergnügungen hingerissen, an nichts weniger denken, als an ihren Gott. Seinen theologischen Begriffen zum Trotze fährt dieser Höfling fort, schwarze Verschwörungen anzurichten,

richten, und sucht nur seinen Ehrgeiz, seine Habsucht, seinen Haß, seine Rache, und alle, der Verdorbenheit seines Wesens anhängende Leidenschaften, zu befriedigen. Ungeachtet der Hölle, wovon der blose Begriff sie zittern macht, fährt jene Buhlerinn, in ihren Betrügereyen, und schändlichen Ausschweifungen, ununterbrochen fort. Die meisten jener unordentlichen, und sittenlosen Menschen, welche in Städten, und an Höfen, leben, würden vor Entsetzen beben, wenn man ihnen, in Ansehung des Daseyns Gottes, den geringsten Zweifel merken liesse. Welches Gute erwächst, also, aus der Beybehaltung dieser so allgemeinen, und unfruchtbaren Meynung, die nichts weiter wirkt, als daß sie den gefährlichsten Leidenschaften einen Vorwand giebt? Kehrt nicht der religiöse Despot, der sich ein Gewissen daraus machen würde, die vermeyntlichen Pflichten zu verabsäumen, die ihm der Aberglaube auflegt, kehrt er nicht beym Herausgehen aus dem Tempel, wo er der Tugend Seegen, und dem Laster im Namen des Himmels Fluch verkündigen hörte, gerades Weges zu seinen Lastern, zu seinen Ungerechtigkeiten, zu seiner schwarzen Politik, und seinen, auf Verderben der Gesellschaft abzielenden Anschlägen, zurück? Kehrt der Minister, nicht zu seinen landverderblichen Entwürfen, der Höfling zu seinen Ränken, die Buhlschwester zu ihren Eroberungen, der Finanzpachter zu seinem Raube, der Kaufmann zu seinen Betrügereyen zurück?

Wird man darum glauben, daß diese Mörder, diese Diebe, diese Elenden, deren Anzahl durch eine ungerechte, oder schläfrige Regierung immer größer wird, und welchen oft grausame Gesetze ohne Barmherzigkeit das Leben absprechen, wird man darum glauben, sage ich, daß diese Missethäter, von denen unsre Galgen und Richtplätze so voll sind, Ungläubige oder Atheisten seyen? Nichts weniger. Diese Elenden, dieser Auswurf der

Ge-

Gesellschaft, glaubte an Gott. Schon in der Kindheit hat man sie von Gott unterrichtet; man hat ihnen von den Strafen gesagt, womit er das Verbrechen heimsuchet, und bereits früh haben sie, bey dem Anblick seiner Gerichte, zittern gelernt. Unterdessen haben sie, gleichwohl, die Gesellschaft beleidiget. Wenn ihre Leidenschaft, die stärker war als die Furcht, nicht durch sichtbare Bewegungsgründe zurückgehalten werden konnte; so wird sie es, durch unsichtbare Gründe, noch weniger werden. Ein verborgener Gott, und entfernte Strafgerichte, werden nie vermögend seyn, Ausschweifungen zu hintertreiben, welche so gegenwärtige, und gewisse Strafen nicht hier verhindern konnten.

Kurz, sehen wir nicht immer Leute, die überzeugt sind, daß Gott sie sehe, höre und umgebe, und dadurch gleichwohl nicht zurückgehalten werden, wenn sie gesonnen sind ihre Lüste zu befriedigen, oder eine unedle Handlung zu begehen? Derselbe Mensch, welchen die Gegenwart eines andern von einer Uebelthat oder Ausschweifung abhalten würde, der erlaubt sich alles, wenn er von niemanden, als von Gott, gesehen zu seyn glaubt. Was hilft ihm, also, die Ueberzeugung von dem Daseyn, von der Allwissenheit und Allgegenwart desselben, wenn sie weniger bey ihm ausrichtet, als der Gedanke, von dem geringsten Menschen gesehen zu werden. Derjenige, der sich im Beyseyn eines Kindes scheuen würde, einen Fehler zu begehen, der begeht ihn ganz kühnlich, wenn er niemanden, als seinen Gott zum Zeugen hat. Diese unläugbaren Thatsachen, mögen denen zur Antwort dienen, welche sagen, die Gottesfurcht sey vermögender uns zurückzuhalten, als der Gedanke, daß man gar nichts zu fürchten habe. Wenn die Menschen nichts als Gott fürchten zu dürfen glauben, so machen sie sich gemeiniglich über nichts ein Bedenken.

Selbst

Selbst diejenigen, welche die Begriffe der Religion, und ihre Wirksamkeit, am allerwenigsten bezweifeln, brauchen sie gemeiniglich nur selten, wenn sie jemanden, der ihnen untergeben ist, bessern oder zur Vernunft zurückbringen wollen. Wenn ein Vater seinem bösen, oder lasterhaften Sohn, Vorstellungen machen will, so wird er ihn mehr auf das zeitliche, und gegenwärtige Ungemach zurück führen, dem er sich aussetzt, als auf die Gefahr, die er dabey läuft, einen rächenden Gott zu beleidigen. Er wird ihm die natürlichen Folgen seiner Unordnungen zeigen, den Verlust der Gesundheit, welcher auf Ausschweifungen folgt, den Verfall des guten Namens, und der Vermögensumstände, welchen das Spiel nach sich zieht, die bürgerlichen Strafen, u. s. w. Auf diese Art, rechnet selbst der, welcher Gott ehrt, mehr auf den Nachdruck natürlicher Bewegungsgründe, als auf den Nachdruck übernatürlicher, aus der Religion genommener Rücksichten. Derselbe Mensch, welcher nichts auf die Gründe hält, die einen Atheisten bewegen können, sich des Bösen zu enthalten, oder Gutes zu thun, bedient sich derselben bey vorfallender Gelegenheit, weil er ihren Nachdruck fühlt.

Fast alle Menschen, glauben einen Gott, der belohnet, und strafet; gleichwohl finden wir, überall, die Anzahl der Guten, so geringe, gegen die Menge der Bösen. Wenn wir die wahre Ursache, einer so allgemeinen Verderbniß, aufsuchen wollen; so werden wir sie in den theologischen Begriffen selbst finden, und nicht in den eingebildeten Quellen, welche die verschiedenen Religionen erdacht haben, um die Verderbniß des Menschen zu erklären. Die Menschen sind verdorben, weil sie fast überall schlecht regiert werden; sie werden schlecht regiert, weil die Religion die Fürsten vergöttert hat, welche selbst verderbt, und bey dem Bewußtseyn ungestraft zu bleiben, ihre Völker natürlicher Weise elend, und lasterhaft gemacht haben. Unbillig

billig Herren unterworfen, sind diese niemals durch Vernunft geführet worden. Von betrügerischen Priestern verblendet, ward ihnen die Vernunft zum unnützen Geschenke. Tyrannen, und Priester, haben ihre Kräfte, leider mit gutem Erfolge vereiniget, um die Nationen zu verhindern, aufgeklärter zu werden, die Wahrheit zu suchen, und ihr Loos glücklicher, ihre Sitten reiner zu machen.

Nur dadurch, daß man die Menschen aufkläret, sie deutlich überzeuget, und ihnen die Wahrheit vorhält, wie sie ist, kann man sich versprechen, sie besser und glücklicher zu machen. Nur dadurch, daß man Regenten und Unterthanen ihre wahren Verhältnisse, und ihre wahren Vortheile zeiget, wird man die Politik zu dem machen, was sie seyn soll, und ächte Regierungskunst von Verblendung, List und Tyranney absondern. Wir dürfen nur die Vernunft zu Rathe ziehen, die Natur fragen, und die Erfahrung zu Hülfe nehmen, um die Mittel ausfindig zu machen, wodurch man die Menschen wahrhaftig glücklich machen kann. Auf diesem Wege werden wir finden, daß der Irrthum die wahre Quelle alles menschlichen Unglücks ist, daß man die Gemüther von der Furcht, und die Einbildung von jenen eitlen Phantomen heilen muß, deren Vorstellung uns so schreckhaft ist, daß man den Aberglauben mit der Wurzel ausrotten muß, wenn man mit heiterm Geiste die Wahrheit suchen, und in der Natur die Fackel finden will, die uns zur Glückseligkeit leiten kann. Wir müssen die Natur studieren, uns mit ihren unveränderlichen Gesetzen bekannt machen, das Wesen des Menschen untersuchen, und ihn von seinen Vorurtheilen zurückbringen, wenn wir ihn, ohne mühsam aufwärts zu steigen, zu der wahren Tugend bringen wollen, ohne welche er seinem eignen Gefühl nach, in der Welt, die er bewohnt, nicht glücklich seyn kann.

Möch-

Möchten wir doch den Sterblichen die Götter ausreden können, die nur überall Elende machen; möchten wir die sichtbare Natur an die Stelle dieser unbekannten Mächte setzen, die niemals andre Verehrer gehabt haben, als zitternde Sklaven, oder rasende Schwärmer; möchten wir ihnen immer zurufen dürfen, daß man unglücklich zu seyn, aufhören müsse, zu fürchten.

Die einzelnen Menschen erhalten durch die Begriffe, von der Gottheit, welche für die gesunde Moral so unnütze, ja so widrig sind, eben so wenig Vortheil, als die Gesellschaft. In allen Ländern, hat man der Gottheit, wie oben gezeigt worden ist, einen gehäßigen Anstrich gegeben, und der Abergläubige ward, wenn er seine Grundsätze befolgte, allemal unglücklich. Der Aberglaube ist ein häuslicher Feind, den man überall mit sich herum träget. Diejenigen, welche über seine fürchterlichen Vorstellungen ernstlich nachdenken, werden in beständiger Unruhe und Furcht leben; werden die, ihrer Aufmerksamkeit würdigsten Gegenstände vernachläßigen, um einem Blendwerke nachzulaufen; werden ihre traurigen Tage gemeiniglich damit zubringen, daß sie seufzen, beten, opfern, und wirkliche, oder vermeyntliche Vergehungen ausbüssen, womit sie ihren strengen Gott erzürnt zu haben vermeynen. Oft werden sie sich in ihrer Wuth selbst martern, und es sich zur Pflicht machen, sich die grausamsten Strafen aufzulegen, um die Streiche eines aufzuhalten, dessen Zorn bereits den Arm aufgehoben hat; sie werden sich gegen sich selbst wafnen, in der Hofnung, die Rache, und die Grausamkeit des strengen Gebieters zu entwafnen, den sie erzürnt zu haben glauben; sie werden einen ergrimmten Gott zu besänftigen hoffen, indem sie ihre eignen Henker werden, und sich alle Quaalen anthun, die ihre Einbildungskraft nur erfinden kann. Die Gesellschaft hat von den traurigen Begriffen dieser frommen Wahnwitzigen keinen Vortheil zu erwarten; ihr Geist ist

immer

immer in Traurigkeit und Nachdenken vertieft, und ihre Zeit geht über widersinnigen Andachtsbeschäftigungen verlohren. Die religiösesten Menschen, sind gemeiniglich Menschenfeinde, die nicht einmal sich selbst, geschweige denn der Gesellschaft, nützen, und weiter keine Thatkraft äußern, als neue Mittel zu erfinden, sich zu martern, zu quälen, und sich alles das zu versagen, was ihre Natur wünscht. In allen Ländern der Erde, finden wir Büssende, die in der gewissen Ueberzeugung leben, daß sie sich durch Grausamkeit gegen sich selbst, und langsamen Selbstmord, den Beyfall des grausamen Gottes zuziehen werden, dessen Gütigkeit gleichwohl überall gepriesen wird. Dergleichen Rasende, giebt es unter allen Völkern. Der Begrif von einem furchtbaren Gotte, hat überall, und zu allen Zeiten, die grausamsten Ausschweifungen hervorgebracht.

Wenn sich diese unsinnigen Andächtigen selbst schaden, und die Gesellschaft des ihr schuldigen Beytrags berauben; so sind sie freylich weniger strafbar, als jene unruhigen, und eifrigen Fanatiker, welche, von ihren religiösen Begriffen erhitzt, es sich zur Pflicht machen, Unruhe zu stiften, und wirkliche Verbrechen zu begehen, um die Sache ihres himmlischen Phantoms zu verfechten. Nicht selten geschieht es auf Unkosten der Moral, daß sich der Fanatiker seinen Gott angenehm zu machen glaubt. Er setzt seine Vollkommenheit darein, sich entweder selbst zu quälen, oder aus Achtung gegen sein eigensinniges System die heiligsten Bande der Menschheit zu zerbrechen.

Hieraus sehen wir, daß die Begriffe von der Gottheit, so wenig vermögend sind, einzelne Menschen ruhig, und glücklich zu machen, als die Gesellschaft, wovon jene Glieder sind. Finden auch einige ruhige, ehrliche, und unsystematische Schwärmer, in ihren religiösen Begriffen,

griffen, viel Reizendes und Beruhigendes; so sind Millionen anderer, welche, systematischer als sie, durch die traurigen Begriffe, von einem ungünstigen Gott, den ihre aufgebrachte Einbildungskraft ihnen ohne Unterlaß vor Augen hält, auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich gemacht werden. Unter einem furchtbaren Gott, ist ein ruhiger und gelassner Andächtiger, ein Mensch, der nicht nachdenkt.

Mit einem Worte; alles beweiset, daß die Religionsbegriffe, mehr als irgend Etwas vermögend sind, die Menschen zu peinigen, in Unfrieden zu bringen, und sie unglücklich zu machen. Sie erhitzen ihr Gemüth, und verstärken ihre Leidenschaften, ohne sie jemals zurückzuhalten, als wenn sie zu schwach sind, sie mit Gewalt fortzureissen.

Neuntes Hauptstück.

Daß die theologischen Begriffe keineswegs Gründe der Moral seyn können. — Vergleichung der theologischen, und natürlichen Moral. Schädlichkeit der Theologie, für den Wachsthum des menschlichen Verstandes.

Wenn eine Hypothese die Menschen glücklich machen soll, so muß sie nützlich für sie seyn. Mit welchem Rechte kann man aber hoffen, daß nur eine Hypothese, welche hienieden nur Elende macht, dermoleinst zu einer dauerhaften Glückseligkeit führen werde? Wenn Gott die Menschen nur darum geschaffen hat, um in der Welt, die sie kennen, zu seufzen, und zu zittern; mit welchem Grunde kann man erwarten, daß er sie künftig, in einer unbekannten Welt, gütiger behandeln werde? Muß uns nicht

nicht derjenige, den wir, wenn es auch nur gelegentlich geschähe, schreyende Ungerechtigkeiten begehen sehen, verdächtig werden, und unser Zutrauen auf immer verlieren?

Auf der andern Seite, würde eine Voraussetzung, welche über alles Licht verbreitet, oder alle Fragen, auf die sie angewendet wird, glücklich auflöset, für wahrscheinlich gehalten werden müssen, wenn man auch nicht ihre Gewißheit beweisen könnte. Aber ein System, welches die deutlichsten Begriffe dunkel, und alle Aufgaben, die man dadurch auflösen will, noch unauflöslicher macht, kann mit Gewißheit als falsch, unnütz, und gefährlich angesehen werden. Um sich von diesem Grundsatze zu überzeugen, darf man nur, ohne Vorurtheil, untersuchen, ob das System von dem Daseyn eines Gottes, wie ihn die Theologie vorträgt, jemals einige Schwierigkeiten habe auflösen helfen. Hat die Theologie die menschlichen Kenntnisse, um einen Schritt, weiter gebracht? Hat diese so wichtige, und erhabene Wissenschaft, nicht die Moral gänzlich verfinstert? Hat sie nicht die wesentlichsten Pflichten unsrer Natur, ungewiß und zweifelhaft gemacht? Hat sie nicht alle Begriffe, von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, verwirret? Man frage einmal die Theologen, worinn die Tugend bestehe. Sie werden antworten, in der Uebereinstimmung mit dem unbegreiflichen Wesen, welches die Welt regieret. Fragen wir weiter, was denn dieses Wesen sey, wovon sie uns immer vorreden, ohne uns dasselbe verständlich zu machen, und wie wir uns von seinem Willen unterrichten können; so werden sie uns vielleicht sagen, was dieses Wesen nicht sey, aber niemals, was es sey: und versuchen sie es gleichwohl, uns davon einen Begrif zu geben, so werden sie in diesem unbegreiflichen Wesen, eine Menge widersprechender, und unverträglicher Eigenschaften vereinigen, welche es zur Chimäre machen, oder sie verwei-

sen uns auf übernatürliche Offenbarungen, wodurch dieses Phantom den Menschen seine göttlichen Absichten bekannt gemacht hat. Fragen wir, wodurch sie die Aechtheit dieser Offenbarungen beweisen, so führen sie Wunder an. Aber wie soll man es machen, um Wunder zu glauben, die, wie gezeigt worden ist, sogar den Begriffen zuwider sind, welche uns die Theologie von ihrer verständigen, unveränderlichen, und mächtigen Gottheit aufstellet? Am Ende wird man diesen Priestern auf ihr Wort glauben müssen, deren Auftrag es ist, uns mit dem göttlichen Willen bekannt zu machen. Aber durch welches Creditiv werden sie ihre Sendung beweisen? Sind sie es nicht selbst, die sich für die untrüglichen Dollmetscher eines Gottes ausgeben, von welchem sie gestehen, daß sie ihn nicht kennen? Dieses vorausgesetzt, werden die Priester, das heißt, sehr verdächtige, und unter sich selbst in Meynungen verschiedene Menschen, die Schiedsrichter der Moral seyn. Nach ihren ungewissen Kenntnissen, oder auch nach ihren Leidenschaften, werden sie die Vorschriften festsetzen, die man zu befolgen hat; der Enthusiasmus, oder der Eigennutz, werden den einzigen Maasstaab ihrer Entscheidungen ausmachen; ihre Moral wird, so wie ihr Schwindel, und ihr Eigensinn sich niemals gleich bleiben; diejenigen, welche sie hören, werden nie wissen, woran sie sich halten sollen. In ihren, durch Eingebung geschriebenen Büchern, wird man immer eine unmoralische Gottheit erblicken, welche bald lasterhafte, und ungereimte Dinge anbefiehlt, bald ein Freund, bald ein Feind des menschlichen Geschlechts ist, und sich bald wohlthätig, vernünftig, und gerecht, bald unweise, eigensinnig, ungerecht, und despotisch bezeigt. Was anderes wird der Verständige aus alle diesem schliessen können, als daß weder unbeständige Götter, noch wankelmüthige Priester, Muster und Schiedsrichter einer Moral abgeben können, welche so beständig, und zuverläßig seyn muß, als die unwandelbaren Gesetze der Natur,

nur, denen wir diese letztere niemals entgegen handeln sehen.

Nicht willkührliche, und unzusammenhängende Meynungen, nicht widersprechende Begriffe, abstracte und unverständliche Spekulationen sind es, welche der Sittenlehre zum Grunde dienen können. Ihre Grundsätze müssen deutlich seyn, aus der Natur des Menschen genommen, auf seine Bedürfnisse gegründet, durch Erziehung fortgepflanzt, durch Gewohnheit geläufig, und durch die Gesetze ehrwürdig gemacht werden, wenn sie unsern Verstand überzeugen, uns die Tugend werth und liebenswürdig machen, und den Nationen gute Bürger geben sollen. Ein nothwendig unbegreiflicher Gott, kann der Vorstellung keine andern als unbestimmten Begriffe geben; ein furchtbarer Gott verwirret sie; ein unbeständiger, und sich oft widersprechender Gott, macht uns die regelmäßigen Verhalten ungewiß. Die Drohungen, welche man uns, im Namen eines eigensinnigen Wesens, ankündiget, das unsrer Natur, von welcher es gleichwohl, der Urheber ist, widerspricht, wird uns die Tugend verhaßt machen, und was wir mit Freuden, aus Ueberlegung und Beherzigung unsres wahren Vortheils thun sollten, das werden wir lediglich aus Furcht thun. Ein furchtbarer, oder, welches einerley ist, ein böser Gott, kann die Guten nur unruhig machen, ohne den Bösen Einhalt zu thun. Wenn die Menschen sündigen, oder sich lasterhaften Trieben überlassen wollen; so werden sie gemeiniglich aufhören, Gott in seiner schrecklichen Gestalt zu betrachten, und blos bey seiner Güte, und Liebe stehen bleiben, denn immer sehen die Menschen eine Sache nur von der Seite an, von welcher sie ihren Neigungen schmeichelt.

Die Güte Gottes, macht den lasterhaften beherzt; die Strenge Gottes macht den Tugendliebenden zaghaft. Also kehren sich selbst die Eigenschaften, welche die Theo-

logie der Gottheit beylegt, wider die gesunde Moral. Auf diese unendliche Güte verlassen sich die größten Bösewichte, wenn sie sich Ausschweifungen und Lastern ergeben. Erinnert man sie dann an Gott; so antworten sie, daß Gott gütig sey, daß seine Gnade, und sein Erbarmen, keine Gränzen kenne. Hören wir nicht, daß der Aberglaube, jener Handlanger der Bosheiten, den Sterblichen, immer wiederholet, daß man vermittelst gewisser Ceremonien, Gebete und Andachtsübungen diesen furchtbaren Gott versöhnen, und sich zum Freunde machen könne? Besitzen die Priester nicht, überall, unfehlbare Geheimnisse, die schändlichsten Ungeheuer mit der Gottheit auszusöhnen?

Hieraus muß man schließen, daß die Gottheit, unter welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachte, der Moral keineswegs zum Grunde dienen kann, welche immer, und unveränderlich, dieselbige seyn muß. Ein Gott, der sich erzürnen kann, ist nur denen politischen Vortheil es mit sich bringt, die Menschen in Furcht zu jagen, um aus ihrer Unwissenheit, aus ihrer Furcht, und aus ihren Büßungen Nutzen zu ziehen. Die Grossen der Erden, bey denen man, gemeiniglich, am wenigsten Tugend und Sitten findet, hüten sich wohl, Gott unter dieser furchtbaren Gestalt zu betrachten, wenn es auf Befriedigung ihrer Leidenschaften ankommt; aber dann bedienen sie sich seiner, andre zu schrecken, um sie in Abhängigkeit, und Gehorsam zu erhalten, während daß sie selbst nichts als Liebe und Güte in ihm erblicken, und sich jedwede Nachsicht für das Unrecht versprechen, womit sie seine Geschöpfe kränken, wenn sie sich nur gegen ihn selbst ehrerbietig erweisen. Uebrigens verlassen sie sich noch auf die Mittel, welche ihnen die Religion darbietet, seinen Zorn zu besänftigen. Diese Religion scheint nur darum erfunden zu seyn, um den Dienern der Gottheit Gelegenheit zu geben, die, von den Menschen auf Erden begangenen Verbrechen auszugleichen.

Die

Die Moral ist nicht da, um den Anstrich der menschlichen Leidenschaften, Einbildungen, und Eigensinnigkeiten anzunehmen: sie muß dauerhaft, und für alle Menschen dieselbige seyn, sie muß an allen Orten, und zu allen Zeiten, sich gleich seyn. Die Religion ist nicht berechtiget, die unveränderlichen Vorschriften, von jener, nach den veränderlichen Gesetzen ihrer Götter zu kleiden. Um der Moral diese unerschütterliche Festigkeit zu geben, bietet sich nun ein Mittel dar, welches wir, an mehr als einem Orte dieses Werkes, angezeigt haben. (60) Die Hauptsache ist, daß man sich auf unsre Pflichten gründe, auf die menschliche Natur, und auf die Verhältnisse der vernünftigen Wesen unter einander, welche allerseits ihre Erhaltung, und ihr Glück lieben, und nur, um diese Absicht desto sicherer zu erreichen, in Gesellschaft getreten sind. Kurz, man muß bey der Moral die Nothwendigkeit der Dinge zum Grunde legen.

Erwägt man diese, aus der Natur selbst genommenen Grundsätze, welche ihren Beweis in sich selbst führen, durch beständige Erfahrung bestätiget, und durch die Vernunft gebilliget werden, so erhält man eine gewisse Moral, und ein untrügliches Lehrgebäude des Verhaltens für das ganze Leben. Man wird dann nicht weiter theologische Chimären zu Hülfe rufen dürfen, um sein Betragen in der Körperwelt darnach einzurichten; man wird denen antworten können, welche vorgeben, ohne Gott sey keine Moral möglich, und Gott sey, zu Folge seiner Macht, und der ihm über seine Geschöpfe zukommenden Oberherrschaft, allein berechtiget, ihnen Gesetze, und verbindliche Pflichten aufzulegen. Bedenkt man die lange Reihe

(60) Man sehe, was hierüber im VIII. im XII. und am Ende des XIV. Hauptstücks dieses Werkes gesagt worden ist.

von Irrthümern, welche aus den dunklen Begriffen von der Gottheit fließen, und aus den traurigen Meynungen, welche alle Religionen, unter allen Zonen, daraus hergeleitet haben; so kann man mit größerem Rechte behaupten, daß alle gesunde, alle dem Menschen, und der Gesellschaft, nützliche Moral, mit einem Wesen ganz unverträglich sey, das man den Menschen, nie anders, als unter dem Bilde eines Despoten vorstellt, dessen gute Eigenschaften, unaufhörlich, durch schädlichen Eigensinn verdunkelt werden. Um, demnach, die Moral auf sichere Grundpfeiler zu bauen, muß man nothwendig damit den Anfang machen, die eingebildeten Lehrgebäude einzureissen, auf welchen man bisher das schädliche System der übernatürlichen Moral, welches den Erdbewohnern seit so vielen Jahrhunderten vorgepredigt worden ist, aufgeführet hat.

Die Macht, welche den Menschen in seinen gegenwärtigen Aufenthalt eingeführet, und ihn mit Kräften, und Fähigkeiten ausgerüstet hat, sey welche sie wolle, und man betrachte den Menschen, als ein Werk der Natur, oder schreibe sein Daseyn einem verständigen, und, von der Natur verschiednen Wesen, zu, so bleibt das Daseyn des Menschen, so wie er ist, Thatsache. Wir sehen in ihm, ein empfindendes, denkendes, und verständiges Wesen, welches sich liebt, sich zu erhalten strebt, sein Daseyn in jedwedem Augenblick seines Lebens angenehm zu machen sucht, und, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und sich gewisse Bequemlichkeiten zu verschaffen, mit ihm ähnlichen Wesen in Gesellschaft lebt, deren Betragen ihn für, oder wider sie, einnehmen kann. Diese allgemeinen, mit unsrer Natur innigst verderbten Empfindungen, welche so lange dauern werden, als Menschen leben, sind es, auf welche man die Moral gründen muß; sie, die nichts anders ist, als der Innbegriff der Pflichten, des, in Gesellschaft lebenden Menschen.

Sehet

Sehet da die wahren Gründe unsrer Pflichten! Diese Pflichten sind nothwendig; weil sie aus unsrer eignen Natur fliessen, und wir nicht anders zur Glückseligkeit gelangen können, nach der wir so eifrig streben, als durch Anwendung derjenigen Mittel, ohne welchen wir dieselbe niemals erreichen können. Um aber dauerhaft glücklich zu werden, sind wir genöthiget, uns um die Liebe, und den Beystand der Wesen zu bewerben, mit welchen wir leben. Diese Wesen nun, sind nur in der Maaße geneigt, uns zu lieben, uns zu schätzen, und unsre Glückseeligkeit zu befördern, als wir geneigt sind, zu der ihrigen beyzutragen. Diese Nothwendigkeit ist das, was man **moralische Verbindlichkeit** nennt: Sie gründet sich, auf die Beherzigung solcher Bewegungsgründe, welche empfindliche, verständige, und auf den gleichen Endzweck arbeitende Wesen, bewegen können, das erfoderliche Betragen zu beobachten, durch welches jener Zweck erhalten werden kann. Diese Bewegungsgründe, können keine andre seyn, als das immer fortdauernde Verlangen, uns den Genuß des Guten zu verschaffen, das Böse hingegen zu vermeiden. Vergnügen und Schmerz, erwartetes Glück, oder gefürchtetes Unglück, sind die einzigen Bewegungsgründe, welche, mit Nachdruk, auf den Willen empfindlicher Wesen wirken. Um sie zu **verpflichten**, ist es genung, daß diese Bewegungsgründe wahr und bekannt sind. Um sie zu kennen, ist es genung, unsre Beschaffenheit zu betrachten, nach welcher wir nichts lieben, oder billigen können, als diejenigen Handlungen, aus welchen unser wahrer, und gegenseitiger Nutzen entspringt, und eben dieses macht den Begriff der Tugend aus. Um uns also selbst zu erhalten, um sicher zu leben, sind wir genöthiget, das, zu diesem Endzweck führende Betragen zu befolgen: um andren unsre Erhaltung angelegentlich zu machen, sind wir genöthiget, an der ihrigen Theil zu nehmen, oder, nichts zu thun, was sie abgeneigt machen könnte, mit uns, an unserm Glü-

cke zu arbeiten. Dieses sind die wahren Grundpfeiler der moralischen Verbindlichkeit.

Immer wird man irre gehen, wenn man der Moral einen andern Grund unterlegt, als die menschliche Natur; sie kann keinen festern, und zuverläßigerern haben. Einige, zum Theil wohlmeynende Verfasser moralischer Schriften, haben die, den Menschen von der Natur aufgelegten Pflichten, dadurch heiliger, und ehrwürdiger zu machen geglaubt, wenn sie ihnen das Siegel des Ansehens eines Wesens aufdrükten, das grösser, als die Natur, und noch bindender, als die Nothwendigkeit sey. Dem zu Folge, hat sich die Theologie der Moral bemächtiget, und sie mit dem Religionssystem zu verbinden gesucht. Man hat geglaubt, diese Vereinigung würde die Tugend weit heiliger machen; die Furcht vor einer unsichtbaren Macht, welche die Natur selbst beherrscht, müsse ihren Gesetzen noch mehr Kraft, und Nachdruk geben, und die Menschen, von der Nothwendigkeit der Moral überzeugt, würden, wenn sie dieselbige mit der Religion verbunden sähen, diese Religion selbst, als zu ihrem Glück nothwendig betrachten. Auch ist es, in der That, die Voraussetzung, daß ein Gott, zu Aufrechthaltung der Moral nothwendig sey, welche die theologischen Meynungen, und die meisten Religionssysteme auf Erden in Ansehen erhält. Man glaubt, der Mensch könne, ohne einen Gott, das, was er sich, und andern schuldig ist, weder erkennen, noch ausüben. Wenn dieses System einmal Wurzel gefaßt hat, so hält man jene so unbestimmten Begriffe von einem metaphysischen Gotte, für dermaßen verkettet mit der Moral und dem Wohl der Gesellschaft, daß man die Gottheit nicht angreifen könne, ohne zugleich das Band der natürlichen Pflichten zu zerreißen. Man glaubt, das Bedürfniß, das Verlangen nach Glück, und das einleuchtende Interesse der Gesellschaft sowohl, als einzelner Personen, würden immer nur

ohn-

ohnmächtige Bewegungsgründe bleiben, wenn sie nicht alle ihre Kraft, und ihre Sanction von einem eingebildeten Wesen erhielten, das man zum Schiedsrichter aller Dinge gemacht hat.

Aber es bleibt jederzeit gefährlich, die Erdichtung mit der Wahrheit, das Unbekannte mit dem Bekannten, den Wahnsinn des Enthusiasmus mit der gelassenen Vernunft, zu gatten. Und was kann auch aus der unordentlichen Verbindung entstehen, welche die Theologie zwischen Fabel und Wahrheit getroffen hat? Die verirrte Einbildungskraft, verkannte die Wahrheit; die Religion, wollte, mit Hülfe ihres Phantoms, der Natur gebieten, die Vernunft unterjochen, und den Menschen unter seine eignen Grillen demüthigen; ja oft zwang sie ihn, im Namen der Gottheit, die Stimme seiner Natur zu ersticken, und die allgemein anerkanntesten Pflichten der Moral zu verletzen. Wenn eben diese Religion den Menschen, denen sie Licht und Vernunft genommen hatte, Einhalt zu thun versuchte; so fehlte es ihr nun an einem sicheren Zügel, sie zurück zu halten, so konnte sie an die Stelle würklicher Bewegungsgründe, und einleuchtender Wahrheiten, nur eingebildete Bewegungsgründe, und Fabeln setzen. Durch diese Verwirrung, verlohr die Moral ihre festesten Gründe; Natur und Vernunft, Tugend und Erfahrung hiengen, nunmehr, von einem unerklärlichen Gott ab, der niemals deutlich sprach, die Vernunft schweigen hieß, und sich, nur durch Schwärmer, oder Betrüger, erklärte, die sich durch ihren Wahnwitz, oder durch die Begierde, aus den Verirrungen der Menschen Nutzen zu ziehen, verleiten ließen, ihnen eine blinde Unterwerfung, Scheintugenden, elende Andachtsübungen, mit einem Worte, eine willkührliche Moral zu predigen, die zwar ihren eignen Leidenschaften angemessen, dem übrigen Theil des menschlichen Geschlechts aber, oft höchst schädlich war.

Indem

Indem man, also, die Moral von Gott ableitete, so untergab man sie würklich den Leidenschaften der Menschen. Indem man sie auf den Grund einer Erdichtung bauen wollte, baute man sie durchaus auf Nichts. Indem man ihr ein eingebildetes Wesen zur Quelle gab, wovon sich ein Mensch andere Begriffe machte, und dessen Aussprüche, entweder durch Wahnsinnige, oder durch Betrüger erkläret wurden; indem man auf dessen vorgeblichen Willen, die nützliche oder schädliche Beschaffenheit, oder mit andern Worten, die Moralität der menschlichen Handlungen gründete, und den Menschen ein Wesen zum Muster vorstellte, das veränderlich ist; so haben die Theologen den Grund der Moral dadurch so wenig befestiget, daß sie vielmehr denjenigen, den ihr die Natur gegeben hatte, untergraben, oder vielmehr durchaus zerstöhret, und Ungewißheit an die Stelle desselben gesetzet haben. Ihr Gott, ist, in Betrachtung der ihm beygelegten Eigenschaften, ein unerklärliches Räthsel, welches sich jeder Mensch, jede Religion, nach eigner Art erklärt, in welchem alle Theologen unter jedwedem Himmelsstriche alles das entdecken, was sie brauchen, und mittelst welchem sich jeder Einzele eine Moral nach seinem eignen Charakter zusammensetzt. Wenn Gott, demsanftmüthigen, verträglichen und billigen Manne gut, mitleidig, und wohlthätig zu seyn befiehlt; so befiehlt er den auffahrenden, hartherzigen Menschen, grausam, unduldsam, und lieblos zu seyn. Nicht zwey Völker, nicht einmal zwey Menschen, haben dieselbe Moral; und Handlungen, welche von gewissen Völkern für heilig, und verdienstlich gehalten werden, sind hinwiederum in den Augen anderer Nationen Gräuel, und Frevelthaten. Einige finden in diesem Gotte, nichts als Sanftmuth, und Gütigkeit; andre halten ihn für grausam, und glauben sich nur durch Grausamkeiten seines Beyfalls versichern zu können.

Die Moral der Natur, ist deutlich, selbst für diejenigen deutlich, die ihren Vorschriften widerstreben.

Nicht

Nicht gleiche Bewandniß hat es mit der religiösen Moral; diese ist eben so dunkel, wie die Gottheit, von welcher sie herstammt, oder vielmehr eben so veränderlich, wie die Leidenschaften und Temperamente, derer, die jene schwankende Gottheit verehren, und anbeten. Wollte man den Theologen glauben; so wäre die Moral eine höchst problematische, ungewisse, und schwer zu bestimmende Lehre; so müßte man das scharfsinnigste, tiefste Genie, und den durchdringendesten, geübtesten Verstand besitzen, um die Pflichten zu entdecken, welche der Mensch, sich, und andern schuldig ist, und die wahren Quellen der Moral blieben nur wenigen denkenden und philosophischen Köpfen zugänglich. Wer sie von einem Gott ableitet, den niemand anderswo, als in sich selbst, erblickt, und den jedermann, nach seinen eignen Begriffen, modifizirt, der unterwirft die Moral dem Eigensinne der Menschen; wer sie von einem Wesen ableitet, das sich niemand auf Erden rühmen kann zu kennen, der gesteht, daß er nicht weiß, von wem er sie herleiten soll. Wie auch jener Urheber der Dinge, von welchem man die Natur, und alle, in ihr befindlichen Wesen abhängen läßt, beschaffen sey, welche Macht man ihm auch beylegen will, so wird es zwar bey ihm stehen, ob der Mensch vorhanden seyn, oder nicht vorhanden seyn soll; aber, sobald er ihn zu dem gemacht hat, was er wirklich ist, sobald er ihm Gefühl, Wunsch nach Glück, und Verlangen nach Geselligkeit gegeben hat, so kann er nicht machen, daß er anders sey; er müßte ihn denn erst wieder vernichten, oder umschmelzen. Nach seinem Wesen, seinen Eigenschaften, seinen gegenwärtigen Verhältnißen, welche ihn zu einem, in die menschliche Klasse gehörenden Wesen gemacht haben, hat er der Moral nöthig, und der Trieb sich zu erhalten, wird ihn durch dieselbe Nothwendigkeit anreizen, die Tugend dem Laster vorzuziehen, die ihn anreizt, das Vergnügen dem Schmerze vorzuziehen. (61)

Wer

Wer es läugnet, daß der Mensch, ohne Begriff von Gott, ein moralisches Gefühl habe, das heißt, die Tugend vom Laster unterscheiden könne, der behauptet, daß der Mensch, ohne Begriffe von Gott, das Bedürfniß der Speise zu seiner Erhaltung nicht empfinden, oder keine Auswahl unter seinen Nahrungsmitteln treffen würde; der behauptet, daß, ohne mit dem Namen, dem Charakter, und den Eigenschaften desjenigen bekannt zu seyn, der uns ein Gericht zubereitet, wir nicht vermögend seyn würden, zu urtheilen, ob dieses Gericht unserem Gaume zusage, oder nicht zusage, gesund oder schädlich sey. Wer von dem Daseyn Gottes, und der Beschaffenheit seiner moralischen Eigenschaften zu keiner gewissen Ueberzeugung kommen kann, oder wohl gar beyde förmlich läugnet, der kann, wenigstens, sein eignes Daseyn, seine eignen Beschaffenheiten, seine eigne Art zu empfinden, und zu urtheilen, nicht länger bezweifeln: eben so wenig kann er das Vorhandenseyn andrer, ihm ähnlich organisirter Wesen, bezweifeln, bey denen er überall Eigenschaften antrift, die den seinigen ähnlich sind, und deren Liebe oder Haß, Beystand oder üble Behandlung, Schätzung oder Verachtung, er sich zuziehen kann, je nachdem er sich gegen dieselben beträgt. Mehr bedarf es nicht, als dieser Kenntniß, um das moralische Gute oder Böse, zu unter-

(61) Der Theologie zu Folge, hat der Mensch, um Gutes zu thun, übernatürlicher Gnaden nöthig: diese Lehre war der gesunden Moral ohne Zweifel sehr nachtheilig. Die Menschen warteten, um Gutes zu thun, immer auf himmlische Gnaden-Mittel, und die, welche sie beherrschten, bedienten sich niemals der irdischen Gnadenmittel, das heißt, der natürlichen Bewegungsgründe, die Menschen zur Tugend zu reizen. Gleichwohl sagt Tertullian, „warum „wollen wir uns so viel Mühe „geben, das göttliche Gesetz „zu suchen, wenn wir dasjenige besitzen, das alle Menschen mit einander gemein haben, und das auf die Tafeln „der Natur geschrieben ist?„ Tertul. de corona militis.

unterscheiden. Kurz, wer nur gehörig organisirt ist, oder Fähigkeit besitzt, wahre Erfahrungen zu machen, der darf nur auf sich selbst Acht haben, um zu entdecken, was er andern schuldig ist. Seine eigne Natur, wird ihn über seine Pflichten besser erleuchten, als jene Götter, die er nur nach seinen eignen Leidenschaften, oder aber nach den Leidenschaften einiger Schwärmer und Betrüger, beurtheilen kann. Er wird einsehen, daß er, und um sich zu erhalten, und dauerhaft glücklich zu machen, dem Antriebe seiner, oft blinden Neigungen widerstehen, um sich das Wohlwollen andrer zu erwerben, sein Betragen nach dem ihrigen einrichten müsse. Wenn er Beobachtungen dieser Art sammelt; so wird er finden, worinn die Tugend bestehet. (62) Wenn er diese Beobachtungen in Ausübung bringt; so wird er selbst tugendhaft werden, und in der glücklichen Harmonie seiner Maschine, in der billigen Achtung seiner selbst, die durch das Wohlwollen anderer gleichsam zurükgespiegelt wird, die Belohnung seines Verhaltens finden; handelt er aber, auf eine entgegengesetzte Art; so wird ihn die, in seiner Maschine vorgehende Unordnung zeitig erinnern, daß die Natur sein ihr widriges Verhalten mißbilliget, und daß er sich dadurch selbst schadet; er wird sich genöthiget sehen, das Verdammungsurtheil seiner Mitgeschöpfe zu unterschreiben,

(62) Die Theologie hat, bisher, noch keine wahre Definition von der Tugend geben können. Nach ihr, ist sie eine Wirkung der Gnade, die uns geneigt macht, alles das zu thun, was Gott angenehm ist. Aber was ist die Gottheit? Was ist die Gnade, und wie wirkt sie auf den Menschen? Was ist Gott angenehm? Warum verleyhet dieser Gott nicht allen Menschen die Gnade, das zu thun, was ihm gefällig ist? Adhuc sub iudice lis est. Ohne Unterlaß redet man den Menschen vor gut zu handeln, weil es Gott wolle; aber niemals hat man ihnen gesagt, was das heiße gut handeln, und niemals hat man sie lehren können, was Gott sey, und was er von den Menschen verlange.

ben, ihren Haß und ihre Verachtung zu ertragen. Wenn ihn die Verblendung seines Gemüths die unmittelbaren Folgen seiner Ausschweifungen, einzusehen verhindert, so wird er die entfernten Belohnungen, und Strafen, eines unsichtbaren Monarchen, dem man umsonst seinen Thron in dem Empyreum angewiesen hat, eben so wenig einsehen. Dieser Gott, wird niemals so vernehmlich mit ihm reden, als sein Gewissen, welches ihn, auf der Stelle, belohnet oder bestrafet.

Alles, was hier gesagt worden ist, beweiset uns, augenscheinlich, daß die religiöse Moral, in Vergleichung mit der natürlichen Moral, mit der sie immer in Streit geräth, unendlich verlieren würde. Die Natur ermuntert den Menschen sich zu lieben, für seine Erhaltung zu wachen, und die Summe seiner angenehmen Empfindungen, so viel er kann, zu vergrößern; die Religion befiehlt ihm, einzig und allein einen furchtbaren Gott zu lieben, sich selbst zu verabscheuen, und seine sanftesten und billigsten Freuden diesem furchtbaren Götzen aufzuopfern. Die Natur ermahnt den Menschen, die Vernunft zu Rathe zu ziehen, und sich ihrer Leitung zu überlassen; die Religion sagt ihm, diese Vernunft sey verdorben, und eine ungetreue Wegweiserinn, welche ein betrügerischer Gott dazu bestellet habe, seine Geschöpfe irre zu führen. Die Natur empfiehlt dem Menschen, sich zu erleuchten, die Wahrheit zu suchen, und seinen Verhältnißen nachzudenken; die Religion räth ihm, nichts zu untersuchen, unwissend zu bleiben, und die Wahrheit zu scheuen: sie überredet ihn, daß keine Verhältniße für ihn so wichtig seyen, als diejenigen, welche zwischen ihm, und einem Wesen bestehen, das er niemals wird kennen lernen. Die Natur erinnert das, sein eignes Selbst liebende Wesen, seine Leidenschaften zu mäßigen, ihnen, wenn sie seiner Maschine verderblich werden, zu widerstehen, und ihnen wirkliche, aus der Erfahrung genommene Bewegungsgründe

gründe entgegen zu stellen; die Religion will, daß das mit Empfinden begabte Wesen gar keine Leidenschaften habe, daß es eine unempfindliche Masse sey, oder seine Neigungen, aus Bewegungsgründen bestreite, die aus der Einbildung genommen, und so veränderlich sind, wie sie selbst. Die Natur treibt den Menschen, gesellig zu seyn, seine Mitgeschöpfe zu lieben, gerecht, verträglich, nachsichtig und wohlthätig zu handeln, und Niemanden zu kränken: die Religion fodert ihn auf, die Gesellschaft zu fliehen, sich von dem Irdischen loszureißen, seine Mitgeschöpfe zu haßen, wenn sie mit ihm nicht den gleichen Träumen der Einbildung Raum geben, aus Achtung für seinen Schöpfer, die heiligsten Banden zu zerbrechen, und alle die, welche nicht so unsinnig seyn wollen, als er ist, zu strafen, zu martern, zu verfolgen, und umzubringen. Die Natur spricht zum Bürger: strebe nach Ruhm, suche die Achtung zu erwerben, sey thätig, beherzt und arbeitsam. Die Religion sagt: sey demüthig, kriechend, kleinmüthig; lebe in der Entfernung, beschäftige dich mit Gebet, mit Betrachtung, mit gottesdienstlichen Uebungen: sey unnütz für dich, und andre. (63) Die Natur stellt dem Bürger rechtschaffene, grosse, und betriebsame Männer zu Mustern auf, die ihren Mitbürgern nützliche Dienste geleistet haben; die Religion rühmt ihm, niedrige Seelen, fromme Schwärmer, büßende Sünder und Fanatiker, welche, lächerlicher Meynungen wegen, ganze Reiche in Aufruhr gebracht haben. Die Natur, erinnert den Gatten seine Gattinn zu lieben, der Gefährtinn seines Schicksals treu zu seyn, und sie seinem Her-

(63) Es ist leicht einzusehen, daß der Gottesdienst den politischen Gesellschaften sehr nachtheilig ist, weil er Zeitverlust, Müßiggang, und Unthätigkeit verursacht; die nützlichsten Arbeiten werden, durch die Religion, einen beträchtlichen Theil des Jahres über aufgehalten.

Herzen, die nächste seyn zu lassen. Die Religion macht ihm seine Zärtlichkeit zum Vorwurf, und stellet ihm oft den ehelichen Stand, als einen Stand der Befleckung, und Unvollkommenheit vor. Die Natur ermahnt den Vater, seine Kinder zu lieben, und sie zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu erziehen; die Religion befiehlt ihm: sie in der Furcht Gottes zu erziehen, und sie mit Verblendung und Vorurtheilen einzunehmen, durch welche sie einmal die Ruhe der Gesellschaft, deren Bestes sie befördern sollten, stören werden. Die Natur befiehlt den Kindern, ihren Eltern zu gehorchen, und die Stütze ihres Alters zu seyn; die Religion befiehlt ihnen, mehr auf den Willen ihres Gottes zu hören, und, wenn es auf die Sache des Himmels ankommt, alle kindlichen Pflichten unter ihre Füße zu treten. Die Natur, spricht zum Weisen, beschäftige dich mit nützlichen Gegenständen, widme deine Nachtwachen dem Vaterlande, suche es durch nützliche Entdeckungen zu bereichern. Beschäftige dich mit unnützen Träumen, ruft die Religion, mit endlosen Streitigkeiten, mit Untersuchungen, welche den Saamen zu Zwietracht und Blutvergießen enthalten, und vertheidige standhaft Meynungen, von welchen du nicht das geringste begreifest. Die Natur, ermahnt den leichtsinnigen, über seine Laster, seine schändlichen Neigungen und Fehltritte zu erröthen, sie zeigt ihm, daß auch seine geheimsten Ausschweifungen, nothwendig seine Glückseeligkeit untergraben müssen; die Religion spricht zum lasterhaftesten Bösewicht, erzürne nicht einen Gott, den du nicht kennest: solltest du dich aber gleichwohl, seinen Gesetzen zuwider, dem Verbrechen überlassen, so wisse, daß er leicht zu versöhnen ist: gehe in seinen Tempel, demüthige dich zu den Füssen seiner Diener, büße deine Missethaten durch Opfer, Geschenke, Ceremonien, und Bitten: diese wichtigen Ceremonien, werden dein Gewissen beruhigen, und dich in den Augen des Ewigen rein machen.

Der

Der Bürger, oder, der in Gesellschaft lebende Mensch, wird, durch die Religion, nicht weniger verderbt, welche mit der gesunden Politik immer in Streit geräth. Du bist frey, sagt die Natur zum Menschen; keine Macht auf der Erde ist befugt, dich deiner Rechte zu berauben; die Religion versichert ihn, hingegen, daß er ein Sklave, und von seinem Gotte dazu bestimmt, sein ganzes Leben hindurch, unter der eisernen Ruthe seiner Statthalter, zu seufzen. Die Natur, empfiehlt dem Bürger das Vaterland zu lieben, in welchem er geboren ward, ihm treulich zu dienen, und sich mit ihm, wider alle die zu verbinden, die ihm schaden wollen. Die Religion befiehlt ihm, ohne Widerrede, den Tyrannen zu gehorchen, die dasselbe unterdrücken, ihnen wider dasselbe zu dienen, sich um ihre Gunst zu bewerben, und seine Mitbürger, unter dem zügellosen Eigensinn willkührlicher Beherrscher fesseln zu helfen. Allein, sobald sich ein Regent nicht genugsam ergeben gegen ihre Priester bezeigt; so verändert sie die Sprache, dann fodert sie die Unterthanen zum Aufruhr auf, macht es ihnen zur Pflicht, sich ihren Befehlshabern zu widersetzen, schreyt, daß man Gott mehr, als Menschen gehorchen müsse. Die Natur sagt den Fürsten, daß sie Menschen sind, daß nicht ihr Eigensinn über Recht und Unrecht entscheiden könne, daß der Wille der Nation, das Gesetz mache. Die Religion macht aus ihnen bald Götter, denen nichts hier in der Welt widerstehen darf, bald aber Tyrannen, welche der erzürnte Himmel seinem Zorn geopfert haben will.

Die Religion, verdirbt die Fürsten, und die Fürsten verderben das Gesetz, welches, gleich ihnen, ungerecht wird. Alle Einrichtungen, werden denn zweckwidrig; die Erziehung bildet nur schlechtdenkende, verblendete Menschen, welche, von eitlen Gegenständen eingenommen, dem Reichthum und solchen Vergnügungen

nachlaufen, die nicht anders als durch unrechtmäßige Wege erlanget werden können. Die Natur wird verkannt, die Vernunft verachtet; die Tugend ist eine bloße Chimäre, welche bald dem kleinsten Eigennutz aufgeopfert wird, und die Religion macht dieses, von ihr angerichtete Unheil, anstatt ihm zu wehren, nur noch größer; und verursacht sie ja Reue, so ist es eine unfruchtbare Reue, die bald von selbst aufhört, und dem Strome der Gewohnheit, des Beyspiels, der Neigungen, und der Gedankenlosigkeit, nachgeben muß, welche sich mit einander verschwören, jedweden in das Laster zu ziehen, der gern gute Tage haben will.

Auf diese Art, vereinigen Religion, und Politik, ihren Nachdruck, um das menschliche Herz herabzusetzen, zu verkehren, und zu vergiften. Alle menschlichen Einrichtungen, scheinen dann keine andere Absicht zu haben, als Niederträchtige, oder Bösewichter, aus ihnen zu machen. Dürfen wir uns dann noch wundern, wenn die Moral, überall nichts weiter, als eine unfruchtbare Betrachtung ist, von der jedweder bey der Ausübung abgehen muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich unglücklich zu machen? Die Menschen haben keine Sitten, als wenn sie ihren Vorurtheilen entsagen, und die Vernunft zu Rathe ziehen. Aber die Einwirkungen, welche die mächtigsten Anregungen, unaufhörlich, auf ihr Herz machen, nöthigen sie bald, die ihnen von der Natur aufgesetzten Vorschriften zu vergessen. Immer schweben sie zwischen Tugend und Laster; immer sind sie mit sich selbst in Widerspruch; und fühlen sie auch manchmal den Werth einer rechtschafnen Aufführung, so zeigt ihnen die Erfahrung gar bald, daß diese Aufführung ihnen keinen Vortheil gewähret, ja, so gar ihrem Glücke zu einem unüberwindlichen Hindernisse gereichen kann. In verdorbenen Gesellschaften muß der Mensch, um glücklich zu seyn, selbst verdorben werden.

Die,

Die, von ihren himmlischen, und irdischen Wegweisern zugleich verführten Bürger, kannten nunmehr, weder Vernunft noch Tugend. Als Sklaven der Götter, und Sklaven der Menschen, hatten sie alle die Laster an sich, die sich für Sklaven schicken. In einer immerwährenden Knechtschaft zurückgehalten, kennen sie weder Zweck, noch Grundsätze. Diejenigen, welche ihnen von den Vortheilen der Tugend vorschwatzten, besassen selbst keine, und konnten den Menschen nicht die Nichtigkeit des Filtergoldes, in das sie ihr Glück zu setzen gelernt hatten, einleuchtend machen. Vergeblich ermahnt man sie, Leidenschaften zu ersticken, die überall neue Nahrung finden, vergeblich ließ man Gottes Donner los, um Menschen in Furcht zu bringen, welche der Tumult betäubt hatte: sie wurden bald inne, daß die Götter des Himmels weit weniger zu fürchten wären, als die Götter der Erde; daß die Gunst der letzteren, ein zuverlässigeres Glück gewähre, als die Versprechen der ersten; daß die irdischen Reichthümer jenen Schätzen weit vorzuziehen wären, welche der Himmel für seine Lieblinge aufbewahre; daß es rathsamer sey, einer sichtbaren Macht zu gehorchen, als einer Macht, die man nie zu sehen bekommt.

Die, durch ihre Vorsteher verderbene, und durch ihren Eigensinn irre geführte Gesellschaft, konnte nunmehr keine andre, als ihr ähnliche Kinder zeugen. Aus ihren Schulen giengen geitzige, ehrsüchtige, neidische und zügellose Bürger hervor, die von Kindheit auf den Reichthum vergöttert, Raub und Laster begünstiget, Niederträchtigkeit belohnt, Unwissenheit und Schwelgerey geehrt sahen. Bürger, die, von Kindheit auf, Talente und Seelengröße verfolgt, Tugend und Gerechtigkeit zu Boden getreten, Wahrheit verbannet, und Mäßigung unter Bedrückung und Elend seufzen erblickten.

Bey dieser Unordnung und Verwirrung der Begriffe, wurden die Vorschriften der Moral, auf nichtiges Schulgeschwätze herunter gesetzet, welches niemanden überzeugen konnte. Welchen Damm konnte die Religion, mit ihren eingebildeten Triebfedern, der allgemeinen Verderbniß entgegen setzen? Wenn sie vernünftig sprach; so ward sie nicht gehört, ihre Götter waren nicht stark genung, den reissenden Strohm zu hemmen; ihre Drohungen konnten nicht Herzen zurückhalten, deren sich die Verführung bemächtiget hatte; ihre entfernten Belohnungen, konnten nicht gegenwärtigen Vortheilen die Wage halten; ihre Büßungen, die es den Sterblichen so leicht machten, sich von ihren Versündigungen zu reinigen, munterten sie nur noch auf, darinnen fortzufahren; ihre abergläubigen Ceremonien beruhigten das Gewissen; kurz, ihr Eifer, ihre Streitigkeiten, und ihr Schwindelgeist, machten das Unheil, von dem die Gesellschaft zu leiden hatte, nur noch größer und giftiger, und, unter einem lasterhaften Volke, gab es eine Menge andächtiger, und nur wenig rechtschaffene Leute. Die Großen und die Kleinen, gehorchten der Religion, so lange sie sich mit ihren Leidenschaften verstand, und verstopften ihre Ohren, sobald sie ihnen Einhalt that. Wenn diese Religion mit der Moral übereinstimmte, so schien sie unbehaglich; sie wurde nur denn befolgt, wenn sie dieselbe bestritt, oder gänzlich aufhob. Der Despot fand sie vortreflich, wenn sie ihn versicherte, daß er ein Gott auf Erden sey; daß seine Unterthanen dazu bestimmt wären, ihn anzubeten, und sich nach seinen Launen zu bequemen; er verwarf diese Religion, so bald sie ihm befahl, gerecht zu seyn. Auch sahe die Religion dann wohl, daß sie sich selbst widersprach, und daß es vergeblich sey, einem vergötterten Sterblichen Billigkeit zu predigen. Der letztere hörte noch überdieses, daß Gott bereit sey, ihm alles zu vergeben, so bald er nur seinen Priestern die Sorge überlassen würde, ihn mit dem Himmel auszusöhnen. Die

schlimm-

schlimmsten Unterthanen, machten auf die göttliche Gnade nicht weniger Rechnung, und die Religion machte sie, statt ihnen Einhalt zu thun, nur noch trotziger. Ihre Drohungen konnten den Eindruck nicht auslöschen, welchen ihre unwürdigen Schmeicheleyen auf die Fürsten gemacht hatten, und eben diese Drohungen konnten die Hofnungen nicht wieder zurücknehmen, daß durch Büssung, alles wieder gut gemachet werden könne. Die trotzigen Regenten, die ihrer Aussöhnung immer gewiß waren, furchten keine Götter mehr, da sie selbst Götter geworden waren. Sie glaubten, daß ihnen gegen elende Sterbliche, alles frey stehe, die sie als Spielwerk ansahen, womit sie sich hier unten vergnügen sollten.

Würde die Natur des Menschen bey der Politik zu Rathe gezogen, welche durch übernatürliche Begriffe so schändlich verderbt worden ist, so würde sie die falschen Meynungen bald berichtigen, die sich Regenten, und Unterthanen, davon machen. Sie würde, mehr als alle Religionen, dazu beytragen, die Gesellschaften, unter billigem Ansehen ihrer Vorsteher mächtig, blühend, und glücklich zu machen. Diese Natur, würde ihnen sagen, daß die Menschen nur deswegen in Gesellschaft zusammen getreten sind, um die Summe ihres Glücks zu vergrößern, daß ihre Selbsterhaltung, und ihr eignes Wohl, der höchste, unwandelbare Endzweck derselben seyn soll; daß diese Gesellschaft, wenn sie sich von der Billigkeit entfernt, Feinden die Thüren öfnet, daß der grausamste Feind des menschlichen Geschlechtes derjenige sey, der seine Mitgeschöpfe betrügt, um ihnen ein eisernes Joch aufzulegen; daß die furchtbarsten Geiseln der Gesellschaft, jene Priester sind, die ihre Vorsteher verderben, und sie, im Namen Gottes, von ihren Verbrechen loszählen. Sie würde ihnen darthun, daß das Zusammentreten in Gesellschaft, unter ungerechten,

nachläßigen, und grausamen Regierungen, der Anfang alles Elends ist.

Zögen die Fürsten diese Natur zu Rathe; so würde sie ihnen sagen: daß sie nur Menschen sind, und keine Götter; daß sie alle ihre Macht, nur der Einwilligung anderer Menschen zu verdanken haben; daß sie ebenfalls Bürger sind, welche von andern Bürgern den Auftrag bekommen haben, für die Sicherheit aller zu wachen; daß die Gesetze nichts, als der Wiederschall der Nationalstimme sind, und daß ihnen niemals frey stehe, der Natur zu widersprechen, oder den unveränderlichen Endzweck der Gesellschaft zu durchkreuzen. Diese Natur, würde es den Herrschern der Erde begreiflich machen, daß sie, um würklich groß und mächtig zu seyn, über edle und tugendhafte Seelen regieren müssen, und nicht über Gemüther, welche Aberglaube, und Despotismus, gleich tief erniedriget hat. Diese Natur, würde die Regenten lehren, daß sie, um von ihren Unterthanen geliebt zu seyn, ihnen beystehen, und sie derjenigen Güter ruhig geniessen lassen müssen, welche die Bedürfnisse der Natur heischen, daß sie dieselben in dem ungekränkten und ruhigen Besitze der Rechte lassen müssen, deren Aufrechthaltung, und Vertheidigung ihr höchster Beruf ist. Diese Natur, würde jedweden Fürsten, der es der Mühe werth achtete, sie zu Rathe zu ziehen, überzeugen, daß man die Liebe der Unterthanen nicht sicherer fesseln kann, als durch Wohlthun; daß ein eigenmächtiges Verfahren mit Unsicherheit verbunden ist, daß die Gewalt kein bindendes Recht giebt, und daß Wesen, denen ihr Glück nicht gleichgültig ist, es, früh oder spät, überdrüssig werden, ein Ansehen zu dulden, das sich nur auf Gewaltthätigkeit gründet. Die, über alle Wesen erhabene Natur würde jene stolzen Monarchen, welche die Schmeichelen vergöttert, ohngefähr folgendergestalt anreden: „Ungelehriges, und eigenwilliges Kind! Pigmee,

„der

„der du so stolz darauf bist, andern Pigmeen zu gebieten! „wer hat dir gesagt, daß du ein Gott oder aber ein „Wesen von andter Natur seyst? Wisse, daß der Wesen „keines über mich geht. Erkenne deine Kleinheit, er„kenne deine Ohnmacht gegen den geringsten meiner „Streiche. Ich kann deinen Scepter zerbrechen; ich „kann dir das Leben nehmen; deinen Thron in Staub „verwandeln; dein Volk vertilgen, ja selbst die Erde „zerstöhren, die du bewohnst. Und du wähnest dich ei„nen Gott? Kehre in dich selbst zurück; gestehe, daß du „ein Mensch bist, und handle, wenn es auf Befolgung „meiner Gesetze ankommt, wie der geringste deiner Un„terthanen! Lerne denn — und vergiß es niemals — daß du „ein Mann deines Volkes bist, der Diener deiner Na„tion, ihr Dollmetscher und Wortführer; ein Mitbür„ger derer, denen du nur darum Macht hast, zu gebie„ten, weil sie eingewilliget haben, dir zu gehorchen, und „zwar in Rücksicht jener Vortheile, die du dich verbind„lich gemacht hast, ihnen zu verschaffen. Unter diesen „Bedingungen, regiere über sie, und erfülle deine so hei„ligen Verbindlichkeiten. Sey wohlthätig; vor allen „aber sey billig. Sey ein Vater deiner Unterthanen; „und sie werden dich wie Kinder lieben: achtest du sie „hingegen geringe; trennest du dein Interesse von dem „Interesse deiner großen Familie; verweigerst du deinen „Unterthanen denjenigen Wohlstand, welchen du ihnen „schuldig bist, und handelst als ihr Feind, so wirst du, „wie alle Tyrannen, der Sklave schwarzer Sorgen, „ängstlicher Unruhen, und grausamen Argwohns, das „Opfer deiner eignen Thorheit werden. Deine, zur Ver„zweiflung gebrachten Völker, werden deine **göttlichen „Rechte** nicht mehr anerkennen wollen. Vergeblich „wirst du denn, die Religion zu Hülfe rufen, welche dich „vergöttert hatte. Sie kann nichts über Menschen aus„richten, welche ihr Unglück taub gemacht hat; und der „Himmel wird dich der Wuth deiner Feinde Preiß geben,

„welche deine Raserey wider dich aufgebracht. Die Göt-
„ter vermögen nichts wider meine unwiderruflichen Aus-
„sprüche, welche wollen, daß sich jeder Mensch gegen die
„Ursache seiner Leiden empöre! —„

Kurz, alles wird vernünftige Regenten überzeugen, daß sie den Himmel nicht nöthig haben, um Treue und Gehorsam auf Erden zu finden; daß alle Mächte des Himmels sie nicht retten werden, wenn sie sich als Tyrannen bezeigen; daß ihre wahren Freunde diejenigen sind, welche dem Volke über seinen Aberglauben die Augen öfnen; ihre wahren Feinde diejenigen, die sie durch Schmeicheleyen berauschen; sie im Laster verhärten, ihnen den Weg zum Himmel leichter machen, und ihre Gedanken von Geschäften, und öffentlichen Sorgen abziehen, um sie auf Chimären zu lenken. (64)

Nur dadurch, ich wiederhole es, daß man die Menschen auf die Natur zurückführt, kann man ihnen deutliche Begriffe, und zuverläßige Kenntnisse verschaffen, welche dieselben, durch getreue Darstellung ihrer wahren Verhältnisse, auf den Weg zur Glückseeligkeit bringen. Von der Theologie verblendet, hat der menschliche Verstand fast keinen Schritt vor sich gethan. Seine religiösen Systeme, haben ihn über die ausgemachtesten Wahrheiten, in allen Arten der Wissenschaften, ungewiß gemacht. Der Aberglaube, trug besonders viel dazu bey, ihn zu verderben. Von ihm geleitet, ward die Philosophie zur eingebildeten Wissenschaft. Sie verließ die Körperwelt, um sich mit einer erdachten, metaphysischen Welt, zu beschäftigen; sie übergieng die Natur, um Götter, Geister, und unsichtbare Mächte, zu untersuchen,

(64) Ad generum Cereris sine caede & vulnere pauci Descendunt reges, & sicca morte, tyranni.
Iuvenal. Sat. XV. 110.

chen, welche zu nichts weiter dienten, als alle Fragen, und Zweifel, noch dunkler, und verwickelter zu machen. Bey allen Schwierigkeiten ward die Gottheit in das Spiel gezogen, und eben dadurch alles noch mehr verworren. Die theologischen Begriffe, scheinen nur darum erfunden zu seyn, um die Vernunft des Menschen auf Abwege zu bringen, um seine Beurtheilungskraft zu verwirren, seinem Geist eine falsche Richtung zu geben, und die deutlichsten Begriffe in allen Wissenschaften zu verwirren. Unter den Händen der Theologen, ward die Logik, oder die Kunst zum schließen, zum undeutlichen Geschwätz, das nur dazu diente, Sophismen, Unwahrheiten und die handgreiflichsten Widersprüche, zu unterstützen. Die Moral ward ungewiß und schwankend; weil man sie auf ein Ideal gründete, das nie mit sich selbst einig war, dessen Güte und Gerechtigkeit, dessen moralische Eigenschaften, und nützliche Vorschriften, beständig durch ein schädliches Verhalten, und grausame Befehle, widerlegt wurden. Die Politik ward durch falsche Ideen verderbt, die man sich von ihren Befugnissen machte. Die Rechtswissenschaft, und die Gesetze, mußten gleichsam den Eigensinn der Religion empfinden, welche Arbeit, Handel, Betriebsamkeit, und Kunstfleiß der Nationen einschränkte und unterdrückte. Alles ward dem Interesse der Theologen aufgeopfert; und diese wusten von keiner andren Wissenschaft, als einer dunklen, und zanksüchtigen Metaphysik, welche so unzähligemal das Blut der Völker vergoß, die nicht vermögend waren sie zu begreifen.

Als eine gebohrne Feindin der Erfahrung, ward die Theologie, jene übernatürliche Wissenschaft, dem Wachsthum der natürlichen Wissenschaften, welche fast auf allen Wegen mit ihr zusammentrafen, zum unbezwinglichen Hinderniß. Die Physik, die Naturgeschichte, die Anatomie, alle durften nur durch das kranke Auge des

Aber-

Aberglaubens sehen. Die überzeugendesten Wahrheiten, wurden mit Abscheu verworfen, und verbannet, sobald sie nicht mit den Hypothesen der Religion übereinkommen. (65) Kurz, die Theologie hat sich, von allen Zeiten her, dem Glück der Nationen, dem Wachsthum des menschlichen Verstandes, den nützlichen Untersuchungen, der Freyheit zu denken, widersetzt. Sie war es, die den Menschen in der Ungewißheit zurückhielt, und von ihr geleitet, führte ihn jeder seiner Schritte dem Irrthum zu. Ist dieses die gehörige Art eine physikalische Frage aufzulösen, wenn man sagt, diese oder jene uns befremdende Wirkung, eine seltene Erscheinung in der Natur, ein Vulkan, ein Wolkenbruch, oder ein Komet, sey Zeichen des göttlichen Zornes, oder den Gesetzen der Natur zuwider laufende Werke? Wenn man, wie leyder geschehen ist, die Menschen bereden will, alle sowohl physikalische, als moralische Unfälle, die über sie einbrechen, als Wirkungen des göttlichen Willens, oder als Strafen seiner Allmacht anzusehen; verhindert man sie nicht dadurch dagegen dienliche Hülfsmittel aufzusuchen? (66) Wäre es nicht rathsamer gewesen, sich mit der Natur der Dinge bekannt zu machen, und in ihr selbst, und in der menschlichen Erfindungskraft, Mittel wider jene Unfälle auf-

(65) Virgil, Erzbischof zu Salzburg ward, von der Kirche, als Ketzer verdammt, weil er Antipoden geglaubt hatte. Jedermann weiß von den Verfolgungen, die der berühmte Galilei erdulden mußte, weil er lehrte, daß die Sonne sich nicht um die Erde drehe. Descartes mußte als Märtyrer der Wahrheit ausserhalb seinem Vaterlande sterben. Die Priester haben, allerdings, Ursache, den Wissenschaften gram zu seyn, deren Wachsthum den Aberglauben, früher oder später, in sein altes Nichts zurücktreiben wird. Nichts, von dem, was auf Natur und Wahrheit gegründet ist, wird ja gänzlich untergehen: die Werke der Einbildung, und des Betrugs, hingegen, sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß sie sich nicht erhalten können.

aufzusuchen, als sie einem unbekannten Wesen zuzuschreiben, gegen dessen Macht sich kein Widerstand denken läßt? Die Betrachtung der Natur, das Forschen nach Wahrheit, erheben die Seele, erweitern das Genie, und geben dem Menschen Muth und Thätigkeit: die theologischen Begriffe, hingegen, scheinen keine andre Absicht zu haben, als ihn zu erniedrigen, seinen Verstand einzuschränken, und ihn selbst kleinmüthig zu machen. (67) Hätte man den Leuten nicht lieber, statt Kriege, Hungersnoth, Seuchen, und alle die Landplagen, die sie drückten, der göttlichen Rache zuzuschreiben, zeigen sollen, daß die Schuld davon ihren eignen Thorheiten, oder vielmehr den Leidenschaften, der Trägheit, und der Tyranney ihrer Fürsten beyzumessen sey, welche die Unterthanen ihrer Raserey aufopfern? Sollten diese Unglücklichen nicht lieber, statt sich mit Büßungen ihrer vermeyntlichen Missethaten aufzuhalten und bemüht zu seyn, unsichtbare Mächte sich geneigt zu machen, die wahren Hülfsmittel wider diese Plagen in einer klügeren Staatsverwaltung suchen? Natürliche Uebel wollen natürlich geheilt seyn; und die Erfahrung sollte längst den Sterblichen das Unnützliche, der Büßungen, der Bitten, der Opfer, Proceßionen und Fasten, und aller der übernatürlichen Mittel, gezeigt haben, die bisher alle Völker der Erde den Unfällen und Landplagen, mit so vergeblichem Erfolge, entgegen gesetzt haben. Wir

(66) Im Jahre 1725. litt Paris von einer grausamen Hungersnoth, welche einen allgemeinen Aufstand zu drohen schien. Man langte die heilige Genoveve, die Schutzgöttin von Paris, aus ihrer Kapsel hervor, und trug sie in Proceßion herum, um diesem Unfalle zu wehren, welcher durch Monopole verursacht wurde, an welchen die Maitresse des damaligen ersten Ministers Antheil hatte.

(67) Non enim aliunde venit animo robur, quam a bonis artibus, quam a contemplatione naturae. Senec. Quaest. Natur. Lib. VI. Cap. 32.

Wir schließen hieraus, daß die Theologie, und alle ihre Begriffe, dem menschlichen Geschlechte so wenig heilsam sind, daß sie vielmehr als die wahren Quellen der Uebel angesehen werden müssen, welche die Menschen drücken, der Irrhümer und Vorurtheile, die sie verblenden, der Unwissenheit, die sie leichtgläubig macht, der Laster, die sie brandmarken, und der Regierungen, die sie zu Sklaven machen. Wir schließen hieraus, daß jene übernatürlichen und göttlichen Begriffe, die man uns von Kindheit an beybringt, die wahren Quellen unsres, zur Natur gewordenen Unverstandes, unsrer Religionsstreitigkeiten, unsrer heiligen Zänkereyen, und unsrer menschlichen Verfolgungen sind. Wir schließen hieraus, daß diese traurigen Begriffe es sind, welche die Moral verfinstert, die Politik verderbt, den Fortgang der Wissenschaften aufgehalten, und Glück und Friede selbst in dem Innersten des menschlichen Herzens gemordet haben. Möchten wir es uns doch nicht länger verheimlichen, daß wir alles Elend, über das wir mit thränenden Augen zum Himmel seufzen, eitlen Phantomen zu verdanken haben, die unsre Einbildung dahin gesetzt hat. Möchten wir aufhören, dieselben anzurufen, und diejenigen Hülfsmittel, in der Natur, und in unsrer eignen Thatkraft, aufsuchen, welche uns die Götter nie werden gewähren können. Möchten wir unser eignes Herz zu Rathe ziehen, um zu erfahren, was wir uns, und andern, schuldig sind, die Absicht und den Zweck der Gesellschaft untersuchen, um nicht länger Sklaven zu seyn; möchten wir die Erfahrung befragen, um die Wahrheit zu finden, und einzusehen, daß Irrthum nie glücklich machen kann. (68)

Zehn-

(68) Der Verfasser des Buchs der Weisheit hat mit Grunde gesagt: infandorum enim idolorum cultura omnis mali est causa et initium. Kap. XXV. V. 27. Nur sahe er nicht ein, daß sein Gott, ein eben so schädlicher Götze sey, als alle andere. Uebrigens scheint es, daß die Gefahren des Aberglaubens von allen denen erkannt worden sind,

Zehntes Hauptstück.

Daß die Menschen aus den Begriffen, die man ihnen von der Gottheit giebt, nichts schließen können, und daß es gleichgültig sey, wie sie sich in Ansehung dieser Gottheit verhalten.

Wenn die falschen Begriffe, die man sich zu allen Zeiten von der Gottheit gemacht hat, der Moral, der Staatskunst, dem Wohl der Gesellschaft, und ihrer einzelen Glieder, und dem Wachsthum menschlicher Kenntnisse, wie solches gezeigt worden ist, nicht nur nicht nützlich, sondern sogar schädlich sind; so sollte uns unsre Vernunft, und unsre Vortheile begreiflich machen, wie nothwendig es sey, eitle Meynungen, aus unsrem Kopfe zu verbannen, die nie andre Wirkung haben werden, als unsre Herzen zu beunruhigen. Vergeblich, würde man sich mit der Hofnung schmeicheln, die theologischen Meynungen verbessern zu können: in ihren Grundsätzen falsch, sind sie keiner Verbesserung fähig. Unter welcher Gestalt man einen Irrthum vorstellt; so wird er, früher oder später, in eine Menge nachtheiliger Wirkungen ausbrechen, sobald man nur erst die Begriffe von Wichtigkeit damit verbinden wird. Ueberdem, sollte uns die Unnützlichkeit aller, zu allen Zeiten, über die Gottheit angestell-

sind, welche das Interesse des menschlichen Geschlechtes wahrhaftig beherziget haben. Ohne Zweifel, ist das die Ursache, warum die Philosophie, als die Frucht des Nachdenkens, fast immer mit der Religion in offenbarem Streite war, welche, wie wir gesehen haben, die Frucht der Unwissenheit, des Betrugs, der Schwärmerey, und der Einbildung ist.

gestellten Untersuchungen, wovon die Begriffe selbst für diejenigen, welche am meisten darüber nachgedacht haben, immer dunkler geworden sind, überzeugen, daß diese Begriffe nicht für unsern Faßungskreis sind, und daß wir und unsre Nachkommen, dieses eingebildete Wesen nicht besser kennen lernen werden, als es die unkultivirtesten und unwissendesten unsrer Vorfahren kannten. Der Gegenstand, über welchen zu allen Zeiten am meisten nachgedacht, geschrieben, und raisonnirt worden ist, bleibt für uns immer der unerkannteste; ja die Zeit hat denselben nur immer noch unbegreiflicher gemacht. Wenn Gott das ist, wovor ihn die Theologie ausgiebt, so muß man selbst ein Gott seyn, um sich eine Vorstellung von ihm machen zu können. (69) Kaum daß wir den Menschen, kaum daß wir uns selbst und unsre Fähigkeiten kennen, und wir wollen, gleichwohl, von einem, durch unsre Sinne nicht zu erreichenden Wesen reden? Warum wollen wir nicht lieber ruhig in dem Gleise fortgehen, das uns die Natur vorgezeichnet hat, ohne aus demselben zu weichen, um eitlen Traumbildern nachzulaufen? Warum wollen wir nicht lieber, mit unserm wahren Glücke beschäftiget, diejenigen Güther genießen, die wir haben, sie dadurch zu vermehren suchen, indem wir die Summe unser Irrthümer vermindern, und unvermeidliche Uebel lieber gelassen ertragen, als sie durch Vorurtheile und Einbildungen, noch mehr zu häufen? Jemehr wir darüber nachdenken werden, um destomehr werden wir finden, daß die vermeyntliche Kenntniß von Gott, im Grunde nur eine stolze Unwissenheit ist, die sich unter prächtigen, und unbegreiflichen Worten verbirgt. Ist es nicht besser, unfruchtbare Untersuchungen aufzugeben, und

(69) Einer unsrer neuern Dichter hat ein, von der Akademie gekröntes Gedicht, über die Eigenschaften Gottes verfertiget, in welchem besonders die Stelle viel Beyfall fand, wo er sagt: Pour dire ce qu'il est, il faut être lui même.

und wenigstens die Unüberwindlichkeit unserer Unwissenheit zu erkennen? Immer werden wir unsre Rechnung besser dabey finden, als bey einer stolzen angemaßten Wissenschaft, die bisher nichts weiter gethan hat, als in den Ländern Verwüstung, und in den Herzen Betrübniß anzurichten.

Wenn man ein höchstverständiges Wesen annimmt, das die Welt regieret, wenn man einen Gott annimmt, der von seinen Kreaturen verlangt, daß sie ihn kennen, daß sie von seiner Existenz, von seiner Weisheit, von seiner Macht überzeugt seyen, und ihn anbeten sollen; so muß man gestehen, daß kein Mensch auf Erden, in dieser Rücksicht, die Absichten der Vorsehung erfüllt. Was ist auch ausgemachter, als die Unmöglichkeit, in welcher sich selbst die Theologen befinden, sich nur einigermaaßen einen Begrif von der Gottheit zu machen? (70) Die Dunkelheit der schwachen Beweisgründe, die sie für das Daseyn desselben aufstellen, die Widersprüche, in welche sie dabey gerathen, die Trugschlüsse, und die labyrinthische Art ihres Vortrags, wobey sie immer wieder auf den Satz zurückkommen, von dem sie ausgiengen, zeigen uns deutlich, daß sie wenigstens sehr oft, über die Natur dieses Wesens sich in der größten Ungewisheit befinden. Aber wenn wir nun auch zugeben, daß sie dieses unbegreifliche Wesen kennen; daß sein Daseyn, seine Natur, und seine Eigenschaften für sie so vollkommen ausgemacht sind, daß ihnen nicht der geringste Zweifel übrig bleibt; können denn wir übrigen Men-

(70) Prokop, Bischof der Gothen, sagt klärlich: Ich halte es für eine thörichte Vermessenheit, die Natur Gottes ergründen zu wollen. Und weiter hin sagt er, daß sich nichts drüber sagen lasse, als daß Gott vollkommen gut sey, und wer etwas mehr von ihm vorzubringen wisse, er sey ein Priester oder Laye, der sey willkommen!

Menschen uns eines gleichen Glückes rühmen? Wie wenig sind doch der Menschen, welche Muße, und genugsame Verstandskraft haben, um zu überlegen, was sie sich unter einem immateriellen Wesen denken sollen, das ganz Geist ist, und ohne selbst Materie zu seyn, die Materie in Bewegung setzt, das die Natur regiert, ohne in der Natur begriffen zu seyn, und ohne sie anrühren zu können? Wie wenig sind doch deren in den Pflanzschulen der Kirche, welche ihren geistlichen Führern, in den scharfsinnigen Beweisen, folgen können, die sie ihnen von dem Daseyn des Gottes geben, welchen sie anbeten sollen?

Nur wenige, das sehen wir, sind eines tiefen, und anhaltenden Nachdenkens fähig, als welches für die meisten, eine eben so peinliche, als ungewohnte Arbeit ist. Der gemeine Mann, der sich von seinem Tagewerke nähren muß, ist, gemeiniglich, gar nicht im Stande nachzudenken. Die Vornehmen, die Leute in öffentlichen Aemtern, die Weiber, und die jungen Leute, sind mit ihren Berufspflichten, mit ihren Leidenschaften, und Vergnügungen, beschäftiget, und denken eben so wenig, als der gemeine Mann. Unter hundert tausend Menschen, giebt es vielleicht nicht zwey, die sich ernstlich gefragt haben, was sie unter dem Namen Gott verstehen; ob es schon nur sehr wenige Menschen giebt, für welche die Existenz Gottes ein Problem ist. Gleichwohl sollte Ueberzeugung Beweise voraussetzen; denn nur diese können unserem Geiste Gewißheit geben. Wo sind aber die Menschen, die von dem Daseyn ihres Gottes, und von dieser vorgeblichen, und jedermann so wichtigen Wahrheit, vollkommen überzeugt wären; oder wer sind die, welche die Begriffe, die sie sich von Gott, seiner Natur, und seinen Eigenschaften gemacht haben, auch gehörig geprüft hätten? Ach! überall finde ich nur einige Grübler, welche, nachdem sie sich

lange

lange mit diesem Gegenstande beschäftiget hatten, in verworrenen, und abgerissenen Begriffen ihrer Einbildungskraft einiges Licht zu finden geglaubt haben. Aus diesen haben sie ein Ganzes zu machen gesucht, das sie sich, so unnatürlich es auch ist, angewöhnet haben, als würklich zu betrachten. Durch langes Nachdenken, haben sie sich manchmal überredet, deutlich zu sehen, und es ist ihnen gelungen, eben das auch andern zu überreden, die nicht so viel nachgedacht hatten, als sie.

Immer sehen wir ganze Völker, den Gott ihrer Väter, und ihrer Priester, auf guten Glauben anbeten. Ansehen, Vertrauen, Gehorsam, und Gewohnheit, vertreten bey ihnen die Stelle der Ueberzeugung. Sie fallen nieder, und beten, weil sie es von ihren Vätern gesehen haben, und diese warfen sich auf ihre Knie, weil es ihnen vor Zeiten ihre Gesetzgeber und Führer zur Pflicht machten, wenn sie ihnen zuriefen: „Betet an und glaubet Göt„ter, die ihr nicht begreifen könnet; verlasset euch hier„über auf unsre tiefe Einsicht, wir müssen mehr, als ihr „von der Gottheit verstehen: daß ihr euch eben auf uns „verlassen sollet, das will Gott haben, der euch strafen „wird, wenn ihr euch widersetzlich bezeiget.“ Aber ist denn nicht eben dieser Gott das, was erst bewiesen werden soll? — Unterdessen, haben sich die Menschen, gleichwohl, mit dieser Münze bezahlen lassen, und ihrer Trägheit schien dieses ein bequemes Mittel, sich auf das Urtheil der andern zu verlassen. Alle Meynungen, in der Religion, gründen sich, lediglich, auf Autorität; alle Religionen, verbieten die Untersuchung, und wollen nicht, daß man darüber Betrachtungen anstelle. Kirchliches Ansehen ist es, was einen Gott zu glauben befiehlt. Dieser Gott selbst, gründet sich blos auf das Ansehen einiger Männer, welche ihn zu kennen, und von ihm als Bothschafter abgesandt zu seyn vorgeben. Ein von den

Menschen gemachter Gott hat freylich der Menschen nöthig, um sich den Menschen bekannt zu machen. (71)

Demnach wären es nur Priester, Vertraute Gottes, und Metaphysiker, welchen die Ueberzeugung von der Existenz eines Gottes vorbehalten ist, der doch gleichwohl dem ganzen menschlichen Geschlechte so nothwendig seyn soll. Aber finden wir deswegen Einigkeit, unter den theologischen Meynungen, der verschiedenen Vertrauten Gottes, oder der Denker? Sind diejenigen, welche einen Gott anbeten, über ihn einig? Nehmen sie die Beweise ihrer Amtsbrüder, über das Daseyn dieses Gottes für geltend an? Sind sie über seine Natur, über seine Art zu handeln, über die Auslegungen seiner Offenbahrungen einig? Giebt es ein Land auf der Erde, in welchem die Wissenschaft von Gott zu einiger würklichen Vollkommenheit gekommen wäre? Hat sie irgendwo diejenige Festigkeit, und Einförmigkeit, erlangt, welche die menschlichen Kenntnisse, die geringsten, und verächtlichsten Handwerke gewinnen? (72) Die Worte **Geist, Immaterialität,**

(71) Immer sind die Menschen, über Gegenstände, welche die Religion betreffen, gleich Kindern, leichtgläubig. Da sie nichts davon verstehen, und man ihnen, gleichwohl, gesagt hat, daß sie glauben müssen; so glauben sie, keine Gefahr dabey zu laufen, mit ihren Priestern einer Meynung zu seyn, welche sie über das, was sie nicht begreifen können, völlig erleuchtet glauben. Die vernünftigsten Leute, fragen sich denn „welchen Vortheil könnten doch alle diese Männer davon haben zu betrügen„? Hierauf würde ich antworten: sie betrügen euch, entweder weil sie selbst betrogen werden sind, oder weil sie den größten Vortheil davon haben, euch zu betriegen.

(72) Selbst nach dem Ausspruch der Theologen haben die Menschen keine Religion, sondern nur, mancherley Aberglauben. Der Aberglaube, sagen sie, sey ein übelverstandener, und unvernünftiger Gottesdienst, oder die Verehr-

tät, Schöpfung, Vorherbestimmung, Gnade; diese Menge scharfsinniger Unterscheidungen, womit die Theologie, überall, angefüllet ist, diese sinnreichen Erfindungen, welche die Denker so vieler Jahrhunderte, nach und nach, erfunden haben, haben die Begriffe nur noch mehr verworren, und niemals hat noch bisher die, dem Menschen nöthigste Wissenschaft einige Festigkeit erhalten können. Seit Jahrtausenden, sind diese Denker immer bemüht gewesen, über die Gottheit nachzudenken, ihre verborgenen Wege zu erforschen, und Hypothesen zu ersinnen, dieses wichtige Räthsel zu erklären. Ihr schlechter Erfolg hat die theologische Eitelkeit nicht abgeschrecket: immer hat man von Gott geredet, für ihn gestritten, für ihn sich erwürget und dieses erhabene Wesen bleibt immer das, was am wenigsten erkannt, und am meisten bestritten wird. (73)

Sehr glücklich würden die Menschen gewesen seyn, wenn sie sich blos auf sichtliche, und, sie angehende Ge-

ehrung einer falschen Gottheit. Aber wo ist wohl das Volk, oder die Priesterschaft, welche von ihrer Gottheit zugäbe, daß sie falsch und von ihrem Gottesdienst, daß er unvernünftig sey? Wer soll nun da entscheiden, wer Recht oder Unrecht habe? Mit Gewißheit können wir behaupten, daß alle Menschen gleich Unrecht haben; auch sagt Buddäus, in seiner Abhandlung über den Atheismus, daß wenn eine Religion ächt seyn solle, so müße nicht nur ihr Gottesdienst ächt seyn, sondern sie müsse auch ächte Begriffe geben; und wer Gott anbete, ohne ihn zu kennen, der bete ihn, auf eine falsche und verkehrte Weise an, und mache sich des Aberglaubens schuldig. Dieses vorausgesetzt, möchte man wohl alle Theologen auf der Welt fragen, ob sich einer rühmen könne, einen ächten Begriff, oder eine wahrhafte Kenntniß von der Gottheit zu haben?

(73) Wenn man die Sachen mit kaltem Blute untersuchen wollte, so würde man finden, daß die Religion, für den

genstände eingeschränkt hätten, wenn sie auf Verbesserung ihrer Künste und Wissenschaften, ihrer Gesetze, ihrer Moral, und ihrer Erziehung, nur die Hälfte der Bemühungen gewendet hätten, die sie auf Untersuchungen der Gottheit verschwendet haben. Noch weiser, und glücklicher, würden sie gewesen seyn, wenn sie ihre müßigen Wegweiser sich, ohne daran Antheil zu nehmen, zanken und tiefer untersuchen ließen, von welchen der Verstand zurückbebte. Aber leider! ist es nun einmal die Art der Unwissenheit, alles, was sie nicht begreifen kann, für höchst wichtig zu halten. Die Eitelkeit härtet den Menschen gegen alle Schwierigkeiten. Jemehr sich ein Gegenstand unsrer Betrachtung entziehet, um desto mehr bemühen wir uns, seiner mächtig zu werden; weil er sodann unsern Hochmuth küßelt, unsre Aufmerksamkeit reizt, und uns wichtig wird. Je länger, und mühsamer, andern Theils, unsre Untersuchungen gewesen sind, um desto wichtiger werden uns, unsre wahren, oder eingebildeten Entdeckungen, um desto weniger wollen wir unsre Zeit vergeblich darauf verwendet haben, und immer sind wir sodann bereit, die Untrüglichkeit unsres Urtheils mit Hitze zu vertheidigen. Dürfen wir uns dann noch wundern, wenn das unwissende Volk, an den Streitigkeiten seiner Priester, immer so viel Antheil genommen hat, und wenn

den großen Haufen, gar nicht gemacht ist, als welcher von den ätherischen Subtilitäten, auf die man jene gründet, schlechterdings nichts begreifen kann. Wer versteht wohl etwas, von den Grundsätzen seiner Religion, von der geistigen Natur Gottes, von der Immaterialität der Seele, von den Geheimnissen, wovon man ihm so viel vorsagt? Wie wenige können sich rühmen, über bestrittene Lehrsätze Gewißheit zu haben, welche oft nur dazu dienen, die Ruhe ganzer Völker zu stören. Gleichwohl hält sich sogar das Frauenzimmer für verbunden, an den Streitigkeiten müßiger Grübler Antheil zu nehmen, welche der Gesellschaft weniger Nutzen bringen, als die verachtesten Handwerker.

wenn jene ihre Streitsätze mit so großer Hartnäckigkeit vertheidiget haben? Jedweder stritt, indem er für seinen Gott zu streiten glaubte, in der That nur für das Interesse seiner eignen Eitelkeit, welche unter allen menschlichen Leidenschaften am leichtesten in Aufruhr geräth, und am fruchtbarsten ist, große Thorheiten zu erzeugen.

Wenn wir, auf einen Augenblick, die verhaßten Begriffe vergessen wollen, welche uns die Theologie von einem eigensinnigen Gott giebt, dessen partheyliche, und despotische Rathschlüsse über das Schicksal der Sterblichen entscheiden, und unsre Aufmerksamkeit blos auf die vorgebliche Gütigkeit heften, die ihm alle Menschen, selbst wenn sie vor ihm zittern, so einmüthig beylegen; wenn wir, wie man versichern will, annehmen, daß er bey der Schöpfung nur seine eigne Ehre zum Augenmerk gehabt habe, daß er vernünftige Wesen geschaffen habe, um sich von ihnen huldigen zu lassen; daß er bey allen seinen Werken das Glück des menschlichen Geschlechtes zur Absicht habe; wie soll man es anfangen, den Plan, und die Absichten dieses Gottes mit der wahrhaftig unüberwindlichen Unwissenheit zu vereinigen, in welcher dieser herrliche, und gütige Gott, die Menschen in Ansehung seiner selbst zu lassen für gut befunden hat? Wenn Gott will, daß wir ihn kennen, ihn lieben, ihm danken sollen, warum zeigt er sich nicht allen diesen verständigen Wesen, von welchen er geliebt und angebetet seyn will, unter einer günstigen Gestalt? Warum offenbaret er sich nicht, der ganzen Erde, auf eine deutlichere Art, die fähiger wäre, uns zu überzeugen, als jene absonderlichen Offenbarungen, welche die Gottheit einer unbilligen Partheylichkeit, für einige seiner Geschöpfe zu beschuldigen scheint? Sollte der Allmächtige nicht überzeugende Mittel haben, sich den Menschen darzustellen, als jene lächerlichen Verwandlungen, jene vorgeblichen Fleischwerdungen, die uns von Schriftstellern versichert werden, welche in den Nachrich-

ten, die sie uns davon hinterlassen haben, so wenig mit sich selbst einstimmig sind? Anstatt so vieler Wunder, welche die göttliche Sendung der mannigfaltigen Gesetzgeber beweisen sollen, die von den verschiedenen Völkern der Erde angebetet werden, konnte ja der Oberste der Geister den menschlichen Geist auf einmal von dem, was er wissen sollte, überzeugen. Statt diese Sonne am Himmel aufzuhängen, und ohne Ordnung die Gestirne an das Firmament zu heften, hätte ja dieser für seine Ehre und das Wohl des Menschen so besorgte Gott, seine Absichten besser erreichen können, wenn er seinen Namen, seine Eigenschaften, seine feste Willensmeynung, auf eine unzubestreitende Art, und mit unauslöschlicher, für alle Menschen, gleich leserlicher Schrift, aufgezeichnet hätte. (74) Niemand würde dann das Daseyn Gottes, seinen deutlichen Willen, und Absichten bezweifelt haben. Unter den Augen dieses so erkannten Gottes, würde niemand die Verwegenheit gehabt haben, seine Gebote zu verletzen; niemand würde sich der Gefahr aussetzen, ihn zu erzürnen, und niemand sich erkühnet haben, in seinem Namen vorzuschreiben, oder seine Gesetze nach seiner eignen Phantasie auszulegen.

Die Theologie, ist das wahre Faß der Danaiden. Durch viele, widersprechende Eigenschaften, und kühne Vermuthungen, hat sie ihren Gott dermaßen eingezwänget, daß sie demselben alles Vermögen zu handeln genom-

(74) Ich sehe, daß die Theologen wider diese Stelle einwenden werden: coeli enarrant gloriam Dei. Aber hierauf antworte ich, daß der Himmel nichts weiter, als die Macht der Natur, die Unveränderlichkeit ihrer Gesetze, ihre anziehende und zurückstoßende Kraft u. s. w. beweisen; nicht aber die Wirklichkeit einer immateriellen Ursache, oder eines Gottes, der sich widerspricht, und niemals das ausrichten kann, was er will.

nommen hat. Wenn man auch das Dasein eines Gottes, wie ihn die Theologie vorträgt, und die Würklichkeit der ihm beygelegten, widersprechenden Eigenschaften annehmen wollte; so kann hieraus nichts auf unser Betragen, oder auf unsern Gottesdienst, in Ansehung seiner geschlossen werden. Welche Ursache haben wir ihn zu fürchten, wenn er unendlich gütig ist? Welche Ursache, über unser Schicksal bekümmert zu seyn, wenn er höchst weise ist? Warum sollen wir ihn von unsern Bedürfnissen unterrichten, und ihn mit Bitten bestürmen, wenn er alles weiß? Warum sollen wir einem Wesen Tempel errichten, das allenthalben gegenwärtig ist; warum demjenigen Opfer und Geschenke bringen, der Herr über alles ist? Wenn er gerecht ist, wie können wir glauben, daß er Geschöpfe bestrafen werde, die er selbst mit Thorheit geschaffen hat? Wenn seine Gnade alles in ihnen wirket, welche Ursache hat er, sie dafür zu belohnen? Wenn er allmächtig ist, wie kann man ihn erzürnen, oder ihm widerstehen? Wenn er unveränderlich ist, wie können wir glauben, ihn zu Widerrufung seiner Rathschläge zu bewegen? Wenn er unbegreiflich ist, warum sollen wir uns mit seiner Erforschung beschäftigen? Wenn er geredet hat, warum ist die Welt nicht überzeugt? Wenn die Erkenntniß eines Gottes so nothwendig ist, warum ist sie nicht überzeugender und deutlicher?

Gott, wie ihn die Theologie vorstellt, hat offenbar zweyerley Gestalten. Aber wenn auch derselbe zornig, eifersüchtig, rachbegierig und böse ist, (wie ihn die Theologie vorstellt, ob sie dessen gleich nicht eingeständig ist) so legt uns dieses darum doch keine Verbindlichkeit mehr auf, uns mit Bitten an ihn zu wenden, oder uns auf eine traurige Art mit ihm zu beschäftigen. Wir sollten uns vielmehr unsers gegenwärtigen Glückes, und unsrer Ruhe wegen, bemühen, ihn ganz aus unsren Gedanken zu verbannen; wir sollten ihn unter die nothwendigen Ue-

bel rechnen, die man dadurch nur noch vergrößert, daß man über sie nachdenkt. Wo sollte es auch möglich seyn, Gott zu lieben, wenn er ein Tyrann ist? Liebe und Zärtlichkeit, sind Empfindungen, die sich mit immerwährender Furcht gar nicht vertragen können. Wie sollte man Liebe für einen Herrn empfinden können, der seinen Sklaven die Freyheit ließe, ihn zu beleidigen, um Ursache zu haben mit ihnen zu zürnen, und sie mit äußerster Grausamkeit zu strafen? Wenn Gott mit diesem verhaßten Charakter, noch die Allmacht verbindet; wenn er diese Elenden als Spielwerke seiner Grausamkeit in seiner Gewalt hat; so würden wir uns vergebliche Mühe geben, unserm Schicksal zu entgehen. Wenn ein, seiner Natur nach, grausamer, oder böser Gott, noch mit unendlicher Macht ausgerüstet ist, und uns, zu seinem Vergnügen, auf immer elend machen will, so ist nicht einzusehen, was ihn davon abhalten könne. Seine böse Neigung würde immer freyen Lauf nehmen, und, taub gegen unsre Bitten, würde sein hartes Herz durch nichts erweichet werden können.

Aus welchem Gesichtspunkte wir, also, Gott, der Theologie zu Folge, betrachten, so können wir, in Ansehung seiner, Verehrung und Bitten sparen. Wenn er höchst gütig, verständig, billig, und weise ist; was dürfen wir ihn erst bitten? Wenn er höchst böse, und grausam ist; so bleibt gegen unser Elend keine Stellung übrig. Ein solcher Gott, würde unsrer Bitten nur spotten, und nichts könnte die Härte des uns von ihm zubereiteten Schicksales hintertreiben.

Dieses angenommen, hat derjenige, der sich diese traurigen Begriffe über die Gottheit benehmen kann, über den leichtgläubigen, und zitternden Abergläubigen, den Vorzug, sein Herz hienieden in eine Stille zu bringen, die ihn, wenigstens so lange dieses Leben währet, glücklich macht. Wenn er sich durch vertraute Bekanntschaft

mit

mit der Natur, über Blendwerke verständiget hat, welche den Blick des Abergläubigen bezaubern; so genießt er einer Sicherheit, deren jener entbehren muß. Indem er diese Natur zu Rathe zieht, verschwinden seine Zweifel: seine Meynungen, sie mögen wahr oder falsch seyn, erhalten, Festigkeit, und heitrer Himmel folgt auf die Gewitter, welche panische Schrecken, und schwankende Begriffe, bey allen denen erwecken, die sich mit der Gottheit beschäftigen. Wenn die sich selbst überlassene Seele des Weltweisen alles um sich her ruhig betrachtet, so findet er die Welt keinesweges von einem unversöhnlichen Tyrannen beherrscht, der immer bereit ist, zuzuschlagen. Seine Vernunft sagt ihm, daß er, wenn er Böses thut, weder die Natur in Unordnung bringt, noch ihren Beherrscher beleidiget; sondern entweder sich selbst schadet, oder Wesen beeinträchtiget, welche fähig sind die Einwirkung seines Betragens zu empfinden. Er macht sich deswegen mit seinen Pflichten bekannt; zieht die Tugend dem Laster vor, und fühlt sich, seiner eignen Ruhe und seiner Glückseeligkeit wegen, geneigt, die Tugend auszuüben, mit ihr immer vertrauter zu werden, und Verbrechen und Laster zu meiden, so lange sein Aufenthalt, unter verständigen und fühlbaren Wesen dauert, welche beytragen sollen, ihn glücklich zu machen. Die Erfüllung dieser Vorschriften wird ihn, zufrieden mit sich selbst, und bey allen beliebt machen, welche mit ihm in einigem Verhältnisse stehen. Ohne Unruhe, wird er die Annäherung des Zieles seines Daseyns auf dieser Erde erwarten, und keine Ursache haben, diejenige, welche dort folgen könnte, zu fürchten. Er wird nicht fürchten dürfen, sich durch Schlüsse hintergangen zu haben, welche Beweis und Glauben zum Führer hatten, und sollte, wider sein Erwarten, ein guter Gott vorhanden seyn; so wird er sich damit trösten, daß er ihn, unwillkührlicher Irrthümer wegen, nicht strafen werde, die von der Organisation abhiengen, die er von ihm bekommen hatte.

Wenn

Wenn denn würklich ein Gott seyn sollte; wenn dieser Gott ein verständiges, billiges und gütiges Wesen wäre, und kein grausamer, unverständiger, und bösartiger Geist, wie ihn die Religion so oft vorstellt, was könnte ein tugendhafter Atheist zu fürchten haben, der sich, nachdem er im Augenblick seines Todes auf immer einzuschlafen glaubte, in der Gegenwart eines Gottes befinde, den er in seinem Leben verkannt, und vernachläßiget hatte?

„O Gott! würde er sagen, Vater, der du dich „deinem Kinde unsichtbar gemacht hast, unbegreiflicher, „und verborgener Herrscher, den ich nicht entdecken konnte, „verzeihe, wenn dich mein eingeschränkter Verstand in „einer Natur nicht zu erkennen vermochte, in welcher mir „alles nothwendig schien. Verzeihe, wenn mein empfind„liches Herz deine erhabenen Züge, unter der Gestalt ei„nes zornigen Tyrannen, nicht unterscheiden konnte, den „der Abergläubige zitternd anbetet. In dieser Vereini„gung unverträglicher Eigenschaften, womit dich die „Einbildung bekleidet hatte, konnte ich nichts, als ein „eitles Phantom erblicken. Wie hätten dich auch meine „groben Augen, in einer Natur erblicken können, wo „meine Sinnen niemals etwas anders als materielle We„sen, und bald verschwindende Gestalten sahen? Konnte ich „mit Hülfe dieser Sinne dein geistiges Wesen entdecken, „welches zu prüfen, diese Sinne durchaus unfähig wa„ren? Konnte ich dauernde Beweise deiner Güte in dei„nen Werken finden, die ich den Wesen meiner Art eben „so oft, schädlich, als nützlich werden sahe? Konnte „mein schwacher Verstand, der den Maasstab nur von „sich selbst nehmen mußte, deinen Plan, deine Weis„heit, deinen Verstand gehörig beurtheilen, wenn ich „überall um mich her, ein beständiges Gemisch von Ord„nung und Unordnung, von Guten und Bösen, von „Entstehen und Vernichten erblickte? Konnte ich deiner

„Ge-

„Gerechtigkeit huldigen, wenn ich das Laster so oft trium„phirend, und die Tugend so oft in Thränen sahe? „Konnte ich, in jenen zweydeutigen, widersprechenden, kin„dischen Orakelsprüchen, welche Betrüger in deinem Na„men der Erde verkündigten, die ich verlassen habe, die „Stimme eines höchst weisen Wesens finden? Wenn ich „mich geweigert habe, dein Daseyn zu glauben; so ge„schah es, weil ich nicht wußte, weder wer du seyst, noch „wo man dich suchen sollte, noch welche Eigenschaften „dir zukämen. Meine Unwissenheit ist verzeihlich, weil „sie unüberwindlich war; mein Verstand konnte sich nicht „unter das Ansehen einiger Menschen demüthigen, wel„che über deine Natur eben so wenig erleuchtet waren, und, „immer mit sich selbst in Widerspruch, mir gleichwohl „unaufhörlich zuriefen, ihnen die Vernunft aufzuopfern, „die du mir gegeben hättest.

„Aber wenn du deine Geschöpfe liebest, o Gott, so habe ich „sie wie du geliebet: ich habe in der Sphäre, in welche „du mich gesetzet hattest, Glückseeligkeit zu verbreiten ge„sucht. Wenn die Vernunft von dir ist, so habe ich sie „immer gehört, und befolgt; wenn Tugend dir ange„nehm ist, so habe ich sie immer verehret, und nie wis„sentlich beleidiget. So viel es meine Kräfte gestatteten, „habe ich sie ausgeübt; ich bin ein zärtlicher Gatte, und „Vater gewesen, ein redlicher Freund, ein treuer und „fleißiger Bürger. Ich habe Betrübte getröstet, und „wenn die Schwachheiten meiner Natur mir nachtheilig, „oder andern lästig gewesen sind, so habe ich doch wenig„stens niemals den Unglücklichen, unter meiner Unge„rechtigkeit seufzen lassen, so habe ich dem Armen nicht das „Seinige genommen, nicht ohne Mitleyd die Thränen der „Wittwen gesehen, nicht ohne Theilnehmung die Klagen „der Waysen gehört. Wenn du den Menschen zum ge„selligen Leben schufest, wenn du wolltest, daß die Gesell„schaft glücklich sey, so habe ich mich als den Feind aller

„derer

„derer gezeigt, die sie unterdrückten, oder sie hintergingen, um aus ihrem Unglück Vortheil zu ziehen.

„Wenn ich übel von dir gedacht habe, so lag die „Ursache davon in der Schwäche meines Verstandes, der „dich nicht begreifen konnte. Wenn ich übel von dir gesprochen habe, so geschah es, weil sich mein zu menschliches Herz wider das verhaßte Bild empörte, unter „welchem man dich vorstellte. Meine Vergehungen waren die Wirkungen des Temperaments, das du mir gegeben, der Umstände, in welche du mich, ohne mich darum zu „befragen, gesetzet, der Begriffe, die sich wider meinen Willen in meinem Gemüth Eingang verschaffet hatten. Wenn „du gut und gerecht bist, wie man versichert, so kannst du mich „nicht wegen den Verirrungen meiner Einbildung, wegen Fehlern bestrafen, die durch meine Leidenschaften „verursachet wurden, den nothwendigen Folgen einer Organisation, die ich von dir empfangen habe. Ich darf dich, „also, nicht fürchten; ich darf des Schicksals wegen nicht „unruhig seyn, das du mir zubereitest. Deine Gütigkeit konnte nicht zugeben, daß ich mir durch unvermeidliche „Verirrungen Strafe zuzöge. Warum ließest du mich „nicht lieber in dem Nichts, als daß du mich in die Classe vernünftiger Wesen riefest, damit ich die traurige „Freyheit haben möchte, mich unglücklich zu machen? „Wenn du mich strenge, und endlos strafen könntest, „weil ich auf die Vernunft hörte, die du mir gegeben „hast, wenn du mich meiner Verblendungen wegen strafen, und dich darüber erzürnen könntest, daß meine „Schwachheit in die Netze gefallen ist, die ich mir von „allen Seiten her gestellet fand, so würdest du der grausamste, und ungerechteste Tyrann seyn, so würdest du „nicht ein Gott seyn, sondern ein böser Dämon, dessen „Willen ich mich als ein Opfer seiner Grausamkeit unterwerfen müßte; aber immer würde ich mir es Dank „wissen, dieses unerträgliche Joch wenigstens auf einige „Zeit abgeschüttelt zu haben.„

So,

So, ungefähr, würde der Schüler der Natur reden, der nun auf einmal in jene eingebildeten Regionen gerückt, einen Gott daselbst fände, der gerade das Gegentheil von dem wäre, was wir hier unten weise, gütig, und gerecht nennen. Die Theologie scheint nur darum erdacht zu seyn, uns um alle natürliche Begriffe zu bringen. Diese täuschende Wissenschaft, scheint es sich zur Absicht gemacht zu haben, aus ihrem Gott das, für die menschliche Vernunft widersprechendeste Wesen zu machen. Und gleichwohl ist es diese Vernunft, nach welcher wir in dieser Welt genöthiget sind zu urtheilen. Wenn in der andern Welt, alles anders zugehet, so ist nichts unnützer als gegenwärtig darüber zu grübeln und fruchtlosen Untersuchungen nachzuhängen. Und wie sollen wir uns auch hierüber auf andre verlassen können, welche selbst nicht mehr im Stande sind, hierüber zu urtheilen, als wir selbst? Wie dem auch sey; wenn wir Gott als den Urheber aller Dinge ansehen, so ist nichts lächerlicher, als der Gedanke, ihm durch das, was wir denken, reden, oder thun, gefällig, oder mißfällig zu werden; nichts ungereimter, als die Vorstellung, daß der Mensch, sein Geschöpf, sich um ihn verdient, oder straffällig machen könne. Mehr als gewiß ist es, daß der Mensch, einem, seiner Natur nach allmächtigen und höchst glücklichen Wesen nicht schaden kann. Mehr als gewiß ist es, daß er einem Wesen nicht mißfallen kann, das ihn zu dem gemacht hat, was er ist. Seine Leidenschaften, seine Begierden, und Neigungen, sind die nothwendigen Folgen, der von dem Urheber seiner Natur empfangenen Organisation. Die Bewegungsgründe, die seinen Willen zum Guten oder zum Bösen bestimmen, hangen augenscheinlich ab, von den Eigenschaften der, auf ihn einwirkenden Gegenstände, und von den Wesen, welche ihn umgeben. Wenn uns ein verständiges Wesen in die Umstände gesetzet hat, in denen wir uns befinden, und wenn es den Ursachen, die auf uns einwirken, und

unsern

unsern Willen lenken, ihre Eigenschaften gegeben hat, wie können wir es beleidigen? Wenn mein Herz zärtlich, gefühlvoll, und mitleidig ist; so kommt dieses von der Biegsamkeit, leicht zu bewegender Organen her, die mir Gott gegeben hat, wodurch eine lebhafte Einbildungskraft entsteht, die durch die Erziehung noch mehr ausgebildet wird. Wenn mein Herz unempfindlich, und hart ist; so liegt die Schuld an den starren Organen, die mir die Natur gab. Wenn ich mich zu einer Religion bekenne, so geschieht es, weil ich sie von meinen Eltern empfieng, (von welchen gebohren, oder nicht gebohren zu werden, nicht von mir abhieng) die diese Religion vor mir bekannten, und deren Ansehen, Beyspiel, und Unterricht, mein Gemüth nöthigte, sich nach dem ihrigen zu richten. Wenn ich ungläubig bin, so kommt es daher, daß ich, wenig geneigt, unbekannte Sachen zu fürchten, oder schwärmerisch zu lieben, in Umstände gekommen bin, die mir über die Täuschungen meiner Kindheit die Augen geöfnet haben.

Wenn uns, also, der Theolog sagt, daß sich der Mensch dem mächtigen Gott, der ihn gebildet hat, gefällig, oder mißfällig machen kann; so geschieht es aus Mangel an Nachdenken über seine eignen Sätze. Die, welche glauben, daß sie sich in den Augen der Gottheit angenehm, oder widerwärtig machen können, bilden sich ein, daß ihnen dieses Wesen, für die Organisation, die er selbst ihnen gegeben hat, Dank wissen, und sie um derjenigen willen bestrafen werde, die er ihnen versagt hat. Dieser, so thörichten Meynung zu Folge, hoft der wohlwollende, und zärtliche Andächtige, für die Wärme seiner Einbildungskraft, und der eifrige Andächtige, für die Schärfe seiner Galle oder die Hitze seines Blutes, dermaleinst belohnt zu werden. Der Büßende, der Enthusiast, der Schwermüthige, alle glauben, daß ihnen Gott die Thorheiten einer verdorbenen Organisation, oder eines unwillkührlichen Fanatismus

mus vergelten, und ihnen besonders ihr trauriges, strenges Wesen, und ihre Entsagung alles dessen, was Vergnügen bringt, hoch anrechnen werde. Der Andächtige, der Enthusiast, der hartnäckige Zänker, können sich nicht überreden, daß ihr Gott, den sie immer nach ihrem eignen Modell bilden, denen gewogen seyn könne, welche weniger Phlegma, weniger Galle, und weniger kochendes Blut, in ihrer Mischung haben, als sie selbst. Jeder Sterbliche glaubt, daß seine Organisation die beste sey, und mit der göttlichen am meisten übereinstimme.

Was müssen nicht jene blinden Sterblichen für wunderbare Begriffe von ihrer Gottheit haben, die sich einbilden, daß der, alles unumschränkt beherrschende Gebieter sich über Bewegungen erzürnen kann, die in ihrer Maschine, oder in ihrer Seele, vorgehen! Welcher Widerspruch, zu glauben, daß seine unwandelbare Glückseeligkeit, oder seine Entwürfe, durch vorübergehende Erschütterungen, in den Fibern des Gehirns eines seiner Geschöpfe, gestöret werden können! Die Theologie giebt uns sehr unwürdige Begriffe von einem Gott, dessen Macht, Güte, und Größe, sie doch nie genung preisen kann.

Ohne eine sehr merkliche Unordnung in unseren Organen, ist das Urtheil menschlicher Empfindungen selten über Gegenstände verschieden, über die uns einmal unsre Sinnen, Vernunft, und Erfahrung, deutliche Auskunft gegeben haben. In welchen Umständen wir auch seyn mögen, so haben wir niemahls über die Weiße des Schnees, über das Licht des Tages, über die Nützlichkeit der Tugend einigen Zweifel. Nicht also verhält es sich mit Gegenständen, welche allein von unsrer Einbildung abhängen, und nicht durch das gleichförmige Zeugniß unsrer Sinne dargethan werden. Wir urtheilen davon verschieden, nach dem verschiedenen Gemüthszustande, in dem

wir uns befinden. Dieser Gemüthszustand, richtet sich nach den unwillkührlichen Eindrücken, den unsre Organe, unaufhörlich, von einer Menge, entweder in, oder außer uns befindlichen Ursachen leiden. Diese Organe werden, ohne daß wir es merken, durch dickere oder dünnere Luft, Wärme oder Kälte, trocknes oder feuchtes Wetter, durch Kranckheit oder Gesundheit, durch Hitze des Blutes, durch Zufluß der Galle, und durch den Zustand unsers Nervensystems, unaufhörlich angespannt, oder nachgelaßen. Diese verschiedenen Ursachen, müßen nothwendig auf die jedesmaligen Begriffe, Gedanken und Meynungen des Menschen Einfluß haben, und ihm folglich die Gegenstände in einem ganz verschiedenen Lichte zeigen, die ihm seine Einbildung vorhält, welcher in diesem Augenblick, nicht einmahl die Erfahrung, oder das Gedächtniß, zu Hülfe kommen kann. Dieses ist die Ursache, warum der Mensch seinen Gott, und seine religiösen Chimären, immer unter andrer Gestalt erblickt. In einem schauerhaften Anfall seiner Fibern, ist er feig, kleinmüthig, und kann an seinen Gott, nur mit Zittern, denken; zu einer andern Zeit, und wenn diese Fibern gespannter sind, wird er diesen Gott mit kälterem Blute betrachten. Der Theolog, oder der Priester, wird diese Kleinmüthigkeit inneres Gefühl, göttlichen Wink, geheime Eingebung nennen; wer aber den Menschen kennet, der wird es für nichts, als eine maschinenmäßige Bewegung halten, welche durch eine physische, oder natürliche Ursache hervorgebracht wird. In der That, kann man alle Revolutionen, welche so oft hinter einander in dem Reiche der Meynungen, und Urtheilen der Menschen, vorgehen, durch einen bloßen Mechanismus erklären, welcher macht, daß die Köpfe bald richtig, bald unrichtig urtheilen.

Auf diese Art, können wir uns, ohne höhere Gnaden, Eingebungen, Gesichter, und übernatürliche Bewegungen, zu Hülfe zu nehmen, diesen schreckenden, und verän-

der-

derlichen Zustand erklären, in welchen wir manchmal, wenn es auf Religion ankömmt, übrigens verständige Köpfe gerathen sehen. Aller beßerer Einsicht zuwider, sehen wir sie oft, in gewißen Augenblicken, auf Vorurtheile ihrer Kindheit zurückkommen, von welchen sie uns, zu andern Zeiten, ganz geheilt zu seyn scheinen. Diese Veränderungen, sind niemahls mehr ausgezeichnet, als bey schwächlicher körperlicher Beschaffenheit, auf dem Krankenlager, und dem Sterbebette. Das Barometer des Verstandes ist dann nur zu oft genöthiget zu sinken. Chimären, die man in gesunden Tagen verachtete, oder auf ihren wahren Werth herunter setzete, werden dann für uns würklich. Man zittert, weil die Maschine schwach geworden ist, man urtheilt falsch, und unrichtig, weil das Gehirn nicht im Stande ist seinen Dienst genau zu versehen. Dieses ist augenscheinlich die wahre Ursache jener Veränderungen, deren sich die Arglistigkeit der Priester gegen den Unglauben bedient, und wodurch sie die Würklichkeit ihrer erhabenen Meynungen beweisen. Die **Bekehrungen**, oder, die in den Begriffen des Menschen vorgehenden Veränderungen, hangen, allemal, von gewißen physischen Veränderungen in ihrer Maschine ab, welche durch Betrübniß, oder irgend eine andre natürliche Ursache, veranlaßet wird.

Unter dem unaufhörlichen Einfluße physischer Ursachen, richtet sich unser System, allemal, nach den Veränderungen unsers Körpers; wir urtheilen richtig, wenn unser Körper gesund und wohl ist; wir urtheilen unrichtig, wenn dieser Körper in Unordnung gerathen ist. Unsre Begriffe, halten dann nicht mehr zusammen, und wir sind nicht mehr im Stande, sie gehörig zu verbinden, unsre Grundsätze wieder zu finden, und daraus die rechten Folgerungen abzuleiten: das Gehirn ist erschüttert, und wir betrachten nichts aus dem gehörigen Gesichtspunkte. Mancher Mensch, macht sich von seinem Gott, eine andre Vorstellung, bey frostigem Wet-

ter, als in trüben, und regnichten Tagen, eine andre Vorstellung, wenn er allein, als wenn er in Gesellschaft ist. Die Vernunft sagt uns, daß wir nur dann mit Genauigkeit urtheilen, wenn der Körper gesund, und der Geist unumwölkt ist. Dieser Zustand, kann uns einen allgemeinen Maasstab angeben, wie wir unser Urtheil einrichten, und unsre Begriffe wieder in ihr Gleis bringen sollen, wenn sie durch unvorgesehene Ursachen schwankend gemacht worden sind.

Wenn die Meynungen eines und desselben Menschen, in Ansehung seines Gottes, schwankend und wankelbar sind, um wie viel größer muß nicht ihre Verschiedenheit, in den so verschiedenen Wesen seyn, welche das menschliche Geschlecht ausmachen? Wenn es vielleicht nicht zwey Menschen giebt, in welchen ein körperlicher Gegenstand ganz die nemliche Empfindung erregt, um wie viel verschiedener, müssen nicht ihre Empfindungen, in Ansehung solcher Dinge seyn, die nur in der Einbildung bestehen? Wie viel mannigfaltige Verbindungen, wesentlich verschiedener, geistiger Begriffe, gehören nicht dazu, um sich ein, in der Idee bestehendes Wesen zu bilden, das sie in jedem Auftritte ihres Lebens anders erblicken? Es würde, demnach, ein thörichtes Unternehmen seyn, den Menschen vorschreiben zu wollen, was sie in Ansehung Gottes, und der Religion denken sollen; Gegenstände, die ganz allein für die Einbildungskraft gehören, und worüber die Menschen, wie oft erinnert worden ist, niemals einen allgemeinen Maasstab haben werden. Die Meynungen der Menschen über die Religion bestreiten, heißt ihre Einbildung, ihre Organisation, ihre Angewohnheiten bestreiten, welche mehr als hinreichend sind, ihrem Gehirn die abgeschmacktesten, und grundlosesten Begriffe einzudrücken. Je stärker die Einbildungskraft bey den Menschen ist, um desto mehr sind sie in Religionssachen zur Schwärmerey geneigt, und desto weniger kann sie die Vernunft, von ihren Vorurtheilen

theilen zurückbringen, welche für ihre erhitzte Einbildungskraft eine nothwendige Nahrung ausmachen. Kurz, die Meynungen der Menschen, in Ansehung der Religion, bestreiten, heißt ihre Neigung zum Wunderbaren bestreiten. Was auch die Vernunft dagegen arbeitet, so werden doch Personen von lebhafter Einbildungskraft zu Trugbildern zurückgeführt, die ihnen die Gewohnheit auch dann theuer macht, wenn sie ihnen unbehaglich und lästig sind. Sie helfen sich dann damit, daß sie dieselben nach eignem Gefallen einkleiden. So braucht ein zärtliches Gemüth einen Gott, den es lieben, ein glücklicher Schwärmer, einen Gott, dem er danken kann, ein unglücklicher Schwärmer einen Gott, der auf sein Elend mitleidig herabsieht. Der schwermüthige Andächtige muß einen Gott haben, der ihn kränket, und die Unruhe in ihm unterhält, die seiner kranken Organisation nothwendig geworden ist. Was sage ich? der unsinnige Büssende muß einen grausamen Gott haben, der es ihm zur Pflicht macht, unmenschlich gegen sich selbst zu seyn, und der ungestüme Fanatiker, hält sich für unglücklich, wenn er nicht einen Gott hat, der ihm befiehlt, andern die Wirkungen seiner ungestümen Leidenschaften empfinden zu lassen.

Freylich ist derjenige, der sich an angenehmen Täuschungen weydet, ein minder gefährlicher Schwärmer, als der, dessen Seele immer von furchtbaren Gespenstern umher getrieben wird. Wenn ein rechtschaffenes, leutseliges Gemüth in der Gesellschaft kein Unheil anrichtet, so kann sich ein stürmischer Geist nicht enthalten, sich seinen Nebengeschöpfen, durch seine ungeselligen Leidenschaften, in der Länge lästig zu machen. Der Gott eines Sokrates, und eines Fenelon, kann sich für so sanfte Seelen schicken, als die ihrigen waren; aber ohne schlimme Folgen kann er nicht der Gott eines ganzen Volkes seyn, unter welchem Menschen jener Art nur eine seltne

Erscheinung sind. Immer wird die Gottheit, für den großen Haufen, ein schreckendes Phantom bleiben, das nur geschickt ist, ihnen das Gehirn zu verrücken, ihre Leidenschaften aufzubringen, und sie zu schädlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen. Wenn gutgesinnte Leute, in ihrem Gott nichts als Güte sehen, so kleiden ihn lasterhafte, unbiegsame, unruhige und böse Menschen in ihren eignen Charakter ein, und halten sich für berechtiget, nach seinem Beyspiele, ihren Leidenschaften freyen Lauf zu lassen. Niemand kann seine Hirngeburt, durch andre als durch seine eignen Augen einsehen, und die Anzahl derer, die sich die Gottheit als furchtbar und grausam denken, ist weit größer, und gefährlicher, als die Anzahl derer, die ihr einen gefälligen Anstrich geben. Gegen einen, den sie glücklich machen kann, sind Tausende, die sie unglücklich macht. Früh oder später, wird sie zur unversiegenden Quelle der Streitigkeiten, der Ausschweifungen, und der Wuth. Sie wird den Verstand der Unwissenden bethören, über welche Betrüger und Fanatiker immer, so viel Gewalt hatten; sie wird die Feigen und Kleinmüthigen schrecken, die ihre Schwäche zur Untreue und Grausamkeit geneigt macht; sie wird die bestgesinnten Leute zum Zittern bringen, die selbst, indem sie die Tugend ausüben, fürchten werden, sich die Ungnade dieses eigensinnigen Gottes zuzuziehen; sie wird die Bösen nicht aufhalten, die diese Gottheit, so oft es ihnen beliebt, bey Seite setzen werden, um sich dem Laster zu überlassen, oder sich sogar dieses göttlichen Phantoms bedienen werden, ihre Lasterthaten zu rechtfertigen. Mit einem Worte: in den Händen der Tyrannen wird dieser Gott, Tyrann gleich ihnen, nur dazu beytragen, die Freyheit der Völker zu unterdrücken, und die Rechte der Billigkeit ungestraft zu verletzen. In den Händen der Priester, wird dieser Gott ein Talismann seyn, der die Eigenschaft hat, Fürsten und Unterthanen zu berauschen, zu verblenden, und zu unterjochen. In den

Hän-

Händen des Volkes, ist er ein zweyschneidiges Gewehr, womit sie sich selbst die tödtlichsten Wunden beybringen.

Da, auf der andern Seite, dieser Gott, wie ihn die Theologie schildert, ein Inbegrif von Widersprüchen ist, indem er, seiner Unveränderlichkeit ungeachtet, bald als die Güte selbst, bald als das grausamste, und ungerechteste Wesen vorgestellt wird, und die Maschine der Menschen, die sich ihn vorstellig machen, unaufhörliche Veränderungen leidet, so kann dieser Gott denen, die sich damit beschäftigen, nicht jederzeit unter derselben Gestalt erscheinen. Selbst diejenigen, welche sich die günstigsten Begriffe von diesem Wesen machen, müssen oft wider ihren Willen eingestehen, daß das Bild, das sie sich davon machen, nicht immer dem Urbilde ähnlich ist. Der Andächtige, und der Schwärmer, sey noch so warm für seinen Gott eingenommen, so kann er sich doch nicht enthalten, in seiner Gestalt Veränderungen wahrzunehmen, und wenn er nachdenken könnte, so würde er das Widersprechende seiner Aufführung in Ansehung Gottes inne werden, dessen gerühmte Eigenschaften, er dadurch zu verläugnen scheint. Wenn man zu Gott betet, giebt man nicht dadurch zu erkennen, daß man an seiner Weisheit, Allwissenheit, und Unveränderlichkeit, zweifelt? Klagt man ihn nicht dadurch einer Vergessenheit gegen seine Geschöpfe an, und verlangt man nicht, daß er die unwandelbaren Gesetze verändern soll, die er selbst vestgesetzt hat? Gott bitten, heißt das nicht zu ihm sagen: „O „Gott! ich erkenne deine Weisheit, deine unendliche Gü„te; aber doch gleichwohl vergißt du meiner, entschlägst „dich der Vorsorge für dein Geschöpf, und weißt nicht, „oder stellest dich, als wüßtest du nicht, was mir fehlt. „Siehst du nicht, wie sehr ich bey der herrlichen Einrich„tung leide, welche deine weisen Gesetze in der Welt ge„macht haben? Wider deinen Willen, macht mir die „Natur mein Daseyn zur Last. So ändre doch, ich bit-

„te dich, die Natur, welche dein Wille den Wesen ge„geben hat. Mache, daß die Elemente für mich ihre un„terscheidenden Eigenschaften verlieren; daß die schweren „Körper nicht niederwärts streben, daß das Feuer nicht „brenne, daß die zerbrechliche Maschine, die ich von dir „empfangen habe, nicht von den, ihr unaufhörlich mit„getheilten Bewegungen anderer Körper, leide. Verbes„sere, mir zur Liebe, den Entwurf, welchen deine un„endliche Weisheit, von Ewigkeit her, gemacht hat.„ Dieses, ohngefähr, sind die Wünsche, welche die Sterblichen hegen; dieses, die lächerlichen Bitten, mit welchen sie sich unaufhörlich an die Gottheit verwenden, deren Weisheit, Verstand, Vorsehung und Billigkeit sie gleichwohl rühmen, während daß sie mit den Wirkungen dieser göttlichen Vollkommenheiten fast niemals zufrieden sind.

Eben so widersprechend sind die Danksagungen, welche sie sich ihrem Gott abzustatten, verbunden erachten. Ist es nicht billig, fragen sie, der Gottheit für ihre Wohlthaten zu danken? Wäre es nicht äußerst undankbar, dem Urheber unsers Daseyns, und alles dessen, was das Leben angenehm macht, unsre Huldigung zu versagen? Aber auf diese Art, handelt euer Gott aus Eigennutz, würde ich antworten, und so wie Menschen handeln, die, selbst dann, wenn sie am alleruneigennützigsten sind, wenigstens Beweise des Eindruckes verlangen, den ihre Wohlthaten auf uns machen. Was kann wohl einem so großen, und mächtigen Gotte, an dem Ausbruch eurer Dankbarkeit gelegen seyn? Und worauf gründet sich endlich diese Erkenntlichkeit? Theilt er seine Wohlthaten allen Menschen gleichmäßig zu? Ist wohl die größte Anzahl derselben mit ihrem Loos zufrieden; und ihr selbst, empfindet ihr euer Daseyn immer mit Wollust? Hierauf wird man antworten, daß schon dieses Daseyn allein die größte Wohlthat sey. Aber wie kann man denn dieses Daseyn

als

als einen ausgezeichneten Vorzug ansehen? Gehört es nicht, in die nothwendige Ordnung der Dinge, nicht, nothwendig, in den unbekannten Plan eures Gottes? Ist der Stein dem Werkmeister etwas dafür schuldig, daß er ihn zu seinem Gebäude brauchte? Wisset ihr von den verborgenen Absichten Gottes wohl mehr, als dieser Stein? Wenn ihr ein empfindendes, und denkendes Wesen seyd, findet ihr nicht in manchen Augenblicken, daß jener wundervolle Plan euch ungemächlich ist? Beweisen nicht selbst eure Bitten an den Baumeister der Welt, daß ihr mißvergnügt seyd? Ihr wurdet gebohren, ohne es zu wollen; euer Daseyn ist euch keinen Augenblick gewiß; ihr habt über nichts zu gebieten; ihr begreifet nichts von dem Plan dieses Baumeisters, den ihr nicht müde werdet zu bewundern; seyd in einer Welt, in die ihr, ohne daß man euch darum befraget hätte, gesetzet wurdet, das Spielwerk einer Nothwendigkeit, die ihr vergöttert. Kaum hat euch euer Gott in das Leben gerufen, so befiehlt er euch, es zu verlassen. Wo bleiben denn nun die großen Verbindlichkeiten, die ihr gegen die Vorsehung zu haben glaubet? Raubt euch nicht dieser nemliche Gott, der euch in das Leben rief, der euch alles das gab, was ihr bedürfet, und euch erhält, in einem Augenblicke, alle diese vermeyntlichen Vortheile? Wenn ihr das Daseyn, als das größte Gut betrachtet, muß denn nicht, dieser Meynung zu folge, der Verlust desselben das größte Unglück seyn? Wenn Tod, und Schmerz, fürchterliche Uebel sind, nehmen sie nicht der Wohlthat des Daseyns, und jenen kurzen Freuden, die es manchmal begleiten, ihren ganzen Werth? Wenn eure Geburt, und euer Tod, eure Freuden, und eure Leiden, gleichmäßig in den Plan seiner Schöpfung gehörten, so sehe ich nicht, warum ihr ihm dafür danken solltet? Welche Verbindlichkeiten, könnet ihr wohl einem Herrn dafür haben, der euch, wider euren Willen, diese Welt zu betreten nöthiget, um ein gefährliches, und ungleiches Spiel zu spielen, bey wel-

chem ein ewiges Glück gewonnen oder verlohren werden kann.

Man sagt uns allerdings von einem andern Leben, wo der Mensch, der Versicherung nach, ewig glücklich seyn soll. Aber wenn wir nun auch einen Augenblick die Wirklichkeit eines andern Lebens annehmen, (welches jedoch eben so wenig erwiesen ist, als das Wesen, von dem man es erwartet); so sollte man wenigstens seine Dankbarkeit bis dahin verschieben. In dem Leben, das wir kennen, sind die Menschen öfterer mißvergnügt, als glücklich. Wenn Gott, in dieser gegenwärtigen Welt, weder gekonnt, noch gewollt, noch erlaubt hat, daß seine geliebten Geschöpfe vollkommen glücklich wären, wie können wir mit Zuversicht erwarten, daß er die Macht, oder den Willen, haben werde, sie in der Zukunft, glücklicher zu machen, als sie es hier sind? Man weiset uns deshalb auf Offenbarungen, und förmliche Verheissungen der Gottheit, welche verspricht, ihre Lieblinge, für die hienieden ausgestandenen Leiden zu entschädigen. Gesetzt nun, daß wir die Aechtheit dieser Verheissungen auf einen Augenblick gelten lassen wollten, sagen uns dann nicht eben diese Verheissungen, daß die göttliche Güte den meisten Menschen ewige Strafen vorbehält? Wenn diese Drohungen wahr sind, sind dann wohl die Sterblichen einem Gotte noch Dank schuldig, der ihnen, ohne sie darum zu befragen, dieses Daseyn nur darum gab, damit sie mittelst jener ihrer vermeyntlich verliehenen Freyheit Gefahr laufen könnten, sich ewig unglücklich zu machen? Wäre es für die Menschen nicht besser gewesen, gar nicht zu seyn, oder wenigstens nicht auf andre Art zu seyn, als die Steine und die Thiere (von welchen Gott, denn weiter nichts fodert), als jene so gerühmten Fähigkeiten, und das traurige Vorrecht zu besitzen, sich Gott werth oder gehäßig zu machen; ein Vorrecht, welches die vernünftigen Wesen in das entsetzlichste Unglück stürzen kann?

kann? Wenn wir die geringe Anzahl der Auserwählten, und die große Menge der Verworfenen, bedenken, welcher vernünftige Mensch sollte sich wohl dann, wenn es in seiner Macht stand, der schrecklichen Möglichkeit einer ewigen Verdammniß ausgesetzet haben?

Von welcher Seite man, also, dieses Phantom der Theologie betrachtet, so sind ihm die Sterblichen selbst, wenn sie nur ihren irrigen Sätzen gemäß schließen wollten, weder Gebet noch Huldigung, weder Dienst noch Danksagung schuldig. Aber in Religionssachen, wollen nun einmal die Menschen nicht vernünftig nachdenken, sondern folgen lediglich dem Antriebe ihrer Furcht, ihrer Einbildung, ihres Temperaments, und ihrer eignen Leidenschaften, oder den Leidenschaften ihrer Führer, die das Recht erlangt haben, ihrer Vernunft zu gebieten. Die Furcht hat die Götter hervorgebracht, das Entsetzen begleitet sie; aber es ist unmöglich vernünftig nachzudenken, wenn man zittert. Und so urtheilen die Menschen niemals vernünftig, wenn es auf Gegenstände ankommt, deren unbestimmten Begriffe sich immer mit den Begriffen der Furcht vergesellschaften. Wenn der gutgesinnte Schwärmer, in seinem Gott einen wohlthätigen Vater erblickt; so erblicken die meisten Sterblichen in demselben einen furchtbaren Sultan, einen unangenehmen Tyrannen, einen grausamen und bösartigen Genius. Immer wird, daher, der Begriff dieses Gottes für das menschliche Geschlecht, ein gefährlicher Sauerteig bleiben, der dasselbe in eine unglückliche Gährung bringt. Wenn man den friedlichen, leutseligen und gelassenen Andächtigen, dem guten Gott lassen kann, den er nach seinem eignen Herzen gebildet hat; so erfodert es hingegen das Interesse des menschlichen Geschlechtes ein Götzenbild niederzureissen, das die Furcht aufgerichtet, und die Schwermuth bevestiget hat, welche leider nur dazu geschickt sind, die Erde zu einer Schaubühne der Thorheiten, und des Blutvergiessens, zu machen.

Wir

Wir dürfen gleichwohl nicht erwarten, daß es der Vernunft, mit einemmale gelingen werde, das menschliche Geschlecht von den Irrthümern zu befreyen, womit es so viele, vereinte Ursachen vergiften. Nichts könnte vergeblicher seyn, als der Entwurf, in einem Augenblicke ansteckende, erbliche, und seit so vielen Jahrhunderten eingewurzelte Irrthümer, heilen zu wollen, welche durch die Unwissenheit, die Leidenschaften, die Gewohnheiten, das Interesse, die Furcht, und die, sich immer erneuenden Unfälle der Völker, unaufhörlich genähret werden. Die ältern Revolutionen der Erde brachten die ersten Götter hervor; neue Revolutionen würden neue Götter hervorbringen, wenn die alten in Vergessenheit gerathen sollten. Unwissende, unglückliche, und zitternde Menschen, werden sich immer Götter bilden, oder ihre Leichtgläubigkeit wird ihnen diejenigen aufdringen, die Betrug, und Fanatismus dafür ausgeben werden.

Unser Absehen schränke sich demnach lediglich darauf ein, die Vernunft denen zu zeigen, die sie begreifen, die Wahrheit denen vorzuhalten, die ihren Glanz ertragen können, diejenigen auf den rechten Weg zurückbringen, die Gründe annehmen wollen, und nicht hartnäckig bey ihren Irrthümern bleiben. Unsre Absicht sey, denen Muth zu machen, welche für sich alleine nicht das Herz haben, ihren Irrthümern den Krieg anzukündigen, den Gutgesinnten zu beruhigen, dem seine Unruhe mehr Furcht erweckt, als dem Bösen, (der seinen Leidenschaften freyen Lauf läßt, ob er wohl das Sträfliche daran erkennet); den Unglücklichen zu trösten, der unter der Last ungeprüfter Vorurtheile seufzt; dem Zweifelnden, und dem seine Ungewißheiten zu nehmen, der, indem er die Wahrheit redlich sucht, selbst in der Philosophie oftmals nur schwankende Begriffe findet, welche den Geist ohne Ruhepunkt lassen. Unser Bestreben sey, den Mann von Genie von der Chimäre abzuziehen, über die er seine Zeit verliert,

den

den Furchtsamen von dem schwarzen Phantom zu befreyen, der, von eitlen Schrecken hintergangen, für die Gesellschaft unnütz wird; dem Schwermüthigen, einen Gott zu entrücken, der ihn kränket, und seine Galle rege macht. Es müsse uns gelingen, aus den Händen der Betrüger und der Tyrannen einen Gott zu reissen, der ihnen nur dazu dient, das menschliche Geschlecht in Unruhe zu bringen, es zu plündern und zu unterjochen. Fern sey es, daß wir, indem wir den Rechtschaffenen ihre fürchterlichen Ideen nehmen, auch die Bösen, jene Feinde der Gesellschaft, beruhigen wollten. Diesen wollen wir vielmehr die Hofnung entziehen, mit der sie sich in Ansehung der Austilgung ihrer Frevel hinhalten. An der Stelle unbestimmter, und entfernter Strafen, die ihrer Bosheit keinen Einhalt thun konnten, wollen wir ihnen wirkliche und gegenwärtige Strafen zeigen. Sie müssen beschämt werden, wenn sie sich in wahrer Gestalt erblicken; sie müssen vor Unmuth schäumen, wenn sie ihre Verschwörungen entdeckt sehen; sie müssen von der Furcht gepeiniget werden, die Menschen einmal über die Irrthümer, an denen sie dieselben wie Ketten führen, erleuchtet zu sehen.

Wenn wir die Völker nicht von ihren eingewurzelten Irrthümern zurückbringen können, so müsse es uns wenigstens gelingen, sie dadurch von jenen Ausschweifungen zurück zu halten, zu welchen sie die Religion so oft verleitet hat. Die Menschen mögen sich Traumbilder machen, und davon denken, was ihnen gutdünkt, nur müssen diese Träume sie nicht vergessen lassen, daß sie Menschen sind, und daß ein geselliges Wesen nicht gemacht ist, um zum Thiere auszuarten. Wenn wir gegen das erdichtete Interesse des Himmels, das vor Augen schwebende Interesse der Erde in die Wagschale gelegt haben werden, so mögen Fürsten sowohl, als Unterthanen, erkennen, daß die Vortheile, welche von Wahrheit, Gerechtigkeit und guten Gesetzen, von einer vernünftigen

Kin-

Kinderzucht, und von einer menschlichen und gelassenen Moral zu erwarten sind, diejenigen weit überwiegen, die sie so vergeblich von ihren Göttern erwarten; so mögen sie einsehen, daß so wahre, und ehrwürdige Vortheile, nicht ungewissen Erwartungen aufgeopfert werden dürfen, welche die Erfahrung so oft widerleget hat. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Menge der Verbrechen betrachten, welche der Name Gottes auf Erden angerichtet hat; darf man sich nur mit der Geschichte dieses Gottes, und seiner hassenswürdigen Priester bekannt machen, welche überall den Geist der Schwärmerey, der Uneinigkeit, und der Wuth, angefacht haben. Wenigstens mögen die Fürsten, und ihre Unterthanen, daraus lernen, manchmal den Leidenschaften dieser vorgeblichen Dollmetscher der Gottheit zu widerstehen, vorzüglich dann, wenn sie ihnen, in seinem Namen, befehlen, unmenschlich, intolerant und grausam zu seyn, die Stimme der Natur, und der Billigkeit zu ersticken, ihre Ohren vor den Vorstellungen der Vernunft, und ihre Augen vor dem Interesse der Gesellschaft, zu verschließen.

Arme Sterbliche! wie lange wird noch eure so geschäftige, so sehr für das Wunderbare eingenommene Einbildungskraft, außer den Grenzen der Natur, Gegenstände aufsuchen, um sich und andern damit zu schaden? Warum laßet ihr den Weg, den euch die Natur vorgezeichnet hat, wie er ist, und besäet ihn muthwillig mit Dornen? Warum vermehret ihr noch die Uebel, welche das Schiksal auch ohnedieß aufleget? Welche Vortheile könnet ihr von einer Gottheit erwarten, die euch die vereinten Bemühungen des menschlichen Geschlechts noch nicht kenntlich machen konnten? Bleibet doch lieber, über dasjenige unwißend, was außer dem Faßungskreise des menschlichen Verstandes liegt; vergeßet eure Traumbilder, und beschäftiget euch mit Wahrheiten; lernet die Kunst glücklich zu seyn; machet eure Sitten, eure Regierung, eure Gesi-

Gesetze vollkommener; wendet mehr Sorgfalt auf die Erziehung, auf den Ackerbau, auf solche Wißenschaften, die warhaftig nützlich sind. Seyd arbeitsam, nöthiget durch eure Betriebsamkeit die Natur, sich euch günstig zu erzeigen, und keine Götter werden eurer Glückseligkeit nicht zu schaden vermögen. Müßigen Denkern, und unnützen Schwärmern, überlaßet die unfruchtbare Untersuchung unermeßlicher Abgründe; ihr aber machet euer Daseyn durch den Genuß der Güter angenehmer, die ihr besitzet; verwahret sie, aber schwinget euch nie über eure Sphäre hinaus. Müßet ihr ja Chimären haben, nun so gestattet euren Mitgeschöpfen auch die ihrigen, und erwürget nicht eure Brüder, wenn sie sich weigern euren Wahnwitz anzunehmen. Könnt ihr der Götter nicht entbehren, so gebt eurer Einbildungskraft freyes Spiel; aber laßet euch von diesen eingebildeten Wesen nie dermaßen berauschen, daß ihr darüber verkennet, was ihr euch, und den würklichen Wesen, die mit euch leben, schuldig seyd.

Eilftes Hauptstück.

Apologie der in diesem Werke enthaltenen Meynungen. Vom Unglauben. Giebt es Atheisten?

Was bisher in diesem Werke gesagt worden ist, sollte hinreichend seyn, Leute, welche vernünftig nachdenken können, von den Vorurtheilen zurückzubringen, mit welchen sie so viel Wichtigkeit verbinden. Aber die deutlichsten Wahrheiten, können nichts, wider Enthusiasmus, Gewohnheit und Furcht ausrichten, und nichts ist so schwer, als einen Irrthum zu zerstören, wenn er sich durch lange Verjährung in den Besitz unsers Geistes gesetzet

stehet hat. Vergeblich greift man ihn an, wenn er allgemeine Herrschaft, Erziehung, Gewohnheit, Beyspiel, und Ansehen, vor sich hat und durch Hoffnung und Furcht der Menschen, welche selbst ihre Irrthümer für Hülfsmittel wider das Uebel ansehen, immer noch Nahrung bekömmt. So stark ist der Nachdruck jener vereinten Kräfte, welche die Herrschaft der Götter in dieser Welt erhalten, und ihren Thron, auch in der Zukunft unerschütterlich zu machen scheinen.

Dürfen wir uns, also, wundern, wenn wir den größten Theil der Menschen, ihre Verblendung lieben, und die Wahrheit scheuen sehen? Ueberall, finden wir die Sterblichen mit Hartnäckigkeit an Phantomen fest halten, von denen sie ihr Glück erwarten, obschon diese Phantomen die augenscheinlichen Quellen, alles ihres Elendes sind. Für das Wunderbare eingenommen, verachten sie, was leicht zu begreifen, und faßlich ist; mit der Natur unbekannt, und ungewohnt, ihre Vernunft zu gebrauchen, wirft sich das gemeine Volk in jeden Zeitaltern vor den unsichtbaren Mächten nieder, die man der Verehrung aufstellet, trägt es seine Wünsche vor, sie ruft es im Unglück an, bereichert sie mit den Früchten seines Schweißes, und ist immer geschäftig, ihnen entweder für Güther, die es nicht von ihnen bekommen hat, zu danken, oder um andere zu bitten, die jene Mächte nicht geben können. Weder Vernunft, noch Erfahrung können das Volk erleuchten. Es merket nicht, daß seine Götter immer taub gewesen sind, sondern schreibt die Schuld sich zu; meynet sie zu sehr erzürnet zu haben, seufzt und klagt zu ihren Füssen; bedecket ihre Altäre mit Geschenken, und sieht nicht ein, daß diese so mächtigen Wesen der Natur unterworfen, und den Menschen, nur dann günstig sind, wenn diese es ist. Auf diese Art machen sich die Völker zu Mitschuldigen derer, die sie betrügen, und stemmen sich eben so sehr wider die Wahrheit, als diejenigen, von welchen sie verführt werden.

Es

Es giebt, wenn es auf Religionssachen ankommt, nur wenige, welche mit dem Volke, nicht mehr, oder weniger, gleich dächten. Wer sich nur von den angenommenen Begriffen entfernt, der wird sogleich für einen Unsinnigen angesehen, für einen Uebermüthigen, der sich unverschämter Weise für weiser hält, als andre. Bey dem magischen Namen der Religion, und der Gottheit, bemächtiget sich ein schnelles panisches Schrecken aller Gemüther. Es ist genug diese anzugreifen, um die ganze Gesellschaft in Aufstand zu bringen; jeder glaubt denn schon, seinen himmlischen Monarchen den rächenden Arm über ein Land aufheben zu sehen, wo die rebellische Natur ein Ungeheuer hervorbrachte, das verwegen genug war, dem Zorn desselben Troz zu bieten. Selbst die duldsamsten Menschen, halten denjenigen für einen Thoren, oder Aufrührer, der das Herz hat, diesem eingebildeten Oberherrn Rechte streitig zu machen, welche der gesunde Verstand niemals aus einander gesetzet hatte. Wer es, also, wagt, die Binde des Vorurtheils zuzerreißen, scheint ein Unsinniger, ein gefährlicher Bürger zu seyn: mit einmüthiger Stimme wird das Verdammungsurtheil gesprochen; die öffentliche Verachtung, von Fanatikern, und Betrügern noch mehr angefacht, läßt ihn kaum zur Verantwortung kommen, und jeder würde sich für einen Mitschuldigen halten, wenn er nicht seinen Unwillen gegen denselben, und seinen Eifer für einen Gott an den Tag leget, dessen Zorn aufgefodert scheint. Auf diese Art wird der verständige Mensch, den Schüler der Natur, für eine öffentliche Pest; der Feind eines schädlichen Phantoms, für den Feind des menschlichen Geschlechts angesehen. Man behandelt den, wie einen Störer der Gesellschaft, der unter den Menschen Frieden stiften will; man verwirft den mit einmüthiger Stimme, der die schüchternen Menschen beruhigen möchte, indem er die Götzenbilder zerbricht, vor welchen das Vorurtheil sie zu zittern nöthigte. Bey dem bloßen Namen eines Atheisten,

sten, schaudert der Abergläubige; selbst der Deist fährt auf; der Priester geräth in Wuth, und die Tyranney hält ihren Holzstoß fertig, um die Augen des Volkes an den Strafen zu weyden, welche unvernünftige Gesetze wider den wahren Freund des menschlichen Geschlechts vestgesetzt haben.

Dieses ist die Aufnahme, auf welche sich derjenige gefaßt machen muß, der das Herz hat, die Wahrheit zu zeigen, welche alle zu suchen scheinen, aber jeder zu finden fürchtet; oder, wenn man sie ihm zeigen will, verkennet. Was ist denn nun aber eigentlich ein **Atheist**? Ein Atheist, ist ein Mann, welcher die dem menschlichen Geschlechte schädlichen Vorurtheile zerstöhren möchte, um die Menschen zur Natur, zur Vernunft, und zur Erfahrung zurückzuführen; er ist ein vernünftig denkender Mann, der, nachdem er über die Materie, ihre Thätigkeit, Eigenschaften, und Gesetze nachgedacht hat, zur Erklärung der befremdenden Erscheinungen, und überhaupt der Wirkungen in der Natur, keine erdichteten Mächte, keine Hirngeburten und blos in der Einbildung bestehenden Wesen, zu Hülfe nehmen darf, welche, statt uns mit der Natur bekannter zu machen, sie nur eigensinnig, räthselhaft, unkenntlich und für das Glück der Menschen unnütze machen.

So werden denn die einzigen Menschen, welche einfache und ächte Begriffe, von der Natur haben, für abgeschmackte, und betrügerische Beobachter gehalten. Diejenigen, welche sich deutliche Begriffe, von der bewegenden Kraft des Ganzen machen, werden angeklagt, als läugneten sie diese Kraft. Diejenigen, welche alles, was in dieser Welt vorgeht, auf sichere und feste Gesetze gründen, werden beschuldiget, daß sie **alles dem Ungefähr zuschrieben**: Verblendung, und Unsinn wird ihnen von Schwärmern beygemessen, deren immer in

das leere zurückfallende Einbildungskraft die Wirkungen der Natur erdichteten Ursachen zuschreibt, die nur in ihrem eigenen Gehirn zu finden sind, Hirngeburten zuschreibt, die man, vorsetzlich, würklichen, und bekannten Ursachen vorzieht. Kein vernünftiger Mensch kann die Energie der Natur läugnen, oder die Existenz einer Kraft, vermöge deren, die Materie sich bewegt, und wirket; aber kein vernünftiger Mensch kann diese Kraft in ein, außer der Natur befindliches, und von der Materie unterschiedenes Wesen setzen, das mit ihr nichts gemein hat. Heißt das nicht diese Kraft läugnen, wenn man sagt, sie wohne einem unbekannten Wesen bey, das aus einer Menge unverständlicher, und unverträglicher Eigenschaften gebildet sey, woraus denn nothwendig ein unmögliches Ganzes entstehet? Die unzerstörlichen Elemente, die **Atomen** Epikurs, deren Bewegung, Zusammentreffung, und Verbindung alle Wesen hervorgebracht haben sollen, sind in jeder Betrachtung wahrhaftere Ursachen, als der Gott der Theologie. Um genau zu reden, so sind es die Vertheydiger eines eingebildeten, widersprechenden und unbegreiflichen Wesens, welches der Mensch mit keinem seiner Sinne fassen kann, von dem man alles verneinen, und nichts bejahen kann, so sind diejenigen, welche aus einer solchen Hirngeburt den Schöpfer, den Werkmeister, und Erhalter der Welt machen, die eigentlichen Unsinnigen. Sind diese Träumer nicht Atheisten, welche mit der Ursache, von der sie unaufhörlich reden, keinen positiven Begriff verbinden können? Sind diese Denker nicht wahre Blinde, welche das bloße Nichts, zur Quelle aller Wesen annehmen? Ist es nicht der höchste Grad von Thorheit, abstrakte, oder verneinende Begriffe, personifiziren zu wollen, und dann demüthig vor der Erdichtung seines eignen Gehirns nieder zu fallen?

Gleichwohl sind es Menschen von diesem Schlage, welche bestimmen, was man glauben soll, und Leute, die

verständiger sind als sie, dem Hohngelächter und der öffentlichen Verachtung ausstellen. Nach den Versicherungen jener tiefsinnigen Träumer, kann es nur der Wahnwitz wagen, der Natur eine so ganz unbegreifliche Thätigkeit beyzulegen. Aber ist es denn wirklich ein Wahnwitz, wenn man das Bekannte dem Unbekannten vorzieht; ist es ein Verbrechen, wenn man die Erfahrung zu Hülfe nimmt, und sich, bey Untersuchung der wichtigsten Sache, auf das Zeugniß der Sinne beruft? Ist es Hochverrath, sich an die Vernunft zu wenden, und ihre Aussprüche den erhabenen Entscheidungen einiger Sophisten vorzuziehen, welche gestehen, daß sie von dem Gott, den sie uns verkündigen, selbst nichts begreifen? Gleichwohl giebt es, nach ihrer Meynung, kein strafenswürdigeres, und für die Gesellschaft gefährlicheres Unternehmen, als dem Phantom, das sie nicht kennen, jene unbegreifliche Eigenschaften, und den Anputz zu nehmen, womit es Einbildung, Unwissenheit, Furcht und Betrug, wechselsweise gezieret haben; nichts ist frevelhafter und schändlicher, als den Sterblichen wider ein Gespenst Muth zuzusprechen, dessen Vorstellung offenbahr die einzige Quelle aller ihrer Uebel war; nichts ist nothwendiger, als diejenigen auszurotten, welche verwegen genug sind, den unsichtbaren Zauber zernichten zu wollen, durch welchen das menschliche Geschlecht irre geführt wird. Seine Ketten zerbrechen wollen, hieß die ihm heiligsten Bande antasten.

Diesem Geschrey zu Folge, welches Betrug und Unwissenheit, immer wieder von neuem erhob, hatten die Völker, welche die Vernunft in jedem Jahrhunderte zu erleuchten bemüht war, nicht das Herz, ihren wohlthätigen Unterricht anzuhören. Die Freunde der Menschen wurden nicht gehört, weil sie nicht Freunde ihrer Träumen waren. So bleiben denn die Völker immer in Furcht. Wenige Weise wagen es sie zu beruhigen, und

nd fast niemand hat den Muth, die öffentliche Meynung zu bestreiten, die der Aberglaube allgemein verbreitet hat. Man fürchtet die Macht, und die Drohungen des Betrugs und der Tyranney, die sich jederzeit auf Täuschungen zu stützen suchen. Vor dem Geschrey der regenden Unwissenheit, und des stolzen Fanatismus, konnte man die schwache Stimme der Natur nicht vernehmen. Sie mußte schweigen; ihre Lehren wurden vergessen; und wollte sie ja noch manchmal reden, so geschah es, meistens, in einer räthselhaften, und für die meisten unverständlichen Sprache. Wie hätte dann der gemeine Mann, dem auch die deutlichsten Wahrheiten so schwer zu begreifen sind, die Geheimnisse der Natur verstehen sollen, die unter Allegorien und Sinnbildern vorgestellet wurden.

Sollte man nicht, wenn man die Erbitterung betrachtet, welche die Meynungen der Atheisten bey den Theologen erwecken, und die Verfolgungen, die diese ihnen zubereiten, mit Recht schließen können, daß jene Lehrer, entweder selbst nicht so überzeugt sind von der Gottheit, als sie es zu seyn behaupten, oder die Meynungen ihrer Gegner doch nicht für so ungereimt halten, als sie vorgeben. Nur Mißtrauen, Schwäche, und Furcht, können grausam machen. Ein Gegenstand, den man verachtet, ist unter unserm Zorn; und da ein Thore darum kein lasterhafter Verbrecher ist; so sollte es genung seyn, einen Unsinnigen, der die Existenz der Sonne läugnet, zu verlachen, und man müßte selbst unsinnig seyn, wenn man ihn strafen wollte. Die theologische Wuth, wird nie etwas anders, als die Schwäche ihrer eignen Sache, beweisen. Die Unmenschlichkeit dieser eigennützigen Menschen, deren Beruf es ist, den Leuten Träume für Wahrheiten zu geben, beweiset, daß nur sie von den unsichtbaren Mächten Nutzen erwarten, deren sie sich bedienen, um die Sterblichen furchtsam zu machen. (75) Gleichwohl

sind es diese Tyrannen der Gemüther selbst, welche, in ihren Grundsätzen wenig zusammenhängend, mit der einen Hand einreissen, was sie mit der andern erbauen; sie sind es, die, nachdem sie eine Gottheit voll Güte, Weisheit und Billigkeit, gebildet haben, dieselbe entehren, verkleinern, und verschreyen, indem sie sie als grausam, eigensinnig, ungerecht, despotisch, und nach Menschenblut dürstend, darstellen. Sie selbst, also, sind eigentlich die wahren Gottlosen!

Wer die Gottheit nicht kennet, der kann sie nicht beleidigen, und verdient mithin keineswegs den Nahmen eines Gottlosen. **Gottlos sern**, sagt Epikur, **heißt nicht dem gemeinen Volke die Götter nehmen, die es verehrt, sondern den Göttern die Eigenschaften des gemeinen Volkes beylegen.** Gottlos sern, heißt einen Gott, den man glaubt, wissentlich beleidigen; einen guten Gott anerkennen, und doch gleichwohl Mord und Verfolgung predigen; durch den Namen eines Gottes, hinter dem man seine unwürdigen Neigungen verbirgt, die Menschen hintergehen. Gottlos sern, heißt sagen, daß schwache ohnmächtige Geschöpfe, einen höchst glücklichen und mächtigen Gott beleidigen können; im Namen eines Gottes lügen, welcher ein Feind der Lügen seyn soll. Gottlos sern, heißt, sich der Gottheit bedienen, um die Gesellschaft in Unruhe zu bringen, sie Tyrannen zu unterwerfen; heißt, sie bereden, daß Gott die Ursache des Betrugs sey, ihm Verbrechen zuschreiben, die seine göttlichen Vollkommenheiten vernichten müssen. Gottlos und unsinnig zugleich zu

(75) Lucian läßt den Jupiter, in einem Streit mit dem Menippus, so böse werden, daß er ihn mit dem Donner erschlagen will. So? ruft der Philosoph, du erzürnst dich, du ergreifst deinen Donner? Ganz gewiß hast du Unrecht.

zu seyn, heißt aus dem Gott, den man anbetet, ein bloses Phantom machen.

Auf der andern Seite, heißt fromm seyn, dem Vaterlande dienen, seinen Mitgeschöpfen sich nützlich machen, und für ihr Wohl arbeiten. Jedermann kann, nach Beschaffenheit seiner Fähigkeiten, auf dieses Verdienst Anspruch machen. Der, welcher blos nachdenkt, kann sich nützlich machen, wenn er den Muth hat die Wahrheit zu verkündigen, und Irrthum und Vorurtheile zu bestreiten, die sich dem menschlichen Glücke überall in den Weg stellen. Es ist sehr nützlich, ja so gar Pflicht, den Sterblichen die Messer aus den Händen zu reissen, die der Fanatismus unter sie austheilt, und dem Betrug, und der Tyranney, die grausame Herrschaft streitig zu machen, deren sie sich, zu allen Zeiten, und an allen Orten, mit Erfolg bedienen, um sich auf den Ruinen der Freyheit, der Sicherheit, und der öffentlichen Glückseligkeit, zu erheben. Fromm seyn, heißt die heiligen Gesetze der Natur unverbrüchlich beobachten; die von ihr vorgeschriebenen Pflichten getreu befolgen; menschlich, billig, und wohlthätig seyn, und die Rechte der Menschheit in Ehrfurcht halten. Fromm und vernünftig seyn, heißt Träume und Einbildungen verwerfen, welche den guten Rath der Vernunft unkenntlich machen können.

Was denn auch Betrügerey und Fanatismus sagen; so kann derjenige, welcher die Existenz eines Gottes läugnet, wenn er sieht, daß sie auf keinem andern Grunde, als einer beunruhigten Einbildungskraft beruht, derjenige, welcher einen Gott verwirft, der in beständigem Widerspruche mit sich selbst ist, und mit der Natur, mit der Vernunft und mit dem Glück der Menschen immer in Streit geräth, so kann derjenige, sage ich, der eine so gefährliche Chimäre für das hält, was sie würklich ist, wenn er sich in seinem übrigen Betragen nicht

von den unwandelbaren Vorschriften entfernt, die ihm Natur, und Vernunft, vorschreiben, für fromm, rechtschaffen, und tugendhaft, gehalten werden. Wenn ein Mensch einen widersprechenden Gott, und in seinem Namen kund gemachte dunkle Aussprüche nicht zugeben will, folgt denn daraus, daß er sich weigert, die deutlichen, und erwiesenen Gesetze einer Natur anzuerkennen, von der er abhängt, deren Macht er empfindet, deren nothwendige Pflichten ihn verbinden, wenn er nicht dafür in dieser Welt gestraft werden will? Wenn die Natur in einer schändlichen Entsagung der Vernunft, in einem verderblichen Fanatismus, in unnützen Ceremonien, bestehen sollte; dann könnte der Atheist freylich nicht für tugendhaft angesehen werden; wenn sie aber in dem Bestreben besteht, sich um das Wohl der Gesellschaft, nach Möglichkeit, verdient zu machen, so hat niemand gültigere Ansprüche darauf, als der Atheist. Seine muthige, und doch zärtliche Seele, wird dadurch keines Verbrechens schuldig, wenn sie gegen Vorurtheile, die für das menschliche Geschlecht so verderblich werden, ihren gerechten Unwillen zu erkennen giebt.

Wir wollen jedoch die Beschuldigungen hören, welche die Theologen den Atheisten zur Last legen; wir wollen mit kaltem Blute alle die Vorwürfe untersuchen, die sie ihnen machen. Den Theologen scheint der Atheismus den äussersten Grad eines verderbten Verstandes, und eines bösen Herzens anzuzeigen. Da sie ihre Gegner gern mit durchaus schwarzen Farben schildern möchten, so geben sie bloßen Unglauben, für Laster, und Thorheit aus. Niemals, sagen sie, sieht man Menschen in die Abgründe des Atheismus gerathen, welche nach diesem Leben bessere Zukunft hoffen dürften. Mit einem Worte, den Theologen zu Folge, zweifelt man aus Zärtlichkeit gegen seine Leidenschaften, an der Existenz eines Wesens, dem man über dem mit diesem Leben getriebenen Mißbrauch

brauch Rechenschaft geben soll; und es ist bloß die Furcht, welche Atheisten macht. Immer wiederholt man uns den Ausspruch eines jüdischen Propheten, welcher sagt, daß es nur der Thorheit einfallen könne, das Daseyn eines Gottes zu läugnen. (76) Will man andern glauben, „so ist nichts schwärzer als das Herz eines Atheisten, und „nichts unrichtiger als sein Verstand. Der Atheismus „kann, ihrer Meynung nach, nichts anders, als die „Wirkung eines unruhigen Gewissens seyn, das der Ur„sache seiner Unruhe gern los werden möchte. Man hat „Recht, sagt Derham, einen Atheisten als ein Unge„heuer unter den vernünftigen Geschöpfen anzusehen, als „eine der außerordentlichen Erscheinungen, die man kaum „irgendwo unter den Menschen findet, als einen Men„schen, der sich, indem er allen Menschen entgegen han„delt, nicht nur wider die Vernunft, und die mensch„liche Natur, sondern wider die Gottheit selbst „empöret.„

Auf alle diese Vorwürfe, antworten wir damit, daß wir den Leser bitten zu urtheilen, ob das System des Atheismus wirklich so ungereimt ist, als jene tiefen Beobachter, die über die ungestalten und widersprechenden Geburten ihres eignen Gehirns immer unter einander in Streit sind, uns überreden möchten. (77) Vielleicht ist das System des Naturalismus bisher noch nicht in sei-

(76) Dixit insipiens in corde suo, non est Deus; ein Satz, der ganz wahr seyn möchte, sobald die Verneinung weggelaßen würde. Wer die Schmähungen lesen will, in welchen sich die theologische Galle über die Atheisten ergoßen hat, darf nur ein, von Doctor Bentley geschriebenes, in das Lateinische übersetztes Werk lesen, de Stultitia Atheismi betitelt.

(77) Wenn man sieht, daß die Theologen den Atheisten so oft den Vorwurf machen, daß sie ungereimt sind, so möchte man glauben, daß sie von dem, was ihnen die Atheisten entgegen

nem ganzen Umfange entwickelt gewesen; aber unpartheyische Männer werden wenigstens urtheilen können, ob der Verfasser seicht oder gründlich geschlossen, ob er die wichtigsten Schwierigkeiten berührt, oder verschwiegen hat, ob er ehrlich ist, oder, gleich den Feinden der Vernunft, seine Zuflucht zu Seitenwendungen, zu Trugschlüssen und subtilen Unterscheidungen nimmt, welche allemal den Verdacht erregen, daß man die Wahrheit entweder nicht kennt, oder aber sie scheuet. Der Aufrichtigkeit und der Vernunft kömmt es zu, zu urtheilen, ob die natürlichen, und in Verbindung gebrachten Lehrmeynungen Grund haben oder nicht. Diesen unbescholtenen Richtern giebt der Schüler der Natur seine Gedanken zu prüfen; aber das Urtheil des Enthusiasmus, der stolzen Unwissenheit, und der eigennützigen Arglist, verwirft er mit Recht. Leute, die zu denken gewohnt sind, werden wenigstens Gründe finden, so mancherley herrliche Meynungen zu bezweifeln, welche nur denen ausgemachte Wahrheiten zu seyn scheinen, die dieselben niemals, nach den Regeln der gesunden Vernunft, untersucht hatten.

Wir gestehen mit Derham, daß es nur wenige Atheisten giebt. Der Aberglaube hat die Natur, und ihre Gerechtsame, so unkenntlich gemacht, der Enthusiasmus hat den menschlichen Verstand so gewaltig verblendet, die Furcht hat ihre Herzen so verzagt gemacht, dem Nachdenken ist durch Betrug, und Tyranney, der Weg so verschlossen worden, und Irrthum, Unwissenheit, und Wahnsinn, haben die deutlichsten Begriffe dermassen untereinander verworren, daß nichts so selten ist, als Leute zu finden,

gen sehen könnten, gar keinen Begriff haben müssen. Doch dafür ist gesorget worden. Die Priester sagen und verkündigen was sie wollen, unterdessen sich ihre Gegner niemahls zeigen dürfen.

finden, die es wagen, von gewissen Vorurtheilen zurückzukommen, die ihnen durch Gewohnheit gleichsam zur Natur geworden sind. Selbst verschiedene Theologen scheinen, ungeachtet aller ihrer Schmähungen wider die Atheisten, manchmal gezweifelt zu haben, ob es deren wirklich gäbe, und ob man im ganzen Ernste läugnen könne, daß ein Gott sey. (78) Ihr Zweifel war vermuthlich auf die ungereimten Begriffe gegründet, die sie ihren Gegnern Schuld gaben, als welche alles dem **Ungefähr**, **blinden Ursachen**, und einer **todten, und trägen Materie** zuschrieben, welche nicht im Stande ist, aus eignen Kräften zu wirken. Ueber diese lächerlichen Beschuldigungen, hoffe ich die Verfechter des natürlichen Systems genugsam gerechtfertigt zu haben. Ich habe überall bewiesen, und wiederhole es, daß das **Ungefähr** ein Wort ohne Bedeutung ist, eben so wie der Name **Gott** nichts, als die Unwissenheit der Grundursachen anzeiget, daß die Materie keinesweges todt sey, daß

(78) Eben diejenigen, welche sagen, der Atheismus sey heut zu Tage äusserst selten, gestehen gleichwohl, daß es ehedem Atheisten gegeben haben möge. Sollte uns denn die Natur mit weniger Vernunft begabet haben, als die Menschen von uns; oder ist der Gott der Neuern, weniger ungereimt, als die Götter der Alten? Sollte dem menschlichen Geschlecht über diesen verborgenen Beherrscher der Natur ein Licht aufgegangen seyn, oder ist der Gott der neueren Mythologie, welchen Vanini, Hobbes, Spinoza, und andre verworfen haben, glaublicher, als er die Götter der heydnischen Mythologie waren, die ein Epikur, Strato, Theodor, Diagoras, und andere verworfen haben? Tertullian behauptet, das Christenthum habe die Nebel der Unwissenheit zerstreuet, in welcher die Heyden über das Wesen der Gottheit sich befunden hätten, und es sey unter den Christen kein Tagelöhner, der nicht Gott sehe und kenne. Gleichwohl nahm Tertullian selbst einen körperlichen Gott an, und war, nach den Begriffen der heutigen Theologie, ein Atheist. S. die 41. Note des VI. Kap. dieses Theils.

daß die wesentlich wirkende, und nothwendig existirende Natur genugsame Kraft habe, alle Wesen, die sie in sich schliesst, und alle Phänomenen, die wir an ihr wahrnehmen, hervorzubringen. Ich habe überall gezeigt, daß diese Ursache würklicher, und begreiflicher sey, als die erdichtete, widersprechende, unbegreifliche, und unmögliche Ursache, welcher die Theologie die grossen Wirkungen zuschreibt, die sie in ihr bewundert. Ich habe gezeigt, daß die Unbegreiflichkeit der natürlichen Wirkungen, noch kein Grund sey, warum wir ihnen eine, noch unbegreiflichere Ursache zum Grunde legen sollten, als alle diejenigen, welche wir kennen. Wenn endlich die Unbegreiflichkeit Gottes niemanden berechtiget seine Existenz zu läugnen, so ist wenigstens so viel gewiß, daß die Unverträglichkeit der ihm beygelegten Eigenschaften uns berechtiget, zu läugnen, daß das Wesen, welches jene in sich vereiniget, etwas anders sey, als eine Chimäre, deren Existenz unmöglich ist.

Dieses vorausgesetzet, können wir den Begrif bestimmen, den man mit dem Namen Atheist verbinden muß; ein Name, welchen die Theologen, bey jeder Gelegenheit, ohne Unterschied allen denen mittheilen, die in irgend etwas von ihren heiligen Meynungen abgehen. Wenn man durch den Namen **Atheist** einen Menschen bezeichnet, der das Daseyn einer der Materie anhängenden Grundkraft läugnet, ohne welche man sich die Natur nicht denken kann, und wenn es diese wirkende Kraft ist, die man Gott nennet, so giebt es keinen Atheisten, und dieser Name würde dann nur einen verrückten Menschen anzeigen. Wenn man aber unter der Benennung der **Atheisten**, Leute ohne Enthusiasmus versteht, die, von der Erfahrung, und dem Zeugniß ihrer Sinne geleitet, in der Natur nichts weiter sehen, als was wirklich da ist, oder was sie im Stande sind, zu erkennen; Leute, die nichts weiter wahrnehmen, und wahrnehmen können, als

die

die wesentlich thätige, und wirkende Materie, die durch mannigfaltige Zusammensetzungen, und verschiedne Eigenschaften, fähig ist, alle die Wesen hervorzubringen, die wir sehen; wenn man unter **Atheisten** Naturkundige versteht, welche überzeugt sind, daß man, ohne ein Blendwerk zu Hülfe zu nehmen, alles erklären könne, durch die bloßen Gesetze der Bewegung, durch die verschiedenen Verhältnisse der Wesen unter einander, durch ihre Aehnlichkeit, ihre Analogie, ihre anziehende und zurückstoßende Kraft, ihr Maas, ihre Zusammensetzung und Trennung u. s. w. (79) Wenn man unter den **Atheisten** Leute versteht, welche nicht wissen, was ein **Geist** ist, und welche die Nothwendigkeit gar nicht einsehen, körperliche, sinnliche, und natürliche Ursachen, die sie wirken sehen, geistig oder unbegreiflich zu machen; welche nicht glauben, daß man die wirkende Kraft der Natur dadurch besser kennen lerne, daß man sie von ihr absondere, um sie einem ausser dem Weltall befindlichen Wesen beyzulegen, einem Wesen, von dessen Natur, und Aufenthalt, man gar nichts sagen kann; wenn man dadurch Leute bezeichnet, welche offenherzig gestehen, daß ihr Verstand die negativen Eigenschaften, und theologischen Abstractionen, weder begreifen, noch sie mit den menschlichen, und moralischen Eigenschaften, zusammen reimen könne, die man der Gottheit andichtet, oder Leute, welche frey behaupten, daß aus einer solchen Verbindung, nichts weiter

(79) Der Doktor Cudworth zählt, in seinem Systema intellectuale, cap. 2. bey den Alten viererley Arten von Atheisten. 1) Die Schüler des Anaximander, oder Hylopathisten, welche alles, was ist, einer todten Materie zuschreiben. 2) Die Atomisten, oder Schüler des Demokrit, welche alles aus dem Zusammenfluß der Atomen erklärten. 3) Die Stoiker, welche eine blinde, aber nach sichern Gesetzen handelnde Natur annahmen. 4) Die Hylozoisten, oder Schüler des Strato, welche der Materie Leben beylegten. Ich bemerke

ter als ein Hirngespinst entstehen könne, indem ein reiner Geist nicht diejenigen Organen hat, ohne welchen von menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten kein Gebrauch gemacht werden kann; wenn man diese Benennung Leuten giebt, welche ein Phantom verwerfen, dessen hassenswürdige, und ungleiche Eigenschaften zu nichts weiter dienen, als das menschliche Geschlecht zu beunruhigen, und sinnlos zu machen; wenn Denker dieser Art für Atheisten gehalten werden, so kann man an dem Daseyn derselben nicht zweifeln, und ihre Anzahl würde sehr groß seyn, wenn das Licht der gesunden Physik, und Vernunft, weiter ausgebreitet wäre. Sie würden denn keinesweges als Unsinnige angesehen werden, sondern als Menschen ohne Vorurtheile, deren Meynungen, oder, wenn man will, deren Unwissenheit, dem menschlichen Geschlechte weit zuträglicher seyn würde, als die Wissenschaften, und eitlen Hypothesen, welche seit so langer Zeit die wahre Quelle alles Unheils gewesen sind.

Wollte man, auf der andern Seite, unter dem Namen Atheisten Leute verstehen, welche selbst gestehen müssen, daß sie von dem Phantom, das sie anbeten, oder andern verkündigen, keinen Begrif haben, Leute, die über die Natur und das Wesen desselben keine Auskunft geben, und über die Beweise seiner Existenz, seiner Eigenschaften, und Handlungen, unter einander selbst nicht

noch neben bey, daß die aufgeklärtesten Naturkündiger des Alterthums öffentliche oder heimliche Atheisten gewesen sind; aber immer konnten ihre Lehren, vor dem Aberglauben des gemeinen Haufens, nicht aufkommen, und die fanatische, und wunderbare Philosophie des Pythagoras, und besonders des Plato, verdrängte sie fast gänzlich. So gewiß ist es, daß das Unbestimmte, das Dunkle, und Schwärmerische, gemeiniglich vor dem Einfachen, dem Natürlichen, und Verständlichen die Oberhand behält. Siehe le Clerc Biblioth. Morale, tom. 2.

nicht einig werden können, die, durch eine künstliche Zusammenhäufung von Verneinungen, ein Nichts aus ihm machen, und vor den abgeschmackten Erdichtungen ihres eignen Unsinnes niederfallen, oder andre davor niederfallen heissen; wenn man solche Leute durch die Benennung der **Atheisten** bezeichnet, so muß man gestehen, daß die Welt voll Atheisten ist, und man wird so gar die berühmtesten Theologen darunter rechnen müssen, welche ohn Unterlaß von einer Sache reden, die sie nicht verstehen, welche über ein Wesen streiten, dessen Existenz sie nicht darthun können, welche durch ihre Widersprüche diese Existenz mit gutem Erfolg untergraben, ihren Gott durch eine Menge Unvollkommenheiten, die sie ihm beylegen, vernichten, und durch die häßlichen Züge, unter welchen sie ihn vorstellen, jedermann wider ihn einnehmen. Endlich kann man alle zwar leichtgläubigen Völker unter die Atheisten rechnen, die sich, blos auf das Wort, und das, was sie von ihren Vorfahren gehört haben, vor einem Wesen niederwerfen, von dem sie keine andern Begriffe haben, als die, welche ihnen ihre geistlichen Wegweiser geben, welche selbst gestehen, daß sie nichts davon begreifen. Ein Atheist, ist ein Mensch, der die Existenz eines Gottes nicht glaubt; wer kann aber sich rühmen, von dem Daseyn eines Wesens, das man nicht begreifet, und welchem man unverträgliche Eigenschaften beylegt, wirklich überzeugt zu seyn?

Was ich hier gesagt habe, beweiset, daß die Theologen selbst, nicht immer gewußt haben, welche Bedeutung sie dem Worte **Atheist** geben sollen: sie haben jene Denker ganz unbestimmt, und blos als Leute geschimpft und angegriffen, die andre Grundsätze haben als die ihrigen. Wir sehen, daß diese erhabnen Lehrer, die nur ihre eignen Meynungen für wichtig halten, oft diejenigen des Atheismus beschuldiget haben, denen sie schaden, und deren System sie verhaßt machen wollten; da es dann nur

einer

einer allgemeinen Beschuldigung, ja oft nur eines Wortes bedurfte, mit welchem die Unwissenheit, die dessen Bedeutung nicht verstand, den Begriff des Abscheues verband, um das schwache, gemeine Volk unruhig zu machen. Dieser Politik zu Folge, hat man oft Leute, die sich zu einer Sekte bekannten, den nemlichen Gott anbeteten, sich einander in der Hitze ihrer theologischen Streitigkeiten Atheisten nennen hören; und in dieser Bedeutung, heißt derjenige ein Atheist, der mit andern nicht gleiche Sätze über die Religion annimmt. Zu allen Zeiten hat der gemeine Mann diejenigen für Atheisten angesehen, die mit seinen geistlichen Wegweisern in Ansehung der Religion nicht gleich dachten. Sokrates, der Verehrer eines einzigen Gottes, war, in den Augen des athenienſischen Volkes, ein Atheist!

Ja, oftmals hat man so gar diejenigen des Atheismus beschuldiget, die sich die meiste Mühe gegeben hatten, das Daseyn Gottes darzuthun, aber nicht hinlänglich befriedigende Beweise dafür aufgestellet hatten. Da die Beweise, in einer Sache wie diese, nicht sonderlich fest seyn können, so ward es ihren Gegnern leicht, sie als Atheisten zu verschreyen, welche die Sache Gottes dadurch schändlich verrathen hätten, daß sie selbige zu schwach vertheidiget. Ich halte mich hier nicht mit der Bemerkung auf, wie wenig gründlich eine Wahrheit seyn müsse, von der man sagt, daß sie so augenscheinlich sey, während daß man sich so viel wiederholte Mühe giebt, sie zu beweisen, und sie doch nicht einmal für diejenigen hinreichend beweiset, welche sich rühmen, vollkommen davon überzeugt zu seyn. So viel ist wenigstens gewiß, daß man bey Untersuchung der Grundsätze derer, welche das Daseyn Gottes erweisen wollten, sie gemeiniglich schwach oder falsch befunden hat, weil, sie ihrer Natur nach, weder stark, noch wahr seyn konnten. Selbst die Theologen haben eingestehen müssen, daß ihre Gegner Folgerun-

rungen daraus ziehen könnten, welche den Meynungen zuwider wären, an deren Aufrechthaltung ihnen so viel gelegen seyn muß. Deswegen haben sie oft laut wider diejenigen geschryen, welche für die Existenz ihres Gottes den stärksten Beweiß geführt zu haben glaubten. Vermuthlich merkten sie nicht, daß es unmöglich ist, bey Vortragung solcher Principien, oder Systeme keine Blöße zu geben, welche offenbar auf ein eingebildetes widersprechendes Wesen gegründet sind, das jedermann anders sieht. (80)

Mit einem Worte, man hat fast alle diejenigen für Atheisten, und Religionsverächter ausgegeben, welche für diesen theologischen Gott am meisten gestritten haben. Seine eifrigsten Anhänger, sind als Ueberläufer und Verräther angesehen worden. Die religiösesten Theologen, haben diesen Vorwurf nicht vermeiden können. Einer hat

(80) Was soll man von dem Zustande eines Menschen denken, der sich wie Pascal ausdrückt, im 3ten Artikel seiner Gedanken, wo er wenigstens eine sehr große Ungewißheit über die Existenz Gottes verräth. Ich habe mich umgesehen, sagt er, ob ich irgendwo einige Fußtapfen dieses Gottes erblicken könnte, von dem alle Welt spricht. Ich habe überall hin geblickt, und nichts als Dunkelheit gefunden. Alles, was ich in der Natur sehe, macht mich zweifelhaft, und ungewiß. Wenn ich gar nichts darinnen fände, das auf eine Gottheit führte, so würde ich mich entschließen nichts zu glauben. Wenn ich überall die Merkmale eines Schöpfers wahrnähme, so würde ich ungestört glauben. Da ich aber zu viel sehe, um zu leugnen, und zu wenig, um gewiß zu seyn, so bin ich in einem beklagenswerthen Zustande, in dem ich hundertmal gewünschet habe, daß die Natur, wenn sie von Gott ist, deutlichere Merkmale davon geben, oder dieselben, wenn sie nicht zuverläßiger, lieber ganz unterdrücken und entweder alles, oder gar nichts sagen möchte, damit ich wüßte, welchen Entschluß ich ergreifen sollte. Das ist der Zustand eines guten Kopfes, der mit herrschenden Vorurtheilen kämpft.

hat ihn dem andern gemacht; und alle haben ihn, ohne Zweifel, verdient, wenn man unter Atheisten Menschen versteht, die von ihrem Gott keinen Begrif haben, der sich nicht, wenn man darüber eine vernünftige Untersuchung anstellet, sogleich selbst aufhebet.

Zwölftes Hauptstück.

Ob sich der Atheismus mit der Moral vertragen könne?

Nachdem wir bewiesen haben, daß es Atheisten gebe, kommen wir auf die Vorwürfe zurück, die ihnen von den Verehrern der Gottheit gemacht werden. „Ein „Atheist ist, nach dem Abbadie, keiner Tugend fähig. Tu„gend ist für ihn ein Schattenbild; Frömmigkeit eine Grille, „und Ehrlichkeit eine Schwachheit. Er kennet kein „andres Gesetz, als seinen Nutzen: wenn dieses Gefühl „geltend würde, so wäre das Gewissen ein Vorurtheil; „das natürliche Recht eine Täuschung; Recht und Ge„rechtigkeit ein Irrthum. Dann hat das Wohlwollen „keinen Grund mehr, dann behält die Gesellschaft keine „Banden. Treue und Glaube verschwindet. Der „Freund ist bereit seinen Freund zu verrathen; der Bürger „sein Vaterland zu verkaufen; der Sohn seinen Vater zu „ermorden, um in den Besitz seines Vermögens zu kom„men, sobald er nur Gelegenheit dazu findet, und ir„gend ein Ansehen, oder die Heimlichkeit der Handlung, „ihn für den weltlichen Arm sicher stellet, als welcher „allein zu fürchten ist. Die unverletzlichsten Rechte, und „die heiligsten Gesetze, sind dann für nichts weiter, als für „Träume anzusehen.„ (81) Ein

(81) Abbadie von der Wahrheit der christlichen Religion. Th. 1. Kap. 17.

Ein solches Betragen, antworte ich hierauf, möchte wohl nicht von einem denkenden, empfindenden, und vernünftigen Wesen zu erwarten seyn, sondern eher von einem wilden Thiere, von einem Unsinnigen, der keine Begriffe von den natürlichen Verhältnissen hat, welche zwischen Wesen statt finden, die einander zu ihrem gegenseitigen Glücke nothwendig sind. Kann man wohl glauben, daß ein Mensch, der Erfahrungen machen kann, der den geringsten Schimmer von Vernunft besitzt, sich eine Aufführung erlauben könne, wie man sie hier dem Atheisten unterlegt, das heißt, einem Menschen, der genugsames Nachdenken besitzt, um sich über Vorurtheile zu erleuchten, die ihm alles als wichtig, und heilig aufdringen will? Kann man von einem Bürger, in einer policirten Gesellschaft, glauben, daß er so blind seyn werde, um nicht seine natürlichsten Pflichten, seinen eigenen Vortheil, und die Gefahr zu erkennen, der er sich denn aussetzt, wenn er seine Mitgeschöpfe stöhret, oder kein andre Richtschnur annimmt, als seine Leidenschaften? Wird ihn nicht der geringste Grad von Vernunft darauf aufmerksam machen, daß die Errichtung der Gesellschaft für ihn vortheilhaft; daß er ihres Beystandes benöthiget ist; daß die Achtung derer, mit denen er lebt, zu seinem Glücke gehört, daß er ihren Zorn zu fürchten hat, daß die Gesetze allen denen Strafe drohen, die sie verletzen? Wer nur eine rechtschaffene Erziehung gehabt hat, wer den zärtlichen Unterricht eines Vaters genossen hat, wer in der Folge das Angenehme der Freundschaft, und des Wohlwollens empfunden hat, wer den Unterschied der Wirkungen fühlet, welche die Liebe, und der Haß unsrer Nebengeschöpfe, auf uns haben, muß dieser nicht bey dem Gedanken zittern, sich so ausgezeichneter Vortheile verlustig zu machen, und sich durch sein Betragen so sichtbaren Gefahren auszusetzen? Müssen Scham, Furcht, und Verachtung seiner selbst, kein unangenehmes Gefühl in ihm erwecken, so oft er in sich zurückkehrt, und sich mit unpartheyischem Auge betrachtet? Sollten nur

die ein Gewissen haben, die einen Gott glauben, und sollte der Gedanke, von einem Wesen gesehen zu werden, von dem man höchstens nur sehr unbestimmte Begriffe hat, stärker seyn, als der Gedanke von Menschen, und von sich selbst gesehen zu werden; fürchten zu müssen, und sich in der grausamen Nothwendigkeit zu befinden, sich selbst zu verachten, und über seine Aufführung und den Gedanken, die sie bey andern erregen muß, zu erröthen?

Dieses vorausgeschickt, antworten wir diesem Abbadie Wort für Wort, und sagen ihm: daß ein Atheist ein Mensch ist, der die Natur, ihre Gesetze, sich selbst und die Pflichten kennet, die sie ihm auflegt. Ein Atheist hat Erfahrung, und diese Erfahrung beweiset ihm, in jedem Augenblicke, daß das Laster gefährlich ist, daß seine verborgensten Fehler, seine geheimsten Leidenschaften offenbar werden können. Diese Erfahrung beweiset ihm, daß die Gesellschaft sein Wohl befördert, und daß es mithin, sein eigner Vortheil erfodert, ein Vaterland zu lieben, welches ihn beschützt, und in den Stand setzt, der Güter, die ihm die Natur anbietet, in Sicherheit geniessen zu können; sie beweiset ihm, daß sein Vater sein zuverläßigster Freund ist, daß der Undank seinen Wohlthäter von ihm entfernen würde; daß die Gerechtigkeit zu Aufrechthaltung jedweder Gesellschaft nothwendig ist, und daß niemand, wie mächtig er auch sey, glücklich seyn könne, wenn er weiß, daß er ein Gegenstand des öffentlichen Hasses ist.

Wer über sich, über seine, und seiner Nebengeschöpfe Natur, über seine Bedürfnisse, und die Mittel dieselbigen zu befriedigen, reiflich nachgedacht hat, der muß die Pflichten entdecken, die er sich, und andern schuldig ist. Er bekömmt dadurch ein System von Moral, er sieht die Nothwendigkeit ein, sich nach ihren Vorschriften zu richten, und wenn seine Vernunft nicht durch blinde Leidenschaf-

schaften, oder schlimme Gewohnheiten getrübt wird, so muß er sich überzeugen, daß die Tugend für jedermann die sicherste Bahn zum Glück sey. Der Atheist, oder Fatalist, gründet sein ganzes System auf die Nothwendigkeit; demnach sind seine moralischen, auf die Nothwendigkeit der Dinge gegründete Betrachtungen wenigstens immer noch gewisser, und beständiger als die, welche einen Gott zum Gegenstande haben, dessen Gestalt sich immer, nach den Neigungen, und Umständen derer richten muß, die ihn betrachten. Die Natur der Dinge, und ihre unwandelbaren Gesetze, sind keiner Veränderung fähig. Der Atheist sieht sich immer genöthiget, dasjenige Thorheit und Laster zu nennen, womit man sich selbst schadet, Verbrechen zu nennen, wodurch man andern schadet, und den Namen der Tugend dem beizulegen, was den Menschen vortheilhaft ist oder ihr dauerhaftes Glück befördert.

Hieraus sieht man, daß die Grundsätze des Atheisten weit unerschütterlicher sind, als die Grundsätze des Enthusiasten, der seine Moral auf ein eingebildetes Wesen gründet, über welches er selbst keine bleibenden Begriffe bekommen kann. Wenn der Atheist das Daseyn Gottes läugnet, so kann er doch sein eignes Daseyn nicht läugnen, oder das Daseyn ähnlicher Geschöpfe, die um ihn her sind. Er kann über die Verhältnisse keinen Zweifel haben, in denen er gegen jene Wesen stehet, so wie er die Pflichten nicht bezweifeln kann, die aus diesen Verhältnissen fließen. Eben so wenig wird er die Grundsätze der Moral bezweifeln, welche eine Wissenschaft der Verhältnisse ist, die zwischen geselligen Wesen statt finden.

Wenn der Atheist seine Betrachtungen dadurch unfruchtbar macht, daß er sie nicht auf seine Aufführung anwendet, wenn er, von seinen Leidenschaften, oder ver-

verbten Gewohnheiten hingerissen, dem Laster, oder seinem unglücklichen Temperamente nachgiebt, und seine moralischen Grundsätze zu vergessen scheint, so folgt daraus nicht, daß er keine Grundsätze hat, oder daß diese Grundsätze falsch sind, sondern nur so viel kann man daraus schließen, daß er, in der Trunkenheit seiner Leidenschaften, in dem Taumel seiner Vernunft, seine außerdem richtigen Betrachtungen nicht in Ausübung bringt; daß er gewisse ausgemachte Grundsätze vergißt, um Neigungen zu folgen, die ihn irre führen.

Wahrhaftig, nichts zeigt sich unter den Menschen öfterer, als ein sehr ausgezeichneter Kontrast, zwischen dem Kopf und dem Herzen, das heißt, zwischen dem Temperamente, den Leidenschaften, den Gewohnheiten, den Phantasien, der Einbildung und dem Verstande, oder der, von dem Nachdenken unterstützten Beurtheilungskraft. Nichts ist so selten, als alle diese Sachen einig beysammen zu finden. Alsdann erst sieht man den Einfluß der Betrachtung auf die Handlungen. Die sichersten Tugenden, sind die Temperamentstugenden. Sehen wir die Menschen nicht täglich in Widerspruch mit sich selbst? Muß ihr Verstand nicht immer die Abwege verdammen, auf die ihre Leidenschaften sie führen? Kurz, beweiset uns nicht alles, daß die Menschen von den besten Ueberzeugungen oft am schlechtesten handeln, und andre, deren Theorie sehr schlecht ist, in ihrem Betragen oft sehr liebenswürdig sind? Bey einem ganz blinden, und ganz vernunftwidrigen Aberglauben, finden wir tugendhafte Menschen, welche die Sanftmuth ihres Charakters, die Empfindlichkeit ihres Herzens, und die Güte ihres Temperaments, troß ihrer unsinnigen Lehrmeinungen, zur Menschlichkeit, und zu den Gesetzen der Natur zurückführen. Unter den Verehrern eines grausamen, rachsüchtigen, und eyfersüchtigen Gottes, finden wir gelassene Seelen, welche Verfolgung, Gewaltthätigkeit, und Grau-

samkeit hassen, und unter denen, welche einen barmherzigen, und gütigen Gott glauben, finden wir Ungeheuer von Grausamkeit, und Unmenschlichkeit. Gleichwohl gestehen diese sowohl als jene, daß ihnen ihr Gott zu einem Muster dienen soll. Warum richten sie sich dann nicht darnach? Darum richten sie sich nicht nach diesem Muster, weil das Temperament des Menschen immer stärker ist, als seine Götter; weil die bösen Götter eine das Gute liebende Seele nicht immer verderben, und die sanftmüthigsten Götter hingegen, Herzen, die dem Laster, und dem Verbrechen anhängen, nicht verbessern können. Immer bleibt die Organisation mächtiger, als die Religion. Die gegenwärtigen Vortheile, die vor Augen schwebenden Gegenstände, die eingewurzelten Gewohnheiten, und die öffentliche Meynung, wirken mit weit mehr Nachdruck, als eingebildete Wesen, oder Betrachtungen, welche selbst von dieser Organisation abhängen.

Die Untersuchung muß also bloß darauf gerichtet seyn, ob die Grundsätze des Atheisten wahr sind, nicht aber, ob seine Aufführung lobenswerth ist. Ein Atheist, der sich bey einer vortreflichen, auf die Natur, die Erfahrung, und die Vernunft gegründeten Theorie, Ausschweifungen überläßt, die ihm, und der Gesellschaft nachtheilig werden, ist allerdings ein Mensch, der wider sein System handelt, aber gefährlicher ist er nicht, als ein religiöser, und eifriger Mensch, der einen gütigen, billigen, und vollkommenen Gott glaubt, und in seinem Namen dennoch die abscheulichsten Ausschweifungen verübt. Der Tyrann sey Atheist, er wird darum nicht mehr zu fürchten seyn, als ein andrer, der Fanatiker ist. Ein ungläubiger Philosoph, ist nicht so gefährlich, als ein enthusiastischer Priester, der unter seinen Mitbürgern Zank, und Zwietracht erregte; und ein Atheist habe noch so viel Macht, so ist er nicht so sehr zu fürchten, als ein bigot-

ter König, ein tückischer Inquisiter, ein grillenhafter Andächtiger, oder Abergläubiger. Wenigstens sind diese nicht so selten, als ein Atheist, dessen Meynungen und Laster schwerlich auf die Gesellschaft Einfluß haben werden, als welche zu sehr mit Vorurtheilen eingenommen ist, als daß sie geneigt wäre auf ihn zu achten.

Ein unmäßiger, und wollüstiger Atheist, sage ich, ist nicht mehr zu fürchten, als ein Abergläubiger, der mit seinen Religionsbegriffen, Zügellosigkeit, Ausschweifung, und Verderbniß der Sitten verbindet. Wer kann wohl in Ernst glauben, daß sich ein Mensch darum, weil er ein Atheist ist, alle Tage berauschen, die Frau seines Freundes verführen, die Thüre seines Nachbars einschlagen, und sich die schädlichsten, und strafenswürdigsten Ausschweifungen erlauben werde? Die Laster des Atheisten sind also nicht außerordentlicher, als die Laster des religiösen Menschen, und keiner hat dem andern darüber etwas vorzuwerfen. Ein Tyrann, der ein Ungläubiger ist, würde für seine Unterthanen keine größere Geisel seyn, als ein Tyrann, der Religion hat; und die Unterthanen des letzteren würden sich darum um nichts besser befinden, daß der Tyger, der sie beherrscht, an Gott glaubt, seine Priester bereichert, und sich zu ihren Füßen demüthiget. Wenigstens hat man unter der Regierung eines Atheisten keine Religionsbedrückungen, keine Gewissensverfolgungen, und keine der Gewaltthätigkeiten zu besorgen, welche auch unter den sanftmüthigsten Regenten, unter dem Vorwand, dem Himmel zu dienen, vorgenommen werden. Wenn eine Nation von den Leidenschaften, und Thorheiten, eines ungläubigen Regenten zu leiden hat, so wird sie von seiner blinden Partheylichkeit, und seinem fanatischen Eifer für theologische Systeme, wovon er nichts versteht, nicht weniger zu leiden haben, als welche, unter allen Leidenschaften eines Königes, immer die verheerendesten und gefährlichsten sind. Ein Tyrann,

rann, der als Atheist wegen Meynungen Verfolgungen anstellte, wäre ein Mensch, der wider seine Grundsätze handelt, und würde nur noch ein Beyspiel mehr liefern, daß die Menschen ihren Leidenschaften, ihren Vortheilen und ihren Temperamenten mehr folgen, als ihren Betrachtungen. So viel ist wenigstens gewiß, daß der Atheist einen Grund weniger hat, seine natürliche Verdorbenheit auszuüben, als der leichtgläubige Fürst.

Und gewiß, wenn man die Sachen mit kaltem Blute untersuchen wollte, so würde man finden, daß der Name Gottes, immer dazu auf Erden angewendet wurde, den menschlichen Leidenschaften zum Vorwand zu dienen. Der Ehrgeiz, die Betrügerey, und die Tyranney haben sich mit einander verbunden, um sich dessen gemeinschaftlich wider die Völker zu bedienen, die sie verblenden, und unterjochen wollten. Der Monarch bedient sich desselben, um seiner Person eine göttliche Würde, seinen Rechten eine himmlische Vollmacht, und den ungerechtesten, und ausschweifendesten Phantasien das Ansehen heiliger Orakelsprüche zu geben. Der Priester bedient sich desselben, um seine Foderungen geltend zu machen, um seine Habsucht, seinen Stolz, und seine Unabhängigkeit ungestraft zu befriedigen. Der rachsüchtige, und zornige Abergläubige, bedient sich desselben, um seiner Wuth, die er Eifer nennt, freyen Lauf zu lassen. Mit einem Worte, die Religion ist gefährlich, weil sie die Leidenschaften, und Verbrechen billiget, und rechtfertiget, von denen sie Nutzen zieht. Nach dem, was ihre Priester sagen, ist, um den Höchsten zu rächen, alles erlaubt, und die Gottheit scheint nur darum vorhanden zu seyn, um die gefährlichsten Lasterthaten zu bemänteln, und gut zu heißen. Der Atheist kann, wenn er Verbrechen begeht, wenigstens nicht vorgeben, daß sein Gott sie befiehlt, und billiget. Dieses ist die Entschuldigung, welche täglich der Abergläubige von seiner Bosheit, der Tyrann von seinen

Verfolgungen, der Priester von Aufruhr, und Grausamkeit, der Fanatiker von seinen Ausschweifungen, und der Büßende von seiner Geschäftslosigkeit angiebt.

„Nicht der Verstand, nicht die Meynungen, sind „es, sagt Bayle, welche uns zu handeln bestimmen, „sondern die Leidenschaften.„ Der Atheismus ist ein System, das aus einem gutgesinnten Menschen eben so wenig einen Bösewicht, als aus einem Bösewicht einen gutgesinnten Menschen macht. „Diejenigen, sagt derselbe Verfasser, „die sich zur epikuräischen Sekte bekannten, „waren nicht deswegen in Ausschweifungen gerathen, weil „sie Epikurs Lehre angenommen hatten, sondern sie hat„ten diese übelverstandne Lehre darum angenommen, weil „sie Ausschweifende waren.„ (82) Eben so kann sich ein böser Mensch in den Atheismus werfen, weil er sich schmeichelt, daß ihm dieses System völlige Freyheit für seine Leidenschaften geben werde; aber er wird sich gleichwohl irren. Der gesunde Atheismus gründet sich auf Natur, und Vernunft, welche niemals, wie die Religion, die Verbrechen durch Büßungen rechtfertigen werden.

Viel üble Folgen sind daraus entstanden, daß man die Moral von der Existenz und dem Willen eines Gottes hat aöhängen lassen, den man den Menschen zum Muster vorstellte. Wenn verdorbene Seelen fanden, daß alle diese Hypothesen falsch, und zweifelhaft waren; so liessen sie allen ihren Lastern den Zügel; glaubten, daß es gar keine würklicheren Bewegungsgründe gäbe, das Gute zu thun; daß die Tugend, so wie die Götter, nichts weiter als eine Hirngeburt sey, und daß man in dieser Welt

(82) Bayle, *pensées diverses.* §. 177. Seneka hatte vor ihm gesagt: Ita non ab Epicuro impulsi luxuriantur, sed vitiis dediti luxuriam suam in philosophiae sinu abscondunt.

Senec. de vita beata. cap. XII.

Welt keinen vernünftigen Grund habe, sie auszuüben. Unterdessen sollten wir doch begreifen, daß wir zu Erfüllung dessen, was die Moral befiehlt, nicht als Geschöpfe eines Gottes, sondern als Menschen verbunden sind, als vernünftige in Gesellschaft lebende Wesen, die ihr Daseyn glücklich zu machen suchen. Es mag nun, also, ein Gott seyn, oder nicht seyn, unsre Pflichten bleiben dieselben, und wenn wir unsre Natur zu Rathe ziehen wollen, so wird sie uns sagen, daß das Laster ein Uebel und die Tugend ein wahres Gut sey. (83)

Wenn es demnach Atheisten gegeben hat, welche den Unterschied zwischen dem Guten und Bösen geläugnet, oder es gewagt haben, die Grundveste aller Moral zu untergraben; so können wir daraus schließen, daß sie, was diese Materie betrift, sehr wenig nachgedacht; daß sie weder die Natur des Menschen, noch die Quelle seiner Pflichten gekannt; daß sie fälschlich geschlossen haben, die Moral, sey gleich der Theologie, nichts als eine eingebildete Wissenschaft, und es, wenn die Götter einmal aufgehoben wären, für die Sterblichen weiter keine Verbindlichkeiten geben könne. Unterdessen würde sie das geringste Nachdenken überführt haben, daß sich die Moral auf die unwandelbaren Verhältnisse gründet, die zwischen empfindlichen, verständigen, und geselligen Wesen statt finden, daß ohne Tugend keine Gesellschaft bestehen,

(83) Man behauptet, daß es Philosophen und Atheisten gegeben habe, welche den Unterschied zwischen Tugend und Laster geläugnet, und Ausschweifung, und Ausgelaßenheit der Sitten geprediget hätten. Unter den Alten kann man den Aristipp, Theodor, mit dem Zunamen der Atheist, Bion, Pyrrho und andre rechnen; unter den neuern gehört der Verfaßer der Fabel von den Bienen darunter, wiewohl dieser vielleicht nur die Absicht gehabt hat, zu zeigen, daß sich, bey gegenwärtigen Umständen, und Zeiten, die Laster dermaßen mit

hen, daß, ohne seine Leidenschaften zu bezähmen, niemand sich erhalten kann. Die Menschen sind durch ihre Natur genöthiget, die Tugend zu lieben, und das Laster zu scheuen, so wie sie sich genöthiget fühlen, ihr Glück zu suchen, und den Schmerz zu fliehen. Diese Natur nöthiget sie, einen Unterschied unter Gegenständen zu machen, die ihnen gefallen, und andern, die ihnen schaden. Man frage einmal einen Menschen, der unvernünftig genug ist, den Unterschied zwischen Tugend und Laster zu läugnen, ob es ihm gleichgültig ist, daß man ihn schlage, bestehle, an seinem guten Namen kränke, und undankbar behandle; ob es ihm gleichgültig ist, von seiner Frau entehrt, von seinen Kindern beschimpft, und von seinem Freunde verrathen zu werden? Was er auch darüber sagen mag; so wird aus seiner Antwort immer so viel erhellen, daß er unter den Handlungen der Menschen einen Unterschied macht, und daß der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen, weder von den Verträgen der Menschen, noch von den Begriffen abhänge, die man sich von der Gottheit macht, noch von den Belohnungen und Strafen, eines andern Lebens.

Im

mit dem Character der Nationen verwebt haben, und ihnen so nothwendig geworden wären, als starke Getränke einem dazu gewöhnten Cörper. Der Urheber der Schrift, l' Homme machine, hat von den Sitten, wie ein wahrer Unsinniger geurtheilt. Wenn diese Schriftsteller die Natur, bey der Moral, wie bey der Religion, zu Rathe gezogen hätten; so würden sie gefunden haben, daß sie keinesweges zum Laster, und zur Ueppigkeit, sondern zur Tugend führet.

Numquam aliud natura, aliud sapientia dicit.
Iuvenal. Satyr. XII. 321.

Der Gefahren ungeachtet, welche so viele in dem Atheismus zu finden vermeynen, hat das Alterthum gleichwohl kein ungünstiges Urtheil davon gefällt. Diogenes Laertius sagt, daß Epikur außerordentlich gutmüthig gewesen, daß ihm sein Vaterland Bildsäulen aufgerichtet, daß

Im Gegentheil sollte ein gründlicher Atheist, noch weit mehr Verbindlichkeit fühlen, Tugenden auszuüben, an welche sein Glück hiernieden geknüpft ist. Wenn seine Aussichten nicht über die Gränzen seiner gegenwärtigen Existenz reichen, so muß er wenigstens wünschen, seine Tage ruhig, und glücklich verfliessen zu sehen. Wer nur, während der Ebbe seiner Leidenschaften in sich zurückkehrt, der wird sich gedrungen fühlen, für seine Erhaltung besorgt zu seyn, der wird fühlen, daß es seine Glückseligkeit verlangt, solche Mittel zu ergreifen, vermöge deren er ein ruhiges, und durch keine Reue gestörtes Leben führen könne. Der Mensch ist dem Menschen Pflichten schuldig, eben nicht darum, weil er außerdem seinen Gott beleidigen würde, wenn er seinem Nächsten Schaden zufügte, sondern, weil er, wenn er ihm Unrecht thäte, einen Menschen beleidigen, und Gesetze der Billigkeit kränken würde, an deren Aufrechthaltung einem jeden, in der Klasse der Menschen befindlichen Wesen gelegen seyn muß.

Wir sehen täglich Leute, die mit Talenten, Kenntnissen, und Einsichten, schändliche Laster und verderbte Sit-

daß er eine unglaubliche Menge Freunde gehabt, und seine Schule sich sehr lange in Ansehn erhalten habe. S. Diog. Laert. X. 9. Cicero, der den epikuräischen Meynungen sonst eben nicht sehr günstig war, legt von der Rechtschaffenheit Epikurs, und seiner Schüler, welche sich besonders durch ihre herzliche Liebe untereinander auszeichneten, das rühmlichste Zeugniß ab. S. Cic. de finibus. II. 25. Die epikuräische Philosophie ward einige Jahrhunderte hintereinander öffentlich zu Athen gelehret, und Lactanz sagt, daß sie den meisten Zulauf hatte. Epicuri disciplina multo celebrior semper fuit, quam caeterorum. S. Institut. divin. III. 17. Zur Zeit Mark. Aurels ward, zu Athen, ein öffentlicher Lehrer der epikuräischen Philosophie gehalten, und vom Kaiser, der doch ein Stoiker war, besoldet.

Sitten verbinden. Ihre Meynungen können, in gewissen Rücksichten, richtig, und in vielen andern irrig seyn; ihre Grundsätze können wahr seyn, aber die Folgerungen, die sie daraus leiten, sind oft fehlerhaft, und übereilt. Ein Mensch kann genugsame Einsichten besitzen, um sich von einigen seiner Irrthümer zu heilen, aber zu gleicher Zeit kann es ihm an hinlänglicher Kraft fehlen, sich von lasterhaften Neigungen loszureissen. Die Menschen sind nichts weiter, als das, was ihre Organisation aus ihnen macht; eine Organisation, die hinwiederum durch Gewohnheit, Erziehung und Beyspiel, durch Regierungsform, und allerhand Umstände mannigfaltig modificiret wird. Ihre Begriffe, in Ansehung der Religion, und ihre eingebildeten Systeme, müssen ihren Temperamenten, ihren Neigungen, und ihren Vortheilen nachgeben, oder sich nach ihnen richten. Wenn den Atheisten das System, das er sich gemacht hat, von den Lastern, die er vorher an sich hatte, nicht losreisset; so bürdet es ihm doch auch keine neuen auf, statt daß der Aberglaube seinen Anhängern tausendfachen Vorwand giebt, Unrecht zu thun, ohne sich darüber einen Vorwurf zu machen. Wenigstens läßt der Atheismus den Menschen so wie er ist, und macht ihn nicht unmäßiger, ehrsüchtiger, und grausamer, als er schon vermöge seines Temperaments ist; statt daß der Aberglaube den heftigsten Leidenschaften noch mehr den Zügel läßt, oder für die schändlichsten Laster leichte Versöhnungsmittel bereit hält. „Der Atheismus, sagt Baco, läßt dem Menschen seine Vernunft, seine Philosophie, und seine natürliche Güte, seine Gesetze, seinen guten Namen und alles, was zur Tugend führen kann; aber der Aberglaube richtet dieses alles zu Grunde, und wirft sich zum Tyrann im Verstande der Menschen auf. Darum bringt der Atheismus niemals Staaten in Unruhe, sondern macht, daß der Mensch, indem er jenseits des Grabes nichts zu erwarten hat, vorsichtiger, und mehr auf sich selbst bedacht wird.„ (84) Der nemliche

Verfas-

Verfasser sagt weiter, daß die Zeiten, oder die Menschen, in dem Maase ruhiger gewesen sind, indem sie sich zu dem Atheismus geneiget haben; statt daß der Aberglaube die Gemüther immer erhitzt, und in die größte Verwirrung gebracht hat, weil sie das Volk mit Neuigkeiten berauscht hat, das nunmehr alle Sphären der Regierung in gleichem Taumel mit sich fortreißt.

Leute, welche gewohnt sind nachzudenken, und die Kräfte ihres Geistes zu üben, sind gemeiniglich keine gefährlichen Bürger, und ihre Betrachtungen, was auch immer der Gegenstand derselben sey, werden niemals schnelle Umkehrungen in der Welt anrichten. Der Kopf des gemeinen Mannes, der so leicht für das wunderbare, und enthusiastische eingenommen wird, widersteht eigensinnig den einfachesten Wahrheiten und läßt sich um Systeme unbekümmert, welche Nachdenken, und Anstrengung des Verstandes erfodern. Das System des Atheismus kann nur die Frucht eines anhaltenden Studiums, und einer Einbildundskraft seyn, welche durch Erfahrung, und Ueberlegung, abgekühlet wird. Der friedfertige Epikur war es nicht, der Griechenland in Aufruhr brachte; das Gedicht des Lukrez hat in Rom keine bürgerlichen Unruhen erweckt. Nicht Bodin hat die Ligue errichtet. Die Schriften des Spinoza haben, in Holland, nicht die nemlichen Unruhen erregt, als die Streitigkeiten des Gomar und Arminius. Hobbes hat, in England, kein Blut fliessen lassen, wo der religiöse Aberglaube zu seiner Zeit einen König auf das Blutgerüste brachte.

Kurz, man kann die Feinde der menschlichen Vernunft mit Zuversicht auffodern, nur ein Beyspiel aufzustellen,

(84) Man sehe die moralischen Versuche des Baco. Noch erinnere ich hierbey, daß diese Stelle in der französischen Uebersetzung weggelaßen ist.

stellen, welches entscheidend bewiese, daß blos philosophische, oder religionswidrige Meynungen, jemals Unruhen in einem Staate angerichtet hätten. Diese sind immer durch theologische Meynungen veranlasset worden; weil sich Regenten und Unterthanen immer thörichter Weise eingebildet haben, daß sie daran Antheil nehmen müßten. Keine Philosophie ist gefährlich, als jene eitle Philosophie, welche die Theologen mit ihren Systemen verkettet haben. Diese ist es, welche das Feuer der Zwietracht anbläßt; die Unterthanen zum Aufruhr reizet, und Ströme Blutes fliessen läßt. Es giebt keine Streitfrage in der Theologie, die nicht beträchtliches Unheil unter den Menschen angerichtetet hätte; indessen daß alle Schriften der älteren und neueren Atheisten niemanden unglücklich gemacht haben, als ihre Verfasser, welche der theologische Betrug seiner Rache aufopferte.

Die Grundsätze des Atheismus sind nicht für den gemeinen Mann, der gemeiniglich unter der Vormundschaft der Priester steht. Sie sind nicht für jene üppigen, leichtsinnigen Gemüther, welche der Gesellschaft nichts, als ihre Laster, und ihre Trägheit, mittheilen: sie sind nicht für jene ehrsüchtigen, rastlosen Menschen, die ihren Vortheil dabey finden, Unruhe zu stiften. Eben so wenig gehören sie für eine Menge ausserdem gut unterrichteter Leute, die aber nur gar selten das Herz haben, öffentlich mit herrschenden Vorurtheilen zu brechen.

Es giebt der Ursachen so viele, welche die Menschen in den Irrthümern bestärken, die sie bereits mit der Muttermilch eingesogen haben, daß ihnen jeder Schritt, den sie thun, um sich davon zu entfernen, unendlich schwer werden muß. Selbst die aufgeklärtesten Köpfe hangen noch auf der einen, oder andern Seite, an allgemeinen Vorurtheilen. Man ist gleichsam isolirt, man redet nicht mehr die Sprache der Gesellschaft, wenn man keine Genossen

n seiner Meynungen hat; und es gehört Muth dazu, Denkungsart anzunehmen, die nur von wenigen ge- ;et wird. In den Ländern, wo die menschlichen ıtnisse einigen Fortgang genommen haben, und wo 'mniglich, eine gewisse Freyheit zu denken gestattet , wird man eine Menge Deisten, oder Ungläubigen n, die damit zufrieden, die gröbsten Vorurtheile des inen Haufens abgeworfen zu haben, nicht den Muth n, bis auf die Quelle derselben zurückzusteigen und Gottheit selbst vor den Richterstuhl der Vernunft zu n. Wenn diese Denker nicht auf halbem Wege ste- blieben; so würden sie durch Nachdenken bald einse- daß der Gott, den sie nicht das Herz haben zu un- chen, ein eben so schädliches Wesen sey, und die Ver- t eben so sehr empört, als alle die Lehrsätze, Geheim- , Fabeln, und abergläubigen Ceremonien, deren und sie bereits eingesehen haben; sie würden einse- daß alles nichts weiter, als die nothwendige Folge rsten Begriffe ist, die sich die Menschen von ihrem chen Phantom machen, und daß man, wenn man al dieses Phantom angenommen, nicht weiter das t hat, die daraus gezogenen Folgerungen zu läugnen. wenige Aufmerksamkeit wäre hinreichend, zu zeigen, ben dieses Phantom, die wahre Quelle alles Unheils das die Gesellschaft betrift; daß endlose Streitigkei- und blutiger Zwist, welche täglich von der Religion, em Parthengeist erzeuget werden, die unvermeidli- Folgen der Wichtigkeit sind, die man mit einem Un- verbindet, das so geschickt ist, das Gehirn zu ent- n. Kurz, es ist leicht sich zu überzeugen, daß ein bildetes Wesen, das man immer unter einer fürch- ben Gestalt vorstellt, lebhaft auf die Einbildungs- wirken, und früh oder spät, Zank, Schwärmerey, Fa- nus, und Wahnsinn, hervorbringen muß.

Viele Leute sehen ein, daß die Ausschweifungen, e der Aberglaube hervorbringt, allerdings wirkliche

Uebel sind; viele Leute beklagen sich, über den Mißbrauch der Religion; aber nur wenige merken, daß dieser Mißbrauch, und diese Uebel, nothwendige Folgen der Grundgesetze jedweder Religion sind, selbst wenn sie auf nichts weiter, als die unangenehmen Begriffe gegründet seyn sollten, die man von der Gottheit annehmen muß. Täglich sieht man Leute, welche von dem Religionswahn zurückgekommen sind, gleichwohl behaupten, daß die Religion **vor das Volk nothwendig sey**, welches außerdem durch nichts im Zaume gehalten werden könne. Aber auf diese Weise schließen, heißt das nicht behaupten, daß das Gift dem Volke dienlich sey; und daß man es vergiften müsse, um es zu verhindern, seine Kräfte zu mißbrauchen? Heißt das nicht behaupten, es sey vortheilhaft, das Volk dumm, unvernünftig, und ausschweifend zu machen; behaupten, daß es ein Phantom haben müsse, welches geschickt sey, dasselbe zu berauschen, zu verblenden, und es Fanatikern oder Betrügern unterwürfig zu machen, die sich seiner Thorheiten bedienen, um die ganze Welt in Unruhe zu bringen? Uebrigens, ist es denn so wahr, daß die Religion auf die Sitten des Volkes einen so nützlichen Einfluß äußert? Es ist leicht einzusehen, daß sie es knechtisch macht, ohne es besser zu machen. Sie hat eine Heerde unwissender Sklaven daraus gemacht, welche durch panische Furcht, unter der Herrschaft der Tyrannen, und der Priester gehalten werden. Sie hat dumme Gemüther daraus gemacht, welche keine andere Tugend kennen, als eine blinde Achtung für nichtige Ceremonien, auf die sie mehr Werth setzen, als auf die wirklichen Tugenden, und die Pflichten der Moral, mit denen man sie niemals bekannt gemacht hat. Wenn diese Religion zufälliger Weise einigen in Furcht gebrachten Gemüthern Einhalt thut; so hält sie nicht den großen Haufen auf, der sich von den epidemischen Lastern, womit er angesteckt ist, dahin reissen läßt. Immer werden wir die wenigste Reinigkeit der Sitten in solchen Ländern finden,

den, wo der Aberglaube die meiste Gewalt hat. Die Tugend kann sich nicht mit Unwissenheit, mit Aberglauben, und Sklaverey, vertragen; denn Sklaven werden nur durch Furcht vor der Strafe zurückgehalten, und unwissende Kinder werden durch erdichtete Schrecknisse, nur auf einige Zeit, furchtsam gemacht. Um Menschen zu bilden, um tugendhafte Bürger zu ziehen, muß man sie unterrichten, ihnen die Wahrheit zeigen, ihnen vernünftige Vorstellungen thun, sie lehren, für sich selbst Achtung zu haben; und die Schande zu fürchten, muß man in ihnen Begriffe von wahrer **Ehre** erwecken, und sie mit dem Werthe der Tugend, und den Bewegungsgründen dazu bekannt machen. Wie will man diese glücklichen Wirkungen von der Religion erwarten, die die Menschen heruntersetzt, oder von der Tyranney, die keine andre Absicht hat, als sie zu bezähmen, in gegenseitigen Streit zu verwickeln, und kleinmüthig zu machen?

Die falschen Begriffe, die sich viele von der Nützlichkeit der Religion machen, der sie wenigstens die Kraft zuschreiben, den gemeinen Mann im Zaume zu halten, schreiben sich von dem traurigen Vorurtheile her, daß es **nützliche Irrthümer** gebe, und daß Wahrheiten schädlich werden können. Kein Principium ist geschickter, das Unglück auf Erden ewig zu machen. Wer den Muth hat die Sachen mit kaltem Blute zu betrachten, der wird leicht einsehen, daß alle Plagen des menschlichen Geschlechts seinen Irrthümern zugeschrieben werden müssen, und daß diese religiösen Irrthümer, durch den Stolz, den sie dem Fürsten beybringen, durch die Wichtigkeit, die man damit verbindet, durch die Kleinmuth, die sie dem Unterthan zur Tugend macht, und durch die Raserey, die sie in den Gemüthern erweckt, unter allen die schädlichsten sind. Man muß daraus nothwendig schließen, daß die, bey den Menschen geheiligten Irrthümer diejenigen sind, deren Ausrottung zum Besten der Menschheit am nothwendigsten ist, und daß dieses Unternehmen der gesun-

den Philosophie besonders zukommt. Man darf nicht fürchten, daß sie Unruhe, oder Revolutionen anrichten werde. Jemehr die Wahrheit mit Freymüthigkeit reden wird; je mehr sie sonderbar scheinen wird, um desto einfacher wird sie seyn; um desto weniger wird sie Menschen verführen, die vom Sonderbaren eingenommen sind. Selbst diejenigen, die sie am hitzigsten suchen, behalten doch einen unwiderstehlichen Hang, der sie immer geneigt macht den Irrthum mit der Wahrheit zu verbinden. (85)

Dieses ist vermuthlich die Ursache, weswegen der Atheismus, wovon man die Grundsätze bisher noch nicht genug entwickelt gehabt hat, selbst diejenigen zu beunruhigen scheint, die sich am meisten von Vorurtheilen frey gemacht haben. Sie fanden den Zwischenraum, zwischen dem gemeinen Aberglauben, und der ausdrücklichen Irreligion, allzugroß, und glauben eine weisen Mittelweg zu ergreifen, wenn sie sich mit dem Irrthum setzen. Sie verwerfen die Folgen, und geben doch gleichwohl das Principium zu; sie behalten das Phantom bey, ohne vorauszusehen, daß es, in der Länge, die nehmlichen Folgen haben, und, nach und nach, die nehmlichen Thorheiten, in den Köpfen, erzeugen müsse. Die meisten Ungläubigen, und Reformatoren, thun nichts weiter, als daß sie einen vergifteten Baum beschneiden, ohne das Herz zu haben, die Axt an den Stamm zu bringen, und merken nicht,

(85) Bayle, der die Kunst, Zweifel zu erregen, so besonders versteht, sagt mit Recht, daß nur eine gesunde, und grüncliche Philosophie, gleich einem andern Herkules, die Ungeheuer der, unter dem Volke herrschenden Irrthümer ausrotten könne: sie allein setzt den Geist in Freyheit. S. Pensées Diverses §. 21. Lukrez hatte schon vor ihm gesagt:

Hunc igitur terrorem animi, tenebrasque necesse est
Non radii solis, neque lucida tela diei,
Discutiant, sed *Naturae* species, ratioque.
V. Lucret. L. I. v. 147.

nicht, daß dieser Baum, in der Folge, die nehmlichen Früchte wieder hervorbringen wird. Theologie, und Religion, werden immer brennbare Materien bleiben, die in der Einbildung der Menschen fortglimmen, und am Ende eine Feuersbrunst erregen. So lange noch die Priester das ausschließliche Recht besitzen werden, die Jugend anzustecken, sie zu gewöhnen, vor Worten zu erzittern, das Volk, im Namen eines furchtbaren Gottes, unruhig zu machen; so lange wird noch der Fanatismus über die Gemüther herrschen; so lange wird noch Betrügerey vorsätzlich die Staaten in Aufruhr bringen. Das einfachste Phantom wird, wenn es immer genährt, modificirt, und durch die Einbildung der Menschen vergrößert wird, nach und nach zu einem Coloß, welcher ganze Reiche über den Haufen wirft. Der Deismus, ist ein System, bey dem das menschliche Gemüth nicht lange stehen bleiben kann. Auf ein Unding gegründet, muß es, früher oder später, in ungereimten, und gefährlichen Aberglauben ausarten.

In den Ländern, wo Freyheit zu denken herrscht, das heißt, wo die bürgerliche Gewalt, der Macht des Aberglaubens die Wage hält, findet man viele Ungläubige, und Atheisten. Aber absonderlich sind die Atheisten unter Völkern häufig, wo der Aberglaube, vom höchsten Ansehen unterstützt, das Schwere seines Joches empfinden läßt, und seiner unumschränkten Gewalt ungescheut misbraucht. (86) Wenn die Wissenschaften, die

(86) Die Atheisten, sagt man, sind in England, und den protestantischen Ländern, wo Toleranz herrscht, seltener als in katholischen Ländern, wo die Fürsten gemeiniglich intolerant, und Feinde der Freyheit zu denken sind. Zu Japon, in der Türkey, in Italien, und hauptsächlich in Rom, findet man viele Atheisten. Je mächtiger der Aberglaube ist, um desto mehr empört er die Gemüther, die er nicht unterjochen kann. Italien, war das Vaterland der Jordano, Bruno, der Campanella, und der Vanini; und es ist sehr wahrscheinlich, daß Spinoza, ohne die Verfolgungen, und übla

Talente, die Keime des Nachdenkens in diesen Ländern nicht ganz erstickt sind, so glauben die meisten Menschen, welche nachdenken können, und welche, durch die unglaublichen Misbräuche der Religion, durch ihre mannigfaltigen Thorheiten, durch die Unordnung und Tyranney ihrer Priester, und ihre Bedrückungen aufgebracht werden, mit Recht, sich von jenen Grundsätzen niemals weit genug entfernen zu können. Der Gott, der einer solchen Religion zum Grunde dient, wird ihnen so verhaßt, als die Religion selbst. Wenn diese sie unterdrückt, so rechnen sie es der Gottheit an. Sie sehen ein, daß ein furchtbarer, eifersüchtiger, und rachsüchtiger Gott, keine andern als grausamen Diener haben kann: folglich muß dieser Gott für alle gutgesinnte, und verständige Gemüther, welche Billigkeit, Freyheit, und Menschlichkeit lieben, und Tyranney hassen, ein verabscheuenswürdiger Gegenstand werden. Die Unterdrückung macht die Seele nur noch elastischer, und treibt sie an, die Ursache ihres Elends näher zu untersuchen; denn das Unglück ist ein Sporn, der die Gemüther der Wahrheit zuführt. Wie sehr

üble Behandlungen von Seiten der Vorsteher der Synagoge, niemals an sein System gedacht haben würde. Eben so wahrscheinlich ist es auch, daß die entsetzlichen Wirkungen des Fanatismus, in England, welche Karln das Leben kosteten, es waren, welche den Hobbes zum Atheismus verleiteten; auch war es vielleicht der Abscheu, den er vor der Macht der Priester hatte, welche ihn auf die, für die absolute Gewalt der Könige so günstigen Behauptungen brachte. Er glaubte, daß es für einen Staat rathsamer sey, einen einen einzigen bürgerlichen Despoten zu haben, unter dem die Religion selbst stünde, als eine Menge geistlicher Tyrannen, die immer bereit sind, Zerstörung anzurichten. Von den Ideen des Hobbes verführt, ist Spinoza in seinem tractat. theologico-politic. so wie in seiner Abhandlung de Jure ecclesiasticorum, in den nehmlichen Irrthum gefallen.

sehr hat nicht die Unwahrheit Ursache die aufgebrachte Vernunft zu fürchten? Sie reißt ihr die Maske vom Gesicht, verfolgt sie bis in das Innerste ihrer Verschanzungen, und ergötzt sich wenigstens inwerlich an ihrer Beschämung.

Dreyzehntes Hauptstück.

Von den Bewegungsgründen, welche zum Atheismus verleiten. Kann dieses System gefährlich seyn? Kann man es dem gemeinen Mann verstatten?

Diese Betrachtungen, und Auszüge, setzen uns in den Stand denen zu antworten, die uns fragen, was die Menschen wohl vor Nutzen davon haben können, einen Gott zu läugnen. Aber sind nicht die Tyranneyen, die Verfolgungen, die in seinem Namen verübten Gewaltthätigkeiten, die Unwissenheit und Sclaverey, worein seine Diener die Menschen stürzen, die blutigen Zwiste, die er angerichtet hat, die Menge der Elenden, die durch Betrachtung seines furchtbaren Charakters unglücklich werden, sind dieses nicht genugsam gültige, und wichtige Bewegungsgründe, um jeden Menschen, der Empfindung und Vernunft hat, auf nähere Untersuchung eines Wesens zu bringen, das auf Erden so viel Unheil anrichtet?

Ein, seiner Talente wegen sehr achtungswürdiger Theist, wirft die Frage auf, **ob man wohl durch andre Ursachen, als durch Mißmuth bewogen werden könne, ein Atheist zu seyn?** (87) Ja,

(87) Man sehe Mylord Shaftesbury's Brief über den Enthusiasmus. Doktor Spener sagt „es sey eine List des Satans, uns die Gottheit durch so schwarze Züge verhaßt zu machen, als wodurch sie dem Kopf der Meduse ähnlich werde, so daß sich die Menschen manchmal genöthiget sähen, sich in den Atheismus zu werfen, um dieses

sage ich, es giebt noch andre Ursachen dazu. Dahin gehört das so natürliche Verlangen nützliche Wahrheiten kennen zu lernen, das Interesse zu wissen, woran man sich in Ansehung eines Gegenstandes zu halten habe, den man für so wichtig ausgiebt; dahin gehört die Furcht, sich über ein Wesen zu irren, das sogar unsre geheimsten Gedanken vor seinen Richterstuhl zieht, und welches nicht zugiebt, daß man in Ansehung seiner irre. Aber wenn auch diese Bewegungsgründe nicht wären; sollte nicht der Unwille, oder, wie man es nennen will, der Mißmuth, eine rechtmäßige Ursache, ein genugsam mächtiger, und billiger Bewegungsgrund seyn, die Ansprüche, und Rechte eines unsichtbaren Tyrannen zu untersuchen, in dessen Namen so viele Verbrechen auf Erden begangen werden? Welcher Mensch, der denket, empfindet, und eine Seele hat, kann sich des Unmuths wider einen tückischen Despoten enthalten, welcher offenbar der Vorwand und die Quelle alles Unheils auf Erden ist? Ist nicht dieser Gott zu gleicher Zeit der Vorwand, und die Ursache, des eisernen Joches, das den Menschen drücket, der Knechtschaft, in der er lebt, der Verblendung, die ihn dumm, des Aberglaubens, der ihn verächtlich macht, der unvernünftigen Ceremonien, die ihm so beschwerlich werden, der Streitigkeiten, die ihn uneins machen, und der Gewaltthätigkeiten, unter denen er leidet? Soll nicht jedweder, der der Menschlichkeit noch nicht entsaget hat, gegen ein Phantom Zorn fühlen, das man allenthalben, als einen eigensinnigen, unmenschlichen und unbilligen Tyrannen sprechen läßt?

Zu

ses bösen Dämons los zu werden.„ Aber man könnte dem Dr. Spener antworten, daß dieser Dämon, der sich bemüht, die Gottheit verhaßt zu machen, das Interesse der Priester ist, welches zu allen Zeiten darinn bestand, die Menschen in Furcht zu jagen, um Sklaven, und Diener ihrer Leidenschaften, daraus zu machen. Ein Gott, der nicht Zittern erweckt, würde für die Priester von keinem Nutzen seyn.

Zu diesen so natürlichen Bewegungsgründen, fügen wir noch dringendere hinzu, welche jeden denkenden Menschen, noch näher angehen. Und giebt es deren wohl einen stärkeren, als die belästigende Furcht, welche in dem Gemüthe eines jeden bündig- und schlußgerecht denkenden Menschen durch die Begriffe von einem eigensinnigen Gott erreget werden muß, der so empfindlich ist, daß ihn auch unsre geheimsten Gedanken zum Zorn reizen, den man beleidigen kann, ohne es zu wissen, und auf dessen Beyfall man nie mit Gewißheit rechnen darf; von einem Gott, der überdieß an keine Vorschriften der gewöhnlichen Billigkeit gebunden ist, der gegen die Geschöpfe seiner Hand, keine Verbindlichkeiten hat, der sie mit unglücklichen Neigungen geboren werden läßt, und ihnen Freyheit giebt, denselben zu folgen, nur um das grausame Vergnügen zu haben, sie wegen Vergehungen zu bestrafen, die er ihnen zu begehen erlaubte? Was ist billiger, und gerechter, als die Existenz, das Wesen, die Eigenschaften und die Anmaßungen eines Richters zu untersuchen, der so strenge ist, daß er die Vergehungen eines Augenblicks mit ewigen Strafen zu belegen droht? Wäre es nicht die äußerste Thorheit, ohne Unruhe, wie die meisten Menschen zu thun pflegen, das drückende Joch eines Tyrannen zu tragen, der in seiner Wuth alles zu zerschmettern droht? Die abscheulichen Eigenschaften, womit Betrüger, die seinen Willen verkündigen, diesen Gott entstellen, zwingen jedes vernünftige Wesen, sein Herz vor ihm zu verschließen, sein Joch abzuschütteln, seine Existenz zu läugnen, und einen Gott zu verhöhnen, den man durch die Fabeln, die von ihm in allen Ländern erzählt werden, lächerlich macht. Wenn es einen Gott gäbe, einen über seine Ehre eifersüchtigen Gott, so müßte ihn nichts mehr aufbringen können, als die Lästerung dieser Betrüger, die ihn unter einem, so gehäßigen Anstriche darstellen, und er müßte wider seine abscheulichen Diener mehr erbittert seyn, als wider diejenigen, welche

sein Daseyn läugnen. Das Phantom, welches der Abergläubige anbetet, indem er es innerlich verwünschet, ist ein so entsetzlicher Gegenstand, daß sich jeder vernünftige Mensch gedrungen fühlt, es zu hassen, und eine gänzliche Vernichtung dem Unglück vorzuziehen, in seine grausamen Hände zu fallen. Es ist entsetzlich, schreyt der Fanatiker, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Um demnach nicht darein zu fallen, muß sich der Vernünftige in die Arme der Natur werfen. Nur allein in ihr kann er eine Zuflucht wider alle, die von Fanatismus, und dem Betruge ausgebrütete Chimären finden; nur allein in ihr kann er einen sichern Haven, wider die unaufhörlichen Stürme finden, welche die übernatürlichen Begriffe in dem Gemüthe der Sterblichen erregen.

Der Deist, wird zwar einwenden, daß Gott nicht so gestaltet sey, wie der Aberglaube vorgiebt; aber der Atheist antwortet hierauf, daß der Aberglaube selbst, und alle ungereimten, und schädliche Begriffe, die er erzeuget, nichts, als Corollarien der dunklen, und falschen Axiome sind, die man in Ansehung der Gottheit vestsetzet. Er wird antworten, daß seine Unbegreiflichkeit ein hinlänglicher Grund sey, die ungereimten Meynungen, und unbegreiflichen Geheimnisse zu rechtfertigen, die man von ihm vorgiebt; daß diese geheimnißvollen Ungereimtheiten nothwendig aus einem ungereimten Undinge entstehen, welches keine andern, als ähnliche Undinge erzeugen kann, welche die verblendete Einbildungskraft ausbrütet. Jenes erste Unding, muß der Mensch zerstören, um sich seine Ruhe zu versichern, um seine wahren Verhältnisse, und Pflichten kennen zu lernen, und sich diejenige Heiterkeit der Seele zu verschaffen, ohne welche kein wahres Glück auf Erden möglich ist. Wenn der Gott des Abergläubigen empörend, und traurig ist; so bleibt der Gott des Theisten ein widersinniges Wesen, welches, wenn man darüber nachdenket, ebenfalls schädlich wird. Die

Natur

Natur allein, und die, durch sie entdeckten Wahrheiten, können dem Kopf, und dem Herzen eine Lage geben, welche die Wahrheit nicht erschüttern kann.

Wir antworten nunmehr auch denen, welche sich immer darauf berufen, daß nur die Nachsicht gegen in Schutz genommene Leidenschaften zum Atheismus führt, und daß es die Furcht vor künftigen Strafen sey, welche verdorbene Menschen zu dem Entschluß bringe, ihr äußerstes zu versuchen, sich des Gedankens an einen Richter zu entschlagen, den sie mit Recht fürchten. Wir gestehen gern ein, daß es die Leidenschaften, und die Vortheile der Menschen sind, die sie zu Untersuchungen bewegen; denn ohne erwarteten Vortheil, wird sich niemand Mühe mit einer Untersuchung geben, und ohne Leidenschaft, wird sich niemand lebhafte Mühe geben. Es kommt, also, hier darauf an, daß man untersuche, ob die Leidenschaften, und Vortheile, welche einige Denker bewegen, die Gerechtsame der Götter zu untersuchen, rechtmäßig, sind oder nicht? Dieses Interesse der Menschen haben wir bereits erörtert, und gezeigt, daß jeder vernünftige Mensch in seiner Unruhe, und seiner Furcht, gegründete Ursachen finde, darüber zu einer Gewißheit zu kommen, ob es nöthig sey, sein Leben in beständiger Furcht hinzubringen? Wird man aber wohl einem Unglücklichen, der widerrechtlich in Ketten schmachtet, einen Vorwurf daraus machen dürfen, wenn er wünscht sie zu zerbrechen, wenn er sich nach Mitteln umsieht, sich von dem Gefängniß, und der auf ihn wartenden Martern zu befreyen? Wird man sagen können, daß sein Verlangen nach Freyheit ungerecht sey, und daß er den Gefährten seines Unglücks Unrecht thut, wenn er sich selbst der Tyrannen entzieht, und ihnen zu gleichem Zweck Mittel verschaffet? Und ist denn ein Ungläubiger etwas anders, als ein Mensch, der aus dem allgemeinen Gefängniß entspringt, in welchem tyrannischer Betrug alle Sterblichen eingekerkert hält?

Ist

Ist ein Atheist, welcher schreibt, etwas anders, als ein Entrunnener, der seinen Gefährten, die genugsamen Muth haben, ihm zu folgen, Mittel anbietet, sich den Schrecknissen zu entziehen, die sie bedrohen? (88)

Auch dieses wollen wir zugeben, daß oft Verderbniß der Sitten, Ausschweifung, und sogar Leichtsinnigkeit, auf Irreligion, oder Unglauben führen können; aber man kann ausschweifend, und irreligiös seyn, und sich durch Unglauben auszeichnen wollen, ohne deswegen ein Atheist zu seyn. Es ist billig einen Unterschied zwischen denen zu machen, welche durch Vernunftschlüsse, auf Irreligion gebracht werden, und denen, welche die Religion nur darum verachten, oder verwerfen, weil sie dieselbe als einen traurigen Gegenstand, oder als einen beschwerlichen Zaum betrachten. Viele entsagen, aus Eitelkeit, und Nachahmung, den angenommenen Vortheilen; diese vermeyntlichen starken Geister haben nichts mit ihrem eignen Verstande geprüft, sondern verlassen sich blos auf andre, von denen sie glauben, daß sie über die Sache reiflicher nachgedacht haben. Diese Ungläubigen haben dem-

(88) Die Priester werden nicht müde, zu wiederholen, daß es der Hochmuth, die Eitelkeit, und das Verlangen sich auszuzeichnen sey, welche zum Atheismus führen. Hierinnen handeln sie wie die Großen, welche alle diejenigen Unverschämte heißen, die sich weigern, vor ihnen zu kriechen. Sollte nicht jeder vernünftige Mensch berechtiget seyn, den Priester zu fragen, welches ist denn deine Ueberlegenheit im Vernunftschlusse, und was könnte mich wohl bewegen, meine Vernunft deinem Wahnsinn zu unterwerfen? Könnte man nicht noch überdieß den Priestern einwenden, daß es der Eigennutz sey, der sie zu Priestern macht, daß es der Eigennutz sey, der sie zu Gottesgelehrten macht, daß es das Interesse ihrer Leidenschaften, ihres Stolzes, ihrer Habsucht, ihres Ehrgeizes sey, die sie an ihr System kettet, wovon sie allein die Früchte einerndten? Wenigstens sollten die

demnach keine gewissen Begriffe; ungeschikt für sich selbst Betrachtungen anzustellen, sind sie kaum im Stande den Vernunftschlüssen andrer zu folgen. Sie sind auf die Art ungläubig, wie die meisten Menschen religiös sind; nehmlich aus Leichtgläubigkeit, wie der gemeine Mann, oder aus Eigennutz, wie der Priester. Ein Wollüstiger, ein Schwelger, ein Säufer, ein Ehrgeitziger, ein Leichtsinniger, eine Buhlerinn, ein schöner Geist nach der Mode, sind gar nicht fähig, von einer Religion zu urtheilen, die sie nicht geprüft haben, die Stärke eines Beweises zu fühlen, und das Ganze eines Systems zu überschauen. Wenn sie auch manchmal mitten durch das Gewölke der, sie verblendenden Leidenschaften, einen schwachen Schimmer von Wahrheit durchbrechen sehen; so verschwindet er doch eben so bald wieder, als er entstand. Verderbte Menschen greifen die Götter nur dann an, wenn sie selbige ihren Leidenschaften entgegen glauben. (89) Der Gutgesinnte greift sie an, weil er findet, daß sie Feinde der Wahrheit, Stöhrer seines Glückes, seiner Ruhe und des ganzen menschlichen Geschlechtes sind.

Wenn

die Priester, zufrieden, über den gemeinen Haufen zu herrschen, nicht von dem denkenden Manne verlangen, daß er seine Knie vor ihren eitlen Göbenbildern beuge. Tertullian hat gesagt, quis enim philosophum sacrificare compellit? Tertull. Apolog. Cap. 46.

(89) Arrian sagt, daß die Menschen die Götter, wenn sie sie ihren Leidenschaften zuwider finden, verwünschen, und ihre Altäre umwerfen. Je mehr die Meynungen eines Atheisten gewagt sind, und andern seltsam und verdächtig scheinen, um desto mehr sollte er ein genauer Beobachter seiner Pflichten seyn, wenn er nicht will, daß seine Sitten sein System verdächtig machen, welches, wenn es gehörig geprüft wird, die Gewißheit, und Nothwendigkeit der Moral einleuchtend macht, welche alle Religionen zu verderben, und schwankend zu machen suchen.

Wenn verborgene, und in einander verwickelte Bewegungsgründe auf unsern Willen wirken; so ist es schwer zu entdecken, wodurch er bestimmt wird. Ein Bösewicht kann durch Bewegungsgründe zum Unglauben, oder zum Atheismus gebracht werden, die er sich nicht zu gestehen wagt: er kann sich selbst täuschen, und nur seine Leidenschaften rechtfertigen wollen, indem er die Wahrheit zu suchen glaubt. Die Furcht vor einem rächenden Gotte, kann ihn vielleicht dazu bringen, sein Daseyn, ohne vieler Untersuchung, und nur darum zu läugnen, weil es ihm beschwerlich wird. Unterdessen führen auch manchmal die Leidenschaften auf den rechten Weg. Der große Antheil, den wir an einer Sache nehmen, bringet uns, sie näher zu untersuchen, und kann oft denjenigen auf Entdeckung der Wahrheit bringen, der sie am wenigsten suchet, oder der nichts weiter verlangt, als sich einzuschläfern, und sich zu täuschen. Einem bösen Menschen, der die Wahrheit findet, geht es wie einem, der einer eingebildeten Gefahr entrinnen will, und auf seiner Flucht einer im Wege liegenden Schlange den Kopf zertritt: ein solcher thut, zufälliger Weise, und gleichsam ohne Absicht, das, was ein andrer, der mehr bey sich selbst war, aus Ueberlegung gethan haben würde. Ein böser Mensch, der Gott fürchtet, und sich ihm entziehen will, kann gar wohl das Ungereimte der Begriffe entdecken, die man davon aufstellt, ohne deswegen zu bemerken, daß diese Begriffe nichts in der Nothwendigkeit seiner Pflichten ändern.

Man muß keinen Eigennutz bey einer Sache haben, wenn man richtig davon urtheilen soll; und es erfodert große Einsichten und anhaltendes Nachdenken, ein großes weit reichendes System zu begreifen. Nur dem Gutgesinnten kommt es zu, die von der Existenz eines Gottes gegebenen Beweise, und die Grundsätze jedweder Religion zu untersuchen; nur dem, der mit der Natur,

Natur, und ihren Wegen wohl bekannt ist, kommt es zu, sich mit Ueberzeugung in die Arme der Natur zu werfen. Nicht der lasterhafte, und Unwissende, sondern allein der Gute, und Tugendhafte, hat in dieser grossen Sache ein Urtheil zu fällen. Ja wäre dieser nicht sodann in dem Falle, die Existenz eines Gottes zu wünschen, der die von Menschen ausgeübte Wohlthätigkeit belohnte? Wenn er auf diese Vortheile Verzicht thut, auf welche ihm seine Tugend Anspruch giebt, so kann dieses nur darum geschehen, weil er diese Vortheile für eben so erdichtet hält, als den verkündigten Vergelter selbst, und weil er sich durch Nachdenken über den Charakter dieses Gottes überzeugt hat, daß man auf einen, so eigensinnigen Despoten keine Rechnung machen kann, und daß die Verbrechen und Thorheiten, denen er zum Vorwand dient, die unbedeutenden Vortheile weit überwiegen, die aus der Kenntniß dieses Gottes etwa herfliessen können. Das geringste Nachdenken kann uns hinlänglich überführen, daß es gegen einen furchtsamen Sterblichen, dessen schwache Leidenschaften dieser Gott zurückhält, viel Tausende giebt, die er nicht zurückhalten kann, ja deren Leidenschaften er nur noch mehr aufbringt; daß es gegen einen, der durch ihn getröstet wird, Tausende giebt, die er unruhig, und bestürzt macht, und daß dieser Gott gegen einen Schwärmer, der sich in der Vorstellung eines allgütigen Wesens glücklich fühlt, über ganze Länder und Völker Elend, Jammer, und Verwüstung bringt.

Wie dem auch sey, so wollen wir uns nicht bey den Bewegungsgründen aufhalten, welche diesen oder jenen einzelen Menschen für ein System bestimmen können, sondern das System selbst zur Hand nehmen, und untersuchen, ob es wahr sey. Zeigt es sich dann, daß dieses System auf Wahrheit gegründet ist, so können wir dasselbe niemals für schädlich halten; denn nur die Lügen ist es, welche den Menschen schadet; und wenn der Irrthum

thum die alleinige Quelle ihres Unglücks ist, so ist die Vernunft das wahre Hülfsmittel dagegen. Wir dürfen keinesweges bey der Aufführung dessen stehen bleiben, der ein System vorträgt. Er kann, wie bereits gesagt worden ist, sehr gesunde Begriffe haben, wenn seine Handlungen gleich sehr schändlich sind. Wenn das System des Atheismus denjenigen nicht lasterhaft machen kann, der es nicht durch sein Temperament ist, so kann es denjenigen auch nicht gut machen, der außerdem nicht einmal die Bewegungsgründe kennet, die ihn zum Guten bewegen sollten. Wenigstens haben wir bewiesen, daß der Abergläubige, wenn er bey heftigen Leidenschaften ein verderbtes Herz hat, selbst in seiner Religion tausendfachen Vorwand mehr findet, dem menschlichen Geschlechte zu schaden, als der Atheist: wenigstens kann dieser seine Rache, und die Ausbrüche seiner Wuth, nicht mit Religionseifer bemänteln; wenigstens kann er das, der Gesellschaft zugefügte Unrecht, nicht mit Geld, oder vermittelst einiger Ceremonien gut machen, und darf sich nicht darauf verlassen, durch gewisse religiöse Handlungen, sich mit seinem Gott versöhnen, und die Unruhe seines erwachten Gewissens stillen zu können. Wenn das Laster sein Herz noch nicht ganz verhärtet hat, so muß er innerlich einen unbestechlichen Richter hören, der ihm über das Gehässige seines Betragens unaufhörliche Vorwürfe macht, und ihn nöthiget die Blicke, und den Zorn seiner Mitmenschen zu fürchten, ja sich selbst zu verachten. Der Abergläubige fühlt zwar, wenn er lasterhaft handelt, diese innerlichen Vorwürfe auch, aber seine Religion bietet ihm bald Mittel an, ihrer los zu werden. Sein Leben ist gemeiniglich eine lange Kette von Vergehungen, und Reue, vor Sünden und Büßungen; ja oft begeht er noch größere Verbrechen, um die ersten dadurch wieder gut zu machen. Ohne über die Moral veste, und gewiße Begriffe zu haben, gewöhnt er sich nur dasjenige als unerlaubt zu betrachten, was ihm der Priester verbietet,

bieter, und hält hingegen die schwärzesten Handlungen für Gott gefällige Tugenden, oder für Mittel, seine begangenen Missethaten auszulöschen. Auf diese Art, hat man gesehen, daß Fanatiker ihre schändlichsten Handlungen, Ehebruch, ungerechte Kriege, und Usurpation, durch abscheuliche Verfolgungen gebüsset, und sich in dem Blute der Abergläubigen gebadet haben, welche durch ihre Verblendung zu Opfern und Märtyrern wurden.

Wenn ein Atheist Vernunft und Natur zu Rathe gezogen hat; so bekommt er zuverläßigere, und der Menschheit angemessenere Grundsätze, als der Abergläubige, welchen seine Religion, er sey ein Schwermüthiger, oder ein Schwärmer, immer auf Thorheit oder Grausamkeit führt. Niemals wird man den Verstand des Atheisten so verblenden können, daß er Gewaltthätigkeit, Ungerechtigkeit, Mord und Verfolgung, für tugendhafte, oder rechtmäßige Handlungen ansehen sollte. Täglich sehen wir noch, daß die Religion, oder das vermeynte Interesse des Himmels, Leute, welche außerdem menschlich, billig, und vernünftig sind, dermassen verblendet, daß sie es für Pflicht ansehen, diejenigen, die anders, als sie, denken, mit der äußersten Grausamkeit zu behandeln. In den Augen des Abergläubigen, hört der Ketzer, und der Ungläubige auf, ein Mensch zu seyn. Alle, vom Gifte der Religion angesteckten Gesellschaften liefern uns unzählige Beyspiele von gesetzlichen Mordthaten, welche die Gerichtsstühle ohne Bedenken unterschrieben haben. Richter, welche in allen übrigen Vorfällen Billigkeit beweisen, verläugnen sie, wenn es eine theologische Grille betrift, und glauben den Absichten der Gottheit gemäß zu handeln, wenn sie sich im Blute baden. Fast überall, machen sich die, dem Aberglauben untergeordneten Gesetze ihrer Wuth theilhaftig, und billigen, oder befehlen, Grausamkeiten, wider welche sich die Menschheit empört. (90) Sind nicht alle diese Rächer der Religion, die ihr

mit freudigem Muthe, aus Frömmigkeit, und Pflicht, die Opfer schlachten, die sie verlangt, ganz blinde Leute? Sind sie nicht Tyrannen, welche ungerecht, und thöricht genung sind, um über die Gedanken regieren zu wollen? Sind sie nicht Fanatiker, welchen das von unmenschlichen Vorurtheilen niedergeschriebene Gesetz, die Nothwendigkeit auflegt, grimmigen Thieren gleich zu handeln? Sind nicht diese Regenten, die um den Himmel zu rächen, ihre Unterthanen verfolgen, und ihren gefräßigen Göttern Menschenopfer schlachten, sind sie nicht Menschen, welche der Religionseifer in Tyger verwandelt? Und diese, für das Wohl der Seelen so besorgten Priester, welche trotzig die Freystadt der Gedanken erbrechen, um in den Meynungen des Menschen Gelegenheit zu finden, ihm zu schaden, sind sie nicht Betrüger, und Stöhrer der Gemüther, welche die Religion ehret, die Vernunft hingegen verabscheuet? Giebt es schändlichere Ungeheuer, als jene Böswichter von Inquisitoren, welchen die Verblendung der Fürsten das Recht einräumt, ihre persönlichen Feinde zu den Flammen zu überliefern? Gleichwohl hält sie der Aberglaube der Unterthanen in Ehren, und die Könige überhäufen sie mit Wohlthaten. Beweisen uns nicht tausend Beyspiele, daß die Religion, überall, die sonderbarsten Verbrechen hervorgebracht, und gerechtfertiget hat? Tausendmal, hat sie unter die Menschen Dolche ausgetheilet, Leidenschaften losgekettet, welche noch weit entsetzlicher waren, als die, denen sie Einhalt thun wollte, und die heiligsten Banden der Gesellschaft zerbre-

(90) Der Präsident Frammon erzählt mit einer Zufriedenheit, die eines Cambalen würdig ist, die Hinrichtung des Vanini, der zu Toulouse verbrannt ward, ob er schon die Meynungen widerrufen hatte, wegen derer er verklagt worden war. Dieser Präsident geht so weit, daß er das Geschrey mißbilliget, welches die Martern dieser unglücklichen Opfer religiöser Grausamkeit auspreßten.

brochen. Unter dem Vorwand der Pflicht, der Treue, der Frömmigkeit und des Eifers, hat sie Grausamkeit, Habsucht, Ehrgeiz und Tyranney begünstiget, hat sie tausendmal Mord, Meyneid, und Treulosigkeit, Aufruhr und Königsmord für rechtmäßig erklärt. Diese Fürsten, die sich oft zu Rächern des Himmels, und Bäuteln der Religion aufgeworfen haben, sind selbst, unzähligemal, ihre traurigen Opfer geworden. Kurz, immer ist der Name Gottes, die Losung zu den traurigsten Thorheiten, und abscheulichsten Verbrechen gewesen; allenthalben sind die Altäre der Götter mit Blute getränkt worden, und unter welcher Gestalt man auch die Gottheit aufgestellet hat, so war sie, zu allen Zeiten, die Ursache, oder der Vorwand, die Rechte der Menschheit, auf die unverschämteste Art, zu verletzen. (91)

Niemals wird man einen Atheisten, so lange er bey gesundem Verstande ist, überreden können, daß dergleichen Handlungen gerecht und derjenige, der sie begeht, ein achtungswürdiger Mann sey: nur ein Abergläubiger, der über seiner Verblendung die deutlichsten Grundsätze der Moral vergißt, kann sich einfallen lassen, dergleichen auf Verwüstung abzielende Unternehmungen für Tugenden zu halten. Wenn der Atheist ein Böswicht ist, so weiß er wenigstens, daß er unrecht thut; weder seine Priester, noch sein Gott, werden ihn des Gegentheils überreden; und wie groß auch immer seine Verbrechen seyn mögen, so können sie niemals größer, als diejenigen seyn,

(91) Ich bemerke hierbey; daß die christliche Religion, die sich rühmet, den Menschen die richtigsten Begriffe von der Gottheit zu geben, dieses Gott, wenn man sagt, daß sie unruhig und blutdürstig sey, allemal von der Seite der Gütigkeit, und Barmherzigkeit schildert, die sich rühmet, die reinste Moral gelehret zu haben, und unter denen, die sie bekennen, immerwährenden Frieden, und Eintracht

zu welchen der Aberglaube diejenigen auffodert, die er mit seiner Wuth berauscht, oder denen er diese Verbrechen sogar in dem günstigen Lichte der Büßungen und der verdienstlichen Handlungen gezeiget hat.

Welchen Bösewicht man denn auch immer aus dem Atheisten machen will, so wird er höchstens nur das seyn, was der Andächtige ist, dem selbst seine Religion oft zum Verbrechen auffordert, welchem sie den Mantel der Tugend umgiebt. Was die Aufführung des Atheisten betrift; so ist er, wenn er unmäßig, wollüstig, und unkeusch lebt, darum nicht von dem leichtgläubigsten Andächtler unterschieden, welcher so oft mit seiner Leichtgläubigkeit Laster und Verbrechen vereiniget, wovon ihn seine Priester, wofern er sich nur vor ihnen demüthiget, jederzeit wieder loszusprechen, bereit sind. Ist er in Indostan, so läßt er sich von den Braminen im Ganges reinigen; ist er ein Jude, so darf er nur Sühnopfer bringen; lebt er in Japon, so kommt er mit einer Wallfarth los; ist er ein Muselmann, so braucht er nur nach Mekka zu reisen; ist er ein Christ, so darf er nur beten, fasten, und seine Sünden zu den Füßen des Priesters beichten. Dieser würde ihn, im Namen des Allerhöchsten, lossprechen, und Gnade und Indulgenz des Himmels verkaufen, soviel er deren braucht, niemals aber Verbrechen mißbilligen, die er aus Ergebenheit für sie begangen hat.

Wir

tracht zu stiften, mehr Streit, Uneinigkeit, einheimische, und auswärtige Kriege, und Verbrechen von aller Art, hervorgebracht hat, als alle übrigen Religionen zusammen genommen. Vielleicht wendet man ein, daß die größere Aufklärung unsrer Zeiten diesen Aberglauben hindern werde, künftig so schädlich zu seyn, als er es gewesen ist; aber hierauf antworte ich, daß der Fanatismus immer gleich gefährlich

Wir hören täglich, daß die ärgerliche, oder lasterhafte Aufführung der Priester, und ihrer Anhänger, keinen Beweis wider die Güte ihres Religionssystems abgeben soll; warum sollte man denn nun aber nicht das nehmliche, von der Aufführung eines Atheisten sagen können, der, wie bereits gesagt worden ist, bey aller Unordnung seines Lebenswandels, eine sehr reine, und richtige Moral haben kann? Wenn man die Meynungen der Menschen, nach ihrer Aufführung beurtheilen sollte, welche Religion würde diese Probe aushalten? Wir untersuchen, also, blos die Meynungen des Atheisten, ohne seine Aufführung zu billigen; wir billigen seine Art zu denken, wenn wir sie richtig, nützlich, und vernünftig befinden, und mißbilligen seine Art zu handeln, wenn wir sie verwerflich finden. Wenn wir eine Schrift voll wichtiger Wahrheiten vor uns haben, müssen wir denn ein Sittenzeugniß des Verfassers darneben haben? Was liegt der Welt daran, ob Newton nüchtern, oder unmäßig, keusch oder ausschweifend gelebt hat? Alles, was wir wissen wollen, ist dieses, ob er richtig gedacht hat, ob seine Grundsätze zuverläßig sind, ob die Theile seines Systems gut zusammenhängen, und ob sein Werk mehr aus Wahrheiten, oder aus Hypothesen bestehet? Auf gleiche Art müssen wir die Grundsätze des Atheisten beurtheilen. Wenn sie seltsam und ungewöhnlich sind, so ist dieses eine Ursache mehr, sie mit Schärfe zu prüfen; wenn er richtig geschlossen, wenn er bündig erwiesen hat, so nehme man Beweis an; wenn er sich irgendwo geirret

lich bleiben, und die Wirkungen, so lange die Ursache vorhanden bleibt, immer die nemlichen seyn werden. So lange, demnach, der Aberglaube angesehen, und mächtig ist, so lange werden wir auch von Zank, Verfolgung Inquisition, Königsmord, und Unruhen hören. So lange die Menschen unsinnig genung bleiben, die Religion für die wichtigste Sache anzusehen, so lange werden die Priester Freyheit haben,

hat, so unterscheide man das Wahre vom Falschen, ohne in den so gewöhnlichen Fehler zu fallen, eines Irrthums wegen in der Nebensache eine Menge unwidersprechlicher Wahrheiten zu verwerfen. Wenn sich der Atheist irrt, so hat er ohne Zweifel so viel Recht, als der Abergläubige, seine Fehler auf die Unvollkommenheit seiner Natur zu werfen. Ein Atheist kann Fehler und Laster an sich haben, er kann falsch schließen; aber wenigstens werden seine Irrthümer niemals die Folgen von Religionsneuerungen haben, und nicht gleich jener in dem Schoose der Völker, das Feuer der Zwietracht anzünden: Der Schriftsteller dieser Art wird nicht seine Laster, und Verwirrungen, mit der Religion entschuldigen; er wird sich nicht für untrüglich ausgeben, wie jene stolzen Theologen, welche ihren Thorheiten das Siegel einer göttlichen Sanction aufdrücken, und annehmen, daß der Himmel die Sophismen, Lügen, und Irrthümer, bestätigen werde, die sie auf Erden verbreiten zu müssen glauben.

Vielleicht wendet man uns ein, daß der Unglaube eines der mächtigsten Bänder der Gesellschaft zerreißt, indem er den Eidschwüren ihre Heiligkeit nimmt. Hierauf antworte ich, daß der Meyneid weder bey den religiösesten Völkern, noch bey solchen Personen selten ist, die sich rühmen von der Existenz Gottes am meisten überzeugt zu seyn. Aus einem Abergläubigen, sagt man, ward Diagoras ein Atheist, weil er nicht sahe, daß die Göt-

tur

haben, alles unter einander zu wirren, indem sie das Interesse Gottes zum Vorwande nehmen, welches doch nie ein andres ist, als ihr eignes. Die christliche Kirche würde sich über den Vorwurf, den man ihr wegen ihrer Intoleranz, und Grausamkeit macht, nur dadurch rechtfertigen können, wenn sie alle Verfolgung über Gedanken und Meynungen, für unerlaubt erklärte; aber dafür werden sich die Priester wohl hüthen.

ter mit ihrem Blitze einen Menschen zerschmetterten, der sie bey einer falschen Aussage zu Zeugen angerufen hatte. Wie viele müßten nicht aus diesem Grunde heut zu Tage Atheisten werden? Wir sehen nicht, daß die feyerlichsten Verpflichtungen, und Verträge der Menschen, wenn sie solche bey jenem unsichtbaren, und unbekannten Wesen niederlegen, durch diese eitle Formalität einige Festigkeit mehr erhalten. Hierüber berufe ich mich vorzüglich auf euch, ihr Herrscher der Erde; Bekümmert ihr euch wohl etwas, wenn es auch, oftmals nur einen ganz geringen Vortheil betrift, um diesen Gott, für dessen Statthalter ihr euch ausgebet, und von dem ihr eure Rechte herschreibet? Bekümmert ihr euch wohl um diesen Gott, den ihr so oft zum Zeugen eurer Eidschwüre und Verträge machet, und dessen Gerichte ihr zu fürchten vorgebet? Erfüllet ihr wohl treulich die so heiligen Angelöbniße, die ihr euren Bundesverwandten, und euren Unterthanen gethan habet? O ihr Fürsten, die ihr mit so viel Religion so wenig Frömmigkeit verbindet, ich sehe, daß ihr der Stärke dieser Wahrheit nicht widerstehen könnet. Diese Frage bringt euch in Verwirrung, und ihr müsset bekennen, daß ihr mit den Göttern, wie mit den Menschen nur spielet. Ja was sage ich, zählt euch nicht oft selbst die Religion von euren Eidschwüren los? befiehlt sie euch nicht oftmals Treue und geschworne Zusage zu brechen; besonders wenn es ihr eignes geheiligtes Interesse betrift? Spricht sie euch nicht von Angelöbnissen los, die ihr denen gethan habt, die sie verdammet? Hat sie sich nicht oftmals, nachdem sie euch zu Meyneidigen, und Bundbrüchigen gemacht hat, das Recht angemaßet, eure Unterthanen des euch geleisteten Eydes zu entbinden? (92)

(92) In der katholischen Religion, das heißt in derjenigen Sekte des Christenthums, welche die abergläubigste, und ausgebreiteste ist, ist es als ein beständiger Grundsatz angenommen, daß Ketzern nicht Wort gehalten werden dür-

Unter solchen Regenten wird die Religion, und die Politik, zur wahrhaften Schule des Meyneids; auch sind die Betrüger in allen Staaten niemals bereitwilliger, als wenn sie bey ihrem offenbarsten Betruge, und wegen des verächtlichsten Gewinns, den Nahmen Gottes anrufen sollen. Wozu nützen denn, also, die Eidschwüre, wenn sie nichts weiter als Netze seyn sollen, in welchen sich nur die Einfalt fangen läßt? Ueberall sind sie blos eitle Formalitäten, wodurch Bösewichtern nicht Einhalt gethan, und den Verbindlichkeiten gutdenkender Leute nichts hinzugefügt wird, als welche, auch wenn sie nicht geschworen hätten, nicht das Herz haben würden, sie zu verletzen. Ein meyneidiger, und treuloser Abergläubiger hat für einem, seiner Zusage vergessenen Atheisten, nicht den geringsten Vorzug; und weder der eine, noch der andere, verdienen weiter das Zutrauen ihrer Mitbürger, und die Achtung gutdenkender Männer. Wenn der nun seinen Gott nicht achtet, den er glaubt, so achtet der andre, weder seine Vernunft, noch seinen guten Namen, noch die Meynung der übrigen Menschen, Dinge, denen kein verständiger Mensch seinen Glauben versagen kann. (93)

Man

dürfe. So entschied es, die zu Kostnitz gehaltene Kirchenversammlung, als der Kaiser den Johann Huß, und Hyeronimus von Prag, ungeachtet des ihnen ertheilten sichern Geleites, verbrennen ließ. Der römische Pabst hat, wie man weiß, das Recht, seine Glaubensgenossen von ihren Eidschwüren, und Gelübden loszuzählen, und oft hat sich dieser nehmliche Pavst, das Recht angemaßt, Könige absetzen, und ihre Unterthanen von der, ihnen geschworenen Treue zu entbinden.

(93) Ein Eid, sagt Hobbes, fügt der Verbindlichkeit nichts weiter hinzu, sondern vermehrt nur, in der Einbildung dessen, der ihn schwört, die Furcht, eine Verpflichtung zu brechen, die er, auch ohne Schwur, zu halten genöthiget wäre.

Man hat oft gefragt, ob es wohl irgend eine Nation gebe, welche gar keinen Begriff von der Gottheit hätte, und ob sich ein Volk, das ganz aus Atheisten bestünde, erhalten könnte? Was auch einige Beobachter darüber sagen können, so scheint es nicht wahrscheinlich, daß auf der Erde ein zahlreiches Volk zu finden seyn sollte, welches gar keinen Begriff von irgend einer unsichtbaren Macht hätte, der sie Unterwerfung und Ehrfurcht bezeigte. (94) Der Mensch wird, in so fern er in furchtsames, und unwissendes Geschöpf ist, bey seinem Unglück nothwendig abergläubig. Entweder macht er sich einen Gott, nach seinen eignen Begriffen, oder nimmt den Gott an, den ihm andre vorstellen. Mit Grunde kann man also nicht glauben, daß es ein Volk auf Erden gebe, welches gar keine Begriffe von irgend einer Gottheit habe. Das eine zeigt uns Sonne, Mond, und Sterne; ein andres das Meer, Seen und Flüsse, aus welchen es seinen Unterhalt nimmt, und Bäume, die es gegen unfreundliche Witterung schützen; wieder ein andres zeigt uns einen Felsen von grauser Gestalt, einen hohen Berg, einen Volkan, dessen Wirkung es mit Er-

(94) Einige haben geglaubt, daß die Sinesen allesamt Atheisten wären; aber dieser Irrthum kommt von christlichen Missionairen her, welche gewohnt sind, diejenigen für Atheisten zu halten, die mit ihnen in Ansehung der Gottheit nicht gleich denken. Es scheint ausgemacht zu seyn, daß die Sinesen ein sehr abergläubiges Volk sind, aber von Obrigkeiten beherrscht werden, die es nicht sind, ob sie schon deswegen keine Atheisten sind. Wenn Sina ein so blühendes Reich ist, als man vorgiebt, so liefert es wenigstens einen sehr starcken Beweis mehr, daß die, welche regieren, nicht abergläubig zu seyn brauchen, um Unterthanen gut zu beherrschen, die es sind.

Man sagt, die Grönländer hätten gar keinen Begriff von einer Gottheit. Es ist dieses, jedoch, von einer so wilden, und von der Natur so wenig begünstigten Nation schwerlich zu glauben.

staunen betrachtet; noch ein andres zeigt uns sein entsetzliches Krokodill, seine gefährliche Schlange, den Wurm, dem es sein gutes oder böses Schicksal zuschreibt. Kurz, jedweder Mensch, wird euch mit Ehrerbietung seinen Fetisch, oder seinen Haus- und Schutzgott zeigen.

Aber der Wilde zieht aus der Existenz seines Gottes nicht die nehmlichen Folgerungen, die der polizirte Mensch daraus herleitet. Ein wildes Volk, glaubt nicht viel über seine Gottheiten raisonniren zu dürfen; glaubt nicht, daß sie großen Einfluß auf seine Sitten, oder Gedanken haben müssen. Mit einem rohen, einfachen, und äußerlichen Gottesdienste zufrieden, glaubt er nicht, daß diese unsichtbaren Mächte auf sein Betragen in Ansehung seiner Nebengeschöpfe sehen; kurz, er verbindet seine Moral, nicht mit der Religion. Diese Moral ist roh, wie es die Moral jedes unwissenden Volkes seyn muß; sie ist seinen Bedürfnissen angemessen, deren nur wenige sind; sie ist manchmal unbillig, weil sie das Resultat der Unwissenheit, der Unerfahrenheit, und der wenig zurückgehaltenen Leidenschaften von Menschen ist, die gleichsam noch in ihrer Kindheit leben. Nur in einer zahlreichen, bleibenden, und kultivirten Gesellschaft, wo sich die mannigfaltigeren Bedürfnisse, und Privatabsichten kreuzen, braucht man Regierung, Gesetze, öffentlichen Gottesdienst, und ein einförmiges System, um Eintracht zu erhalten. Alsdann geschieht es, daß die näher zusammen gebrachten Menschen nachdenken, ihre Ideen verbinden, ihre Meynungen verfeinern. Alsdann geschieht es, daß die, welche herrschen, sich der Furcht vor unsichtbaren Mächten bedienen, um die andern im Zaume zu halten; und so geschieht es, daß sich allmählich Moral und Politik an das Religionssystem anschlingen. Oft selbst abergläubig, über ihre eignen Vortheile wenig aufgeklärt, in der gesunden Moral schlecht unterrichtet, und mit den wahren Triebfedern des menschlichen Herzens wenig

nig bekannt, glauben die Regenten für ihr eigenes Ansehen, so wie für die Wohlfarth, und Sicherheit ihrer Unterthanen genung gethan zu haben, wenn sie dieselben abergläubig machen, ihnen mit einem unsichtbaren Phantom drohen, und sie, gleich Kindern behandeln, bey denen man durch Fabeln, und Einbildungen alles ausrichtet. Vermittelst dieser herrlichen Erfindungen, wodurch die Oberhäupter, und Anführer der Völker, oftmals selbst hintergangen werden, und die sich von einem Geschlecht auf das andre fortpflanzen, dürfen sich die Regenten nicht die Mühe geben, sich zu unterrichten. Sie vernachläßigen sorglos die Gesetze, entkräften sich durch Weichlichkeit, überlassen die Sorge, die Unterthanen im Gehorsam zu erhalten, ihren Göttern, und geben ihnen Priester zu Lehrern, die sie gehorsam, und andächtig machen, und dieselben zeitig unter dem Joche unsichtbarer und sichtbarer Götter zittern lehren sollen.

Auf diese Art bleiben die Völker unter ihren Vormündern, in immerwährender Unmündigkeit, und werden nur durch eitles Blendwerk zurückgehalten. Politik, Rechtswissenschaft, Erziehung und Moral, wird, auf diese Weise, überall von dem Aberglauben angesteckt; die Menschen lernen keine andern Pflichten, als die Pflichten der Religion kennen; der Begrif von Tugend wird, fälschlich, mit den Begriffen von unsichtbaren Mächten vergesellschaftet, welche Betrüger nach ihrem Gefallen reden lassen; die Moral wird ungewiß, und schwankend, und man überredet die Menschen, daß es, ohne Gott, keine Moral für sie gebe. Auf diese Art haben sich die Regenten, und Unterthanen, beyde über ihre wahrhaften Vortheile, über die Pflichten der Natur und ihre gegenseitigen Rechte gleich verblendet, gewöhnt, die Religion als nothwendig, für die Sitten, als unentbehrlich den Menschen zu beherrschen, und als das sicherste Mittel anzusehen, mächtig und glücklich zu werden.

Auf

Auf diese Voraussetzungen gründen sich so viele, außerdem sehr verständige Personen, wenn sie es für unmöglich halten, daß eine aus Atheisten bestehende Gesellschaft dauerhaft seyn könne. So viel ist gewiß, daß eine zahlreiche Gesellschaft, welche weder Religion, noch Moral, noch Regierung, noch Gesetze, Erziehung und Grundsätze hätte, nicht bestehen könnte, indem sie nur Wesen zusammen bringen würde, die immer geneigt wären, einander zu schaden, oder Kinder, welche blindlings ihren gefährlichsten Antrieben folgen würden. Aber befinden sich nicht die menschlichen Gesellschaften, bey aller Religion in der Welt, ungefähr in diesem Zustande? Leben nicht beynahe überall die Regenten in einem beständigen Kriege mit ihren Unterthanen? Sind diese Unterthanen nicht, Trotz der Religion, und den fürchterlichen Begriffen, die sie von der Gottheit giebt, immer geschäftig, einer dem andern zu schaden, und sich unglücklich zu machen? Dient nicht selbst die Religion, und ihre übernatürlichen Begriffe noch dazu, den Leidenschaften und der Eitelkeit der Regenten zu schmeicheln, und das Feuer der Zwietracht unter den Bürgern verschiedenes Glaubens anzufachen? Könnten wohl jene höllischen Mächte, welche, dem Vorgeben nach, immer damit umgehen, dem menschlichen Geschlechte zu schaden, größere Verheerung über die Erde bringen, als der Fanatismus, und der theologische Eifergeist? Kurz, könnte eine, aus Atheisten bestehende Gesellschaft, so unsinnig man sie auch immer annimmt, mehr Unheil anrichten, als die wirklichen Laster, und ausschweifenden Verblendungen der Abergläubigen, welche, seit so vielen Jahrhunderten, nichts thun, als sich, ohne Nachdenken, und ohne Mitleid, einander aufreiben und umbringen? Der Fall ist nicht wohl denkbar; aber so viel kann man zuverläßig behaupten, daß eine, aus Atheisten bestehende Gesellschaft, die schlechterdings keine Religion hätten, durch gute Gesetze regieret, durch eine gesunde Erziehung gebildet, zur Tugend

gend durch Belohnungen angetrieben, und vom Laster durch billige Strafen abgeschreckt würde, eine Gesellschaft, wo keine Verblendungen, Lügen und Täuschungen statt hätten, ungleich rechtschaffener und tugendhafter seyn würde, als jene religiösen Gesellschaften, wo sich alles vereint, die Köpfe zu berauschen, und die Herzen zu verderben.

Wenn man sich um das Glück der Menschen wahrhaftig verdient machen will, so muß die Reformation bey den Göttern anfangen, und man darf nicht eher hoffen, den menschlichen Verstand zu seiner Reife zu führen, als wenn man denselben von jenen eingebildeten Wesen abziehet, welche nur dazu dienen, unwissende Völker zu schrecken, und in kindischer Ohnmacht zurück zu halten. Es giebt keine Moral, eine Sache, die man nicht zu oft wiederholen kann, wenn man nicht die Natur des Menschen, und seine wahren Verhältnisse gegen andre Geschöpfe seiner Art zu Rathe zieht; keine gewisse Richtschnur der Sitten, wenn man sie auf ungerechte, eigensinnige, und bösartige Götter gründet; keine gesunde Politik, wenn man nicht die Ursachen bedenkt, wegen deren die Menschen in Gesellschaft treten. Keine löbliche Regierung kann sich auf einen despotischen Gott gründen, welcher aus seinen Stellvertretern immer Tyrannen machen wird. Keine Gesetze können gut seyn, wenn man nicht dabey die Natur, und den Endzweck der Gesellschaft überlegt. Keine Rechtswissenschaft kann billig seyn, wenn sie sich nach dem Eigensinn, und den Leidenschaften vergötterter Tyrannen richtet. Keine Erziehung kann vernünftig seyn, wenn sie sich auf Chimären, und Vorurtheile, nicht aber auf Vernunft gründet. Kurz, keine Tugend, keine Rechtschaffenheit, keine Talente, sind unter verdorbenen Beherrschern, und unter der Leitung von Priestern zu erwarten, welche die Menschen zu Feinden ihrer selbst, und andrer machen, und welche in ihnen jeden Keim der

Ver-

Vernunft, der Wissenschaften, und des hohen Muthes, zu ersticken suchen.

Vielleicht fragt man, ob man mit Grunde hoffen dürfe, es dahin zu bringen, ein ganzes Volk seiner Religionsmeynungen, oder seiner Begriffe von der Gottheit vergessend zu machen? Ich antworte hierauf, daß die Sache schlechterdings unmöglich scheint, und daß man sich dabey einen vergeblichen Endzweck vorsetzen würde. Der Begrif von einem Gott, der von der zartesten Kindheit an eingepräget wird, läßt sich bey dem gemeinen Haufen nicht ausrotten, und vielleicht wäre es nicht schwerer, ihn solchen Personen beyzubringen, die, ohne jemals davon reden gehört zu haben, ein gewisses Alter erreicht hätten, als es schwer seyn würde, ihn aus den Köpfen derer zu verbannen, denen er von dem zartesten Alter an eingedrückt worden ist. Es ist daher nicht zu vermuthen, daß man eine ganze Nation von dem Abgrund des Aberglaubens, das heißt, aus dem Schoose der Unwissenheit, und des Wahnsinns, zum absoluten Atheismus werde führen können, als welcher Nachdenken, Studium, Kenntnisse, eine lange Reyhe von Erfahrungen, einen vertrauten Umgang mit der Natur, eine Kenntniß der wahren Ursachen ihrer verschiedenen Erscheinungen, ihrer Verbindungen, ihrer Gesetze, und der Wesen voraus setzt, aus welchen sie bestehet, und ihrer mannigfaltigen Eigenschaften. Um ein Atheist zu seyn, oder um sich von den Kräften der Natur zu überzeugen, muß man lange über sie nachgedacht haben. Ein flüchtiger Blick ist nicht genug, sie kennen zu lernen; ungeübte Augen werden hierbey immer hintergangen, und, aus Unwissenheit der wahren Ursachen, wird man eingebildete unterschieben, so daß die Unwissenheit selbst, den Naturforscher zu den Füssen eines Phantoms zurückführen wird, in welchem seine eingeschränkten Blicke, oder seine Trägheit, die Auflösung aller Schwierigkeiten finden werden.

Der

Der Atheismus ist, demnach, so wenig als die Philosophie, und alle tiefen und abstracten Wissenschaften, für den großen Haufen gemacht. Unter allen zahlreichen, und kultivirten Nationen, finden sich Personen, denen ihre Umstände Muße gestatten, nachzudenken, und nützliche Untersuchungen und Entdeckungen zu machen, welche sich, nach und nach, wenn sie wahr, und vortheilhaft befunden worden sind, weiter ausbreiten und Frucht bringen. Der Meßkünstler, der Mechanikus, der Chymist, der Arzt, der Rechtsgelehrte, und selbst der Handwerksmann sinnet in seinem Zimmer, oder in seiner Werkstätte auf Mittel, der Gesellschaft in seiner Sphäre nützlich zu werder. Der gemeine Mann versteht keine ihrer Wissenschaften oder Professionen; aber deswegen genießt er gleichwohl, in der Folge, die Früchte von Arbeiten, wovon er keinen Begrif hat. Der Astronom arbeitet für den Matrosen; für ihn rechnet der Mechanikus, und Meßkünstler; für den Mäurer und Handarbeiter zeichnet der Architect geschickte Risse. Aber welchen Nutzen man auch religiösen Meynungen beylegen mag, so kann doch der tiefe und subtile Theolog sich niemals rühmen, für den Nutzen des Volkes zu arbeiten, zu schreiben oder zu streiten, welches gleichwohl die Systeme, und Geheimnisse, so theuer bezahlen muß, die es niemals versteht, und die ihm niemals nützlich werden können.

Nicht der gemeine Mann ist es demnach, für welchen der Philosoph sich vorsetzen soll zu schreiben oder nachzudenken. Die Grundsätze des Atheismus, oder des Systems der Natur, sind nicht einmal, wie gezeigt worden ist, für verschiedene andere Personen, die in mancherley Dingen sehr helle sehen, aber in Ansehung der allgemeinen Vorurtheile oft zu sehr eingenommen sind. Selten findet man Leute, die mit viel Verstand, Kenntnissen und Talenten, entweder eine richtige Einbildungskraft, oder genugsamen Muth verbinden, mit gutem Erfolg

folg tief in ihrem Gehirn eingewurzelte Chimären zu bestreiten. Ein heimlicher, und unbezwinglicher Hang führt oft, Trotz aller Vernunftschlüsse, die gründlichsten Köpfe, auf Vorurtheile zurück, die sie allenthalben angenommen sehen, und die sie selbst, von der zartesten Kindheit an, eingesogen hatten. Unterdessen schaffen sich Grundsätze, die Anfangs seltsam und auffallend schienen, wenn sie nur die Wahrheit auf ihrer Seite haben, nach und nach in den Gemüthern Eingang, werden ihnen bekannt, breiten sich weiter aus, und bringen erwünschte, und für die ganze Gesellschaft vortheilhafte Wirkungen hervor. Mit der Zeit, werden ihnen Vorstellungen geläufig, die sie, Anfangs, als ungereimt, und unvernünftig angesehen hatten; wenigstens hört man auf, diejenigen in einem verhaßten Lichte zu betrachten, welche Meynungen vortragen, über welche man wohl jedwedem, wie die Erfahrung gelehrt hat, ohne Gefahr für das Publikum, seine eignen Gedanken erlauben darf.

Man darf sich, also, nicht abschrecken lassen, gewisse Begriffe unter die Menschen zu verbreiten. Wenn sie nützlich sind, so werden sie, nach und nach, Früchte bringen. Der Schriftsteller muß nur seine Augen nicht gerade auf die Zeit, in der er lebt, und auf seine gegenwärtigen Mitbürger, oder sein Vaterland, sondern auf das ganze menschliche Geschlecht, und die Nachkommenschaft richten. Vergeblich würde er erwarten, seine Grundsätze von seinen Zeitgenossen, mit Beyfall aufgenommen zu sehen, und von eingenommenen Gemüthern für seine vorzeitige Aufklärung Belohnung zu erhalten. Wenn er Wahrheiten vorgetragen hat, so werden künftige Jahrhunderte seine Bemühungen rechtfertigen. Unterdessen muß er mit den Gedanken zufrieden seyn, gut gehandelt zu haben, oder dem heimlichen Beyfall der wenigen Freunde der Wahrheit zufrieden seyn. Der wahrheitsliebende Schriftsteller triumphirt erst nach seinem Tode, wenn Haß

und

und Neid ihren Stachel verlohren haben, und der Wahrheit Raum geben, die, weil sie ewig ist, alle irrdische Schrecknisse überleben muß. (95)

Außerdem können wir mit Hobbes sagen: „daß „man den Menschen dadurch gar nicht schaden kann, „wenn man ihnen Ideen mittheilt: höchstens könne da„durch Zweifel und Streit erregt werden; doch dessen ist „ja bereits genug in der Welt.„ Wenn sich ein Schriftsteller geirret hat, so liegt der Fehler an falschen Vernunftschlüssen. Wenn er falsche Sätze vorgetragen hat, so muß man sie untersuchen. Wenn sein System irrig, und lächerlich ist, so wird sein Buch verachtet werden, und der Verfasser wird dadurch, wenn er den Fall seines Werkes erlebt, genugsam gestraft werden; denn bis auf seine Asche kann sich doch keine Strafe erstrecken. Niemand schreibt mit dem ausdrücklichen Vorsatz seinen Nebengeschöpfen zu schaden; immer ist sein Endzweck der, ihren Beyfall zu erwerben, es sey, daß er sie blos unterhalte, oder ihre Wißbegierde rege mache, oder ihnen nützliche Entdeckungen mittheile. Kein Werk kann durch sich selbst

(95) Noch ist es vielen ein Problem, ob die Wahrheit schädlich seyn könne, und sehr gutgesinnte Leute sind oft über diesen wichtigen Umstand ungewiß. Die Wahrheit schadet nur denen, welche die Menschen hintergehen, und eben das Interesse dieser Hintergangenen erfodert, daß man sie eines bessern belehre. Die Wahrheit kann wohl denen schädlich seyn, die sie kundt machen, aber keine Wahrheit kann es dem menschlichen Geschlecht seyn, und niemals kann sie Wesen, die immer so wenig geneigt sind, zu hören, oder zu begreifen, zu deutlich gemacht werden. Wenn alle diejenigen, welche wichtige Wahrheiten abhandeln wollen, und diese werden immer für die gefährlichsten gehalten, die öffentliche Wohlfarth genugsam lieb hätten, um freymüthig zu reden, selbst dann wenn sie Mißfallen zu erwecken fürchten, so würde das menschliche Geschlecht aufgeklär-

selbst schädlich werden, besonders wenn es Wahrheiten enthält. Ja selbst denn würde es nicht schädlich seyn, wenn es Sätze enthält, die der Erfahrung, und der gesunden Vernunft zuwider wären. Was würde ein Autor ausrichten, der uns bereden wollte, daß die Sonne nicht leuchte, daß Vatermord, Diebstahl, und Ehebruch, rechtmäßige und erlaubte Handlungen seyen? Das Falsche solcher Sätze leuchtet von sich selbst ein, und das ganze menschliche Geschlecht würde sich dawider setzen. Die Thorheit des Mannes würde verlacht, und er und sein Buch nur durch ihren Unsinn bekannt werden. Die Religionsthorheiten sind die einzigen, welche den Sterblichen schädlich sind, weil das bürgerliche Ansehen sie unterstützt, sie als Wahrheiten aufdringt, und diejenigen mit Strenge bestraft, die darüber lachen, oder Untersuchungen anstellen wollen. Wenn die Menschen vernünftiger wären; so würden sie die Religionssysteme und theologischen Meynungen so betrachten, wie man ein System der Naturlehre, oder ein mathematisches Problem betrachtet; die dann wohl bisweilen unter den Gelehrten heftige Streitigkeiten veranlassen, niemals aber die Ruhe der Gesellschaft stöhren. Die theologischen Streitigkeiten würden keine

klärter und glücklicher seyn. Mit verdekten Worten schreiben, heißt oft für niemand schreiben. Der menschliche Geist ist träge; so viel es angeht, muß man ihm die Mühe des Nachdenkens ersparen. Wie viel Zeit, und Bemühung gehört nicht heutiges Tages dazu, wenn man die zweydeutigen Orakelsprüche der Alten verstehen will, wovon der wahre Sinn für uns fast gänzlich verloren gegangen ist. Wenn die, Wahrheit, den Menschen nützlich ist, so ist es eine Ungerechtigkeit, sie ihnen vor zu enthalten; wenn die Wahrheit angenommen werden soll, so muß man auch ihre Folgerungen annehmen, welche gleichfalls Wahrheiten sind. Die Menschen lieben gemeiniglich die Wahrheit, aber ihre Folgerungen machen in ihnen so viel Besorgnisse rege, daß sie oftmals lieber bey einem Irrthum bleiben wollen, dessen traurige Folgen einzusehen, die Gewohnheit sie hindert.

keine schlimmern Folgen haben, wenn man diejenigen, welche die Gewalt in einem Staate besitzen, überzeugen könnte, daß sie Gleichgültigkeit, und Verachtung für die Streitigkeiten von Leuten zeigen müssen, welche die Gegenstände selbst nicht verstehen, über die sie, ohne Unterlaß, im Streite liegen.

Diese so gerechte, so vernünftige, und den Staaten so vortheilhafte Gleichgültigkeit, ist es aber, welche die gesunde Philosophie nach und nach auf Erden einzuführen bemüht seyn sollte. Würde das menschliche Geschlecht nicht weit glücklicher seyn, wenn die Regenten nur mit dem Wohl ihrer Unterthanen beschäftiget, die Abergläubigen ihre thörichten Streitigkeiten unter einander ausmachen ließen, die Religion der Politik unterordneten, ihre stolzen Diener nöthigten, Bürger zu werden, und nicht zugäben, daß die Gesellschaft an ihren Streitigkeiten Antheil nehmen dürfte? Heut zu Tage findet das Genie überall Hindernisse auf seinem Wege: man erlaubt den Menschen nicht, von seinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, und sein Verstand kommt nicht aus der Wiege der Kindheit. Mit der geistlichen Obergewalt vereiniget, scheint die weltliche keine andern Unterthanen haben zu wollen, als unwissende Sklaven, die in ihrem dunklen Kerker einer den andern ihren Mißmuth empfinden lassen. Die Regenten wollen die Freyheit zu denken nicht zugeben, weil sie die Wahrheit fürchten; diese Wahrheit scheint ihnen furchtbar, weil sie ihre Ausschweifungen verdammen würde, und diese Ausschweifungen sind ihnen wichtig, weil sie, so wenig als ihre Unterthanen, ihr wahres Interesse kennen, welches zwischen beyden nur eines ausmachen sollte.

Alle diese vereinten Hindernisse, welche Wahrheit, Vernunft, und Natur, auf immer aus ihrem Gebiete, und von ihren Rechten verdrängen zu wollen scheinen,

müssen den Philosoph gleichwohl nicht niederschlagen. Der tausende Theil der Mühe, die man sich genommen hat, den menschlichen Verstand zu verderben, würde hinlänglich seyn, ihn zu heilen. Nur dürfen wir sein Verderben nicht für unheilbar halten; nur dürfen wir ihm nicht das Unrecht thun, zu glauben, daß sich die Wahrheit nicht für ihn schicke. Immer bleibt sie die Beschäftigung seines Verstandes, und der Wunsch seines Herzens; bleibt für sein Glück wesentlich nothwendig. Er fürchtet, oder verkennt sie, nur darum, weil die Religion seine Begriffe verwirret, ihm die Binde über das Gesicht zieht, und ihm die Tugend ganz fremd zu machen sucht.

Was man auch immer vornimmt, um Wahrheit, Vernunft, und Kenntniß von den Wohnungen der Sterblichen abzuhalten, so kann doch einmal die Zeit, im Fortgang ihrer Jahrhunderte selbst den Fürsten ein Licht aufstecken, die wir wider Wahrheit, Gerechtigkeit, und Freyheit so unbillig eingenommen sehen. Vielleicht ruft einmal das Schicksal verständige, billige, beherzte und wohlthätige Fürsten auf den Thron, welche die Quelle erkennen, aus der alles menschliche Elend herfließt, und diejenigen Hülfsmittel dagegen anwenden, die ihnen die Weisheit anbietet. Vielleicht erkennen sie einmal, daß diese Götter, von welchen sie ihre Gewalt ableiten, die wahren Geisseln ihrer Unterthanen, daß die Diener dieser Götter, ihre Feinde und Nebenbuhler sind, daß die Religion, die sie als eine Stütze ihrer Macht ansehen, sie vielmehr untergräbt, und erschüttert, und die abergläubige, falsche Moral nur dazu dient, ihre Unterthanen zu verderben, und ihnen für die wahren Tugenden eines Bürgers die Laster eines Sklaven zu geben. Kurz, sie werden einsehen, daß die Religionsirrthümer die fruchtbare Quelle von allem menschlichen Elend sind, und sich mit einer gesunden Staatsverwaltung auf keine Weise vertragen.

Bis

Bis zu dieser, für das Wohl des menschlichen Geschlechtes so wünschenswerthen Zeit, werden nur wenig denkende Köpfe die Grundsätze des Naturalismus annehmen. Diese werden sich so wenig Anhänger und Proselyten versprechen dürfen, daß sie vielmehr selbst in Männern Feinde, und Widersacher finden werden, die in allen übrigen Dingen sehr richtig denken. Wie wir bereits gezeigt haben, so können sich auch die fähigsten Köpfe nicht entschliessen, mit ihren Religionsbegriffen ganz zu brechen. Die Einbildung, welche schimmernden Talenten so nothwendig ist, wird ihnen oft zum größten Hinderniß, ihre Vorurtheile ganz zu besiegen: sie hängt weit mehr von der Beurtheilungskraft, als von dem Verstande ab. Zu dieser Anlage, die bereits so fähig ist, sie irre zu führen, gesellet sich noch die Stärke der Gewohnheit. Viele, wenn man ihnen die Begriffe von Gott nehmen wollte, würden glauben, daß man ihnen einen Theil ihrer selbst nähme, ihnen ihre tägliche Nahrung entzöge, und ihren in einer fürchterlichen Leere zurückgelassenen Geist aus Mangel an Uebung umkommen ließe. (96)

Wir dürfen uns demnach nicht wundern; wenn wir auch sehr große Männer, mit Fleiß die Augen zudrücken, oder sie den ihnen beywohnenden Scharfsinn verläugnen

(96) Menage hat die Bemerkung gemacht, daß die Gedichte nur wenig Atheistinnen, oder ungläubige Weiber aufzustellen habe. Dieses darf uns nicht befremden. Ihre Organisation macht sie furchtsam, ihr Nervensystem leidet eine eignen periodischen Veränderungen, und die Erziehung, die man ihnen giebt, macht sie zur Leichtgläubigkeit geneigt. Diejenigen, welche Temperament, und Einbildungskraft haben, brauchen immer Chimären, um ihre Geschäftsleere auszufüllen, besonders dann, wenn die Welt sie verläßt. Andacht, und was dazu gehört, wird dann eine Rolle, und eine Zerstreuung für sie.

sehen, so oft es auf einen Gegenstand ankommt, den sie nicht das Herz haben, mit ihrer gewöhnlichen Genauigkeit zu untersuchen. Der Kanzler Bacon sagt: **eine oberflächliche Philosophie mache uns zum Atheismus geneigt, tiefer geschöpft aber bringe sie uns wieder zur Religion zurück.** Dieser Satz will so viel sagen, daß mittelmäßige Denker der groben Ungereimtheiten in der Religion bald inne werden, da sie aber wenig zum Nachdenken gewöhnt sind, oder da es ihnen an den Leitfäden richtiger Grundsätze fehlt, so bringt sie ihre Einbildung bald wiederum in das theologische Labyrinth zurück, aus welchem ihnen eine zu schwache Vernunft helfen wollte. Furchtsame Gemüther wollen sich gar nicht beruhigen lassen, und Leute, die gewohnt sind, in der Theologie den Aufschluß von allen zu finden, sehen in der Natur nur ein unerklärliches Räthsel, und einen unermeßlichen Abgrund. Da sie von jeher gewohnt sind, ihren Blick auf einen idealischen, und mathematischen Punkt zu heften, welchen sie als den allgemeinen Mittelpunkt der Dinge betrachten, so tritt für sie, sobald sie diesen aus dem Gesicht verliehren, die ganze Schöpfung zurück: und in der Unruhe, in der sie sich befinden, wollen sie lieber zu den Vorurtheilen ihrer Kindheit zurückkehren, die ihnen alles zu erklären scheinen, als in eine gänzliche Leere sinken, oder sich den Ruhepunkt entgehen lassen, den sie für unerschütterlich halten. Auf diese Art scheint Bacons Satz nichts weiter anzuzeigen, als daß sich die geschiktesten Personen nicht für Täuschungen ihrer Einbildungskraft sichern können, deren Ungestüm den bündigsten Vernunftschlüßen widersteht.

Gleichwohl gehört nichts weiter, als anhaltende Betrachtung der Natur dazu, um jedweden, der nur eine Sache gelassen betrachten kann, von irrigen Begriffen zurückzubringen. Ein solcher wird finden, daß alles in der Natur an Fäden zusammengereyhet ist, die für den flüch-

flüchtigen, oder zu hastigen Beobachter zwar unsichtbar, für den aber, der die Sachen kaltblütig betrachten kann, sehr sichtbar sind. Er wird finden, daß die seltentesten, und außerordentlichen Wirkungen, eben so wie die kleinsten, und gewöhnlichsten, gleich unerklärlich sind, aber denn doch aus natürlichen Ursachen fließen müssen, indem die vermeynten übernatürlichen, welche Benennung man ihnen auch beylegen mag, doch zu nichts dienen, als die Schwierigkeiten nur noch zu vergrößern, und neue Chimären hervorzubringen. Die einfachsten Beobachtungen werden ihn überzeugen, daß alles nothwendig ist; daß die Wirkungen, die er sieht, materiell sind, und folglich aus keiner andern, als ähnlichen materiellen Ursachen, entstehen können, wenn er schon diese Ursachen mit seinen Sinnen nicht zu erreichen, vermag. Und so wird ihm sein Beobachtungsgeist allenthalben thätige Materie zeigen, deren Wirkung er mit seinen Organen bald folgen kann, bald aber auch wieder aus dem Gesichte verliehrt, er wird finden, daß alle Wesen sich nach unwandelbaren Gesetzen richten, daß alle Körper sich zusammenfügen und auflösen, alle Gestalten sich verändern, und nur das große Ganze immer das nehmliche bleibt. Wenn er denn von jenen Vorurtheilen, und irrigen Begriffen allmählig zurückkommt, die er bisher aus Gewohnheit mit willkührlichen Einbildungen verband, so wird er nicht weiter Dinge begreifen wollen, die außer seinem Faßungskreise liegen: er wird einsehen, daß Schwierigkeiten keinesweges durch dunkle, und sinnleere Ausdrücke aufgelöset werden, und, von der Erfahrung geleitet, allen Hypothesen der Einbildung entsagen, um sich an Würklichkeiten zu halten, die Erfahrung bestätiget.

Die Meisten von denen, welche sich mit Erforschung der Natur beschäftigen, betrachten dieselbe mit Vorurtheil, und finden nur das in ihr, was sie darinn zu finden im voraus bey sich festgesetzt hatten. Sobald ihnen Dinge

aufstoßen, die sich mit ihren Begriffen nicht vertragen; so wenden sie schnell die Augen davon weg, und glauben falsch gesehen zu haben, oder kommen sie ja wieder darauf zurück, so geschieht es lediglich nur in der Hofnung, dieselben mit ihren vorgefaßten Meynungen zu vereinigen. So sehen wir schwärmerische Naturkündiger, welche selbst in solchen Dingen, die ihre vorgefaßten Meynungen offenbar widerlegen, unläugbare Beweise ihres Systems zu finden glauben. Daher jene vermeyntlichen Demonstrationen des göttlichen Daseyns, aus den Endursachen, aus der, in der Natur herrschenden Ordnung, aus seinen wohlthätigen Absichten mit den Menschen, u. s. w. Erblicken auch diese Enthusiasten hier und da Unordnung, Leiden und Zerrüttungen, so lassen sie sich das nicht irren; ja sie leiten sogar daraus neue Beweise, für die göttliche Weisheit und Güte, her, obschon alle diese Umstände jenen Eigenschaften eben so handgreiflich entgegen sind als die ersteren sie etwa zu bestätigen oder darzuthun schienen. Diese vorher eingenommenen Beobachter gerathen, bey dem Anblick der periodischen, und regelmäßigen Bewegungen der Gestirne, bey dem Wechsel der Jahrszeiten, bey der harmonischen Zusammensetzung des thierischen Körpers vor Entzücken außer sich. Sie vergessen auf einmal die Gesetze der Bewegung, die anziehende, zurückstoßende, und niederwärtsstrebende Kraft und schreiben alle diese großen Erscheinungen einer unbekannten Ursache zu, wovon sie keine Begriffe haben. Endlich machen sie den Menschen, in der Hitze ihrer Einbildungskraft, zum Mittelpunkt der ganzen Natur, und zum Gegenstande, und Endzwecke alles dessen, was ist und geschieht. Um ihn zu erfreuen, soll alles geschaffen seyn; und dabey merken sie nicht, daß sich oft die ganze Natur wider ihn feindlich zu wafnen, und das Schicksal unerbittlich darauf umzugehen scheint, ihn zum Unglücklichsten aller Wesen zu machen. (97)

Der

Der Atheismus ist nur darum so selten, weil sich alles mit einander verschwöret, den Menschen, von seinem zartesten Alter an, mit blendendem Enthusiasmus zu berauschen, oder mit einer systematischen, und raisonnirten Unwissenheit aufzublähen, welche von allen Arten der Unwissenheit am schwersten zu besiegen, und auszuretten ist. Die Theologie, ist eine bloße Wortkunst, wobey man sich in der Länge gewöhnt, leere Töne für Sachen zu nehmen. Sobald man diese zergliedern will, so findet man, daß sie keinen wahren Sinn haben. Der nachdenkenden, der scharfsehenden Menschen sind nur wenige, und ein richtiger Verstand ist eines der seltensten Geschenke, das der Mensch aus der Hand der Natur empfängt. Eine zu lebhafte Einbildungskraft, eine zu hitzige Neugierde, sind der Entdeckung der Wahrheit oft eben so sehr hinderlich, als zu viel Trägheit, langsame Faßungskraft, Schläfrigkeit des Geistes, und Leichtsinn. Alle Menschen haben mehr oder weniger Einbildungskraft, Neubegierde, Phlegma, Galle, Trägheit, oder Thätigkeit, und von dem richtigen Gleichgewichte, das die Natur in ihre Organisation gelegt hat, hängt die richtige Beurtheilungskraft ab. Unterdessen leidet die Organisation, wie bereits erinnert worden ist, ihre Veränderungen, und die Beurtheilungskraft des Menschen verändert sich mit seiner Maschine. Daher kommen denn die fast immerwährenden Revolutionen, die

(97) Der Fortgang in der gesunden Physik wird dem Aberglauben jederzeit furchtbar seyn, welchen die Natur immer der Unwahrheit zeihet. Die Sternkunde hat den Erscheinungen der Kometen, ihre böse Vorbedeutung genommen, die Experimentalphysik, das Studium der Naturgeschichte, und Chymie, macht es Priestern, und Zauberern, unmöglich, Wunder zu thun. Die gründliche Untersuchung der Natur muß nothwendig ein Gespenst vertreiben, das nur Unwissenheit an ihre Stelle gesetzt hat.

in den Begriffen der Menschen, und besonders dann vorgehen, wenn es auf Gegenstände ankommt, worüber ihnen die Erfahrung nichts anbietet, woran sie sich halten könnten.

Um die Wahrheit aufzusuchen, und zu finden, die uns alles verbergen will, ja die wir, gleich sträflich als jene, die uns irre führen, uns oft selbst verheimlichen wollen, weil wir sie fürchten, muß man einen richtigen Verstand, ein redliches Herz, und eine durch die Vernunft abgekühlte Einbildungskraft besitzen. Mit diesen Anlagen, wird es uns gelingen, die Wahrheit zu entdecken, die sich niemals, weder dem träumenden Enthusiasten, noch dem schwermüthigen Abergläubigen, noch dem eingebildeten Unwissenden, noch dem Leichtsinnigen, dem Flatterhaften, und dem unredlichen Schulweisen zeigt, der sich selbst zu täuschen sucht. Vermittelst dieser Anlagen, wird der aufmerksame Naturforscher, der Meßkünstler, der Sittenlehrer, der Staatsmann, ja selbst der Theolog, wenn er die Wahrheit ernstlich sucht, finden, daß der Eckstein, der allen Religionssystemen zum Grunde dient, schlechterdings nichts tauget. Der Naturforscher, wird in der Materie den zureichenden Grund seines Daseyns, seine, nach allgemeinen und unveränderlichen Gesetzen, eingerichteten Bewegungen, Verbindungen, und Handlungen finden. Der Geometer, wird die Kräfte der Materie berechnen, und, ohne aus den Schranken der Natur herauszugehen, sich überzeugen, daß man, um ihre Erscheinungen zu erklären, nicht nöthig hat, ein Wesen, oder eine Kraft zu Hülfe zu nehmen, die man nach keinem Maasstabe bekannter Kräfte messen kann. Der Staatskundige, der die wahren Triebfedern kennt, welche auf die Glieder eines Staates wirken können, wird sich überzeugen, daß man keiner eingebildeten Triebwerke bedarf, wenn es deren würkliche giebt, den Willen der einzelnen Glieder der Gesellschaft auf die Erhaltung des

Gan-

Ganzen zu lenken; ja, er wird einsehen, daß willkührlich erdachte Springfedern das Triebwerk einer so verwickelten Maschine nur aufhalten, oder verwirren müssen. Wem die Wahrheit mächtiger ist, als theologische Subtilitäten, der wird bald einsehen, daß diese eitle Wissenschaft nichts weiter ist, als ein unverständliches Gewirre von falschen Hypothesen, Zirkelwendungen, Trugschlüssen, unnützen Unterscheidungen und verfänglichen Spitzfindigkeiten, woraus denn nur Kindereyen, oder endlose Streitigkeiten entstehen können. Kurz, wer nur gesunde Begriffe von Moral, Tugend, und alle demjenigen hat, was dem Menschen, als Bürger nützlich ist, um sowohl sich selbst, als das Ganze zu erhalten, von dem er ein Glied ist, der wird sich überzeugen, daß die Menschen, um ihre Verhältnisse, und Pflichten zu erkennen, nur ihre eigne Natur zu Rathe ziehen dürfen, und sich durchaus hüten müssen, ihre Obliegenheiten auf ein widersprechendes Wesen zu gründen, oder sie von einem Muster zu entlehnen, das nur ihren Verstand verwirren, und sie über ihr Verhalten unschlüßig machen würde.

Auf diese Art, kann jeder vernünftige Denker, der den Vorurtheilen seiner Kindheit entsagt, das Unnütze, und das Falsche der mannigfaltigen abstrakten Systeme einsehen, welche bisher keine andre Wirkung gehabt haben, als alle Begriffe zu verwirren, und die deutlichsten Wahrheiten zweifelhaft zu machen. Indem er das Empyräum verläßt, in welchem sich sein Verstand nothwendig verirren muß, und wieder in seine eigenthümliche Sphäre zurückkehrt, und die Vernunft zu Rathe zieht, so wird er bald erfahren, welches die, für ihn wahrhaftig nothwendigen Kenntnisse sind, und nicht weiter an erdichteten Ursachen hängen bleiben, welche Enthusiasmus, Betrug, und Lügen, überall an die Stelle wahrer Ursachen, und würklicher Triebfedern gesetzt haben, die eine Natur beleben, aus welcher der Mensch niemals heraus-

treten

treten kann, ohne sich in leeren Räumen zu verliehren und sich unglücklich zu machen.

Die Verehrer einer Gottheit, und die Theologen werfen ihren Gegnern immer einen entschiedenen Geschmack für das Paradoxe oder für das System vor, während daß sie selbst alle ihre Begriffe auf eingebildete Hypothesen gründen, und es sich zum Gesetz machen, der Erfahrung zu entsagen, die Natur zu verachten, ihren eigenen Sinnen nicht zu trauen, und ihre Vernunft unter den Glauben zwingen. Die Schüler der Natur können ihnen daher mit Recht zurufen: „Wir unserer Seits be„haupten, nichts weiter, als was wir sehen; wir ergeben „uns nur auf Beweis; und wenn wir ein System haben, „so gründet es sich auf Thatsachen. In uns, und allent„halben erblicken wir nichts, als Materie, und schließen „daraus, daß die Materie empfinden, und denken könne. „Wir sehen, daß in der Welt alles nach mechanischen Gese„tzen, durch Verbindungen, und Modificationen, der Materie „wirket, und suchen keine andre Erklärung aller der mannig„faltigen Erscheinungen, die uns die Natur wahrnehmen „läßt. Wir können uns nur eine einzige Welt denken, in „welcher alles genau unter einander verkettet ist, wo jede „Wirkung von einer natürlichen bekannten, oder unbe„kannten, Ursache herrührt, die jene nach nothwendigen „Gesetzen hervorbringt. Wir behaupten nichts, was „nicht erwiesen ist, und was ihr nicht mit uns zugeben „müßtet. Unsre Grundsätze, sind klar, einleuchtend, und „beruhen auf Thatsachen. Wenn eine Sache für uns „dunkel, oder unverständlich ist; so gestehen wir ihre Dun„kelheit, das heißt, die Gränzen unsrer Einsichten, (98) „aber wir erdenken deswegen keine Hypothese, um sie zu „erklären, sondern ergeben uns darein, sie auch in der „Zukunft nicht zu verstehen, oder erwarten den Aufschluß „da-

(98) Nescire quædam magna pars est sapientiæ.

„davon von der Zeit, der Erfahrung und der größeren Reife „des menschlichen Verstandes. Diese unsre Art zu philosophiren, ist die richtige oder es giebt gar keine. In „alle dem, was wir über die Natur sagen, gehen wir auf „die ähnliche Art zu Werke, als unsre Gegner, in allen „andern Wissenschaften zu Werke gehen, in der Naturgeschichte, in der Physik, Mathematik, Chymie, Moral, und Politik. Wir schränken uns gewissenhaftig „auf das ein, was wir durch unsre Sinne erfahren können, als den einzigen Werkzeugen, die uns die Natur „zur Erforschung der Wahrheit verliehen hat; da hingegen unsre Gegner, um Dinge zu erklären, die sie nicht „kennen, Wesen erdenken, die noch unbekannter sind, „als jene Dinge selbst, die sie erklären wollen; Wesen, „von welchen sie selbst keine Begriffe zu haben gestehen „müssen. Sie entsagen auf diese Weise allen wahren „Grundsätzen der Logik, welche darinn bestehen, daß man „von dem bekannterem, zum weniger bekannten fortgehet. „Und worauf gründen sie die Existenz dieser Wesen, vermöge deren sie alle Schwierigkeiten auflösen wollen, als „auf die allgemeine Unwissenheit der Menschen, auf ihre „Unerfahrenheit, auf ihre beunruhigte Einbildungskraft, „und jenes vorgebliche **innere Gefühl**, welches in der „That nichts weiter ist, als die Wirkung der Unwissenheit, „der Furcht, der Unfähigkeit nachzudenken, und der „Gewohnheit sich blindlings leiten zu lassen? Auf so hinfällige Grundpfeiler erbauet, ihr Theologen, das „Gebäude eurer Lehre. Kein Wunder, daß ihr euch in „der Unmöglichkeit befindet, euch von diesen Göttern, auf „die ihr euer System gründet, von ihren Eigenschaften, „von ihrer Existenz, von ihrer Bewegung, und Handlungsweise einen bestimmten Begriff zu machen. Ihr „seyd also, eurem eignen Geständniß nach, in einer gänzlichen Unwissenheit, in Ansehung der ersten und hauptsächlichsten Beschaffenheiten eines Wesens, das ihr zur „Grundursache alles dessen machet, was vorhanden ist.

„Ihr

„Ihr bauet Systeme in die Luft, ihr, die ungereimtesten „Bekenner irgend eines Systems. Denn indem ihr eurer „Einbildungskraft gestattet, eine Grundursache zu schaf„fen, so sollte diese Ursache wenigstens über alles andre „Licht verbreiten, und, nur unter dieser Bedingung, „könnte man euch die Unbegreiflichkeit derselben verzeyhen. „Aber dient wohl diese Ursache im geringsten dazu, etwas „irgend zu erklären? Macht sie uns besser mit dem Ur„sprunge der Welt, mit der Natur des Menschen, mit „seinen Seelenkräften, mit dem Ursprunge des Guten „und Bösen bekannt? Nein, wahrhaftig, diese eingebil„dete Ursache erläutert, entweder nichts, oder vermehrt nur „noch, durch ihre Hinzukunft, die Schwierigkeiten bis ins „Unendliche, oder macht alle Sachen, wo sie mit eingefloch„ten wird, ungewiß und dunkel. Es betreffe eine Un„tersuchung welche es wolle, sie wird sogleich verwickelt, „sobald der Name Gottes eingemischet wird, ein Wort, das „auch die deutlichsten Begriffe in den an sich deutlichsten „Wissenschaften dunkel macht. Welche Begriffe von Moral „giebt uns eure Gottheit, auf deren Willen, und Bey„spiel ihr gleichwohl alle Tugend gründet? Stellen nicht „alle eure Offenbarungen diesen Gott unter der Gestalt „eines Tyrannen vor, der mit dem menschlichen Geschlecht „sein Spiel treibt, der ein Vergnügen daran findet, Un„heil anzurichten, und die Welt nach den Regeln eines „ungerechten Eigensinns lenket, den wir in Demuth an„beten sollen? Sind alle eure sinnreichen Systeme, alle „eure Geheimnisse, alle eure erkünstelten Spitzfindigkei„ten vermögend, euren so vollkommenen Gott, von den „schwarzen Ungerechtigkeiten zu reinigen, deren ihn die „Vernunft anklagt? Geschieht es nicht, endlich, in sei„nem Namen, daß ihr die ganze Welt in Unruhe brin„get, daß ihr alle diejenigen verfolget, und ausrot„tet, welche die systematischen Träumereyen nicht unter„scheiben wollen, die ihr mit dem prächtigen Namen der „Religion beleget? Gestehet demnach, daß ihr nicht nur an

„ein

„ein ungereimtes System haltet, sondern auch grausam und „unmenschlich werdet, indem ihr, aus Stolz und Ei„gennutz, grundlose Systeme behauptet, durch welchen „ihr dem menschlichen Verstand, und der Glückseligkeit „der Völker gleich tödliche Streiche versetzet.

Vierzehntes Hauptstück.
Kurzer Inbegrif des Gesetzbuchs der Natur.

Was falsch ist, kann dem menschlichen Geschlechte durchaus nicht nützlich seyn, so wie sich das, was ihm schlechterdings schädlich ist, keinesweges auf Wahrheit gründen kann. Man macht sich also um den Menschen bleibend verdienet, wenn man ihm einen Leitfaden in die Hand giebt, vermöge dessen er sich aus dem Labyrinthe finden kann, in welchem er von der Einbildung irre geführet wird, ohne irgend einen Ausgang aus seiner Ungewißheit wahrzunehmen. Die Natur allein, kann ihm, mittelst der Erfahrung, diesen Leitfaden, und zugleich die Mittel anzeigen, jene Minotauren, jene Gespenster, und Ungeheuer, zu bestreiten, welche von den erschrockenen Sterblichen, seit so vielen Jahrhunderten, einen so grausamen Tribut fodern. So lange er sich an diesen Faden hält, so lange kann er nicht irren; aber so wie er ihn aus der Hand gleiten läßt, so geräth er wieder auf seine alten Irrwege. Vergeblich blickt er dann nach dem Himmel, um Hülfsmittel zu finden, die vor seinen Füssen liegen. So lange die Menschen, von ihren Religionsmeynungen eingenommen, die Grundregeln ihres Verhaltens hienieden in einer eingebildeten Welt aufsuchen werden, so lange werden sie gar keine Grundregeln haben. So lange sie ihre Augen starr nach dem Himmel richten, so lange werden sie auf der Erde straucheln, und ihre ungewissen Schritte werden sie niemals zu Ruhe, Glück und Sicherheit führen. Aber

Aber die Menschen, die durch Vorurtheile und getheiltes Interesse, so geneigt werden, jemanden zu schaden, scheuen so gar diejenigen, die ihnen die grösten unter allen Gütern anbieten. Gewohnt hintergangen zu werden, leben sie in beständigem Argwohn; gewohnt nicht einmal sich selbst zu trauen, die Vernunft zu fürchten, und die Wahrheit als gefährlich anzusehen, behandeln sie selbst diejenigen, als Feinde, die die Absicht haben, sie zu beruhigen. Frühzeitig vom Betruge eingenommen, ziehen sie die Binde, die ihren Blick verhüllt, noch fester zu, und kämpfen hartnäckig mit allen, die ihre Augen davon befreyen wollen. Wenn sich auch ihre, der Finsterniß gewohnten Augen einen Augenblick öfnen, so können die Unglücklichen das Licht nicht vertragen, und gehen wüthend auf denjenigen los, der ihnen eine Fackel vorhält, die sie blendet. Dem zu folge, wird der Atheist als ein Uebelthäter, als ein öffentlicher Gifmischer behandelt. Derjenige wird für einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe gehalten, der die in einen Todtenschlaf versunkenen Sterblichen aufwecken will, für einen Unsinnigen derjenige, der die Ausbrüche ihres Unsinns verhindern möchte; und wer seine Gefährten ermuntert, ihre Ketten zu zerbrechen, der kommt elenden Gefangenen, die von der Natur dazu bestimmt zu seyn glauben, zu zittern, und Fesseln zu tragen, als ein Unsinniger vor. Nach solchen traurigen Eindrücken darf sich der Schüler der Natur von seinen Mitbürgern gemeiniglich keine andre Aufnahme versprechen, als der unglückliche Nachtvogel, welcher, so bald er sich am Tage zeigt, von allen andern Vögeln, mit allgemeinem Hasse und verworrenem Gekreisch verfolgt wird.

Nein, ihr verblendeten Sterblichen, der Freund der Natur, ist nicht euer Feind. Ihr Dollmetscher, ist nicht der Diener der Unwahrheit; der Zerstöhrer eurer Phantome, ist nicht der Zerstöhrer solcher Wahrheiten, die zu eurem Glücke nothwendig sind; der Schüler der

Ver-

Vernunft, ist kein Unsinniger, der euch zu vergiften, der euch einen schädlichen Wahnwitz beyzubringen sucht. Wenn er jenen erschrecklichen Göttern den Blitz aus den Händen reißt, die euch unruhig machen, so will er die Ungewitter zerstreuen, die euch verhindern, euren Weg anders, als bey dem ungewissen Scheine ihrer Blitze zu erkennen. Wenn er diese Götzenbilder zerbricht, denen die Furcht Weyrauch, und Fanatismus und Wuth Menschenopfer bringen; so will er die, euch beruhigende Wahrheit an ihre Stelle setzen. Wenn er jene Tempel und Altäre zerstöhret, vor denen ihr euch mit knechtischem Weyrauch nahet, und die ihr mit Thränen verlasset, so will er dem Frieden, der Vernunft und der Tugend ein bleibendes Monument errichten, das euch wider eure Raserey, wider eure Leidenschaften, und wider die Macht derer, die euch unterdrücken, zur Freystatt dienet. Wenn er die hochmüthigen Forderungen, jener von dem Aberglauben vergötterten Tyrannen bekämpfet, die euch, gleich euren Göttern, mit eisernem Scepter zerschmettern, so will er euch die Rechte eurer Natur sichern, euch aus elenden Sklaven, zu freyen Menschen machen, euch Menschen und Bürger, zu Regenten geben, welche ihnen ähnliche Menschen und Bürger, von denen sie ihre Gewalt haben, lieben und beschützen. Wenn er den Betrug angreift, so geschieht es, um die Wahrheit wieder in ihre Rechte einzusetzen, die der Irrthum ihr so lange vorenthalten hatte. Wenn er den eingebildeten Grund jener ungewissen, oder fanatischen Moral zerstöhret, die bisher nur euren Verstand geblendet hat, ohne euer Herz zu bessern, so geschieht es, um eurer Sittenlehre einen unerschütterlichen Grund in eurer eignen Natur zu geben. Waget es demnach, seine Stimme zu hören, welche weit verständlicher ist, als jene zweydeutigen Orakelsprüche, die euch die Betrügeren im Namen einer versönglichen Gottheit verkündiget, die sich immer selbst widerspricht. Höret die Natur, die sich niemals widersprechen kann.

„O ihr, sagt sie, die ihr dem Triebe zu Folge, den „ich in euer Herz gelegt habe, in jedem Augenblick eures „Daseyns nach Glückseligkeit strebet, entziehet euch nicht „meinen allgewaltigen Gesetzen. Suchet glücklich zu „werden! Die Mittel dazu habe ich in euer Herz geschrie„ben. Umsonst, Abergläubiger, suchest du deine Zu„friedenheit ausser den Gränzen dieser Erde, worauf ich „dich gesetzet habe. Vergeblich erbittest du sie von jenen „unerbittlichen Phantomen, die deine Einbildungskraft „auf meinen ewigen Thron setzen will; vergeblich erwar„test du sie, in jenen himmlischen Gefilden, die dein „Wahnsinn geschaffen hat; umsonst empfehlst du dich „eigensinnigen Gottheiten, deren Wohlthätigkeit du ent„zückt bewunderst, während daß sie dein Dasein zu ei„nem Gemisch von Unglück, Schrecken, Seufzen und „Täuschungen machen. Wage es denn, das Joch dieser „Religion, meiner stolzen Nebenbuhlerin, abzuschütteln, „und verkenne nicht länger meine Rechte. Entsage die„sen Göttern, die meine Macht an sich reissen, und keh„re unter meine Gesetze zurück. Nur in meinem Reiche „herrschet wahre Freyheit. Tyranney und Knechtschaft „sind, auf immer, daraus verbannet. Die Billigkeit wacht „für die Sicherheit meiner Unterthanen, und erhält sie „bey ihren Rechten; Wohlthätigkeit und Leutseligkeit ver„binden sie mit liebenswürdigen Ketten; die Wahrheit „erleuchtet sie, und kein Betrug verblendet sie mit seinem „finstern Gewölke.

„Kehre denn zurück, entwichenes Kind, kehre zu„rück in den Schoos der Natur, die dich trösten, die dein „Herz von quälender Furcht befreyen wird, von der Un„gewißheit, die es peiniget, von den Leidenschaften, die „es hin und her treiben, von dem Hasse, der dich von „Menschen absondert, die du lieben solltest. Der Na„tur, und der Menschlichkeit, und dir selbst, wieder zu„rückgegeben, hindere dich nichts, den Pfad deines Lebens „mit Blumen zu bestreuen. Höre auf, dich mit der Zu„kunft zu beschäftigen; lebe für dich; und für die Wesen

„dei-

„deiner Art; steige in dein eignes Herz, betrachte die ver„nünftigen Wesen um dich her, und bekümmre dich nicht „weiter um jene Götter, die zu deiner Glückseligkeit „nichts beytragen können. Genieße mit andern der Gü„ter, die ich dir, und allen andern Menschen, meinen ge„meinschaftlichen Kindern, gemeinschaftlich anbiete, und „hilf ihnen das Unglück tragen, dem sie das Schicksal, so „wie dich selbst, ausgesetzet hat. Ich billige deine Freu„den, wenn sie weder dir, noch deinen Brüdern, schäd„lich werden, deren Daseyn zu deinem Glück nothwen„dig ist. Diese Vergnügungen sind dir unverwehrt, „wenn du ihrer in dem nüchtern Maaße genießest, das „ich selbst bestimmt habe. Sey also glücklich, Sterbli„cher! aber erinnere dich, daß du es nicht allein seyn „kannst; daß ich alle andren Sterbliche zu gleichem Glück „mit dir berufe. Nur dadurch, daß du andre glücklich „zu machen strebest, kannst du selbst es werden. So „will es die Ordnung des Schicksals, und wenn du dich „dieser Ordnung entziehen wolltest, so wisse, daß der „Haß, die Rache, und die Reue zu allen Zeiten bereit „sind, die Uebertretung seiner unwiderruflichen Rath„schlüsse zu strafen.

„Folge demnach, o Sterblicher, in welchem Stan„de du dich auch befindest, dem dir vorgezeichneten Plan, „um dasjenige Glück zu erlangen, dessen du fähig wer„den kannst. Fühlende Menschlichkeit, müsse dir das „Schicksal deines Nebenmenschen wichtig machen: dein „Herz müsse von seinem Unglück erweicht werden, und „deine Hand sich freygebig aufthun, um dem Unglückli„chen beyzustehen, den die Last seines Schicksals nieder„drückt. Bedenke, daß dich einmal ein gleich hartes „Schicksal treffen kann, und erkenne, daß jeder Unglück„liche ein Recht auf deine Unterstützung hat. Trockne „besonders die Thränen unterdrückter Unschuld, und lei„dender Tugend; öffne dein Herz den sanften Empfindun„gen treuer Freundschaft; vergiß deine Bekümmernisse „in dem Busen einer zärtlichen Gattin; belohne ihre Treue

„durch gleiche Zärtlichkeit; werde mit ihr deinen Kindern „ein Muster der Tugend, und mache sie zum vorzüglich„sten Gegenstande deiner Sorge, damit sie einmal deines „grauen Alters pflegen, wie du ihrer Kindheit gepfle„get hast!

„Sey gerecht! weil Gerechtigkeit der Grundpfeiler „der Gesellschaft ist. Sey gütig! weil Gütigkeit alle „Herzen fesselt. Sey nachsehend! weil du mit schwachen „Menschen lebest, und selbst der Nachsicht bedarfst. Sey „sanftmüthig! weil Sanftmuth Freunde macht. Sey „erkenntlich! weil Erkenntlichkeit eine Pflegerin der Wohl„thätigkeit ist. Sey bescheiden! weil Hochmuth Ge„schöpfe aufbringt, die von sich selbst nicht geringe den„ken. Verzeihe das Unrecht! weil die Rache nur Feind„schaften unendlich macht. Thue dem wohl, der dich „beleidiget hat: um zu zeigen, daß du größer bist, als „er, und um einen Freund aus ihm zu machen. Sey „mäßig, und keusch! weil Unmäßigkeit, Wollust, und „Ausschweifung, deine Natur zerstöhren, und dich ver„ächtlich machen.

„Sey ein Bürger! weil du deines Vaterlandes zu „deinem Glücke und zu deiner Sicherheit bedarfst. Sey „rechtmäßiger Oberherrschaft unterthan! weil sie zu Er„haltung der Gesellschaft nothwendig ist. Gehorche den „Gesetzen! weil sie der Wille der Nation ist, welchem der „deinige untergeordnet seyn muß. Vertheidige dein Va„terland! weil es dich glücklich macht, und alles in sich „schließet, was deinem Herzen werth, und theuer ist. „Gestatte nicht, daß deine und deiner Mitbürger gemein„schaftliche Mutter in die Fesseln der Tyranney gerathe, „weil sie sodann nur ein Gefängniß für dich seyn würde. „Wenn dein Vaterland ungerecht gegen dich handelt, „wenn es von einem Tyrannen beherrscht, in deine Un„terdrückung williget, so verlasse es stillschweigend, aber „ohne Groll.

„Kurz, sey ein Mensch! sey ein empfindliches, und „vernünftiges Wesen! sey ein treuer Gatte, ein liebrei-

„cher

„cher Vater, ein gütiger Herr, ein eifriger Bürger! Be„mühe dich deinem Vaterlande mit deinen Kräften, mit „deinen Talenten, mit deinem Fleiße, und mit deinen „Tugenden zu dienen. Laß die, welche um dich sind, „an den Geschenken Antheil nehmen, welche die Na„tur dir zugetheilt hat, und verbreite Glück, und Zufrie„denheit um dich her. Mache deinen Wirkungskreis „durch Wohlthun weiter, und glaube gewiß, daß der„jenige nicht unglücklich seyn kann, der andre glücklich „zu machen sucht. Wie groß denn auch immer die Un„gerechtigkeit, und Verblendung dererjenigen seyn mag, „mit welchen dich dein Schicksal leben heißt; so wirst du „niemals der dir gebührenden Belohnungen ganz beraubt „werden; wenigstens wird dir keine irrdische Gewalt jene in„nere Zufriedenheit, die reinste Quelle aller Glückseeligkeit, „rauben können. Du wirst mit freudigem Bewußtseyn, zu „allen Zeiten in dein Herz zurücksteigen können, und weder „Schaam, noch Furcht noch Reue darinne finden. Du „wirst dir deinen eignen Beyfall nicht versagen können; du „wirst in deinen eignen Augen groß seyn! Alle ehrliebenden „Gemüther, werden dich schätzen, deren Beyfall dem „Urtheil der verblendeten Menge weit vorzuziehen ist; auf „allen Gesichtern um dich her, wirst du Zärtlichkeit, „Beyfall und Theilnehmung lesen. Ein Leben, wovon „jeder Augenblick durch den Frieden deiner Seelen und das „Wohlwollen derer bezeichnet ist, mit denen du im Ver„hältniß stehest, wird dich sanft zum Ziel deiner Tage „führen; denn sterben mußt du gleichwohl; aber du über„lebst dich bereits in Gedanken. Immer wirst du, in „dem Andenken deiner Freunde, und andrer Menschen „leben, welche du glücklich gemacht hast. Deine Tu„genden haben dir bereits im voraus ein bleibendes Denk„mal aufgerichtet. Wenn sich der Himmel um dein Ver„halten bekümmerte, so müßte er es billigen, wenn es „die Menschen billigen.

„Hüthe dich demnach, über dein Schicksal zu klagen! „Sey gerecht, sey gütig, sey tugendhaft, und niemals

„kann es dir an Vergnügen fehlen! Hüthe dich, das un„stäte, und bald vorübergehende Glück des mächtigen „lasterhaften, des siegenden Tyrannen, des eigennüthi„gen Betrügers, des verkäuflichen Richters, und des „harten Reichen zu beneiden. Gieb niemals der Versu„chung nach, die Zahl der Höflinge und der knechtischen „Schaaren des ungerechten Tyrannen zu vermehren; gieb „niemals der Versuchung nach, durch Schande und Reue „den traurigen Vortheil zu erkaufen, deine Nebenmenschen „zu unterdrücken. Mache dich nicht zum feilen Mit„schuldigen der Unterdrücker deines Vaterlandes: sie müs„sen die Augen niederschlagen, so bald ihre Blicke den „deinigen begegnen.

„Denn ich bin es, merke es wohl, ich bin es, die „alle auf Erden begangene Verbrechen weit gewisser stra„fet, als die vermeynten Götter. Der Bösewicht kann „dem Arm der Gerechtigkeit entrinnen, aber niemals dem „meinigen. Ich bin es, welche die Herzen der Sterbli„chen gebildet, und ihre Körper zugerichtet hat; ich bin „es, welche die Gesetze festgesetzet hat, nach denen sie „regiert werden. Wenn du dich schändlichen Wollüsten „überlässest, so werden dir die Gehülfen deiner Aus„schweifungen zujauchzen; aber ich werde dich mit grau„samen Krankheiten strafen, welche dein entehrtes und „verachtetes Leben an sein Ziel bringen werden. Wenn „du der Unmäßigkeit Raum giebst, so werden dich die „menschlichen Gesetze nicht strafen; aber ich werde dich „strafen, indem ich deine Tage verkürze. Wenn du la„sterhaft bist, so werden deine Lasterthaten auf deinen „Kopf zurückfallen. Jene Fürsten, jene irrdischen Göt„ter, die sich durch ihre Gewalt über menschliche Gesetze „hinweg setzen, müssen unter den meinigen zittern. Ich „bin es, die sie strafet, und sie mit Verdacht, mit Furcht „und Unruhe peiniget. Ich bin es, die sie bey dem „Nahmen der erhabenen Wahrheit zu zittern zwinget, „und sie mitten unter dem Schwarm der Großen, die sie „umgeben, die vergifteten Stachel der Schande und des

„Kum-

„Kummers empfinden läßt. Ich erwecke, in ihren gie„rigen Gemüthern, Ueberdruß und Ekel, um sie für „den Misbrauch zu züchtigen, den sie von meinen Ge„schenken machen. Ich bin die ewige, und unerschaffe„ne Gerechtigkeit, und messe, ohne Ansehn der Person, „die Strafe nach dem Verbrechen, das Unglück nach „dem Verschulden, ab. Die Gesetze der Menschen, sind „nur dann gerecht, wenn sie den meinigen angemessen „sind; ihre Aussprüche sind nur dann gerecht, wenn sie „nach den meinigen abgefaßt sind; nur meine Gesetze „sind unveränderlich, und allgemein, sind für alle Län„der, für alle Zeiten, für alle Menschen!

„Solltest du an meiner Herrschaft, an meiner un„widerstehlichen Gewalt über alle Menschen zweifeln, so „gieb Acht, welche Rache ich an allen denen ausübe, die „mir widerstehen. Untersuche einmal den Gemüthszu„stand dieser mannigfaltigen Verbrecher, die un„ter freudigen Mienen ihr zerrissenes Herz verbergen. „Siehst du nicht, wie den Ehrgeizigen, Tag und Nacht, „eine Gluth verzehrt, die nichts löschen kann? Siehst „du nicht den Eroberer, mit Reue und Verdruß, über „rauchende Ruinen herrschen, über ungebaute Einöden, „über unglückliche Menschen, die ihn verfluchen? Glaubst „du, daß dieser von Schmeichlern umringte Tyrann, die „ihn mit ihrem Weyhrauch benebeln, den Haß nicht mer„ke, den seine Unterdrückungen erregen, und die Ver„achtung, die ihm seine Laster, seine Trägheit, und seine „Ausschweifungen, zuziehen? Glaubst du nicht, daß je„ner stolze Höfling, in dem Innersten seiner Seele, über „die Anzüglichkeiten roth wird, die er verdauen, und „über die Niederträchtigkeiten, zu denen er sich, um die „Gunst des elenden Fürsten zu erlangen, verstehen muß?

„Betrachte einmal jene müßigen Reichen, wie Lange„weile, und Ekel sie peiniget, die sichern Folgen über„nommener Vergnügungen. Siehe wie der Geizige, den „die Wehklagen des Elends nicht rühren können, auf dem „unnützen Schatze verhungert, den er auf Kosten seiner

„Ruhe zusammengebracht hat. Siehe, wie der ausgelas„sene Weilüstling, und der fröhliche Schwelger, heim„lich ihre zerrüttete Gesundheit beseufzen, wie treulose „Eheleute einander anfeinden, wie der Lügner, und der „Betrüger, ohne Zutrauen herumgeht, und der Schein„heilige vor deinem durchdringenden Blicke und vor der „Wahrheit zittert. Betrachte diese Verzweiflung des „Neidischen, der über andrer Wohlseyn eingeht; das eis„kalte Herz des Undankbaren, das keine Wohlthat er„wärmen kann; das felsenharte Gemüth dieses Unge„heuers, das die Seufzer der Unglücklichen nicht erwei„chen können, den Unmuth dieses Rachsüchtigen, der sich „mit Galle und Schlangen nährt, und in seiner Wuth „sich selbst aufreibt. Beneide, wenn du kannst, den „Schlaf des Mörders, des ungerechten Richters, des „Unterdrückers, und des Verräthers, denen die Furien „ihr Lager bereiten. .... Du bebest bey dem Anblick „jenes Finanzpachters, der sich mit dem geringen Guthe „des Waisen, der Wittwe, und des Armen bereichert; „du zitterst bey dem Reuegefühl, das jene Strafbaren zer„reißt, die der gemeine Mann ehrt, und glücklich prei„set, indessen die Verachtung, die sie für sich selbst ha„ben, unaufhörlich das beleidigte Volk rächet. Du „siehst, mit einem Worte, wie Ruhe und Friede auf „immer aus dem Herzen aller dieser Elenden verbannet „sind, die ich mit der Verachtung, der Schande, und „den Strafen heimsuche, die sie verdienen. Aber nein, „deine Augen können diese traurigen Auftritte meiner Rache „nicht aushalten; du fühlst gegen diese Unglücklichen Mit„leid, denen ihr Irrthum und traurige Gewohnheiten das „Laster zur Nothwendigkeit gemacht haben; du fliehest sie, „ohne sie zu hassen, du möchtest ihnen helfen können. Wenn „du dich mit ihnen vergleichest, wie muß dich der Friede „entzücken, den du immer in dem Innersten deines Her„zens findest! Kurz, du siehst wie an ihnen, sowohl als „an dir, die Rathschlüsse des Schicksals erfüllet werden, „welches will, daß das Laster sich selbst bestrafe, und die „Tugend niemals ohne Belohnung bleibe.„ Die-

Dieses ist die Summe der Wahrheiten, welche das Gesetzbuch der Natur enthält; dieses sind die Lehrsätze, welche ihr Schüler verkündigen kann, und welche ohnstreitig jenen Lehrsätzen der übernatürlichen Religion vorzuziehen sind, die auf Erden unaufhörliches Unheil gestiftet hat. Dieses ist der Gottesdienst, welchen die geheiligte Vernunft anbefiehlt, der Gegenstand der Verachtung und der Spöttereyen des Fanatikers, der nichts für preiswürdig hält, als was der Mensch weder begreifen, noch ausüben kann; der die Moral in eingebildete Pflichten, und die Tugend, in unmögliche, ja oft der Gesellschaft nachtheilige Handlungen setzt; der sich, weil er die Natur nicht kennt, die er vor Augen hat, genöthiget glaubt, in einer eingebildeten Welt eingebildete Bewegungsgründe aufzusuchen, deren Unvermögen sich von sich selbst beweiset. Die Bewegungsgründe, deren sich die Moral der Natur bedient, sind das augenscheinliche Interesse jedes einzelnen Menschen, jeder Gesellschaft, jeder Nation, unter allen Himmelsstrichen, zu allen Zeiten, und unter allen Umständen. Ihr Gottesdienst, besteht in der Aufopferung der Laster, und der Ausübung würklicher Tugenden; ihr Gegenstand, ist die Erhaltung, die Ruhe, und das Glück der Sterblichen; ihre Belohnungen, sind das Wohlwollen, die Achtung und der Ruhm, oder in derselben Entstehung, die Ruhe der Seele, und das Bewußtseyn der verdienten Achtung, welche dem Tugendhaften niemals entzogen werden können; ihre Strafen sind der Haß, und die Verachtung, welche die Gesellschaft denen unausbleiblich empfinden läßt, die sie beleidigen, und wovon selbst die Mächtigsten der Erde nicht frey bleiben.

Die Völker, die eine so weise Moral annehmen, sie ihren Kindern einprägen, und durch die Gesetze sie noch mehr einschärfen, können des Aberglaubens, so wie der Einbildungen entrathen, so wie die Völker hingegen, welche gleichwohl halsstarriger Weise ihren wichtigsten Rücksichten alle Schattenbilder vorziehen, mit

gewissem Schrecken dem Verderben zueilen. Erhalten sie sich gleichwohl einige Zeitlang; so geschieht es dadurch, daß die Stärke der Natur sie manchmal Trotz den Vorurtheilen, die sie zum gewissen Verderben zu führen scheinen, zur Vernunft zurückführt. Selbst der Aberglaube, und die Tyranney, die sich mit einander gegen das menschliche Geschlecht verbinden, sind oft genöthiget, den Beystand einer Vernunft zu suchen, die sie außerdem nicht vertragen können, und einer herabgesetzten Natur, die sie unter dem Gewicht ihrer lügenhaften Gottheiten zu zerschmettern suchen. Diese, den Menschen von allen Zeiten her, so traurige Religion, verbirgt sich allemal hinter dem Vorwand des öffentlichen Nutzens, so oft die Vernunft sie angreifen will; sie gründet ihre Wichtigkeit, und ihre Rechte, auf das unauflösliche Bündniß, das, ihrem Vorgeben nach, zwischen ihr und der Moral geschlossen ist, gegen die sie gleichwohl öffentlich zu Felde zieht. Dieses ist der Kunstgriff, wodurch sie so viele kluge Köpfe verführt, als welche wirklich glauben, daß der Aberglaube der Politik dienlich, und den Leidenschaften Einhalt zu thun, nothwendig sey. Um ihre häßliche Gestalt zu verbergen, wußte sich dieser scheinheilige Aberglaube immer mit dem Schleyer des öffentlichen Nutzens, und der Egide der Wahrheit, zu bedecken. Dadurch brachte sie so viele auf den Wahn, daß man sie in Ehren halten, und den Betrug übersehen müßte, weil sie sich mit den Altären der Wahrheit verschanzt hat. Aus dieser Verschanzung müssen wir sie hervorziehen, um sie vor dem Angesichte des menschlichen Geschlechts ihrer Verbrechen, und Thorheiten zu überführen, um ihr die verführerische Maske abzureissen, und der Welt ihren, in das Blut der Völker getauchten Dolch zu zeigen, der Welt, die sie mit ihrer Wuth ansteckt, oder die sie ihren unmenschlichen Leidenschaften, ohne Barmherzigkeit, aufopfert.

Die Moral der Natur, ist die einzige Religion, die ihr Dollmetscher seinen Mitbürgern, der jetzigen und der künftigen Welt, und allen von Vorurtheilen zurück-

ekommenen Völkern anbietet, Vorurtheile, die so
die Ruhe ihrer Vorfahren gestöret hatten. Der
nd der Menschen, kann nicht der Freund der Göt-
yn, die von je her die wahren Geisseln der Erde wa-
Der Apostel der Natur kann sich nicht zum Ora-
etrügerischer Hirngeburten gebrauchen lassen, die die-
Welt zu einer Zauberlaterne machen; der Verehrer
Wahrheit, kann nicht mit der Unwahrheit, und
Irrthümern in Bündniß treten, deren Folgen, für
Sterblichen, immer verderblich seyn werden. Er
, daß man das menschliche Geschlecht nicht glücklich
yen kann, als wenn man das finstre Gebäude des
glaubens vom Grunde aus abbricht, um der Natur,
Frieden, und der Tugend, den ihnen gebührenden
pel aufzubauen. Er weiß, daß man den giftigen
um, der der Welt seit so vielen Jahrhunderten das
benimmt, mit den Wurzeln ausrotten muß, wenn
Einwohner das Licht der Wahrheit sehen, und ihre
rme empfinden sollen. Wenn sein Bestreben nicht
ngt, wenn er Menschen, die zu fürchten gewohnt
, keinen Muth einsprechen kann, so wird er es sich
hwohl Dank wissen, den Versuch gewagt zu haben.
r auch dann wird er seine Bemühungen nicht für ver-
halten, wenn er nur einen glücklich gemacht hat,
n seine Gründe eine einzige redliche Seele beruhiget
n. Er wird wenigstens die Zufriedenheit haben, daß
ie, für den Abergläubigen so beunruhigende Furcht,
seinem Gemüth und aus seinem Herzen die Galle
rieben hat, die den Andächtigen erbittert, daß er
umbilder verbannet hat, welche den gemeinen Hau-
peinigen. So wird er, dem Sturm entgangen, von
Hitze seines sichern Felsen, die Ungewitter betrach-
welche die Götter auf der Welt anrichten, und allen
n eine hülfreiche Hand anbieten, die sie annehmen
en. Er wird sie mit seiner Stimme, er wird sie
seinen Wünschen ermuntern, und in dem Feuer sei-
Rührung ausrufen:

„O

„O Natur, Beherrscherin aller Wesen, und ihr, „derselben angebetete Töchter, Tugend, Vernunft und „Wahrheit; seyd zu allen Zeiten unsre einzigen Gottheiten, ihr, denen allein Weyhrauch und Anbetung gebühret! Zeige uns, o Natur, was der Mensch thun „müsse, um des Glückes theilhaftig zu werden, das du „ihm so wünschenswerth gemacht hast. Leite du, Vernunft, seine ungewissen Schritte, durch die Pfade des „Lebens, und deine Fackel, Wahrheit, müsse ihn erleuchten. Vereiniget eure Kräfte, ihr hülfreichen Gottheiten, um die Herzen zu gewinnen; verbannet aus unsrem Gemüthe Irrthum, Bosheit, Unruhe; und lasset Weisheit, Güthigkeit, und Heiterkeit ihre Stelle „einnehmen. Vor der Welt zu Schanden gemacht, „müsse der Betrug nicht mehr den Muth haben, sich zu „zeigen. Richtet unsre so lange verblendeten Augen auf „Gegenstände, die uns wichtig sind. Verbannet, auf „immer, jene mißgestalteten Phantome, und verführende Schattenbilder, die uns irre führen. Ziehet uns „aus dem Abgrunde, in welchen der Aberglaube uns gestürzt hat. Zerstöret das Reich des Blendwerks, der „Unwahrheit; und nehmet die Gewalt wieder zurück, „die sie euch vorenthalten. Herrschet über alle Sterblichen; zerbrechet die Ketten, die sie fesseln, zerreisset den „Schleyer, der sie umhüllt; zerbrechet den Scepter der Tyranney, und verbannet jene Götter, die sie betrüben, in die „eingebildeten Regionen, aus denen sie die Furcht hervorgerufen hat. Beseelet den vernünftigen Bewohner der Erde mit „Muth und Thatkraft, damit er anfange sich zu lieben, sich „zu achten, und seine Würde zu fühlen, damit er es wage „sich frey zu machen, damit er glücklich sey, und keinen andern „Gesetzen gehorche, als den eurigen; damit er sein Schicksal verbessere, seine Nebengeschöpfe liebe, und sie so glücklich mache, als sich selbst. Trestet das Kind der Natur „über das Ungemach, das ihm das Schicksal aufbürdet, indem „er sich Vergnügungen überläßt, die die Weisheit billiget. Lehret ihn sich in das Geschick ergeben. Führet ihn, ohne Thränen, „zum Ziele aller Wesen; lehret ihn, daß er nicht geschaffen ist, „weder es zu vermeiden noch zu fürchten.

Geschichte
der menschlichen
Ausartung und Verschlimmerung
durch
das gesellschaftliche Leben.

Eine Schrift
die ehedem
durch den Henker zu Paris verbrannt
jetzt
allen Königen und Priestern zum Frommen herausgegeben worden

vom Verfasser des Hierokles.

Altona,
bey der Verlagsgesellschaft.
1795.

BIBLIOTH
RE
N

Vorrede des Herausgebers.

Dies Werk erschien im Jahr 1773 zu Paris in dreyen Bänden, wo es aber konfiscirt, und daher nur wenig bekannt ward. Fast sollte man glauben, als wenn in Frankreich recht angelegentlich die Materialien von weitem zusammen gebracht wären, einem ausbrechenden Feuer recht viele Nahrung zu schaffen und das Löschen zu verhindern. Es war ein fester Grundsatz, das Volk in der Dummheit zu erhalten, und niemals über seine Rechte und Verbindlichkeiten aufzuklären. Ist es nun also wohl ein Wunder, wenn dieses von seinen Ketten sich loßreißende Volk in der Blindheit Greuel begeht, wovor künftige Jahrhunderte zittern werden? Die Natur kann wohl auf einige Zeit unterdrückt, nie aber vernichtet werden: sie ist mächtiger als alle geistliche und weltliche Vorurtheile, als alle Tyrannen und

Priester. Roheit und Wildheit haben die schwachen Dämme leicht durchbrochen, die nur einen Feind aufhalten können, der sie anzugreifen zu träge ist. Die Gesellschaft bedarf eines sicherern und bessern Schutzes, als Vorurtheile zu schaffen vermögen, und dies ist der Zweck, den sich der Verfasser in diesem Buche vorgesetzt hat. Er hat die traurigen Würkungen der unterlassenen Aufklärung, der Bildung der Menschen zur Tugend und die Folgen einer tyrannischen Regierung aus der Natur der Dinge deutlich dargethan, und wenn er noch leben sollte; so würde er an Frankreich den besten Kommentar zu seinem Werke finden. Als muthigen Vertheidiger der Wahrheit und Feind aller Kabalen und Lügen hat er jene in der reizendsten Gestalt, und diese in ihrer ganzen Abscheulichkeit dargestellt. Sollten die Farben hin und wieder zu stark aufgetragen zu seyn scheinen; so wird man sich doch mit dem, für die Tugend schwärmenden Verfasser leicht wieder aussöhnen. Den 18. April 1795.

In-

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Hauptstück.

Ursprung und Quelle moralischer Begriffe und Meynungen, imgleichen der Laster und Tugenden der Menschen. S. 10

Zweytes Hauptstück.

Von der Vernunft, von der Wahrheit und ihrer Nützlichkeit. — 20

Drittes Hauptstück.

Von der Moral der Religion. — 30

Viertes Hauptstück.

Von der Sittenlehre der Alten. — 51

Fünftes Hauptstück.

Von den neuern Moralisten. — 59

Sechstes Hauptstück.

Natürliche Grundsätze der Sittenlehre. S. 74

Siebentes Hauptstück.

Von den Pflichten des Menschen, oder der moralischen Verbindlichkeit. — 89

Achtes Hauptstück.

Prüfung der Begriffe, welche die Moralisten von der Tugend aufgestellt haben. — 97

Neuntes Hauptstück.

Vom Geschmack, vom Guten, vom Schönen, von der Ordnung und von der Uebereinstimmung in der Moral. — 114

Zehentes Hauptstück.

Von den moralischen Tugenden. — 130

Eilftes Hauptstück.

Vom moralischen Uebel, oder den Lastern der Menschen, von ihren Verbrechen, Mängeln und Schwachheiten. — 143

Zwölftes Hauptstück.

Ursprung der Gewalt, des Ranges, der Würden und des Unterschiedes. — 170

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Achtung, vom Gewissen, von der Ehre. — 182

Vier-

Vierzehntes Hauptstück.

Von der Glückseligkeit. Von den Leidenschaften und ihrem Einflusse auf die menschliche Glückseligkeit. S. 201

Funfzehntes Hauptstück.

Untersuchung der Begriffe alter und neuer Moralisten über Glückseligkeit und höchstes Gut. — 212

Sechzehentes Hauptstück.

Vom gesellschaftlichen Leben. Vom Stande der Natur. — 238

Siebzehentes Hauptstück.

Von dem Leben in der Wildheit. Von der Gesellschaft. Vom Gesellschaftsvertrage. Von den Gesetzen. Von der Oberherrschaft. Von der Regierungsform. — 259

Achtzehntes Hauptstück.

Ursprung der Regierungen. Ihre verschiedenen Gestalten, ihre Vortheile und Nachtheile. Ihre Verbesserungen. — 281

Neunzehentes Hauptstück.

Von der Freyheit. — 297

Zwanzigstes Hauptstück.

Von der vermischten Regierung. Von den Repräsentanten einer Nation. — 309

Ein

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Denkfreyheit. Einfluß der Freyheit auf die Sitten. S. 315

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Bemerkungen über die englische Regierungsverfassung. — 335

Ein-

Einleitung.

Alles ist in der moralischen Welt wie in der physischen mit einander verbunden. Man beklagt sich unaufhörlich über die Wirkungen, und niemals sucht man die Ursachen davon auf. Man declamirt ohne Ende gegen die Bosheit der Menschen; man ist erstaunt über ihre Laster und über ihr Verderbniß. Die Unterweisungen der Moralisten und die Predigten der Geistlichen haben blos die Verkehrtheit des menschlichen Geschlechts zum Gegenstand. Die strengsten Gesetze und härtesten Strafen können gesellige Wesen nicht vermögen unter einander in Friede und Ruhe zu leben. Unwissenheit, Vorurtheile, Meinungen, Erziehung, ungerechte Regierungen, Faulheit sind die dauerhaften Quellen des Verderbnisses der Völker. Ihre Laster und ihre Thorheiten sind unglückliche und nothwendige Folgen ihrer unvernünftigen Einrichtungen.

Die Vernunft der Menschen ist noch so wenig entwickelt, daß der Fortschritte, die sie in mancher

Absicht gethan haben, ungeachtet, sie sich in andern Stücken noch in der wahren Kindheit befinden. Sie haben den Himmel gemessen; ihr Kopf hat sich in die öden und wüsten Gegenden der Metaphysik verstiegen. Ihre eitle Neugierde hat sich an Chimären geweidet; ihre Augen haben sich in den handgreiflichen Finsternissen der Theologie verirrt; ihre Einbildungskraft ist gezwungen worden, Geheimnisse einer idealischen Welt zu errathen, während daß sie keinen Begriff von der wirklichen Welt, die sie bewohnen, gehabt, noch die wahren Mittel gekannt haben, sich in selbiger glücklich zu machen. Die einfachen und natürlichen Grundsätze der Sittenlehre und der Staatskunst müssen noch erfunden werden. Die aufgeklärtesten und polirtesten Völker zeigen uns alle Augenblicke sehr auffallende Spuren der Unwissenheit und grössten Unvernunft. In Dingen, welche den Menschen von allen am nützlichsten und nothwendigsten sind, haben sie am wenigsten Fortschritte gemacht. Sie erkennen den Werth der Moral, der Vernunft und der Tugend, aber gewöhnlich haben sie davon nur ungewisse und sehr dunkle Vorstellungen. Sie haben sich Herren unterworfen, um sie zur Glückseligkeit zu leiten; allein sie wissen nicht worinn die Glückseligkeit besteht. Sie fühlen den Nutzen der Gerechtigkeit, und doch wissen sie selten das Gute vom Bösen, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden. Sie finden Vortheile im geselligen Leben, obgleich die Gesellschaft aus Wesen zu bestehen scheint, die also geneigt sind, sich unter einander zu schaden, und sich wechselsweise so lästig

sind,

sind, daß Philosophen geglaubt haben, daß das gesellige Leben ein der Natur des Menschen widersprechender Zustand sey, und daß man, um glücklich zu seyn, ganz allein für sich selbst leben müsse.

Bey Wahrnehmung der alten Irrthümer, denen die Völker unterworfen sind, der Vorurtheile ohne Zahl, deren Schlachtopfer sie sind, der Meinungen und Eitelkeiten, welchen sie hartnäckig anhängen, und der furchtbaren Hindernisse, die sich den Fortschritten der menschlichen Vernunft widersetzen, haben viele geglaubt, daß unsere Uebel unheilbar sind, und daß man den Menschen seinem Schicksale überlassen muß. Andere haben sich wider das menschliche Geschlecht erboßt und den Menschen als ein abscheuliches Ungeheuer betrachtet; andere endlich haben geglaubt, daß er nur der tiefsten Verachtung würdig sey.

Auf die Menschen zürnen, weil sie unglücklich sind, heißt wider Gerechtigkeit und Menschlichkeit gleich gut sündigen. Ueber ihre Thorheiten erstaunen, wider ihre Leidenschaften, von welchen wir sie bewegt sehen, losziehen und nicht die wahren Ursachen davon aufsuchen, heißt selbst blind seyn, heißt sich über Unvorsichtigkeiten unerfahrner Kinder entrüsten, deren Vernunft, statt sie aufzuklären, man in ewige Fesseln gelegt hat.

An die wenige Weisheit, an die Nachlässigkeit und an die Verkehrtheit der Lehrmeister und Führer der Völker muß man sich wegen der Laster halten, von welchen wir sie angesteckt sehen. Wir sind eben so wenig berechtigt über ihre Laster zu erstaunen oder sie zu verachten, als wir berechtigt sind über die Wirkungen eines Feuers zu erstaunen, zu dessen Verbreitung sich alles vereinigt, oder uns über Unglücksfälle zu entrüsten, die wir an einer allgemeinen Krankheit darnieder liegen sehen, und die ihre Aerzte zu verewigen alle Kräfte anstrengen. Laßt uns die Menschen ihres Elendes wegen bedauren; laßt uns zur Quelle ihres Uebels zurückgehen und laßt uns die Wahrheit suchen, die uns eines Tages allein viel sicherere Mittel darreichen wird, als diejenigen sind, welche bis hieher die Verblendung wider die Gebrechen unsers Geschlechts vergeblich gebraucht hat.

Die Moral ist unnütz und ihre Vorschriften leer und unfruchtbar, weil die, welche sie lehren, aus Mangel hinlänglicher Menschenkenntniß und Erwägung der Ursachen, die immerfort auf den Menschen wirken, sich selbst nur verirrt, und niemals weder die Quelle des Uebels noch die Mittel es aufzuhalten oder ihm abzuhelfen, gekannt haben. Der Theologe hält den Menschen für wesentlich verdorben, für unfähig von Natur das Gute zu thun, und für einen Feind der Tugend. Frägt man ihn, worauf er ein der menschlichen Natur so ungünstiges Urtheil gründet? so hat er tausenderley Fabeln in Bereitschaft.

schaft. Er sagt, daß der erste Vater des menschlichen Geschlechts aus Verachtung gegen einen Befehl Gottes von einem Apfel gegessen hat, und daß alles Elend und Laster der Nachkommen unglückliche Folgen dieser ersten Sünde sind. Wenn man es bedauert, daß man von diesem sonderbaren, wunderlichen und närrischen Ursprunge des Uebels nichts begreiffen kann; so hilft er sich damit aus dem Handel, daß er sagt, daß darunter ein tiefes Geheimniß zum Grunde liege, das man, ohne es begreifen zu können, glauben müsse.

In der Meinung die unwissenden und wilden Völker gelehriger zu machen, erfanden ihre ersten Gesetzgeber die Religionen. Man sprach mit ihnen von unsichtbaren Mächten; man glaubte, durch Phanteme ihren Leidenschaften Einhalt thun zu können; man mahlte diese Phantome mit den fürchterlichsten Farben, man setzte die Menschen in Schrecken, ohne sie besser zu machen. Waren boshafte, ungerechte und grausame Götter geschickt, sie geselliger, gerechter und menschlicher zu machen? Ausserdem gab man ihnen Mittel an die Hand, diese Götter zu gewinnen, wodurch die eigennützigen Diener dieser Götter offenbar selbst die Wirkungen vernichteten, die sie mit Hülfe der von ihnen in den Herzen der Menschen erregten Furcht, hervorgebracht zu haben behaupteten. Wenn es den Priestern gelungen ist, die Menschen geschmeidiger und demüthiger zu machen; so haben sie weiter nichts gethan, als an

ihrem

ihrem eigenen Vortheile zu arbeiten und sich geltend zu machen. Die Vernunft ihrer in Furcht gesetzten Sklaven haben sie zu entwickeln sich sorgfältig gehütet. Sie haben sie keine wahre und nützliche Moral gelehrt, nur falsche Tugenden haben sie ihnen beygebracht; von der Untersuchung der wahren Ursachen ihres Elendes haben sie sie lüstig abgehalten; sie haben ihnen Begriffe eingeflößt, die weit entfernt, sie glücklich zu machen, nur geschickt waren, sie von dem Wege der Glückseeligkeit abzubringen und in der Gesellschaft Unruhe zu erregen. Kurz, die religiöse Moral, da sie auf Chimären gegründet, bekannter Bewegungsgründe beraubt, dem Interesse der Priester untergeordnet war, hatte nichts, wodurch sie die Leidenschaften der Menschen im Zaum halten oder lenken konnte; vielmehr diente sie ihnen im Gegentheil dazu, ihnen höchst verderbliche Leidenschaften einzuflößen, und sie zu bewegen, die heiligsten und offenbarsten Pflichten der menschlichen Moral ohne alle Gewissensvorwürfe mit Füßen zu treten und Schandthaten zu begehen, worüber die Vernunft erröthet.

Die Regierungsform ward ursprünglich, die widereinanderlaufenden Leidenschaften in Ordnung zu halten, bestimmt. Die Völker waren ihres eigenen Vortheils wegen verbunden, sich einer Gewalt und Gesetzen zu unterwerfen, die sie gegen immerwährende Gefahren, denen sie der Ausgelassenheit und Anarchie halber alle Augenblicke ausgesetzt waren,

in

in Sicherheit setzen sollten. Aber diese fast immer durch Stärke, Eroberung und Tyranney errungene, oder ohne Behutsamkeit und Vorbehalt gewissen Personen anvertraute Gewalt, welche sie mißbrauchten, war oft eine nicht weniger grausame Geissel, als die Anarchie, und ward sehr oft eine unerschöpfliche Quelle des Verderbnisses. Statt daß die Häupter der Nationen die Bürger hätten vereinigen und darauf denken sollen, sie vernünftig zu machen, richteten sie Spaltungen unter ihnen an, steckten sie mit Lastern und Vorurtheilen an, und machten Sklaven daraus, die sowohl ihre gegenseitigen Pflichten, als die Pflichten gegen ihr Vaterland verkannten. Statt daß die Gesetze hätten Orakel der Billigkeit seyn sollen, waren sie nur Ausbrüche der Ungerechtigkeit, der Phantasien und des Wahnsinnes der Gesetzgeber, nach welchen die Unterthanen zu leben gezwungen wurden. Die nun die Leidenschaften der Menschen in Ordnung halten sollenden Schranken wurden daher gewöhnlich eben so nachtheilig und traurig, als diese Leidenschaften selbst. Mit einer unwiderstehlichen Stärke bewafnet, vernachlässigten die Fürsten ihre Unterthanen zur Tugend aufzumuntern, und dachten nur daran, daraus Werkzeuge ihrer eigenen Leidenschaften und Ausschweifungen zu machen, die der Glückseeligkeit der Gesellschaft immer entgegen waren.

Fürsten sowohl als ihre Unterthanen [illegible] gleich gut Betrogene und Schlachtopfer einer grossen Menge Vorurtheile, denen die ersten sowohl als die

die andern alle Augenblicke ihre dauerhafte und wahre Glückseligkeit aufopfern. Laßt uns sie wegen der Verblendung, die sie verhindert den vorgesetzten Zweck zu erreichen, bedauern, und über die eingewurzelten Irrthümer seufzen, welche die Uebel des menschlichen Geschlechts verewigen. Laßt uns hoffen, daß das Licht einer gesunden Vernunft, wenigstens für einen Theil des menschlichen Geschlechts aufgehen, und die dicke Finsterniß, in welcher die Menschen herumtappen, vertreiben werde. Wenn die Stimme der Wahrheit noch nicht Kraft genug hat, die zu mächtigen Antriebe zum Bösen aufzuhalten, so kann sie doch wenigstens ihre traurigen Wirkungen der Welt vor Augen legen.

Die Moral und Politik sind offenbar mit einander verschwistert. Sie können sich ohne Gefahr nicht trennen, noch aufhören sich einander die Hand zu bieten. Die Moral hat keine Kraft, wenn sie nicht von der Politik unterstützt wird. Die Politik ist schwankend und geräth auf Abwege, wenn sie nicht von der Tugend unterstützt wird. Der Gegenstand der Moral ist die Menschen kennen zu lehren, daß es ihr größter Vortheil erfordere, daß sie die Tugend ausüben; der Zweck der Regierung muß seyn, sie zu verbinden, sie auszuüben. Die Moral kann die Menschen nur aufmuntern Gutes zu thun, die Regierung kann sie entweder zwingen, oder sie dazu durch ihre Belohnungen und Wohlthaten anreizen. Die Moral wird für die Nationen eine spekulativi-

sche

sche Wissenschaft, und ihre Vorschriften werden unausführbar bleiben, so lange die Gebieter ihres Schicksals nicht fühlen, daß ohne Tugend keine Gewalt auf Erden weder sicher noch beglückt seyn könne, und so lange sie es den Bürgern nicht fühlbar zeigen, daß kein Mensch in der Gesellschaft ohne Tugend glücklich seyn könne.

Dies sind die Grundsätze, worauf ein System der Moral und Politik gegründet werden muß, das, wenn es nützlich seyn soll, nur eine Kette von Wahrheiten seyn kann, die dahin zielen, die Nothwendigkeit zu beweisen, daß das Interesse der Fürsten mit dem Interesse der Unterthanen, und das Interesse eines jeden Unterthanen mit dem Interesse seiner Mitgenossen auf das genaueste verbunden werden müsse.

Erstes

Erstes Hauptstück.

Ursprung und Quelle moralischer Begriffe und Meinungen, imgleichen der Laster und Tugenden der Menschen.

Politik, Religion und sehr oft Philosophie haben uns von dem Menschen falsche Begriffe gemacht. Aus Unkunde seiner Natur und aus Vernachlässigung der ersten Gründe und Triebfedern seiner Handlungen, hat man ihn als ein Wesen betrachtet, das von Natur zum Bösen geneigt ist, — eine fast unüberwindliche Abneigung gegen das Gute hat und ein gebohrner Feind seiner Nebenmenschen ist. Einige melancholische Denker haben ihn mit einem wilden Thiere verglichen, das immer bereit ist über seine Mitgeschöpfe herzufallen. Bey Betrachtung seines oft unvernünftigen Betragens ist man so weit gegangen, daß man ihn noch tief unter die grausamsten Thiere herunter gesetzt hat, in welchen man nicht so viele Mittel sich zu schaden und unter einander umzubringen wahrgenommen hatte, als in dem Geschöpfe, das sich vorzugsweise (per excellentiam) das vernünftige nennt *). Obgleich viele Dinge diese

*) Quoniam per hominem in urbem ordinem, fortuite in duas partes esse directa, [illegible] mit capram. Vider latis campum pessimum campos, in quibus nihil aliud est

se dem Menschen, den seine Leidenschaften in beständige Zwietracht mit seinen Nebenmenschen setzen, ungünstige Meinung zu bestätigen scheinen; so kann uns doch einiges Nachdenken von diesen Vorurtheilen befreyen, und uns den Menschen von einer nicht so abscheulichen und der Wahrheit gemässeren Seite darstellen.

Der Mensch ist von Natur weder gut noch böse. In einem jeden Augenblicke seiner Dauer sucht er seine Glückseeligkeit, und unaufhörlich sind alle seine Kräfte angespannt, sich Vergnügen zu verschaffen und Schmerz von sich zu entfernen. Die Leidenschaften, die unserer Gattung wesentlich sind, unserer Natur anhängen und das Karakteristische eines empfindlichen Wesens ausmachen, lösen sich alle in dem Verlangen nach Glückseeligkeit und der Furcht vor Schmerzen auf. Diese Leidenschaften sind uns demnach nothwendig. An sich selbst sind sie weder gut noch böse, weder lobenswerth noch tadelnswürdig, nur durch den Gebrauch, den wir von ihnen machen, werden sie dergleichen. Sie sind nützlich und schätzbar, wenn sie uns unsere eigene Wohlfahrt und die Wohlfahrt unserer Nebenmenschen verschaffen.

Als

est, nisi cadavera, quae lacerantur, aut corvi, qui lacerant. V. Petron. Satyr.

Ferarum iste conventus est, nisi quod illae inter se placidae sunt morsuque humorum abstinent, in tantum lacerationem satiantur. V. Seneca de ira. Homo homini lupus, vel praeda vel praedo.

Alsdann nennen wir diejenigen, die von ihnen belebt werden, gute, tugendhafte und wohlthätige Menschen, so wie diejenigen vernünftige, welche zu ihrem sich vorgesetzten Zwecke dienliche Mittel gebrauchen. Diese nehmlichen Leidenschaften sind schädlich, verachtungs- und hassenswerth, wenn sie, statt uns zur Glückseeligkeit zu führen, uns oder unsern Nebenmenschen schädlich sind. Alsdann nennen wir diejenigen, die von ihnen beseelt werden, Lasterhafte, Unvernünftige, Boshafte. Der Hunger ist ein natürliches menschliches Bedürfniß; das Verlangen ihn zu befriedigen, ist eine natürliche und nothwendige Leidenschaft. Die Wahl der Nahrungsmittel und ihr mäßiger Gebrauch sind Wirkungen der Vernunft. Ausschweifen im Essen oder Trinken, ist eine unvernünftige Handlung; einem andern die Nahrungsmittel rauben, deren er selbst bedarf und die ihm gehören, ist eine Ungerechtigkeit; seinem Nebenmenschen aber von dem mittheilen, was man selbst besitzt, ist eine wohlthätige Handlung, welche man Tugend nennt. Der Mensch ist gut, vernünftig und tugendhaft, nicht weil er keine Leidenschaften hat, sondern weil seine Leidenschaften ihm und denen, mit welchen er in Gesellschaft lebt, nützlich sind.

Die Leidenschaften des Menschen sind weit vielfacher als der andern Thiere, weil ihm seine Natur eine ansehnliche Anzahl von Bedürfnissen gegeben hat. Sich erhalten und sich fortpflanzen, sind die einzigen Bedürfnisse der Thiere, und die einzigen Gegenstände,

de, die ihre Leidenschaften zum Vorwurf haben. Unabhängig von diesen beyden Bedürfnissen, die allen Thieren gemein sind, haben die in der Gesellschaft lebenden Menschen noch viele andere, welche ihnen Gewohnheit, Meinung und eine lebhafte Einbildungskraft nothwendig machen. Der Wilde hat ausser das Bedürfniß sich zu kleiden, nicht mehrere als die Thiere, indem diese mit einer natürlichen Schutzwehr gegen die Strenge der Witterung gebohren werden. Der Bürger einer policirten Nation hat unzählig viele Bedürfnisse, die ihm seine durch das Beyspiel, durch erhaltene Begriffe und oft durch Vorurtheile angefeuerte Einbildungskraft alle Augenblicke schaft, und denen er durch alle Mittel und Wege genügen will.

Jeder Mensch bringt bey seiner Geburt mehr oder weniger lebhafte Leidenschaften mit auf die Welt. Ihre Stärke hängt vom Temperamente, von der Organisation und der Dose Einbildungskraft ab, die ihm die Natur gegeben hat. Je nachdem ihn die Umstände auf das Gute oder auf das Böse bringen, wird er ein nützlicher oder schädlicher Mensch, es sey für sich oder für seine Mitbürger; das heißt nachdem der von der Natur erhaltene Boden gut oder schlecht, durch die ihm ertheilte Erziehung, durch die ihm gegebenen Beyspiele, durch die Reden, durch den Umgang, durch die Begriffe, die er sich selbst macht, oder die man ihm zuschiebt, durch die Gewohnheit und besonders durch die Regierung, die

sein

sein [illegible] erlaubt, — angemessen ist. Ein lasterhafter Vater kann nur verdorbene Kinder ziehen, eine verdorbene Gesellschaft kann nur [illegible] liefern, die geschickt sind Kopf und Herz zu verderben. Eine ungerechte Regierung kann nur ungerechte Sklaven hervorbringen, die unter sich uneins, mit sich selbst und mit andern unzufrieden, und beständig beschäftigt sind, sich unter einander Fallen zu legen, sich auf eine schändliche Art zu quälen — kurz Menschen erzeugen, die sowohl Feinde ihrer eigenen, als auch der Wohlfahrt anderer sind.

[illegible] kommt auf den Menschen alles, was man will, [illegible] haben", sagt [illegible], „wenn Sie bedenkt, daß unsre Kinder mit uns geboren werden, [illegible] zuvorkommen, man hat uns [illegible]." Der größte Bösewicht hätte können ein ehrlicher Mann werden, wenn ihn das Schicksal von rechtschaffenen Eltern und unter einer weisen Regierung hätte gebohren werden lassen, und wenn man ihn in seiner Jugend unter rechtschaffene Leute gebracht hätte. Der große Mann, dessen Tugenden wir bewundern, würde ein Dieb, ein Räuber, ein Meuchelmörder geworden seyn, wenn er mit keinen andern als Leuten von solchem Schlage umzugehen gewußt hätte. Ein verworfener niederträchtiger Hofmann, der [illegible] an dem Hofe eines Despoten leben lernen und kriechen übte, würde in Rom und Athen ein edler und geachteter Bürger geworden seyn. Ein weichlicher Sybarite würde zu Sparta

ein

ein tapferer Krieger geworden seyn. Neuton wäre ein Vagabonde geworden, wäre er unter den Tartarn oder Arabern gebohren.

Nichts beweiset überzeugender, wie sehr der Mensch durch Beyspiel, Meinung und Gewohnheit modificirt werden könne, als der Soldatenstand. Man nehme aus einem Dorfe einen einfältigen und trägen Bauern, und nach sechs Monaten wird man einen tapfern Soldaten aus ihm gezogen haben. Er wird einen Genieageist (esprit de corps) angenommen haben, er wird Ehre besitzen, er wird begierig seyn, von seinen Kameraden geachtet zu werden, er wird sich selbst achten, sich über seine ehemaligen Kameraden im Dorfe erhoben zu seyn einbilden, er wird viel mehr Zutrauen zu sich selbst haben, und er wird, wenn es seyn muß, dem Tode fröhlich entgegen gehn.

Unser gutes oder schlechtes Betragen hängt immer von den wahren oder falschen Begriffen ab, die wir uns entweder selbst machen, oder die wir von andern erhalten. Die Glückseeligkeit, oder wenigstens ihr Bild, ist es, was wir unser ganzes Leben hindurch verfolgen. Der gute Mensch ist derjenige, der nach seinem Temperamente, seiner Erfahrung, seinen ihm sorgfältig eingeprägten Grundsätzen, den ihm gegebenen Beyspielen, den Gesetzen, worunter er lebt, den Meinungen und Gewohnheiten, die er eingeführt findet, sich früh gewöhnt hat seine eigene

Glück-

Glückseeligkeit in der Achtung und dem Wohlwollen derer zu setzen, unter welchen ihm das Schicksal zu leben bestimmt hat. Wenn Erziehung, öffentliche Meinung, Regierung und Gesetze sich vereinigten, nur gesunde und wahre Begriffe auszubreiten; so würde es auch eben so selten seyn, verkehrte Menschen zu finden, als es in der jetzigen Verfassung selten ist, tugendhafte Menschen anzutreffen.

Der lasterhafte Mensch ist der, den sein Temperament zum Laster reitzt und den die Beyspiele, die er sieht, die Reden, die er hört, und die Gebräuche und Einrichtungen seines Landes aufmuntern, seinen unregelmäßigen Neigungen zu folgen. Statt seinen Ausschweifungen einen Zügel anzulegen, werden sie vielmehr nach der öffentlichen Meinung genehmigt. Der Zustimmung derer versichert, die ihn umgeben, genießet er einer vorübergehenden Glückseeligkeit, und er sieht nicht, daß ihm seine unbedachtsame Aufführung über kurz oder lang zu seinem Untergange verhelfen wird. Gebet der Weisheit Zeit und die Glückseeligkeit wird für sie seyn; gebt Zeit der Thorheit und sie wird sich selbst bestrafen *).

Wir loben weit mehr das, was wir loben sehn, als was gelobt zu werden verdient; — wir verachten, was wir verachten sehn, weit mehr als das, was verachtungswürdig ist. Wenige Menschen haben Fä-

*) Omnis stultitia laborat fastidio sui.

Fähigkeit, Muth und Zeit genug die Dinge an sich selbst oder nach ihren Wirkungen zu betrachten. Man findet es viel läuter und bequemer, sich an hergebrachten Ideen zu halten. Das ist die Ursache, warum die Meinung die Königin der Welt wird, und warum Vorurtheile eine unerschütterliche Festigkeit erhalten. Trägheit, Zerstreuung, Unachtsamkeit und Kleinmüthigkeit sind die Stützen aller Irrthümer, die wir auf der Welt verbreitet wahrnehmen.

Die Nachahmung bringt in dem Betragen der Menschen die allerauffallendsten Wirkungen, sie seyn nun gut oder böse, hervor. In unserer Jugend bemühen wir uns unsere Eltern, unsere Lehrmeister und ältere Personen nachzuahmen. Nachahmen heißt versuchen, ob wir ein Vergnügen und ein Behagen daran finden, wenn wir unsere Handlungen nach den Handlungen solcher Personen modeln, von denen wir abhängen, oder die wir vor Augen haben. Wir ahmen nur diejenigen nach, die wir für glücklich halten. Das ist ohne Zweifel die Ursache, warum das Beyspiel der Fürsten, der Großen, der Reichen und aller derer, die wir in Achtung stehen sehen, so ansteckend ist. Aus Nachahmung nehmen wir Ideen, Systeme, Aufführung und die Art zu denken und zu handeln von denen, mit welchen wir leben. Man muß es wie die andern machen, ist für den größten Theil der Menschen ein unbezweifelter Grundsatz. Das Publikum hält es für sonderbar und lächerlich, wenn man sich unterstehen will davon zu appelliren.

Die ganze Erziehung beruht blos auf Nachahmung. Hier erhalten wir die wahren oder falschen, nützlichen oder schädlichen Begriffe von denen, welche uns erziehen. Einen Menschen erziehen, heißt ihm unsere Ideen einflößen, ihn gewöhnen, das zu schätzen, was wir schätzen, zu lieben, was wir lieben, und zu thun, was wir thun. Das ist die Art, wie sich Laster und Vorurtheile von den Vätern auf die Kinder, und bis in die spätsten Jahrhunderte von Hand zu Hand fortpflanzen. Unter den Augen ehrbarer und rechtschaffener Eltern können Kinder nicht leicht lasterhaft und verdorben werden *).

In der Erziehung müssen wir also die Hauptquelle der Laster und Tugenden, der Irrthümer und der Wahrheiten, der nützlichen und schädlichen Gewohnheiten, der Eigenschaften und Talente aufsuchen. Richtete man seine Aufmerksamkeit darauf, uns niemals in der Jugend zu betrügen, uns nur wahre und vernünftige Begriffe beyzubringen, so würden wir aufgeklärt, vernünftig und tugendhaft seyn. Unsere Leidenschaften würden sich nur für Gegenstände einnehmen lassen, die einen wahren Nutzen gewähren, welcher das wahre Glück des Menschen ausmacht. Wir würden nicht in dem ganzen Laufe unsers Lebens das Spielzeug von tausend Irrthümern seyn, welche abzulegen uns so viele Mühe macht. Eine gute Erziehung würde uns in der Jugend

*) Fontes [illegible]

nend eine Fertigkeit vernünftig zu denken und rechtschaffen zu handeln erwerben, und vom Bösen, von dem man fälschlich annimmt, daß wir einen natürlichen Hang dazu haben, zurückschrecken.

Die Menschen haben zum Bösen nur eine Neigung, weil sie es für etwas Gutes halten; sie sind nur so verderbt und folglich so elend, weil Erziehung in der Jugend, und öffentliche Meinung und Regierung in reiferen Alter, ihnen falsche und betrügerische Ideen zuschieben. Alles verbindet sich, sie in den sie verblendenden Vorurtheilen zu erhalten, alles verschwört sich, sie zu verhindern ihre Vernunft zu üben; von allen Seiten sehen sie nur schändliche Beyspiele, die sie, selbst wenn sie solche verdammen, sich nachzuahmen für verpflichtet halten. Darf man dann noch wohl erstaunen, daß der Mensch, der sich seiner Vernunft rühmt, völlig dieser Vernunft beraubt ist, durch welche er über die Thiere erhaben zu seyn glaubt?

Zweites Hauptstück.

Von der Vernunft, von der Wahrheit und ihrer Nützlichkeit.

Die Vernunft besteht in der Erkenntniß der wahren Glückseligkeit und der Mittel, sie sich zu verschaffen. Hieraus folgt, daß Vernunft nur durch sichere und wiederholte Erfahrungen erworben wird. Die Vernunft eines Menschen anbauen oder entwickeln, heißt ihn kennen lehren, was er thun und lassen muß, um sich glücklich zu machen. Die Menschen sind nur deßhalb mit so vielen Irrthümern angefüllt, weil ihre Führer in dieser Welt, der Vernunft selbst beraubt, unfähig den Kopf anderer zu bilden, ihnen nur falsche Begriffe von Glückseligkeit, von welchen sie selbst angesteckt sind — beybringen, — oder weil sie sich interessirt zu seyn glauben, die Menschen zu verhindern, die Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten. Jede auf Lüge und Meinung gegründete Autorität, ist eine gebohrne Feindin der Vernunft und fürchtet die Wahrheit, welche ihre Gewalt zerstören würde. Wir dürfen also nicht erstaunen, so wenig Vernunft bey Wesen zu finden, die sich vernünftig nennen. Von Eltern gebohren, die fast niemals die Vernunft gebrauchen, erzogen von Lehrmeistern, denen die Vernunft verhaßt ist, umgeben von einer Gesellschaft, in welcher alle Arten

von

von Vorurtheilen herrschen, regiert von Herren, die bey der Dauer der Meinungen, worauf sie ihr Reich gründen, interessirt zu seyn glauben — ist die Lüge, so zu sagen, mit dem Menschen in eine Masse zusammen geschmolzen. Darf man sich also wohl wundern, überall unvernünftige Menschen zu finden?

Wenn, wie es nur zu oft der Fall ist, die gemeine Meinung falsch ist; so sind alle unsere Urtheile falsch und der Vernunft zuwider. Bey alle dem ist es diese, gemeinhin so lügenhafte Meinung, welche uns die Begriffe eindrückt, die wir von Glückseligkeit und Unglückseeligkeit, von Tugend und Laster, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Ehre und von Schande, Anständigkeit und Unanständigkeit haben sollen. Einmal über diese wichtigen Gegenstände betrogen, bleibt unsere Seele auf immer in einem unüberwindlichen Irrthum, so wie unser Betragen, das einmal durch allgemeine Vorurtheile bestimmt und mit fortgezogen wird, gewöhnlich für uns selbst nachtheilig und traurig, und für unsere Mitmenschen beschwerlich wird.

Hobbes sagt, der Bösewicht ist ein starkes Kind *). Er ist ein von aller Erfahrung, Vorsicht, Ueberlegung und Vernunft verlassenes Geschöpf, das ohne Nachdenken und Besinnung den Antrieben seiner Begierden folgt, das keine andern Regeln als seine Fantasien kennt, das durch den Augenblick verführt, einem kleinen Vergnügen, eine

*) Puer robustus.

eine Zukunft aufopfert, das, indem es in einem jeden Gegenstande, nach dem es greift, seine Glückseeligkeit zu finden vermeint, alsbald nichts als Eckel, Langeweile und oft sein Verderben findet. Der Bösewicht ist ein schlechter Rechenmeister, der in einem jeden Augenblicke von seiner Unwissenheit, seiner Unvorsichtigkeit und seinen Vorurtheilen hintergangen wird. Je mehr sich unser Verstand aufklärt, je mehr lernen wir mit Genauigkeit rechnen und das größere Gut dem geringern vorziehen.

Die Wahrheit besteht in der Uebereinkunft unserer Begriffe mit der Natur der Dinge; sie ist dem Menschen nützlich, weil sie ihn lehrt, was er ist, das heißt, weil sie ihm seine Natur, seine wahren Eigenschaften und die Verhältnisse zwischen Ursachen und Wirkungen vor Augen legt. Diese Kenntniß, die, wie die Vernunft, nur durch Erfahrung gelernt werden kann, setzt uns in den Stand, das Nützliche vom Schädlichen, Wahrheit von Schein und solide und dauerhafte Glückseeligkeit von einem vorübergehenden und flüchtigen Vergnügen zu unterscheiden. Die Wahrheit ist dem Menschen nothwendig, weil der Mensch ihrer zu seiner Glückseeligkeit bedarf, um den Weg, der dahin führt, aufzufinden. Er liebt die Wahrheit, weil er glücklich zu seyn wünscht; er fürchtet die Wahrheit, weil man ihn oft überredet, daß sie seiner Glückseeligkeit schädlich seyn könne.

In

In der That ruft man uns von allen Seiten zu: „Die Wahrheit ist gefährlich; es giebt dem menschlichen Geschlechte nützliche Irrthümer; die Welt will betrogen werden". Die Wahrheit scheint nur denen gefährlich, welche sich fälschlich interessirt zu seyn glauben, die Menschen zu betrügen. Einige Irrthümer können einigen Menschen auf eine Zeitlang nützlich seyn; allein für das ganze menschliche Geschlecht sind ihre Folgen immer höchst traurig. Die Welt will betrogen werden, weil man sie gewöhnt hat, sich betrügen zu lassen, weil man sie so stark wider die Wahrheit bewffnet und so sorgfältig ihre Vernunft erstickt hat, daß sie sich einbildet, daß ihre Irrthümer zu ihrer Glückseeligkeit nothwendig sind, wobey sie gar nicht gewahr wird, daß sie ihr unaufhörlich den Rücken kehren.

Zu sagen, daß die Wahrheit den Menschen unnütz sey, heißt behaupten, daß sie nicht glücklicher zu seyn gebrauchen, als sie sind, daß es sie sehr wenig angehe, ihr Schicksal zu verbessern, und daß es gefährlich seyn würde, wenn man ihnen die Quelle und Mittel ihrer Krankheiten, an welchen sie so hart darnieder liegen, anzeigen wollte. Versichern, daß es Gegenstände giebt, nützliche Irrthümer giebt, heißt behaupten, daß es in welchen es gut ist, daß die Menschen blind und elend sind.

In der Physik ist die Wahrheit die Kenntniß der Wirkungen, welche natürliche Ursachen auf unsere Sinnen hervorbringen müssen. In der Moral ist

die Wahrheit die Kenntniß der Wirkungen, welche menschliche Handlungen auf Menschen hervorbringen müssen. In der Politik ist die Wahrheit die Kenntniß der Wirkungen, welche die Regierung auf die Gesellschaft hervorbringt, das heißt, die Art und Weise, wie sie ihren Einfluß sowohl auf die allgemeine Glückseligkeit als auch die Glückseligkeit der einzelnen Bürger äußert.

Eine jede dieser Wahrheiten soll den Menschen verborgen werden? Nach einer sonderbaren Fatalität sind diese Dinge, vor welche man uns die Augen fest verbinden will, offenbar und wahrhaftig für uns die allerwichtigsten Gegenstände. Nach diesen schönen Grundsätzen verlangt man überall, daß die Völker sich wohl in Acht nehmen sollen, das geringste von ihrer Religion zu begreifen und niemals einen Blick auf ihre Regierung zu werfen. Man versichert uns aber doch, daß von dem einen ihre ewige Seeligkeit abhängt, und man sieht sehr klar, daß von dem andern ihre Wohlfahrt und ihr Elend in dieser wirklichen Welt abhangen.

Ein Mensch kann sich ohne Folgen für andere betrügen; allein niemals betrügen sich die Menschen ungestraft. Alles in der Welt ist eine unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen. Die Irrthümer verketten sich in unserm Verstande wie die Wahrheiten. Es ist unmöglich, daß ein Volk ohne Gefahr in einem Irrthume verharren könne. Es giebt

für

für eine Nation kein Vorurtheil, das ihr nicht auf die Länge Elend ohne Zahl bewirken sollte. Lügen und Irrthümer können einigen einzelnen Menschen nützlich seyn. Es ist ihnen bisweilen selbst vortheilhaft betrogen zu werden, und die, welche sie betrügen, können wahre Wohlthäter für sie seyn. Derjenige, der lügt oder betrüget, um sein Vaterland, seine Eltern, seinen Freund zu retten, ist ein schätzenswerther Bürger, ein nützlicher und tugendhafter Mensch. Nur von einem unsinnigen Tribunale kann er verdammt werden *).

Wenn aber die Frage ist von der Wohlfahrt eines Volks oder des ganzen menschlichen Geschlechts, dann kommt es nicht auf die Berechnung der vorübergehenden Umstände und der kurzen Dauer der Vortheile und des Interesse einiger wenigen Menschen an. Alsdann muß man auf die Wirkungen sehen, die diese Jahrhunderte lang gehegte Irrthum gehabt, was er auf die Menschen überhaupt, auf ein

*) Augustin behauptet, daß es nicht erlaubt sey zu lügen, wenn auch die ganze Wohlfahrt der Welt davon abhienge. Dies Beyspiel ist hinreichend zu zeigen, was die Orakel des Christenthums für Begriffe von der Sittenlehre gehabt haben. Wäre es möglich, daß eine Lüge der Welt wirklich zuträglich wäre, so verwandelte sie sich sofort in eine Tugend; denn die Tugend kann nur in der allgemeinen Nützlichkeit bestehen.

ein Reich und auf eine Nation für einen Einfluß ausübet, und man wird finden, daß er Unglück und Elend verursacht hat, wovor die Vernunft zurückbebt.

Wenn in einem Winkel von Asien ein Betrüger wie Mahomet das Glück hat, hundert schwachköpfige Araber zu überreden und ihnen einzubilden, daß er ein gewisser Prophet sey; so scheint dieser Irrthum im Anfange von sehr geringen Folgen zu seyn. Nach einem Jahrhunderte indessen findet man, daß ganz Asien und Afrika mit Blut überschwemmt ist, und daß er die unglückliche Ursache der kummervollen Sklaverey und Erschlaffung geworden ist, worin wir noch die unglücklichen Bewohner der schönsten Gegenden der Welt, über welche ein abscheulicher Despotismus seinen zerstörenden Scepter führt, in Jammer und Elend seufzen sehn.

Ein Alter sagte mit Grunde, daß die Lügner die Ursache aller Bosheiten und aller Verbrechen in der Welt wären *). Wer einen Blick auf die Geschichte werfen will, wird finden, daß alle von vielen Menschen angenommenen Irrthümer in der Länge der Zeit die heftigsten Gährungen, die fürchterlichsten Empörungen, die blutigsten und sowohl dem Fürsten als den Völkern nachtheiligsten Schandthaten erzeugt haben. Der Aberglaube hat überall die öffentliche

*) Plutarch.

che Glückseligkeit erschüttert und die Erde in eine Mordergrube verwandelt. Die religiösen Vorurtheile, deren Prüfung man den Sterblichen sorgfältig untersagt, sind von je her eine unerschöpfliche Quelle aller Ausschweifungen und alles Elendes gewesen. Sind diese Vorurtheile nützlich, so sind sie es doch nur für eine kleine Anzahl Menschen, die gegen alle andere verbunden sind, und welche den Völkern einbilden, daß der Himmel sie gemacht hat, hier auf Erden unglücklich zu seyn, daß sie keinen Antheil an der Wohlfahrt dieser Welt haben müssen, daß die Vernunft eine gefährliche Klippe sey, und daß man die Wahrheit, die ihr finsteres und böses Vorhaben beschämen würde, fürchten müsse.

Alles was dem menschlichen Geschlechte schadet, es sey nach seinen unmittelbaren oder entfernten Folgen, kann nur Irrthum oder Lügen zur Grundlage haben. Lug und Trug können weder nützliche Früchte tragen, noch dauerhafte Vortheile gewähren. Der beständige und fortdaurende Nutzen ist der einzige Charakter, woran wir das Wahre, Gute und Schöne erkennen können. Wenn wir uns diesen Nutzen zur Regel unserer Meinungen machen, so werden wir immer über die Grundsätze, Einrichtungen, Handlungen und Sitten so wohl ganzer Völker als einzelner Menschen ein gesundes Urtheil fällen. Was wahrhaftig nützlich ist, werden wir billigen, was unnütz ist, werden wir verachten, und was gefährlich ist, werden wir tadeln und verwerfen.

Die

Die Wahrheit ist nur liebenswürdig, weil sie nützlich ist; sie ist nur nützlich, weil sie zu dem dauerhaften Wohl der Bewohner der Welt beyträgt. Der Billigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und den Talenten sind wir nur in Rücksicht auf die Vortheile, die daraus für die Gesellschaft entspringen, unsere Achtung schuldig. So kann also die Tugend wie die Wahrheit mißfallen, oder dem Interesse einiger verkehrter Menschen, deren Ausschweifung sie verdammt, nachtheilig zu seyn scheinen; allein sie bleibt demohnerachtet dem ganzen menschlichen Geschlechte, das ganz ihrer beraubt gar nicht bestehen könnte, nicht weniger nützlich und nothwendig. Die Billigkeit empört so wie die Wahrheit die Unterdrücker der Erde, welche sie zwingt, über ihr Betragen zu erröthen; allein sie ist nichts destoweniger das Band aller Gesellschaft und die einzige Stütze des menschlichen Geschlechts. Es giebt keine Tugend, die nicht ein Gegenstand des Widerwillens aller derer wird, deren Leidenschaften und Unordnungen sie sich entgegengestellt. Es giebt keinen Bösewicht, der nicht die Wahrheit gefährlich und tadelnswürdig finden sollte, wenn sie sich seinen falschen Begriffen, die er sich von der Glückseligkeit gemacht hat, widersetzt *).

Kein

*) Hoc, quod amant, volunt esse veritatem, sagt Augustin. Wir lieben die Dinge nicht, schreibt Nicole, weil sie wahr sind, sondern wir halten sie für wahr, weil wir sie lieben. S. Essais de morale. Tom. III. p. 31.

Kein Mensch ist ohne Ursache und umsonst boshaft. Wenn er sich dem Bösen überläßt, so rührt das von den falschen Begriffen her, die er sich von der Glückseeligkeit, Nützlichkeit und eigenem Vortheile gemacht hat. Diese Ideen sind Wirkungen seiner Unwissenheit, seiner Unerfahrenheit, seiner Vorurtheile und seiner lasterhaften Gewohnheiten. Ungerechtigkeit, Betrug, Liederlichkeit, Schwärmerey, falscher Eifer und Verbrechen haben beziehungsweise einen vorübergehenden Nutzen; indessen werden doch diese Dinge von jedem vernünftigen Menschen verabscheut, weil sie auf den Untergang der Gesellschaft abzielen und gemeiniglich damit endigen, daß sie dem selbst schaden, der sich ihnen überlassen hat.

Drittes Hauptstück.

Von der Moral der Religion.

Um die Menschen besser zu machen, muß man sie auf die Untersuchung der Wahrheit führen, ihre Vernunft aufklären, ihnen Beyspiele vor Augen stellen, die gefährlichen Wirkungen des Lasters zeigen und die Vortheile der Tugend empfinden lassen. Das ist der Gegenstand der Sittenlehre. Um die Menschen glücklicher zu machen, muß man ihnen zeigen, daß ihr eigenes Vortheil ihre Vereinigung erfordere, die Bande der Gesellschaft unter ihnen näher zusammenziehen, und sie anreizen und zwingen Gutes zu thun und Böses zu unterlassen. Das ist der Gegenstand aller Regierung, die in der Macht und Gewalt besteht, die die Gesellschaft den Händen eines oder mehrerer Bürger anvertraut hat, um alle Mitglieder zu verbinden, die Vorschriften der Sittenlehre auszuüben.

Die Sittenlehre besteht in der Kunst mit Menschen glücklich zu leben. Die Tugend besteht darin, daß man sich durch das Glück, das man andern verschafft, selbst glücklich macht.

Jedermann erkennt die Nützlichkeit der Sittenlehre; indessen scheinen doch ihre wahren Grundsätze noch in dunkeln Wolken verhüllet zu seyn, welche kaum

kaum die schärfsten Augen durchblicken können. Jeder erhebt die Vortheile der Tugend; allein man ist sehr wenig über den Begrif einig, den man sich von der Tugend machen muß. Für den großen Haufen ist sie ein schwankendes Wort, das man bewundert, ohne einen bestimmten Sinn damit verbinden zu können. Woher kann wohl die Unwissenheit oder Ungewißheit der Menschen über Gegenstände kommen, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit sie einstimmig anerkennen? Wem müssen wir bey der tiefen Untersuchung und der anhaltenden Arbeit so vieler würdigen Männer, die seit so vielen Jahrhunderten den Menschen und seine Verhältnisse studirt haben, den Mangel der Aufklärung über unsere Pflichten beymessen? Von einer Seite hat die Theologie durch ihre dunkeln und oft widersprechenden Begriffe die dickste Finsterniß in der einfachsten, klarsten, verständlichsten und gründlichsten Wissenschaft verbreitet. Von der andern Seite hat ihr die Politik, weit entfernt der Sittenlehre zu Hülfe zu kommen, alle Augenblicke widersprochen und ihre Grundsätze und Regeln, die sie vorschreibt, unnütz gemacht. Die sichtbaren und unsichtbaren Mächte scheinen ihre Gewalt mit einander verbunden zu haben, um die Herzen der Menschen von demjenigen abwendig zu machen, was zur Erhaltung ihrer Glückseligkeit auf dieser Welt das nothwendigste ist.

Statt auf der Erde Grundsätze zu suchen, wornach die Menschen ihre Handlungen regulieren müssen,

suchte

suchte sie die Religion im Himmel; statt die Moral auf sichtbare unter den Menschen bestehende Verhältnisse zu gründen, gründete man sie auf Verhältnisse, die zwischen den Menschen und den unbekannten Mächten vorhanden seyn sollten, die man in den unzugänglichen Regionen des Himmels aufstellte. Man frage in allen Ländern die Theologen, was die Moral sey? und man wird von ihnen die Antwort erhalten, daß sie in der Kunst bestehe, den Göttern zu gefallen, daß man die Gottheit beleidige, wenn man die Menschen beleidigt, und daß sie es sey, die in dieser oder jener Welt die Verbrechen und Sünden bestrafen und die guten Handlungen belohnen werde. Man frage diese erleuchteten Männer, was die Tugend sey; und sie werden antworten, daß sie in der Uebereinstimmung der menschlichen Handlungen mit dem Willen Gottes bestehe. Aber was ist dieser Gott, dessen Willen ihr der Welt verkündigt? Es ist, antworten sie, ein unbegreifliches, unergründliches und unerforschliches Ding, wovon sich die Sterblichen keinen Begriff machen können. Welche sind die Absichten und Wege Gottes, wornach sich, wie ihr sagt, die Menschen bequemen müssen? sie sind für uns unergründlich; aber dieser Gott hat Regeln offenbart, die der Mensch sowohl gegen sich selbst als gegen andre beobachten muß. Ist dieser Gott der nehmliche für alle Bewohner der Erde! Nein? Gott und die Gesetze sind nach den verschiedenen Gegenden und Ländern der Erde verschieden. Er ist nicht der nehmliche; auch redet er mit den Chinesern

India-

Indianern, Persern, Europäern ꝛc. nicht die nemliche Sprache. Jede Religion schreibt dem Volke, das sich zu ihr bekennt, verschiedene Pflichten vor. Was die Gottheit zu einer Zeit und an einem Orte gebietet oder erlaubt, das wird zu einer andern Zeit und von andern Göttern sehr strenge untersagt.

Wenn man um die göttlichen Absichten zu entwickeln und zu unterscheiden, die Bücher zu Rathe zieht, welche jede Religion ihren Anhängern vorhält; so findet man, daß ohne Verletzung der einleuchtendsten Lehren der Sittenlehre, es unmöglich sey, sich darnach zu richten. Alle Religionen der Erde stellen Gott als einen ungerechten, wütenden, in seinem Zorne unversöhnlichen Souverän dar, der die Schuldigen ohne Maaß und Ziel straft, der unschuldigen Kindern die Ungerechtigkeit ihrer Eltern aufbürdet, der seiner empörenden Grausamkeit kein Ende macht, der despotisch Treulosigkeit, Raub, Mord und Blutvergießen gebietet. Kurz, selbst die Völker, die für die civilisirtesten gehalten werden, haben eine Religion, die ihnen gebietet unsichtbare Tyrannen anzubeten, die sich über alle Regeln der Moral hinwegsetzen, und deren Beyspiel hinreicht, alle wahren Begriffe von Pflichten in den Herzen ihrer Anbeter zu vernichten.

Sind denn Eigensinn, Ausgelassenheit und Verletzung der Billigkeit Musier, die man vernünftigen Wesen, die gemacht sind in der Gesellschaft zu leben,

zur

zur Nachahmung vorhalten kann? Heißt es sie nicht zu Verbrechen anfrischen, wenn man ihnen sagt, daß sie Wesen nachahmen sollen, die man ihnen mit den Zügen der allerboshaftesten Menschen vormahlt? Die der Politik entgegengesetztesten, der Moral schimpflichsten und die Menschheit am meisten empörenden Verbrechen sind ohne Gewissensbisse, unter dem Vorwande Gott zu gehorchen und sein Wohlgefallen zu verdienen, begangen worden.

Das Heidenthum hat den Olympus (Himmel) mit einem Haufen Gottheiten bevölkert, welche die Mythologie uns als Ungeheuer der Schwelgerei und der Ausschweifung darstellt. Das Betragen eines Jupiters, der Himmel und Erde mit seiner Lüderlichkeit und mit seinen Verbrechen erfüllt, — war das nicht ein guter Vorwand, die gröste Ausgelassenheit zu autorisiren? Ein Mensch, der sich nur einigen Begriff von der Sittenlehre gemacht hat und nicht völlig von seinen Vorurtheilen verblendet ist — kann sich der wohl den eifersüchtigen, unbeständigen, rachgierigen und blutdürstigen Gott der Juden zum Muster seiner Nachahmung machen. Dieser gegen alle Völker der Erde, ein Volk, das er sich aus Eigensinn erwählt hat, ausgenommen, ungerechte Gott, dieser Gott der Rache und der Heerschaaren, dieser Gott, der die Völker ausrottet, ist der dazu gemacht einem vernünftigen Wesen, das sich von Güte, Gerechtigkeit und Menschlichkeit Begriffe gemacht hat, zum Beyspiel zu dienen? Kann

man

man, wenn man nicht völlig in der Schwärmerey ersoffen ist, in einem Gotte unendliche Vollkommenheiten gewahr werden, der sich in den Büchern, die er selbst inspirirt haben soll, unter den Zügen eines abscheulichen Tyrannen abmahlt, der das Recht hat, alle Regeln der Sittenlehre zu verletzen, von der man demohnerachtet behauptet, daß sie von seinem höchsten Willen herkomme?

Wenn man sich über einen so unmoralischen Gott oder über sein Betragen beklagt, das der Aufführung rechtschaffener Menschen so ganz entgegengesetzt ist; so sagen uns seine Diener, daß die göttliche Gerechtigkeit der menschlichen Gerechtigkeit nicht gleich sey, daß die Wege Gottes nicht die Wege der Menschen seyn. Aber erschüttert man nicht hierdurch alle moralischen Grundsätze? Wenn die göttlichen Vollkommenheiten, seine Gerechtigkeit, seine Gütigkeit den guten Eigenschaften, den Tugenden der Menschen nicht ähnlich sind, was können sich denn die Menschen von ihnen für Begriffe machen? Wenn die Gerechtigkeit und Güte ihm erlauben zu handeln, wie das Ding, das wir einen Tyrannen, das heißt, einen ungerechten und boshaften Fürsten nennen, werden alsdann nicht seine Anbeter versucht werden, daraus zu schließen, daß er das Böse wolle, daß er Ungerechtigkeit und Bosheit liebe, daß man Böses thun und Verbrechen begehn müsse, um vor seinen Augen Gnade zu finden? Ein grausamer und verkehrter Souverän hält sich nur von Sklaven wohlbedient, die ihm ähnlich sind.

In dem Gotte der Christen finden wir keinen sichern Führer uns zur wahren Tugend zu leiten. Dieser menschenfeindliche Gott scheint in seinen traurigen und ungeselligen Lehren gar nicht gewust zu haben, daß er mit in der Gesellschaft lebenden Menschen rede. Was sagt uns seine Moral, die von denen, welche sie niemals ernsthaft geprüft haben, so hoch gerühmt wird? Sie giebt uns den Rath, die Welt zu fliehen, uns selbst zu verabscheuen, das Vergnügen zu hassen, den Schmerz zu lieben, die Wissenschaft zu verachten, ihr eine freywillige Unwissenheit und Armuth des Geistes vorzuziehen, uns von den Kreaturen loszumachen, nichts auf Erden zu lieben, die Achtung der Menschen zu fürchten *). Was giebt uns das Christenthum für Bewegungsgründe eine Vorschrift zu befolgen, die der Natur widerspricht und den Pflichten gegen die Gesellschaft so entgegengesezt ist? Sie

*) Nikole sagt, daß man bey allen Handlungen auf Gott sehen müsse, daß man sich fürchten müsse, für gute Thaten in dieser Welt Belohnungen anzunehmen. — — daß Gott das Recht habe, uns wegen der guten Werke zu bestrafen, deren wir uns rühmen, und daß wir dadurch an ihm einen Diebstahl begehn. S. Essais de Morale, Tom. I. p. 306. Am andern Orte sagt er, daß die Liebe uns verbindet uns zu hassen und nicht zu lieben, woraus er folgert, daß wir weit mehr wünschen müssen von den Kreaturen verachtet, als geliebt zu werden. Tom. II. p. 119.

Sie redet von einem andern Leben, in welchem sie uns ein unaussprechliches Glück für diejenigen verspricht, die sich hienieden freywillig unglücklich gemacht und für das Wohl der andern nichts gethan haben. Von der andern Seite drohet diese Religion allen denen eine ewige Qual, die sich weigern, die unfruchtbaren Tugenden zu üben, die sie allen denen vorzieht, die wahrhaftig den mit uns lebenden Wesen nützlich sind. Eine dumme Leichtgläubigkeit, die niemals räsonnirt, eine schwankende Hofnung einer idealischen Glückseeligkeit, eine kriechende Demuth, die geschickt ist, der Seele alle Energie zu benehmen, Kreuzigung des Fleisches, Fasten u. s. w. das sind die wundervollen Vollkommenheiten, wornach jeder gute Christ streben soll.

Es ist wahr, diese Religion rechnet auch noch zu den Tugenden die Liebe, die darin besteht, daß man einen fürchterlichen Gott über alles und seinen Nächsten als sich selbst liebt. Von dieser letzten Seite betrachtet scheint diese Tugend nichts anders als das Wohlwollen und die Menschlichkeit zu seyn, wozu uns alles auffordert; allein in dem Christenthum ist die Liebe des Nächsten niemals etwas anders gewesen als eine Tugend, mit der man sich etwas sehen lassen will. Wenn man sie in den Büchern der Christen findet, so wird sie doch immer aus dem Herzen und dem Betragen ihrer Priester verbannt. Die Diener des Gottes des Friedens zeigten sich immer als die ungeselligsten, unmenschlichsten und rachgierigsten Menschen. Unter dem Vorwande, daß es das

In,

Interesse des Himmels verlange, verheerten sie tausendmal aus heuchlerischem Eifer oder närrischer Schwärmerey die Erde. Immer unter einander in Zank und Zwietracht, wusten sie es dahin zu bringen, daß Fürsten und Völker an ihren traurigen Zänkereyen Antheil nahmen. Von einer mörderischen Liebe beseelt, ließen sie in aller Frömmigkeit ihre Nächsten erwürgen, wenn sie diese nicht dahin bringen konnten, Meinungen für wahr zu halten, die sie zur ewigen Seeligkeit nothwendig hielten.

So bald man nur ein wenig die Grundsätze aller geoffenbarten Religionen dieser Welt untersucht, so findet man, daß sie darauf abzwecken, die Völker von einander zu trennen, die Menschen ungesellig, aus einer jeden Sekte eine besondere Bande zu machen, deren hochmüthige Mitglieder sich einbilden, die Gunst des Himmels mit Ausschließung aller übrigen zu besitzen, und welche die Anhänger der übrigen Sekten mit Haß oder Verachtung betrachten. Wie kann ein Andächtiger, wenn er seinen Grundsätzen getreu handelt, denjenigen lieben, schätzen und ehren, den er für einen Feind seines Gottes hält? Hieraus folgt ganz klar, daß jede besondere Offenbarung dahin zielt, die Herzen der Menschen zusammen zu ziehen, sie zu Feinden zu machen und das allgemeine Wohlwollen, das dazu gemacht ist, Wesen ihrer Art mit einander zu vereinigen, zu verbannen *).

Die

*) Wer einige Begriffe von der Religion der Juden, Christen, Mahomedaner, Perser u. s. w. hat, wird

Die religiöse Moral dient also niemals dazu, die Menschen geselliger zu machen. Die fürchterlichen Götter, die sie gebrauchte, sie in Angst und Furcht zu setzen, die Strafen eines andern Lebens, womit sie selbige unaufhörlich bedrohte, die eingebildeten Vergnügungen, die sie im Himmel versprach, konnten die Neigungen weder bessern, noch die Laster unterdrücken, die ausserdem alles zu erwecken sich vereinigte. Wenn die Religion einige furchtsame Personen in Bewegung setzt, so haben doch ihre vorübergehenden Schrecken, die bald durch den Tumult der Welt und der Geschäfte, durch Zerstreuung, Vergnügungen, ungezähmte Leidenschaften verscheucht werden, keine Wirkung auf den großen Haufen und noch weniger auf diese ungestümen, eifrigen und zornigen Köpfe, auf diese ehrgeizigen und diese mächtigen Menschen, deren Beyspiel und Gewalt den stärksten Einfluß auf die Gesellschaft haben. Die Diener der Religion, die gegen die Fürsten, deren Schutz und Be-

wird diese Wahrheit für völlig erwiesen halten. Je näher die Sekten mit einander verwandt sind, desto mehr verachten und verabscheuen sich ihre Anhänger unter einander. Die Mahomedaner in der Türkey hassen die Mahomedaner in Persien weit mehr, als Christen und Göthendiener. Die Juden machen sich gar kein Gewissen daraus, die Christen zu betrügen. Der Pabst hat oft befohlen, daß man den Ketzern keinen Glauben halten dürfe.

Begünstigung sie eifrig suchen, immer sehr nachsichtsvoll sind, ebenen ihnen den Weg zum Himmel, sie predigen ihnen einen gutmüthigen Gott, den man leicht versöhnen kann. Hierdurch ward diese Religion, die fast in allen Landen das einzige Mittel war, das man der Tyrannei entgegensetzen konnte, ihre Mitschuldigerin und Gehülfin. Ja, was sage ich! die schmeichlerischen Priester haben die Frechheit, die Tyrannen selbst unter den Schutz des Himmels zu setzen, sie haben die Niederträchtigkeit ihre Eingriffe zu heiligen, ihnen göttliche Rechte zu ertheilen, und den Völkern die gerechte Selbstvertheidigung zu rauben, ein Recht, das doch die Natur einem jeden Menschen verleiht *). In Gefolge dieser Grundsätze wurden die durch Vorurtheile gefesselten Völker den Launen ihrer Fürsten überliefert. Und da diese von

*) Der heilige Clemens sagt, daß es nicht erlaubt sey, der königlichen Gewalt zu widerstehen. Der heilige Augustin vergleicht die Völker mit Sklaven, die verpflichtet sind, die Launen ihrer Herrn geduldig zu ertragen. Ita a plebibus principes et a servis domini serendi sunt, ut sub exercitatione tolerantiae sustineantur temporalia, et sperentur aeterna. Gregorius von Tours sagt: Nemo nisi solus deus principis judex esse potest. Cassiodorus behauptet, daß die Könige keine Richter haben ausser im Himmel, weil es der Himmel allein ist, von dem sie ihre Gewalt empfangen.

von Menschen nichts zu fürchten hatten, so verübten sie ungestraft die ärgsten Ausschweifungen, und hatten keine Bewegungsgründe mehr ihre Leidenschaften im Zaum zu halten, welche gar bald die fruchtbarste Quelle des Verderbnisses der Völker und die wahre Ursache ihres Elendes wurden.

Man sieht also, daß die Religion, weit entfernt den Leidenschaften der Fürsten einen Zaum anzulegen, in der That ihnen nur den Zügel völlig schießen ließ. Gott für ihre Handlungen allein verantwortlich, verachteten sie die Urtheile der Menschen; sie glaubten, daß ihnen alles erlaubt sey, weil keine Macht auf Erden die Gewalt hatte, sie in ihren Schranken zu halten; sie überließen sich allen Antrieben ihres unvernünftigsten Eigensinnes; sie hatten ein ausschließendes Privilegium ausgelassen zu seyn; umgeben mit Schmeichlern und Leuten, die geneigt sind, allen ihren Lastern zu fröhnen, verderben sie sich selbst und durch ihr Beyspiel alle die, welche nach ihrer Gunst sich sehnten. Betäubt durch den Tumult des Ehrgeizes oder der Vergnügungen, oder eingeschläfert im Schooße der Weichlichkeit, hörten sie nicht mehr die Drohungen der Religion, die überdem sehr selten den Muth hatte, sich mit Nachdruck hören zu lassen. Den erzürnten Himmel sahen sie nur in einer weiten Entfernung, und überdem ließ man sie nicht in Unwissenheit wegen der leichten Mittel, wodurch sie den himmlischen Zorn besänftigen konnten.

Wenn

Wenn die Schrecken, welche die Religion einflößt, in den Herzen Unruhen erregen, so werden sie doch durch ihre Aussöhnungen wieder geheilt. Ein jeder Aberglauben auf Erden hat Recepte und Uebungen, vermittelst welcher die Gewissensbisse verschwinden und die Heiterkeit in die Gewissen der größten Verbrecher wieder zurückkehrt. Wenn man glaubt, daß Gott allein es sey, den man beleidigt, wenn man den Menschen Böses zufügt; so überredet man sich, daß es genug sey, diesen Gott zu versöhnen, und man befaßt sich sehr wenig damit, seine schwachen Geschöpfe wieder zu versöhnen. Maßen sich ausserdem nicht die Diener des Allerhöchsten das Recht an, in seinem Namen Laster und Verbrechen zu vergeben? Zu Gunsten einer unfruchtbaren und wenig aufrichtigen Reue, die gemeiniglich nichts wieder gut machen kann, glaubt ein Despot, dessen Regierung sich oft durch nichts als Unterdrückungen, Gewaltthätigkeiten, Grausamkeiten, Plackereyen und ungerechte Kriege, merkbar gemacht hat, sich völlig mit seinem Gotte ausgesöhnt zu haben, und im Stande zu seyn, ohne Furcht vor seinem fürchterlichen Richterstuhle erscheinen zu dürfen *).

Aus

*) Ludewig XIV. erzählte einer seiner Mätressen, wie sehr sein Beichtvater sein über die Unterdrückung und Erschöpfung seines Volks beunruhigtes Gewissen, beruhigt hätte, indem er ihn versichert, daß

Aus Mangel der Erkenntniß der Wahrheit haben die Menschen ihre Unwissenheit und ihre Lügen in ein System gebracht. Nach diesem System thut die Religion, deren wundernswürdige Wirkungen man unaufhörlich nicht genug herauszustreichen weis, statt die Moral aufzuklären und zu verstärken, weiter nichts als sie schwächen und verdunkeln. Ein bloßer Seitenblick reicht hin, diese vortheilhaften Vorstellungen, die man uns von ihr machen will, uns zu benehmen. Sie ist eben so wenig geschickt die Völker als die Fürsten im Zaume zu halten. Ihre Schrecken, die man für so heilsam hält und ihre schmeichelhaften Verheissungen eines andern Lebens, betrügen nur einige leichtgläubige Andächtige. Der große Haufen wird durch den allgemeinen Strom zur Verderbniß fortgerissen. Wenn sich einige religiöse Nationen durch etwas unterscheiden, so ist es durch die schändlichste Unwissenheit der Pflichten der Mo-

daß er von allem, was seine Unterthanen besäßen, der eigentliche und wahre Herr und Eigenthümer wäre. S. Gorden discours politiques sur Tacite.

Als Emanuel VI. König von Portugal, aus einem Nonnenkloster sein Serail gemacht hatte, so begab er sich niemals anders dahin, als in Begleitung seines Beichtvaters, der das heilige Nachtmahl bey sich führte, um ihn zu absolviren und ihm solches bey einem unversehenen Zufalle zu administriren.

Moral, durch Verbrechen ohne Zahl und Ausgelassenheit, worüber jeder vernünftige Mensch erstaunt. Abergläubige Völker glauben, daß ihnen alles erlaubt ist, wenn sie nur die Praktiken, die ihnen ihre Priester auflegen, gewissenhaft erfüllen. Der Andächtige lebt ohne alle Gewissensbisse und ist mit sich selbst höchst zufrieden, wenn er die nichtsbedeutenden Pflichten pünktlich erfüllt, die ihm seine geistlichen Führer auflegen. Gebete, die er maschinenmäßig verrichtet, Fasten, Kirchengehen, Beywohnung geheimnißvoller Cäremonien, Geschenke an Priestern und besonders eine unbeschränkte Unterwerfung gegen ihre Aussprüche — das ist es, worin die Moral, die Pflichten und die Tugenden der meisten Menschen bestehen.

Besonders verbinden verschiedene Systeme des Aberglaubens, wovon das menschliche Geschlecht angesteckt ist, einen großen Werth mit den Büßungen oder gegen sich selbst verübten Grausamkeiten, durch welche Unsinnige sich einbilden, ihre Vergehungen auszusöhnen und die Gunst der Götter zu erhalten, die man immer für Feinde der Wohlfahrt ihrer Anbeter hielt. Nichts ist närrischer und empörender, als die barbarischen Erfindungen, die eine angebrannte Einbildungskraft ausgedacht hat, um sich zur Ehre der Gottheit zu quälen. Die Erfahrung zeigt uns indessen, daß diese Büßungen, die man für höchst verdienstliche Werke hält, selten auf das Herz derjenigen, die sie ausüben, den geringsten Einfluß haben.

ben. Die ganze Welt zeigt uns Büßende, die fasten, sich peitschen und sich martern, ohne besser zu werden. Verdorbene Menschen entschließen sich zu allem, um ihr Gewissen zu beruhigen, ohne ihre strafbaren Neigungen zu verbessern *).

Die Religion, statt den Menschen aufzuklären und ein vernünftiges Wesen aus ihm zu machen, richtete immer ihr Bestreben dahin, ihn in einer ewigen Kindheit zu erhalten. Sie machte aus ihm ein Automat, eine Maschine, ein Ding, das sich niemals unterstand seine Vernunft zu Rathe zu ziehen und sich blos durch Ansehn leiten und führen ließ. Er verkannte sich selbst, in seine Kräfte setzte er Mißtrauen; von der Gesellschaft hatte er keinen Begriff; er wuste weder was er sich selbst noch was er andern schuldig war; nur den unsichtbaren Mächten, deren geheime Absichten er aber nur durch das verdächtige Or-

*) Die Erzählung der Praktiken der Pönitenzbrüder in Malabar und Indostan erregt Schaudern und Unwillen; jedoch bemerkt man, daß die, welche sich denselben unterziehen, oft ausgemachte Scheine sind. Die Spanier und Portugiesen haben Processionen, bey welchen sich die Büssenden mit Ruthen mit eisernen Spitzen grausam peitschen. Im Vorbeygehen verdoppeln sie unter den Fenstern ihrer Mätressen ihre Streiche, die ihnen dafür höflich danken, und sie oft mit einer desto feurigern Liebe belohnen.

Organ seiner Priester erfuhr, hielt er sich verpflichtet. Diese machten aus ihm ein blindes Werkzeug ihrer eigenen Leidenschaften, ihrer Launen und ihrer Träumereyen, die oft, statt ihn gut zu machen, ein sich selbst und seinen Mitgenossen höchst ausschweifendes und schädliches Mitglied aus ihm zogen.

Nichts war der menschlichen Moral nachtheiliger, als ihre Verbindung mit der göttlichen. Da man eine deutliche, auf Erfahrung und Vernunft gegründete Sittenlehre mit einer mysteriösen, der Vernunft widersprechenden, auf Imagination und Autorität gestützten Religion verbinden wollte, da that man weiter nichts als die erstere verwirren, schwächen und ganz vernichtigen. Ein jeder nachdenkender Mensch sieht ganz klar, was seinem Nebenmenschen schädlich ist, oder ihm mißfällt; allein es ist schwer zu errathen, was die Götter, die man niemals anders als in dunkele Wolken verhüllt sieht, welche die Einbildungskraft bald so, bald anders vorstellt, und die man nur aus den widersprechenden Erzählungen ihrer Dolmetscher kennen lernen kann, beleidigt. Nichts ist leichter als die Wirkungen zu sehen, welche Injurien, Ungerechtigkeiten, Schmähungen, Verläumdungen und Gewaltthätigkeiten erzeugen; allein die Wirkungen, die diese Laster auf die Gottheit haben, beruhen auf Einbildungen und Ansehn der Priester, die sich hinter der Larve einer Offenbarung verstecken. Nach allen Religionen der Welt ist das, was schädlich ist, was mißfällt und den Nebenmenschen vollkommen

kommen unnütze ist, oft den Göttern, die ganz von uns verschiedener Natur sind, sehr angenehm. Von der andern Seite ist das, was dem Menschen am allernützlichsten und angenehmsten ist, oft sehr geschickt, den himmlischen Zorn in Brand zu setzen. Was in den Augen der Gottheit oder ihrer Diener sehr gut, schön und vortreflich ist, ist in den Augen der Vernunft und der menschlichen Sittenlehre, welche von der Religion verachtet und mit Füßen getreten werden, bisweilen höchst ungerecht und schädlich. Jeder Mensch erkennt nach seiner gesunden Vernunft, daß Meuchelmord ein schweres Verbrechen ist; allein der andächtige und eifrige Christ glaubt, daß seinem Gotte nichts angenehmer sey, als einen Ketzer zu verschreyen, zu verläumden, zu verfolgen und auf den Scheiterhaufen zu bringen, weil ihm seine Priester gesagt haben, daß ein Ketzer eine Kreatur ist, der man, ohne Gott zu mißfallen, weder Gerechtigkeit, noch Menschlichkeit, noch Nachsicht, noch Gütigkeit bezeigen kann. Jeder friedliebende Bürger weis, daß die Ruhe und Wohlfahrt der Gesellschaft Gehorsam gegen den Fürsten und gegen die Gesetze verlange; aber ein fanatischer Eiferer erkennt den nicht für seinen rechtmäßigen Oberherrn, den ihm seine geistlichen Führer als einen Tyrannen, als einen Feind der Religion darstellen. Der Schwärmer hält sich verbunden den vernünftigsten Gesetzen sich entgegen zu stellen, wenn ihn sein irre geführtes Gewissen überredet, daß diese Gesetze denen zuwider sind, von welchen man ihm weis gemacht

macht hat, daß sie von seinem Gotte selbst gegeben worden sind.

Die Dunkelheit und Ungewißheit, welche die religiöse Moral in die so einfache Wissenschaft der Sitten hineingetragen hat, hat eine Menge Casuisten oder Ausleger des göttlichen Willens ausgebrütet, deren Amt es ist, die Nationen zu lehren, was der Gottheit gefallen und was ihr unangenehm seyn kann, bis auf welchen Punkt der Himmel sich für beleidigt halte, und wie weit man es treiben könne, seinen Mitgeschöpfen zu schaden, ohne Furcht ewig verdammt zu werden. Nach der Anweisung dieser erleuchteten Lehrer, die immer vollkommener von den verborgenen Absichten und Wegen ihres Herrn unterrichtet sind, hat man sorgfältig einen Tarif oder ein Register gemacht, worinnach man die Stufen des himmlischen Zorns, welche die Vergehungen verursachen könnten, genau taxiren kann. Wenig einstimmig unter sich selbst über diese willkührlichen Taxen affektirten einige in ihrer Taxe eine verzweifelte Strenge für die schwachen Sterblichen, da hingegen andere ihnen den Weg zum Himmel eben machten und bisweilen die schwärzesten Verbrechen ohne Gewissensscrupel zu begehen erlaubten. Ein jeder zog bey seiner Taxe blos sein eigenes Temperament, seine Einbildungskraft, die strengen oder freyen und ungebundenen Meinungen seines Ordens oder der Sekte, zu der er sich bekannte, zu Rathe *).

In

*) S. Lettres provinciales de Pascal. La morale pratique des Jés.

In einem Punkte kommen jedoch diese strengen oder freyen Volkslehrer überein, nemlich in dem, daß sie nicht die der Gesellschaft schädlichsten Handlungen, sondern die, welche dem Interesse der Diener der Religion zuwider sind, auf das strengste verbieten und bestrafen. Einer Nation kann in der Welt nichts gleichgültiger seyn, als das, was der Mensch über die Religion denkt, da es ihr genug ist, wenn er sich als ein ehrlicher Mann und rechtschaffener Bürger beträgt; aber in den Augen der Priester, sie seyn von welcher Sekte sie wollen, giebt es kein grösseres und abscheulicheres Verbrechen, als wenn jemand die Glaubensartikel und Geheimnisse, die der Priester debitirt, nicht glauben will, oder wenn er an seiner Unfehlbarkeit zweifelt oder gar sein Ansehn in Zweifel zieht. Mangel des Glaubens ist das strafbarste aller Verbrechen nach der einstimmigen Lehre aller derer, deren Reichthum, Rechte und Würden auf dem Glauben beruhen. Aus eben diesem Grunde sind die Religionen mehr oder weniger mit Praktiken, Aussöhnungen, für ihre Diener einträglichen Cäremonien, deren Beobachtung strenge geboten ist, und deren Unterlassung den himlischen Zorn weit mehr in Brand setzt, als die der Gesellschaft allerschädlichsten Handlungen, überall angefüllt. In allen Ländern haben die Diener Gottes eine Menge blos in der Einbildung bestehende Tugenden und Verbrechen erdacht, die mit der wahren Moral gar nichts gemein haben. Diejenigen, welche sich überzeugt haben, das die Religionsmeinungen

bloße Chimären sind, halten nun die Moral auch für ein Hirngespinst. Von Kindheit an gewöhnt bloß ihre Betrachtungen auf erdichtete und fantastische Verhältnisse zwischen dem Himmel und der Erde zu richten, haben sie keine wahren Begriffe von den wirklich vorhandenen und fühlbaren Verhältnissen der Menschen unter einander. Sie kennen keine Pflichten weder gegen sich selbst noch gegen andere, und weil sie gefunden haben, daß ihnen ihre Priester bloß falsche und lächerliche Meinungen beygebracht haben, so machen sie den sehr unvernünftigen Schluß, daß auch keine wahre Moral für sie vorhanden sey.

An die Natur, an die Erfahrung und an die Vernunft, und nicht an die Diener der Religion müssen wir uns demnach wenden, um das zu entdecken, was wir uns selbst und was wir der Gesellschaft schuldig sind. Verdächtige Autorität, ungewisse Hypothesen, schwärmerischer Unsinn und Verblendung sind demnach keine Führer, auf welche wir uns verlassen können *).

Vier

*) Quid de officiis? Nam quis hominem consulat, quem ad modum se cum parentibus, cum fratribus, cum amicis, cum civibus, quemadmodum cum pecunia, quemadmodum cum servis, quemadmodum cum inperio? ad Jupiterne Stator, an ad deorum aras confugiet? Cicero de divinat. Lib. II.

Viertes Hauptstück.

Von der Sittenlehre der Alten

Wenn das Christenthum die Welt reellere Tugenden gelehrt hat, als das Heydenthum; so hat es ein Recht erhalten, die Tugenden der Heyden zu unterdrücken. Wer diese Tugenden untersucht, der wird schwerlich in die Lobeserhebungen einstimmen, die ein blindes Vorurtheil so oft an sie verschwendet. Was waren die so gerühmten Tugenden der Spartaner? Es waren rohe und wilde Tugenden, die erdacht waren, ein Volk wild, ungerecht und ungesellig zu machen. Findet man wohl einen Schatten von Billigkeit, Wohlthätigkeit und Ehrbarkeit in den durch die Gesetze des Lykurgus eingeführten Sitten? Scheint sich nicht dieser berühmte Gesetzgeber vorgesetzt zu haben, sein Volk in einem Stande des Krieges zu erhalten und seine viehische Wildheit zu verewigen. Die Spartaner waren Mönche, die man mit einem politischen Fanatismus bewafnet hatte.

Können wir die Tugenden der Römer mit bessrem Rechte bewundern? Ach nein! den Namen der Tugend erhielt vorzugsweise nur die kriegerische Tapferkeit, die sehr oft mit der Vernunft, der Billigkeit und Menschlichkeit unvereinbar ist. Die Liebe des Vaterlandes, die den Charakter eines römischen Bürgers ausmachte, bestand in einem geschwornen

Hasse gegen alle andern Völker und in der Meinung, daß man diesem unversöhnlichen und ungerechten Hasse alles aufopfern müsse. Haben die Größten unter den Römern, daß Eroberer und Tyrannen der Erde, die Tapferkeit, Wohlthätigkeit, Menschlichkeit und das Mitleiden, kurz, die Tugenden gekannt, welche der Menschheit von den Sitten zur Grundlage dienen müssen? Man untersuche die Wirkungen des römischen Patriotismus, und man wird finden, daß er alle Verbrechen, so bald sie nur seinem Lande nützlich waren, heiligte *). Wenn die griechischen und römischen Tugenden gewöhnlich nur Wirkungen einer besondern Schwäche gewesen sind, deren Gegenstand das Vaterland war; so sind die

*) Die großen Männer, welche die Römer gute (bonos) nannten, waren blosse Krieger, tapfere Soldaten (fortes). Cicero nennt die besten Scipionen, die in Spanien umkamen, und den Marcellus gute Männer (bonos). Aus der Geschichte weiß man, daß diese guten Leute zwar kriegerische Tugenden besaßen, aber wenig von den Eigenschaften an sich hatten, die allgemein gute Gesinnungen, Mitleiden, Großmuth und Güte verrathen. Die Römer nannten alle Völker, die nicht ihre Bundesgenossen waren, ohne Unterschied Fremde, peregrinos, oder Feinde, hostes. Der Geistliche der Christen redet eben so wie die Römer: „Wer nicht mit mir ist, der „ist wider mich."

die christlichen Tugenden oft weiter nichts als die Ursachen einer barbarischen Schwärmerey für dunkele Glaubensartikel, Geheimnisse und Chimären gewesen, welchen die Christen tausendmal Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Ruhe der Nationen und selbst ihr eigenes Leben aufgeopfert haben. Der Fanatismus der Griechen und Römer machte wenigstens, daß diese Völker für ihr Vaterland stritten: dahingegen der Fanatismus der Christen sie niemals für etwas anders, als für ihrem Vaterlande schädliche Thorheiten streiten ließ.

Wenn man nach der Art, wie sie ihre Sklaven behandelten, von ihren Gesinnungen und Empfindungen urtheilen will; so muß man argwehnen, daß die Griechen und Römer von der Menschlichkeit sehr wenige Begriffe gehabt haben. Bey den Lacedämoniern waren die Helotes der Willkühr eines jeden Bürgers überlassen, der sie ungestraft erwürgen konnte. Bey den Römern hatte ein jeder Herr das Recht, seine Sklaven zu tödten. Waren sie alt und zur Arbeit unnützlich geworden; so wurden sie nach einer Insel verwiesen, wo man sie grausamer Weise vor Hunger sterben ließ. Mit einem Worte, bey den Alten wurden die Sklaven nicht für Menschen gehalten. Die Griechen erlaubten sie als Thiere zu behandeln, ohne daß die Weisen sich unterstanden, die so heiligen Rechte der Menschheit für diese Unglücklichen aufzufordern. So vernichtigen Gebrauch und Gewohnheit die natürlichsten Rechte der Menschheit und die Vernunft selbst.

Die

Die Philosophie der Alten, die nur zu oft von theologischer Schwärmerei geleitet ward, hat keine bestimmten und deutlichen Begriffe von der Moral und der Tugend auf uns gebracht. Die Pythagoräer, Sokratiker und Platoniker, die in den Schulen ägyptischer Priester und chaldäischer Weisen oder Magier waren gebildet worden, suchten im Himmel Grundsätze für eine Moral, die sie auf Erden würden gefunden haben. Diese Moral ward bewundert und für göttlich gehalten, weil sie schwer zu begreifen war; und wie die Menschen von je her genetzt gewesen sind, das Einfache und Natürliche zu verachten, und dem Wunderbaren nachzulaufen, so zog man die geheimnißvollen und mystischen Lehren den einfachen und leichten Begriffen des Epikur vor, dessen Moral, da sie auf die Natur gegründet war, als gefährlich verschrieen und verworfen ward.

Die unempfindlichen und außer der Natur liegenden Tugenden des Zeno und der stoischen Sekte, die von den ersten Lehrern des Christenthums aufgenommen, bloß ihrer Sonderbarkeit wegen bewundert wurden, und noch in unsern Zeiten von einigen religiösen Schwärmern ausgeübt werden, waren diese Tugenden nicht für Weiber gemacht? Wie haben sich Männer, die in andern Dingen vernünftig waren, einbilden können, glauben machen zu können, daß die Güter des Lebens gleichgültige Dinge seyn, — daß das Uebel und der Schmerz keine wahren Uebel seyn, — daß man, um glücklich zu leben, nichts

lieben müsse, — daß die wahre Glückseeligkeit und die wahre Weisheit in einer völligen Unempfindlichkeit des Gemüths bestehe, welche so genannte Tugenden, wenn sie sich aller Herzen bemächtigen könnten, alle Banden auflösen würden, die gemacht sind, um die Glieder der Gesellschaft mit einander zu vereinigen?

Das rauhe und oft unanständige Leben der Cynicker, ihre gezwungene und gekünstelte Verachtung des Reichthums, ihre Entsagung aller Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, ihre Gleichgültigkeit gegen die Gesellschaft — können und müssen die von vernünftigen Menschen nachgeahmt werden? Indessen werden diese Tugenden bey uns noch sehr practicirt, wir sehen sie von einigen andächtigen Cynikern nachgeahmt, die ein eben so ausschweifendes als unnützes Leben führen und deshalb in den Augen eines schwachen Pöbels als höchstverdienstvolle Leute erscheinen. Was ist für ein wesentlicher Unterschied zwischen den Tugenden eines Diogenes und eines Kapuzners oder eines Mönchs vom Cistercienser Orden? Sind unsere Carthäusermönche wohl etwas anders als umgeformte Pythageräer *)?

Die

*) Das ganze Alterthum beweiset, daß Pythagoras, statt die Griechen Philosophie zu lehren, sie blos Geheimnisse, Symbole, abergläubisch

Die

Die wahre Weisheit muß nie eine von der Natur verschiedene Sprache führen. Ein sehr allgemeines und abgeschmacktes Vorurtheil hat es aber dahin gebracht, daß man die Tugend für ein beschwerliches Opfer hält, und daß sie der Natur unaufhörlich widersprechen muß. Welcher wunderliche Eigensinn ist schuld daran, daß sich die Freunde der Weisheit selbst so oft von diesem lächerlichen Vorurtheile haben betrügen lassen? Wie haben sie glauben können, daß das Bestreiten der rechtmäßigsten Begierden unsers Herzens ein Verdienst sey, und daß man, um sich glücklich zu machen, sich beständig plagen müsse? Ein Haufe alter und neuer Enthusiasten läßt die Moral in Seltsamkeiten, in Verachtung des Schmerzes, Verläugnung und Entsagung der ehrbarsten Vergnügungen und in Selbstpeinigungen bestehen. Ohne Zweifel hat nur die von der Eitelkeit unterstützte Schwärmerey dem Menschen einbilden können, daß er sich über seine eigene Natur erheben, daß er sich der Gegenstände, die dazu gemacht sind, sie zu begehren, und wozu gemeiniglich die Menschen gereizt werden, berauben müsse. Eine

Gebräuche, Kasteyungen, Enthaltung von gewissen Speisen und Charlatanerien ägyptischer Priester, deren Schüler er geworden war, gelehrt hat. Die Stoiker waren wahre Mönche, und die Platoniker bloße Theologen. Man darf sich also nicht wundern, wenn man bey den Alten keine andere als eine theologische oder Mönchsmoral antrift.

ne harte und strenge Moral schreckt ab und wird nur von einem unwissenden Volke bewundert, das einen jeden Sonderling für einen wunderbaren und göttlichen Menschen hält. „Laßt uns diejenigen nicht hören", sagt Cicero, „welche verlangen, daß die Tugend hart und so zu sagen, eisern seyn soll *)."

Die akademische Philosophie hat uns keine bestimmten Begriffe über die Wissenschaft der Sitten hinterlassen. Ihre über alles zu disputiren gewöhnten Schüler haben nur einen Haufen Spitzfindigkeiten auf uns gebracht, die zur Aufklärung der Sachen wenig taugen. Der Pyrrhonismus hat vollends alles verwirrt. Leute, die gewohnt waren, an allem zu zweifeln, waren nicht dazu gemacht, uns feste Begriffe über die Pflichten der Menschen zu geben, die für alle die, welche sie aufmerksam betrachten, der Demonstration fähig sind.

Mit einem Worte, ob sich gleich viele Weise des Alterthums ernsthaft mit der Moral beschäftigt zu haben scheinen; so haben sie sich doch, aus Mangel feststehender und in der Natur selbst gegründeter Principien, sehr oft in ihren philosophischen Untersuchungen geirrt. In ihren Systemen finden wir überhaupt genommen wenig Zusammenhang, und in ihren Begriffen keine Beständigkeit und keine richtigen Folge-

*) Non sunt illi audiendi, qui virtutem durum & quasi ferreum esse volunt. Cicero de Amicitia.

Folgerungen. Ihre Moral schränkt sich gemeinhin auf einige schwankende Begriffe, auf einige zerstreute Maximen und Sentenzen, und bisweilen auf einige sehr gute und sehr wahre Gedanken ein, die aber zu nichts führen und sich in ihrem System oft unter einander selbst widersprechen.

Die Wissenschaft von den Sitten muß sich, wie die physikalischen Wissenschaften, auf Thatsachen gründen, das heißt, sie muß nur die Erfahrung zum Grunde legen. Die alten Philosophen, so wie viele neue, scheinen nur ihren Enthusiasmus und ihre hochfliegende Einbildungskraft zu Rathe gezogen zu haben. In verschiedene Sekten überdem zertheilt, die sich einen Grundsatz daraus machten, sich unter einander zu widersprechen, haben sie sich durch den Partheygeist blenden lassen, welcher allezeit ein großes Hinderniß für die Entdeckung der Wahrheit gewesen ist und auch immer seyn wird. Endlich zog man in den philosophischen Sekten, so wie in den religiösen, gemeiniglich das Ansehn der Lehrer der reinen Vernunft vor. Die Erfahrung ist die einzige Lehrmeisterin, deren Lehren nicht trügen und auf deren Ansehn sich der Freund der Weisheit sicher verlassen kann.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Von den neuern Moralisten.

Bey uns scheint das Recht die Moral zu lehren mit Ausschluß aller andern den Dienern der Religion zuzukommen, wenigstens betrachten diese alle, die sich erfrechen den Menschen einen guten Rath geben zu wollen, als Gewaltthäter und Störer ihrer Besitzungen. Aber in den Händen der Priester ist diese Wissenschaft mit metaphysischen und übernatürlichen Vorstellungen so durchflochten worden, daß sie in einer undurchdringlichen Dunkelheit begraben liegt. Den Feinden der Vernunft kann das Recht nicht zustehen, die Vernunft aufzuklären und zu entwickeln. Dem Menschen das Recht, seine Vernunft zu Rathe zu ziehen, rauben, heißt ihm die einzige Fakel auslöschen, die ihm in dieser Welt vorleuchten kann, heißt ihm sagen, daß er auf gut Glück im Finstern tappen oder sich durch sehr verdächtige Führer leiten lassen soll. Die Augen der Menschen auf den Himmel gerichtet halten, während sie auf Erden einhergehen, heißt die Unklugheit und Unvorsichtigkeit jenes alten Philosophen nachahmen, der seine Augen blos nach den Sternen richtete und in einen Brunnen fiel *).

Die

*) Man könnte hierauf eine Stelle der Schrift anwenden, die denjenigen verflucht, der einen Blinden von seinem Wege ableitet.

Die unhaltbaren Principien und die in der Einbildung bestehenden Bewegungsgründe der religiösen Moral, ingleichen die wenigen Früchte, die sie auf Erden, welche sie in ihren Anweisungen ganz vergessen zu haben scheint, hervorbringt, hat man schon aus dem Vorhergehenden bemerken können. Sie taugt nur Heilige, das heißt, Bürger des Himmels zu machen; aber man sieht nicht, daß ihre Vorschriften im Stande wären, Bürger für diese Welt oder Mitglieder zu bilden, welche der Gesellschaft auf eine nützliche Weise dienen könnten.

Die sich in den Gefilden der Metaphysik verirrenden Philosophen sprechen von ewigen, unveränderlichen und von der Gottheit selbst unabhängigen Regeln der Sittenlehre *). Aber könnte man sie nicht fragen,

*) Im Grunde wollen diese hochtönenden Redensarten nichts weiter sagen, als daß die Rechte und Verbindlichkeiten der Menschen unveränderlich sind, daß sie sogleich existiren, so bald man sich ein Wesen denkt, wie der Mensch ist, daß sie von ihm unzertrennlich sind und nur mit ihm selbst vernichtet werden können. Gäbe uns die Erfahrung nicht die Begriffe von verständigen Wesen, dergleichen die Menschen sind, so würden wir auch keinen Begriff von einem solchen Dinge haben können. Indessen enthält die Hypothese, worüber der Verfasser sich ereifert, keine Chimäre, da wirklich

fragen, was sie durch Regeln oder Vorschriften verstehn, die eher gewesen seyn sollen, als Wesen vorhanden waren, für welche sie gemacht sind? Wenn die Moral die Handlungen der Menschen ordnen soll, wie kann man voraussetzen, daß diese Regeln eher exi-

lich Menschen existiren, und also auch existiren können. Er ist vielleicht aber nur darüber böse, daß man sich bey der Behandlung einer sehr trivialen Sache, und die jedermann deutlich ist und kein Mensch leugnet, wenn man sie natürlich verträgt, in so erhabenen Floskeln verliert. Aber ist denn unsere Metaphysik, nehmlich demjenigen Theile nach, der wahr und verständlich ist, nicht immer in hohe Redensarten und tiefklingende Töne verschleyert worden; haben nicht die Philosophen, um sich ein Ansehn zu geben, die schon verständlich gewordenen Terminologieen abgeändert, neue erfunden und die bis dahin deutlich gewesenen Begriffe durch fremde Wörter, Namen und Titel verdunkelt? Auf die Dauer sind dergleichen Charlatanerien freilich nicht; aber die Einfalt, die nur immer bewundert, was geheimnißvoll ist, und womit sie keinen Begriff verknüpfen kann, ist die erste Anhängerinn dieser Thorheiten. Daß der unverständliche und ungereimte Theil der Metaphysik auch in unverständliche Worte eingehüllt wird, ist kein Wunder, indem vielmehr das Gegentheil einen Widerspruch enthalten würde. Die Bezeichnungen und die bezeichneten Sachen sind gleich ungereimt.

existirt haben, als die Schöpfung, oder wenn man will, die Entwickelung des Chaos? War das Gesetz nicht zu tödten eher vorhanden, als es Sterbliche gab? Existirte das Gesetz, nicht zu stehlen, bevor es ein Eigenthum gab? Mußte man seinen Vater, seine Mutter, sein Vaterland lieben und der Gesellschaft gehorsam seyn, ehe es weder Eltern, noch Vaterland, noch Gesellschaft gab? Das sind indessen die Ausschweifungen und Abgeschmacktheiten, welche die Metaphysik in die Moral eingeführt hat.

Einige neuere Philosophen haben uns festere und bestimmtere Begriffe über die Moral zu geben geglaubt; aber aus Mangel einer hinreichenden Kenntniß des Menschen haben sie ihn entweder nicht so betrachtet, wie er wirklich ist, oder sie haben die wahren Bewegungsgründe seiner Thätigkeit verkannt. Sie geben uns zur Grundlage der Wissenschaft von den Sitten einen moralischen Sinn, einen unerklärlichen Instinkt, ein angebohrnes Wohlwollen, eine vollkommene uninteressirte Liebe, wornach wir, ohne auf uns selbst Rücksicht zu nehmen, die Tugend bey andern schätzen sollen. Man sehe die Charakteristik von Schaftesbury und Hutcheisons Sittenlehre.

Wenn wir diese Vorstellungen prüfen, so finden wir, daß es bloße Chimären sind. Bey unserer Geburt bringen wir nicht mehrere Begriffe von Tugend und Laster auf die Welt als von einem Cirkel oder

Trian-

Triangel. Unsere Empfindungen für das Gute und Böse können uns nicht angeboren seyn oder der Erfahrung vorhergehen. Sie sind nur auf die Art und Weise gegründet, mit der wir von den Gegenständen gerührt werden, welche uns in den Stand setzt, von den Ursachen zu urtheilen und von ihnen Empfindung der Liebe oder des Hasses zu erfahren. Die Menschen bringen bey ihrer Geburt Anlagen mit, die geschickt sind mit mehrerer oder weniger Leichtigkeit die moralischen Wahrheiten zu empfinden, so wie sie organisirte Köpfe mitbringen, die mit mehrerer oder weniger Geschwindigkeit physikalische oder geometrische Wahrheiten begreiffen können. Wir können das Feuer nicht vom Wasser, das Vergnügen nicht vom Schmerze, den Cirkel nicht vom Triangel, eine lobenswerthe Handlung nicht von einer tadelnswürdigen unterscheiden, als durch die Verschiedenheit der Wirkungen, die diese Dinge auf uns selbst hervorbringen. Das Gegentheil behaupten, heißt behaupten, daß wir die Ursachen vergleichen und beurtheilen können, ehe wir ihre Wirkungen erfahren haben.

Unsere Urtheile oder Empfindungen können niemals uneigennützig seyn. Wir können nur das lieben, was uns gefällt, was uns nützlich, was uns angenehm ist und was uns ein Vergnügen macht, es sey dauerhaft oder bald vorübergehend. Nur in uns selbst können wir die Triebräder unserer Zuneigung, unserer Liebe und unsers Wohlwollens gegen Menschen oder andere Dinge auffinden. Wir haben so

vie-

viele vernünftige Männer sich einbilden können, daß der Mensch die Begriffe von moralischem Guten und Bösen, von Recht und Unrecht, von Ordnung und Unordnung, vom Schönen und Häßlichen bey seiner Ankunft auf die Welt mitbringe? Wir werden sehen, daß sie erworbene und kultivirte Beschaffenheiten für angebohrne Begriffe genommen haben. Bey der Geburt bringt jeder Mensch das Bedürfniß mit, sich zu nähren, oder wenn man will, einen Instinkt, der ihn zum Essen und Trinken treibt. Aber es ist die Erfahrung, die ihn lehrt angenehme Speisen von unangenehmen oder gefährlichen zu unterscheiden. Uebung und Gewohnheit verschaffen ihm die Leichtigkeit geschwinde zu urtheilen, oder gleichsam durch einen Instinkt das gewahr zu werden, was dazu gemacht ist, ihm zu gefallen oder nicht zu gefallen, was ihm vortheilhaft oder schädlich ist.

Die Anhänger des moralischen Gefühls und des uneigennützigen Wohlwollens haben sich ohne Zweifel eingebildet, daß diese Zuneigungen, die sich den Herzen aufgeklärter, gefühlvoller und tugendhafter Menschen eingedrückt haben, und welche die Gewohnheit mit ihnen auf das engste verbunden hat, bey keinem Wesen der nehmlichen Gattung mangeln können. Indessen wie viele Leute giebt es nicht in der Welt, die sehr verworrene und höchst falsche Begriffe vom Guten und Bösen, von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster haben? Gegen einen Menschen der Gefühl hat, und den Werth und Un-

werth

Werth der menschlichen Handlungen zu schätzen weiß, finden wir Tausende, die nicht wissen, was sie davon denken sollen, oder die sich in ihren Urtheilen darüber nicht vergleichen können. Ist überhaupt nicht die Welt mit verkehrten Menschen angefüllt, welchen Laster und Verbrechen nützlich zu seyn scheinen und denen die Tugend nur ein sehr unangenehmer Gegenstand ist?

Es giebt sehr wenige Menschen, welche die Neigung, die Eigenschaften und erforderlichen Kenntnisse besitzen, um von den Dingen ein gesundes Urtheil fällen zu können. Bey vielen Menschen ist das moralische Gefühl ein Unding. In dem einen ist der Keim dazu weder gepflanzet noch angebauet, und in vielen andern ist er völlig erstickt. Dieses schnelle und geschwinde Gefühl, oder dieser Instinkt, der uns in den Stand setzt ein richtiges Urtheil über die Handlungen der Menschen zu fällen, ist die Wirkung eines gut organisirten Kopfs, den die Natur allein geben kann, einer vernünftigen Erziehung und oft einer langen Reihe tiefer Betrachtungen, wozu wenige Menschen fähig sind. Es verhält sich mit dem moralischen Gefühle wie mit dem Geschmack in den Künsten, den man nur dadurch erhält, daß man die Gegenstände oft sieht, sie mit der Natur, die sie darstellen sollen, vergleicht und über sie anhaltend nachdenkt. Nichts ist seltener als ein feines Gefühl in der Moral. Alles verschwört sich, den Kopf mit Vorurtheilen anzufüllen; sehr mächtige Kräfte vereinigen sich,

sie aufrecht zu erhalten; die gemeine Meinung ist so fehlerhaft; die Gewohnheit hat so viele Gewalt über uns, und die Herzen sind so verdorben, daß sehr wenige Menschen im Stande sind, die Handlungen der Menschen gehörig zu würdigen.

Einige spekulativische Philosophen haben sich bey Betrachtung der Sitten, Gebräuche, Regierungen und Gesetze, die man in verschiedenen Gegenden dieser Welt wahrnimmt, imgleichen bey Erwägung der unübereinstimmenden Begriffe die man von gewissen Handlungen hat, eingebildet, daß die Moral keine feststehenden Grundsätze habe, daß man sie nur als einen Inbegriff von Vorschriften betrachten könne, welchen die Menschen anzunehmen beliebt hätten, und daß die Pflichten der Menschen nur auf Launen der Mode oder auf Gesetze dieser oder jener Gesellschaft gegründet wären. Sie haben nicht bedacht, daß die Gewohnheiten, das oft ungereimte und unvernünftige Betragen, die politischen und religiösen Verfassungen aller Völker der Erde gemeinhin auf Unwissenheit, Unerfahrenheit, falsche Begriffe vom Nützlichen und besonders auf hergebrachte Gewohnheit, die niemals die Vernunft befrägt, gegründet sind. Wenn man nach den Handlungen und Gebräuchen, die sich bey den verschiedenen Völkern des Erdbodens wahrnehmen lassen, eine Moral entwerfen wollte, so würde es kein Laster und kein Verbrechen geben, das nicht in diesem oder jenem Erdstriche gesetzmäßig und lobenswerth wäre. Es giebt Länder,

in

in welchen die ungerechtesten, schändlichsten, ausschweifendsten Handlungen erlaubt zu seyn scheinen und wo das gemeine Vorurtheil mit den abscheulichsten Handlungen eine Art von Verdienst verbindet. Sollen wir daraus folgern, daß die Moral keine sichern Grundsätze habe und daß die Tugend ein Nichts sey? Keinesweges; wir werden blos daraus folgern, daß die, welche diese Gebräuche ausüben und dulden, oder strafbare und unvernünftige Gewohnheiten beschützen und aufrecht erhalten, keine wahren Begriffe von Moral und Tugend haben. Wir werden daraus schließen, daß die Vernunft in vielen Staaten noch nicht so weit aufgeklärt ist, daß sie das, was wahrhaftig nützlich ist, von dem, was es nur dem Scheine nach ist, unterscheiden können. Ueberhaupt werden wir daraus folgern, daß man die Sittenlehre weder auf die Thorheit, die Faulheit und die Vorurtheile der Völker, noch auf das besondere Interesse derjenigen gründen könne, die sich hartnäckig vorgesetzt haben, ihre Unwissenheit zu verewigen.

Was würde man sich für Begriffe von der Moral machen, wenn man das für gut, gerecht und anständig halten wollte, was die alten Völker ehemals practicirt haben und was man bey den neuern Völkern noch fortdauren sieht? Haben nicht die Phönicier und Carthaginenser ihre eigenen Kinder ihrem Gotte geopfert? Hat nicht die Religion in allen Ländern der Gottheit Menschen geopfert? Haben

nicht

nicht einige wilde Völker, die die Gewohnheit hatten ihre Gefangenen aufzufressen, der unmenschlichsten Grausamkeit ihren Beyfall gegeben? Haben sich nicht Kinder eine Pflicht daraus gemacht, ihre alten und schwachen Väter umzubringen? Haben nicht Männer ihre Weiber und Väter ihre eigenen Kinder aufgefressen?

Bey vielen Völkern, die sich sehr policirt zu seyn wähnen, finden wir nicht viel mehr Weisheit und Vernunft. Man trift daselbst barbarische Gesetze an, die Menschen religiöser Meinungen wegen zum Feuer verdammen. Man sieht Völker, die noch grausamer als die wilden Thiere, beständig im Kriege leben und sich eine Ehre daraus machen, sich unter einander zu erwürgen. Wenn die Indianer niederträchtig genug sind, ihre Weiber von Fremden verunehren zu lassen; so giebt es Völker, die sich für sehr vernünftig halten, bey welchen der Ehebruch eine Kleinigkeit ist, und die gar kein Verdienst in die eheliche Treue setzen. Wie viele Länder giebt es nicht, worin Vorurtheil, Gewohnheit, Regierung und Gesetze sich zum Hauptzweck gemacht zu haben scheinen, alle Begriffe von Menschlichkeit, Vernunft und Billigkeit umzukehren? „Es ist nichts so närrisch", sagt La Motte, „das nicht irgendwo für etwas sehr wichtiges gehalten wird. Es giebt keine Thorheit, die, wenn sie nachgeahmt wird, nicht für Weisheit gelte; es giebt keine Tugend, die nicht für Laster gehalten werde, und kein Laster, das nicht für Tugend passire."

Die

Diese Verirrungen und Verkehrtheiten müssen uns nicht auf die Gedanken bringen, als wenn die Moral gar nicht vorhanden wäre; wohl aber, daß die Sittenlehre und ihre ersten Pflichten vielen Menschen, die sich vernünftig zu seyn dünken, unbekannt und vielen so genannten civilisirten Völkern, die aber in gewissen Rücksichten noch in der vollkommensten Barbarey und in der tiefsten Unwissenheit ihres wahren Vortheils leben, nicht beygebracht sind. Nur durch die Last seiner Thorheiten wird der Mensch endlich weise, und nur durch die Bürde ihrer Leiden empfinden die Völker zuletzt die Nothwendigkeit, ihre Mißbräuche, deren Opfer sie gewesen sind, zu verlassen.

Die Barbarey ist es, in deren Schooße die civilisirtesten Völker annoch liegen, welche der Vernunft und der Wahrheit die meisten Hindernisse entgegensetzt Die Philosophie muß mit einer wirklich viehischen Dummheit und Unwissenheit der Völker und ihrer Fürsten kämpfen. Auf ihrem Wege findet sie Meinungen, Gebräuche, Gesetze und Einrichtungen, die der gesunden Vernunft gerade entgegengesetzt sind. Mit jedem Schritte stößt sie auf Vorurtheile, die von der Gewalt unterstützt werden und die man ohne Gefahr nicht angreiffen kann. Irrthum und Betrügerey haben mächtige Freunde und zahlreiche Anhänger. Die Wahrheit hat nur einige schwache und furchtsame Seelen, die genöthigt sind mit zum Kriege abgerichteten Feinden zu streiten. Die

Moral erregt Mißfallen, weil sie sich den lasterhaften Neigungen entgegensetzt, die sich alles emsig bestrebt, den Menschen einzuflößen.

Die Verfassungen, Regierungen, religiösen Begriffe und schwankenden Hypothesen einiger Philosophen, weit entfernt die Menschen zum Studium der Moral oder zur Ausübung der Tugend aufzumuntern, haben sie vollends davon abwendig gemacht. Da sie die Streitigkeiten ohne Ende sahen, die sich so oft unter den Moralisten erhoben, da sie wahrnahmen, daß sie selbst in ihren ersten Grundsätzen nicht übereinstimmten, da sie die beständigen Abänderungen in ihren Urtheilen merkten, welche sie nach ihren verschiedenen Systemen von gleichen Handlungen fällten, und endlich da sie die mühsamen Untersuchungen und die verwirrten Entscheidungen so vieler Theologen und Casuisten wahrnahmen; — — so sind viele Leute in einen völligen Pyrrhonismus oder Zweifel über die Moral gefallen. Andere haben sie aus eben diesen Gründen als eine abstrakte und für den gemeinen Haufen nicht gemachte Wissenschaft betrachtet. Sie haben geglaubt, daß es mit dieser wichtigen Wissenschaft eben die Bewandniß habe, wie mit einigen andern, die nur die Uebung des Verstandes und der Gelehrsamkeit zum Gegenstand haben, und in welchen sich das Für und Wider mit gleicher Stärke vertheidigen läßt. Wieder andere haben sie als eine schwankende und deutlicher Grundsätze beraubte Wissenschaft verachtet.

tet. Noch andere endlich haben sie für eine ekelhafte Wissenschaft erklärt, die nicht werth sey, Fürsten, Politiker und Weltmänner zu beschäftigen, sondern die nur für einige müßige Grübler, und lästige, verdrüßliche und lächerliche Träumer gemacht sey. Wie vielen Leuten flößt nicht das Wort Moral selbst einen Widerwillen ein! wie viele andere giebt es nicht, für welche Moral, Menschenpflichten, Tugend hochtönende Worte sind, mit denen sie keinen Begrif verbinden! Wie viele Leute überhaupt hassen nicht eine Wissenschaft, die sie ihren Lastern, Neigungen, bald vorübergehenden Vortheilen unbequem finden, und welche daher urtheilen, daß sie mit der Glückseeligkeit des Menschen in Widerspruch steht, und bey der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge ganz unanwendbar ist!

Die Wissenschaft von den Sitten muß auf der Erde und nicht im Himmel gemacht werden. Im Herzen des Menschen, nicht aber in dem Schooße der Gottheit muß man sie suchen. Sie muß auf einfachen, klaren und unveränderlichen Grundsätzen beruhen. Es ist ein eiteles Unternehmen sie auf dunkele Aussprüche der Religion gründen zu wollen, die sich in einem jeden Lande abändert, die uns oft Gottheiten zu Mustern aufstellt, die der Weisheit, Tugend, Vernunft und Gerechtigkeit beraubt sind, und die uns Pflichten auflegt, die unserer Natur und der Wohlfahrt der Gesellschaft entgegen sind. Vergeblich würde man die Moral auf Gebräuche und Vorurteilen

grü-

gründen, die so oft der Vernunft widersprechen; vergeblich würde man Grundsätze und Regeln für sie in den Werken suchen, die Schwärmerey oder Betrug eingeflößt haben; vergeblich würde man sie aus den Maximen einer Politik schöpfen, die gemeinhin verdorben ist. Aus so verdächtigen Quellen muß der Mensch die Regeln seines Betragens nicht schöpfen wollen; er würde nur Räthsel, Ungewißheit und Bewegungsgründe von dem rechten Wege abzukommen in ihnen antreffen.

Die wahre Moral ist nur eine, die für alle Bewohner dieser Welt die nemliche ist. Wenn der Mensch überall Mensch ist, wenn er überall die nemliche Natur, die nemlichen Neigungen und die nemlichen Begierden hat; — so werden wir, wenn wir den Menschen und seine Verhältnisse, worin er beständig mit den Wesen seiner Art steht, betrachten, sowohl die Pflichten, die er gegen sich selbst als gegen andere hat, ohne Schwierigkeit entdecken. Der wilde und policirte Mensch, der weisse, gelbe und schwarze Mensch, der Indianer und Europäer, der Chineser, der Franzose, der Neger und der Lappländer haben alle die nemliche Natur. Die Verschiedenheiten, die man bey ihnen wahrnimmt, sind nur Abstufungen dieser nemlichen Natur, die Clima, Regierungsform, Erziehung, Meinung und andere auf sie einwirkende Ursachen hervorgebracht haben. Nur in der Vorstellung, welche sich die Menschen von der Glückseeligkeit machen, und in den Mitteln

teln, die sie erdacht haben, sich selbige zu verschaffen, sind die Menschen verschieden.

Wenn man den Menschen selbst zerlegt, dann findet man leicht die sich für ihn schickende Moral. Diese Moral wird wahr seyn, wenn man den Menschen nicht anders sieht, als er ist. Seine Pflichten werden bekannt seyn, wenn sie seiner Natur gemäß sind. Die Grundsätze der Moral werden alsdann deutlich, einleuchtend seyn und ein System darstellen, das eben so strenge als die Arithmetik und Geometrie bewiesen werden kann. Diese Wissenschaft wird für die ganze Welt deutlich seyn; sie wird gleich gut auf den Fürsten und Unterthan, auf den Unwissenden und Gelehrten, auf den Städter und den Landbewohner, auf den Rechtschaffenen und Treulosen, auf den Abergläubigen und den Ungläubigen, auf den Philosophen und den Priester anwendbar seyn. Sie wird den Nationen so wie einem jeden einzelnen Bürger zur Richtschnur dienen, die Politik unterstützen und sie wird es allen auf der Erde zerstreuten Völkern fühlbar machen, daß ihre Verhältnisse und ihre Pflichten schlechterdings die nemlichen sind, die zwischen den Bürgern des nemlichen Staats oder den Mitgliedern der nemlichen Familie vorhanden sind.

Eine auf Wahrheit und Erfahrung gegründete Sittenlehre wird den Fürsten wie den Unterthanen, den Großen wie den Kleinen, den Reichen wie den

Ar-

Armen zeigen, daß sowohl die öffentliche Wohlfahrt als die besondere Glückseligkeit eines jeden Menschen mit der Ausübung der von ihr vorgeschriebenen Pflichten nothwendig verbunden ist, daß kein Volk, kein Reich, kein Fürst, kein Mensch dauerhaft und in der That, ohne tugendhaft zu seyn, glücklich seyn könne.

Sechstes Hauptstück.

Natürliche Grundsätze der Sittenlehre.

Die für den Menschen gemachte Sittenlehre muß auf die Natur des Menschen gegründet seyn. Sie muß ihn lehren, was er ist, den Zweck, den er sich vorzusetzen hat und die Mittel dazu zu gelangen. Respice finem, bedenke das Ende, das ist der Abriß der ganzen Moral.

Der Mensch ist ein empfindsames, verständiges und vernünftiges Wesen. Ein empfindsames Wesen ist dasjenige, das seine Natur, seine Bildung, seine Organisation fähig gemacht haben, Vergnügen zu empfinden und Schmerzen zu fühlen, das nach sei-

nem

nem Wesen selbst gezwungen ist, das Eine zu suchen und das Andere zu fliehen. Ein verständiges Wesen ist dasjenige, das sich einen Zweck vorsetzt und das fähig ist, die Mittel zu ergreifen, die dahin führen. Ein vernünftiges Wesen ist dasjenige, das durch die Erfahrung in den Stand gesetzt ist, die sichersten Mittel zu erwählen, um zu dem vorgesetzten Zwecke zu gelangen.

Die Glückseeligkeit besteht in dem fortgesetzten Vergnügen. Wir können nicht daran zweifeln, daß der Mensch sein ganzes Leben hindurch bemühet ist es zu suchen, woraus folgt, daß die dauerhafteste und wahreste Glückseeligkeit diejenige sey, die dem Menschen am zuträglichsten ist. Die Moral muß ihn also in seiner Nachforschung aufmuntern und nicht davon abhalten. Sie muß ihm die Glückseeligkeit oder das dauerhafteste, reelleste und wahreste Vergnügen darstellen, und ihm zeigen, daß er es dem scheinbaren, bald vorübergehenden und trügerischen vorziehen müsse.

Um Glückseeligkeit zu empfinden muß man existiren. Der Mensch muß also seiner Natur gemäß suchen sich zu erhalten und alles zu fliehen, was seinem Daseyn nachtheilig oder beschwerlich seyn könnte. Hieraus folgt, daß der Mensch bey seinen Vergnügungen eine Wahl anstellen, und nur diejenigen für wahre Güter des Lebens halten müsse, die seinem Daseyn nicht schädlich sind, es sey an sich selbst betrach-

trachtet durch ihre jetzigen oder durch ihren entfernten Wirkungen.

Um sich zu erhalten und glücklich zu seyn lebt der Mensch mit Menschen in Gesellschaft, welche die nemlichen Begierden und den nemlichen Abscheu haben. Die Moral muß ihm also zeigen, daß er um sich selbst glücklich zu machen, verbunden sey an der Wohlfarth derer zu arbeiten, deren er zur Erhaltung seiner eigenen Wohlfarth bedarf. Sie muß ihm beweisen, daß unter allen Dingen in der Welt dem Menschen nichts so nothwendig sey, als der Mensch.

Glücklich zu seyn verlangen, heißt lieben, was unserm Wesen entspricht, was es erhalten und unsere Existenz glücklich machen kann. Der Mensch muß also nach seiner Natur nicht nur sich selbst, sondern auch alles das lieben, was zu seiner Glückseeligkeit beytragen kann. Hieraus folgt, daß der Mensch um sein selbst willen andere Menschen lieben muß, weil sie zu seiner Glückseeligkeit, zu seiner Erhaltung und zu seinen Vergnügungen nothwendig sind.

Andere lieben, heißt die Mittel unserer eigenen Glückseeligkeit lieben, heißt ihre Erhaltung, ihre Wohlfarth begehren, weil wir finden, daß die unsrige damit innigst verbunden ist. Unsere Vortheile

mit

mit dem Vortheile unserer Mitmenschen verbinden, heißt an der gemeinen Wohlfarth arbeiten.

Das sind die einfachen und klaren Grundsätze der Sittenlehre. Wir werden uns nicht betrügen, wenn wir die Wissenschaft von den Pflichten auf unsere physische Empfindsamkeit, auf unsere beständig uns aufmunternden Begierden, auf unsere Selbstliebe und auf unsern wahren Vortheil gründen. Das Interesse oder der Vortheil ist die durch einen Gegenstand gereizte Begierde, worin ein jeder Mensch seine Glückseeligkeit setzt. Dieses Interesse ist natürlich und vernünftig, wenn wir es an Dinge heften, die für uns selbst wahrhaftig nützlich sind; es ist sehr rechtmäßig und kann nicht getadelt werden, wenn es dem Interesse der andern nicht nachtheilig ist; es ist sehr lobenswerth, wenn es dem Interesse unserer Mitmenschen zuträglich ist, oder zu ihrer Glückseeligkeit beyträgt. Die Moral hat den Zweck die Menschen ihren wahren Vortheil zu lehren. Die Tugend besteht in dem Nutzen der in Gesellschaft lebenden Menschen.

Um reelle Bewegungsgründe zur Tugend zu geben, um sie den Menschen lieb und werth zu machen, muß man sie mit ihrem eigenen Nutzen und Vortheil verbinden; man muß sie angenehm, und nicht als rauh und mürrisch, nicht als eine Feindin ihrer Wohlfarth oder als ein schmerzhaftes Opfer ihrer angenehmsten und liebsten Vortheile darstellen.

Wenn

Wenn die Tugend ein Opfer ist, so ist sie ein Opfer, worin man thörichte und bald vorübergehende Vergnügungen einer dauerhaften Glückseeligkeit aufopfert.

Um die Menschen zur Tugend aufzumuntern, sage man ihnen also nicht ferner, daß sie in der Bekämpfung der Natur, dem Widerstande seiner Begierden, und darin bestehe, daß er sich hienieden unglücklich machen müsse, um unsichtbaren Mächten zu gefallen, die man als Feinde der Glückseeligkeit der Bewohner der Erde schildert. Man rathe ihnen nicht, daß sie sich hassen, das Vergnügen fliehen, und die Gesellschaft verlassen; man strenge sich also ferner nicht mehr an, um die Tugend liebenswürdig zu machen, sie unter dem scheußlichsten Bilde vorzustellen und sie mit den traurigsten und schwärzesten Farben zu malen. Vielmehr sage man den Menschen, daß sie sich aufrichtig lieben, alle Mittel sich glücklich zu machen suchen, die natürlichen Vergnügungen mit Maaße genießen, und alle diejenigen als wahre Uebel betrachten sollen, deren Genuß für sie selbst oder für andere von traurigen Folgen seyn würde. Zu Bewegungsgründen gebe man ihnen ihre eigene Erhaltung, den Vorzug, den eine dauerhafte Glückseeligkeit über ein bald vorüberrauschendes Vergnügen haben muß; man zeige ihnen den immerwährenden Vortheil, den sie haben, wenn sie das Wohlgefallen ihrer Nebenmenschen haben, deren Zuneigung und Schätzung zu ihrer eigenen Glückseeligkeit höchst nö-

nöthige Mittel sind. Man zeige ihnen das Betragen, wodurch sie sich die Zuneigung der empfindlichen Wesen erwerben müssen, von denen sie umgeben sind *). „Man muß den Menschen die Art und Weise lehren, wie er sich selbst lieben und nützlich machen kann; es wäre eine Thorheit, wenn man zweifelte, daß er sich liebte und seinen eigenen Vortheil suchte."

Um diese Moral wirksam zu machen und die Menschen anzutreiben Gutes zu thun, müssen Erziehung, öffentliche Meinung, Regierung und Gesetze sie zur Tugend auffordern und von allem dem abwenden, was der öffentlichen Glückseeligkeit hinderlich seyn könnte. Unter dem Vorwande den Menschen über seine Pflichten aufzuklären, ersinne man daher keine Pflichten, die auf Verhältnisse zwischen ihm und gewissen Wesen, von denen er keine Begriffe hat, gegründet sind. Ueberhaupt, statt den Menschen in einer tiefen Unwissenheit von sich selbst zu erhalten, imgleichen von dem Zwecke, den er sich vorsetzen muß, und den Mitteln, die dahin führen, zeige man ihm seinen wahren Vortheil und seine Rechte. Man kläre seine Vernunft auf, die nur eine gefährliche Leiterin ist, so lange man sich weigert, sie zu entwickeln.

In

*) Modus ergo diligendi praecipiendus est homini, id est, quo modo se diligat aut prosit sibi; quin autem se diligat aut prosit, dubitare dementis est. Seneca.

In allen Handlungen, Gedanken, Begierden und Leidenschaften hat der Mensch immer seine eigene Wohlfarth zum Endzwecke. Sein Selbst ist es, das er in den Gegenständen lieben kann, die er liebt; sein Selbst ist es, das ihn bewegen kann, für Wesen seiner Art Zuneigung und Liebe zu empfinden. So oft er eine aufgeklärte Vernunft befragt, so geht er mit sichern Schritten seinem Glücke entgegen. Sehen wir, daß er sich selbst schadet, so müssen wir daraus schliessen, daß er sich irrt, daß seine Imagination ihn verführt, daß seine Vernunft in Unordnung gerathen oder nicht gehörig entwickelt ist, daß seine blinden Leidenschaften ihn fortreissen.

Der Mensch kann sich von sich selbst in keinem Augenblicke seines Lebens scheiden. Er kann sich nicht aus den Augen verlieren, alles, was er versucht, thut, unternimmt, hat zum Endzwecke sich etwas Gutes zu verschaffen oder das Uebel zu meiden. Ziehet er das Böse dem Guten vor, so rührt es daher, daß er das Böse für etwas Gutes hält. Versagt er sich ein Vergnügen, das er erhalten könnte, so geschieht es in Rücksicht eines Vergnügens, das er grösser, dauerhafter zu seyn schätzt, oder eines entfernten Vergnügens, das er sich durch die gegenwärtige Beraubung, oder wohl gar durch einige augenblickliche Schmerzen erkaufen will. Die Klugheit besteht in einem durch Vorsicht erleuchteten Vortheile, oder in der durch Erfahrung und Vorsicht erlangten richtigen Schätzung der Dinge.

Ueber

Ueber sich selbst weint der Mensch, wenn er der Asche einer Gattin, eines Kindes, eines Freundes, die seinem Herzen nothwendig waren, bittere Thränen weiht. Nicht der kalten und unempfindlichen Asche gilt unser klagen, sondern dem Guten, den Vergnügungen und Annehmlichkeiten, deren wir uns beraubt sehen. Die schmerzhafte Empfindung dieser Beraubung ist es, die einen empfindlichen Menschen bisweilen den Tod zuzieht.

Unser Ich oder Selbst, ist nach Pascals Meynung hassenswerth. Ich räume es ohne Schwierigkeit ein, wenn das Ich niemals mit der Wohlfarth der andern beschäftigt ist, oder wenn unser Ich keine andern Handlungen thut, als die diesen mißfallen. Aber das Ich ist natürlich, wenn es sich selbst genüget, ohne andern Unrecht zu thun; es ist schätzenswürdig, wenn es sichs zum Vergnügen macht Handlungen hervorzubringen, die andern nützlich und angenehm sind. Wenn der Mensch, der nur sich selbst liebt, ein allgemeiner Feind ist, so ist der, welcher andre liebt, in der Absicht, sich ihre Liebe zu verschaffen, ein Freund des menschlichen Geschlechts. Die Neigung zu uns selbst mit Ausschluß aller andern ist unsinnig, weil sie uns hindert wahrzunehmen, daß wir andre zu unserer eigenen Glückseeligkeit bedürfen. Diese Neigung ist hassenswerth, weil sie uns die Augen über das Glück derer verschließt, die wir verpflichtet sind, uns selbst nützlich zu machen. Das Wort Interesse ist alsdenn

mit Ungerechtigkeit, Verderbniß, Boßheit und Kleinheit bey einem Geizigen, einem Hofschranzen, einem Tyrannen gleichbedeutend. Bey einem rechtschaffenen Mann bedeutet Interesse Billigkeit, Großmuth, Verlangen nach Achtung anderer, oder überhaupt den Wunsch, mit sich selbst zufrieden und glücklich zu seyn. „Der rechtschaffene Mann," sagt Aristoteles, „ist nothwendig ein Freund seiner selbst, indem er thut, was lobenswerth ist, fällt der Vortheil selbst alsdann, wenn er andern nützlich ist, auf ihn zurück."

Weil man den Menschen nicht so genommen hat, wie er wirklich ist, so sind einige schwärmerische Moralisten auf die Behauptung gefallen, daß in dem, was wir unser selbst wegen oder aus persönlichem Interesse vornehmen, weder Tugend noch Verdienst anzutreffen sey. Sie sagen, daß der von unserem Interesse hergenommene Bewegungsgrund die lobenswürdigsten Handlungen verderbe. Allein diejenigen, welche diese Sprache führen, beweisen, daß sie weder einen Begrif von dem Menschen, noch von dem was Tugend und Verdienst ist, besitzen. Das Verdienst besteht nur in dem, was unsern Mitmenschen nützlich oder angenehm ist. Die Tugend ist die Neigung und Fertigkeit, das zu thun, was ihre Wohlfahrt nothwendig erfordert; in der Absicht nun, unsere eigene Glückseligkeit zu befördern, deren Vorstellung sich von uns selbst nie trennen läßt.

Ueber

Ueberhaupt ist das Interesse eines Menschen alles dasjenige, was er zu seiner eigenen Glückseligkeit nothwendig glaubt. Bey einem Verliebten liegt das Interesse darin, der Geliebten zu gefallen, deren Besitz ihm das höchste Glück zu seyn scheint, und dem er mithin bereit ist, alles übrige aufzuopfern. Bey einem Geizigen bedeutet das Geld das Interesse, das er für das höchste Gut in dieser Welt hält. Bey einem Ehrgeizigen ist das Interesse der Besitz der Gewalt, die ihm die höchste Glückseligkeit zu seyn scheint. Bey einem aufrichtigen Freunde besteht das Interesse in dem Genusse seines Freundes, in dessen Besitz er seine größte Glückseligkeit setzt. Bey einem rechtschaffenen Manne ist das Interesse, die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen zu verdienen, ein Gegenstand, in welchem er sich gewöhnt hat seine Glückseligkeit zu setzen, oder von dem seine eigene Schätzung abhängt, die er zu seiner Glückseligkeit höchst nothwendig zu seyn erachtet. Die Verbindung des Interesse mit der Pflicht ist die große Kunst der Moral und der Gesetzgebung. Das Interesse wird nur ein Uebel, wenn es sich von der Pflicht trennt.

Nach Maßgabe der Stärke des Temperaments, der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, der Schnellkeit der Leidenschaften, sucht ein jeder sein Interesse mit mehrerer oder geringerer Anstrengung. Daher der Enthusiasmus, der uns zu den größten Aufopferungen hinreißt, um Gegenstände zu behalten

oder zu erlangen, in welche wir unser Glück setzen. So stürzt sich ein Vater in Lebensgefahr, um seinen Sohn zu vertheidigen; so opfert sich ein Freund für seinen Freund, ein Bürger für sein Vaterland, ein Schwärmer für seine Religion, ein Liebhaber für seine Geliebte. Immer genehmigen die Menschen die Opfer, die man Gegenständen bringt, die ihnen selbst nützlich sind; sie verachten und halten die Gegenstände für thöricht, welche ihnen unnütz scheinen; sie tadeln solche, die man Sachen bringt, die der angewandten Mühe und Arbeit nach ihrer Meynung nicht lohnen. Wir geben einen jeden Menschen unsern Beyfall, der das nämliche Interesse hat, was wir haben, und tadeln den, der sich einem Interesse aufopfert, welches wir für verachtungswerth halten.

Ein jeder Mensch hat sein eignes Interesse, ein jedes Volk macht sich Begriffe von Nützlichkeit, die oft ganz falsch sind. Nicht also das persönliche und bald vorübergehende Interesse eines einzelnen Menschen, eines Fürsten, eines Volks, muß der Maaßstab seyn, nachdem wir unsere Urtheile über das Betragen der Menschen modeln; sondern nur der beständige Vortheil der Gesellschaft und des menschlichen Geschlechts muß unsere Ideen bestimmen. Es giebt keine Thorheit, kein Laster, kein Verbrechen sogar, das nicht dem, der dergleichen Unthaten begeht, einen augenblicklichen Vortheil gewähren sollte; allein die Erfahrung beweißt uns über kurz oder lang, daß jene Handlungen, statt uns ein wahres Gute zu verschaffen, uns oft unsäglich viele Uebel zuziehen.

Es

Es giebt also für einen jeden Menschen ein Interesse von zwiefacher Art. Das eine ist deutlich, klar, das heißt auf Erfahrung gegründet und von der Vernunft genehmigt; das andere ist ein blindes Interesse, das nur den gegenwärtigen Augenblick kennt, das die Vernunft verdammt, und dessen Folgen dem, der darauf achtet, schädlich und traurig sind.

Dieser gemachte Unterschied reicht hin, denen gehörig zu begegnen, welche behaupten, daß das Interesse ein niedriger Bewegungsgrund sey, den alle Welt mißbilligt und den ein jeder zu verbergen gezwungen ist. Das Interesse ist nur niedrig und verächtlich, wenn es auf verächtliche Gegenstände geht, oder wenn es uns verführt, verachtungswürdige Handlungen zu begehn; es ist groß, edel, erhaben, wenn es Dinge zum Gegenstand hat, welche der Gesellschaft würklich nützlich sind, und alsdann ist es das nämliche, was wir Tugend nennen. Ein schmutziges Interesse leitet den Geitzigen, der oft durch viele Arbeiten, viele Demüthigungen, Aufopferungen, und auf ungerechten und schädlichen Wegen, Schätze zusammen häuft, von denen er weder zu seiner eigenen, noch zur Glückseligkeit anderer den geringsten Gebrauch macht. Bey einem rechtschaffenen Manne ist das Interesse eine Tugend, weil er sich durch ehrbare Mittel Reichthümer verschafft, die er, um seiner wohlthätigen Denkungsart genug zu thun, über Unglückliche ausschüttet.

Das Wort Interesse stellt gemeiniglich dem Verstande nur deshalb etwas tadelnswürdiges dar, weil wenige Menschen die Bewegungsgründe kennen, die sie zum Guten thun reizen sollten, und weil alles sich zu vereinigen scheint, um sie zu überreden, daß, wenn man sich glücklich machen wolle, man nur auf sich allein sehen müsse. In Gefolge dieses Vorurtheils, in welchem die Menschen durch so viele menschliche Anstalten bestärkt werden, bildet sich ein jeder ein, daß sein Interesse es erfordere, so wenig als möglich von dem Seinigen zum allgemeinen Besten beyzutragen, daß alles, was er für andere thut, für ihn selbst verlohren sey, daß er zur großen allgemeinen Masse sehr wenig beytragen, dagegen aber sich bemühen müsse, so viel als möglich herauszuziehen. Das ist die wahre Quelle der Verirrungen und der Unordnungen, die wir in den Gesellschaften herrschen sehn, worin ein jeder nur für sich allein zu leben scheint, ohne sich im geringsten mit demjenigen zu befassen, was seine Mitmenschen angeht. Die Moral muß jedem Menschen zeigen, daß das, was er für andere thut, niemals für ihn selbst verlohren ist, und daß er von den Opfern, die er seinen Mitmenschen bringt, immer mit genießt.

Die Tugend, sagt man, ist ein beschwerliches Opfer; aber die Vernunft ist hinreichend, es angenehm zu machen, weil uns die Vernunft unser größtes Interesse zeigt, dem wir nach ihrer Anweisung ein kleineres aufopfern müssen. Wenn wir ihrem

Rath

Rath folgen, so schätzen wir die Dinge allezeit nach ihrem wahren Werthe. Sich weigern ein bald vorübergehendes oder besonderes Interesse einem allgemeinen und dauerhaften aufzuopfern, heißt von dem Werthe der Dinge keinen Begrif haben, heißt erwerben wollen, ohne Geld dafür zu geben. Die Gerechtigkeit ist die Stütze des gesellschaftlichen Lebens, die zu unsrer eignen Glückseligkeit so nothwendig ist; indessen ist diese Gerechtigkeit bisweilen unserm persönlichen und augenblicklichen Vortheil zuwider. Indem wir ihr diesen kleinen Vortheil aufopfern, erhalten wir Sicherheit, das Recht beschützt, geschätzt, geliebt und geachtet zu werden, ohne welches die Gesellschaft für uns nichts reizendes haben kann.

Jeder in der Gesellschaft lebende Mensch hat unaufhörlich seine Wage. Seine Zuneigung so wie seinen Haß, wiegt er nach dem Guten oder dem Bösen ab, das er von denen um ihn lebenden Menschen erfährt. Die Vernunft, die nur auf die Erfahrung des Vergangenen gegründet ist, läßt ihn das Zukünftige voraussehen. Jede Handlung in dem gesellschaftlichen Leben dient ihm zu seinem Unterricht, und aus dem Haufen dieser Thatsachen macht er sich ein System, wornach er sein eigenes Leben einrichtet. Aus allem weiß er für sein Interesse oder für seine Glückseligkeit Vortheil zu ziehen. Das ist der Mittelpunkt, wohin ihn seine Gedanken, Begierden, Leidenschaften und Kräfte unaufhörlich hinziehen.

Ist der Mensch über die nahen oder entfernten Würkungen, die seine eignen Handlungen auf ihn selbst oder auf andere haben werden, unwissend; so ist er zweifelhaft; er überlegt; er will und will nicht. Endlich wählt er; allein immer entschließt er sich nothwendig die Parthey zu ergreifen, die ihm für seine Wohlfarth oder für sein Interesse die vortheilhafteste zu seyn dünkt. Wenn er sein Urtheil auf wahre Erfahrungen gründet, so urtheilt er richtig, der gesunden Vernunft gemäß, und entschließt sich das Gute zu thun. Wird er aber von blinden Leidenschaften oder Vorurtheilen fortgerissen, denn weiß er nicht mehr zu urtheilen; er thut das Böse, und nach einem Augenblick empfindet er selbst die Würkungen seiner unbedächtigen Handlung.

Sich selbst lieben mit Ausschluß aller Wesen, die uns umgeben und die zu unsrer eignen Glückseligkeit höchst nothwendig sind, heißt sich selbst hassen, seinen eigenen Vortheil nicht verstehn. Ist es denn in aller Welt möglich, daß sich der Mensch ganz allein glücklich machen könne? Bedarf er denn nicht, so lange er unter Menschen lebt, ihre Hülfe, ihres Rathes, ihrer Anweisung, ihrer Arbeit, ihrer Geschicklichkeiten? Sein Weib, seine Kinder, seine Eltern, seine Freunde, seine Mitbürger, sein Vaterland lieben, heißt das nicht sich selbst lieben? Die mächtigsten und verkehrtesten Menschen bedürfen einige und sind gezwungen sich mit andern Menschen zu verbinden, um ihr Vorhaben zu unterstützen. Diese

Wie

Kluber, ja Tyrannen selbst, sind genöthigt sich Schuldigkeiten zu unterwerfen. Sie fühlen es, daß sie verbunden sind, sie zu beobachten, wenigstens in Rücksicht ihrer Rüstzeuge, deren Beystand ihnen zur Ausführung ihrer verkehrten Anschläge nothwendig ist.

Siebentes Hauptstück.

Von den Pflichten des Menschen oder der moralischen Verbindlichkeit.

Das wechselseitige Bedürfniß, das die in Gesellschaft lebenden Menschen an einander kettet, hat Verhältnisse unter ihnen hervorgebracht, woraus ihre Pflichten entspringen.

Die Pflichten des Menschen sind die Mittel, die er zufolge der Nothwendigkeit der Dinge ergreifen muß, wenn er die Glückseligkeit erlangen will, wornach er unaufhörlich strebt. Wenn der Mensch sich selbst liebt, wenn er sich erhalten und seines Daseyns frey werden will, so muß er die Mittel gebrauchen, die ihm die Natur zur Erlangung dieses Zwecks darreicht. Alles beweiset ihm daher, daß er sich solcher Handlungen enthalten müsse, die, es sey unmittelbar

bar oder durch ihre entfernte Folgen, ihm schädlich und seiner Glückseligkeit nachtheilig seyn könnten. Das ist der wahre Grund der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Das ist die natürliche Quelle der Mäßigung, der Enthaltsamkeit, der Nüchternheit, die dem Menschen nothwendig sind, selbst wenn er ganz für sich allein lebt. Erfahrung, Vernunft und Wahrheit sind einem jeden Menschen nothwendig, und sie sind es, wornach er sein Betragen, in welcher Lage und in welchen Umständen er sich auch befinden mag, ordnen muß.

Die Pflichten des in Gesellschaft lebenden Menschen sind die Mittel, die er zu ersinnen gezwungen ist, um die ihn umgebenden Wesen, deren Handlungen einen Einfluß auf ihn haben können, verbindlich zu machen, an seiner Glückseligkeit mitzuarbeiten oder ihren Vortheil mit dem seinigen zu vereinigen. Nun verlangt ein jedes dieser Wesen von seiner Seite, daß man zu seiner Privatglückseligkeit beitrage, und es ist also offenbar, daß ein jeder Mensch denen Wesen zu etwas verpflichtet ist, von welchen seine persönliche Glückseligkeit abhängt. Die Mitglieder einer jeden Gesellschaft, einer jeden Familie und einer jeden Nation stehen mit einander in einem immerwährenden Tauschhandel; unaufhörlich vergleichen sie den Preis, den man von ihnen fordert, das heißt ihre Arbeit, ihre Hülfe, ihre Wohlthaten, ihre Schätzung, ihre Ehrfurcht, ihre günstigen oder ungünstigen Gesinnungen, mit den

Ver-

Vortheilen, die man ihnen verschafft, oder die zu verschaffen man ihnen Hofnung giebt, oder mit dem Nachtheil und Schaden, den man ihnen zufügt. Nach einer gewissen nothwendigen Verbindung der Dinge lieben, ehren, bewundern sie die, welche ihnen Glückseligkeit und Vergnügen verschaffen, so wie sie nach eben dieser Nothwendigkeit die ihnen nicht nützlichen Menschen verachten, und die, welche ihnen nur Böses thun, verabscheuen.

Die moralische Verbindlichkeit ist die Nothwendigkeit denjenigen nützlich zu seyn, die wir zu unserer eigenen Glückseligkeit nothwendig finden, und das zu vermeiden, was ihnen mißfallen kann. Wenn die Menschen ihre Glückseligkeit beabsichtigen, so sind sie verbunden auf eine Art zu handeln, welche sie ihnen verschaffen kann, unter der Strafe, daß sie ihren Zweck verfehlen, oder statt Guies, Böses erlangen. Wenn irgend eine moralische Wahrheit unumstößlich bewiesen werden kann, so ist es diese, daß alle Verpflichtung auf das Bedürfniß ein Gut zu erhalten und ein Uebel zu vermeiden, gegründet ist. Es heißt also völlig seine Unwissenheit der menschlichen Natur zu Tage legen, wenn man von einer uneigennützigen Verbindlichkeit, die keine Beziehung auf uns selbst hat, oder auf unser persönliches Interesse gegründet ist, sprechen will.

Die Theologen behaupten, daß die Pflichten der Moral von Gott, als dem höchsten Gesetzgeber der Men-

Menschen, der allein das Recht hat, ihnen Gesetze vorzuschreiben, auch um sie desto verbindlicher zu machen, bekannt gemacht sind; allein aus dem, was ich gesagt habe, sieht man zureichend, daß die auf die Natur des Menschen selbst gegründeten und von den nothwendigen Verhältnissen, worin er mit seinen Nebenmenschen steht, abhängenden Pflichten Kraft und Recht genug haben, ihn zur Ausübung derselben zu verbinden. Welches Ursprungs auch das menschliche Geschlecht seyn mag, so wird es doch von der Natur gezwungen, das Vergnügen zu suchen und den Schmerz zu fliehen. Die Menschen fühlen sich verbunden, sich den ihnen von der Natur aufgelegten Pflichten, die sie die Erfahrung, als Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen, gelehrt hat, ohne allen übernatürlichen Beystand zu unterwerfen, und zwar unter der angedrohten Strafe, daß sie der Vortheile beraubt werden, die sie würden erhalten haben, wenn sie sich ihnen gemäß bezeigt hätten. Die Verachtung, der Haß, die Strafen der Gesellschaft oder aller derer, denen der Uebelthäter Böses thut, sind Strafen oder eine natürliche Folge des Unrechts, die er sich wegen der Hintansetzung seiner Pflichten zuzieht, so wie Achtung, Schätzung und Liebe der Menschen nothwendige Belohnungen, die sie denen zuerkennen, welche sorgfältig ihre Pflichten erfüllen.

Wenn Achtung und Zuneigung dem in der Gesellschaft lebenden Menschen angenehm sind, so ist

die Beraubung dieser Dinge eine Beraubung seiner Glückseligkeit, eine wahre Strafe. Die Furcht vor dieser Strafe wirkt viel sicherer, als die Furcht jener entfernten Strafen, womit die Religion in einem andern Leben bedroht, an welches die Menschen in der Hitze aufbrausender Leidenschaften oder bey eingewurzelten bösen Angewohnheiten niemals denken. Die öffentliche Meynung, der Vortheil eines guten Rufs, die Furcht vor dem Unwillen unserer Mitmenschen und viel mächtigere Bewegungsgründe, als die schwankenden Grübeleyen und die ungewissen Schrecknisse, womit der Aberglaube die Sterblichen überhäuft. Hat nicht die Meynung, welche mit der Herzhaftigkeit Ruhm, und mit der Zaghaftigkeit Schande verbindet, bisher die Duelle in ihrem Ansehn erhalten, obgleich die Religion alle die mit der ewigen Höllenstrafe bedrohet, die im Zweykampfe unternommen, und menschliche Gesetze ihnen sehr harte Strafen auflegen, wenn sie dem Tode entgehen? Werden die Bösewichter, welche die Furcht vor menschlichen Strafen in dieser Welt nicht im Zaum halten kann, durch das höllische Feuer, womit man sie in einem andern Leben bedrohet, in ihren Schranken gehalten? Wenn man nur die Augen aufthun will, so wird man sich bald überzeugen, daß die Menschen überhaupt genommen weit mehr die Urtheile der Menschen, denen sie nicht entgehen, fürchten, als die Gerichte Gottes, welche sie öfters bezweifeln, und von denen sie überdem wissen, daß man sie sehr leicht abwenden kann. Ihr gegenwärtiges

tiges und ihnen bekanntes Interesse rührt sie
gleich stärker als die künftigen Vortheile, wo
sich keinen bestimmten Begrif machen können.

Um die Menschen für sich zu gewinnen,
ihnen die Moral fühlbare Vortheile vorhalten.
Mensch ist immer berechtigt zu fragen, was
ihm, um so oder anders zu handeln, für einen
wegnungsgrund giebt, und um ihn würksam zu
stimmen, muß der Moralist im Stande seyn, ihn
beweisen, daß sein eigener Vortheil ihn so zu
deln anfordere. Der Erfahrung, der Ueberlie
und der Vernunft kommt es zu, ihn zu lehren
die Bewegungsgründe, die man ihm verhält,
sind oder nicht. Wenn der Zweck eines jeden m
lichen Wesens dahin geht, sich glücklich zu mac
so wollen auch Pflicht und Interesse, daß es
nothwendigen Mittel erwähle, diese Glückseligke
erlangen. Das ist die wahre Quelle der moraliſ
Verbindlichkeit.

In allen unsern Gesinnungen gegen Wesen,
mit uns in Verhältnissen stehen, und in unsern
tragen gegen sie, fragen wir immer, wie und
wir sie gebrauchen, wozu sie uns nützlich sind,
wir befragen unser Interesse und wir finden,
unsere Obliegenheiten gegen sie um so heiliger,
wendiger, unverletzlicher, das heißt, um so viel
bindlicher sind, je nützlicher und nothwendiger
uns selbst sind. So sind die Pflichten eines G

gegen seinen Vater von allen die heiligsten, weil sein Vater unter allen Menschen derjenige ist, der ihm zu seiner Wohlfarth am nothwendigsten ist. So lieben wir unser Vaterland mehr als ein anderes, weil dies Land die für uns angenehmsten und liebsten Gegenstände enthält. So haben wir viel mehrere Zuneigung zu unsern Freunden als zu Unbekannten oder uns gleichgültigen Menschen, weil wir jene für uns selbst nothwendiger zu seyn erachten. Mit einem Worte, unserer Vorliebe und unsern Pflichten liegen immer die größern Vortheile, die wir durch einige Menschen genießen, zum Grunde. Nach diesem Grundsatze halten wir die Undankbarkeit gegen einen Vater, gegen einen Wohlthäter, gegen das Vaterland für eine verhaßte Gemüthsbeschaffenheit, für eine Verrätherey, für eine offenbare Verletzung der Pflichten, die wir am allerwenigsten übertreten sollten.

Als eine nothwendige Folge der Selbstliebe mißt der Mensch seine Zuneigung oder seinen Haß nach den Guten oder Bösen ab, das ihm seine Mitmenschen erzeigen. Der Bürger kann nur sein Vaterland in Rücksicht der Vortheile, die es ihm verschafft, lieben. Hat er keine Vortheile von selbigem, so muß er nothwendig für dasselbe erkalten. Zieht es ihm bloß Noth, Kummer und Verdruß zu, so muß sein Herz ihm völlig abgeneigt werden. Nur unter einer billigen Regierung, welche der Gesellschaft und ihren Gliedern die Vortheile gewährt,

die

die sie mit Recht Recht von ihr erwarten können, kann es gute Bürger geben. Der Mensch hört auf sein eigenes Leben zu lieben, wenn es ihm nichts angenehmes mehr darbietet.

Wenn die Glückseligkeit die Menschen mit einander vereinigt, so zerreißt oder erschlafft das Unglück alle Pflichten und Verbindlichkeiten, die dazu gemacht sind, sie mit einander zu verknüpfen. Dasjenige aufrichtig lieben, was uns schädlich ist, ist eine Sache, welche der menschlichen Natur schlechterdings entgegengesetzt ist. Wir sehen die Menschen nur deswegen ihren Pflichten so oft ungetreu werden, weil diese Pflichten ihrer Natur widerstreiten. Haben die Fürsten, die Großen, die Väter, die Ehegatten, die Herren Recht sich zu beklagen, daß sie so wenig geliebt werden, da sie oft nichts thun, wodurch sie sich die Liebe erwerben könnten, und im Gegentheil alles thun, wodurch sie sich entweder gleichgültig oder verhaßt machen? Wer von Menschen geliebt seyn will, der muß ihnen Gutes erweisen. Das ist es, worinn die Tugend bestehe, die allein sowohl der allgemeinen als der besondern Glückseligkeit zur Grundlage dienen kann.

Achtes

Achtes Hauptstück.

Prüfung der Begriffe, welche die Moralisten von der Tugend aufgestellt haben.

Die Tugend ist eine zur Fertigkeit gewordene Gewohnheit, das zu thun, was zur Glückseligkeit der Wesen unserer Art beyträgt, und das zu unterlassen, was ihnen schaden kann.

Die Werke der Sittenlehre sind mit den gerechtesten und prächtigsten Lobeserhebungen der Tugend angefüllt, ob sie uns gleich sehr wenig über das mittheilen, was geschickt wäre, uns einen bestimmten Begriff von der Tugend zu geben. Plato, der sich immer von einer dichterischen Einbildungskraft leiten ließ, hat, ohne uns bestimmt zu lehren, worin die Tugend bestehe, sie nur personificirt. Die Tugend ist nach seiner Behauptung so schön, daß wenn sie mit leiblichen Augen gesehn werden könnte, alle Menschen von ihren Reizen bezaubert und eingenommen seyn würden. Aber was können diese Reize anders seyn als das Gute, das sie verschafft? Unsere Augen sind bey dem Anblicke eines liebenswürdigen Frauenzimmers bezaubert, weil es in uns die Vorstellung von Vergnügen erregt, die es uns empfinden zu lassen fähig ist. Die Tugend hat nur für diejenigen Reize, die die großen Vortheile eingesehen haben, die sie uns verschafft; sie würde ein Wort ohne Sinn, und die Lobeserhebungen würden ungegründet seyn, wenn man nicht unter der Tugend eine Art zu den-

len oder zu handeln verstünde, die dem Interesse der Menschen gemäß und zu ihrer Wohlfarth und Sicherheit nothwendig ist. Für Menschen ist nichts liebenswürdig und schätzbar als nur das, dessen Werth oder Preiß ihnen etwas Gutes verschafft. Die allergrößten Tugenden sind ohnstreitig diejenigen, die dem Menschen die großten Vortheile bringen.

Wenn man uns sagt, daß die Tugend für sich selbst wünschenswerth ist, daß sie sich selbst belohnt, daß sie ihres innern Werths wegen geliebt werden müsse, und wenn wir mit diesen Redensarten einen Sinn verbinden wollen, so muß man sich dabey denken, daß die Tugend uns durch den nothwendigen Einfluß, den sie auf unsere Glückseligkeit hat, interessire. Wenn Cicero zum Beyspiel sagt, daß die Gerechtigkeit keine Belohnung erfordere, und daß man sie um ihrer selbst willen begehre *); so heißt das weiter nichts, als daß die Gerechtigkeit uns wünschenswerth zu seyn scheint, weil sie uns Vortheile sichert, die wir zu verlangen ein Recht haben, oder weil sie uns in dem Besitze der zu unserer Glückseligkeit nothwendigen Dinge beschützet. Wir lieben die Gerechtigkeit ihrer Nützlichkeit wegen, so wie wir unser Haus lieben, das uns gegen Ungewitter beschützt und uns Bequemlichkeiten verschafft. Die Erhaltung der Gesellschaft ist es, die der Gerechtigkeit ihren Werth giebt.

Der nämliche Redner sagt, daß es Dinge giebt, die uns durch ihre eigene Stärke an sich ziehen, ohne uns

*) Justitia nil expetit pretii, nil praemii, per se igitur expetitur. Cicero de Legibus.

uns irgend einen andern Vortheil zu gewähren, nämlich bloß durch ihre eigene Würde; dergleichen sind die Tugend, die Wissenschaft und die Wahrheit *). Aber alles, was uns an sich zieht oder verführt, stellt uns nothwendig den Begriff eines gewissen Vortheils vor, der nun wahr seyn oder nur in der Einbildung bestehn mag. Die Würdigkeit eines Dinges kann nur in seiner Nützlichkeit bestehen. Die Tugend zieht uns an sich, weil wir wissen, daß sie zu unserer Glückseligkeit beyträgt. Die Wissenschaft zieht uns an sich, weil sie unserer Neugierde eine Genüge thut und unserem Geiste Thätigkeit giebt. Die Wahrheit zieht uns an sich, weil sie uns in unserm Leben nothwendig ist, indem sie uns die Beschaffenheiten der Dinge, die wir suchen oder meiden müssen, kennen lehrt. Die Alten haben von der Tugend so spitzfindige und metaphysische Begriffe gehabt, daß es oft schwer ist, ihnen in ihren erhabenen Verirrungen zu folgen.

Die Nützlichkeit ist es, die der Tugend allein den Werth giebt. Sie würde ein sinnleeres Wort und unserer Schätzung unwürdig seyn, wenn sie nicht dem menschlichen Geschlechte vortheilhaft wäre. Wir genehmigen, wir schätzen die Tugend, weil sie uns in ihrem Besitze immer nützliche Eigenschaften zeigt, die wir bey unsern Nebenmenschen anzutreffen wünschen. Wir lieben tugendhafte Handlungen, weil sie gut sind; allein diese guten Handlungen sind nur gut, weil sie uns vortheilhaft sind.

*) Est quiddam quod suaui nos alliciat ad se se, non emolumento captans aliquo, sed trahens sua dignitate, quod genus virtus, scientia, veritas. Cicero de Legibus.

Es läßt sich also nichts chimärischeres denken als diese uneigennützige Liebe für die Tugend, wovon viele alte und neue Moralisten in ihren Büchern schwatzen. Wir lieben die Tugend weil wir uns selbst lieben, und alles das, was zu unsrer eignen Glückseligkeit beyträgt. Wir müssen die Tugend um ihrer selbst willen lieben, würde eine sinnlose Redensart seyn, wenn sie nicht bedeutete, daß wir das lieben müssen, was zu unserer Glückseligkeit nothwendig ist, und uns unseren Mitmenschen werth und angenehm macht. Die Tugend hat ihren Lohn in sich, bedeutet, daß der tugendhafte Mensch gewiß ist, für alle diejenigen ein angenehmer Gegenstand zu seyn, die die Würkungen seines Naturells erfahren, daß er auf ihre Liebe rechnen, daß er sich selbst rechtmäßiger Weise wegen des Besitzes der Eigenschaften ehren und schätzen kann, die ihnen unbestrittene Rechte auf die Zuneigung anderer geben. Die Würde der Tugend besteht in dem gerechten Vertrauen und dem edlen Stolze, den nützliche Eigenschaften, lobenswerthe Handlungen und gute Neigungen gegen unsere Nebenmenschen einflößen müssen.

Einige Moralisten behaupten, daß unsere Liebe für die Tugend gänzlich uneigennützig ist, oder gar kein Verhältniß mit unserm Vortheile hat. Sie stützen sich darauf, daß wir Tugenden bewundern, deren Gegenstand wir nicht seyn können, daß uns die großmüthigen Handlungen der tugendhaften Menschen des Alterthums rühren, ob uns gleich diese Handlungen keinen gegenwärtigen Nutzen verschaffen. Aber diese Gesinnungen und Urtheile sind offenbar Würkungen des Interesse. Wir entdecken den Nutzen

tzen oder die Vortheile, die aus diesen Handlungen für das menschliche Geschlecht, wovon wir einen Theil ausmachen, haben entspringen müssen, sehr bald. Wir freuen uns über das Schöne, und setzen uns an die Stelle derer, die der Gegenstand dieser Handlungen gewesen sind, oder derer, die sie gethan haben; wir sind Zeugen derselben in der Einbildung. Wir machen uns zu Römern, wenn man uns die Tugenden der Titusse, der Trajane, der Antoninen, der Juliane vor Augen legt. Wir vereinigen uns mit den Griechen, wenn wir mit Entzücken die edelen Thaten jener Vertheidiger der Freyheit lesen, die bey Thermopilä starben. Nach eben diesem Grunde empört sich unser Herz bey den Grausamkeiten eines Tiberius, eines Caligula, eines Nero. Die Vorstellung von ihnen würkt auf uns eben so, wie die Erzählung von einem gefährlichen Ungeheuer, einem Drachen oder einer abscheulichen Schlange, obgleich dies Ungeheuer unser Leben niemals bedrohet hat. Ein gefühlvolles Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, die durch Erfahrung und Nachdenken geübt sind, machen, daß wir an den Vergnügungen und Schmerzen aller Menschen Antheil nehmen. Ein gutes Herz interessirt sich für alles, was Menschen betrift; es freuet sich oder seufzet mit ihnen über ihr Unglück, ob es dasselbe gleich eigentlich nicht fühlt.

Die Theologen halten nur diejenigen Handlungen für Tugenden, die mit dem Willen Gottes übereinstimmen, oder ihrem Gotte gefallen. Unerbittlich und ohne Gnade verdammen oder verachten sie alle die, welche nur den Nutzen oder den Vortheil der Menschen zum Gegenstand haben. Allein wir wollen

sie mit Sokrates fragen, ob die Handlungen den Göttern gefallen, weil sie gut sind, oder ob diese Handlungen nur gut sind weil sie den Göttern gefallen *)? Ohne Zweifel werden sie uns antworten, daß es der Wille Gottes ganz allein ist, der die Handlungen gut oder verdienstlich macht. Wenn es aber demohnerachtet wahr ist, daß Gott unendlich gut ist, und daß er die Wohlfarth seiner Kreaturen will, so müssen wir daraus schließen, daß die dem menschlichen Geschlechte nützliche Handlungen, allein diejenigen sind, die seinem Willen entsprechen und ihm gefallen können; wir müssen ferner daraus folgern, daß die der Wohlfarth der Gesellschaft entgegengesetzte oder mit der Natur des Menschen streitende Handlungen diesem Gotte, den man nur unendlich gut nennt, weil man ihm eine unendliche Gütigkeit und Vorsorge vor uns beylegt, im höchsten Grade mißfallen müssen.

Diese Bemerkungen können uns dazu dienen, ein richtiges Urtheil über eine große Anzahl Handlungen und Vollkommenheiten zu fällen, welche die Religion als der Gottheit angenehme Tugenden rühmt, während daß sie der Gesellschaft nicht nur keinen Nutzen bringen, sondern auch ihrem wahren Nutzen und ihrer Wohlfarth gerade entgegen gesetzt sind. So erhebt die religiöse Moral die Leichtgläubigkeit, die Entsagung der Vernunft, die Erniedrigung, die Verachtung und den Haß seiner selbst, die Kleinmüthigkeit, das Fliehen der Welt, die Tödtung des Fleisches ꝛc. zu großen Tugenden, und so macht sie aus

Ver

*) S. Plato in Euthyphron.

Verfolgung, Intoleranz und Ungeselligkeit verdienstvolle Handlungen.

Die Alten haben, wie ich schon bemerkt habe, den Namen der Tugend einer unordentlichen Leidenschaft für das Vaterland gegeben, einem Fanatismus, der oft aus den griechischen und römischen Helden sehr schlechte Bürger der Welt, das heißt sehr grausame, ungerechte, gegen andere Nationen unmenschliche, mithin in den Augen der Vernunft sehr strafbare Menschen gemacht hat.

Wir wollen uns daher hüten, diese Lokal- und in der Einbildung bestehende Tugenden zu genehmigen, deren Verdienst und Würdigkeit sich nur auf das Privatinteresse einiger ungerechten Menschen gründen, hingegen das in die Augen fallende Interesse des menschlichen Geschlechts sehr hart beleidigen. Es giebt keine Tugend ohne Nützlichkeit, aber es ist nicht der Nutzen eines einzelnen Menschen, einer Gesellschaft, einer Nation, der ihr den Werth giebt, sondern die allgemeine Nützlichkeit der Menschen, die in der Uebereinstimmung mit dem dauerhaften Interesse des menschlichen Geschlechts besteht. Es giebt keinen Menschen, der nicht den Nutzen der Gerechtigkeit anerkennen und ihre Nothwendigkeit erkennen sollte; indessen mißfällt sie ihm, wenn sie sich seinen Leidenschaften oder unordentlichen Begierden widersetzt; demohnerachtet aber ist sie nicht weniger dem wahren Vortheil und Nutzen unsers Geschlechts und selbst dem Vortheile derer angemessen, denen sie bisweilen entgegen ist. Die ungerechtesten Menschen gegen andere, fordern doch daß man in Ansehung ihrer gerecht sey, und fühlen die Nothwendigkeit der Billigkeit. So reißt die Tugend selbst die Stimmen

derer an sich, die sie zu verachten scheinen, und so vereiniat sie das aanze menschliche Geschlecht ihr die gebührende Ehre zu erzeigen.

Dies vorausgesetzt wollen wir nur das Tugend nennen, was Erfahrung, Nachdenken und Vernunft zu allen Zeiten und an allen Orten den Bewohnern der Erde in der That als dauerhaft nüzlich anerkannt. Die Menschen können sich in Ansehung der Eigenschaften, die sie Tugenden nennen, irren; aber sie werden sich niemals irren, wenn sie diesen Namen nur denen geben, die einen dauerhaften Vortheil gewähren.

Ob wir gleich die Tugend lieben, weil unsere Glückseligkeit augenscheinlich mit ihr verbunden ist, so müssen wir doch diese gegen sie begende Liebe nicht für eine angeborne Empfindung halten; sie beweißt nur, daß durch Erfahrung und Vernunft aufgeklärte Menschen es fühlen, daß sie das lieben müssen, was sie zu ihrer Erhaltung und Glückseligkeit nothwendig zu seyn glauben. Um die Tugend zu lieben, muß man ihre Natur und ihre Würkungen kennen. Viele Menschen bezeichnen mit diesem Worte so etwas, von dem sie wohl wissen, daß es im Ganzen zu ihrer Glückseligkeit beytragen könne, aber sie sind selten im Stande sich dieses Etwas deutlich zu denken und zu erklären.

Die Tugend und die Liebe zur Tugend sind bey dem Menschen offenbar erworbene Eigenschaften; er wird nicht tugendhaft gebohren; aber er ist geschickt es zu werden und Geschmack an die Tugend zu erlangen. „Man muß," sagt Seneka, „die Tugend lernen; gut zu seyn ist eine Würkung der

Kunst

Kunst *)." Eine gute Erziehung streuet den Saamen der Tugend aus, nährt sie, bringt sie zu einer solchen Fertigkeit, daß sie sich mit uns auf das genaueste vereiniget, und macht sie uns zu unserer Glückseligkeit so nothwendig, daß sie uns auf allen Tritten unsers Lebens begleitet. Diese Tugend, die jedermann auf das Wort bewundert, von der wenige Menschen bestimmte Begriffe haben, und die noch weniger ausgeübt wird, ist nur deshalb so selten, weil man uns von ihr oft nur falsche Begriffe giebt, und weil, statt uns einen Geschmack für sie einzuflößen, sich alles vereiniget sie dem Menschen als seinem Vortheile und Nutzen zuwider darzustellen. Um sich wahre Begriffe von der Tugend zu machen, muß man sich der Vorurtheile entschlagen; um ihre Vortheile kennen zu lernen, muß man über sie nachdenken; um sie aufrichtig zu lieben und sich niemals von ihr zu entfernen, muß man die Ruhe und Zufriedenheit genossen haben, die sie im Herzen verbreitet. „Es bedarf," sagt Cicero, „Gewohnheit und Uebung, um uns zu lehren, gut über unsere Pflichten zu räsonniren **)." Je mehr Licht wir haben, desto sicherer sind wir, uns auf dem Wege der Tugend nicht zu verirren.

*) Discenda virtus, ars est bonum fieri.

**) Consuetudo exercitatioque capienda, vt boni ratiocinatores officiorum esse possimus. Philo, der Jude, sagt, daß rechtschaffene Menschen die Herolde der Tugend sind. Der heilige Chrysostomus schreibt, daß sich in der Tugend üben so viel sey, als im Fechten und Ringen üben.

Nichts hält schwerer, als aus einem leichtsinnigen, unbedachtsamen, immer Zerstreuung liebenden Menschen, der sich niemals mit sich selbst beschäftigt und dessen Kopf und Herz nicht angebauet sind, einen rechtschaffenen Menschen zu machen. Befinden sich aber nicht die meisten in diesem Zustande? Wir wollen uns nicht dabey aufhalten, die Meynung derer weitläuftig zu untersuchen, welche behaupten, daß die Liebe zur Tugend oder der Geschmack an moralischen Schönheiten, angebohrne Empfindungen sind. Sollte man, wenn man die tägliche Erfahrung befragt, nicht vielmehr versucht werden zu glauben, daß die Liebe zum Laster und der Geschmack an Moralischbösem dem Menschen anhängende Empfindungen sind? Indessen weder die eine noch die andere dieser Meynungen ist wahr. Der Mensch ist eine Masse Wachs, woraus man macht, was man will. Er ist lasterhaft, weil man ihn den Werth der Tugend zu schätzen nicht gelehrt hat, weil seine Vernunft selten angebaut wird, weil sich alles verschwört, ihn von dem Wege, der zur Glückseligkeit führt, abzubringen. Der Werth der Tugend besteht nur in ihrer Nützlichkeit, der Geschmack an Tugend kann sich nur auf die Kenntniß der Vortheile gründen, die sie im gemeinen Leben gewährt. Wenn es wahr ist, daß wir das nicht lieben können, was wir nicht kennen *); so können wir auch die Tugend nicht eher lieben, als bis uns, die Vortheile, die sie uns verschafft, bekannt sind. Wir lieben also die Tugend, weil wir gelernt haben, daß unsere Glückseligkeit mit ihr verbunden ist, so wie wir die

Wissen

*) Ignoti nulla cupido.

Nissenschaft lieben, weil sie uns nützliche und angenehme Vorstellungen gewährt. Wir lieben diese Wahrheiten, weil, indem sie uns aufklären, sie zu unserer Wohlfarth beytragen. Mit einem Worte; aus welchem Gesichtspunkte man auch die Dinge betrachtet; so ist es doch immer unser Nutzen, unser Interesse, das Verlangen glücklich zu seyn, das uns bestimmt die Dinge zu lieben oder zu hassen. Diese mit unserer Natur übereinstimmende Empfindungen, können nur von denen verdammt werden, die keinen Begrif von dieser Natur haben.

Es ist also nichts der Natur des Menschen angemessener als die Tugend zu lieben, weil nichts natürlicher ist, als das zu lieben, was zu unserer Erhaltung und Glückseligkeit beyträgt. Die Menschen lieben die Tugend und hassen das Laster aus der nämlichen Ursache, weshalb sie das Vergnügen suchen und den Schmerz fliehen. Gut ist das, was unserer Natur gemäß ist, so wie das ein Uebel ist, was ihr widerspricht.

Fast alle alte Philosophen haben diese so einfache Wahrheiten anerkannt, und in Gefolge derselben die Tugend für das höchste Gut des Menschen gehalten. Nach Zeno's Philosophie besteht die Vollkommenheit des Menschen darin, daß er der Natur gemäß lebt, weil uns die Natur zur Tugend leitet *). Diese Natur

*) S. Diog. Laert. Die Regel des Lebens ist, „sagt Arrian," daß man alles thue, was der Vernunft gemäß ist. Nach Cicero's Meynung heißt tugendhaft seyn, nach der Natur des Menschen leben. (Viuere ex hominis natura.)

Natur fordert den Menschen unaufhörlich auf, seine Wohlfarth zu suchen, und sie verschafft sie ihm auch, wenn er seine Vernunft zu Rathe zieht.

Die Moral des Epikurs, die so ungerechter Weise von den Gegnern dieses großen Philosophen in bösen Ruf gebracht ist, hat offenbar den nämlichen Zweck, nur daß sie auf einem Wege dahin führt, der von dem, welchen der Stifter der stoischen Sekte vorgezeichnet hat, ganz verschieden ist. Wenn Epikur das höchste Gut in der Wollust bestehen läßt; so will er damit nicht zur Ausschweifung, Liederlichkeit und zum Laster anreizen, als welche Beschaffenheiten, weit entfernt der Natur eines vernünftigen Wesens gemäß zu seyn, nur gemacht sind, den Menschen in das gewissesste Verderben zu stürzen. Er berief die Menschen zur Tugend, die allein sowohl der Gesellschaft als einem jeden ihrer Mitglieder den innern Frieden, die Ruhe und den dauerhaften Genuß der Güter, welche sie nach der Natur wünschen, gewähren kann. Der Stoiker strengte sich an, den Menschen auf einen ungebahnten, höckrichten und dornichten Wege, der sehr geschickt war ihm allen Muth zu benehmen, zur Glückseligkeit zu führen. Epikur zeichnete ihm einen leichten, natürlichen und ihn weit mehr anlockenden Weg vor. Der erste bestritt die Natur, wollte sie ersticken, und machte den Menschen unglücklich in der Absicht ihn tugendhaft und mit der Natur übereinstimmend zu machen. Der andere zeigte dem Menschen, daß die Tugend mit der Glückseligkeit sehr wohl vereint seyn könne, und daß man, um zur Glückseligkeit zu gelangen, nur den geraden Weg gehen dürfe, den die Natur einem jeden vernünfti-

gen

gen Wesen vorzeichne. Der erste glaubte, daß man den Menschen, um glücklich zu machen, entmenschen, ihm seine Leidenschaften rauben, und ganz unempfindlich machen müsse; der andere glaubte, daß man seine Leidenschaften ordnen, leiten und sie zu seiner Wohlfarth gebrauchen müsse. Zeno hatte nur schwankende oder falsche Begriffe von der Natur, welcher die Menschen nach seiner Meynung gemäß leben sollten. Epikur wollte, daß der Mensch seiner eigenen Natur gemäß lebte, die durch Vernunft regiert im Stande ist ihm die reine Wollust, das heißt, die dauerhafte Glückseligkeit, welche der Gegenstand seiner Wünsche ist, zu verschaffen.

Nach dem Beyspiele Zeno's und seiner verdrüßlichen und mürrischen Sekte haben viele Moralisten, und insonderheit unsere Theologen aus der Tugend ein Phantom gemacht, das weit geschickter ist Abscheu zu erregen als die Menschen an sich zu locken. Bey Betrachtung der Verkehrtheit, die auf der Welt herrscht, fielen sie darauf, daß der Mensch, um glücklich zu seyn, alle Bande, die ihn mit seinen Nebenmenschen verbinden, zerreißen, auf alles, was ihm angenehm seyn könne und was er begehrt, Verzicht thun und sich mit einer völligen Gleichgültigkeit, gegen alles was die Menschen interessirt, bewaffnen müsse. Mit einem Worte; die Moral der Stoiker sowohl als der Christen, scheint sich vorgesetzt zu haben, nicht nur den Menschen von andern Menschen, sondern auch sogar von sich selbst zu trennen und los zu machen. Nach solchen Grundsätzen war der stoische Weise so wie der vollkommene Christ, entweder ein bloßes Hirngespinst oder ein ganz unnützer

nützer Mensch. Auf einige Augenblicke kann der Enthusiasmus den menschlichen Geist wohl so weit hinreißen, daß er sich vergißt und sich über sich selbst erhaben zu seyn glaubt; allein er ist aller seiner Anstrengung ohngeachtet bald gezwungen sich wieder auf den Platz zu stellen, von wo ihn die Hitze seiner Einbildungskraft fortreißen wollte. Es ist nichts unsinniger als die Natur zu bekämpfen; sie trägt über kurz oder lang den Sieg davon und bestraft die Bemühungen, die man sie zu ersticken angewandt hat, oft sehr hart. Es ist nichts ausschweifenders, als die Glückseligkeit darin suchen, daß man sich elend macht, und nichts lächerlicher, als zur Tugend anreizen und sie doch unter unangenehmen Zügen darstellen. Der wahren Tugend und dem Wohl der Gesellschaft ist nichts mehr zuwider, als wenn man den Menschen anmahnt, sich in sich selbst zu verschließen, und sich von Wesen loß zu machen, welchen er seine Tugend beweisen soll. Die wahre Moral so wie die wahre Politik ist demnach diejenige, welche die Menschen näher zusammen bringen will, damit sie mit vereinigten Kräften an ihrer gemeinschaftlichen Glückseligkeit arbeiten können. Jede Moral, die unser Interesse von dem Interesse unserer Mitmenschen scheidet, die uns gegen ihren Kummer verhärtet, die uns unempfindlich gegen Gegenstände macht, die uns zu rühren verbanden sind, ist eine falsche, unsinnige und widernatürliche Moral, deren Ausübung die Gesellschaft vom Grunde aus zerstören würde.

Nichts hat in der Moral so viel Ungewißheit hervorgebracht, als die verschiedenen Bedeutungen, welche

welche die Menschen mit gewissen Wörtern verbanden, die sie sich deutlich zu erklären nicht die Mühe genommen hatten. Ein Beyspiel haben wir an dem Worte Natur, worunter einige die Gottheit, oder den Urheber alles dessen was existirt, und andere den ganzen Haufen aller der Dinge, welche das Weltall ausmachen, verstehn. Noch andere verstehn unter der Natur die unveränderliche Ordnung der Dinge, die aus den beständigen und den zu ihrer Erhaltung nothwendigen Gesetzen entspringt. In der Moral kann nur die Frage von der Natur des Menschen, das heißt, von derjenigen seyn, die seine Beschaffenheit ausmacht, oder von den Gesetzen seyn, wornach er handelt, sich erhält und glücklich macht.

Was für metaphysischen Spekulationen auch der Mensch über den Urheber seines Wesens und der Welt, die er bewohnt, nachhängen mag; — welche auch seine Ideen von dem verborgenen Principium, das ihn bewegt, und das er Seele nennt, seyn mögen; — er mag ferner diese Seele für geistig und immerdauernd oder — er mag sie für körperlich und vergänglich halten, er mag endlich Belohnungen und Strafen eines andern Lebens glauben oder nicht: — — genug seine Natur bleibt immer die nämliche. Meynungen verändern an dem Wesen der Dinge gar nichts. Der Ursprung und die Bestimmung des Menschen mögen seyn welche sie wollen; so wird er doch niemals daran zweifeln können, daß er nicht in einem jeden Augenblicke seiner gegenwärtigen Dauer von der Natur gezwungen werde, das Gute, das Vergnügen, die Tugend,

die

die Erhaltung seiner Existenz zu begehren, und das Böse, den Schmerz, das Laster und seinen Untergang zu fürchten. Diese der menschlichen Natur anhängende Empfindungen machen zusammen die Leidenschaften aus, die sich alle in Liebe oder Haß oder in Begehung des Guten, oder Furcht vor dem Bösen auflösen.

Die Leidenschaften sind also dem Menschen wesentlich, mit seiner Natur zusammenhängend, zu seiner Erhaltung und Glückseligkeit nothwendig und können folglich nicht vernichtet werden. Ein Mensch ohne Leidenschaften oder ohne Begierden würde aufhören ein Mensch zu seyn. Ein Ding von einer solchen Gattung würde gar keine Bewegungsgründe haben, weder zu handeln noch sich zu erhalten. Ganz von sich selbst abgesondert und losgemacht, wie und wodurch sollte man es vermögen können sich für andere zu interessiren? Ein völlig gleichgültiger Mensch, der aller Leidenschaften beraubt wäre und sich selbst allein genügte, würde kein geselliges Wesen mehr seyn: er würde weder Verhältnisse noch Pflichten gegen andere kennen; für ihn würde es keine Moral geben; nichts würde ihn zur Tugend, die nur in der Mittheilung der Glückseligkeit besteht, aufmuntern können. Man sieht daraus, daß sowohl der Weise, der Stoiker, als der Heilige, oder der vollkommene Mensch des Christenthums, keine der Natur angemessene Wesen sondern wahre Statuen sind, die dem menschlichen Geschlechte unnütz seyn, und nur durch ihre Sonderbarkeiten und närrisches Betragen bey andern Menschen Aufsehn erregen würden.

Der Mensch kann über seine eigene Glückseligkeit nicht gleichgültig seyn, und um diese zu erhalten

ten bedarf er seiner Mitmenschen. Er bedarf seiner eigenen Begierden und Leidenschaften, um sich das Gute zu verschaffen, das Böse abzuwenden, und sich zu erhalten; er bedarf der Begierden und Leidenschaften seiner Mitmenschen um sie aufmuntern zu können, seine Leidenschaften zu unterstützen. Die Gesellschaft bedarf der Leidenschaften ihrer Mitglieder, um sie anzureizen an ihrer eigenen Erhaltung zu arbeiten. Für Wesen, die gegen ihre eigene Glückseligkeit völlig gleichgültig wären, würde sie gar keine Bewegungsgründe haben, sie zum handeln anzutreiben. Ein Mensch ohne Interesse würde gar nicht genegt seyn können sich mit dem Interesse anderer zu beschäftigen. Ein geselliges Wesen muß also Begierden und Leidenschaften haben. Den übelen Gebrauch dieser Leidenschaften, es sey gegen sich selbst oder gegen andere, nennt man Laster und Thorheit, und ihren guten Gebrauch nennt man Tugend. Ohne Leidenschaften würde die Gesellschaft nicht bestehen können. „Die Gesellschaft," sagt Seneka, „ist einem Gewölbe ähnlich, das sich durch den Widerstand, den alle Steine, woraus es zusammengesetzt ist, gegen einander thun, erhält *)."

*) Societas nostra lapidum fornicationi simillima est, quae casura nisi inuicem obstarent, hoc ipso sustinetur. Epist. 96.

Neuntes Hauptstück.

Vom Geschmack, vom Guten, vom Schönen, von der Ordnung und von der Uebereinstimmung in der Moral.

Wenn, wie ich schon mehr als einmal bemerkt habe, die meisten Sittenlehrer uns keine deutliche Begriffe von den Dingen gegeben haben; so haben sie ihnen doch oft genug schwankende Worter untergelegt, mit denen man bisweilen sehr schwer einen gewissen Sinn verbinden kann. Mit Hülfe der Metaphysik und einem Haufen Spitzfindigkeiten, ist die allereinfachste und den Fähigkeiten aller Menschen am meisten angemessene Wissenschaft, selbst für geübte Köpfe ein unverständlicher Galimatias geworden. Es ist demnach der Mühe werth, dasjenige zu untersuchen, was alte und neue Moralisten durch die Ausdrücke, moralischer Geschmack, moralischer Instinkt, moralische Schöne, Ordnung und Harmonie, welche wir in ihren Werken antreffen, und die sie zu erklären sich nicht die Mühe gegeben, wenigstens nicht so zu erklären, daß der größte Theil der Leser sie verstehen sollte — haben sagen oder andeuten wollen. Gemeinhin scheinen diese Philosophen in ihren Systemen von angebohrnen Begriffen ausgegangen zu seyn, die der berühmte

Loke

Loke so gründlich widerlegt und in den Schulstaub zurückgewiesen hat *).

Der Zustand oder die Beschaffenheit, wornach ein Mensch, der ein gefühlvolles Herz hat, dessen Kopf zum Denken, zur Ideenverbindung und Erfahrungen zu machen gewöhnt ist, bey Wahrnehmung oder Erzählung einer tugendhaften Handlung gerührt wird und im Gegentheil bey Wahrnehmung oder Anhörung einer strafbaren oder unehrbaren Handlung einen Abscheu empfindet, — diese Gemüthsbeschaffenheit, sage ich, ist offenbar erworben, ist

 eine

*) Warburton erklärt das moralische Gefühl folgendermaßen: „es ist," sagt er, „eine Genehmigung des Guten und ein Abscheu gegen das Böse, das wir aus Instinkt und von der Natur vor aller Erkenntniß von den Dingen und ihren Folgen haben." Hutcheson schreibt: „Ein jeder, der aufmerksam nachdenkt, kann sich überzeugen, daß in ihm eine natürliche und unmittelbare Bestimmung vorhanden ist, die ihn treibt gewisse Neigungen und Handlungen, welche Folgen von jenen sind, zu genehmigen." An einem andern Orte erklärt er es durch einen natürlichen Sinn von einer unmittelbaren Vortreflichkeit, die in ihnen wohnt, ohne auf irgend einen andern Sinn oder auf die Vernunft Rücksicht zu nehmen. S. Hutcheson, Inquiry concerning virtue. Tom. I. p. 58. Auf dergleichen und ähnlichen Galimatias haben einige Neuere ihre Systeme der Moral gegründet.

eine Würkung der Gewohnheit, und man kann sie nicht als eine dem Menschen anhängende Empfindung betrachten. Wir bekommen alle unsere Begriffe durch die Sinne. Die Wiederholung der nämlichen Bewegungen, sie sey nun in den Organen unsers Körpers oder in unserer Seele, bewürken unsere Gewohnheiten, und diese Gewohnheiten, mit welchen sich unser Geist oder unser Körper vertraut gemacht hat und gleichsam mit ihm zusammengewachsen sind, werden für uns Bedürfnisse. Unser Kopf gewöhnt sich eben so zu denken, wie sich unsre Hand an mechanischen Arbeiten gewöhnt. Gewohnheit und Uebung machen Denker, Philosophen und Menschen die Geschmack haben, so wie sie Maler, Bildhauer, Künstler u. s. w hervorbringen.

Von früher Jugend durch Erziehung, oder Meynung, oder eigene Erfahrung und Nachdenken, gewöhnt, die Verhältnisse der Dinge zu betrachten, ihren Vortheil oder Nachtheil sich lebhaft vorzustellen oder zu fühlen, gewisse Dinge zu loben oder zu tadeln, macht sich unsere Vorstellungskraft eine Reihe von Ideen, ein System das ihr zur Gewohnheit wird und wovon sie sich ohne viele Mühe nicht mehr losmachen kann. Das ist die Ursache, warum die Menschen an ihren wahren oder falschen Meynungen, die sie sich zu glauben gewöhnt haben, und die sie mit ihrer Glückseligkeit verbunden zu seyn wähnen, so stark und fest hängen.

Erziehung, Beyspiel, Ansehn unserer Lehrmeister und Herren sind es, denen wir, wie schon an einem andern Orte gesagt ist, unsere Meynungen verdanken, nur Schade, daß diese Meynungen oft verkehrt, der Wahrheit, der Vernunft und unserem

würk

würklichen Vortheil widersprechen. Ein unter Menschenfressern erzogenes Kind, würde ohne Abscheu Menschenfleisch essen sehen, dahingegen ein in einer policirten Gesellschaft erzogenes Kind bey der bloßen Erzählung einer so barbarischen Gewohnheit zittern würde. Ein mit den Grundsätzen eines grausamen Aberglaubens genährter Portugiese, wohnt dem Auto da fe, dem Ketzerverbrennen mit Vergnügen bey. Ein mehr menschlich gesinnter Engländer würde den Anblick dieses ehrlosen und abscheulichen Schauspiels, dessen bloße Erzählung ihn mit Unwillen und Abscheu erfüllen würde, nicht aushalten können. Ein Mensch aus dem Pöbel wird gewöhnlich die Vorstellung von Ruhm an Schlachten und Eroberungen besitzen, welche dem Weisen über die grausamen Thorheiten, derer, die man für Helden hält, Seufzer auspressen.

Wodurch können wir in den Stand gesetzt werden, von der Güte oder der Verkehrtheit dieser so verschiedenen Vorstellungen und den so verschiedenen Würkungen einer und der nämlichen Handlung ein richtiges Urtheil zu fällen? Durch ihre Nützlichkeit, durch ihre Uebereinstimmung mit dem Interesse unserer Gattung, durch ihre Uebereinstimmung mit der menschlichen Natur, und endlich durch die Würkungen, die für unsere wahre Glückseligkeit daraus entspringen. Nach diesen Vergleichungen muß unser moralisches Gefühl oder unser moralischer Geschmack festgesetzt werden. Durch Wiederholung und Gewohnheit gebildet, oder mit unserm Geiste vertraut geworden, werden wir ihn mit einer sehr großen Geschwindigkeit, oder wenn man darauf besteht, als durch einen Instinkt ausüben.

Der moralische Geschmack ist in nichts von dem guten Geschmack in den Künsten verschieden. Letzterer setzt eine natürliche Geschicklichkeit, feine Organen, welche man der Natur schuldig ist, die aber gehörig gebraucht und geübt werden müssen, voraus. Diese Uebung, die in einer öftern Vergleichung der Kopieen mit ihren Mustern besteht, verschafft dem Auge das Vermögen, die Schönheiten und Mängel in einem Kunststücke sehr geschwinde wahrzunehmen. Der moralische Geschmack setzt gleichfalls eine natürliche Geschicklichkeit, eine Zärtlichkeit, eine Empfindsamkeit unsers Kopfs und unsers Herzens voraus, welche gehörig durch die Erziehung geübt, uns in den Stand setzen, sehr bald die nützlichen oder schädlichen Würkungen der Handlungen gewahr zu werden, ihre Folgen voraus zu sehen, und sie entweder zu loben oder zu tadeln. Auf diese Art werden wir Kenner in der Moral, so wie wir Kenner in der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst ꝛc. werden. Nach dieser Kenntniß beurtheilen wir eine jede moralische Handlung vernünftig, wenn sie uns auch selbst nicht betrift. Eine vortrefliche, große, edle und großmüthige That, die sich im Alterthume begeben hat, verursacht uns noch jetzt ein großes Vergnügen und rührt uns empfindlich, so wie ein schönes Gemälde einem jeden Manne von Geschmack oder der Kenner in der Malerey ist, wenn er gleich nicht der Eigenthümer und oft auch wohl gar nicht einmal den Namen des Künstlers oder des Besitzers weiß, ein großes Vergnügen macht. Eine schöne Handlung des Alterthums gefällt uns, weil wir ihre Nützlichkeit fühlen, weil wir uns an die Stelle desjenigen setzen, der sie gethan hat, und an die Stelle derer, die Zeugen

gen derselben oder selbst deren Gegenstand gewesen sind, — weil wir wünschen, daß alle Menschen, die mit uns leben, ähnliche Thaten thun möchten. Eine erhabene That giebt uns überhaupt einen hohen Begrif von den Menschen, ein Gefühl, das immer gemacht ist uns selbst zu erheben und uns zu gefallen. Die tugendhaften Handlungen eines Codrus, eines Aristides, eines Sokrates machen auf einen Kenner in der Moral den nämlichen Eindruck, den eine mediceische Venus, oder ein Antinous, oder ein Apollo, oder ein Ruckrn des Herkules auf einen Bildhauer oder auf einen Kenner in der Bildhauerkunst machen, die in ihren Verhältnissen, Formen, Linien rc. die Kunstgriffe einer Kunst sehen, die sie selbst üben, und die sie zu beurtheilen gelernt haben.

Diese Bemerkungen können dazu dienen uns zu zeigen, wie die Begriffe von Gutem und Schönen, welche das Nämliche bedeuten, und die immer etwas bezeichnen, das Wesen unserer Art nützlich, angenehm, vortheilhaft oder interessant ist, sich in uns bilden. Sokrates hatte einen sehr guten Grund seinen Zögling Alcibiades zu fragen: „glaubst du, daß das, was gut ist, nicht auch schön sey? Hast du nicht bemerkt, daß diese Eigenschaften die nämlichen sind? Die Tugend ist schön in eben dem Sinne als sie gut ist — — — die Schönheit des Körpers entsteht auch aus der Form, welche seine Güte oder sein Gutes ausmacht, und in allen Umständen des Lebens wird der nämliche Gegenstand beständig als schön und gut betrachtet, wenn er beschaffen ist, als seine Bestimmung es fordert.“

Wir nennen das in der That gut, was uns nützlich ist, Vergnügen und Wohlseyn verschafft. Wir nennen das schön, das unsere Augen auf eine so angenehme Art rührt, daß wir die Fortdauer wünschen. Das Schöne ist verhältnißmäßig zum Auge was das Gute und Angenehme in Beziehung auf den Gaum, die Harmonie zum Ohr und angenehmes Rauchwerk zum Geruch ist. Diese verschiedene Benennungen sind erdacht worden, um damit das zu bezeichnen, was einem jeden unsrer Sinne gut, nützlich und angenehm ist. In der Moral wird eine Handlung, die wir ihres Nutzens wegen für gut halten, auch wegen der angenehmen Bewegungen, die sie in dem Kopfe und dem Herzen derer hervorbringt, welche sie betrachten, das heißt, die mit Hülfe der Erfahrung und des Nachdenkens den ganzen Umfang aller ihrer Vortheile, die sie zu verschaffen fähig ist, kennen gelernt haben, — eine schöne Handlung genannt.

Nur eine sorgfältige Erfahrung setzt uns in den Stand, die nützlichen und vortheilhaften Handlungen, sie mögen es nun für uns selbst oder für unsere Mitmenschen seyn, zu entdecken. Mit Hülfe der Erfahrung und des Nachdenkens, erlangen wir eine Fertigkeit sie zu würdigen, oder ihre Schönheit und Häßlichkeit mehr oder weniger geschwinde, mehr oder weniger lebhaft zu empfinden, je nachdem unsere natürliche Empfindsamkeit, unser Temperament, unsere Einbildungskraft und unser Beurtheilungsvermögen beschaffen ist. Es giebt Menschen, die für die Moral stumpf und dumm sind, deren Kopf verblüfft, deren Herz schwer zu bewegen ist und die sehr wenig geschickt sind richtige Erfahrungen zu

ma-

machen, darüber nachzudenken und die gehörigen Folgen daraus zu ziehen. Für Leute von diesem Schlage ist das moralische Schöne nicht gemacht; es kann von ihnen nicht gefühlt werden. Wir finden Menschen, die für das physische Schöne eben so wenig einen Sinn haben. Eines gewissen Fehlers wegen in ihrer Organisation, bleiben sie ihr ganzes Leben hindurch gegen die Schönheiten der Malerkunst, der Tonkunst und der andern Künste vollkommen unempfindlich, während diese nämliche Schönheiten diejenigen entzücken, welche die Natur mit feinern Organen versehen hat, die sie gehörig geübt haben.

Ein Gegenstand scheint uns schön, wenn sein Ganzes auf unsere Augen eine gewisse angenehme Empfindung hervorbringt, daß wir seine Gegenwart wünschen, oder wenn wir, ohne unsere Organe zu ermüden, mit Leichtigkeit und Vergnügen alle seine Theile nach einander betrachten. Findet sich in diesen Theilen weder Uebereinstimmung, noch Ebenmaaß und Verhältniß, merken wir nicht den Zweck oder den Nutzen des Ganzen; so scheint uns der Gegenstand häßlich zu seyn und er mißfällt uns.

Die Ordnung besteht in der Zusammenstimmung aller Theile eines Ganzen zu einem allgemeinen Zweck. Die moralische Schönheit entspringt aus der moralischen Ordnung, welche in der Uebereinstimmung des Willens und der Handlungen der Menschen mit ihrer Glückseligkeit, dem einzigen Zwecke, den sich empfindsame Wesen vorsetzen können, besteht. Die physische Ordnung im Menschen ist die Uebereinstimmung aller seiner Theile, woraus die Erhaltung seines Ganzen, oder der Zustand, den wir Gesundheit nennen, entspringt. Ein politischer Körper ist in

Ordnung, wenn alle Mitglieder desselben sich getreulich sich zu seiner Erhaltung vereinigen. Eine Familie oder besondere Gesellschaft ist in Ordnung, wenn Vater, Mutter, Kinder, Verwandte, Knechte und Mägde zu ihrer gemeinschaftlichen Glückseligkeit beytragen. Der Wille und die Handlungen eines einzelnen Menschen sind in Ordnung, wenn sie zu seiner Erhaltung und zu seiner eigenen Glückseligkeit abzwecken. Der Wille und die Handlungen der in Gesellschaft lebender Menschen sind in Ordnung, wenn daraus die Erhaltung und die Glückseligkeit der zusammen in Gesellschaft getretenen, entsteht. Endlich nennen die Menschen in der Natur überhaupt, die Folgen von Ursachen und die natürlichen Würkungen, die ihnen zu ihrer Erhaltung und zu ihrer Glückseligkeit nützlich sind, Ordnung, und alles das Unordnung, was ihrer Glückseligkeit zuwider ist.

Das, was ich eben gesagt habe, zeigt, daß viele Moralisten nicht ohne Grund, die aus tugendhaften Handlungen entspringende Würkungen, mit den Folgen der Harmonie verglichen haben. Diese Handlungen vereinigen sich in den allgemeinen und besondern Gesellschaften zu einem Konzert, in welchem ein jeder Virtuose seine Spielparthie genau verträgt. Man kann nicht zweifeln, daß diese nützlichen und aus einem wohlgeordneten Willen entstehende Handlungen, nicht gemacht seyn sollten, empfindsame, ehrbare und zum Nachdenken geübte Seelen, die allein fähig sind, den Werth dieser intellectuellen Musik zu fühlen und zu würdigen, eben so wohl zu rühren, als ein fühlbares und wohlgeübtes Ohr allein im Stande ist, in einem gut besetzten Konzert ein großes

Ver-

Vergnügen zu empfinden. Dieß Vergnügen ist nicht für thörichte, mit sich selbst uneinige und unzufriedene oder des Gefühls beraubte Menschen, dergleichen die bösen, die dummen und so viele leichtsinnige Menschen sind, deren man nur zu viel in der Gesellschaft untrift, gemacht. Leute von diesem Schlage haben keine Begriffe weder vom moralischen Schönen, noch von moralischer Ordnung, noch von moralischer Harmonie, oder wenn sie dergleichen ja haben, so sind sie doch falsch und der Vernunft und Erfahrung zuwider.

Die Moralisten, welche das Gefühl vom Guten, Moralischschönen, von Ordnung als dem menschlichen Geschlecht anklebend betrachten, hätten die nicht wahrnehmen sollen, daß die Menschen über die Gegenstände, mit welchen sie diese Begriffe verbinden, [illegible] einig sind? Wir haben schon bemerkt, daß bisweilen ganze Völker sehr strafbare und der gesunden Vernunft widersprechende Handlungen als gute und schöne Handlungen, genehmigt, gelobt und sie in den Himmel erhoben haben. Gaben nicht die Römer den Titel guter braver Mann (Bonus) als einen großen Vorzug, wilden Kriegern und den wahren Geißeln der Menschheit? Brachte es nicht der schändliche Aberglaube dahin, daß man Gottheiten, die nach dem Betragen, das man ihnen beylegte, höchst abscheulich waren, als sehr gute und sehr große Wesen, anbetete? Hat nicht dieser nämliche Aberglaube bey alten und neuen Völkern Gewohnheiten eingeführt, wovor einem jeden vernünftigen Wesen ein Schauder überfallen muß? Fährt nicht endlich die bey dem größten Theile der Menschen immer noch bestehende Barbarey fort, ihnen

nicht

Handlungen als gute, schöne und lobenswürdige Handlungen, und manche Gesetze, Gewohnheiten und Einrichtungen als für die Gesellschaft sehr ersprießliche Anordnungen darzustellen, die der gesunden Vernunft geradezu entgegengesetzt und der Gesellschaft höchst schädlich sind?

Die Menschen sind in ihren Begriffen über das physikalische Schöne eben so uneinig, als über das moralische Schöne. Haben wohl die verschiedenen Völker über das, was die Schönheit bey einem Frauenzimmer ausmacht, übereinstimmende Begriffe? Man bringe das der blendenden Weiße seiner Haut und der Regelmäßigkeit aller Züge und des ganzen Baues wegen von ganz Europa bewunderte Frauenzimmer nach Nigritien, und sie wird den Negern vielleicht kein sonderlich begehrungswerther Gegenstand zu seyn scheinen, da sie gewohnt sind, den Begrif von Schönheit nur mit der Farbe, die sie selbst haben, zu verbinden. Dinge, die uns heßlich, ungestalt, lächerlich scheinen, sind es nicht in den Augen der Bewohner eines andern Landes. Wir genehmigen sie oft nur deshalb nicht, weil sie unsern Begriffen, unsern Gewohnheiten und unsern Gebräuchen nicht gemäß sind. So finden wir die Kleidungen, Gebräuche und Manieren der Fremden abgeschmackt und lächerlich, bloß weil sie von denen verschieden sind, an welchen sich unsere Augen gewöhnt haben. Wir empfinden einen Ekel an Speisen, die in andern Ländern für große Leckerbissen gehalten werden, aus dem einzigen Grunde, weil unser Gaum von Jugend auf daran nicht gewöhnt ist. Die Kleidertrachten, Moden und Gebräuche unserer Vorfahren scheinen uns jetzt im höchsten

en Grade lächerlich, obgleich die unsrigen es in den
ugen der Nachkommenschaft nicht im geringsten we-
ger seyn werden.

Die Begriffe von Ordnung sind in den Köpfen
er Menschen eben so wenig übereinstimmend als die
vom Schönen und Guten. In der Natur selbst
scheint einigen das eine bewundernswürdige Ord-
nung zu seyn, was in den Augen anderer die schänd-
lichste Unordnung zu seyn scheint. Der Aegypter
betrachtet die periodischen Ueberschwemmungen des
Nil als ein sichtbares Zeichen der über ihn wachen-
den Vorsehung, die sich dieses Mittels bedient seine
dürre Felder fruchtbar zu machen, dahingegen die
Austretungen der Donau den Völkern, welchen
sie durch ihr Wasser die Fruchtbarkeit ihrer Aecker
nur fortreißt, eine Züchtigung zu seyn scheinen. Die
Begriffe von moralischer Ordnung sind nicht weni-
ger in den Köpfen der Menschen verschieden. Wie
wenige Sterbliche haben wahre und richtige Begriffe
von der moralischen Ordnung, der gesellschaftlichen
Ordnung, und wie oft halten sie nicht das für Ord-
nung, was die traurigste Unordnung ist! Wie kön-
nen Völker sich einbilden in Ordnung zu seyn, wenn
eine despotische und regellose Regierung sie mit der
äußersten Ungelassenheit beherrscht, — wenn un-
gerechte Gesetze, abgeschmackte Gewohnheiten, un-
christliche Sitten, wilde Leidenschaften alles in Un-
ordnung setzen, — es dahin bringen, daß keine Har-
monie unter den Mitgliedern der Gesellschaft verban-
den ist, und es verhindern, daß sie sich zur Ordnung,
zur Unterstützung und Erhaltung der Glückseligkeit
des Ganzen niemals verbinden können! Die Ord-
nung

nung der meisten Staats-Körper gleicht der Ordnung eines kranken Körpers, den ein hitziges Fieber bald in Raserey, bald in verdrießliche Mattigkeit wirft.

Man sieht also, daß für die Menschen eine relative, konventionelle und in der Einbildung bestehende Ordnung vorhanden sey, und daß die Ideen vom Guten und Moralischschönen nichts weniger als feststehende Begriffe sind. Aber wie kann man von der Richtigkeit oder Falschheit dieser Begriffe ein wahres Urtheil fällen? Wie kann man bestimmen, ob sich die Menschen in ihren Begriffen von Ordnung irren, oder nicht irren? Nicht anders, als wenn man auf den Nutzen oder die Schädlichkeit sein Augenmerk richtet, was daraus für sie entsteht, — nicht anders, als wenn man die Würkungen der Ursachen betrachtet, die sie genehmigen oder tadeln, — nicht anders, als wenn man die beständigen und wahren Vortheile in Erwägung zieht, die aus den Meynungen, Gewohnheiten, Gesetzen und Einrichtungen entspringen, die sie als lobenswerth annehmen oder als tadelnswürdig verwerfen. Diese Prüfung setzt aber Erfahrung, Nachdenken, und einen reifen Verstand voraus, wozu sehr wenige Menschen fähig sind. Hieraus folgt demnach, daß die Begriffe vom Schönen, vom Guten, von Ordnung nichts weniger als angebohrne Begriffe sind und daß sie nur mit guten natürlichen Anlagen und mit vieler Mühe erworben werden können. Bey den meisten Menschen, die sehr wenig nachdenken, sind diese Ideen gewöhnlich bloß Würkungen der Erziehung, des Beyspiels, des Vorurtheils und einer maschinenmäßigen Gewohnheit oder eines Privateigennutzes.

dem es gar sehr eigen ist, Nachdenken und Vernunft völlig auszuschließen *).

Es gehört ohne Zweifel Erfahrung und Geschicklichkeit dazu, wenn man von der Moralität, das heißt, von der Güte und Schönheit einer Handlung ein gesundes Urtheil fällen will. Zu Erlangung des moralischen Geschmacks bedarf es eines aufgestimmten Kopfs, der die wahren Verhältnisse der Dinge, die nothwendige Verbindung der Ursachen mit ihren Würkungen, die Folgen der Handlungen und der menschlichen Einrichtungen in Beziehung auf das gemeine Beste und auf das Beste eines jeden einzelnen Menschen zu finden und aufzugreifen weiß. Der Instinkt ist in der Moral so wie in der Physik niemals etwas anders als die geschwinde Anwendung unserer Erfahrungen und unserer Ueberlegungen von der Natur der Ursachen und ihrer Würkungen. Wenn ich einen Stein auf mich herabfallen sehe, so entferne ich mich nach Instinkt, das heißt, ich wende auf den gegenwärtigen Fall gleich das Resultat einer großen Menge vorher gehabter Erfahrungen an, oder die Schlüsse meines Nachdenkens und meiner Räsonnements, wornach ich weiß, daß ein Stein ein schwerer und harter Körper ist, der sich nach den Gesetzen der Schwere in freyer Luft nicht halten kann, sondern herunterfallen muß, und welcher, wenn er meinen Körper trifft, mir Schmerzen verursacht oder gar des Lebens berauben kann. Indem ich alle diese erlangten Kenntnisse zusammen nehme,

*) Quidam credoli; quidam negligentes sunt; quibusdam mendacium obrepit, quibusdam placet

SENECA.

nehme, so geschieht es, daß ich mit Geschwindigkeit den Fall eines Steins vermeide, den ein aller Erfahrung beraubtes Kind ohne Furcht erwarten und vielleicht gar mit Vergnügen fallen sehen würde. Sehen wir nicht täglich, daß ein Kind seine Finger nach einem glühenden Eisen ausstreckt oder ins Feuer greift? Aber es hütet sich wohl es wieder zu thun, wenn es einmal die Erfahrung von dem Schmerze gemacht hat, den ihm diese Dinge verursachen können.

Wenn selbst in unsern natürlichen oder physischen Bewegungen unser Instinkt eine erworbene Eigenschaft ist, so können noch viel weniger unsere moralische Empfindungen oder unsere Begriffe vom Guten und Schönen für angebohrne Begriffe gehalten werden. Die Würkungen menschlicher Handlungen sind gemeiniglich sehr weit von ihren Ursachen entfernt, und es ist schwer sie zuvor zu merken. Die Umstände machen, daß sie bis ins unendliche verschieden sind und setzen oft die größte Klugheit in Verlegenheit; überdem lassen sich die Folgen dieser Handlungen bisweilen erst lange nach dem gegebenen Anriche empfinden. Es bedarf Erfahrung und Nachdenken, um den Werth der Billigkeit, der Menschlichkeit, der Wohlthätigkeit, der Dankbarkeit u. s. w. Tugenden, die so oft von den Menschen verkannt werden, — kennen zu lernen. Es bedarf eines geübten Kopfes, das Recht vom Unrecht zu unterscheiden, welches zu verirren sich so viele Dinge vereinigt zu haben scheinen. Es bedarf eines Scharfsinns um das so oft unter dem Scheine der Nützlichkeit in den meisten menschlichen Einrichtungen verborgene Gift wahrzunehmen. Ueberhaupt

ist

ist ein jeder nachdenkender Mensch, wenn er eine That verrichten will, wegen der großen und mannichfaltigen Verwickelungen und Umstände, die mit derselben verbunden sind oder leicht dazu treten können, zweifelhaft, so daß es ihm oft fast unmöglich ist, das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen, und das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden.

Das Kind bringt bey seiner Geburt keine moralische Empfindung auf die Welt; nur Bedürfnisse begleiten es, denen es zu genügen sucht. Weigert man sich seinen Phantasien ein Genüge zu thun; so kennt es weder Verhältnisse noch Pflichten. Es würde seine Mutter und seine Amme schlagen oder beißen, wenn es die Kräfte dazu hätte, und nachher weder Vorwürfe noch Gewissensscrupel erfahren. Erst nach und nach lernt es einsehen, wie nothwendig ihm seine Eltern sind, daß sein Vortheil es erfordert, sich an sie zu halten, um das zu erlangen, was es begehrt, und wie nützlich es sey, die plötzlich aufsteigende Leidenschaften zu unterdrücken, die ihn gegen alles, was ihm mißfällt, einen Anlaß geben. Nachdem es größer wird, wird es gelehriger und vernünftiger, weil ihm die Erfahrung nach und nach über sein wahres Interesse die Augen öfnet. Das moralische Gefühl entwickelt sich in ihnen nach seinen natürlichen Anlagen und nach der Erziehung, die es täglich in Uebung setzt.

Alle Menschen sind im Anfange Kinder. Die Erziehung ihrer Eltern giebt ihnen die ersten Vorstellungen, läßt sie die ersten Erfahrungen machen, flößt ihnen ihre ersten moralischen Empfindungen ein, theilt ihnen wahre oder falsche, gute oder böse, nütz-

liche oder schädliche Meynungen sowohl in Ansehung ihres eigenen Vortheils als des Vortheils der Gesellschaft mit. Wie viele Menschen sehen wir nicht, welchen die Erziehung bloß eben so falsche als gefährliche Vorstellungen einflößt, wornach sie oft weder moralischen Geschmack, noch Begriffe vom Wahren, Guten und Schönen, noch von Ordnung, noch von Harmonie erhalten können. Wie viele Völker sind nicht überhaupt noch in dem Stande der Kindheit und Thorheit, wornach sie die der Vernunft und ihrer eigenen Glückseligkeit widersprechende Handlungen, als vortrefliche und lebenswürdige Handlungen genehmigen, oder sie doch wenigstens ohne Abscheu ansehen können? Die Erde ist mit allen Kindern bevölkert, die noch keinen Begriff weder von der Tugend, noch von den Vortheilen haben, die sie verschafft.

Zehentes Hauptstück.

Von den moralischen Tugenden.

Die erste Tugend, diejenige, welche allen zur Grundlage dient, ist die Gerechtigkeit. Simonides beschreibt sie sehr wahr, wenn er sagt, daß sie die Tugend sey, wornach man einem jeden giebt, was man ihm schuldig ist. Ein neuer Moralist erklärt sie noch besser, wenn er sagt,

daß

daß die Gerechtigkeit die Uebereinstimmung der Handlungen mit dem Gesetze sey *). Durch Gesetz versteht er das Gesetz der Natur, nicht aber das bürgerliche Gesetz, das diesem Urgesetze sehr oft widerspricht.

Dem sey wie ihm wolle, genug die Gerechtigkeit ist eine zur Fertigkeit gewordene Eigenschaft, nach welcher der Mensch einem jeden seiner Mitmenschen sein Vermögen, seine Rechte und Dinge, die zu seiner Erhaltung und zu seiner Glückseligkeit nothwendig sind, in Ruhe genießen läßt. Sie besteht nicht nur in einer Unterlassung der Störung, sondern auch darin, daß wir, so viel an uns liegt, einen jeden unserer Mitmenschen in dem Genuß seiner Freiheit, seiner Güter oder Eigenthums und seiner Sicherheit beschützen. Mit einem Worte: die Gerechtigkeit gebietet uns andern nichts zu thun, was wir nicht wünschen, daß sie uns auch thun sollen, sondern daß wir uns alles dessen enthalten, was ihnen schädlich seyn oder mißfallen kann.

Das Recht zu schaden kann in der Gesellschaft niemand erlangen. Das Recht bedeutet ein jedes Vermögen oder Können, dessen Ausübung der Gerechtigkeit und der Nützlichkeit der Gesellschaft gemäß ist. Die Gesellschaft ist nur nützlich, weil sie die Gerechtigkeit unter ihren Mitgliedern aufrecht erhält. Man giebt der Gerechtigkeit den Namen Billigkeit, weil sie der Ungleichheit, welche die Natur unter den Menschen gemacht hat, abhilft. Sie legt der Stärke einen Zaum an; sie beschützt

 den

*) S. Dill. Meditazioni sulla felicità.

den Schwachen gegen den Mächtigen, den Armen wider den Reichen. Sie setzt einen jeden in den Stand, sein eigenes Interesse zu befördern, welches sie jedoch einschränkt und dem allgemeinen Besten unterordnet, von dem sich das Privatinteresse ohne Gefahr niemals trennen kann.

Die Gerechtigkeit interessirt alle Mitglieder der Gesellschaft gleich gut; ohne selbige ist keines von ihnen irgend etwas gewiß. Der ungerechte Mensch zerreißt das gesellschaftliche Band, das ihn mit andern Menschen verbindet; er wird der Feind aller, und giebt einem jeden das Recht ihm selbst zu schaden. Der Mißbrauch, den er von seinen Rechten macht, berechtigt seine Mitgenossen sich der ihrigen zu bedienen, um das Hinderniß wegzuräumen, das er ihrer Wohlfahrt entgegensetzt. Die Stärke kann niemals Rechte geben, die nicht eine größere Stärke vernichten könnte. Die Gerechtigkeit kann allein wahre und geltende Rechte verleihen. Die Rechte der Gesellschaft auf ihre Glieder, sind nur auf die Vortheile gegründet, die sie ihnen gewährt.

Menschen regieren, heißt sie verbinden, die Gerechtigkeit unter einander beobachten. Das Gesetz ist nur die Regel der Gerechtigkeit, die allen Bürgern vorschreibt, wie sie ihr Betragen einzurichten haben. Das Ansehn oder die Autorität besteht nur in dem Rechte, die Gerechtigkeit in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten.

Pythagoras sagt, die Gerechtigkeit ist das Salz des Lebens. In der That erhält sie alles, beschützt sie alles gegen Verderbung; sie macht die Person und die Güter anderer für uns unverletzlich und heilig. Der Mensch allein ist Herr

von sich selbst; um sich in Sicherheit zu setzen, lebt er in Gesellschaft. Die Gesellschaft muß also einem jeden seiner Mitglieder den Genuß seiner selbst, den freyen Gebrauch seiner gesetzmäßigen Rechte, und den Besitz der Dinge, die es durch Fleiß und Arbeit erworben hat, zusichern. Hieraus folgt, daß keine Gewalt auf Erden das Recht habe, dem Menschen seine Freyheit, die in dem Vermögen besteht, an seiner mit der Gerechtigkeit übereinstimmenden Wohlfahrth zu arbeiten, — zu rauben, noch ihm sein Eigenthum zu nehmen, worunter man alles versteht, was der Mensch besitzt, oder sich durch seine Mühe, Fleiß und Geschicklichkeit erwirbt. Der Mensch erwirbt sich über alle die Dinge gegründete Rechte, die nur das zu werden, was sie sind, die Anwendung seiner persönlichen Fähigkeiten und Kräfte gestiftet haben. Seine Arbeit vereinigt sich so zu sagen mit der Sache selbst, die er sich zu vervollkommnen, oder nützlich zu machen, oder zu modifiziren, es sey nun für sich selbst oder für andere, die Mühe gegeben hat. Ohne Sicherheit, ohne Freyheit, ohne Eigenthum wird uns die Gesellschaft völlig unnütz. Nur um diese Rechte gegen Gewaltthätigkeit zu schützen, ist uns das gesellschaftliche Leben vortheilhaft. Eine Regierung, die uns die Gerechtigkeit raubt, oder welche sie nicht beschützt und aufrecht erhält, ist eine offenbare Ungerechtigkeit, eine Straßenräuberey, wogegen sich jedes menschliche Herz empören muß.

Die Gesetze müssen bey allen Völken der gerechte Wille aller seyn, der sich auf das Interesse aller gründet, und dem besondern Willen, dem Privatinteresse, den Leidenschaften und dem Eigensinn, wel-

welche oft sehr ungerecht seyn können, entgegengesetzt ist. Keine Gewalt auf Erden kann die Menschen von der Pflicht der Gerechtigkeit loßzählen. Eine Gesellschaft, die ihren Oberen oder Mitgliedern ungerecht zu seyn erlaubte, würde sich offenbar in dem Zustande des Wahnsinns befinden und Mitbelferin an ihrem eigenen Untergange seyn.

Die Gerechtigkeit, ich wiederhole es, ist der Grund aller gesellschaftlichen Tugenden, und die Richtschnur aller anderen. Wenn wir von Freunden keine Liebe und keine Wohlthaten fordern können; so haben wir doch wenigstens das Recht von ihnen zu fordern, daß sie gerecht gegen uns sind, weil ein jeder Mensch berechtigt ist, dergleichen von uns zu fordern. Empfindsamkeit, Zärtlichkeit, Freundschaft, Mitleiden können uns bisweilen verblenden, aber die Gerechtigkeit kommt es in ihren Schranken zu halten: unbeweglich und unbeugsam in ihren Gesetzen, leidet sie uns keine Ausnahme zu machen. Alle besondere Verbindungen des Bluts und selbst des Vaterlandes sind ihr untergeordnet oder müssen ihr weichen. Keine Gewalt auf Erden hat das Recht uns zu zwingen ungerecht zu seyn, weil die Gerechtigkeit die Stütze der Welt ist.

Mit einem Worte: die Gerechtigkeit ist das wahre Gegengewicht gegen unsere Eigenliebe, die uns oft irre führt. Sie zügelt unsere Leidenschaften; sie lehrt uns unsere flüchtige Privatvortheile dem dauerhaften und ausgebreiteteren Interesse, wovon unsere Glückseligkeit abhängt, aufopfern; sie macht es uns fühlbar, daß wir alle unsere Rechte auf Liebe, Achtung und Hülfe unserer Mitgenossen verlieren, wenn wir gegen sie ungerecht sind. Ueberhaupt

beweiset uns alles, daß die Billigkeit verletzen, eben so viel ist, als ungerecht gegen sich selbst seyn, seinem eigenen Vortheile schaden, sich für den Feind seiner selbst und anderer erklären und anderen das Recht geben, uns Böses zu thun.

Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Rechte der Völker. Die Nationen sind nur einzelne Mitglieder der allgemeinen Gesellschaft oder des menschlichen Geschlechts. Ein Volk ist einem andern Volke eben das schuldig, was ein Mensch dem andern Menschen schuldig ist. Für Wesen unserer Art giebt es nicht zwey Moralen. Die Bande, welche Freunde verbinden, verbinden auch alliirte Völker. Die Bande der Menschlichkeit oder Billigkeit vereinigen auch die entferntesten und fremdesten Völker, deren Interesse sich unter einander entgegengesetzt ist. Mangel des Nachdenkens über die unveränderlichen Rechten der Gerechtigkeit ist Schuld daran, daß so viele sonst denkende Männer die Politik von der Moral unterschieden haben. Beweiset uns nicht die bloße Vernunft zureichend, daß jeder Souverän oder jedes Volk, das die Verwegenheit hat einen andern Souverän oder Volk zu beleidigen, diesen nach den Gesetzen der Billigkeit das Recht giebt und sie auferlegt, sie eben so zu behandeln? Die Gerechtigkeit ist der einzige Wall, den Völker und Fürsten ihren ausseitigen Leidenschaften entgegen setzen können. Die Ungerechtigkeit ist es, die so viel Elend sowohl in Familien als in Gesellschaften und ganzen Völkern anrichtet. Ungerechtigkeit ist es, die den Fall der Reiche verursacht. Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der öffentlichen und Privatglückseligkeit. Die Menschen sind nur lasterhaft und unglücklich,

weil sie ungerecht sind; alle moralische Tugenden sind in gewisser Rücksicht auf die Gerechtigkeit gegründet *).

Die Menschlichkeit, diese so karakteristische Tugend des Menschen, welche von Wesen, die sich vernünftige nennen, so oft mit Füßen getreten wird, ist ein Zweig der Billigkeit. Menschlich seyn, heißt geneigt seyn Gerechtigkeit auszuüben, Hülfe zu leisten und ohne Unterschied allen Wesen unserer Art Gutes zu thun. Diese lobenswürdige Eigenschaft ist auf Vernunft, Erfahrung und Nachdenken gegründet, die uns beweisen, daß Menschen als empfindsame und schwache Wesen, die alle Augenblicke Hülfe und Beystand bedürfen, ihre Hülfe allen, die sie verlangen, mittheilen müssen, wenn sie das Recht haben wollen, dergleichen von ihren Mitmenschen zu fordern. Es ist genug ein Mensch zu seyn, um Rechte auf den Menschen zu haben. Die Menschlichkeit ist ein Band, das auf eine unsichtbare Weise den Bürger zu Paris mit dem Bürger zu Pekin verbindet. Sie ist ein Vertrag, der alle Mitglieder der großen Familie, von welcher die verschiedenen Völker der Welt nur als zerstreute einzelne Wesen zu

*) In den heiligen Büchern der Juden und Christen, wird der rechtschaffene oder Gott angenehme Mensch gemeiniglich per excellentiam, der Gerechte genannt, welches sehr vernünftig ist, weil die Gerechtigkeit alle Tugenden in sich faßt. Unglücklicher Weise aber ist der Gerechte nach der jüdischen und christlichen Religion, gewöhnlich ein abergläubischer, ein menschenfeindlicher, ein ungeselliger Mensch und ein unnützer Bürger

zu betrachten sind, gleich gut verbindet. Dieser Vertrag ist der Schirm unsers Geschlechts. Er giebt einem jeden das Recht, die Gerechtigkeit, das Mitleiden und die Gütigkeit eines jeden gefühlvollen Menschen, in welchem Lande, von welcher Religion und Stande er seyn mag, aufzufordern. Krieg, Grausamkeit, Eroberungen, Intoleranz, Härte sind alles Dinge, die der Menschheit zuwider sind.

Die Mäßigkeit, in so fern uns diese Tugend befiehlt, uns dessen zu enthalten, was anderen gehört, ist ein Ausfluß der Gerechtigkeit. Die Mäßigkeit, in Beziehung auf uns selbst, und die uns vorschreibt, uns alles dessen zu enthalten, was uns schädlich seyn könnte, ist eine Folge der Gerechtigkeit, die wir uns selbst schuldig sind. Ein verständiges Wesen ist es sich selbst schuldig glücklich zu seyn. Es muß sich erhalten, und alle Mittel, die es dazu gebraucht, sind rechtmäßig, wenn sie der Billigkeit gemäß sind.

Wohlgewogenheit und Wohlthätigkeit sind Neigungen, die von der Gerechtigkeit absprossen, die uns vorschreibt unsere Mitmenschen zu lieben und ihnen Gutes zu thun, damit wir die Zuneigung, die wir bey ihnen wahrzunehmen wünschen, merken, und das Gute, was wir von ihnen erhalten wollen, würklich erhalten. Zur Erlangung des Rechts auf die Zuneigung und Gütigkeit der Menschen, erfordert die Billigkeit, daß wir ihnen Zuneigung zeigen und geneigt sind, ihnen Gutes zu thun. Die Wohlgewogenheit sowohl als die Wohlthätigkeit sind durch Nachdenken kultivirte Eigenschaften, welche uns den Nutzen, das Vergnügen, die Zufriedenheit und den Vortheil zeigen, den wir haben, wenn wir unsere Mitmenschen lieben und ihnen Merkmale unserer

Zuneigung geben. Wohlthätig, großmüthig und dienstfertig seyn, heißt sich selbst mit dem Vergnügen anderer sättigen. Einem tugendhaften und gefühlvollen Menschen ist die Wohlthätigkeit seine eigene Belohnung, weil sie ihm ein Recht giebt sich selbst zu schätzen, und sich mit Grunde über das Gute zu freuen, das er gethan hat. Was giebt es wohl für bessere Gründe, worauf die öffentliche Schätzung oder die eigene Schätzung gegründet werden könnte, als diejenigen eines Menschen und, der Macht, Gewalt und Willen hat, Menschen glücklich zu machen? Mit welcher Stirne untersteht sich eine falsche Moral das gesetzmäßigste Gefühl, und das recht dazu geschickt ist, die Menschen auf dem Wege der Tugend zu erhalten oder sie darauf zu führen, zu verdammen?

Das Mitleiden ist eine Regung, bey der eine physische Empfindlichkeit oder Zärtlichkeit der Organen, verbunden mit Einer Einbildungskraft, die uns das Unglück unserer Mitmenschen oder selbst der Thiere lebhaft darstellt, zum Grunde liegt. Dies setzt uns in einen schmerzhaften Zustand, aus dem wir uns gern versetzt zu sehen wünschen. Einem Unglücklichen helfen, heißt sich selbst helfen, heißt ein traurisches Gemälde aus unserer Seele fortschaffen, um daselbst die fröhliche und lachende Vorstellung hinzusetzen, die aus dem Bewußtseyn, einem Menschen glücklich gemacht zu haben, entsteht. Wie sehr liebe ich den Grundsatz jenes gefühlvollen Mannes, der da sagte: „man müßte weder einen Hund schlagen, noch ein Insekt tödten, ohne hinreichende Ursachen zu haben sich vor dem Tribunal der Billigkeit rechtfertigen zu können!" Bey vielen Menschen

sucht

sucht man nach dieser Neigung vergebens. Die Empfindlichkeit der Organe selbst wird nunmehr, wenn sie nicht geübt ist. Wie viele Menschen giebt es nicht in der Welt, bey denen man sehr sorgfältig jeden Keim des Mitleidens erstickt hat! Die Fürsten, die Eroberer, die Krieger, die Großen und die Reichen sind gemeiniglich Wesen ohne Mitleiden *).

Die Alten rechneten die Stärke der Seele und den Muth oder Herzhaftigkeit gleichfalls zu den Tugenden. Es würde nur eine mörderische und wilde Tugend seyn, wenn man darunter bloß die kriegerische Tapferkeit verstehen wollte, von welcher so viele Völker noch ein so großes Aufsehen machen, und die sich gemeiniglich nur durch Ungerechtigkeiten und Verheerungen merkbar macht. Die Stärke ist eine nützliche, lobenswerthe und tugendhafte Eigenschaft, wenn man darunter, den Muth, die Spannkraft, die Großmuth versteht, die einen guten Bürger bewegen seinem Vaterlande zu dienen und es selbst mit seinem Leben wider seine wahre auswärtige oder innerliche Feinde zu vertheidigen. Dieser edle Enthusiasmus verdient alles Lob, wenn er das öffentliche Wohl, die Freyheit, die Gerechtigkeit zum Gegenstand hat, wenn er das Herz des Menschen erhebt und sich zu erniedrigen verhindert, wenn er sich fest an der Tugend anschließt, und sich weder durch Sittenlosigkeit durch Beyspiele erschüttern läßt. Der schwache Mensch, ohne Charakter und ohne Festigkeit, ist niemals für sich selbst sicher. Hat er selbst keine starken Leidenschaften oder lasterhafte Neigungen; so

giebt

*) S. Shenstones Works.

giebt er leicht andern Gehör und wird oft so schädlich als der entschlossenste Bösewicht. Die Schwäche eines Fürsten ist einem Volk bisweilen viel nachtheiliger, als die schwärzeste Boßheit. Jeder schwache Mensch wird gar leicht ungerecht. Tyranney und Knechtschaft sind mit der Billigkeit gleich unerträglich. Der Sklave, der in Ketten sein Leben zufrieden hinbringt, ist ein Feiger, der gegen sich selbst und seine Mitbürger ungerecht ist. Die wahre Stärke kann nur auf die unverletzliche Zuneigung zur Billigkeit gegründet werden.

Bey den wilden Völkern ist die Stärke bloß eine viehische und rohe Tapferkeit. Bey einer sklavischen Nation ist sie die Gewaltthätigkeit ihrer Tyrannen, die von ihren dummen Sklaven unterstützt werden. Bey den durch Luxus verdorbenen oder im Despotismus schmachtenden Völkern, sind Stärke, wahre Seelengröße, edle Empfindungen und wahre Tapferkeit, sehr selten. Es gehört viele Stärke dazu in einem Lande tugendhaft zu seyn, wo die Tugend verhaßt und lächerlich ist. Nach den Grundsätzen der meisten Religionen der Welt muß die Stärke von der Zahl der Tugenden ausgeschlossen werden. Sie unterjochen die Seelen und rauben ihnen alle Spannkraft. Lassen sie eine Stärke zu; so muß sie bloß passiv seyn, und darin bestehen, daß die Sklaven die Ketten geduldig und niederträchtig tragen, worein die Ungerechtigkeit so oft das menschliche Geschlecht gelegt hat. Kein Mensch ist stark, wenn er nicht billig ist *).

Die

*) justum et tenacem propositi virum. Horat.

Die Klugheit wird auch den Tugenden beygesellt; sie scheint aber im Grunde von der Vernunft nicht verschieden zu seyn, die durch Erfahrung und Nachdenken geleitet und unterrichtet, uns im voraus die Folgen unserer Handlungen wahrnehmen und alles das zu vermeiden lehrt, was uns selbst, über kurz oder lang, schädlich seyn, oder uns die Zuneigung unserer Nebenmenschen rauben und ihren Haß oder Rache zuziehen könnte. Die Klugheit könnte durch die vernünftige Furcht vor den Folgen, die unsere Handlungen haben können, erklärt werden. Diese Furcht ist dem Menschen, und besonders denen, welche die Völker regieren, deren Pflicht es ist, die Begebenheiten, die auf die gemeine Wohlfarth Einfluß haben könnten, vorherzusehen und ihnen zuvorzukommen, sehr heilsam. Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Schwachheit und Dummheit sind in der Politik eben so schädlich, als die studierteste Bosheit.

Das sind die wahren reellen Tugenden, welche die Sittenlehre den Menschen vorhalten muß und die auf ihren wahren und dauernden Vortheil gegründet sind. Die Tugenden dieser Gattung sind dem ganzen menschlichen Geschlechte nothwendig. Ihr Nutzen ist nicht scheinbar, bald vorübergehend, und besteht nicht in der Einbildung; sie hängen nicht von Gewohnheiten, Launen oder Moden ab, und haben augenscheinlich die Glückseligkeit aller derer zum Endzweck, welche sie ausüben.

Die erste Pflicht im geselligen Leben ist gerecht zu seyn. Die Gerechtigkeit will, daß sich der Mensch der Gesellschaft nützlich machte, weil sie ihm selbst nüzlich und nothwendig ist. Die Dankbarkeit ist

eine

eine Handlung der Gerechtigkeit. Alles verpflichtet uns demnach, dem Vaterlande nach unserm Vermögen zu dienen, und so viel als in unsern Kräften steht zur Glückseligkeit unserer Mitbürger und des ganzen menschlichen Geschlechts beyzutragen. Man kann es nicht zu oft wiederholen, daß Tugend und Verdienst in der Nützlichkeit bestehen. So wie wir wünschen, daß uns das gesellige Leben angenehm seyn möge; so erfordert die Gerechtigkeit, daß wir uns den Wesen, mit welchen wir zusammen leben, angenehm machen. Das ist das wahre Principium, worauf sich die Nothwendigkeit der Nachsicht, der Sanftmuth, der Gefälligkeit, der Nachgiebigkeit, der Höflichkeit, des Eifers zu gefallen und Talente und Eigenschaften zu erlangen, die geschickt sind, in dem Umgange Annehmlichkeiten zu verbreiten, gründet. Je mehr sich eine Gesellschaft aufklärt, und je mehr ihre Mitglieder lernen und fühlen, was sie sich unter einander schuldig sind, desto mehr werden Höflichkeit und Sanftmuth bey den sittenlosesten Völkern ein sehr nützlicher Zaum seyn.

Eilftes

Eilftes Hauptstück.

Vom moralischen Uebel, oder den Lastern der Menschen, von ihren Verbrechen, Mängeln und Schwachheiten.

Aus mangelhafter Kenntniß wahrer Grundsätze der Moral ist es gekommen, daß verschiedene Denker diese Grundsätze für willkührlich gehalten und sogar geglaubt haben, daß unter Tugend und Laster kein würklicher reeller Unterschied sey, — daß der Tadel, womit man eine Handlung belegt, und das Verdienst, das man einer andern zueignet, bloß von menschlichen Vergleichen und Gewohnheiten abhangen, weil die Begriffe, die sie sich davon machen, sehr verschieden sind, und in den Gesellschaften, welche zusammengenommen das menschliche Geschlecht ausmachen, so sehr wie das Weiße vom Schwarzen unterschieden sind.

Andere, welche die Unvollkommenheiten, Mängel, Laster und Verbrechen ohne Zahl, wovon alle Länder der Schauplatz sind, betrachteten, folgerten daraus, daß die menschliche Natur wesentlich verderben wäre, oder, daß ein natürlicher Hang die Menschen zum Bösen hinzöge.

Jene sowohl wie diese haben sich offenbar geirrt, weil sie keine wahre Begriffe von der Natur des Menschen gehabt haben. Er wird mit Bedürfnissen gebohren; diese Bedürfnisse erzeugen in ihm mehr oder weniger starke Begierden, welche man Leidenschaf-

schaften nennt. Diese Leidenschaften arten, je nachdem sie gut oder schlecht geleitet werden, in Tugenden oder Laster aus, das heißt, sie machen den, der sie hat, nützlich oder schädlich gegen sich selbst oder gegen andere, liebenswürdig oder hassenswerth, angenehm oder lästig allen denen, auf welche seine Handlungen einen Einfluß haben können; mit einem Worte; sie machen ihn entweder tugendhaft oder lasterhaft.

Ohne Zweifel haben mehr oder weniger starke Leidenschaften ihren Grund in der Natur eines jeden Menschen, das heißt, sie hängen von seiner Organisation, seiner besondern Bildung und seinem Temperamente ab. Es ist auch gewiß, daß diese natürlichen Beschaffenheiten, die sich kein Mensch nach Gefallen geben kann, sehr viel dazu beytragen, ihn zum Guten oder zum Bösen zu bestimmen. Es ist erwiesen, daß einige Menschen so beschaffen sind, daß sie ohne die äußerste Mühe nicht dahin gebracht werden können, nützliche oder angenehme Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Indessen zeigt uns doch alles, daß die Menschen ihre unglückliche Leidenschaften, Schwachheiten, Laster und Verbrechen, womit sie beladen sind, weit mehr ihren schlechten Einrichtungen, Verfassungen und ihrer Unwissenheit, als ihrer natürlichen Unvollkommenheit zu danken haben.

Obgleich die Leidenschaften dem Menschen natürlich sind; so ist doch der übele Gebrauch dieser Leidenschaften der Natur zuwider. Wenn wir bey allen Vorfällen unseres Lebens unsere Erhaltung, unsere Wohlfarth, unser Vergnügen nicht aus dem Gesichte verlieren; so ist es unserer Natur gemäß,

unsere Handlungen zu ordnen, unsere Leidenschaften im Zaume zu halten, und denen zu widerstehen, die uns entweder so fort oder doch in der Folge durch ihre entfernte Würkungen schädlich seyn könnten. Wenn der Stand der Gesellschaft, der Natur des Menschen, der Hülfe und seiner Annehmlichkeiten wegen die er ihm verschafft, gemäß ist; so beweiset ihm alles, daß seine Natur wolle, daß er sich der Verbrechen enthalte, und seine Fehler, die ihn seinen Mitmenschen lästig machen würden, verbessere.

Es ist dem Menschen nichts natürlicher als das Vergnügen zu lieben; aber er handelt wider seine Natur, wenn er sich ihm bis zur Ausschweifung ergiebt; er handelt wider die Natur eines gesellschaftlichen Wesens, wenn er sich Vergnügungen überläßt, die ihm Unwillen, Strafe und Verachtung seiner Mitmenschen zuziehen können, weil er, um glücklich zu seyn, oder ein dauerhaftes Vergnügen zu genießen, des Beyfalls und der Gewogenheit seiner Gesellschafter bedarf. Die Zuneigung derer verschienen, die zu seiner Wohlfarth beytragen können, läßt offenbar sich selbst hassen. Die Selbstliebe ist einem jeden Menschen sehr natürlich; allein es widerspricht der Natur eines geselligen Wesens, sich blos allein zu lieben, weil andere zu seiner Glückseligkeit schlechterdings nothwendig sind. Wer nur sich allein liebt, hat kein Recht von irgend jemanden Zuneigung zu fordern. Wer sich auf der Pilgrimschaft in dieser Welt von andern absondert, kann sich nicht schmeicheln, daß er mit Bequemlichkeit und Sicherheit reisen werde.

Wenn man, wie zureichend erwiesen ist, die der Gesellschaft nützliche Eigenschaften, Tugenden, nennen muß; so muß man alle diejenigen Laster nennen, die, es sey unmittelbar oder nach ihren nothwendigen Folgen, der Wohlfarth des menschlichen Geschlechts zuwider sind. Nun giebt es Handlungen und Beschaffenheiten, die ihrer Natur und ihrem Wesen nach, den Menschen nützlich sind und ihnen gefallen, und andere, die ihnen schädlich sind und mißfallen. Will man also behaupten, daß die Wörter Tugend und Laster blos angenommene konventionelle Wörter sind; so behauptet man zugleich, daß Vergnügen und Schmerz auch nur konventionell sind, die an sich nichts würkliches und reelles darstellen. Wenn unser Eigennutz, das heißt unsere Selbstliebe, uns verbindet die Tugend zu lieben, die weiter nichts als unser dauerhaftes und beständiges Interesse ist: so zwingt uns dieses Interesse Verbrechen zu verabscheuen, Laster zu verachten, und was uns Schaden verursacht, zu fürchten.

Die Tugend ist würklich blos die wahre Geselligkeit. Der rechtschaffene Mann ist ein wahres gesellicies Wesen. Der Böse ist immer ungesellig. Der Lasterhafte ist der, dessen Betragen für ihn selbst oder für andere unnütz oder gefährlich ist. Die Boßheit besteht in einem immerwährenden Kampfe eines einzigen Menschen mit allen andern Menschen und mit seiner eigenen Glückseligkeit.

Alle Tugenden haben, wie gesagt, die Gerechtigkeit zur Grundlage, oder fließen in selbiger zusammen. Alle Verbrechen, Laster und würkliche Sünden sind mehr oder weniger merkbare Abwe-

chun

chungen von den Regeln der Billigkeit, mehr oder weniger fühlbare Verletzungen unserer Pflichten gegen andere; kurz, wahre Ungerechtigkeiten, die dazu dienen, Menschen zu entfernen und abzusondern.

Indessen wollen wir ja nicht mit den Stoikern glauben, daß alle Verbrechen oder alle Sünden gleich sind. Der Umfang, die Dauer, die Größe der Uebel, die unsere Laster und Leidenschaften unsern Mitmenschen verursachen, geben uns den Maaßstab mit dem wir den Widerwillen, die Verachtung und die Strafen abmessen müssen, welche die Handlungen und Beschaffenheiten der Menschen verdienen. Hiernach muß man alle Handlungen, welche große Unordnung in der Gesellschaft anrichten, oder die bey dem, der sie begeht, für seine Mitgenossen sehr schädliche Neigungen und Beschaffenheiten verrathen, Verbrechen oder schwere Sünden nennen. Laster muß man alle natürliche oder erworbene Neigungen nennen, woraus Böses entsteht, oder woraus doch nichts Gutes hervorgeht. Mangel der nöthigen Eigenschaften, um sich die Achtung, Werthschätzung und Zuneigung derer zu erwerben, mit welchen wir leben, muß man Unvollkommenheiten, Schwachheiten ꝛc. nennen. Unsere Fehler sind Beschaffenheiten, die uns in dem Umgange mit der Welt, lästig, lächerlich und verächtlich machen. Die Verbrechen verdienen den Haß und die Strafe der Menschen *). Die Laster verdienen Verachtung, und Fehler eine Nachsicht,

 ohne

* Dieß ist der Haß, den Cicero odium iustum nennt.

ohne welche die Gesellschaft schwerlich würde bestehen können.

Das moralische Uebel hat eben so wie der physische Schmerz seine verschiedene Abstufungen. Ein Meuchelmord ist ein Verbrechen, wobey jedem Menschen, der da denkt, daß er in jedem Augenblicke ein ähnliches Opfer seyn könne, schaudert. Ein Vatermord muß noch einen viel größern Schreck verursachen, weil dies Verbrechen eine schwarze Seele verräth, die keine Bande mehr kennt. Wenn der Mord eines einzigen Menschen eine verhaßte Schandthat ist, was für einen Abscheu sollte nicht ein gemeinhin sehr ungerechter Krieg einflößen, der Elend und Jammer ohne Zahl über ganze Nationen verbreitet, und Millionen Menschen in das Grab stürzt!

Aber Unwissenheit und die daraus entstehende nothwendige traurige Vorurtheile, haben das moralische Gefühl so sehr erstickt, oder die Begriffe vom Guten und Bösen so miteinander verwirrt, daß die Größe der Verbrechen zu ihrer ehrfurchtsvollen Achtung und zur Bewunderung der Menschen beyträgt. Einen Menschen bestehlen, berauben und meuchelmörderisch umbringen, hält man für ehrlose und strafbare Handlungen, während man mit Entzücken die Verbrechen so vieler Eroberer und Helden liest, welche die Ehre gehabt haben, Reiche zu plündern und die Bewohner derselben niederzuhauen. In Hinsicht der in der Welt angenommenen falschen Meynungen, wird ein wahres moralisches Buch eine bittere Satyre auf die Menschen und besonders auf die Gesetze, Vorurtheile und Gebräuche von denen sie regiert werden.

Un-

Um von den menschlichen Handlungen ein gesundes Urtheil zu fällen, und zu wissen, ob man sie Laster oder Tugenden nennen müsse, müssen wir uns weder an die Geschichte, die nur zu oft das Verbrechen mit verführerischen Farben malet, noch an Gebräuche, die sich aus der Kindheit und Barbarey der Völker herschreiben, noch an eingeführte und durch Tyrannen und Aberglauben aufrecht gehaltene Meynungen, noch selbst an Philosophen, die nicht immer von allen Vorurtheilen frey sind, wenden. Wir müssen den innern und wahren Werth der Dinge und Handlungen befragen, ihren nächsten oder entfernten Einfluß auf die Gesellschaft oder ihrer einzelnen Mitglieder untersuchen, prüfen, ob nicht aus einem, eines vorübergehenden und Privatvortheils wegen angenommenen Betragen, wahre Uebel entstehen, und ob nicht aus dem, was die Menschen thöricht genug sind zu verwerfen und zu verdammen, ein wahres Gute entspringen würde.

Wenn die Sittenlehre von den Gesetzen, Gewohnheiten, Vorurtheilen und Meynungen der Völker abhängen müßte; so würden ihre Grundsätze keine Festigkeit haben können. Die ehrlosesten Gebräuche, Gebräuche, die aller Billigkeit, Vernunft und Menschlichkeit trotzen, haben bey ganzen Völkern hartnäckige Vertheidiger, bey Göttern Gönner und Begünstiger, und bey Regierungen unerschütterliche Unterstützung gefunden, und finden sie noch. Bey Betrachtung der so verschiedenen Meynungen über die Handlungen der Bewohner der Welt, haben sich viele Menschen aus Mangel einer tiefern Kenntniß fälschlich eingebildet, daß

für die Menschen keine andere Moral vorhanden wäre, als die sie in ihrem Lande eingeführt fänden, und daß die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, kurz vom moralisch Guten und Bösen, blos willkührlich und relativ wären, das heißt, daß sie vom Zufalle, Eigensinn, närrischen Systemen, oder von den oft ungerechten Willensmeynungen derjenigen abhingen, die ihre Meynungen und ihr Schicksal in Handen haben.

Die Tugend besteht in der Nützlichkeit und das Laster oder Verbrechen in dem Schaden, der unsern Nebenmenschen angerichtet wird. Allein die Völker werden so wie einzelne Menschen, mehr durch Ansehn, Gewalt, Gewohnheit und augenblickliches Bedürfniß, als durch Klugheit, Vorsicht und gesunde Vernunft geleitet. Die Völker haben so wie ihre Beherrscher, oft nur sehr falsche Begriffe von Nützlichkeit; man sieht sie oft ganze Jahrhunderte hindurch Maximen befolgen, die ihrem wahren Vortheile gerade entgegengesetzt sind.

Der Erfahrung kommt es zu die Menschen kennen zu lehren, was ihnen wirklich dauernd und wahrhaftig nützlich oder schädlich ist, und ihnen den Unterschied zwischen einem wahren und dauerhaften Vortheile, von einem bald vorübergehenden oder eingebildeten, zu zeigen. Die Erfahrung ordnet die Vernunft. Die Gewohnheiten und sittlichen Meynungen der Völker sind oft falsch, weil sie unvernünftig sind, und weil die, welche ihre Denkungsart regiren, sie betrügen, auf Abwege leiten, sie verhindern die Vernunft und den gesunden Menschenverstand zu gebrauchen, und sie in einer

Gesundheit erhalten, deren Dauer sie nach Möglichkeit verlängern.

Eine allgemeine Moral muß auf die allgemeinen Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts gegründet werden. Die Menschen haben überall eine Lokalmoral, die den Vorurtheilen ihres Landes unterworfen ist. Es wäre sehr unnütz über die Moral zu schreiben, wenn sie relativ oder willkührlich wäre, und ungerecht wider sie loßzuziehen, wenn ein jeder wohl thäte, wenn er den Gebräuchen seines Landes folgte. Barbarische Gesetzgeber und betrügerische Priester haben es den Nationen als einen Glaubensartikel aufgelegt, daß ihre blutdürstige Götter Menschenopfer verlangen; daher der Gebrauch ihnen Menschen zu opfern ein heiliger Gebrauch geworden ist. Die verblendeten und in Unwissenheit und Leichtgläubigkeit versunkenen Völker, sehen nicht, daß ihnen ihre Priester im Namen des Himmels Schandthaten zu begehen anbefehlen, die niemals für gute und lobenswürdige Handlungen gehalten werden können. Ein Phönizier, vernünftiger als die andern, der seinen Mitbürgern vorgestellt hätte, daß es eine abscheuliche Grausamkeit wäre, dem Moloch Kinder zu opfern, würde ohne Zweifel als ein Gottloser und als ein Bösewicht bestraft worden seyn, weil er sich unterstanden hätte, sich auf die heiligen Rechte der Natur zu berufen.

Wenn unter dem Namen des Ehrenpunkts einige Völker aus einem Ueberbleibsel der Barbarey Wuth, Rache, Todtschlag und Eitelkeit, heiligen, — wenn unvernünftige Gewohnheiten dem ihren Beyfall zujauchzen, der die Grausamkeit hat, eine oft chimärische oder doch nichts bedeutende Beschimpfung

pfung in dem Blute eines Bürgers abzuwaschen, wird dadurch eine so barbarische Handlung in den Augen eines Menschen, der einige Begriffe von Gerechtigkeit und Menschlichkeit hat, weniger böse und strafbar?

Der Vatermord, wovon die bloße Vorstellung einem policirten Bürger empört, ist noch bey einigen wilden und herumziehenden Völkern im Gebrauch, woselbst Kinder ihre alte Eltern, die der Horde in ihren herumschweifenden Streifereyen nicht mehr folgen können, erdrosseln oder ersäufen. Kann eine so widernatürliche Gewohnheit die geringste Ungewißheit auf die Heiligkeit der Bande, die den Vater mit seinem Sohne verbinden, werfen? Ein mehr menschlicher, gerechter und vernünftiger Sohn würde mitten aus diesem dummen Haufen seinen Mitgenossen zurufen: „Was, ein Gebrauch befiehlt mir meine Hände an den Urheber meines Daseyns zu legen! Ich soll dem das Leben nehmen, der es mir gegeben hat! Ich soll dem den Unterhalt verweigern, der mich in meiner schwachen Kindheit ernährte! Es verderbe ein so abscheulicher Gebrauch, mit dem sich mein Herz niemals versöhnen kann! Mein dankbares Herz wird sich immer für den Menschen erweichen, der sich so oft durch meine Schwachheit hat erweichen lassen. Ich will mit frohem Herzen für den arbeiten, der so lange für mich gearbeitet hat. Ich will jagen, fischen und mich schlagen für den Wohlthäter, der so oft vor meinen Unterhalt und vor meine Sicherheit gesorgt hat. Ich will den auf meinem Rücken nehmen, der mich in seinen Armen getragen hat. Ich will diesen Greiß, der vor meine Vergnügungen besorgt gewesen ist

und

und der mich erzogen hat, trösten und unterstützen. Indem ich also handele, habe ich Grund zu glauben, daß dereinst meine Kinder mir auch helfen werden die Last meiner Jahre zu tragen, und mich nicht als ein unnützes Glied der Gesellschaft umbringen werden. Vielleicht, Mitbürger, tadelt ihr meine Empfindungen und haltet sie für Schwachheit. Aber bedenkt euren eigenen Vortheil, der euch am Herzen liegen muß. Ihr seyd Väter oder gedenkt es zu werden. Ihr wünscht lange zu leben und folglich alt zu werden. Verbannt also auf ewig einen Gebrauch, dessen Schlachtopfer ein jeder von euch dereinst seyn muß."

Weil in einigen Ländern Unzucht, Hurerey, Ehebruch autorisirt sind, oder doch geduldet und als gleichgültige Dinge betrachtet werden, ist das genug um daraus zu schließen, daß man sich ohne Vorwürfe solchen Ausschweifungen überlassen könne? Weil Trunkenheit bey einigen Völkern in Ehren steht, wird man daraus folgern, daß Unmäßigkeit kein Uebel ist? Weil einige Regierungen Plackereyen und Plünderungen ohne Zahl befehlen oder begünstigen, darf man deshalb wohl sagen, daß die Billigkeit eine willkührliche Sache, ein bloßes eingeführtes Wort und nur verhältnißmäßig eine Tugend ist? Wie auch die Gewohnheiten, Religionen, politische Einrichtungen und Sitten der verschiedenen Völker der Erde beschaffen seyn mögen; so wird der vernünftige Mensch doch nur das genehmigen, was er dem wahren Vortheile der Menschen gemäß findet, alles das als Verbrechen verdammen, was ihre Glückseligkeit zerstören kann, und alle die Beschaffenheiten als Laster tadeln, die darauf hinaus

gehen, die Bande, welche gemacht sind, die Menschen in der Gesellschaft zu vereinigen, zu zerreißen oder zu erschlaffen.

Dies vorausgesetzt wollen wir einen flüchtigen Blick auf die Laster, Mängel und menschlichen Gebrechen werfen. Wir werden sehen, daß sie auf verschiedene Art darauf losgehen den Menschen von seinen Mitgenossen zu trennen, daß sie ihn mehr oder weniger ungesellig machen, und daß sie sich nothwendig mit seinem eigenen Unglücke endigen.

Wenn die Gerechtigkeit, wie es in die Augen fällt, die wahre Grundlage des geselligen Lebens ist; so ist die Ungerechtigkeit die Zerstöhrerin desselben. Wir sind jedesmal ungerecht, so oft wir unsern Nebenmenschen beleidigen, es sey nun, daß wir ihre Person, oder ihr Vermögen, oder ihre Ehre verletzen. Wir sind ungerecht, wenn wir unserm Mitgenossen die Hülfe, das Wohlwollen, die Achtung und die Dienste verweigern, wozu uns das gesellschaftliche Leben verbindet, und die wir von andern fordern. Ein jeder ungerechter Mensch trennt sein Interesse von dem Interesse der Gesellschaft. In dem Verfolge dieses Buchs wird uns alles beweisen, daß es Mangel der Billigkeit ist, welcher alles öffentliche und besondere Elend der Staaten, der Familien und der einzelnen Personen verursacht. Ungerechtigkeit ist die Quelle der Tyranney, der Unterdrückungen, der Gewaltthätigkeiten, der Kriege, der drückenden Auflagen und der Plackereyen aller Art, worunter so viele Nationen seufzen. Der Aberglaube hat alle Völker der Welt ungerechten Gottheiten unterworfen, die mit der Wohlfarth der unglücklichen Sterblichen ihr Spiel treiben. Vor

urtheile und Gewalt halten den größten Theil der Länder der Erde in den Ketten einiger Tyrannen, die sich über alle Regeln der Billigkeit hinwegsetzen. Ueberall unterdrückt der Mächtige ungestraft den Schwachen. Das Recht ungerecht zu seyn, wird für ein Merkmal der Größe gehalten, und der dumme Pöbel bewundert und respektirt die Ungerechtigkeit, die ihn mit Füßen tritt.

Die Unempfindlichkeit, diese unmenschliche Beschaffenheit, sie sey natürlich oder erworben, die uns verhärtet, die unser Herz der Stimme des Unglücklichen unzugänglich macht, die uns bey dem Unglücke, was wir oft selbst anrichten, gleichgültig läßt, diese Unempfindlichkeit, sage ich, zeigt ein für die Gesellschaft höchst gefährliches und grausames Wesen an. Das gesellige Leben erfordert Gefühl, Zuneigung, Mitleiden, Nachsicht, Wohlthun, Beystand, Trost. Wie kann man diese Dinge von einem Wesen erwarten, dessen Seele sich niemals an dem heiligen Feuer der Zärtlichkeit oder der Freundschaft erwärmt? Apathie der Stoiker, religiöse Verdrießlichkeit, Geist der Verfolgung, Verleugnung der Welt sind in den Augen der Vernunft Laster, weil sie das Band der Geselligkeit zerreißen. Kriegerische Hitze, ungerechte und wilde Tapferkeit, Niedermetzelung der Völker sind nur für solche Helden Tugenden, die weder Mitleiden noch Erbarmen haben. Der unmenschliche Mensch ist immer ungerecht. Die Menschlichkeit ist die von einem gefühlvollen Herzen beseelte und thätiger gemachte Gerechtigkeit.

Der Zorn, verursacht durch das plötzliche Aufbrausen eines ungestümen Temperaments, muß als

eine

eine Beschaffenheit betrachtet werden, deren schreckliche Würkungen für uns selbst sowohl als für andere höchst zu fürchten sind. Immer blind in dem Anfalle seiner vorübergehenden Wuth, ist der Mensch, der nicht gelernt hat, seinen Zorn zu mäßigen, in seinen heftigen Bewegungen fähig die größten Verbrechen zu begehen. Als ein Gegenstand des Schreckens für andere, ist er beständig genöthigt sich vor sich selbst zu fürchten. Der Zorn des Andächtigen, der unter dem Namen eines Eifers geheiligt wird, ist eine strafbare Leidenschaft, welche die Religion, statt ihn zu dämpfen, nur noch hartnäckiger, verwegener und grausamer macht. Wenn Geduld, Sanftmuth, Verzeihung und Liebe zum Frieden im geselligen Leben sehr liebenswürdige Beschaffenheiten sind; so ist eine zänkische, ungeduldige und sich bald zum Zorn reizende Gemüthsart ein Laster, das sowohl unserer eigenen als der Wohlfarth anderer höchst zuwider ist.

Die Rache ist die Würkung eines anhaltenden und überlegten Zorns. In einer Gesellschaft, in welcher Verzeihung zu ihrer Erhaltung nothwendig ist, ist nichts gefährlicher als ein Mensch, der nicht zu vergeben weiß. Der unversöhnliche Mensch, gleich den rächenden Gottheiten, womit der Aberglaube den Himmel bevölkert, ist nicht gemacht mit Menschen zusammen zu leben. Wenn eine niedrige Eitelkeit uns zur Rache verleitet; so setzt uns hingegen eine edele Festigkeit über das uns angethane Unrecht hinweg, und macht, daß wir es vergessen. Wenn Rache das Vergnügen der Götter ist; so ist Verzeihung das Vergnügen menschlicher, gefühlvoller und großer Seelen. Der Haß ist eine zu unbe-

gue-

neue Empfindung, als daß er lange in einem großmüthigen Herzen wohnen könnte. Durch Wohlthaten unsere Feinde dahin bringen, daß sie über das Böse, das sie uns angethan haben, erröthen, zeigt eine Erhabenheit, eine Stärke, die dieser Feind selbst zu erkennen gezwungen ist. Das ist die Rache, wegen der sich ein wahres edeles Herz selbst Beyfall zu geben, berechtigt ist.

Eine Liebe, die blos uns selbst zum Gegenstand hat, eine oft ungerechte und falsche Meynung von unserm Werthe, welche mit Verachtung anderer begleitet ist, erzeugt den Hochmuth, und macht uns in den Augen derer, deren Beyfall zu erhalten wir uns bestreben sollten, unangenehm, verächtlich und lächerlich. Der Hochmüthige, aufgeblasen von Achtung gegen sich selbst, verlangt die Achtung anderer während er sie zurückstößt und unaufhörlich erstickt. Achtung ist Zuneigung, und Menschen können den nicht lieben, der sie erniedrigt. Man sieht daraus, daß der Hochmuth den Zweck, den er sich vorsetzt, selbst vernichtet, und sich der Verachtung oder dem Haß Preiß giebt. Eitelkeit, Stolz, Einbildung, Eigensinn, Trotz, Unbescheidenheit, Frechheit, Unverschämtheit, Selbstgenügsamkeit, Liebe zum Putz, Aufwand und Prunk ꝛc. sind blos ein närrischer Hochmuth nach verschiedenen Schattirungen. Unhöflichkeit, Vornehmeswesen, Albernheit, Verschmähung machen uns entweder verhaßt oder lächerlich. Der Hochmuth macht uns ungerecht und ungesellig. Mit welchem Rechte können wir Achtung fordern, wenn wir uns erlauben keine Achtung gegen andere zu haben? Nur durch die günstigen Gesinnungen, die der Mensch seinen Mitmenschen sehen läßt, oder

durch

durch das Gute, das er ihnen wirklich erzeigt, erwirbt er sich ein gegründetes Recht auf die Hochachtung seiner Mitmenschen. Der Hochmüthige zeigt ihnen blos Verachtung, und indem er ihre Eigenliebe beleidigt, fügt er ihnen ein wahres Uebel zu und beschließt endlich damit, daß er niemals mit der Rolle zufrieden ist, die er in der Gesellschaft spielt. Der lobenswürdige Ehrgeiz muß auf das Bestreben und der Begierde dem menschlichen Geschlechte nützlich zu seyn, und auf das Bewußtseyn den Zweck erreichen zu können, gegründet werden; allein gewöhnlicher Weise gründet er sich auf Eitelkeit, die zu nichts führt. Der Hochmuth der Fürsten, die kindische Eitelkeit der Großen, die Schwärmerey für chimärische Ehre, die Leidenschaft für wahre Kleinigkeiten, die man für etwas Großes hält, — das sind die nichtswürdigen Ursachen, die alle Augenblicke die Völker beunruhigen. Kein Mensch hat das Recht sich zu schätzen und hochzuachten, wenn er nicht der Gesellschaft nützlich ist; alle andere Schätzung oder Achtung ist nichts als Narrheit und Eitelkeit.

Obgleich der Hochmuth eine sehr schädliche Gemüthsbeschaffenheit ist, so kann man doch die Niederträchtigkeit, die Verachtung seiner selbst, und die Kleinmüthigkeit nicht für Tugenden halten. Sie sind wahre Laster, welche Schmeicheley, Zeigheit und oft eine strafbare Gefälligkeit ausbrüten, woraus für die Gesellschaft so mancherley Elend entsteht. Ein jeder Mensch muß auf seinen Ruhm und Ansehn eifersüchtig seyn, und die Achtung und Schätzung seiner Mitmenschen zu verdienen suchen. Gäbe es nicht so viele niederträchtige Seelen; so

würde

wurde es auch nicht so viele Tyrannen geben, de-
ren Hochmuth alle übrige Menschen mit Füßen tritt.
Niederträchtigkeit, Wegwerfung, Sklavensinn, Ver-
sagung seiner gegründeten Rechte, Verzichtlei-
stung auf seine Vernunft, und Aufopferung dessen,
was man sich selbst und seinem Vaterlande schuldig
ist, sind nur in den Augen der Despoten, welche
die Menschen unter sich selbst herunter setzen, und
in den Augen der Betrüger, die sie hinter das Licht
führen, Tugenden.

Wenn Stärke eine Tugend ist, wenn wir den
Muth bewundern, der auf Gerechtigkeit gegründet
ist und der unsere Rechte entheiligt, — wenn wir
die Standhaftigkeit schätzen müssen, welche einen
rechtschaffenen Mann unerschütterlich an seine Pflich-
ten kettet; so muß Schwachheit den Lastern beyge-
zählt, und Kleinmüthigkeit, Unbeständigkeit und
Dichtsinn getadelt werden. Dem in der Gesellschaft
lebenden Menschen ist es keinesweges erlaubt, bey
den Uebeln, die sie erfährt, gleichgültig zu seyn.
Wer nicht einen tiefen Unwillen gegen Ungerechtig-
keit und Verbrechen fühlt, ist ein schlechter Bürger,
der seinen eigenen Vortheil nicht versteht. Wer
das Böse zuläßt, das er verhindern konnte, wird
Mißhuldiger. Wer die Sache seiner Mitgenossen
verläßt, ist ein Feiger, ein Verräther. Wer in
den Grundsätzen der Moral nicht feste ist, weiß we-
der seinen eignen Leidenschaften noch den Leiden-
schaften anderer zu widerstehen. Der schwache,
unbeständige, und der Mensch ohne Charakter, läßt
sich zu allen Lastern verführen, wozu man ihn nur
immer gebrauchen will. Bey einem Fürsten scha-

der die Schwäche seinem Stande oft weit mehr, als der böse und entschlossenste Wille.

Wir versündigen uns an der Gesellschaft, sowohl durch unsere Unterlassungen guter Thaten, als durch Begehung schädlicher Handlungen. Die Faulheit besteht in der Unterlassung der Erfüllung unserer Pflichten, die uns mit unsern Mitgenossen verbinden, und wird nun so viel strafbarer, je mehr wir es an der Ausübung der heiligsten Pflichten ermangeln lassen. Ein fauler Fürst ist eine Geißel für seine Unterthanen, die seine strafbare Nachlässigkeit der Diskretion einiger unwürdigen Günstlinge überliefert. Ein Hausvater kann durch seine Nachlässigkeit die Ursache von dem Elende seiner ganzen Nachkommenschaft werden.

Ein Bürger, der aus freyem Willen seinem Vaterlande nicht nützlich ist, ist eine Hornisse, die ungerechter Weise von der Arbeit der Bienen ihren Nutzen hat. Trägheit und Sorglosigkeit sind nach Beschaffenheit des Bösen, welches sie andern verursachen, Verbrechen. Der Müßiggang bestraft sich durch die Langeweile, worein er uns stürzt, selbst; je weniger sich der Mensch beschäftigt, destomehr zerarbeitet sich seine Einbildungskraft sich Vergnügungen und Chimären zu verschaffen. Müßiggang ist die wahre Quelle des Verderbnisses der Sitten und der Verbrechen. Lüderliches Leben, Unmäßigkeit und Spiel sind die Zuflucht und die Hülfsmittel, welche der unmäßige Mensch ergreift um sich zu zerstreuen und die Langeweile, die ihn verfolgt, zu vertreiben. Hin und wieder hat der Aberglaube, der Müßiggang, das Zurückziehen aus der Gesell-

schaft

[illegible] und die Unmöglichkeit, den Vollkommenheiten [illegible]. Eine nicht sehr gesellige Philosophie [illegible] dem Weisen den Rath sich von Geschäften zu [illegible], und nur für sich selbst zu leben; allein [illegible] und Billigkeit gebieten dem Bürger zu ar[illegible], seinen Mitmenschen nützlich zu seyn, sich mit [illegible] Wohlfarth zu beschäftigen, und dazu, so viel [illegible] Vermögen steht, beyzutragen. Es ist ihm [illegible] erlaubt müßig zu leben, es sey dann, daß er [illegible] in die Unmöglichkeit gesetzt sieht, seinen Mitbür[illegible] Gutes thun zu können. In einem schlecht re[illegible] Lande, sind bloß die bösen und schlechten [illegible] thätig; rechtschaffene Leute sind daselbst [illegible] die Hand auf den Mund zu legen, und [illegible] Stille zu seufzen, um den Feinden des mensch[illegible] Geschlechts in Ruhe und Frieden ihr Unwesen [illegible] zu lassen.

Mathwillen, Eichmansereyen, Unkeuschheit sind [illegible] eines heftigen Temperaments, das von [illegible] Vernunft nicht gebändigt ist, oder Würkungen [illegible] nach und nach erworbenen Fertigkeit und be[illegible] des Müßiggangs. Unbeschäftigte Menschen, [illegible] außerdem von der Langenweile gefoltert werden, [illegible] sich zu zerstreuen, indem sie sich lebhafte Em[illegible] verschaffen, die oft wiederholt, für sie [illegible] Bedürfnisse werden. Erschöpft an [illegible] durch die häufigen Vergnügungen, arbeitet [illegible] Wollüstling daran, sich neue Vergnügun[illegible] zu verschaffen, die oft eben so wunderlich und [illegible] als verachtungswerth sind. Lüderliches [illegible], Hurerey und Ehebruch, die wir bey unpo[illegible] Völkern ungestraft herrschen sehen, sind dem[illegible] durch ihre schreckliche Würkungen auf

die Wohlfarth der Bürger, der Familien, der Reiche und Staaten, abscheuliche Laster und wahre Verbrechen. Der durch seine schändliche Vergnügungen zum Vieh herabgesunkene Wollüstling, ist zu nichts zu gebrauchen; er thut täglich weiter nichts, als sich bloß selbst schwächen, und sich immer noch mehr für andere nutzlos machen. Der einmal in sinnlichen Vergnügungen ersoffene Mensch, kennt kein anderes Glück, als das ihn unter sich selbst erniedrigt. Für ein Frauenzimmer, bey dem es Gewohnheit geworden ist die Keuschheit zu verletzen, giebt es keine Schaam, keine Schande und keinen Zügel mehr. Sie wird eine Feindin der Arbeit, die ihr einen ehrlichen Unterhalt verschaffen könnte. Ein Weib, welches das eheliche Band zerreißt, und sich nur mit Intriguen beschäftigt, ist unfähig an die Pflichten des Ehestandes zu denken. Aus welchem Gesichtspunkte man auch die Schwelgerey betrachtet; so sieht man doch überall, daß sie den Kopf verdirbt, das Herz verkehrt, den Körper schwächt und oft zum Verbrechen verleitet. Wenn die Natur den Menschen zu Vergnügungen der Liebe anreizt; so befiehlt ihm diese von der Vernunft geleitete Natur, daß er sich nur solchen Vergnügungen überlasse, die ihm nicht schädlich sind, und ihn weder der Gesellschaft unnütz, noch verächtlich, noch haßenswerth machen. Aus wie vielen Familien haben nicht Schwelgerey, Buhlerey und Liebeshändel alle Glückseligkeit und Fröhlichkeit verbannt! Wie viele Reiche sind nicht durch den wollüstigen Müßiggang, derer, die sich mit ihrer Wohlfarth hätten beschäftigen sollen, in Niederträchtigkeit und Elend versunken!

Nach

Nach eben diesen Grundsätzen sind wir gezwungen, Unmäßigkeit, Trunkenheit, Fälleren, als Beschaffenheiten zu betrachten, die sowohl unserm Körper als unserem Geiste schädlich sind, — die recht dazu gemacht sind, die Gesundheit zu zerstöhren, die Vernunft zu verwirren, zu schwächen, den Menschen bis zum unvernünftigen Thiere zu erniedrigen, und ihn oft zu Verbrechen zu verleiten. Die Vergnügungen des Menschen sind nur der menschlichen Natur gemäß, wenn sie mit der Vernunft, die alle Handlungen unsers Lebens regieren und führen muß, übereinstimmen. Der Mensch ist nur vom Thier verschieden, weil er Vernunft besitzt; er unterscheidet sich nicht von demselben, wenn er keinen Gebrauch von seiner Stärke, von seinen Einsichten und von seiner Vernunft macht, um sich ein dauerhaftes Gute zu verschaffen, das er allezeit einem augenblicklichen Vergnügen vorziehen muß.

Die Liebe, die sich bloß auf das Geld einschränkt, oder das Laster, das man den Geiz nennt, vernichtet Wohlgewogenheit, verhärtet das Herz, trennt den Menschen und macht ihn oft unmenschlich. Der Geizige lebt nur für sich selbst, oder vielmehr für sein Geld, dem er die Thorheit hat, sich selbst aufzuopfern. Grausam gegen sich selbst, wie würde sich seine Hand aufthun können einem andern zu helfen? Der Geizige wird erst durch seinen Tod nützlich, der allein die von ihm gehemmte Cirkulation wieder herstellen kann. Die Leidenschaft für Reichthümer, die so viele Völker in aller Herzen so reizend aufzustellen scheinen, geht offenbar dahin, die Bande der Gesellschaft aufzulösen, Hochherzigkeit auszuschließen, das Herz zu engen,

seine Seelen zu machen, und das wahre Gefühl der Ehre zu ersticken. Die Habsucht der Fürsten ist die wahre Quelle der Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die sie an ihren Unterthanen verüben. Der Geiz der Bürger ist die wahre Ursache des Diebstahls, des Raubes, der Betrügereyen und der Spaltungen, die wir überall herrschen sehen.

Wenn der Geiz ein Laster ist, das uns oft zu Verbrechen verleitet; so ist die Verschwendung nach ihren Würkungen, die sie erzeuget, oft ein sehr verdammungswerther Fehler. Ein verschwenderischer Fürst ist eine Geißel für sein Volk; gemeinhin wird er höchst ungerecht und grausam, um seinen Verschwendungen Vorschub zu verschaffen. Um ein Verschwender zu seyn, sieht man so viele Menschen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten begehn. Geiz und Habsucht dienen der Verschwendung zum Unterhalt.

Die Undankbarkeit ist offenbar eine ungerechte, verhaßte, und schädliche Beschaffenheit, die ihren Grund in einem Hochmuthe, oder in einer Unempfindlichkeit und Zuchtlosigkeit hat. Die Undankbaren tragen selbst dazu bey, Freyerdigkeit, Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, diese der Gesellschaft so nützliche Eigenschaften, zu ersticken. Es giebt wenige Leute, die den Muth haben sich Undankbare verbindlich zu machen. Giebt es wohl eine sonderbarere Gemüthsbeschaffenheit, als die eines übel organisirten und gebildeten Menschen, der die Hand schlägt oder zurückstößt, die ihm Hülfe anbietet?

Der Neid, die unglückliche Quelle so vieler Bösen, ist eine unter den Menschen sehr gewöhnliche

Gemüthsbeschaffenheit; sie scheinen neidisch und eifersüchtig gebohren zu werden. Die Gerechtigkeit ist das Mittel wider den Neid. Kann wohl dem Geiste der Gesellschaft irgend etwas mehr zuwider seyn, als der Wahrnehmung der Glückseligkeit seiner Mitgenossen sich zu betrüben und Schmerzen zu leiden, um so mehr da uns alles auffordert selbst zu ihrer Glückseligkeit beyzutragen? Der Neider martert und quält sich selbst unbarmherzig; er ist ein Beyer, der sich zerreißt, und aus dessen mit Geschwüren angefüllter Brust, nur Schmähungen, Verläumdungen, Aufhetzungen, Verkleinerungen und Haß fließen. Von der Billigkeit im Zaume gehalten und von der Vernunft geleitet, wird der dem Menschen so natürliche Neid eine der Gesellschaft nützliche Nacheiferung, die Thätigkeit, Fleiß, Talente und Genie hervortreibt. So kann man also den Neid selbst zum Besten der Menschen kehren, wenn er von der Regierung geleitet wird. Auszeichnungen, Belohnungen, Ehrenbezeugungen sind Mittel, unter den Bürgern eine dem Publikum nützliche Nacheiferung zu erregen.

Da die Wahrheit der Gesellschaft nothwendig und nützlich ist, so muß ihr die Lüge wißfallen. Wenn Aufrichtigkeit, Ungezwungenheit, Freymüthigkeit — Zutrauen und Zuneigung erwecken; so erregen Falschheit, Doppelzüngigkeit, Hinterlist, Schelmerey, Betrügerey, Heucheley, Verstellung und Schmeicheley, — Mißtrauen und Zurückhaltung. Treulosigkeit, Verläumdung, Schelmerey und Verrätherey werden in allen Gesellschaften für Verbrechen gehalten. Der Lügner verräth sich durch Furcht; der immer feige Bösewicht zittert entlarvt

zu werden; der rechtschaffene Mann fürchtet sich nicht sich zu zeigen. Unterstützt von dem gerechten Vertrauen, das die Tugend giebt, erniedrigt er sich nicht bis zum Betrug. Ein aufrichtiges und ehrbares Betragen ist allein im Stande edlen Muth und gewisse Zuversicht einzuflößen. Das unruhige und furchtsame Laster sucht sich immer zu verbergen. Was für Mühe geben sich doch die Bösen, um nicht so gesehen zu werden, als sie würklich beschaffen sind! Theologen, die keine wahre Principien der Moral haben, behaupten, daß man niemals lügen müsse, selbst denn nicht, wenn es auf die Wohlfahrt der ganzen Welt käme *). Haben denn die Unsinnigen nicht gesehen, daß der, welcher, indem er alle Menschen retten könnte, sie alle umkommen ließe, offenbar der dummste oder lasthafteste Mensch seyn müßte? Die Lüge ist nur ein Uebel, weil sie sich der Wohlfahrt der Gesellschaften entgegensetzt; könnte es nützlich seyn das menschliche Geschlecht zu betrügen; so würde die Lüge eine Tugend seyn. Die gerechte Vertheidigung des Vaterlandes, eines Vaters, eines Freundes, unserer selbst, wider hinterlistige Nachstellungen eines Feindes, eines Tyrannen, und eines Bösewichts, macht die Lüge sehr rechtmäßig. Die dem menschlichen Geschlechte immer nützliche Wahrheit kann bisweilen einigen einzelnen Menschen schädlich seyn. Diese Wahrheit kann jedesmal verschwiegen bleiben, so oft daraus für unsere Mitgenossen ein Uebel entstehen könnte. Die Verläumdung, die man oft mit dem

*) Dieß ist die Meynung des heiligen Augustins.

rem Mantel der Liebe zur Wahrheit bedeckt, ist ein wahres Uebel. Was würde aus einer von schwachen Menschen zusammengesetzten Gesellschaft werden, in welcher sich unter dem Vorwande frey und aufrichtig zu seyn, ein jeder für verbunden hielt, die Mängel und Gebrechen derer, mit denen er Umgang hat, bekannt zu machen, oder wenn er sich ein Gewissen daraus machte, das was er davon weiß, für sich zu behalten? Unbedachtsamkeit und Verläumdung sind oft so strafbarer als Meuchelmord. Verläumdung verräth immer ein neidisches und rachsüchtiges Gemüth, oder einen leichtsinnigen Menschen.

Wenn die Klugheit eine auf Erfahrung gegründete Tugend ist, die uns die Folgen unserer Handlungen für uns selbst und für andere zeigt; so müssen wir Unvorsichtigkeit, Leichtsinnigkeit, Unachtsamkeit, welche ein Vergessen, eine oft strafbare Sorglosigkeit und eine sehr strafbare Verachtung gewisser Dinge voraussetzen, mit welchen uns zu beschäftigen wir verbunden sind, — auf die Liste der Mängel, der Laster, und bisweilen der Verbrechen setzen. Der würkliche gesellige Mensch beobachtet sich selbst, denkt über sein Betragen nach, um mit dem Betragen seiner Mitgenossen einstimmig zu seyn. Eine jede vernünftige Gesellschaft ist auf die Begierde zu gefallen, und auf die Furcht denen zu mißfallen, mit denen man verbunden ist, gegründet. Wenige Menschen würden den Muth haben, Böses zu thun, wenn sie wüßten, in welchem Grade ihr Betragen sie hassenswerth machen muß.

Es ist sehr schwer oder gar unmöglich aus einem verdorbenen Menschen oder aus einem Thoren einen

rechtschaffenen Mann zu machen. Unwissenheit ist ein Uebel; Mangel des Nachdenkens, Zerstreuung, Unbesonnenheit, Leichtsinnigkeiten, sind Beschaffenheiten, die der Moral schädlich sind. Unerfahrenheit und Leichtsinnigkeit sind weit mehr als studirte oder vorbedachte Bosheit, die Ursachen der Uebel, mit denen wir belastet sind. Die Menschen sind weit unbesonnener, unwissender, und schwächer als boshaft. Ihre Unerfahrenheit macht sie der Gesellschaft lästig und schädlich. Man muß sie also zum Nachdenken bringen, ihnen der Beschäftigung würdige Gegenstände vorhalten, ihnen die Folgen ihrer Thorheiten fühlbar machen, ihnen beweisen, daß ihre Mängel, Gewohnheiten, Nachlässigkeiten in Verbrechen ausarten können, über deren bloße Vorstellung sie erschrecken würden, wenn sie darüber nachdenken wollten. Die Unwissenheit ist offenbar die Quelle des moralischen Uebels.

Obgleich unsere Mängel und Gebrechen nicht immer so traurige Folgen haben, als unsere Verbrechen; so tragen sie doch mehr oder weniger dazu bey, uns denen unangenehm zu machen, welche die Würkungen davon empfinden. Diese Würkungen machen leichte Stiche, die oft wiederholt, endlich sehr tief verwunden. Genaue Bekanntschaft erzeugt nur deshalb so oft Widerwillen, Verachtung und Haß, weil die Menschen auf die Betragen nicht Achtung geben. Sie vergessen alle Augenblicke, daß sie suchen müssen sich unter einander gefällig zu machen, und freundlich zu werden, was das gute Vernehmen und die Einigkeit stören könnte, die unter ihnen, um sich das Leben wechselseitig angenehm zu machen, herrschen müssen.

Der

Der geselige Mensch muß sein Betragen an den Richterstuhl der Vernunft ziehen, über sich selbst nachdenken, und die Folgen aller seiner Handlungen erwägen. Die Gewohnheit mit sich selbst umzugehen, ist nothwendig, wenn man von andern geliebt seyn will. Die Kunst oder das Vermögen die Verhältnisse unter einander imgleichen mit unsern Pflichten, und unserem wahren Interesse leichte und geschwinde zu verbinden, ist das, was man moralischen Instinkt nennt. Wer sich gewohnt hat den blinden Antreibungen einer unbedächtigen Natur zu widerstehen, der widersteht derselben ohne Mühe, und folgt leicht der erleuchteten Natur. Er verscheucht selbst sorgfältig von sich alle unehrbare Gedanken, die sein Herz mit dem Verbrechen oder mit der Unordnung vertraut machen können. Die Fertigkeit im Laster ist niemals etwas anderes, als das sehr oft im Sinne gehabte, gedachte, wiederholte und in Bedürfniß verwandelte Laster. Unehrbare Gedanken machen uns mit unehrbaren Handlungen vertraut. Das erste Laster zieht fast nothwendig das zweyte nach sich.

Die wahre Moral kann nur die Frucht der Reife der Gesellschaften und der einzelnen Menschen seyn. Fortgang der Aufklärung und des immer mehr verbreitenden Lichts kann sie allein beschleunigen. Bis dahin wird die Vernunft einem jeden, der sie würdigt sie zu befragen, lebhaft vorstellen, daß das Verbrechen immer verhaßt, das Laster immer verachtungswürdig ist, und sich mit dem Schaden des Lasterhaften selbst endigt, — daß Wachsamkeit über seine Mängel und Neigungen, geselligen Wesen nothwendig sind, — daß die wahre Größe und die wahre

Erhabenheit der Menschen über andere, nur in der Tugend bestehen kann, — daß das Laster uns selbst erniedrigt, und daß Nützlichkeit allein uns Rechte auf unsern Mitmenschen geben könne.

Zwölftes Hauptstück.

Ursprung der Gewalt, des Ranges, der Würden und des Unterschiedes.

Billigkeit sowohl als Interesse der Gesellschaft, die sich niemals von einander trennen können, erfordern, daß man die, welche ihren Mitmenschen am nützlichsten sind, ehre, belohne und achte. Eine vollkommene Gleichheit unter den Mitgliedern einer Gesellschaft, würde eine wahre Ungerechtigkeit seyn. Die Vortheile, die jemand andern verschafft, sind die natürlichen Quellen des Ranges und des Unterschiedes unter den Bürgern. Die Nützlichsten von allen müssen auch des allgemeinen Besten wegen, am meisten geliebt, geachtet und belohnet werden. Macht, Ehre, Reichthum, Lob, Ruhm, Ehrenstellen, Titel und Würden sind Belohnungen, die eine dankbare Nation derjenigen schuldig ist, die ihr nützlichere Dienste leisten als andere.

Das ist der natürliche, vernünftige und gerechte Grund des politischen Regiments und der Ordnung. Das ist die rechtmäßige Ursache der Ungleichheit, welche

welche die Regierung unter den Mitgliedern eines Staatskörpers festsetzen muß. Wenn alle Bürger eines Staats gleich seyn sollten, so müßten sie auch dem Staate gleich nützlich seyn. Der billige Fürst muß nothwendig der erste Bürger, und der wachsame, rechtschaffene und treue Minister der erste und größte Unterthan seyn.

Wie partheyisch wir aber auch gegen uns selbst seyn mögen, oder wie auch die Furcht beschaffen seyn mag, andere über uns zu sehen; so sind wir doch gezwungen zu erkennen, daß wir unter denjenigen stehen, die nützlicher als wir sind, oder die der Gesellschaft oder uns selbst Vortheile verschaffen, die zu verschaffen oder zu erhalten wir uns unfähig fühlen. Dies ist der natürliche und rechtmäßige Ursprung der Gewalt und der Abhängigkeit. Von jemanden abhängen, heißt das Bedürfniß erkennen, das wir davon zu unserer eigenen Wohlfarth haben. Die Gewalt besteht in dem Rechte unsere Handlungen zu regieren, welches wir in der Person derjenigen billigen, die wir fähiger halten als uns selbst uns die Glückseligkeit zu verschaffen. Abhängigkeit, Ehrerbietung und Gehorsam ohne Nutzen, ist wahre Knechtschaft. Gewalt, die kein Gutes verschafft und sich nur auf Gewaltthätigkeit gründet, ist eine Ungerechtigkeit, eine Tyranney, der sich die menschliche Natur alle Augenblicke widersetzt.

Das Recht die Handlungen der Mitglieder zu regieren, erhält die Gesellschaft nur Kraft der Vortheile, welche zu erhalten sie selbige in den Stand setzt; daher die Gewalt einer Nation über ihre Bürger nur auf das Gute gegründet werden kann, das sie ihnen verschafft.

Die

Die höchste Gewalt kann nur auf die Gewalt der Gesellschaft gegründet werden, und diese kann ihren Anführern oder Obersten nur die rechtmäßigen Rechte bewilligen, die sie selbst besitzt. Der Gehorsam eines Volkes gegen seine Beherrscher kann nur die Vortheile zum Bewegungsgrund haben, die es von ihnen zu erwarten berechtigt ist.

In einer jeden Gesellschaft übt ein Theil Bürger über andere eine Gewalt aus, welcher diese ihres eigenen Vortheils wegen, sich zu unterwerfen verbunden sind. Diese Unterwürfigkeit ist gerecht und vernünftig, weil sie die Wohlfarth zum Endzweck hat, die zu erhalten die rechtmäßige Gewalt gemacht ist. Das sind die natürlichen Gründe der Gewalt der Großen über die Kleinen, der Reichen über die Armen, der Väter über ihre Kinder, der Männer über ihre Weiber, der Herren über ihre Knechte. Die Großen im Staate sind bloß deshalb über andere erhaben, weil sie ihr Rang, ihr Ansehn, ihre Verhältnisse in den Stand setzen ihre Mitbürger zu beschützen. Das Ansehn der Reichen gründet sich auf die Mittel, die ihnen der Reichthum giebt Unglücklichen zu helfen; der Geizige besitzt nichts, was ihn über den Armen erheben könnte. Die väterliche Gewalt beruhet auf den Vortheilen, welche sie den ihnen unterworfenen Kindern gewähret. Die Gewalt des Mannes über sein Weib gründet sich auf das Vermögen sie zu vertheidigen, auf Zärtlichkeit, auf Erfahrung u. s. w. Das Ansehn des Herrn über seine Knechte stützt sich auf die Mittel, die er ihnen zu ihrem Unterhalt verschafft. Von welcher Art und Natur Ansehn und Gewalt seyn mögen, so können sie doch immer nur den Nutzen,

das

das Gute, das sie den Menschen verschaffen, kurz, die Tugend zur Grundlage haben. Aus Mangel der Achtsamkeit auf diesen so deutlichen Grundsatz rührt es her, daß die Gesellschaft mit Tyrannen und Unterdrückern angefüllt ist, die, statt sich glücklich zu machen, nur eine Gewalt ausüben über Sklaven, die von der Natur gezwungen werden, sich gegen das sie unterdrückende Joch zu empören.

Die Macht besteht in dem Besitze der Kräfte oder der nothwendigen Mittel andere Menschen zu nöthigen ihren Willen mit dem unsrigen zu vereinigen. Die rechtmäßige Gewalt ist diejenige, welche andere durch die Vorstellung ihrer eigenen Glückseligkeit bestimmt, sich nach unsern Absichten zu bequemen. Diese Gewalt wird aber Gewaltthätigkeit, wenn sie ohne Vortheil für uns oder gar zu unserem Nachtheil uns verbindet uns dem Willen anderer zu unterwerfen.

Im Gefolge der Liebe, welche jeder Mensch gegen sich selbst hat, beachrt er natürlicher Weise Gewalt zu haben, das heißt, im Stande zu seyn, auf die Glückseligkeit anderer einen Einfluß zu haben, in der Absicht um sie zu nöthigen zu seiner eigenen Glückseligkeit beyzutragen. Das ist die natürliche Quelle des Ehrgeizes, der Begierde nach Ansehn, Reichthümern, Würden, Talenten, Achtung, Ruf ꝛc. kurz, nach allen den Dingen, die uns über unsere Mitbürger erheben, oder die sie bey unserer persönlichen Glückseligkeit interessiren können.

Der Ehrgeiz ist eine natürliche und lobenswürdige Eigenschaft, wenn er die gemeine Glückseligkeit zum Gegenstande hat, wobey sich jeder Bürger

der interessirt finder. Die Begierde nach Reichthümern ist natürlich, weil Reichthum uns in den Stand setzt uns eine große Glückseligkeit zu verschaffen, wenn man nämlich die Kunst versteht einen guten Gebrauch davon zu machen. Die Begierde nach Ruhm und öffentlicher Achtung ist eine natürliche, rechtmäßige und lobenswürdige Eigenschaft, wenn sie uns reizet durch wahre und unsern Mitbürgern nützliche Eigenschaften ihre Beystimmung zu verdienen. Alle unsere Leidenschaften sind lobenswürdig, wenn sie von der Gerechtigkeit geleitet werden; alle unsere Leidenschaften werden Tugenden, wenn sie die Wohlfarth der Gesellschaft zum Gegenstand haben.

Die Begierde Gewalt zu üben, seine Stärke zu zeigen, andern empfinden zu lassen, was man vermag, oder daß man im Stande ist bey ihrer Wohlfarth mitzuwirken, ist eine der menschlichen Natur anhängende Neigung, woraus wir viel Gutes und viele Uebel entstehen sehen. Um uns seine Gewalt zu zeigen, oder mit seinen Kräften zu pralen, quält das Kind Thiere, die es in seiner Hand hat. Aus dem nämlichen Grunde werden oft Unterthanen von ihren Fürsten gequält, und Nachbarn mit Krieg überzogen *). Aus eben diesem Grun-

*) Tacitus erzählt, daß Nero, als er Soranus umbringen lassen wollen, sehr genau die Zeit in Acht genommen habe, als Tyridates zu Rom gewesen; und, wie er sagt, ihm durch den Tod der Großen die ungeheuere Gewalt eines Kaisers zu zeigen. S. Tacit. Annal. Lib. XVI. Cap. 23.

Grunde unterdrücken sehr oft die Großen die Kleinen, die Väter ihre Kinder, die Herrn ihre Diener u. s. w. Um seine Kräfte zu zeigen, unternimmt der Mann von Kopf große Dinge, ja er wagt sich bisweilen an das Unmögliche. Man fordere einen Menschen heraus, eine gewisse Sache zu thun, und sogleich wird er sich sehen lassen wollen und unglaubliche Kräfte anwenden, um uns zu zeigen, daß er stark genug ist sie zu thun; hat seine Seele Schnellkraft, so wird er sich selbst in Lebensgefahr begeben, um uns seine Gewalt zu beweisen. Doch was sage ich! Der Mensch für sich allein will sich selbst seine Gewalt beweisen oder seine Kräfte zeigen; er betrübt sich, wenn er nicht fort kann, wenn er auch selbst keine Zeugen seines schlechten Fortganges hat. Er verachtet sich wegen des Mangels seiner Kräfte. Das ist es, warum Gefahr für den Menschen, Anreizung und Anmuth hat. Er will seinen Muth zeigen indem er ihrer trotzet, und zeigt damit entweder sich selbst, oder andern die Kraft und Standhaftigkeit seiner Seele. Jeder widrige Ausgang ist ein Zeichen der Schwachheit.

Abhängigkeit ist immer ein Geständniß des eigenen Geringerseyns, daher wir mit Mühe die Vorzüge anderer ertragen. Wir lieben sie nicht weil sie stärker sind als wir; wir sehen es ungerne, daß sie Herrn unserer eigenen Glückseligkeit sind; wir sähen es immer lieber wenn wir Herren der ihrigen wären, es sey nun, weil wir besorgen, daß sie den Willen andrer nicht zu dem Zwecke hinleiten, der unsern Wünschen entspricht, oder weil wir glauben, daß niemand besser wisse als wir selbst, was dazu gehört, glücklich zu seyn. Dies ist die Quelle der

Begierde, die alle Menschen haben, ihre Gewalt über andere ausüben zu können, und des Widerwillens, den sie gegen alle Gewalt haben, die man gegen sie ausübt. Die Liebe zur Gewalt so wie zur Unabhängigkeit und Freyheit, sind dem Menschen anhängende Leidenschaften, die nur dem Guten weichen müssen, das man uns thut, und das wir uns selbst zu verschaffen, für unfähig halten.

Die Freyheit besteht in der Gewalt die Mittel zu ergreifen, die wir zur Erlangung unserer Vergnügungen und derer Güter, die wir wünschen, für nothwendig halten. Frey seyn heißt, in unserm Bestreben nach Glückseligkeit kein Hinderniß finden. Mißbrauch der Freyheit heißt Ausgelassenheit, die nicht nur die Gesellschaft beunruhigt, sondern auch selbst dem, der sie ausübt, schädlich ist: daher der Mensch, ob er gleich mit Ungeduld das Joch trägt, und nach einer unengeschränkten Unabhängigkeit strebt, seines eigenen Vortheils wegen gezwungen ist, sich der Ausgelassenheit zu enthalten, die ihm selbst nachtheilig seyn würde, und sich dem Joche des Gesetzes zu unterwerfen, das ihn gegen die Ausgelassenheit und Freyheit anderer und gegen eigene Unvorsichtigkeit beschützt. Jeder vernünftiger Bürger, das heißt, jeder, der seinen wahren Vortheil kennt, wünscht und begehrt Freyheit; allein er thut auf das gefährliche Vermögen, Ausgelassenheit zu begehen, die ihn zu seinem eigenen Verderben führen würde, von ganzem Herzen Verzicht. Ausgelassenheit ist, wie wir in der Folge sehen werden, den Fürsten und den Unterthanen gleich schädlich.

Selbst in demjenigen Zustande, den wir den Stand der Natur nennen, wenn der Mensch ganz allein

allein lebt, ist er gezwungen zu erkennen, daß der Gebrauch seiner Gewalt Grenzen habe. Will er sich erhalten: so muß er sich des unmäßigen Gebrauchs solcher Dinge enthalten, die seiner Gesundheit schädlich sind, oder seine Kräfte schwächen und zu Grunde richten könnten. Ein Wesen kann nur in so fern verständig und vernünftig genannt werden, als es die wahren Mittel ergreift sich glücklich zu machen, das Gute vom Schädlichen, und das dauerhafte Interesse von einem bald vorübergehenden zu unterscheiden weiß. Frey seyn, heißt nicht thun, was man will, sondern heißt das thun, was zur dauerhaften Glückseligkeit beytragen kann.

Die Liebe der Menschen zur Unabhängigkeit, und die Mühe, womit sie sich einem jeden Zwange unterwerfen, beweisen, daß sie von andern einen Mißbrauch ihres Vorzuges besorgen, oder daß diese ihn gar auf eine ihre Eigenliebe kränkende Weise gebrauchen möchten. Aus diesem Grunde rührt es her, daß die Menschen über ihre Armuth erröthen und sie andern sorgfältig verbergen, aus Furcht von ihnen verachtet zu werden. Kurz, wir fürchten uns immer unsere Schwäche zu zeigen, in der Meynung, daß andere daraus Vortheile ziehen möchten, uns herab zu würdigen, oder uns ihre Gewalt auf eine kränkende Weise fühlen zu lassen. Das ist die Ursache, warum so viele würklich elende Menschen suchen glücklich zu scheinen, und sich oft in der Idee, daß andere sie für reich halten sollen, völlig zu Grunde richten. Selbst das Mitleiden beleidigt diejenigen, die Gegenstände desselben sind, weil man voraussetzt, daß es immer mit Verachtung verbun-

den sey. Es giebt Leute, die man ohne Gefahr nicht beklagen darf.

Da haben wir die natürliche Quelle des Neides, der Eifersucht, der Nacheiferung, und selbst der Undankbarkeit, die wir in der Gesellschaft herrschen sehen. Sie tadeln die Würkungen des Hochmuths, welche Gewalt, Reichthümer, Ansehn und Talente aufreizen müssen. Oft ist der Mensch undankbar, weil er in seinen Wohlthäter seinen Herrn zu sehen glaubt; er will sich gern von der Abhängigkeit frey machen, worin er sich wegen des empfangenen Guten gegen seinen Geber befindet. Das allgemeine Interesse, welches verlangt, daß man die Quelle der Wohlthaten nicht verstopfe, verdammt die Undankbarkeit. Das Interesse des Undankbaren selbst verdammt die Undankbarkeit, weil er durch sein Betragen die Gewogenheit und das Wohlwollen desjenigen erstickt, der auf seine Dankbarkeit ein Recht hatte. Seine Eitelkeit bringt ihn um einen Wohlthäter, um einen Freund.

Die Fürsten, die Großen und die Reichen, sind gemeiniglich undankbar, weil jeder Dienst und jede Wohlthat einem jeden Menschen einen Vorzug giebt, zu dem sich der Hochmuth des Empfängers nur mit Mühe bequemen kann, und diesen letzten in eine gewisse Art von Abhängigkeit setzt *). Ein jeder will den

*) Beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exolvi posse; vbi multum antevenere, pro gratia odium redditur. Tacit. Annal. Lib. IV. C. 18.

Caligula ließ Macron bloß umbringen, weil er ihm das Kaiserthum zu danken hatte.

den andern nur so wenig als möglich von seiner Unabhängigkeit einräumen, während, daß er wünscht, daß ihm andere ihre ganze Unabhängigkeit aufopfern müßten. Nur die Gerechtigkeit kann die Meynungen und Gesinnungen der Menschen berichtigen und ihnen ihre Pflichten anzeigen.

Gerechtigkeit und Vernunft sind die einzigen Mittel wider die niedrigen und verworfenen Gesinnungen, die selbst Gutthaten in den Herzen erzeugen. Die Eifersucht ist ein schmerzhaftes Gefühl unserer Schwäche in Vergleichung mit der Stärke oder dem Vorzuge anderer. Wer seine eigene Verdienste kennt, ist weder eifersüchtig noch neidisch. Der Neid ist der unfruchtbare Gram, den uns die Vorstellung von dem Vorzuge anderer verursacht. Er zeigt ebenfalls ein verstimmtes und eingeschrumpftes Herz, das seine eigene Schwäche zur Verzweiflung bringt. Seine Vortheile und Vorzüge, die man selbst hat, oder die man sich schmeichelt, erwerben zu können, ist man niemals neidisch.

Wir mögen uns nun für groß oder klein, stark oder schwach halten; so verpflichtet uns doch das Gefühl von Gerechtigkeit, die Vorzüge und die Rechte aller derer anzuerkennen, die mehrere Talente, mehrere Einsichten, mehrere Tugenden besitzen, oder die im Stande sind, den Menschen mehrere Vortheile zu verschaffen als wir.

Die Kunst den Menschen Gutes zu thun, ist eine schwere Kunst. Es hält schwer sich jemand verbindlich zu machen, ohne seine Eigenliebe, seine Eifersucht und seinen Neid aufzuwecken und in Unruhe zu bringen. Jede Gunstbezeigung scheint dem, der

sie empfängt, seine Schwäche und die Gewalt desjenigen, der sie erweiset, zu zeigen. Jeder Mensch, der eine Wohlthat empfängt, hält sich für erniedrigt, und erröthet über seine Niedrigkeit. Der Arme sieht, daß er von der ganzen Welt abhängt; er befürchtet nichts zu haben, was andere bewegen könnte, an seinem Schicksale Antheil zu nehmen. Sehr oft ist es der Fehler dessen, der Wohlthaten erzeigt, wenn er nur Undankbare macht; denn seine Wohlthat enthält oft Schmach, Verachtung und harte Beleidigung. Der rechtschaffene Mann fürchtet sich nicht Undankbare zu machen; ihm genügt es seine Rechte zu kennen; er beruhigt sich das Gute gethan zu haben, da er versichert ist, die Belohnung davon in dem Bewußtseyn seines Vorzugs, in der Vorstellung von seiner Gewalt und in einem innerlichen Vergnügen, das ihm die Ungerechtigkeit der Menschen nicht rauben kann, zu finden.

Der Undankbarkeit der Menschen ungeachtet, erwirbt sich doch der, welcher ihnen wahrhaftig nützlich ist, gegründete Rechte über sie, die durch nichts vernichtet werden können.

Wenn das den Menschen erzeigte Gute auf ihre Achtung, ihre Dankbarkeit ein Recht giebt und den Grund aller rechtlichen Gewalt wird; so muß das ihnen erzeigte Böse alle jene Rechte vernichten. Die Gesellschaft kann ihrer eigenen Sicherheit wegen auf die gerechteste Weise diejenigen vertreiben und absondern, die ihren Absichten Hindernisse in den Weg legen, und diejenigen bestrafen, welche sie in ihrer Glückseligkeit stöhren. Einen bestrafen heißt ihm die Glückseligkeit und die Vortheile, die er begehrt, nehmen. Wenn ein jeder von einem Feinde angefallen

fallene Mensch, das Recht hat, sich zu vertheidigen; so muß die Gesellschaft ohne Zweifel das nämliche Recht haben. Jeder Bürger, der ihr Uebels thut, der ausgelassen ist, der sich die Gewalt anmaßt ungerecht zu seyn, wird der Feind aller anderer, und kann nach den Gesetzen, welche verordnen, die Stärke aller, der Stärke desjenigen entgegen zu setzen, der alle betrieget, mit Recht bestraft werden. Wer seinen Nebenmenschen schadet, der zerreißt das Band der Gesellschaft, und hat kein Recht mehr auf den Schutz der Gesetze. Der Fürst selbst, dessen Gewalt keinen andern Grund hat, als die Vortheile, die er dem von ihm regierten Volke verschafft, verliert alle seine Rechte, und hat keine Unterthanen mehr, sobald er die Pflichten der Billigkeit verletzt.

Menschliche Gesetze können nur öffentliche und sichtbare Verbrechen bestrafen; bis auf verborgene Laster und unbekannte Verbrechen erstreckt sich ihre Gewalt nicht. Indessen bleiben letztere deshalb doch nicht unbestraft. Der Mensch wird von der Natur selbst deshalb bestraft. Der Bösewicht ist immer in Furcht, dahingegen der rechtschaffene Mann mitten im Unglücke der Ungerechtigkeit der Menschen zum Trotz, die Achtung aller Rechtschaffenen genießt, und die Annehmlichkeiten eines guten Gewissens fühlet.

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Achtung, vom Gewissen, von der Ehre.

Der Mensch schätzt sich immer in Vergleichung mit andern. Sich schätzen, heißt seine Rechte, seinen Rath, seine Vorzüge kennen, sich seiner nützlichen Eigenschaften wegen, oder die man doch zu besitzen glaubt, glücklich schätzen, und sich über die Hochachtung freuen, die man sich von den uns umgebenden Wesen zu verdienen, einbildet. Einige schätzen sich ihrer Macht, ihrer Geburt, ihres Ansehns, ihrer Titel, ihrer Reichthümer wegen; andere wegen ihrer Schönheit, ihrer Talente und ihres Kopfs. Allein alle diese Vorstellungen sind auf die Kenntniß des Werths gesetzt, den die Menschen mit diesen Eigenschaften verbinden. Man setze einen Menschen, der sich dieser Dinge wegen hoch achtet, in eine Gesellschaft, wo sie unbekannt sind, und wo man keinen Werth darauf setzt, und er wird bald aufhören sich über Eigenschaften zu freuen, die ihm unnütz zu seyn scheinen. Man versetze einen auf seinem Adel stolzen Hofmann nach einer Republik, wo man nichts aus der Geburt macht, und er wird bald aufhören sich auf eine Sache etwas einzubilden, die ihm in einer Monarchie die Achtung und Ehrfurcht eines erstaunenden Pöbels zuwege bringen würde. Man bringe einen Gelehrten, einen Mann von Kopf, der sich auf seine Talente etwas zu gute thut, unter

Wilde

Wilde und Unwissende, woselbst er lächerlich scheinen wird, und sein Verdienst wird in seinen Augen gar bald verschwinden.

Der tugendhafte Mensch steht nirgend am unrechten Orte. Die Tugend ist in allen Ländern, zu allen Zeiten und bey allen Völkern nützlich. Ueberall wo es Menschen giebt, wird die Tugend geschätzt, weil ein jeder ihre Nützlichkeit fühlt. Der rechtschaffene Mensch hat also überall ein Recht auf die Achtung anderer, und kann überall das Vergnügen sich selbst zu schätzen genießen.

Viele Moralisten haben dem Menschen das Recht sich zu schätzen so wie das Recht sich zu lieben und die Zuneigung anderer zu suchen, rauben wollen. Einer schwärmerischen Moral, die sich bestrebt uns in dieser Welt unnütz zu machen, und die uns gern überredete, daß wir in einer unbekannten Welt die Belohnungen unserer guten Handlungen erwarten müssen, scheinen diese Gesinnungen zu fleischlich zu seyn. Allein es ist unmöglich die der menschlichen Natur anhängende Empfindungen zu vernichten. Er liebt sich und wünscht geliebt zu werden, um sich noch mehr lieben zu können; er begehrt die Achtung anderer um in seinen eigenen Augen desto schätzenswürdiger zu seyn, und er frohlockt, sein Urtheil durch die Beystimmung anderer bevestigt zu sehn. Durch den Beyfall, den man ihm giebt, wird sein Geist unterstützt.

Den Menschen das Verlangen rauben, ihren Nebenmenschen zu gefallen, oder den Ehrgeiz nehmen, ihre Gewogenheit und ihre Zustimmung zu verdienen, heißt offenbar alle gesellschaftliche Tugen-

den in ihnen ersticken. Nur indem man sich nützlich und angenehm macht, kann man die Zuneigung anderer verdienen. Uns also befehlen, daß wir dieser Zuneigung entsagen sollen, heißt uns verbieten tugendhaft zu seyn. Verbannt aus der ehelichen Verbindung, aus den Familien, aus der Freundschaft, aus dem täglichen Umgange, den Eifer zu gefallen, und ihr werdet alle Annehmlichkeiten des Lebens zugleich mit verbannen. Sagt einem Fürsten, daß er die Schätzung und Zärtlichkeit seines Volks nicht suchen solle, und ihr werdet gar bald aus ihm einen abscheulichen Tyrannen oder wenigstens einen Fürsten machen, dem die Wohlfarth und Glückseligkeit seiner Unterthanen vollkommen gleichgültig ist. Vernichtet in den thätigen und mit Spannkraft erfüllten Seelen die Begierde nach Ehre und Ruhm, die in nichts anderm als in der Achtung und Schätzung anderer bestehn, und ihr werdet würklich den der Gesellschaft nützlichen Enthusiasmus vernichten. Die Unempfindlichkeit oder Apothie der Stoiker, die Gleichgültigkeit und Demuth der Christen taugen zu weiter nichts, als alle Tugenden auszurotten. Wollte man sie in Ausübung bringen, so würden sie die Begierde, sich in den Augen der Menschen hervorzuthun und ihre Achtung zu verdienen, in aller Herzen ersticken.

Verlangen, daß der Mensch die Achtung seiner selbst und anderer fahren lasse, heißt ihm den stärksten Bewegungsgrund, tugendhaft zu seyn, rauben. Dem Menschen das Recht nehmen, sich über das Gute, das er thut, zu freuen, heißt begehren, daß er gegen sich selbst ungerecht sey. Sich nützlicher

Hand

Handlungen wegen lieben und hochschätzen, ist ein Werk der Billigkeit *).

*) Die Theologen sagen uns, daß der Mensch für sich allein unfähig sey Gutes zu thun; daß es Gott sey, der ihm die Gnade gäbe Gutes zu würken, und daß der Mensch, wenn er sich über seine lobenswerthe Handlungen selbst freuen wollte, Gott die schuldige Ehre rauben würde. Aber, welche auch die Quelle guter Eigenschaften seyn mag, so ist es doch gewiß, daß wenn er sie besitzt, er nicht hindern kann zu wissen, daß er sie besitzt, daß er ihrer froh wird, daß er sich deshalb Glück wünschen und mit sich selbst zufrieden seyn kann. Obgleich der Hofmann seine Titel und seinen Posten von seinem Fürsten hat, so kann er doch nicht ignoriren, daß er sie würklich besitze. Er wünscht sich Glück, und freut sich darüber, weil er sich dadurch in den Augen anderer unterscheidet. Man betrachte nun die guten Eigenschaften oder Tugenden als Würkungen ihrer Natur, ihres Temperaments, ihrer Erziehung u. s. w. oder als eine Gnade Gottes, so kann der Besitzer derselben, ohne närrisch zu seyn, doch nicht ignoriren, daß er Eigenschaften an sich habe, die ihn andern angenehm und werth machen, und worüber er also ein Recht hat sich freuen zu können. Man sieht hieraus, daß die christliche Demuth ein bloßes Hirngespinste ist, und daß, wenn sie möglich wäre, sie ungerecht und ungereimt seyn würde.

Wir behaupten demnach, daß der rechtschaffene Mensch berechtigt ist sich selbst zu schätzen und nach der Achtung und Liebe derer, auf welche sein Betragen Einfluß hat, zu streben. Der Mensch, der andern die Achtung, die er für sich selbst hat, auf eine sie beleidigende Art, empfinden läßt, sie erniedrigt, und sie kränkt, ist ein ungeschickter Wohlthäter. Er verliert dadurch selbst die würklichen Rechte, die er auf sie haben konnte. Hochmuth, Stolz, Anmaßungen sind Würkungen einer Thorheit, weshalb wir nicht sehen können, daß man sich andern unangenehm macht, wenn man sie ihre Niedrigkeit fühlen läßt. Eitelkeit ist die Achtung seiner selbst, oder die Vorstellung seines Vorzugs, der auf unnütze oder auf solche Vortheile gegründet ist, die wir in der That nicht besitzen. Eitel seyn, heißt sich selbst schätzen, oder närrischer und eingebildeter Vorzüge wegen, die statt Achtung zu erwerben oft nur Verachtung bringen, auf die Schätzung und Hochachtung anderer Anspruch machen. Aber die auf Tugend, nützliche Talente, wahre Wohlthaten gegründete Selbstschätzung, ist eine rechtmäßige Belohnung, die sich der Mensch selbst schuldig ist. Die Tugend ist leider mehr als zu selten auf Erden; und sie würde es noch mehr seyn, wenn sie nur im Himmel sollte belohnt werden. Diejenigen, welche den Lohn ihrer Handlungen nur in einer andern Welt erwarten, oder die bloß Gott gefallen wollen, bekümmern sich gemeiniglich sehr wenig um den Beyfall der Menschen. Sie thun nichts diesen Beyfall zu verdienen und haben gewohnlich von der gesunden Moral und von wahren Tugenden, sehr falsche, sehr dunkele und sehr übele Begriffe.

Welches auch unser Schicksal in der Zukunft seyn mag, wird uns in der würklichen Welt, in der wir uns befinden, die wahre Moral immer auffordern uns selbst zu lieben, die Achtung anderer und unserer selbst zu suchen, und sie durch nützliche und würklich lobenswürdige Handlungen zu verdienen. Das sowohl bey sich als bey andern schätzen, was würklich gut und lobenswürdig ist, heißt vernünftig urtheilen, sich Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sich des Guten wegen, das man gethan hat, verachten, würde die Ungerechtigkeit mit der Ungereimtheit verbinden heißen.

Laßt uns also die Menschen auffordern sich in den Stand zu setzen, Achtung, Ehrfurcht und Liebe gegen sich selbst mit Recht hegen zu können. Wer sich selbst verachtet, oder sich um die Achtung anderer nicht bekümmert, kann nur ein schlechter und sehr böser Mensch werden. Dies ist die Gemüthsbeschaffenheit, woraus Niederträchtigkeit, Schmeicheley, sträfliche Gefälligkeit, und eine Menge abscheulicher Handlungen entstehen. Die Verachtung seiner selbst ist fast die Quelle aller Verbrechen, der Hofleute und des Pöbels. Was wird aus der Tugend eines Weibes, wenn es aufhört für sich selbst Achtung zu haben, oder wenn es sich über das vernünftige Urtheil der Welt wegsetzt. Jeder Mensch, der sich selbst verachtet, säumet nicht sich auch in den Augen anderer verächtlich zu machen.

Das gute Gewissen besteht in der Empfindung der Achtung unserer selbst, die auf das Zeugniß beruhet, das wir uns innerlich darüber geben, daß unsere Handlungen so beschaffen sind, daß sie uns auf die Achtung anderer ein Recht geben. Ob

wir

wir gleich natürlich für uns eingenommen sind; so wird es uns doch, wenn wir Vernunft und Erfahrung befragen, immer leicht seyn, ein billiges Urtheil zu fällen: denn die Betrachtung der Würkungen, die unser Betragen auf unsern Nebenmenschen hat, ist dazu hinreichend. Wir setzen uns alsdenn in ihre Stelle und beurtheilen uns so, als sie uns würden beurtheilen können. Das Gewissen ist mithin die Kenntniß der Würkungen, welche unsere Handlungen auf andere Menschen haben werden. Das gute Gewissen besteht in der Gewißheit, daß unsere Handlungen, von denen, auf welche sie Einfluß haben, gebilligt und geschätzt zu werden verdienen. Das böse Gewissen ist die Gewißheit oder Furcht ihren Haß oder ihre Verachtung durch unser Betragen verdient zu haben. Man sieht hieraus, daß das Gewissen keine Würkung eines Instinkts oder einer angebohrnen Empfindung ist, sondern daß es eine Würkung der Erfahrung und des Nachdenkens ist *).

Der

*) La buona coscienza e — il premio della riflessione. S. Dissertazione sulla felicità. Hutcheson behauptet, daß eine tugendhafte Handlung ihren ganzen Werth verliere, wenn sie nur in der Absicht den Beyfall seines eigenen Gewissens zu erlangen, verübt ist. S. Inquiry concerning virtue. Sect. II. Art. 4. Vernünftigere Sittenlehrer, lassen das höchste Gut in dem Beyfalle bestehen, den der rechtschaffene Mensch sich selbst giebt, wenn er sich bewußt ist seine Pflicht erfüllt zu haben. S. Harris Three Treatises et cet.

Der Abergläubige hält die Kenntnisse, die er von den Wirkungen seiner Handlungen auf die Gottheit zu haben glaubt, für sein Gewissen. So wie er aber von seinem Gotte bloß falsche und empörende Vorstellungen hat, die ihm von Menschen eingeflößt sind, deren Interesse es erfordert, Gott unter den Zügen eines ungerechten, eigensinnigen und grausamen Herrn, der oft der Natur, der Moral, der Vernunft widersprechende Dinge fordert, Dinge, die das Gewissen eines jeden vernünftigen Menschen in Schrecken setzen müssen, — darzustellen, so ist auch das Gewissen des Andächtigen irrig. Es erlaubt ihm oft, ohne Skrupel sich machen zu dürfen, Böses zu thun, und sich über eine Handlung zu freuen, die der Gesellschaft unnütz und oft sogar gefährlich ist. Dem fanatischen Andächtigen macht sein Gewissen, wegen seiner Intoleranz, seines Eifers, seiner Verfolgungen, Grausamkeiten, und seines aufrührischen und ungeselligen Betragens, keine Vorwürfe, weil er glaubt, daß der Himmel sein in den Augen der Vernunft, die der Andächtige niemals befragt, höchst tadelnswürdiges Betragen genehmige und hochschätze.

Wer über sich selbst ein richtiges Urtheil fällen will, der muß die Vernunft und nicht die Einbildungskraft oder die Schwärmerey zu Rathe ziehen. Wenn wir diese Vernunft zur Richtschnur nehmen, so lernen wir die Würkungen unserer Handlungen kennen; diese Kenntniß setzt uns in den Stand, uns entweder loßzusprechen oder zu verurtheilen, und uns nach Beschaffenheit der günstigen oder ungünstigen Gesinnungen, die wir bey andern erregt zu haben wissen, zu schätzen oder zu verachten. Mit

einem

einem Worte; wir sind entweder mit uns zufrieden, oder wir erfahren Furcht, Schaam und Gewissensbisse, — Empfindungen, die uns zwingen uns zu hassen, und die uns beständig von unserem unruhigen Geiste und unserer aufgebrachten Einbildungskraft von neuem ins Gedächtniß gebracht werden, das für uns ein einheimischer Feind geworden ist, von dem wir uns nicht loß machen können. „Wo „fliehen wir hin," sagt Antonin, „wenn wir „mit uns selbst unzufrieden sind!"

Die Religion scheint großentheils erdacht zu seyn den Menschen Aussöhnungen an die Hand zu geben, oder ihnen abgeschmackte und übernatürliche Mittel darzureichen, sich mit sich selbst wieder zu vertragen. In der That wendet jeder Mensch, der Böses gethan hat, unglaubliche Kräfte an, sich gegen sich selbst zu rechtfertigen. Es giebt keine Sophisterey und keine Ausflucht, die er nicht zu Hülfe nimmt, sich mit sich selbst wieder zu vertragen. Wer in Gesellschaft lebt und um sich her sieht, kann sich nicht entbrechen, sich selbst alle Augenblicke mit den nämlichen Augen zu betrachten, mit welchen er andere ansieht. Er kennt einen Richterstuhl, der trotz aller seiner Bemühungen und Anstrengungen, sich in ihm selbst aufrichtet. Indessen sind seine Urtheilssprüche gemeiniglich mehr nach der öffentlich angenommenen Meynung und den Vorurtheilen, als nach der Vernunft gemacht. Das Gewissen wirft uns gemeinhin nur solche Dinge vor, die wir von denen, die uns umgeben, gemißbilligt sehen. Einem von Schmeichlern umgebenen Fürsten, der sich eifrig bemühet, allen seinen Einfällen und Launen zu huldigen, macht sein Gewissen seiner Ausschweifungen

sungen wegen, gar keine Vorwürfe. Das Gewissen eines Hofmannes macht nicht, daß er über seine Niederträchtigkeiten, Intriguen, Treulosigkeiten, die das Beyspiel seiner Kameraden rechtfertiget, erröthet. Das Gewissen eines Schwärmers verdammt ihn nicht, daß er sich den Anfällen eines heiligen Eifers überlassen hat, den er von seinen geistlichen Führern genehmigt sieht. Sein Gewissen ist der schwärzesten Verbrechen wegen in Ruhe, sobald ihn sein Priester versichert, daß sie ihm von der Gottheit vergeben sind.

Ueber Dinge, welche die Menschen durch Gewohnheit, Beyspiel und Zustimmung anderer autorisirt sehen, erröthen sie fast niemals. Wir verspüren nur Schaam, Gewissensbisse, Traurigkeit oder Furcht über Handlungen, von denen wir glauben, daß sie mißfallen, oder die unsern Mitmenschen lächerlich, verächtlich oder strafbar scheinen. Eine Schande, die viele gemein haben, oder die über viele Köpfe vertheilt ist, wird für einen jeden von ihnen eine leicht zu ertragende Last. Ist die öffentliche Meynung verdorben; so machen wir uns am Ende aus Laster und Ehrlosigkeit einen Ruhm. Welcher Mensch erröthet wohl in einer verderbten Nation über Ausschweifung, Ehebruch und Modelaster? Sieht man nicht unter einer tyrannischen Regierung, den ungerechten Menschen, den Blutigel, den öffentlichen Räuber über ihre Verbrechen frohlocken, und ihren Raub unter den Augen eines mehr eifersüchtigen als über solche Boßheiten aufgebrachten Volks, unverschämt verprassen?

Alle diejenigen, die Gewalt in Händen haben, setzen sich gemeiniglich über Schaam und Gewissens-

vorwürfe sehr leicht hinweg; sie beunruhigen sich nur über den fehlgeschlagenen Ausgang ihrer Unternehmungen. Macht ihnen ja das Gewissen einige leichte Vorwürfe, so werden solche bald durch die Stimme der Schmeichler, die immer bereit sind ihre schrevendsten Ausschweifungen gut zu heißen und zu loben, erstickt. Außerdem erlauben ihnen rauschende Vergnügungen, Tumult ihrer Geschäfte und Zerstreuungen nicht, ernstlich nachzudenken. Die Fürsten und Großen besitzen gewöhnlich das Geheimniß ihr Gewissen zu beruhigen, indem sie allen denen, deren Murren sie in ihrer Ruhe stöhren könnte, Stillschweigen auferlegen oder sie bestrafen. In einem despotischen Staate ist die Polizey nur gemacht die Bürger zu verhindern, ihr überlästiges Geschrey, welches das Gewissen ihrer Unterdrücker in Unruhe setzen könnte, hören zu lassen.

Man rühmt unaufhörlich die wundervollen Würkungen, welche die Religion auf die Gewissen hervorbringt; man behauptet, daß die Vorstellung von einem fürchterlichen Richter, der alles sieht und an allen Orten unsichtbar gegenwärtig ist, und dessen Augen die allergeheimsten Handlungen nicht entwischen können, ein sehr mächtiger Bewegungsgrund ist, die Sterblichen von Lastern, Verbrechen und Unordnungen abzuhalten. Indessen beweiset uns alles, daß die Menschen weit mehr die Augen der Menschen als der Gottheit fürchten. Die Gegenwart des niedrigsten Zeugen hält uns viel sicherer von Uebelthaten ab, als die Gegenwart eines fürchterlichen Gottes, den wir niemals sehen. Ein Schwelger und Hurer, der die Gegenwart seines Gottes keinesweges bezweifelt, begeht der nicht

immer

immerwährend schändliche Handlungen, die er vor den Augen des geringsten Menschen zu begehen, erröthen würde?

Wenn die öffentliche Meynung durch zahlreiche Beyspiele, unvernünftige Gewohnheiten, eine ungerechte Regierung, schlechte Erziehung, und durch die ansteckende Krankheit des Luxus verkehrt ist, alsdenn verliert das Laster und selbst das Verbrechen seine häßliche Gestalt. Vernunft, Tugend und Moral sind gezwungen gegen die öffentliche Meynung die Hand auf den Mund zu legen, oder sie reden mit Menschen, die sie sehr lächerlich und ungereimt finden. Die öffentliche Meynung ist es, welche die Weisheit bearbeiten muß; diese Meynung ist es, welche von der Vernunft berichtigt werden muß um die Menschen zur Tugend zurückzuführen. Unter einer schlechten Regierung und bey einer lasterhaften Nation findet man keine Tugend, außer bey einer kleinen Anzahl abgesonderter Menschen, die, mit dem Beyfall weniger Menschen zufrieden, dem allgemeinen Strom widerstehn, oder für sich die häuslichen Tugenden genießen, deren Anmuth sie schmecken gelernt haben.

Die Ehre besteht in dem Rechte, das wir auf die Achtung anderer haben oder zu haben glauben. Sie ist eine der stärksten Triebfedern der menschlichen Natur. Jeder Mensch will geehrt seyn; Verachtung ist für ihn die grausamste Strafe; sie setzt ihn in seinen eigenen Augen herunter. Nichts beleidigt ihn mehr als die Vorstellung, in den Augen seiner Mitmenschen als ein unnützes oder verworfenes Ding zu erscheinen. Die Ehre kann, wie die Tugend, nur auf Nützlichkeit gegründet werden.

Sie ist ein eitles Hirngespinst, wenn sie keinen andern, als Vorurtheil, närrische Gewohnheit und modischen Eigensinn zu Stützen hat. Für die Gesellschaft ist mithin nichts wichtiger und nützlicher, als die Verbreitung wahrer und vernünftiger Begriffe von der Ehre, die, so zu sagen, sich in einer jeden Weltgegend verändert. Tugend und dauerhafte Nützlichkeit geben uns allein unbestreitbare Rechte auf die öffentliche Achtung. Der Mann von Ehre kann von dem rechtschaffenen, von dem nützlichen und von dem Manne, der die Wohlfarth seiner Mitbürger befördert, nicht getrennt werden.

Für die allermeisten Menschen ist das Wort Ehre ein schwankender Ausdruck, und oft eine bloße Chimäre. Man hat in der Moral, wie schon bemerkt worden, die Worte, die man am meisten gebraucht, am seltensten erklärt. Ueberhaupt kann man sagen, daß Ehre ein relativer Ausdruck ist, wodurch man den Begriff, den man mit gewissen Handlungen oder Eigenschaften in der Gesellschaft verbindet, bezeichnet. Es giebt Handlungen, die in einem Lande ehrenvoll und in einem andern schimpflich sind. Die Ehre richtet sich also nach den Meynungen und nach den wahren und falschen Begriffen der Völker. Nur die aus der Tugend entspringende Ehre ist die wahre Ehre, die von den Launen und dem Eigensinne der Menschen gar nicht abhängt.

Bey dem Ursprunge der Gesellschaften, da Wilde beständig beschäftigt waren, sich entweder zu vertheidigen oder ihre Nachbarn anzugreifen, verband man die Verstellung von Ehre mit der Tapferkeit, weil ihnen diese Eigenschaft damals die wich-

tigste

ngste und nützlichste zu seyn schien. Diese Vorstellung hat sich offenbar bis auf unsere Zeiten erhalten; man findet sie bey den civilisirtesten Völkern. In Gefolge dieser Vorstellung sehen wir Fürsten, wenn sie nur einige Spannkraft und Thätigkeit besitzen, Kriege anfangen, und ihren Ruhm und ihre Ehre in der Störung der Ruhe anderer auf Kosten der Glückseligkeit ihrer eigenen Unterthanen setzen. Nach diesem so traurigen Vorurtheile besteht die größte Ehre eines Monarchen in Ungerechtigkeit, Unmenschlichkeit und Rachsucht, und sein größter Ruhm unter dem geringsten Vorwande Menschenblut zu vergießen und die Geisel der Völker zu werden.

Zur Unterstützung ihres Vorhabens theilten die Fürsten und Eroberer denjenigen ihrer Unterthanen, die sie am geschicktesten fanden, ihren Leidenschaften zu fröhnen, diese Vorurtheile mit, daher fast alle Völker mit diesen falschen Vorstellungen von Ehre angesteckt sind. Das Soldatenhandwerk ward für das ehrenvolleste gehalten; ein Mensch, der Muth besaß, glaubte auch Ehre zu haben. Er sah nicht, daß er sich zu einem verächtlichen Werkzeuge und zum Schlachtopfer der Leidenschaften eines ungerechten Herrn machte, der ohne Grund sein Blut verschwendete.

In Gefolge eben dieser Vorurtheile, hält sich ein jeder Mensch von Ehre für verpflichtet, unmenschlich, rachsüchtig und unversöhnlich zu seyn, so oft er seine Ehre angegriffen zu seyn glaubt. Unterstützt in seiner Wildheit durch die Meynung des Publikums, hält er sich für verbunden, die geringsten Sachen, die seine Eitelkeit verletzen, in

dem Blute seines Mitbürgers abzuwaschen. Der gram das Vorurtheil zum Schweigen gebrachte Vernunft kann ihm die Ungerechtigkeit und die Härte eine leichte Schmähung oder Beschimpfung mit dem Tode zu bestrafen, die ein wahrer großer Geist hätte verachten müssen, nicht fühlbar machen. Daher ist es gekommen, daß die falschen Ideen von Ehre die heiligsten Pflichten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Freundschaft schändlich mit Füßen treten und zu sehen verhindern, daß das Verzeihen eines angethanen Unrechts weit mehr Adel und Tapferkeit verrathe, als eine grausame und niedrige Rache. Ist es nicht weit ehrenveller, ein würdiger und liebenswerther einen Bürger zu erhalten, als ihn einer verübergehenden Wuth der verletzten Eitelkeit aufzuopfern?

Man sehe hieraus, daß die Menschen einer himmlischen Offenbarung nicht bedürfen, um zu fühlen, daß das Verzeihen eines Unrechts eine edelgroße und eines Mannes von Ehre würdige Gesinnung ist. Mit welchem Rechte will eine Religion, die einen Gott lehrt, dessen Rache unversöhnlich und ohne Grenzen ist, die Menschen verbinden, das Unrecht zu verzeihen? Wie kann sie Anbetern eines Gottes, der klein und grausam genug ist, sich wegen vorübergehender Verdrießnisse seiner schwachen Geschöpfe, ewig und ohne Maaß und Ziel rächen zu wollen, Güte und Größe der Seele einflößen? Rache sowohl als Grausamkeit verrathen eine schändliche, feige und niedre Gemüthsart; sie verunehren sowohl die Götter als die Menschen, und sind eines großen, menschlichen und thätigen Herzens unwürdig. Der, welcher Gutes für Böses giebt, er-

hält dadurch selbst eine anerkannte Erhabenheit über den, der ihm Unrecht gethan hat, und der Beleidiger wird oft durch die Schaam, die ihm der verursacht, der ihm verzeihet, genug bestraft. Muß man denn ein Christ seyn, um das innere Vergnügen zu empfinden, das uns die Größe der Seele und die Vorstellung von der Herrschaft, die wir über uns selbst haben, verschafft? Cleomenes sagte, daß ein guter König seinen Freunden Gutes und seinen Feinden Böses thun sollte, worüber Ariston ausrief: Was! würde es nicht viel größer seyn, seinen Feinden Gutes zu thun, und aus seinen Feinden selbst Freunde zu machen *).

Man muß den Menschen Begierde nach öffentlicher Achtung, Leidenschaft für wahren Ruhm, und edelmüthige Empfindungen der Ehre einflößen, aber man muß sie auch lehren, worin diese Ehre besteht, und welches die Mittel sind, sie zu erlangen. Die Vernunft wird ihnen immer beweisen, daß sie weder in dem, was der Gesellschaft schädlich ist, noch in einer offenbaren Verletzung der heiligsten Pflichten der Sittenlehre, noch in dem schändlichen Vergessen der geselligen Tugenden, bestehen könne. Nur durch Tugend können wir auf Ehre Anspruch machen, das heißt, auf die Achtung des Publikums unbestreitbare Rechte erwerben. Ein Mann von Ehre ist der gerechte und menschliche Mann, welcher die der Achtung der Gesellschaft wahrhaft würdige Eigenschaften besitzt. Von welcher Beschaffenheit auch die

*) Fratini Apothegm. p. 40.

Vorurtheile der Menschen seyn mögen; so sind sie doch immer gezwungen, diejenigen zu schätzen, zu ehren und zu lieben, bey denen sie würkliche nützliche Meinungen wahrnehmen. Am Ende triumphirt das würkliche Interesse immer über Vorurtheile, die nur Nachtheil bringen können.

Wenn die Menschen es ihrer nicht würdig finden mit der Vernunft zu Rathe zu gehen; so sind ihre Meynungen so sonderbar, abgeschmackt und ungereimt, daß man alle Ursache hat sich ihrer zu schämen. Bey einigen Völkern, die für sehr civilisirt geachtet werden, ist der Ehemann entehrt oder gezwungen zu erröthen, wenn ihm seine Gattin untreu ist, während der, dem es gelungen ist, sie zu verführen, stolz daher geht, und über seinen ehrlosen Sieg frohlockt. Ein Mann, der sich eine Spielschuld zu bezahlen weigert, ist verunehrt, denn Spielschulden werden vorzugsweise vor allen andern Ehrenschulden genannt; allein er kann, ohne Furcht verunehrt zu werden, einem Kaufmann, einem Künstler u. s. w. die schuldige Zahlung verweigern, die seine Nachlässigkeit oder böser Wille oft an den Bettelstab bringen. Auf dergleichen Wegen geschieht es, daß bey lasterhaften Völkern verderbten Menschen, alle Begriffe umkehren, die Meynung des Publikums leiden, und Schande und Ehrlosigkeit selbst in Ehre verwandeln. Das Laster würde nicht so allgemein seyn, wenn es nicht, statt die Menschen in der Meynung des Publikums zu verunehren, dazu diente, ihnen Achtung und Ehre zu verschaffen.

Der in der Gesellschaft lebende Mensch will nicht nur sich selbst lieben, sondern auch von andern geliebt

wer

werden, daher er sich verbunden fühlt in ihnen die Gesinnungen zu erregen, die er von sich selbst hat. Er ist zufrieden wenn er sich schmeichelt, ihre Stimmen mit der Vorstellung, die er von seinen eigenen Eigenschaften hat, verbinden zu können. Wir sind mit uns nur zufrieden, wenn wir glauben, daß andere es auch sind. Oft machen wir freylich uns und andern ein Blendwerk; aber alles Blendwerk ist nicht auf die Dauer. Heucheley entlarvt sich über kurz oder lang selbst. Es kostet weit weniger Mühe ein ehrlicher Mann würklich zu seyn als zu scheinen. Die sicherste Politik ist die wahre Politik. Viele Menschen sind deßhalb so unruhig und so zärtlich mit ihrer Ehre, weil sie innerlich wohl wissen, daß ihre Rechte falsch sind und nur in der Einbildung bestehn. Das wahre Verdienst ist ruhig. Die Eitelkeit ist immer unruhig, argwöhnisch und verletzen.

Es hält schwer sich selbst eine lange Zeit zu betrügen; und nichts ist mühsamer als immer andere zu betrügen. Ueber kurz oder lang verschwindet die Verblendung. Der Mensch kann sich nicht lange irren, wenn er sich aufrichtig selbst fragt, ob die Menschen, mit welchen er in Verhältnissen steht, in einer jeden Lage, worein ihn das Schicksal gesetzt hat, würklich Ursache haben, mit ihm und seinen Betragen zufrieden zu seyn; oder ob er, wenn er sich an ihre Stelle setzte, mit denen zufrieden seyn würde, die eben so handelten wie er. Diese Prüfung giebt uns das wahre Mittel uns in einem jeden Stande, worein uns das Schicksal wirft, billig zu beurtheilen. Nicht alle Menschen können auf Hoheit, Macht, Ansehn und Reichthum Anspruch machen,

 aber

aber alle können verlangen geliebt zu werden, und um dazu zu gelangen, dürfen sie nur gerecht seyn, und in dem Kreise, in welchen sie die Natur gesetzt hat, Gutes thun.

Wenn man sich nur ein wenig gewöhnt sich mit sich selbst zu unterhalten; so ist es sehr leicht über sich selbst aufrichtig zu urtheilen, und gewahr zu werden, ob man der Gesinnungen würdig ist, die man bey andern zu erregen wünscht. Die gerechte und verdiente Schätzung seiner selbst, die durch die Achtung andrer bestätigt wird, erzeugt innern Frieden, ruhiges Gewissen, zur Gewohnheit geworden Gleichmüthigkeit, ohne welche keine dauerhafte Glückseligkeit bestehen kann. Die Menschen besitzen die Thorheit ihre Glückseligkeit immer ausser sich selbst zu suchen. Man muß sie in seinem Herzen aufrichten, um mir Vergnügen bey sich selbst einzukehren. Man ist aber nur mit sich selbst gut daran, wenn man mit andern gut stehe, und um mit andern gut zu stehen, muß man tugendhaft seyn. Hieraus hat man ein Recht zu folgern, daß die Tugend allein ein gutes Gewissen, eine dauerhafte Zufriedenheit, ein unbestreitbares Recht auf die Achtung seiner selbst und anderer, eine wahre Ehre, kurz, die Glückseligkeit verschaffe, die den Gegenstand der beständigen Wünsche aller Wesen unserer Art, in sich schließt.

Vier

Vierzehntes Hauptstück.

Von der Glückseligkeit. Von den Leidenschaften und ihrem Einflusse auf die menschliche Glückseligkeit.

Glückseligkeit ist der immerwährende Gegenstand der Leidenschaften, der Begierden und aller Unternehmungen der Menschen. Die Glückseligkeit, besteht, wie wir gesagt haben, in der Fortdauer des Vergnügens, oder in dem fortgesetzten Genusse der Gegenstände unserer Begierden, oder in der Uebereinstimmung unserer Kräfte und Vermögen mit unsern Bedürfnissen und Begierden. Wir empfinden Vergnügen, so oft wir das erhalten, was unser Herz wünscht, wir sind alsdenn mit unserm Zustande zufrieden und wünschen dessen Dauer. Eine Reihe Vergnügungen bringt die Glückseligkeit hervor, deren Grundstoff sie sind.

Man hat gesehn, daß Leidenschaften und Begierden dem Menschen wesentlich und zu seiner Erhaltung und Glückseligkeit nothwendig sind. Weil man diese Wahrheit verkannte; so gaben uns viele Moralisten bloß unfruchtbare Regeln und unausführbare Vorschriften. In der Meynung, daß die Leidenschaften den Menschen immer nachtheilig wären, und sich unaufhörlich ihrer Glückseligkeit widersetzten, wollten sie solche gänzlich ausrotten. Sie gaben den Menschen ganz kalt den Rath, nichts zu

begehren. Sie sehen nicht, daß die Leidenschaften aus Bedürfnissen entspringen, — daß ohne Begierden der Mensch nicht angereizet würde sich zu erhalten, und daß er in Schwachheit und Traurigkeit, die sowohl ihm selbst, als der Gesellschaft, in welche ihn das Schicksal gesetzt hat, schädlich wäre, fallen würde.

Vielleicht sagt man, daß, so lange der Mensch etwas begehrt, an seiner Glückseligkeit etwas mangele. Aber würde er glücklicher seyn, wenn er keine Begierden hätte? Der Mensch ist so beschaffen, daß er immer begehren muß, und daß, wenn er sich den Gegenstand seiner Begierden verschafft hat, er einen neuen Gegenstand zu begehren suchen muß. Ohne diese Begierden würde sein Geist in eine Matrigkeit und Unempfindlichkeit fallen, welches für ihn der traurigste Zustand seyn würde.

Ein Beyspiel kann dienen dieses Principium deutlich zu machen. Der Hunger ist ein der Natur des Menschen anklebendes Bedürfniß, mithin muß er begehren ihm zu genügen, und so oft er sich Nahrungsmittel verschaffen kann, die seinem Gaumen zuträglich sind, das heißt, die ihm schmecken, so oft empfindet er ein Vergnügen oder eine vorübergehende Glückseligkeit. Seine Glückseligkeit geht fort, wenn die Nahrungsmittel, die er zu sich genommen, seinem Magen nicht lästig sind und beschwerlich fallen. Kurze Zeit nachher, daß dieses Bedürfniß gestillt ist, stellt es sich von neuem ein, und die Begierde erneuert sich; — darf man nun wohl sagen, daß der Mensch unglücklich sey, da er dem Hunger unterworfen ist, weil er in ihm Begierden erzeuget, die sich so lange wie er lebt, sehr oft erneuern?

Nicht

Nicht allein das Bedürfniß sich zu ernähren erneuert sich sehr oft, sondern der Mensch muß auch nach seiner Natur Verschiedenheit in seinen Nahrungsmitteln beachten. Die ihm zu einer Zeit gefielen, mißfallen ihm zu einer andern Zeit. Die erst für ihn schmackhaftesten Gerichte, werden ihm am Ende ekelhaft, und es bedarf Verschiedenheit, oder Gewürze, um seinen stumpfen Organen wieder Thätigkeit zu geben. Der Arme, den dem die Arbeit den Hunger erzeugt, begnügt sich mit trockenem Brodte; aber der Reiche, dessen Baum verwöhnt ist, der nicht arbeitet und selten die Anreizungen des Hungers erfährt, bedarf einer großen Verschiedenheit in seinen Speisen.

Obgleich der Hunger, so wie die Begierde ihn zu stillen, ein natürliches Bedürfniß ist: so lehrt doch die Erfahrung den Menschen, daß es für ihn nachtheilig seyn würde, wenn er sich ohne Zurückhaltung allen Antrieben einer blinden Gelust überlassen wollte, daß er einen mäßigen Gebrauch von den Nahrungsmitteln machen müsse, daß er besonders auf diejenigen Achtung gebe, die ihm am meisten gefallen, damit nicht auf ein sehr bald vorübergehendes Vergnügen, ein lang anhaltendes Uebel folgen möge. Wenn er dies thut, so braucht der Mensch seine Vernunft und handelt mit Klugheit. Er opfert ein augenblickliches Vergnügen der dauerhaften Glückseligkeit gesund zu seyn, auf.

Dies Beyspiel ist hinreichend die Begriffe, die wir uns von den Bedürfnissen, Leidenschaften, Begierden und der Glückseligkeit des Menschen machen müssen, zu bestimmen. Alle diese Dinge sind ihm natürlich, fließen seiner Natur an und können ohne

Ther-

Thorheit weder vernichtet noch bestritten werden. Die Moral kann es nicht unternehmen, den Menschen, weder ihre Bedürfnisse, noch ihre Leidenschaften, noch ihre Begierden zu nehmen. Sie muß sich bloß vorsetzen sie zu regieren und so zu leiten, daß sie zu ihrer dauerhaften Glückseligkeit beytragen. Sie sagt ihnen bloß, daß sie sich mäßigen, und Erfahrung und Vernunft befragen sollen, welche sie lehren mit Mäßigkeit zu essen, und ihre Nahrungsmittel zu prüfen, damit sie sich nicht Krankheiten und Schwächlichkeiten zuziehen, die ihnen mehr Mißvergnügen, als die bald vorübergehende Befriedigung einer unordentlichen Eßlust ihnen Vergnügen verursachen würde. Die Moral verbietet ihnen überhaupt nicht Mannichfaltigkeit in ihren Gerüchten zu begehren; denn man weiß, daß Organe sich natürlich abstumpfen, und daß Verschiedenheit der Empfindungen einem thätigen Dinge, dessen Maschine natürlich beständigen Veränderungen ausgesetzt ist, nothwendig ist.

Die Bedürfnisse der Menschen verändern und vervielfältigen sich. Einige Sittenlehrer haben daraus ein Verbrechen gemacht, und diese nothwendigen Fortschritte der Bedürfnisse, die man sowohl bey einzelnen Personen als in ganzen Gesellschaften gewahr wird, getadelt. „Die natürlichen Bedürfnisse," sagen sie, „sind eingeschränkt; diejenigen aber, welche die Einbildungskraft erzeugt, haben keine Schranken. Den ersten kann man nach ihrer Meynung leicht ein Genüge thun, dahingegen die andern nur dazu dienen, uns unglücklich zu machen." Wenn sie aber nur die Dinge ein wenig aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet hätten;

so würden sie gesehen haben, daß sich die Bedürfnisse einzelner Menschen und Völker in dem nämlichen Verhältnisse und nach den nämlichen Fortschritten vermehren, als sie ihren natürlichen und einfachen Bedürfnissen Genüge leisten. Ein Volk civilisirt sich kraft der Erfahrung: durch Fleiß entdeckt es von Tage zu Tage neue Mittel seinen Bedürfnissen mit mehr Leichtigkeit abzuhelfen, und in der Folge erdenkt es sich neue Bedürfnisse in der Absicht, den Umkreiß seiner Glückseligkeit zu erweitern.

Die wilden aller Geschicklichkeit und Hülfsmittel beraubten Völker, machen mit der Jagd den Anfang. Ohne Wohnstätte sind sie gezwungen herumzuirren und ihre Nahrung mühsam zu suchen; in der Folge geselliger und ruhiger geworden, entwickelt sich ihre Thätigkeit und ihre Einbildungskraft. Sie legen sich auf Ackerbau, sie erfinden Künste, sie treiben Handlung, sie verschaffen sich Ueberfluß und wollen mit mehrerer Gemächlichkeit leben. Der Sorge, seine Nahrung zu suchen überhoben, bemüht sich der civilisirte Mensch sie zu vervielfachen, oder sie zu würzen, um sie angenehmer zu machen, und endlich geht er gar so weit, daß er sich von dem äußersten Ende der Erde seltene Nahrungsmittel, neue sinnliche Ergötzlichkeiten verschafft, welche die Gewohnheit bald in Bedürfnisse verwandelt, deren Beraubung ein Uebel für ihn ist. In einer Nation, wo Handlung und Fleiß den Luxus eingeführt haben, sinnt der reiche Mensch, der seinen Hunger mit Bequemlichkeit stillt, täglich auf neue Speisen. Der Priester entübrigt, beschäftigt sich seine Einbildungskraft neue Bedürfnisse auszubrüten: und diejenigen,

deren

deren Unterhalt von dem Reichen abhängt, bemühen sich, sie auf neue Art und Weise zu vergnügen. Der Wilde, der sich nach angewandter vieler Mühe auf der Jaad oder beym Fischfange nichts verschafft hat, hält sich für sehr unglücklich, aber im Grunde ist er es nicht mehr als der reiche Europäer, der sich des Kaffee's oder Tobaks beraubt sieht, den ihm die Gewohnheit nothwendig gemacht hat.

Ist den Bedürfnissen des Körpers einmal ein Genüge geschehen, so kommt die Reihe an die Bedürfnisse der Einbildungskraft, die sich gewöhnlich auf Meynungen, Gewohnheiten, Beyspiele und den falschen oder wahren Begriffen gründen, die wir in der Gesellschaft verbreitet sehen. Ein jeder will diesen Bedürfnissen eine Genüge thun, und hält sich für unglücklich, wenn er seinen Zweck nicht erreichen kann, weil er voraus setzt, daß seine Glückseligkeit davon abhängt. Dies ist die Ursache, warum bey einer civilisirten Nation, jeder Bürger, nachdem er so viel erworben hat, seine ersten Bedürfnisse befriedigen zu können, nach Macht, Ehre, Würden, Titel und Reichthümer, die immer größer seyn sollen, als die er besitzt, strebt, weil er sie für Mittel hält, seine Vergnügungen mannichfaltiger, abwechselnder und größer zu machen. Diese Bedürfnisse und Begierden, die den Armen, der Mühe hat sich seinen nothdürftigen Unterhalt zu erwerben, unbekannt sind, werden sehr starke Leidenschaften oder sehr dringende Bedürfnisse bey dem reichen Menschen, der sich für sehr unglücklich hält, wenn er seines Zwecks verfehlt. Betrogener Ehrgeiz, verfehlte Gelegenheit sich zu bereichern, Beraubung eines Theils seines Vermögens, Verminderung des

Auf

Aufwandes und der Zehrung sind in einer policirten Nation für einige Bürger eben so traurige und schmerzliche Begegnisse, als die Beraubung der ganzen Nahrung für einen hungrigen Wilden.

Wir sehen demnach, daß der Mensch selbst nach seiner Natur, Leidenschaften und Begierden erfahren muß, und daß seine einmal gestillte Begierden durch neue Begierden ersetzt werden müssen. Ein Mensch, der nichts zu wünschen oder zu begehren hätte, oder der alles plötzlich mit einemmale erhielte, was er nur begehren könnte, würde bald sehr unglücklich seyn. Nichts würde für ihn grausamer seyn, als das Unvermögen zu hoffen, daß seiner Glückseligkeit noch etwas beygefügt werde. Das Vergnügen verlangt, daß auf dasselbe noch ein lebhafteres Vergnügen folge; wenn das nicht ist, so hört es auf Vergnügen zu seyn, und erzeugt nach Vergleichung mit dem vorhergegangenen Vergnügen Mißmuth und Ekel. Haben die Vergnügungen ihre Würkungen bey uns erschöpft; so suchen wir neue. Mangeln sie uns; so glauben wir unglücklich zu seyn; wir sind mit der ganzen Natur unzufrieden, die wir für grausam halten, weil wir mit den Mitteln, die sie uns dargereicht hatte unsere Glückseligkeit zu befördern, nicht weise und klug hausgehalten haben. Da haben wir die wahre Quelle, der Langenweile, dieses Tyrannen der Fürsten, der Großen, der Reichen, die durch die Mattigkeit und Erschlaffung, welche der Ekel in ihrer Seele zurücklässt, der nothwendig aus dem Mißbrauch der Ergötzlichkeiten und Vergnügungen entstehen muß, — oft sehr unglücklich sind. Ein Vergnügen, das wir täglich genießen, verliert bald seine Reize. Ekel, Mattigkeit,

Er-

Erschlaffung, Verdrießlichkeit und Langeweile sind die Strafen, womit die Natur diejenigen belegt, welche die von ihr verschafften Vergnügungen mißbrauchen. Die Sittenlehre, deren Zweck es ist, die Menschen glücklich zu machen, soll ihnen nicht sagen, daß sie das Vergnügen hassen oder fliehen sollen, welches etwas Gutes ist; allein sie muß sie erinnern, den Mißbrauch zu vermeiden und zu fürchten, welcher, indem er überflüßige Sättigung, Ekel und Laster erzeuget, ein sehr wahres Uebel wird.

Die Leidenschaften sind, wie wir gesehn haben, Begierden, die den Menschen bewegen, die Gegenstände in welchen er seine Glückseligkeit findet, oder doch zu finden glaubt, zu suchen. Diese Leidenschaften stehen mit der Stärke seines Temperaments und mit der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft im Verhältnisse. Wir begehren die Dinge als Mittel zu unserer Glückseligkeit. Wir machen uns nur unglücklich, weil wir uns oft in dem Gebrauche der Gegenstände, die wir begehren, irren. Wir machen andere nur unglücklich, weil wir zur Erlangung dieser Gegenstände Mittel gebrauchen, die ihnen schädlich und nachtheilig sind *). Der Ehrgeiz oder die Begierde nach Gewalt, ist bey dem eine natürliche Leidenschaft, der auf die Menschen Einfluß zu haben wünscht, in der Absicht sie zu vermögen zu seiner eigenen Glückseligkeit beyzutragen. Die Gewalt ist würklich im Stande diesen Vortheil zu

*) Affectibus bene vti, virtus: Male vti vitium est.

zu verschaffen, und ist also etwas Gutes. Der Mißbrauch der Gewalt aber ist ein Uebel, weil sie denjenigen schädlich ist, welche eine rechtmäßige Gewalt vermögen könnte, unsere Absichten zu befördern. Es ist eine angenehme Sache für einen guten König, wenn er ein Volk beherrscht, dessen Willen er mit dem seinigen zu vereinigen weiß, und der die Gewalt hat, es für seine eigene Glückseligkeit zu interessiren; hingegen der Mißbrauch, den ein Tyrann von seiner Gewalt macht, verursacht ihm selbst, durch den Haß, den er in den Herzen seiner unterdrückten Unterthanen erregt, Unruhe, Furcht und Sorgen.

Reichthümer sind ein Gut, weil sie den Besitzer in den Stand setzen auf den Willen seiner Mitmenschen zu würken und sich selbst die gewünschten Vortheile zu verschaffen. Begierde nach Reichthum ist also die Begierde seine Glückseligkeit zu vermehren. Hieraus folgt, daß die Vernunft es nicht verbietet nach Reichthum zu trachten. Aber Reichthümer sind nichts werth, wenn sie nicht zu unserer wahren Glückseligkeit beytragen; sie sind ein Uebel, wenn sie uns nur vorüberrauschende Vergnügungen verschaffen, die Mißmuth, Ekel und Traurigkeit zur immerwährenden Folge haben; sie sind ungerecht und tadelnswürdig, wenn wir sie nur durch Mittel und Wege erwerben, die denen schädlich und nachtheilig sind, deren Zuneigung und Hülfe wir uns verschaffen sollten.

Der Ruhm oder der Ruf ist ein Gut und eine der mächtigsten Triebfedern menschlicher Handlungen. Sich bemühen, sich in den Augen seiner Mitbürger achtungswerth zu machen, ist eine lobens-

würdige, nützliche und tugendhafte Handlung. Wir wollen uns also nicht an jene trübsinnige Philosophen kehren, die Ruhm und Ehre für Rauch und Wind erklären. Nach Ruhm streben, heißt durch seine Dienste, Talente und gute Eigenschaften die Achtung seiner Mitmenschen zu erlangen suchen. Seinen Ruhm verlieren, heißt einen Theil seiner Glückseligkeit verlieren. Den Ruhm und den guten Namen verachten, heißt dasjenige verachten, was uns bey uns selbst und bey andern lieb und werth macht.

Eben so verhält es sich mit allen Gegenständen der Begierden und der Leidenschaften der Menschen. Vernunft und Tugend genehmigen sie, weil sie, wenn sie immer der Natur gemäß sind, die Mittel nicht tadeln können, die geschickt sind uns glücklich zu machen. Nur den Mißbrauch der Dinge und die schädlichen Mittel, die wir gebrauchen, sie zu erlangen, verdammen sie. Sie sagen uns, daß wir unsern Leidenschaften widerstehen, und unsere Begierden mäßigen sollen, das heißt, daß wir ruhig die Vortheile und Nachtheile überrechnen, die daraus für uns entstehen können, und die Mittel in Betrachtung ziehen, wodurch wir uns die Gegenstände verschaffen wollen. Sie empfehlen uns eine kluge Wahl und einen vernünftigen Gebrauch unserer Vergnügungen, das heißt, sie rathen uns, daß wir das Unglück fliehen sollen, das gemeiniglich auf ihren Mißbrauch folgt. Endlich erlauben sie uns nur Gegenstände zu begehren, die wir durch unsere Kräfte erhalten können, ohne unserer wahren Glückseligkeit Abbruch zu thun, welche immer mit der

Wohl

Wohlfarth unserer Mitmenschen innigst verbunden ist.

Die Vernunft besteht in der Wahl der Gegenstände, die unsere Glückseligkeit ausmachen, und der Mittel, die uns dahin führen. Die Tugend besteht in der Uebereinstimmung mit der Natur eines geselligen Wesens, das dazu gemacht ist, an seiner eigenen Glückseligkeit und an der Glückseligkeit anderer zu arbeiten, ohne welche es sich selbst nicht glücklich machen kann. Die Tugend besteht also nicht in Verachtung des Reichthums, der Größe, der Macht, auch nicht in dem Fliehen vor Vergnügungen, oder Abneigung gegen sich selbst und Meidung der Gesellschaft, — sondern darin, daß wir unser wahres dauerhaftes Glück suchen, indem wir uns denen, welche im Stande sind unsere Absichten zu befördern, nützlich, angenehm und werth machen. Die Moral wird uns beweisen, daß wir nur auf dem Wege der Tugend wahres Vergnügen, dauerhafte Glückseligkeit, und das höchste Gut, wornach der Mensch in dieser Welt trachten kann, verlangen können.

Funfzehntes Hauptstück.

Untersuchung der Begriffe alter und neuer Moralisten über Glückseligkeit und höchstes Gut.

Nichts ist schwankender, trauriger und weniger ausführbar, als die Anweisung, die uns die meisten Moralisten gegeben haben, zur Glückseligkeit zu gelangen. Eine traurige Philosophie scheint oft ihre Feder in Galle getaucht zu haben, um uns die Unglückseligkeiten des menschlichen Lebens zu schildern. Weil sie den Menschen nicht so sahen wie er würklich beschaffen ist, und nicht die wahren Ursachen seines Verderbens und seines Elendes ausforschten: so hielten sie ihn nach seinem Zustande für unglücklich und unfähig, jemals sein Schicksal angenehmer zu machen. Die Natur zeigt sich diesen traurigen Philosophen nur als eine Rabenmutter, die ihre Kinder zur Welt bringt, um sie dem Unglück zu überliefern und sie zu einem Spiele und Schlachtopfer des eigensinnigen Schicksals zu machen. Wenn man ihnen glauben wollte, so wäre das Leben selbst ein trauriges Geschenk, das des Annehmens nicht werth wäre, wenn man seinen wahren Werth kennte. Nach der Mythologie befeuchtete Prometheus den Leim, woraus er den Menschen machte, mit seinen Thränen. Die Religion zeigt uns den Menschen als sich dem Bösen überlassend, der kaum aus

der

der Hand seines Schöpfers gekommen, sich und seiner ganzen Nachkommenschaft der Glückseligkeit beraubt, wozu ihn Gott bestimmt hatte. Nach einer unglücklichen Folge dieses ersten Verbrechens ist das Herz des Menschen verdorben und seine Vernunft verfinstert. Letztere ist für ihn eine ungetreue Führerin geworden, die, statt ihn von seinen Leiden zu heilen, solche nur durch die Verirrungen, worein sie ihn stürzt, verdoppelt.

Nach den Ideen, die uns diese traurigen Hypothesen darbieten, ist der Augenblick unseres Eintritts in die Welt, der Anfang unsers Elendes. Die schwache und hülflose Kindheit ist für den Menschen viel peinlicher, als für alle andere Thiere, denen er sich jedoch weit vorzieht. Diese Kindheit geht in Sklaverey über; man zwingt sie, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihr mißfallen, unter dem Vorwande sie zu erziehen und zu unterrichten. Sie ist dem Eigensinne und den Launen der Eltern und Lehrmeister unterworfen, die sich oft daran vergnügen sie in Thränen sich baden zu sehen. Das Jünglingsalter wird unaufhörlich von heftigen Leidenschaften hin und her geworfen, deren Unruhe ihn verhindern an das künftige zu denken, und die ihm oft auf sein ganzes Leben Traurigkeit und Bekümmerniß zubereiten.

Das männliche Alter beschäftigt sich mit ehrgeizigen Aussichten, mit der Sorge Ehre, Macht und Reichthümer zu erwerben. Der Mensch jaget der Glückseligkeit beständig nach, ohne sie jemals zu erreichen. Er sagt niemals zu sich selbst ich bin glücklich, sondern er hoft es immer zu werden. Er schmeichelt sich dereinst eines ruhigen Genusses, und

er genießet niemals. Er erreichet bloß das Alter, das gewöhnlich mit Ekel, Schwachheit, Traurigkeit, ohnmächtigen Wünschen und Furcht vor dem Tode angefüllt ist. Hiemit verbinde man nun noch die häuslichen Unglücksfälle eines jeden Menschen, — Unannehmlichkeiten, die ihm alle Augenblicke die Gesellschaft verursacht, — die Ungerechtigkeiten, die ihn die Regierung zu erdulden zwingt, — die Bedrückungen der Obern, der Tumult, derer, die ihn umgeben, der würkliche und der in der Einbildung bestehende Anlaß zum Mißvergnügen, — und man wird sehen, sagt man, daß für Erdbewohner die Glückseligkeit nicht gemacht sey, sondern daß sie alle von dem ersten Eintritte in die Welt bis zu dem Augenblick, da sie gezwungen werden sie zu verlassen, unglücklich zu seyn verdammt sind, eine Verfassung, deren bloße Vorstellung hinreichend ist, das glücklichste Leben zu vergiften.

Wenn der Mensch würklich so elend wäre, als ihn uns diese düstere und melancholische Philosophen zu schildern sich bemühen; so wäre nichts geschickter uns in Traurigkeit zu versenken, uns zu reizen das Leben zu verfluchen und in Verzweiflung zu stürzen. Aber eine weniger traurige und mehr wahre Philosophie zeigt uns sein Schicksal von einer tröstlichern Seite. Ist denn die Kindheit würklich ein so beweinenswerther Zustand? Ein kleines Spiel, ein geringes Vergnügen, machen die nicht, daß das Kind in einem Augenblicke seine schmerzlichsten Bekümmernisse vergißt? Sehen wir nicht alle Tage ein Kind mit dem einen Auge weinen und mit dem andern lächeln? Wie viel Vergnügen findet es nicht in einem Haufen neuer und vervielfachter Empfin-

dun

worauf es mit jedem Schritte stößt? Ist
offenbar der Fehler ihrer Erzieher und Lehr:
wenn ihnen der Unterricht unangenehm
rieklich ist? Laßt uns die Natur befragen
nals befreiten, die beugsamen und zärtli:
zen gegen das Gute richten, den Saamen
ers und der Thorheit nicht aussäen, der
er Vernunft und der Tugend den rauhen
Tyrannen abnehmen, und unsere Kinder
sich durch Sanftmuth und Gütigkeit gewon:
ch unsern Absichten bequemen. Im Jung
r werden sie schon wissen ihre heftigen Lei:
en im Zaume zu halten, die sie sehr oft ins
n bringen. Wenn der junge Mensch ge:
unbedachtsam ist; so rührt das daher,
in seinen frühern Jahren seine Leidenschaf:
gebändigt, ihm verkehrte Meynungen bey:
und die glücklichsten Anlagen vernichtet
ie Jugend ist nicht klug und vorsichtig,
einfältig, offenherzig und aufrichtig. Sie
t nicht, daß es treulose, falsche Freunde
ewichte auf Erden giebt. Nur erst wenn
en worden ist, lernt der junge Mensch miß:
seyn, und da er selbst betrogen worden ist,
r sich seiner Seits gleichfalls für berechtigt
zu betrügen. Beyspiel, öffentliche Mey:
nd das Verderbniß der Gesellschaft lehren
s thun und verhindern ihn darüber zu er:

Laster und Verkehrtheit, womit der Mensch
ugend angesteckt ist, trägt er in das reifere
er. Erfahrung hat ihn nur gelehrt sich
llen, nicht aber seine verkehrte Neigungen

zu verbessern. Abgemessener in seinen Schritten und behutsamer in seinem Benehmen, bemüht er sich die Gegenstände seiner Leidenschaften durch Mittel zu verschaffen, die ihm Gewohnheit, Erfahrung und Umgang mit der Welt als die sichersten gezeigt haben.

Im Alter endlich ist der Mensch, gegen den sich alles verbunden hat um ihn zu verderben, und den seine Begierden in seinen traurigen Neigungen bestärkt haben, ein verächtlicher Sklave dieser Laster, die ihn von der Jugend an bis in das Grab begleiten. Zitternd erwartet er das Ende seines Lebens und seiner Schwächlichkeit, weil ein grausamer Aberglaube es ihm als einen fürchterlichen Augenblick darstellt, der ihn ohne alle Vertheidigung der ewigen Wuth einer unversöhnlichen Gottheit überliefert, die bereit ist ihre Rache an ihren schwachen Geschöpfen bis in Ewigkeit zu üben.

Der rechtschaffene Mann indessen, genießet, selbst in dem Schooße der verdorbensten Völker, eine Glückseligkeit, wovon diese verderbenen Menschen keinen Begrif haben. Er ist mit sich selbst zufrieden; sein Herz ist von Unruhe befreyet, und in den reifern Jahren schmeckt er die häuslichen Vergnügungen, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, die Reize des Studierens und die Anmuth der Freundschaft. Rechtschaffene Seelen vereinigen sich mit Rechtschaffenen und trösten sich untereinander über die Schläge des Schicksals und über die Ungerechtigkeit der Menschen. Die verdiente Achtung seiner selbst und anderer; die Zärtlichkeit und Dankbarkeit gefühlvoller Herzen; die Achtung, welche ihm die Tugend nothwendig erwirbt — sind das nicht Vortheile

theile genug, den Weisen für die Unbequemlichkeiten zu entschädigen, die ihm die Unvernunft der Gesellschaft verursacht? Genießt er nicht in seinem Alter der eifrigsten Sorgfalt, der Achtung und der Hülfe derer, die er sich durch seine Wohlthaten, seine Einsichten, seine Klugheit, seine Rathschläge und seine Tugenden verbindlich gemacht hat?

Was aber auch eine traurige Theologie und melancholische Philosophie sagen mögen; so kann jeder Mensch, der zu genießen weiß, wenn er in dieser Welt keine vollkommene Glückseligkeit antrift, wenigstens darin einen Haufen mannichfaltiger Vergnügungen finden, die geschickt sind ihm seine Existenz wünschenswerth oder doch auf einige Augenblicke seinen Bekümmernissen eine angenehme Veränderung zu machen. Die Gesellschaft, so verdorben sie auch seyn mag, verschafft uns Annehmlichkeiten, die wir zu unserer Glückseligkeit nutzen müssen. Die Menschen würden noch mehrere empfinden, wenn sie wüßten, worin die wahre Glückseligkeit bestünde, und wenn ihre Unterweisungen und Regierungen sie anreizten und zwängen sich wechselseitig glücklich zu machen.

Es giebt indessen einen von der Vernunft genehmigten Genuß und Vergnügungen, die rechtschaffenen Menschen nichts in der Welt rauben kann. Wenn die von unnützen Leidenschaften verblendete oder in kindischen Vergnügungen ersoffene Menschen, nichts genießen; so bieten sich doch dem denkenden Menschen unzählige Güter dar. Die Existenz ist ein Gut. Wo giebt es ein so trauriges Wesen, das nicht gestehn sollte, daß ihm die Uebung seiner Sinne alle Augenblicke einen Haufen Annehmlichkeiten

verschaffe? Welcher Mensch ist so sehr Misantrop oder Menschenfeind, daß er keine Annehmlichkeiten in der Gesellschaft der Menschen, in den Verbindungen der Freundschaft, in aufgeräumten Gesellschaften, in den Lustbarkeiten der Städte und in dem beständigen Tausche der Dienste, welche sich seine Mitbürger unter einander erzeigen, finden sollte? Wo ist wohl ein so fühlloses Wesen, das nicht von den mannichfaltigen Schauspielen, welche uns die Natur darstellt, und von ihren Schönheiten gerührt werden sollte? Genießen wir nicht an einem heitern Tage den lachenden Anblick grüner Wiesen, die angenehme Kühle eines einsamen Schattens, den lieblichen und harmonischen Gesang der Vögel, das majestätische Rauschen der Flüsse und Bäche, die unschuldigen Vergnügungen des Landlebens, worüber wir so oft die Unannehmlichkeiten, welche uns die Ungerechtigkeiten der Höfe und die Thorheiten der Städte verursachen, vergessen? Ich muß es wiederholen; es giebt in dieser Welt viele und mannichfaltige Vergnügungen für den Menschen. Er würde noch glücklicher seyn, wenn er vernünftiger wäre, und er würde vernünftiger seyn, wenn man sich die Mühe gäbe seine Vernunft aufzuklären.

Nicht die Natur, sondern unsere Unwissenheit, unsere Vorurtheile, unsere betrügerische Meynungen und unsere ungerechte und unvernünftige Einrichtungen sind es, die wir wegen einer großen Anzahl Uebel, unter deren Last wir zu seufzen genöthigt sind, anklagen müssen. Insonderheit müssen wir in den zügellosen Leidenschaften derer, welche die Völker regieren, oder in den falschen Begriffen, die sie sich von Macht, Ruhm, Größe und Glück

selig

seligkeit machen, die Quellen des allgemeinen Elends, worin die Nationen schmachten, und der unzähligen Laster, womit die Bürger angesteckt sind, suchen. Erziehung, böse Beyspiele, thörichte Gewohnheiten vereinigen sich in aller Herzen einen epidemischen Wahnsinn zu erzeugen, welcher verhindert jemals das Ziel oder die Glückseligkeit zu erreichen, dem ein jeder unaufhörlich zueilen will. Zufrieden, die Mittel dazu zu erhalten, weiß man nicht, wie man sie zu seinem Glücke gebrauchen soll. Als Schlachtopfer der Gewohnheit und Trägheit, gehen die Menschen traurig den Weg einher, den ihnen die Unvernunft vorgezeichnet hat. Sie halten sich verpflichtet elend zu seyn und zu leiden, weil ihre Väter unglücklich gewesen sind.

So werden und sind also die Sterblichen selbst Schmiede ihres Unglücks, und Urheber ihres Elendes, wozu sie die Natur keineswegs bestimmt hatte. Unwissenheit der Rechte des Menschen, Trägheit der Völker, lügenhafte Vorstellungen, die sie sich von der höchsten Gewalt machen, haben den Despotismus erzeugt, diesen verhaßten Mißbrauch der Gewalt, der offenbar das allgemeine Verderben, die Zerstöhrung und den Umsturz der Reiche zur Folge hat. Wie können unter einer unglücklichen Regierung, die nur in dem Kriege eines einzigen Menschen wider alle besteht, die Völker glücklich seyn, unter einer Regierung glücklich seyn, deren beständige Grundregel ist die Bürger zu theilen um sie zu beherrschen, deren Politik darin besteht bloß Sklaven zu haben, die elend genug sind um sich nimmermehr die Frage zu erlauben, ob man gegen sie denn gar keine Pflichten habe? Wir haben ver-

nünftige Wesen, die ihre Glückseligkeit begehren, ihre Einwilligung geben können, sich einer Gewalt zu unterwerfen, die wider Natur und Vernunft ist, und die augenscheinlich alle Glückseligkeit und alle Tugend vernichtet?

Nach einer ganz richtigen Folge ihrer Unwissenheit, sind die Völker leichtgläubig. Unfähig die wahren Quellen ihres Elendes aufzusuchen, richten sie ihre schmerzliche und traurige Blicke auf die Götter, die man ihnen immer als aufgebracht und vor Zorn und Wuth rasend vorstellt. Die geistlichen Charlatane, genau mit den Tyrannen verbunden und einstimmig mit diesen die menschliche Vernunft zu ersticken und wo möglich auszurotten, wenden die in Thränen schwimmende Augen ihrer unglücklichen Anhänger nach dem Himmel, um sie zu hindern, sie nicht auf die Erde zu richten, wo sie die offenbaren Ursachen ihres Jammers und Elendes sehen würden. Vergeblich rufen die Völker die Gnade und die Hülfe der unsichtbaren Mächte des Himmels an. Diese werden immer taub und ungerecht gegen sie seyn, so lange sie schlecht regiert werden.

Der Aberglaube hat den Menschen so verblendet, daß er sogar so weit gekommen ist, sich aus dem Wunsche, in dieser Welt glücklich zu seyn, ein Verbrechen zu machen, sich die Mittel, es zu erhalten, zu untersagen, und sich zu überreden, daß ein gerechter und vollkommen gütiger Gott verlange, daß seine Geschöpfe hienieden unaufhörlich seufzen, in der Hofnung einer eingebildeten Glückseligkeit, die sie nach dem Tode erwartet. Haben nicht die religiösen Vorurtheile, die uns viele Menschen als nützlich und köstlich anrühmen, den Völkern eine Pflicht

und

und Schuldigkeit daraus gemacht, alle Uebel mit Geduld zu ertragen, die sie von denjenigen erfahren, die schuldig sind über ihre Glückseligkeit zu wachen, sie gegen Unfälle zu vertheidigen und gegen Ungerechtigkeiten zu sichern? So strengen sich also diese Vorurtheile an, in dem Herzen des Menschen so gar die Hofnung sich auf Erden glücklich zu machen auszulöschen!!

Demohnerachtet ist und bleibt es die Erde, auf welcher sich die Menschen glücklich machen sollen. Ihr Ursprung und ihr künftiges Schicksal mögen seyn welche sie wollen; so werden sie doch von der Vernunft und der Natur immer dazu angetrieben. Die immer mit der Natur übereinstimmende Tugend, reicht ihnen die wahren Mittel dazu dar. Wenn man voraussetzt, daß der Mensch das Werk eines guten und höchst billigen Gottes ist, wie kann man dann, ohne diesen Gott auf das häßlichste zu beschimpfen, behaupten, daß die Vernunft, die er ihm gegeben hat, ein ungetreuer Führer sey, daß die Natur, die ihn treibt, seine Glückseligkeit zu suchen, eine treulose Stiefmutter ist, die man nicht hören muß? Wie kann man ohne Gotteslästerung sagen, daß ein gerechter Gott, Ungerechtigkeiten genehmige, und daß er diejenigen strafen werde, die sich unterstehen einer ungerechten Gewalt Grenzen zu setzen, die nur Uebel ohne Zahl und unbeschreibliches Elend anrichtet? Wie kann man verlangen, daß sich die Menschen zum Guten neigen, da so viele verkehrte Regierungen, unsinnige Gewohnheiten, unbillige Gesetze und blinde Vorurtheile sie zwingen sich zu verderben, sich untereinander un-

glück-

glücklich zu machen, und immerwährend mit ihrem Schicksale unzufrieden und mißvergnügt zu leben.

Was auch ein trauriger Aberglaube und eine verzweifelte Philosophie sagen mögen; so sind die Menschen doch nicht gemacht um auf Erden unglücklich zu seyn. Ihre Uebel sind nicht unheilbar. Man öfne ihnen über ihren wahren Vortheil die Augen; man bestreite die Vorurtheile; man zeige ihnen, worin ihre wahre Glückseligkeit bestehe, und die Wahrheit wird nach und nach die Summen ihrer Uebel vermindern, wenn es ihr auch nicht gelingt sie gänzlich zu vertilgen. Die Menschen leiden weit mehr moralisches Uebel als physikalisches. Vorurtheile, schlechte Einrichtungen, Tyrannen verursachen ein Elend, dessen Würkungen sich auf viele Jahrhunderte erstrecken, dahingegen die Uebel, die die Natur den Sterblichen zufügt, nur von kurzer Dauer sind. Wenn Unfruchtbarkeit, Pest, Ueberschwemmung, Erdbeben grausame Würkungen hervorbringen; so sind sie doch nur vorübergehend und die Thätigkeit der Völker kann sie bald wieder ausbessern und ersetzen. Aber so verhält es sich nicht mit dem Elende, das sie von den Leidenschaften, dem Eigensinne, den falschen Begriffen, den Unterdrückungen, den Ungerechtigkeiten, den beständigen Kriegen ihrer Beherrscher erfahren müssen, die ihnen fast niemals Zeit lassen zu Athem zu kommen.

So mächtig auch die moralischen Ursachen sind, die sich wider die Glückseligkeit der Bewohner dieser Welt verschworen zu haben scheinen; so findet man doch Glückliche. Wenn es einige von der Natur verwahrlosete oder stiefmütterlich behandelte

Men-

Menschen giebt, die eine schwache Leibeskonstitution oder andere Gebrechen ungesund und kränklich machen; so ist dagegen diese Natur gegen die größte Anzahl seiner Kinder weit günstiger. Die Gesundheit ist ein Gut; auf unsere innerliche Zufriedenheit hat sie einen sehr merklichen Einfluß, vielleicht ist sie es allein, welche sie erzeugt. Es giebt glückliche Temperamente, die mitten in den schrecklichsten und fürchterlichsten Ereignissen ihre Ruhe und Zufriedenheit behalten. Wir finden so gutbeschaffene Sterbliche, die weder Krankheit, noch Schmerz, noch Dürftigkeit, noch Unterdrückung traurig machen oder niederschlagen können. Oft ertragen Unglückliche die Last ihres Elendes mit mehr Fröhlichkeit, als die Großen oder Reichen die Verdrüßlichkeiten der Größe und den Ekel gegen müde gewordene Vergnügungen. Der friedsame Hirte, der Arme, der die Hand ausstreckt, der Künstler welcher arbeitet, zeigen uns oft eine viel heitere Stirn und ein vergnügteres Herz, als der Reiche, der sie hochmüthig verachtet, als der Minister, der sie aussaugt, und als der unruhige Tyrann, der sie ins Elend stürzt.

Es giebt für alle Stände eine Glückseligkeit. Das unglücklichste Leben hat seine glücklichen Augenblicke; der Kranke, welcher leidet, hat ruhige Zwischenräume; der Gefangene lacht in seinen Ketten und verschließt oft seine Augen gegen den ihn drohenden Tod. Der dürftige Soldat ist gemeiniglich fröhlicher als sein General. Der Sklave der Tyrannen vergnügt sich bisweilen an seinen Ketten. Sorglosigkeit, Unwissenheit, Mangel der Voraussehung sind für viele Menschen Glückseligkeit, die

die Vernunft nicht gelehrt hat, die wahre Glückseligkeit zu erkennen ja auch wohl nicht einmal zu begehren. Gewöhnlich ist es nur das höchste Elend oder die größte Verzweiflung, die über eine ganze Nation diese finstere Traurigkeit verbreiten, welche die Vorläufer unglücklicher Revolutionen zu seyn pflegen.

Eine unveränderliche Glückseligkeit, die durch nichts gestöhrt werden kann, ist ein wahres Hirngespinst. Eine vollkommene Glückseligkeit ist mit der Natur eines Wesens, dessen schwache Maschine Unfällen unterworfen ist und dessen glühende Einbildungskraft sich nicht immer von der Vernunft leiten lassen kann, unverträglich. Bald genießen bald leiden, das ist das Loos des Menschen; öfter genießen als leiden, das ist es, was die Glückseligkeit ausmacht.

Wir kennen den Werth der Gesundheit nicht anders, als wenn wir ihrer beraubt sind. Die täglichen Vergnügungen, die aus der Befriedigung unserer Bedürfnisse entstehn, sind bald vergessen und oft für nichts gerechnet. Wir genießen in dem ganzen Laufe unsers Lebens eine sehr große Menge kleiner Vergnügungen, auf welche wir aus Gewohnheit keine Achtsamkeit haben. Wir sind, ohne daß wir es wissen, glücklich. Spüren wir einigen Mangel oder einigen Widerstand gegen unsere Begierden, sogleich nennen wir uns unglücklich. Wir erbittern uns gegen das Schicksal, wir finden es ungerecht und betrachten den Tag, da wir leiden, als einen unglücklichen Tag, den wir aus unserem Leben herausreißen möchten.

So beklagt also der Mensch, den seine Natur immer zwingt das zu lieben, was ihm nützlich ist, und zu verabscheuen was ihm schädlich ist, wenn seine natürliche Neigungen nicht geleitet und von der Vernunft verbessert sind, sich oft mit Unrecht über sein Schicksal. Das geringste Uebel vergiftet für ihn eine große Summe des Guten. Ueber ein bald vorübergehendes Hinderniß, ein augenblickliches Mißvergnügen, vergißt er die Glückseligkeit ganzer Jahre. Wenn der Mensch von seiner Vernunft Gebrauch machte; so würde er einsehen, daß er die Uebel, die er nicht abwenden kann, mit Geduld ertragen müsse. Er würde fühlen, daß der Schmerz nothwendig ist, um uns zu lehren, ihn zu meiden; er würde einsehen, daß das Uebel dazu beytrage, das Gute, das sich mit uns vermischt und das wir der Gewohnheit wegen nicht mehr empfinden würden, lebhafter zu fühlen. Wer niemals etwas Uebels empfinden wollte, der würde einem Menschen gleichen, der seine Glückseligkeit darein setzte beständig zu schlafen. Eine anhaltende Glückseligkeit würde die Seele in Mattigkeit, Trägheit und Dummheit stürzen.

Das Unglück, sagt man, ist der große Lehrmeister des Menschen. Es reicht ihm Beyspiele dar, und fordert ihn auf, sich aus seinem Elende zu reißen. Durch Elend, als Würkung ihrer Laster, ihrer Vorurtheile, ihrer schlechten Regierungen, ihrer Gesetze und ihrer unsinnigen Gewohnheiten, werden die Völker von ihrem Taumel aufgeweckt und gezwungen, die Mißbräuche zu verbessern. Die Thorheiten derer, von denen sie regiert werden, lehren sie weise werden und ihr wahres Interesse

 beher-

überzeugen. Es wird gewiß der Tag kommen, da sie es einsehen, daß das, was von allen Zeiten her die Unterthanen unglücklich und elend gemacht hat, niemals zur Wohlfarth der Fürsten etwas beytragen kann.

So lehrt uns die Vernunft selbst, daß Elend und Unglück dereinst zu unserer Wohlfarth dienen müssen. Diesem zufolge ermahnt sie uns das Uebel zu ertragen, welches wir, ohne uns größere Uebel auf den Hals zu laden, nicht fortschaffen können. Es lehrt uns eine Heilung nicht zu übereilen, die Zeit und Geduld allein bewürken können. Es flößt uns Muth ein, und versichert uns, daß wir für uns und für die Nationen ein glücklicheres Schicksal zu hoffen haben, welches nur eine Würkung der Aufklärung und der Tugend seyn kann. Wenn Unwissenheit, Unerfahrenheit und Irrthum die wahren Ursachen des menschlichen Elendes sind, — wenn ungerechte Regierungen und Vorurtheile allerley Art der unglückliche Paradiesapfel oder die Büchse der Pandora gewesen sind; so bleibt uns doch immer die Hofnung übrig. Diese muß uns trösten, indem sie uns von ferne ein angenehmes Schicksal zeigt. Sie läßt uns durch düstere Wolken einen Blick in die Zukunft thun, wodurch wir uns versichern, daß die Menschen mit Hülfe der Wahrheit, wenn sie nicht völlig glücklich seyn können, doch wenigstens weniger unglücklich seyn werden.

Eine Quelle der Unzufriedenheit der Menschen ist die, daß sie höchst ungerecht, ein sehr genaues Verzeichniß ihrer Uebel und ein ungetreues Register von den Gütern halten, die ihnen das Leben täglich darreicht. Im Grunde jedoch, so unglücklich sie

auch

auch seyn mögen, halten sie ihr Daseyn immer für ein Gut, und nur wenige unter ihnen verlassen freywillig ein Leben, worüber sie sich unaufhörlich beklagen. Niemand ist mit seinem Zustande zufrieden, und ein jeder glaubt, daß das Schicksal der andern viel beneidenswürdiger sey. So scheint der Zustand der Fürsten, der Großen und der Reichen, allen denen, die sie nur von ferne betrachten, die höchste Stufe der Glückseligkeit zu seyn. Sie brauchten aber diese Menschen nur in der Nähe zu sehen, welche die ganze Welt einstimmig für glücklich hält, um sich in Ansehung ihrer Glückseligkeit, die man ihnen so leicht beylegt, aus dem Irrthume zu helfen. Der Arme, der sie beneidet, würde sehen, daß sie unaufhörlich von Bekümmernissen, Verdrüßlichkeiten, Unruhe und Langerweile zernagt werden, und fröhlich und zufrieden in seine niedrige Strohhütte einkehren.

Obgleich wenige Menschen in der Welt mit dem Zustande, in welchen sie das Schicksal gesetzt hat, zufrieden sind, ob sich gleich ein jeder in die Stelle eines andern gesetzt zu werden wünscht; so giebt es doch vielleicht keinen Menschen auf Erden, der ohne allen Vorbehalt seine ihm zur Gewohnheit gewordene Art zu handeln und zu leben mit der Lebensart und den Handlungen derer Personen, welche er für die glücklichsten schätzt, vertauschen würde. Seine Existenz für die Existenz eines andern verwechseln, hieße dieser andere werden, hieße sich selbst verleugnen; ein Opfer, welches schwerlich ein Sterblicher, aus Furcht dabey zu verlieren, eingehen würde. Wenn wir uns wünschen in der Stelle eines andern zu seyn: so behalten wir uns immer etwas bevor;

wir wollen seine Gewalt, seine Reichthümer, seine Talente, seine Fähigkeiten besitzen, um desto besser unsern Leidenschaften eine Genüge zu thun, oder unsere Wünsche in Erfüllung bringen zu können, weil wir sie zu unserer Glückseligkeit für nothwendig halten. Wir wünschen, daß unser Geist oder unsere Art zu denken und zu handeln, so zu sagen, in den Körper desjenigen übergehe, den wir beneiden; allein wir wollen nicht, daß er den seinigen auch zurücklassen solle. Unsere Meynungen, Leidenschaften und Vorstellungen sind diejenigen, von denen wir immer das meiste halten; wir halten sie für erhabener, als der andern ihre, und wenn wir ihr Looß begehren, so geschieht es nur, damit wir im Stande seyn mögen, die unsrigen mit desto mehrerer Freyheit üben zu können. Die gut oder schlecht gegründete Achtung gegen uns selbst dient also den Neid zu mäßigen, den wir gegen diejenigen hegen, die wir glücklicher als uns zu seyn glauben. Wünschen, Fürst oder König zu seyn, heißt die Gewalt eines Königs begehren, um seinen Willen ausführen zu können.

Laßt uns ja nicht glauben, daß Fürsten und Große der Erde eine reinere Glückseligkeit genießen, als die übrigen Menschen. Sie lassen uns nicht sehen, was hinter dem Vorhange passirt *). Bey wenigem Nachdenken läßt es sich aber leicht errathen, und es ist offenbar, daß sie aus Mangel einer Seele, die zu ihrem Stande groß genug wäre, oft sehr elend sind. Wir sehen in der That, daß sie von

*) Vitae post scenia celant. Lucret.

von Glückseligkeit, Gewalt und Ruhm gewöhnlich höchst falsche Vorstellungen haben, daß sie die Wahrheit fast niemals erleuchte, daß, indem sie unaufhörlich beschäftigt sind Unglückliche zu machen, sie selbst nicht glücklicher sind; daß, da sie alles in Händen haben, was zu ihrer eigenen Glückseligkeit beytragen könnte, sie keinen Gebrauch davon zu machen wissen, daß sie endlich oft gezwungen sind das niedrige Glück derer zu beneiden, die das Schicksal in dem allerniedrigsten Stande hat gebohren werden lassen.

Wenn ich König wäre (gesetzt, daß die Krone die Neigungen meines Herzens nicht veränderte); so glaube ich, daß ich mich glücklich machen würde. Voll inbrünstiger Liebe gegen mein Volk glaube ich, daß ich geliebt seyn würde. Wenig geschmeichelt über verworfene und muthlose Seelen zu regieren, würde ich sie die Freyheit genießen lassen, wozu ihnen ihre Natur die gegründetesten Rechte giebt. Hiedurch würde ich mich von thätigen, arbeitsamen, erfinderischen Bürgern umgeben sehen, welchen das Vaterland lieb wäre, und die ihren Beherrscher, in welchem sie die Quelle ihrer Glückseligkeit wahrnehmen, segnen und preißen würden. Mit einem gerechten Mißtrauen wider mich selbst und diejenigen bewafnet, die um mich wären, würde ich das Gesetz allein regieren lassen, welches das Werkzeug der Gerechtigkeit und nicht der Leidenschaft oder des Eigensinns seyn sollte. Mein Interesse würde von dem Interesse meines Volks nicht verschieden seyn, weil ich fühlen würde, daß meine Größe, meine Glückseligkeit und meine persönliche Sicherheit, von dem Ueberfluß, der Macht und der Tugend meines

Volks abhinge. Das Vertrauen meiner Unterthanen würde mich in den Stand setzen, ihre Herzen weit unumschränkter und dauerhafter zu beherrschen als durch alle Miethsoldaten geschehen kann. Ich würde es nicht wagen, durch Eroberungen meinen wahren Ruhm und die Glückseligkeit meines Volks auf das Spiel zu setzen, um die ungerechte Befugniß zu erhalten, unglückliche und elende Menschen zu beherrschen. Ich würde mich in meinen Staaten glücklich zu seyn begnügen, indem ich Glückliche machte. Da jeder Augenblick meiner Regierung durch Vorsorge und Gütigkeit bemerkt wäre; so würde ich mit mir selbst zufrieden leben. Niemals würde sich Langeweile meiner Person bemächtigen. Da ich das Recht auf die Achtung eines ganzen Volks erworben hätte; so würde ich mich mit Recht selbst schätzen können. Nützliche Talente, gute Sitten, Rechtschaffenheit würde ich belohnen; ich würde keine Feinde haben, als die Feinde der Tugend, und wenn diese Feinde zu zahlreich und zu mächtig werden sollten; so würde ich von dem Throne herabsteigen und mit Vergnügen mich unter die Bürger mischen, wo mir nichts den Ruhm rauben würde, wenigstens alle Mühe und Kräfte angewandt zu haben, meine Mitmenschen glücklich zu machen.

Man darf aber weder König noch Großer seyn um glücklich zu seyn. Einem jeden Menschen ist es gegeben in seinem Umkreise glücklich zu seyn. Die Natur hat alles für uns gethan, wenn sie uns einen gesunden Körper, empfindliche Organe und mäßige Leidenschaften gegeben hat. Nichts fehlt unserer Glückseligkeit, wenn uns unsere Umstände

Mittel

Mittel an die Hand gegeben haben, den aus ihren Händen empfangenen Boden nützlich zu bebauen. Diese Natur giebt uns ein glückliches Temperament; Uebung macht aus uns vernünftige Wesen, und Vernunft lehrt uns, daß ein geselliges Wesen nicht glücklich seyn kann, wenn es nicht über die, von denen es umgeben wird, Glückseligkeit verbreitet.

Eine Nation ist glücklich, wenn sie die größte Anzahl der Menschen, woraus sie besteht, in den Stand setzt, die Güter zu genießen, wegen welcher die Gesellschaft vortheilhaft ist. Die beste Regierung ist die, welche das Gute unter allen Mitgliedern der Gesellschaft sogleich austheilt, als nur immer möglich ist. Der Bürger genießt alles was zu begehren er ein Recht hat, wenn er billigen Gesetzen unterworfen ist, die seine Person, sein Eigenthum und seine Freyheit in Sicherheit setzen. Er hat nicht Ursache sich zu beklagen, wenn er gezwungen selbst gerecht zu seyn, sieht, daß niemand in Ansehung seiner ungerecht seyn dürfe. Er ist alsdenn verbunden den Staat zu lieben, ihn zu unterstützen und ihn zu vertheidigen, weil seine Glückseligkeit mit der Wohlfarth desselben verbunden ist. Die Freyheit, die er besitzt und die man ihm nicht rauben kann, läßt ihm alle seine Thätigkeit, und öffnet seinem Fleiße ein großes Feld. Des Rechts zu schaden beraubt, kann ihm niemand schaden. Besitzt er andern Menschen nützliche Talente; so kann er auf ihre Achtung Anspruch machen, und sich mit dem Ruhme, ein, seinen Mitgenossen lieber und werther Bürger zu seyn, begnügen.

Ein jeder Mensch ist im Stande sich in seinem Hause, in seiner Familie, in den Gesellschaften, die

er besucht, Glückseligkeit zu verschaffen. Will er, daß seine Gattin, seine Kinder, seine Verwandten, seine Freunde, seine Knechte ihn glücklich machen, und die von ihm begehrten Gesinnungen zeigen sollen; so muß er fühlen, daß die Gerechtigkeit verlange, daß er sie durch sein eigenes Betragen anreize, seine Wünsche zu befriedigen. Alles beweiset ihm, daß Liebe, Gegenliebe zur Folge habe, daß Mäßigkeit, Ehrlichkeit, Treue, Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Rechte auf die Herzen der Menschen geben, und daß die Glückseligkeit, die er über sie verbreitet, auf ihn selbst zurückfällt. Hieraus folgt, daß jeder Mensch, der die häusliche Glückseligkeit genießen will, ein wachsamer Vater, ein zärtlicher und treuer Gatte, ein gelehriges und gehorsames Kind, ein aufrichtiger Freund, ein billiger und nachsichtsvoller Herr, — gegen jedermann gerecht, und wenn es ihm seine Umstände erlauben, wohlthätig seyn muß. Kurz es vereinigt sich alles uns fühlen zu lassen, daß es ohne Tugend keine Glückseligkeit giebt, und daß sie es ist, welche sowohl die gemeine als besondere Glückseligkeit ausmacht.

Diese Bemerkungen können dazu dienen, unsre Begriffe von dem höchsten Gute oder von den verschiedenen Meinungen, welche sich einige Moralisten von der Glückseligkeit gemacht haben, festzusetzen. In den Gemälden, die sie davon gemacht haben und in den Mitteln solche zu erlangen, hat ein jeder von ihnen seinen eigenen Temperament, seinem besondern Charakter, seiner Einbildungskraft und seinen Vorurtheilen gefolgt. Einige haben vermeint sie in den Vergnügungen und in der Wollust zu finden, andere in dem Fliehen der Vergnügungen

und

und in einer völligen Verleugnung alles dessen, was uns in dieser Welt das Leben angenehm machen könnte. Einige haben uns gerathen keine Leidenschaften zu haben, keine Begierden zu nähren, uns vollkommen unempfindlich zu machen, und uns an nichts zu hängen. Andere haben die Annehmlichkeiten, die ein gefühlvolles Herz selbst mit der Beschwerlichkeit wozu es uns empfänglich macht, empfindet, verzogen. Einige durch das beständige Gemurre, das ihnen mit ihrem Zustande unzufriedene Menschen hören ließen, niedergeschlagene Männer, haben den traurigen Ausspruch gethan, daß für die Bewohner der Erde keine Glückseligkeit zu finden, und daß sie sich dergleichen zu genießen nur in einem künftigen Leben schmeicheln könnten. Andere haben gesehen, daß für den Menschen eine Glückseligkeit gemacht ist, die er unaufhörlich suchen muß, — daß, wenn es ihm nicht verstattet ist, immerwährend und dauerhaft glücklich zu seyn, ihm sein Leben doch gewöhnlich wenigstens mehr Vergnügen als Leiden gewähre; daß das Uebel selbst für ihn von einigem Nutzen sey, daß es ihn mächtig antreibe, sich ihm zu entziehen, und sein Schicksal zu verbessern. Einige Menschenfreunde haben bey Betrachtung der Unordnungen, Unbequemlichkeiten ohne Zahl und der unreinigen Leidenschaften, die das gesellige Leben oft so unbehaglich machen, geglaubt, daß der Mensch, wenn er glücklich seyn wolle, die Gesellschaft fliehen müsse; sie haben sogar behauptet, daß er um die höchste Glückseligkeit zu erlangen, gut thun würde, wenn er sich in die Wälder begäbe und wieder wild würde. Erschrocken über die Laster, Verbrechen, Treulosigkeiten, Undankbarkeiten und Ungerechtigkeiten der Menschen, haben

den sie erglaubt, daß man ganz und gar mit ihnen brechen und sie ihrem bösen Schicksale überlassen müsse.

Allein die Gesellschaft ist dem Menschen zu seiner Glückseligkeit nothwendig. Ein einsames und wildes Leben würde ihm eine Menge Vergnügungen und Mittel rauben, auf welche er, ohne sich nicht vollkommen unglücklich zu machen, nicht Verzicht thun kann. Der Menschenhaß, die Frucht eines traurigen Temperamentes, ist nichts weniger als eine wünschenswerthe Beschaffenheit. Die Vernunft will, daß wir die Menschen so nehmen wie sie sind. Ihre Leidenschaften sind nothwendig. Alle haben Glückseligkeit zum Gegenstand; ein jeder sucht sie nach seiner eigenen Art, aber aus Mangel der Aufklärung verirrt man sich oft sowohl in den Dingen wozu man die Glückseligkeit setzt, als auch in den Mitteln durch welche man sie sich verschaffen will. Bey jedem Schritte vergißt man, daß man Gesellschafter oder Mitarbeiter habe, die bestimmt sind zu seiner Glückseligkeit beizutragen, die sich aber nur unter der Bedingung dazu verstehen und geneigt finden lassen, wenn man sich auch mit ihrer Glückseligkeit beschäftigt. Man thut und handelt immer so, als wenn man sich selbst genug wäre, oder sich selbst allein glücklich machen könnte.

Der Mensch ist der Erfahrung und der Vernunft empfänglich. Wenn er sich irrt, so müssen wir daraus schließen, daß seine Vernunft nicht genugsam geübt ist. Wenn die Sittenlehre zu seiner Glückseligkeit beyträgt, so geschieht es dadurch, daß sie ihm die Verhältnisse mit seinen Mitmenschen verhält; — daß sie ihm klar und deutlich beweiset, daß

er

er nicht anders glücklich seyn kann, als wenn er sich den aus diesen Verhältnissen entspringenden Pflichten gemäß beträgt; — daß sie ihm zeigt, daß es unmöglich sey den Zweck, den er sich vorgesetzt hat, zu erreichen, wenn er nicht die nach der Natur der Sache dazu dienlichen Mittel ergreift; — endlich, daß sie ihn fühlbar macht, daß unter allen Entwürfen, die der Mensch machen kann, der, der aller unausführbarste ist, wenn der Mensch ohne Beystand seiner Mitgenossen sich seine Glückseligkeit allein verschaffen will.

Der Gegenstand der Moral soll demnach nicht seyn, die Menschen von einander zu trennen, ihnen die Gesellschaft ekelhaft und sie zu Wilden zu machen; sondern ihr Interesse mit einander zu vereinigen, ihre Irrthümer aufzudecken, ihre Leidenschaften auf das allgemeine Beste und auf das Beste ihrer Mitgenossen zu lenken, und alle zu verbinden ihre Kräfte zu vereinigen, um gemeinschaftlich an der allgemeinen Glückseligkeit zu arbeiten. Aus dem vorhergehenden erhellt, daß die Moral diesen Zweck oft verkannt hat. Aberglaube und eine Philosophie die eben so traurig wie jener ist, scheinen sich nur vorgesetzt zu haben allen Muth niederzuschlagen, Thätigkeit zu vermeiden, den Menschen zu betrüben, ihn für seine Mitmenschen unnütz zu machen, kurz ihn auf Abwege zu leiten und ihn anzutreiben sich eine in der Einbildung bestehende Glückseligkeit, die er niemals erreichen kann, zu verschaffen. Eine ungerechte und falsche Politik scheint gleichfalls sehr kräftig mitgewirkt zu haben, die Menschen des Interesses wegen von einander zu trennen, einen immerwährenden bürgerlichen Krieg unter ihnen anzuzetteln und eine traurige Eifersucht zu erregen, die sie in beständiger Zwie-

tracht

macht erhielten und sie denen, welche sie unterjochen wollten, ohne Vertheidigung überlieferten.

So haben also Religion und Regierung diese beyde so mächtige Ursachen ihre Macht vereinigt, um dem Zweck der menschlichen Verbindung in Gesellschaften einen Querstrich zu machen, und der Wohlfarth der Völker Hindernisse in den Weg zu legen. Die eine hat aus dem Menschen einen freyen, muthlosen, erschlafften Sklaven gemacht, den man dahin brachte, daß er sich vor seiner Glückseligkeit fürchten mußte, ja dem man es sogar verbot an seine Glückseligkeit zu denken. Die andere wollte daraus einen Sklaven machen, der sein Interesse von dem Interesse seiner Mitsklaven sorgfältig trennte, damit ihre sich widerstrebende Leidenschaften sie verhinderten, sich gegen diejenigen zu vereinigen, die das unsinnige Verhaben gefaßt hatten, durch das Unglück aller sich selbst glücklich zu machen.

Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn die Menschen durch die so beträchtliche Stärke der unordentlichen Leidenschaften betaumelt, faß gar keine wahre Begriffe von Glückseligkeit hatten. Wie hätte die Stimme der Vernunft bey Wesen Eingang finden können, die die Leichtgläubigkeit wahnsinnig gemacht hatte, und die von eiteln Chimären, worin man sie gelehrt hatte ihre Glückseligkeit zu setzen, ganz berauscht waren? Die Vorurtheile, die man ihnen von der ersten Kindheit an einprägte, die traurigen Beyspiele, die sie immer vor Augen hatten, die falschen Begriffe, die ihnen von allen Seiten beygeschoben wurden, – waren die Ursachen warum sie Kleinigkeiten und Nichtswürdigkeiten nachliefen, welchen sie ihre Glückseligkeit, ihre Ruhe, ihre

Frey-

Freyheit und Sicherheit aufzuopfern, sich schuldig zu seyn glaubten. Statt, daß die Gesellschaft sie hätte glücklich machen sollen, brachte sie Feinde näher zusammen, die geneigt waren sich zu schaden, sich immerwährend Schlingen zu legen und sich untereinander ihre Wünsche und ihre Glückseligkeit zu vereiteln. Die Gesellschaft, die dazu gemacht ist zu ihrer Zufriedenheit beyzutragen, ist der Tummelplatz ihrer unordentlichen Leidenschaften und ihrer Zänkereyen und Schlägereyen geworden. Ihre Verfassungen und ihre Vorurtheile fachten das Feuer ihrer Leidenschaften für die nehmlichen Lumpereyen an. Sie schlugen sich für Reichthum, Ehre, Würden und Ehrenstellen wovon sie niemals einen wahren Nutzen für sich zu ziehen, lernten. Der Neid war ihre beständige Folter; sie wurden falsch, treulos, lasterhaft, weil sie sich verpflichtet sahen, ihren Nebuhlern ihre Absichten zu verbergen und krumme Wege einzuschlagen, um die, welche die nehmlichen Absichten hatten, zu hintergehen. Die Kunst in der Gesellschaft zu leben, bestand nur in der Kunst seine Mitgenossen zu betrügen um sich ihrer zu seinen eigenen Absichten zu bedienen. Das Privatinteresse war mit dem allgemeinen Interesse im beständigen Kriege. Der Bürger ward ein offenbarer oder heimlicher Feind seiner Mitbürger. Er hielt sich verbunden ihnen Fallen zu legen, wenn er der Schwächere war. Er unterstand sich nicht seine Projekte zu gestehen, aus Furcht sie sonst vereitelt zu sehen. Seine Wünsche giengen auf Gegenstände, die alle gleich stark begehrten, und die ein jeder mit Ausschliessung anderer besitzen wollte. Auf diese Art ward die Gesellschaft so unbequem, daß muthlose

Grübler

Grübler geglaubt haben, daß das gesellschaftliche Leben der Natur des Menschen entgegen wäre, und daß das Klügste seyn würde, sie so bald als möglich ganz und gar zu verlassen.

Sechzehntes Hauptstück.

Vom gesellschaftlichen Leben. Vom Stande der Natur. Von dem Leben in der Wildheit.

Die Gesellschaft ist zur Glückseligkeit des Menschen nützlich und nothwendig. Er für sich allein kann sich nicht glücklich machen. Ein schwaches und vielen Bedürfnissen unterworfenes Wesen, fordert alle Augenblicke Hülfe und Beystand, die es sich allein nicht geben kann. Nur mit Hülfe seiner Mitmenschen setzt sich der Mensch in den Stand den Schlägen des Schicksals zu widerstehen und die physischen Uebel zu verbessern, denen er gezwungen ist sich zu unterwerfen. Angefeuert, aufgemuntert und von andern unterstützt, entwickelt sich seine Geschicklichkeit, klärt sich seine Vernunft auf, und gelingt es ihm, das moralische Uebel, das nur eine Frucht seiner Unwissenheit und seiner Vorurtheile ist, zu bekämpfen. Mit einem Worte; der Mensch ist,

wie gesagt, in der Natur das dem Menschen nützlichste Ding.

Laßt uns also nicht eine verzagte Philosophie hören, die uns auffordert, die Gesellschaft zu fliehen, dem Umgang mit Menschen zu entsagen, und uns in die Wälder zu begeben, worin unsere Vorfahren lebten, um daselbst wie sie, mit den wilden Thieren um unsern Unterhalt zu streiten. Gesetzt, die Sache wäre ausführbar; gesetzt, es gelänge uns, civilisirte Menschen, imgleichen die Begriffe, die Meynungen, die Gewohnheiten, das Angenehme und die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens zu vergessen; gesetzt, man brächte die Menschen wieder in den Zustand der wilden Thiere zurück, von welchen sie bey ihrem Ursprunge wenig verschieden waren; gesetzt, sage ich, man brächte jenes sonderbare System würklich zur Ausübung, wäre den Menschen umzuschaffen, ohne seine Kräfte zu vernichten, ohne ihm seine Begierden zu rauben, seine Thätigkeit zu nehmen, seinem natürlichen Gang, sein Schicksal zu vervollkommnen, zu rauben, ohne seiner Neugierde und seiner Unbeständigkeit Gewalt zu thun — und der Mensch würde nach und nach wieder die nämlichen Zustände durchgehen: er würde bloß die von seinen Vorfahren durchlaufene Bahn von neuem zurücklegen, und am Ende einiger Jahrhunderte würden wir ihn wiederum auf dem nämlichen Felde stehen finden, auf dem wir ihn jetzt sehen.

Der Mensch fängt mit Eicheln essen, mit Streit um seine Nahrung mit den wilden Thieren an, und endigt mit Ausmessung des Himmels. Nachdem er den Ackerbau gelernt hat, erfindet er die Geometrie.

Um

Um sich gegen Kälte zu schützen, bedeckt er sich anfänglich mit der Haut der von ihm überwundenen Thiere, und nach einigen Jahrhunderten sieht man ihn Gold und Seide mit einander verbinden. Eine Höhle, ein Baum sind seine ersten Wohnungen und zuletzt wird er Baumeister und führt Palläste auf. Seine vervielfältigten Bedürfnisse vermehren seinen Kunstfleiß. Er ist gezwungen seinem Kopfe Arbeit zu geben, und durch die Kette, welche die menschliche Kenntnisse an einander bindet, entdecket er nach und nach alle Künste und Wissenschaften. Was zu seinen Bedürfnissen nicht nützlich ist, dient wenigstens seiner Neugierde, ein immerwährend wachsendes Bedürfniß, das niemals vollkommen befriedigt werden kann, ein Vergnügen zu machen. Nachdem er erst sein Feld gemessen hat, mißt er die Ebenen des Firmaments und will er die Bewegungen der Himmelskörper, die seine Augen kaum entdecken können, gewissen Regeln unterwerfen. Der Baum verwandelt sich unter seinen Händen in Colonaden, die Höle in einen Pallast, der grüne Rasen in Pflaumfedern, die stinkende und grobe Haut in prächtige Kleidung. Bey allen diesen verschiedenen und sehr weit von einander entfernten Fortschritten, wird er durch seine Natur geleitet, die ihn unaufhörlich antreibt sein Schicksal vollkommener und angenehmer zu machen. Lange der Ueberlegung und des Nachdenkens beraubt, fängt er an zu denken; lange gelitten von den Wirkungen seines Wahnsings, übt er seine Vernunft; lange in der Finsterniß herumgeirrt, sucht er die Wahrheit, — er entdeckt sie mit Mühe und er findet endlich in ihr ein Mittel wider seine Uebel.

Man

Man behauptet, der Wilde sey ein glücklicheres Ding als der policirte Mensch. Aber worin besteht seine Glückseligkeit und was ist der Wilde? Er ist ein starkes Kind, das der Erfahrung, der Vernunft und der Geschicklichkeit beraubt ist, das immer Hunger und Elend leidet, das sich alle Augenblicke gezwungen sieht mit wilden Thieren zu kämpfen, das außerdem kein anderes Gesetz kennt, als seinen Eigensinn, keine andere Regel, als seine Leidenschaften, kein anderes Recht, als Stärke, keine andere Tugend, als Verwegenheit. Es ist ein bestiaes, wüthendes, unbedachtsames, grausames, rachgieriges, ungerechtes Wesen, das keinen Zügel leiden will, das nicht an den morgenden Tag denkt, das alle Augenblicke der Gefahr ausgesetzt ist, entweder ein Schlachtopfer seiner eigenen Thorheit, oder der Wildheit der Dummen zu werden, die ihm gleich sind.

Das Leben in der Wildniß, oder der Stand der Natur, zu welchen milzsüchtige Grübler die Menschen haben zurückführen wollen, das von den Lüchtern so hoch gepriesene und oft besungene goldene Alter, ist in Wahrheit ein Stand des Elends, der Schwachheit und der Unvernunft. Uns auffordern, uns in denselben zurück zu begeben, heißt uns sagen, daß wir wieder in die Kindheit zurücktreten, alle unsere Kenntnisse vergessen, und alle unsere Wissenschaften, die unser Geist sich hat erwerben können, aufgeben sollen, während daß zu unserm Unglück unsere Vernunft, selbst bey den civilisirtesten Völkern, erst höchst wenig entwickelt worden ist.

Das männliche Alter ist der Natur des Menschen eben so gemäß, als das Alter der Kindheit und Schwachheit. Nach einem natürlichen Hange wünscht der Mensch in Gesellschaft zu leben. Indem ihm die Natur Bedürfnisse giebt, macht sie ihn gesellig, und verbietet ihm wild und roh zu seyn.

Die meisten von denen, welche von einem Stande der Natur sprechen, scheinen sich davon keinen Begriff gemacht zu haben. Verstehen sie denn darunter einen von allen Verbindungen, Verhältnissen und Pflichten völlig freyen Zustand? Ein solcher Zustand ist schlechterdings eine bloße Chimäre. Jeder Mensch ist von einem Vater und einer Mutter gebohren, mithin die Frucht einer Gesellschaft, die ihm wenigstens in seiner Kindheit zu seiner Erhaltung und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig waren, und deren Unterstützung er auch noch in der Folge, es sey aus Gewohnheit, um sich das, was er begehrt, zu verschaffen, oder um seine Arbeit zu erleichtern, oder sich gegen die Thiere zu vertheidigen, bedarf. Der Mensch war also selbst in dem Zustande, den man den Stand der Natur nennt, gewissen Pflichten unterworfen und verbunden, sie gegen diejenigen zu erfüllen, die er zu seiner eigenen Glückseligkeit unentbehrlich fand.

Die menschliche Vernunft erfordert zu ihrer Bildung und Uebung wiederholte und vervielfältigte Erfahrungen und Betrachtungen, und kann mithin nur die Wirkung eines gesellschaftlichen Lebens seyn. Mit Menschen zusammen lebend sind wir im Stande unsern Kopf und unser Herz zu kultiviren, das Wahre vom Falschen, das Nützliche vom Schädlichen, die Ordnung von der Unordnung unterscheiden

den zu lernen. Der für sich allein lebende Mensch erlangt sehr wenige Begriffe, und er ist alle Augenblicke tausend Gefahren ausgesetzt, gegen die er sich nicht vertheidigen kann, und denen er sich nicht zu entziehen weiß. Der Mensch in der Gesellschaft hat eine besondere Kraft; seine Thätigkeit entwickelt sich; sein Kopf füllt sich mit einer Menge von Begriffen an; sein Herz lernt empfinden; Umgang bereichert seine Vorstellungen und entdeckt ihm die Gesinnungen anderer. Kommt es darauf an, eine Gefahr zurückzutreiben, oder ein Unternehmen auszuführen; so hebt er sich durch die Erfahrung, Geschicklichkeit und Hülfe seiner Mitgenossen verstärkt. Je zahlreicher eine Gesellschaft ist, je mehr hat sie Thätigkeit, Einsicht, Geschicklichkeit, Laster und Tugenden, und je mehr findet auch der Mensch darin Unterstützung. Der Wilde ist ein Wesen ohne Begriffe, ohne Verstand, ohne Tugend, ohne Hülfsmittel, dessen Glückseligkeit nur in einer ganzlichen Unwissenheit alles dessen bestehen kann, was ihm das Leben angenehm und bequem machen könnte.

Die Nationen, welche für die polirtesten gehalten werden, haben zum Unglück noch mehr als zu viele Spuren der Wildheit, Rohheit und ursprünglichen Unvernunft an sich behalten. Leben nicht ihre Anführer wie wahre Wilde unter einander beständig in einem Zustande der Anarchie, den sie den Stand der Natur nennen, obgleich der Natur verständiger und vernünftiger Wesen nichts mehr zuwider ist? Legen nicht ihre immerwährende Kriege, ihre oft so ungerechte und kindische Zänkereien, die unüberlegten Anmaßungen, Begierden

und Launen, welchen diese Souveräne mit so vieler Gleichgültigkeit ihre eigene Glückseligkeit und die Wohlfarth ihrer Unterthanen aufopfern, deutlich an den Tage, daß sie größtentheils noch Caraiden oder wahre Cannibalen sind? Beweisen nicht die angeblichen Rechte, die sie sich mit Gewalt und durch Eroberungen machen, daß die civilisirten Cacignen oft nicht bessere Begriffe von Billigkeit haben, als die amerikanischen? Der einzige Unterschied ist, daß diese nur unordentliche und wenig disciplinirte Horden anführen, dahingegen den ersten Armeen von Sklaven zu Befehl stehen, welche die Kunst zu verheeren und die Völker zu erwürgen methodisch gelernt haben.

Der Aberglauben, die Regierungen, die Gesetze, die Vorurtheile der policirtesten Völker schmecken gar sehr nach den Stand der Natur, und tragen noch immer den Stempel des heftigen, viehischen und unvorsichtigen Karakters der Wilden an der Stirne. Sind nicht Herzhaftigkeit und Stärke bey uns noch eben so geachtet, als sie es unter unsern barbarischen Vorfahren waren? Haben die strengsten Gesetze und die schrecklichsten Drohungen der Religion wohl bis jetzt die alte Wildheit vertilgen können, welche den Zweykampf aufrecht erhält? Jauchzet nicht die gemeine immer verdorbene Menung diesen Thaten der Barbarey und der Rache, wider welche die Menschheit und Billigkeit sich so laut hören lassen, ihren Beyfall zu? Unsere wilden Meynungen und grausamen Gewohnheiten widerstehen gleich gut dem Ansehn der Götter und der Autorität der Könige. Wie viele Wilde sieht man

nicht

nicht sich in den civilisirtesten Gesellschaften mit aller Ehre produciren! —

Wenn es ehemals Gesetzgebern und Eroberern geglückt ist, von dummen und einfältigen Menschen für Gesandte des Himmels, für Ausleger oder selbst für Söhne der Götter gehalten zu werden, sehen wir nicht, daß selbst aufgeklärte Völker noch an eben dieser Krankheit darnieder liegen, und Schlachtopfer ähnlicher Betrügereyen sind? Werden die Priester nicht noch jezt für Werkzeuge der Gottheit gehalten? Haben sie nicht das Recht die Leidenschaften der Unterthanen wider ihre Souveräne aufzubringen und die Souveräne wider ihre Unterthanen, die sich gegen die himmlischen Lehren empören? Wenn die Yncas die Peruaner überredet haben, daß sie Söhne des Gottes des Tages wären, — maßen sich nicht noch Fürsten göttliche Rechte an, gegen welche den Nationen keine Appellation zusteht? Endlich, bilden sich nicht diese herabgewürdigten und von ihren Fürsten, die sie sich selbst gegeben haben, unter die Füße getretenen Völker ein, daß in ihren Adern ein reineres Blut rolle, und daß selbst diejenigen, die sich ihnen nahen dürfen, aus einem anderen Zeuge gemacht sind, als die übrigen Menschen?

Ob gleich die Menschen in vieler Absicht die Dummheit der ersten Gesellschaften verlassen haben, wodurch sie viel glücklicher geworden sind; so hören sie doch nicht auf immer noch viel auf ihre ersten Verfassungen und Einrichtungen zu halten. Worauf gründet sich denn diese hartnäckige Anhänglichkeit an das Alterthum? Auf Gewohnheit, die niemals vernünftig untersucht, und auf das Mißver-

vergnügen über die gegenwärtige Verfassung. Wir fühlen die Unbequemlichkeiten der Laster unserer Zeit, aber wir wissen nicht das Elend, das unsere Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten gedrückt hat. Das ist ohne Zweifel die Ursache warum die mit der gegenwärtigen Lage der Dinge gewöhnlich unzufriedene und über die Gebrechen und Laster ihrer Zeit mißmuthige Menschen, Lobredner der vergangenen Zeit sind, uns das Alterthum rühmen und einen hohen Begrif von der Weisheit und Glückseligkeit ihrer Vorfahren haben. Sollten denn unsere Vorfahren wohl in der That weiser, vernünftiger und glücklicher gewesen seyn als wir? Zur Auflösung dieses Problems, darf man nur die Geschichte aufschlagen. Da finden wir, daß die Völker bey ihrer Entstehung oder in der Wiege überall viel unwissender, viel abergläubischer, viel unruhiger und viel roher und wilder gewesen sind, als jetzt. Sollen wir von ihrer Verschlagenheit, Klugheit, Billigkeit nach ihren Einrichtungen, Gewohnheiten und Gesetzen urtheilen, welche diese weise Völker uns hinterlassen haben? Ach! was finden wir da! nichts als Unvorsichtigkeit, Dunkelheit, ungerechte Gewohnheiten und Vorurtheile ohne Zahl unter deren Gewichte wir noch unterdrückt sind. Kurz; in den Jahrbüchern aller Länder finden wir nur eben so grausame als ekelhafte Kriege, nur ehrgeizige und unvernünftige Fürsten, die mit ihren rebellischen und unruhigen Unterthanen im ewigen Streite liegen; wir lesen darin die Schandthaten der Schwärmer, die beschäftigt waren sich wegen Lehren und Glaubensartikel zu erwürgen, die sie niemals verstanden. Für die Politik finden wir

darin gar nichts bestimmtes; die Rechte der Fürsten und der Völker wurden bloß durch die Gewalt bestimmt. Kein einziges Land kann klare und deutliche Grundgesetze aufweisen, welche die Gewalt der Fürsten auf eine weise Art einschränken, oder welche die Freyheit der Unterthanen auf einen guten und dauerhaften Grund setzen.

Die Menschen sind nicht ausgeartet. Ihre Vernunft ist noch nicht hinlänglich genug entwickelt. Ihre Natur hat sich nicht verschlimmert, sie ist aber noch nicht gehörig angebauet.

Wenn man nur ein wenig über das Leben unserer Vorfahren nachdenkt; so finden wir, daß nach ihrer Zeit die Völker aufgeklärter geworden sind, und im Ganzen genommen, ein sanfteres und besseres Loos als jene genießen. Wenn bey uns mehr Luxus, mehr eingebildete Bedürfnisse, mehr Laster im Schwange gehen; so begehen wir auch weniger Missethaten. Unser Verderbniß ist weniger schädlich, als ihre Wildheit, ihre immerwährende Empörungen, ihre unnütze und zwecklose kühne Unternehmungen. Dieser Verkehrtheit, worüber wir ohne Zweifel viel leiden, ungeachtet, beweiset uns doch alles, daß sich unsere Sitten von Tage zu Tage mildern, die Köpfe sich aufklären, die Vernunft Land gewinnt, und die Fürsten selbst bisweilen gezwungen sind, die gemeine Meinung in Ehren zu halten, welche sie oft zurückhält. Ueberhaupt sind die Menschen viel geselliger geworden. Viel weichlicher als unsere Väter, sind wir auch viel empfindsamer, viel menschlicher und weniger unbedächtig und weniger schwärmerisch. Der Luxus so gefährlich er auch ist, kann

er wohl die Hälfte des Elends anrichten das ehemals Unwissenheit, Eifer und Wildheit über die Erde verbreitete? Eine vernünftige Regierung und gute Gesetze würden weichliche, furchtsame und durch den Luxus verdorbene Schwächlinge leicht im Zaum halten können; aber aufgebrachte und wüthende Wilde, welche aller Furcht trotzen, würde nichts in Ordnung halten können.

Obgleich Fürsten und Völker der Thorheit Kriege zu führen noch nicht entsagt haben; so findet man doch in den Kriegen selbst jetzt weniger Wildheit als ehemals. Das Interesse aller Völker hat sie nach und nach der Menschlichkeit näher gebracht. Bey den Wilden besitzt der Krieger eine Grausamkeit, welche die Vernunft empört. Sein Herz, das dem Mitleiden fremd ist, überläßt sich gänzlich der Wuth. Nicht zufrieden überwunden zu haben, quält, verbrennt und zerreißt er den ihm in die Hände gefallenen Feind. Bey Griechen und Römern erkaufte der überwundne Feind sein Leben mit dem Verlust seiner Freyheit. Zum Sklaven erniedrigt, hörte er in den Augen seines Ueberwinders auf ein Mensch zu seyn. Dieser hielt sich berechtigt ihn als ein Stück Vieh zu behandeln, ihn zu verkaufen und zu tödten. Bey den jetzigen Völkern verhindert das Getöse der Waffen doch nicht, daß man nicht die Stimme der Natur, der Gerechtigkeit und des Mitleidens hören sollte. Das Interesse aller Krieger macht es ihnen fühlbar, daß ihre überwundene Feinde Menschen sind, und daß sie selbige so behandeln müssen, als wie sie wünschten von ihnen behandelt zu werden, wenn sie der Stärke der andern unterliegen sollten. So verbannt also der aufgeklärte

Eigennutz die Wildheit der Krieger und zeigt dem, der heute den Sieg davon trägt, daß das unbeständige Glück ihn morgen der Gewalt seiner Feinde überliefern kann, die er zu seinen Füßen geworfen sieht. Das Völkerrecht ist nur die Wirkung stillschweigender Verträge, deren Nothwendigkeit die Vernunft mehr aufgeklärten Völkern fühlbar gemacht hat.

Die Anhänger der Wildheit oder des Lebens in Wäldern und auf Bergen machen ein großes Aufheben von der Freyheit, die dem Menschen dieser Zustand gewährt, dahingegen die meisten civilisirten Völker in Fesseln liegen. Aber können wohl diese Wilden eine wahre Freyheit genießen? Der Erfahrung und Vernunft beraubte Wesen, die keine Gründe kennen ihre Leidenschaften zu zügeln, die keinen Zweck haben, können die für wirklich freye Menschen geachtet werden? Der Wilde übt nur eine abscheuliche Ausgelassenheit, die für ihn eben so traurig als grausam für die Unglücklichen ist, die in seine Hände fallen. Freyheit in den Händen eines Dinges, das ohne alle Kultur und Tugend dahin lebt, ist ein zweyschneidiges Schwerd in den Händen eines Kindes.

Je mehr sich die Völker von dem wilden Leben, oder demjenigen was man ihren Zustand der Natur nennt entfernen, je mehr werden sie die Rechte der Vernunft und den Werth der wahren Freyheit kennen lernen; und je mehr sie sich fürchten, ihre Freyheit zu mißbrauchen, desto mehr werden sie sie von Empörung, Anarchie und Ausgelassenheit unterscheiden. Gesunde Begriffe von Moral und Politik sind nichts weniger als gemein bekannt; sie

sind nur in den Köpfen einer kleinen Anzahl Menschen vorhanden, die gewohnt sind nachzudenken, und welche die Vernunft mehr oder weniger von den barbarischen Vorurtheilen geheilt hat, womit man die Völker angesteckt hat.

Die wahre Philosophie muß die Liebe der Menschen, das Verlangen sie glücklich zu sehen und Leidenschaft für den Ruhm, der eine Frucht der ihr mitgetheilten Unterweisung und Glückseligkeit ist, zum ersten Grundsatz haben. Es ist mithin Menschenliebe, Philantropie und nicht Menschenhaß Misantropie, welche jeden Menschen beleben muß, der sich für einen Freund der Weisheit ausgiebt. Wer Menschen kennen will, muß sie sehen und sie besuchen. Wer sich für ihre Mühe und Elend interessiren will, muß ein fühlbares Herz haben, und wer sie aufklären will, muß sich ihnen nahen, nicht aber sie fliehen.

Der höchste Grad der Politur dessen Völker und Fürsten fähig sind, die zu wünschende Verbesserung ihrer Regierungen, Sitten und Mißbräuche, können nur das Werk von Jahrhunderten und eine Frucht der immerwährenden Anstrengung des menschlichen Geistes und oft wiederholter Erfahrungen der Gesellschaft seyn. Mit Hülfe des Nachdenkens werden die Menschen die Ursachen ihrer Bekümmernisse ergründen, und schickliche Mittel wider sie gebrauchen. Die Uebel und das Elend des menschlichen Geschlechts nehmen nur denjenigen allen Muth, welche die wahren Ursachen nicht wissen und welche die in die Augen fallende Fortschritte, die verschiedene Nationen zu ihrer Glückseligkeit gethan haben, verkennen.

Wir wollen uns demnach hüten unser Ohr dem Rath eines Aberglaubens zu leihen, der uns ermahnt die Welt zu fliehen, und für uns allein als unnütze Einsiedler zu leben, die man uns als Muster vorhält. Eben so wenig wollen wir uns von einer rauhen Philosophie verführen lassen, die uns gerne mit sehr günstigen Zügen einen Stand der Natur, der der Natur zuwider ist, ein wildes rohes Leben, das so traurig als der Tod selbst ist, darstellen möchte. Laßt uns die mit der noch nicht zur Vollkommenheit gebrachten Gesellschaft verbundene Unbequemlichkeiten mit Geduld ertragen. Laßt uns bedenken, daß die Vernunft der Völker nur ein Werk der Zeit seyn könne. Laßt uns unterdessen die Pflicht des Bürgers erfüllen, laßt uns bestreben unsern Mitgenossen nützlich zu seyn, ihnen zu dienen, sie zu trösten, sie aufzumuntern. Laßt uns ihnen eine aufrichtige Zuneigung, eine zärtliche Nachsicht und eine mitleidige Freundschaft zeigen. Statt sie zu erniedrigen, sie aufzumuntern in der Gemeinschaft der Thiere zu leben, ihnen ihre Uebel als ewig und unveränderlich vorzustellen, — laßt uns ihnen sagen, daß sie alles von den Fortschritten ihrer Vernunft zu hoffen haben und sie auffordern, sie unaufhörlich zu cultiviren um aus der unempfindlichen Trägheit und Dummheit, worin man sie so gern zu erhalten wünscht, aufzuwachen.

Wenig von den Menschen fordern und ihnen so viel Gutes thun als man kann, ist wahre Weisheit, wahre Moral und die große Kunst in Gesellschaft zu leben. Der Menschenfeind, der sich unaufhörlich wider das menschliche Geschlecht erboßt, ist sich selbst eben so lästig, als er seinen Mitgenossen unnütz ist.

Der

Der Antheil, den wir an der Wohlfarth unserer Mitmenschen nehmen, vermehrt in dem er unsere Empfindsamkeit übet, unsere eigene Glückseligkeit, und erlaubt uns auf ihre Dankbarkeit Anspruch zu machen. Nachsicht ist eine Pflicht für einen jeden, der mit Menschen lebt. Größtentheils befinden sie sich in einem Stande der Kindheit, der ihnen ein Recht auf das Mitleiden aller derer giebt, deren Vernunft mehr cultivirt ist. Alle menschliche Einrichtungen, gemeinhin das Werk der Unvorsichtigkeit und des Irrthums, machen den Hang zum Bösen so sanft und leicht und den Weg zur Tugend so mühsam und verborgen, daß man sich billig wundern muß auf Erde [illegible] Tugenden zu finden. Sich über das mit [illegible] ligen Leben verknüpfte Ungemach bekla[illegible] zurnen, heißt sich wider die Nothwen[illegible] [illegible]inge auflehnen. Das Verderbniß der Völker ist die nothwendige Wirkung mächtiger Ursachen, die sich vereinigen sie zu verblenden und in ewiger Kindheit zu erhalten. Sich über die in der Gesellschaft im Schwange gehende Laster wundern und solche für sich unbehaglich finden, heißt sich darüber wundern, daß man in einer volkreichen Straße nicht so bequem gehen kann, als wenn man auf dem Felde spatzieren geht. Je zahlreicher eine Gesellschaft ist, desto mehr erzeugen darin die übereinstimmende und vervielfältigten Leidenschaften, Gährungen. Wenn die größten Städte die allerverderbtesten sind; so sind sie auch diejenigen, in welchen man die meisten Talente, Hülfsmittel und Tugenden antrift. Je zusammengesetzter eine Maschine ist, desto leichter können ihre Bewegungen in Unordnung gerathen. Das vielfache Reiben macht

ihr

ihr Spiel mühsamer als das in einer einfachen Maschine. So stark man auch ist, so hält es doch schwer nicht mit fortgerissen oder gestoßen zu werden, wenn man sich unter den großen Haufen mengt.

Wollte man sich an das Gerede einiger wider das menschliche Geschlecht aufgebrachter milzsüchtiger Grübler kehren; so würde man in Versuchung gerathen die Menschen für Ungeheuer zu halten und zu glauben, daß sich der Weise nicht enthalten könne sie zu verabscheuen und zu fliehen. Wenn sie indessen so böse wären als man uns gerne überreden will; so würde keine Gesellschaft bestehen können. Jeder Mensch würde der Feind seines Mitmenschen seyn. Vertrauen und Zuneigung würden von der Erde verbannt seyn. Wenn wir aber die böse Laune verscheuchen und die Dinge nach ihrem wahren Werthe betrachten; so finden wir, daß die Menschen ein Gemengsel von Tugenden und Lastern sind, jedoch so, daß gewöhnlich ihre gute Seite die böse überwieget. Vollkommenheit von Wesen unserer Art fordern wollen, ist wahre Thorheit. Wir nennen diejenigen gute in welchen wir mehr Gutes als Böses gewahr werden, und diejenigen böse in welchen wir schädliche Leidenschaften herrschen sehen. Es ist nichts seltener als ein nach einem Systeme und mit Ueberlegung handelnder Bösewicht. Ein Mensch dessen ganzes Leben bloß ein Gewebe von Bosheiten und Verbrechen wäre, würde eine noch größere Erscheinung seyn, als ein ganz fehlerfreyer Mensch. Bey den schlechtesten und verderbtesten Menschen werden wir gute Eigenschaften gewahr. Wie verkehrt sie auch seyn mögen; so findet sich doch ihr Interesse mit denen, von welchen sie umgeben sind, sehr oft über-

übereinstimmend. Vielleicht würden wir in dem Lebenslaufe des verkehrtesten Menschen viel mehr gute als schlechte Handlungen antreffen. Giebt es wohl ein schädlicheres Wesen als einen Eroberer, einen Ehrgeizigen, die ohne Umstände und ohne Gewissensbisse ganze Nationen ihren aufgebrachten Leidenschaften aufopfern? Indessen stoßen wir doch bisweilen bey einem Menschen von diesem Schlage auf gute Eigenschaften. Wir finden an ihm bisweilen einen zärtlichen Vater, einen aufrichtigen Freund, einen großmüthigen Feind, eine edele und große Seele, gesellschaftliche Tugenden und liebenswürdige Eigenschaften. Räuber und Meuchelmörder, welche die Gesellschaft durchstreifen und sie beunruhigen, sind gewöhnlich unter sich gerecht und in ihren Verbindungen getreu. Kein Mensch kann sich von ganzem Herzen bey allen Vorfallenheiten abscheulich machen. Bey seinen strafbaren Neigungen ist er gezwungen zu fühlen, daß sein eigener Vortheil es alle Augenblicke erfordere, sich denen angenehm zu machen, mit welchen er im Verhältnisse steht. Um Hofschranzen zu gefallen willigt ein Tyrann ein sein Volk zu plündern, und um wohlthätig, großmüthig und freygebig zu seyn, ist er oft ungerecht.

Der sich widerstrebenden Leidenschaften der Menschen ohngeachtet, bestehen die Gesellschaften, und ihren verschiedenen Begierden ohngeachtet, unterlassen sie nicht ihren Mitgliedern Annehmlichkeiten, Lieblichkeiten und Hülfe anzubieten. Die unangenehmen Leidenschaften werden durch nützliche Leidenschaften ersetzt, welche die Dinge in einer Art von Gleichgewicht erhalten. Das Unglück und Elend, das die Nationen leiden, verdanken sie mehr den Leidenschaften,

der

der Unvorsichtigkeit und der Thorheit einer kleinen Anzahl verkehrter Menschen, als der großen Anzahl der Bürger. Ein einziger Mensch ist bisweilen hinreichend viele Völker in Jammer und Elend zu stürzen, oder die Herzen einer großen Menge Menschen zu verderben. Die Tyrannen sind die wahren Verderber der Völker. Mit Grunde sagt ein berühmter Schriftsteller: „Der Mensch ist nicht böse gebohren. Warum sind denn aber so viele von dieser Pest der Bosheit angesteckt? Weil die, welche an ihrer Spitze stehen, zuerst von dieser Krankheit angriffen, sie dem übrigen Theile der Menschen mittheilen. — — — Der erste Ehrgeizige hat die Welt verdorben" *).

Der rechtschaffene Mann verlasse mithin die Gesellschaft nicht. Er bedenke, daß die Menschen gewöhnlich mehr schwach als bößhaft, mehr unwissend als verkehrt, mehr des Mitleides als des Hasses würdig sind. Wir irren uns oft in unsern Urtheilen, die wir über sie fällen, weil wir sie nach einzelnen Thatsachen beurtheilen, wornach wir über sie absprechen und sie entweder für gut oder für böse halten. Wenn man uns sagt, daß ein Mensch eine schlechte Handlung verübt hat; so ist er bey uns verloren, und wir vermuthen, daß sein Betragen niemals gut seyn könne. Eben so geht es, wenn wir für jemanden eingenommen sind, weil er eine gute That verübt hat. Laßt uns die Menschen einzeln beurtheilen; laßt sie uns loben, wenn sie Gutes, und tadeln, wenn sie Böses thun, und

*) S. Dictionnaire philosophique, p. 26.

und nur diejenigen lieben, die wir öfter Gutes als Böses thun sehen. Kein Mensch ist immer gut und kein Mensch immer böse. Das Betragen der Menschen ändert sich, weil sich die Umstände und ihr Interesse verändern. Es ist immer die Glückseligkeit oder ihr Bild, das sie suchen. Sie sind nur in Ansehung der Gegenstände, worein sie ihre Glückseligkeit setzen, und der Mittel sie zu erlangen, zweifelhaft. Der böse Mensch ist der, welcher oft blinden Leidenschaften, und der gute Mensch, der, welcher öfter der Vernunft als seinen Leidenschaften folgt. Bald der einen, bald den andern folgen, ist das, was den gewöhnlichen Menschen ausmacht.

Man würde also zu strenge und ungerecht seyn, wenn man die Menschen nach ihren plötzlichen Einfällen, jäher Hitze und den geschwinden Antreibungen beurtheilen wollte, welche sie von ihren Leidenschaften erhalten. Nur nach allen ihren Handlungen müssen wir sie richten. Die Mängel, die wir bey ihnen antreffen, wollen wir ihnen ihrer guten Eigenschaften wegen, verzeihen. Wir wollen die Nachsicht gegen sie haben, deren wir selbst bedürfen, bedenken, daß sie selbst ihrer Gebrechen wegen leiden, und daß sie gewöhnlich das Böse aus Mangel der Ueberlegung thun. Laßt uns also die Menschen, die ihre fehlerhafte Einrichtungen, ihre Vorurtheile, ihre vernachläßigte Erziehung, weit mehr als ihre Natur unvernünftig machen, beklagen. Laßt uns den Bösewicht bedauern, den eine unglückliche Organisation oder falsche Begriffe von Glückseligkeit zum Feind seiner selbst und des menschlichen Geschlechts gemacht

haben

haben. Laßt uns ihn als ein giftiges Thier meiden, dessen Natur es mit sich bringt zu schaden, und allen, welchen es begegnet, ein Schrecken einzujagen.

Die Nachsicht muß eine nothwendige Folge unsers Nachdenkens über die Natur des Menschen und über die Ursachen, die ihn modifiziren, seyn. Untersuchen wir die Gründe unserer heftigen Gemüthsbewegungen und unserer bösen Laune gegen unsere Mitmenschen; so werden wir fast immer finden, daß wir sie nur verachten oder hassen, weil sie unglücklich sind, weshalb wir sie aber vielmehr bedauern sollten. Der Mensch hat bey allen Handlungen seine Glückseligkeit zum Zweck. Wenn er Böses begeht; so irrt er sich und zerstört seine eigene Glückseligkeit.

Unser Jahrhundert ist gemeinhin der Gegenstand unserer Klagen, weil wir die Unannehmlichkeiten desselben empfinden. Um sich aber mit ihm zu versöhnen, braucht man sich nur in Gedanken in die verflossene Jahrhunderte zu versetzen. Die Mängel der Personen, die uns am nächsten sind, scheinen uns am wenigsten zu behagen; aber wollen wir denn glauben, daß die, mit welchen wir nicht umgehen, viel vollkommener oder vernünftiger sind? Es geht mit den Menschen wie mit den schönsten und am geschicktesten bearbeiteten Gegenständen, die, zu genau betrachtet, uns viele Mängel zeigen. Die Haut des schönsten Frauenzimmers, wird, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, ein unangenehmer ekelhafter Gegenstand. Die Mitglieder einer Familie sind gewöhnlich wenig einig, weil der tägliche Umgang sie nöthigt, ihre gegenseitigen

Mängel zu dulden. Nachsicht ist das schicklichste Mittel böse Laune und Ungeduld, die das menschliche Leben ohne Nutzen quälen, zu überwinden. Der Mensch ohne Nachsicht, ist nicht für die Gesellschaft gemacht; er ist unglücklich und sich selbst eben so sehr als seinen Mitmenschen zur Last.

Es geht mit den Völkern wie mit einzelnen Personen; mit den politischen Gesellschaften, wie mit Privatgesellschaften, sie haben Vortheile und Unbequemlichkeiten, welche der Bürger erdulden muß. Die besten sind die, in welchen das Gute das Böse überwiegt. Wenn die Gewalt der Gesellschaft über ihre Mitglieder nur auf die Vortheile gegründet ist, die sie ihnen verschafft; so verliert sie alle ihre Rechte über sie, wenn sie ihnen nichts Gutes gewährt. Der Weise entfernt sich alsdenn. Als Solon Athen verließ, worin sich Pisistratus zum Tyrannen aufgeworfen hatte, rief er aus „O mein Vaterland! Solon ist bereit dir mit Rath und That zu Hülfe zu kommen; aber man hält mich für unsinnig. Ich bin also gezwungen dich zu verlassen, ob ich gleich alle meine Mitbürger liebe, den Pisistratus ausgenommen *).“

In der Folge werden wir sehen, daß selbst in dem Schooße der verdorbensten Gesellschaften, der Mensch das größte Interesse habe, tugendhaft zu seyn, — daß die häuslichen Tugenden geschaffen sind den Weisen des allgemeinen Elendes wegen zu trösten. In Verbreitung der Glückseligkeit über diejenigen, die ihn umgeben, wird ein jeder in einer rechtl.

*) S. Diog. Laert. in Vit. Solon.

rechtschaffenen Familie und in den Herzen seiner tugendhaften Freunde, etwas finden, wodurch er sich wegen der Schläge des Schicksals, der Härte der Tyranney und der Würkungen der allgemeinen Krankheit, wogegen er sich zu verwahren gewußt hat, entschädigen kann. Was noch mehr ist; der rechtschaffene Mann wird von jedem, selbst von den bösesten Menschen verehrt; denn die Tugend weiß sich auch bey denen Achtung zu verschaffen, die das Herz, sie auszuüben, nicht haben.

Siebzehntes Hauptstück.

Von der Gesellschaft. Vom Gesellschaftsvertrage. Von den Gesetzen. Von der Oberherrschaft. Von der Regierungsform.

Unwissenheit, Irrthum, Vorurtheil, Mangel der Erfahrung, des Nachdenkens und der Vorsicht sind die wahren Quellen des moralischen Uebels. Die Menschen schaden sich selbst und beleidigen ihre Mitgenossen, weil sie keine richtige Begriffe von ihrem wahren Vortheile oder Interesse haben. Sie leben bloß in der Gesellschaft, weil sie in selbiger erzehren sind, und hängen ihr nach einer maschinenmäßigen Gewohnheit an; sehr wenige haben sich

gefragt, wozu sie ihnen nützlich ist; sie genießen die Vortheile derselben, ohne daß sie es wissen, und sie erdulden ihre Unbequemlichkeiten, ohne sich mit Untersuchung der Ursachen derselben zu befassen. Sehr selten stoßt man auf Leute, die sich die Mühe geben, über die Natur, den Zweck und die Würkungen der Gesellschaften, über die Rechte, die sie auf sie hat, und die sie wiederum auf selbige haben, nachzudenken. Der Gesellschaftsvertrag, welcher die einzelnen Mitglieder mit einander verbindet und sie insgesamt zu einem Zwecke verpflichtet, ist denen gänzlich unbekannt, die dazu da sind, ihn zu halten. Wenn einige Denker auch einige schwankende und verworrene Vorstellungen davon haben; so halten ihn doch viele andere für eine bloße Chimäre. Mit einem Worte; der Gegenstand, der für sie der allerinteressanteste seyn sollte, ist gemeiniglich derjenige, der von den Bürgern am wenigsten gekannt ist.

Sehr viele Ursachen haben dazu mitgewürkt, die Menschen in diesem Punkte in Unwissenheit zu lassen. Man möchte überhaupt sagen, daß das Nachdenken für sie eine beschwerliche Sache sey. Ihre Faulheit so wie ihre Beschäftigungen, Vergnügungen, Zerstreuungen und Liebe zu Erqötlichkeiten, verhindern sie nachzudenken, oder bis auf die ersten Principien der Dinge zurückzugehen. Sie fühlen das Vergnügen nicht, das sie dazu reizen könnte; sie finden es viel kürzer sich durch Ansehen leiten zu lassen, welches, da es oft selbst blind ist, sie des Lichts beraubt und in die Irre führt.

Die Religion, die, wie man gesehn hat, beständig mit den unsichtbaren Wunderdingen einer andern Welt beschäftigt ist, richtet ihre Aufmerksamkeit

nicht

nicht auf das, was auf Erden geschiehet. Ihre Grundsätze zielen vielmehr, wie man bewiesen hat, darauf, die Gesellschaft zu trennen, als ihre Bande näher zu vereinigen. Sie betrachtet diese Welt als einen Weg, der nicht würdig ist, die Augen der Sterblichen auf sich zu ziehen, welche nach ihren Anweisungen nur auf die Welt gesetzt sind, um sich in einem künftigen Leben vorzubereiten, welches sie ihnen viel wichtiger darstellt, als ihre wirkliche Glückseligkeit. Vollkommene Christen kennen kein anderes Vaterland als den Himmel. Um dereinst das Verdienst zu erlangen Himmelsbürger zu werden, müssen sie sich von allen den Gegenständen losreißen, welche sie von diesem Wege abbringen könnten. Sie müssen Vater, Mutter, Verwandte, Freunde, Mitbürger und die Gesellschaft verlassen, um den finstern Weg zu wandeln, welchen ihnen ihre Führer, die ihre Begleitung während ihrer Pilgrimschaft hienieden auf sich genommen haben, vorzeichnen.

Eine blinde und durch ein der Gesellschaft entgegengesetztes Interesse geleitete Politik, leidet nicht, daß sich die Menschen weder über ihre eigene Rechte, noch über ihre wahre Pflichten, noch über den Zweck der gesellschaftlichen Verbindung, welcher sie oft einen Querstrich macht, aufklären. Die Gesellschaft, die gemeinhin ein Spiel der Laune, des Eigensinns und der Leidenschaften derer geworden ist, die sie regieren, schließt nur getrennte Mitglieder in sich, die keine Kenntniß von den Bewegungsgründen haben, die dazu dienen, sie mit einander zu vereinigen und sie mit dem Ganzen zu verbinden. So wird alle die Gesellschaft in den Händen ihrer Obern eine

Maschine, deren Bewegungen sich selbst zuwiderlaufen, und die keine andere Spannkraft hat, als die ihr die unnennbare Willensmeynung derer geben, die sich ihrer bemächtigt. Die meisten Gesellschaften sind Schiffen gleich, deren Ruder einem unerfahrnen Steuermann anvertraut ist, der sie, statt, in einen sichern Hafen zu bringen, auf Steinklippen führt, wo er selbst ein Opfer seiner Unerfahrenheit wird.

Wenn jeder Mensch nach Glückseligkeit strebt, so setzt sich eine jede Gesellschaft den nämlichen Zweck vor; und um glücklich zu seyn lebt der Mensch in Gesellschaft. Die Gesellschaft besteht aus einem Haufen Menschen, den Bedürfnisse vereinigen, und deren Zweck es ist, mit gemeinschaftlichen Kräften an ihrer Erhaltung und gemeinen Glückseligkeit zu arbeiten.

Die Gesellschaft hat, wie wir bemerkt haben, durch die Vortheile, die sie ihren Mitgliedern verschaft, auf selbige gegründete Rechte. Jeder Bürger macht mit ihr einen stillschweigenden Vertrag, welcher, obgleich nicht zu Papier gebracht oder förmlich verabredet, nicht weniger wirklich existirt. Um über ihre Mitglieder Rechte auszuüben, ist ihnen die Gesellschaft Gerechtigkeit, Schutz und Gesetze schuldig, die ihnen ihre Sicherheit, ihre Freyheit und ihr Vermögen sichern. Sie verbindet sich, sie gegen jede Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit zu schützen, sie gegen ihre wechselseitige Leidenschaften zu vertheidigen, — sie in den Stand zu setzen, daß ein jeder ohne Hinderniß an seiner Glückseligkeit, ohne Nachtheil der andern arbeiten kann, einen jeden unter den Schutz aller zu setzen, um in Frieden der

Güter

Güter zu genießen, die er besitzt, oder die er rechtmäßiger Weise durch seine Arbeit, seine Talente und seine Geschicklichkeit erworben hat.

Das sind die Bedingungen unter welchen sich jede vernünftige Gesellschaft gebildet hat, und diese sind es worauf sich die Gewalt der Gesellschaft auf eine rechtmäßige Weise gründen kann. Jeder Bürger verbindet sich, seiner eignen Glückseligkeit wegen, sich ihr zu unterwerfen und von denen abzuhängen, welche sie zu Inhabern ihrer Rechte und zu Dollmetschern ihres Willens gemacht hat.

Nach diesen Bedingungen erwirbt jeder Bürger Rechte auf die Gesellschaft, so wie ein jeder seiner eigenen Erhaltung wegen verpflichtet ist, seine Schuldigkeit getreu zu erfüllen. In Rücksicht jener Vortheile verpflichtet sich jeder Bürger von seiner Seite gerecht zu seyn, sein persönliches Interesse dem Interesse der Gesellschaft unterzuordnen, seinen Willen dem ihrigen zu unterwerfen, sie mit allen Kräften zu vertheidigen, ihr einen Theil seines Vermögens zu ihrer Erhaltung und zur Wohlfahrt aller aufzuopfern, ihr mit seinen Talenten, Einsichten und Fähigkeiten zu dienen, seine Mitgenossen in dem Besitze ihres Vermögens nicht zu stöhren, sie mit aller Kraft zu beschützen, und nach seinem Vermögen bey der allgemeinen Glückseligkeit, von welcher die seinige abhängt, mitzuwirken. Erfüllt er diese Pflichten treu und redlich, so kann die Gesellschaft ohne ungerecht zu handeln, sich nicht entbrechen, dem Bürger alle die Vortheile zu verschaffen, die sie ihm zu gewähren sich anheischig gemacht hat.

Da die Gesellschaft aus einer großen Menge Menschen besteht, deren verschiedene Begierden, Lei-

denschaften, Interesse und eingeschränkte Einsichten nur Verwirrung und Unordnung anzeigen, und sie verhindern würden, einstimmig zu handeln; so ist sie verbunden ihre Rechte einem, oder mehreren Bürgern nach der Vorstellung, die sie von ihrer Erfahrung, Klugheit, Talenten, Rechtschaffenheit hat, anzuvertrauen, — in ihrem Namen zu reden, für sie zu regieren, ihre Willensmeynungen bekannt zu machen, das Betragen ihrer Mitglieder zu reguliren, über ihre Glückseligkeit, ihre Vertheidigung, die Sicherheit aller zu wachen und sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Wenn die Gesellschaft ihren getreuen Mitgliedern Gerechtigkeit, Freyheit und Glückseligkeit schuldig ist; so können diejenigen, in deren Hand sie ihre Gewalt gegeben hat, nur Vollstrecker ihrer Absichten seyn und sich von den Bedingungen, zu welchen sie sich selbst verpflichtet hat, nicht losmachen. Hieraus folgt, daß eine Gesellschaft ihren Befehlshabern oder Repräsentanten niemals die Befugniß ertheilen kann, ungerecht zu seyn, — die Gesellschaft ihrem Eigensinn zu unterwerfen und ihren Mitgliedern Eintrag zu thun, welchen sie selbst Gerechtigkeit, Billigkeit, Freyheit und Sicherheit schuldig ist. Der Souverän ist nur der Wächter und Innhaber des gesellschaftlichen Vertrags, der Vollstrecker desselben, der niemals das Recht erlangen kann, ihn zu verletzen oder gar zu vernichten.

Die Regierung ist der Innbegriff oder die ganze Summe der Kräfte der Gesellschaft, die sie in die Hände derjenigen niedergelegt hat, die sie besonders für geschickt gehalten, sie zur Wohlfarth zu leiten. Hieraus folgt offenbar, daß der Souverän nicht

Gere

Herr, sondern Minister der Gesellschaft ist, der die Pflicht auf sich hat die Verbindlichkeiten der Gesellschaft zu erfüllen und der mit hinlänglicher Macht versehen ist, die Bürger von ihrer Seite gleichfalls zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen.

Der Wille der Gesellschaft wird durch Gesetze ausgedrückt. Das Gesetz ist ein Reichthum, welche die Gesellschaft den Bürgern in Absicht ihrer Erhaltung und der Wohlfarth aller verschreibt. Die Gesetzgebung hat bloß die Pflicht, den in Gesellschaft zusammen getretenen Menschen anzuzeigen, was sie zur Erhaltung und zur Erlangung der Wohlfarth und Glückseligkeit des Ganzen sowohl als auch ihrer eigenen Glückseligkeit nothwendig zu thun oder zu unterlassen haben. Gesetze sind Aussprüche, welche Erfahrung, allgemeines Beste und Interesse des Ganzen wider Privatinteresse oder blinde Leidenschaften der Mitglieder thun.

Wenn alle Menschen Erfahrung hätten und klug und vernünftig wären; so bedürfte es weder Gesetze, noch Gesetzgeber, noch Souveräne um in der Gesellschaft zu leben. Die Gewalt der Fürsten über ihre Unterthanen kann nur auf Vorzüglichkeit der Talente, der Einsichten und der Tugend gegründet seyn, welche sie bey denen voraussetzt, denen sie das Vertrauen in ihrem Namen zu reden, geschenkt hat. Ein jeder Gesetzgeber ist ein Werkzeug des allgemeinen Willens. Seine Gesetze sind gerecht und gut wenn sie der Natur des Menschen, dem Zwecke der Vereinigung, dem Interesse der Gesellschaft und den wirklichen Umständen angemessen sind; sie sind schlecht und ungerecht, wenn sie der Glückseligkeit des Menschen, der Wohlfarth der Gesellschaft

zuwider und bloß einem Privatinteresse, das den Umständen, in welchen sie sich befindet, widerstrebt, gemäß sind.

Die natürlichen Gesetze, über welche man so viel geschrieben und gezankt hat, sind diejenigen, die unmittelbar aus der Natur des Menschen, unabhängig von aller Gesellschaft, hergeleitet, oder die auf das Wesen eines empfindsamen Dinges gegründet werden, welches das Gute suchet, das Böse fliehet, das denkt, Schlüsse macht und unaufhörlich nach Glückseligkeit strebt. Da der Zweck der Gesellschaft dahin geht den Menschen glücklicher zu machen als er für sich allein seyn kann, und die Regierung nur da ist ihre Verbindlichkeiten gegen ihre Mitglieder zu erfüllen; so folgt, daß die Gesetze der Natur im gesellschaftlichen Zustande weder abgeschaft noch suspendirt werden können, weil ihm die Gesellschaft sonst, statt ihm seine Glückseligkeit zu verschaffen, solche rauben würde. Der Mensch verändert bey dem Eintritte in die Gesellschaft seine Natur keineswegs; sondern er sucht nur die Bedürfnisse seiner Natur leichter befriedigen zu können.

Die bürgerlichen Gesetze sind mithin bloß die den Bedürfnissen, Umständen und Absichten einer besondern Gesellschaft oder eines Volks, angepaßte Naturgesetze. Diese Gesetze können den natürlichen nicht widersprechen, weil der Mensch in allen Landen immer der nämliche ist, die nämlichen Begierden hat, und nur in den Mitteln sie zu vergnügen, verschieden ist.

Was für einen Namen man ihnen auch geben mag; so können doch die Gesetze weder die natürlichen

Rechte

Rechte des Menschen noch die Pflichten der Moral vernichten. Sie sind gemacht die Rechte der Bürger zu sichern und sie zu nöthigen ihren Pflichten nachzukommen. Jedes Gesetz, das dem Menschen seine Freyheit, seine Sicherheit, sein Eigenthum raubte, würde ungerecht seyn; nur um desto sicherer diese Vortheile genießen zu können, lebt der Mensch in Gesellschaft und ihren Gesetzen unterworfen.

Peinliche Gesetze sind die, welche den Bürger bestrafen, wenn er das Gesetz verletzet. Indem er gerechten Gesetzen seinen Gehorsam verweigert, bricht er seinen mit der Gesellschaft eingegangenen Vertrag, und zählt sie folglich auch von ihren Verbindlichkeiten los. Er wird ein Feind seiner Mitgenossen, welche das Recht haben ihn zu strafen oder ihm eine Glückseligkeit zu nehmen, auf die er nur so lange als er dem Gesellschaftsvertrage getreu bleibt, ein gegründetes Recht hat.

Ein ungerechtes Gesetz kann niemals irgend ein Recht verleihen; nur gerechte und der Natur eines in Gesellschaft lebenden Menschen angemessene Gesetze, können wahre Rechte geben. Was das Gesetz zuläßt, heißt erlaubt; was es verbietet nennt man unerlaubt. Alles was erlaubt ist, ist nur gerecht, wenn das Gesetz gerecht ist. Die Gesetze sind allemal ungerecht und unvernünftig, wenn sie das, was der Gesellschaft schädlich ist, erlauben, und wenn sie das, was ihr nützlich ist, verbieten. „Nichts ist unvernünftiger", sagt Cicero", als alle die Dinge für gerecht zu halten, welche die Sanction der Gesetze oder die Stimme der Völker für sich haben. Wollte man die Rechte auf den Willen der Völker, auf die Edikte und Verordnungen

gen der Fürsten, auf die Urtheile der Richter gründen; so würde es Recht seyn zu rauben, die Ehe zu brechen, falsche Testamente zu machen, so bald diese Handlungen von dem großen Haufen genehmigt würden *)." Ein jeder Gesetzgeber oder jedes Volk würde alsdenn in der That nach Belieben das Recht und das Unrecht schaffen können. Und wer würde nicht der Tyrann seyn, der sich nicht selbst Recht machte, wenn es ihm nur ein Gesetz kostete, Recht zu erlangen!

Fundamentalgesetze nennt man diejenigen, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Fürsten und der Unterthanen gegen einander festsetzen, und den Willen des Volks in Ansehung seiner Regierung enthalten. Nichts ist verwirrter als diese Gesetze. Es ist kein Land in der Welt wo man deutlich die wahren Grenzen der Gewalt der Souveräne, und die Rechte der Gesellschaft, die sie sich vorbehalten, sehen könnte. Die Feinde der Freyheit der Menschen haben sich diese Dunkelheit zu Nutzen gemacht und die Tyrannen haben sich daraus Rechtsgründe geholt ihre Völker zu unterdrücken. Alles ist in einer so wichtigen Materie schwankend, zweydeutig

*) Illud stultissimum existimare omnia justa esse quae scita sint in populorum institutis et legibus. Si populorum jussis, si Principum decretis, si sententiis judicum jura constituerentur, jus esset latrocinari, jus adulterare, jus testamenta falsa supponere si haec suffragiis aut scitis multitudinis probarentur.

Cicero de Legibus.

dentig und unbestimmt. Der geübteste Scharfsinn hat Mühe, Sophisterey von Wahrheit, unrechtmäßige Eingriffe von Recht, Gewaltthätigkeit von Billigkeit zu unterscheiden. Die geschicktesten Juristen haben sich oft von den gemeinsten Vorurtheilen hintergehen lassen; alle Augenblicke, haben sie Gewalt, Gewohnheit, Gebrauch und Besitz mit dem Rechte verwechselt. Sie haben unrechtmäßige Besitzungen, denen die schwachen Völker keinen Widerstand thun konnten, als Titel oder Rechtsgründe betrachtet und selten haben sie sich unterstanden bis auf die ersten Grundsätze alles Rechts und aller Gewalt zurückzugehen. Allein folgt daraus, daß ein Souverän die Gewalt hat ungestraft Böses thun zu können, daß er das Recht habe es zu thun? Muß man daraus, daß seine Vorfahren mehrere Jahrhunderte hindurch Tyranney ausgeübt haben, ohne daß sich jemand unterstanden hätte ihnen Einhalt zu thun und sie zu bestrafen, folgern, daß er das Recht habe, die Tyranney fortzusetzen?

Gewöhnlich nimmt man bey den Streitigkeiten, die sich bisweilen zwischen den Souveränen und ihren Unterthanen erheben, seine Zuflucht zur Geschichte, um in alten Gewohnheiten und Entscheidungen der Nationen Beyspiele oder Thatsachen zu suchen, nach welchen man das Urtheil abfaßt. Aber diese oft von Schmeicheley und Furcht diktirte, oder aus Mangel der Dokumente oberflächlich abgefaßte Schriften, verheelen die Wahrheit, verstellen die Umstände, oder stellen sie aus einem falschen Gesichtspunkte vor. Die Geschichtschreiber zeigen uns immerwährende Zwistigkeiten zwischen den nach Despotismus trachtenden Souveränen und denen auf

ihre

ihre Freyheit verlehenden Völkern. In diesem immerwährenden Kampfe trägt bald die eine, bald die andere Parthey den Sieg davon. Unter schwachen und furchtsamen Fürsten reißen bisweilen die Nationen Rechtsgründe für ihre gerechten Befugnisse an sich; unter thätigen und mächtigen Fürsten aber werden sie ihrer unstreitigsten Rechte beraubt.

Bey Streitigkeiten dieser Art muß man weder zur Geschichte noch zu Gebräuchen, noch Beyspielen, noch selbst zu Privilegien oder Urkunden seine Zuflucht nehmen. An den Ursprung der Gewalt, an die unveräußerlichen Rechte der Völker, an die Vernunft, an der Gerechtigkeit, an das Interesse der Nation, deren Glückseligkeit immer das höchste Gesetz ausmacht, muß man sich halten. Salus Reipublicae suprema lex est.

Die so häufigen Ungewißheiten, worein uns die Geschichte wirft, wenn es auf eine Untersuchung der Rechte der Fürsten über die Völker, und der Völker über die Fürsten ankommt, haben viele Leute in der Meynung bestärkt, daß die Fundamentalgesetze von denen man unaufhörlich spricht, aber nirgends festgesetzt antrift, bloße Chimären sind, so wie der Gesellschaftsvertrag, der Souveräne und Unterthanen wechselseitig verbindet. Indessen ist es ganz offenbar, daß dieser in der Natur gegründete Vertrag existirt, und daß er es ist, der die Gesellschaft mit ihren Gliedern verbindet. Man mag nun dergleichen Verträge der Völker mit ihren Fürsten in Dokumenten klar ausgedruckt und erhalten finden, oder man mag von dergleichen gar keine Spur entdecken; so ist und bleibt der Vertrag immer der nämliche.

Ein

Ein gesetzmäßiger Fürst regiert nur mit Einwilligung seines Volks. Es gehorcht ihm in der Hoffnung durch ihn glücklich zu seyn. Wenn er in dessen Namen befiehlt, so hat er kein Recht das geringste zu verordnen was dessen Absicht zuwider ist. Die in Gesellschaft vereinigte Menschen gehorchen einem von ihren Mitgliedern, nur in der Vorstellung, daß sie glücklicher seyn werden als sie ohne ihm seyn würden; und dieser Oberste, was für einen Titel man ihm auch giebt, kann niemals das Recht erlangen, sie unglücklich zu machen, selbst nicht einmal ihre Glückseligkeit zu vernachlässigen *).

Es ist also offenbar zwischen den Völkern und ihren Obern ein Vertrag vorhanden, der ohngefähr also lautet: „Verbindet euch uns gut zu regieren, das heißt über unsere Sicherheit zu wachen, unsere Wohlfarth zu befördern, und uns gegen alle Unterdrückung zu beschützen, und wir von unserer Seite verpflichten uns dagegen euch zu ehren und uns mit eurer Wohlfarth und Sicherheit zu beschäftigen. Wenn ihr uns nicht gutes erweiset; so werdet ihr uns gleichgültig seyn. Wenn ihr uns nur Böses thut; so werden unsere Verbindlichkeiten vernichtet, und ihr selbst seyd es, die ihr sie aufhebt. Füget ihr uns unerträgliche Uebel zu; so werden wir euch verabscheuen und als Feinde behandeln. Sind wir zu schwach euer Joch abzuschütteln; so werden wir es mit Seufzen und Abscheu tragen. An einem jeden eurer Sklaven werdet ihr einen Feind haben,

*) Potestas Regis est potestas Legis; potestas juris non injuriae. Blacton de Legib. Angl.

haben, und alle Augenblicke werdet ihr gezwungen seyn auf dem Throne zu zittern, den ihr nur als Räuber besitzt."

Wenn sich in der Geschichte, die nur zu oft bloß ein Verzeichniß der Gewaltthätigkeiten und ungerechten Anmaßungen der Fürsten ist, zwischen der Nation und ihren Obern keine Verträge auffinden; so sind sie doch nicht weniger in den Herzen aller Menschen verhanden, die nimmermehr der Ausübung einer Gewalt, die sie unglücklich macht und auf die Zerstörung der Gesellschaft abzweckt, ihre Zustimmung haben geben können. Wenn sich wilde Völker Anführer erwählt haben; so haben sie vorausgesetzt, daß diese, mehr erfahrne Obersten als sie selbst, ihnen Vortheile verschaffen würden. Wenn sie nicht daran gedacht haben, mit ihnen einen Vertrag zu machen; so rührt solches daher, weil sie nicht voraus sahen, daß eine Zeit kommen würde, wo ihre Anführer sie selbst oder ihre Nachkommenschaft unterdrücken würden. Völker, oder vielmehr bloße kriegerische Horden, konnten überdem der Gewalt ihrer Befehlshaber keine Grenzen setzen, weil die militärische Disciplin bey dem Befehlshaber eine Gewalt ohne Grenzen, und bey dem Gehorchenden einen Gehorsam ohne Schranken, erfordert. Was es aber auch für Gründe seyn mögen, welche die Völker verhindert haben ihr Interesse zu sichern; so ist doch die uneingeschränkte Gewalt eines Souveräns, wenn sie gerecht seyn soll, nur die Gewalt, die gemeine Wohlfarth auf die ihm am schicklichsten scheinende Weise zu befördern. Die Gesellschaft hat alsdann in vollem Vertrauen zu den Talenten und guten Eigenschaften des Fürsten, ihm volle

Macht

acht und Freyheit (carte blanche) gegeben, aber nmermehr hat sie ihn wollen berechtigen Böses zu n, und noch weniger hat sie seinen Nachfolgern s Recht verleihen wollen, das von ihr gezeigte rtrauen zu mißbrauchen.

Das verflossene Jahrhundert liefert uns ein be: deres Beyspiel von einer ganzen Nation, die sich i einstimmig der uneingeschränkten Gewalt ihres onarchen unterwarf, und ihm in einem öffentli: n Dokumente eine vollkommene Gewalt über: ig *). Darf man daraus folgern, daß dieses lk dadurch seine Einstimmung auch dazu gegeben be, wenn sein Souverän Tyranney ausüben wür: ? Ohne Zweifel darf man das nicht: um sich der ranney eines unverschämten Adels zu entziehen shah es, daß die Dänen ihrem Monarchen eine öfere Gewalt verliehen, als er vorher gehabt tte, damit er diese viele Tyrannen, deren Unge: htigkeiten sie schon seit langer Zeit gefühlt hatten, ihren Schranken halten könnte.

Die uneingeschränkte Gewalt, sagt Locke **), nach der Vernunft die Gewalt, die Wohlfarth des taats ohne vorgeschriebene Gesetze und Statuten fördern zu dürfen. Er bemerkt noch, daß oft die sten Fürsten dadurch, daß sie sich durch ihre Tu: ven das Vertrauen der Unterthanen erwerben, sen wahres Unrecht zugefügt haben, indem selbi: , verleitet durch ihre guten Eigenschaften, ihnen Vor:

*) Die Dänen im Jahre 1660.

**) Versuch über die Regierung.

Vorzüge und Rechte eingeräumt haben, die ihre nicht so gerechten und billigen Nachfolger auf die schändlichste Weise gemißbraucht haben. Diese letzten haben sich, um Böses zu thun, auf eine Gewalt gestützt, die ihren Vorgängern nur eingeräumt war, um desto freyer Gutes thun zu können. Die uneingeschränkte Gewalt, oder was man Despotismus nennt, würde, sagt man, in den Händen der Trojane, der Titus, der Markus Aurelius, eine vortrefliche Regierungsform seyn; aber eine von einem rechtschaffenen Manne ausgeübte Gewalt, die mit den Regeln der Vernunft und der Gerechtigkeit übereinstimmt, ist nicht Despotismus, und muß also auch nicht mit diesem entehrenden Namen bezeichnet werden.

Die Anhänger des Despotismus (denn zur Schande des menschlichen Geschlechts hat auch diese Räuberey ihre Gönner) werden nicht ermangeln zu behaupten, daß die Souveränen fast niemals durch die freye Wahl der Völker zum Throne gelangt sind, daß die Souveräne gewöhnlich die Völker mit Gewalt unterjocht, daß sie mithin nach dem Eroberungsrechte über unterjochte Menschen regierten, denen sie, da sie selbige ausrotten konnten, das Leben geschenkt haben, und die folglich, weit entfernt ihnen Gesetze vorzuschreiben, gezwungen waren, die ihnen von den Siegern aufgelegten Gesetze zu befolgen. Kurz: man setzt voraus, daß in Sklaverey gerathene Völker mit ihren stolzen Ueberwindern, keinen Vertrag machen können.

Man wird ohne Umstände zugeben, daß die meisten großen Reiche durch Eroberungen entstanden sind, welches aber bloß beweißt, daß die Stifter dieser

ser Reiche Räuber, Straßenräuber und Geiseln
menschlichen Geschlechts gewesen sind. Gewalt-
tigkeit, Mord und Niedermetzelung waren nie-
ls rechtmäßige Mittel etwas zu erwerben. Der-
ige, dem nur Sklaven zu Befehle stehen, be-
rscht Feinde, die das Recht haben der Ungerech-
keit und der Stärke, Gerechtigkeit und Kraft ent-
zen zu setzen. „Die Gerechtigkeit," sagt ein Kir-
nvater, „bricht die ungerechten Fesseln *)."
rcylich haben unglückliche und durch Feuer und
chwerdt unterjochte Menschen mit ihren wilden
roberern keinen Vertrag schließen; jedoch haben
ihnen sagen können: „Wir sind die Schwäch-
n gewesen, wir sind der Gewalt gewichen;
enn wir aber jemals die Stärkeren werden soll-
n; so würden wir auch eine ungerechte Gewalt
s den Händen reißen, weil ihr euch derselben nur
unserem Unglücke bedient. Nur dadurch, daß
r uns Gutes erweiset, werdet ihr uns vermögen,
e ehrlosen Gründe zu vergessen, weshalb ihr über
uns herrscht. Unser Wille und unsere Einstimmung
allein kann aus uns gehorsame Bürger und aus euch
rechtmäßige Fürsten machen. Das Leben, das ihr
uns gelassen habt, ist nur ein trauriges Geschenk,
wenn es bloß dazu bestimmt ist, es in der Knecht-
schaft zu verhauchen."

Nur die freye und fortgesetzte Einstimmung der
Völker kann die unrechtmäßige Gewalt eines Erobe-
rers legitimiren. Allein die Völker können diese
Einstimmung nur unter der Bedingung, wohl be-

 herrscht

* Injusta vincula rumpit justitia. August.

herrscht zu werden, geben. „Die Eroberung," sagt Locke, „ist eben so wenig der Ursprung und der Grund der Staaten, als die Niederreißung eines Hauses die wahre Ursache von der Aufbauung eines andern ist."

Nicht nur die Gewalt kann kein Recht, den Despotismus zu üben, verleihen, sondern auch selbst eine freye vorübergehende Einstimmung des Volks kann diesen Mißbrauch der Regierung nicht rechtmäßig machen. Vergebens sagt man, daß man dem, der einwilligt, nicht Unrecht thue *). Im allgemeinen genommen, würde diese Maxime sehr falsch seyn; sie würde die Eltern berechtigen ihre Kinder zu beschelen, betrunkene, wahnsinnige, kranke Menschen zu tödten. Selbst, wenn man voraussetzen will, daß die Völker jemals einwilligen könnten, sie despotisch zu behandeln, — daß sie sich aus freyem Willen auf die feyerlichste Weise und durch die unbestrittenste Urkunde, den Launen und dem Eigensinne eines unumschränkten Herrn unterworfen haben; — so können doch alle diese Gründe, da sie immer nur Würkungen der List oder des Wahnsinns seyn können, die Nachkommenschaft nicht verpflichten. Ein guter Vater muß sein Vermögen seinen Kindern hinterlassen, und ohne Gerechtigkeit kann er sein Gut der Habsucht eines Tyrannen nicht in die Hände liefern. Wenn die Vorfahren so thöricht gewesen sind sich zu Sklaven zu machen; so haben sie doch nicht das Recht ihre Abkömmlinge auch zu Sklaven zu machen, die immer das Recht haben wer-

*) Volenti non fit injuria.

werden ihre Ketten zu zerreißen, sobald sie die gehörige Gewalt dazu haben.

Der Aberglaube, der beständige Feind der Freyheit und der Glückseligkeit der Bewohner dieser Welt, hat recht augenscheinlich daran gearbeitet, sie elend und unglücklich zu machen, indem er den Despoten und Tyrannen Gründe schmiedete, denen er in den Augen des abergläubischen Volks den Schein des Rechts zu geben wußte. Behaupten nicht die unangeschränkten Souveräne, in der Absicht ihre widerrechtlich an sich gerissene Herrschaft auf einem den Sterblichen unzugänglichen Pfeiler zu gründen, daß sie ihre Gewalt niemals von ihren Völkern sondern von Gott selbst erhalten haben, und daß sie mithin auch nur ihm allein Rechenschaft zu geben schuldig sind? Heißt es nicht offenbar einen Gott, der, wenn er existirt, höchst vollkommen und die Gerechtigkeit und Gütigkeit selbst seyn muß, ins Angesicht beleidigen, wenn man behauptet, daß er der Urheber und Beschützer einer ungerechten Gewalt sey, die augenscheinlich das Elend und den Untergang der Staaten bewürkt? Heißt es nicht die ganze Sittenlehre mit Füßen treten, wenn man versichert, daß eine Gewalt, die alle Gesetze zerstört, alle Tugend und alle Billigkeit vernichtet, vom Himmel genehmigt werde? Zeigt nicht ein meineidiger Fürst durch sein Betragen, daß er der Götter eben so, wie der Menschen spottet, und nach diesen eben so wenig als nach jenen fragt?

Endlich sagen sie, daß die höchste Gewalt nach dem Muster der väterlichen, welche uneingeschränkt zu seyn scheint, gebildet sey. Kann aber wohl die väterliche Gewalt das Recht enthalten, die Kinder

zu tyrannisiren, zu martern, zu berauben und umzubringen? Soll diese Gewalt gerecht seyn; so muß sie auf die Vortheile, Unterweisungen und Bemühungen gegründet werden, welche die Kinder von ihnen gehabt haben. Ein tugendhafter Sohn muß die Tyranney eines Vaters, so lange als nicht sein Leben und Gesundheit dabey in Gefahr kommt, ertragen; indessen wird diese Tyranney dadurch um nichts gerechter oder vernünftiger. Ausserdem sind die Könige nicht die Väter der Völker, sondern die Völker Väter der Könige *), und letztere nur zu oft so ausgeartet, daß sie die gegründeten Rechte derer, die sie zu dem gemacht haben, was sie sind, die sie ernähren, für ihre Wohlfarth arbeiten und sich für sie aufopfern, — ganz verkennen. Der stolzen Anmaßungen der Despoten und der Sophistereyen der Schmeichler, welche ihnen die Völker in Ketten zu Füßen legen wollen ohngeachtet, ist es klar, daß es nicht die Könige sind, welche die Völker machen, sondern daß es der Wille der Völker ist, welcher Könige schafft. Eine Nation kann ohne König sehr gut regiert werden, aber ein König kann ohne Volk weder regieren noch existiren **). Vorzug, Recht und Gewalt können sich nur in Gesetz verwandeln, wenn sie auf den Willen der Gesellschaft, auf Billigkeit und das allgemeine Beste gegründet werden. Eine Nation kann also niemals Eingriffe in die Rechte derer thun, von welchen sie regiert wird, indem

*) Man sehe die gründliche Abhandlung im neuen grauen Ungeheuer, 18 Heft. Altona 1795.

** Wie izt das neuste Beyspiel in Frankreich zeigt.

indem ihre Obersten keine andere Rechte besitzen, als die sie von dem allgemeinen Willen oder von der Zustimmung eines Volks erhalten haben, das weder seinen eignen Ansprüchen entsagen noch des unveräußerlichen Rechts beraubt werden kann, die Gewalt einzuschränken, oder das Betragen derer zu reguliren, die es sich als Führer und Leiter zu seiner Wohlfarth erwählt hat.

Diese, den stolzen Anmaßungen der Tyrannen wenig entsprechende Grundsätze sind nichts destoweniger der Natur des Menschen, den Rechten der Gesellschaft, den Gesetzen der Billigkeit, der Vernunft, dem gemeinen Interesse der Völker vollkommen gemäß, — welche sämtlich darin übereinkommen, daß der unveränderliche Zweck der Gesellschaft dahin gehe ihre Mitglieder glücklich zu machen, sich zu erhalten, unter billigen Gesetzen zu leben, Freyheit, Sicherheit und Eigenthum zu genießen. — Nur dadurch, daß der Gesellschaft diese Vortheile verschaft werden, kann die Regierung rechtmäßig werden, und nur hiedurch können die, welche regieren, in der That glücklich seyn, eine dauerhafte Gewalt ausüben und wahre Ehre genießen. Mit einem Worte; das Interesse der Souveräne kann sich nie ohne Gefahr von dem Interesse ihrer Unterthanen trennen.

Aus allen in diesem Hauptstücke aufgestellten Grundsätzen folgt offenbar, daß der Gesellschaftsvertrag, die Gesetzgebung, die Regierung, die Politik nach der Wahrheit keinen andern Gegenstand haben, als die in Gesellschaft lebende Menschen ihrer gemeinen Bedürfnisse wegen, zu vermögen, die Pflichten der Sittenlehre zu beobachten. Die ge-

sellschaftlichen Tugenden sind, wie wir gesehen haben, Eigenschaften, die ein jeder in Gesellschaft lebender Mensch besitzen muß. Um Gerechtigkeit, Hülfe, Schutz der Gesetze, Früchte seiner Arbeit, Ruhe und Sicherheit genießen zu können, lebt der Mensch im Staate. Diese ist ihm die Gesellschaft schuldig; so lange er sich getreu in seinen Verbindungen erweiset, sind Regierung und Gesetze dazu gemacht sie ihm zu versichern. Jedes ungerechte Regiment oder welches die Sitten vernachläßigt oder verdirbt, zerreißt offenbar die Bande, welche in Gesellschaft vereinigte Menschen zusammenhalten sollen, — vernichtet den Staatsvertrag und arbeitet an der Zerstörung seiner eigenen Gewalt.

Man sieht hieraus, daß die Moral ohne den größten Nachtheil sich von der Politik, welche in der Kunst besteht, die in Verbindung lebende Menschen zu regieren, nicht trennen kann. Sie muß, wie die Folge beweisen wird, bloß eine auf die Regierung der Staaten angewandte Moral seyn.

Regieren heißt eine Gesellschaft aufrecht erhalten, beschützen und zu ihrer Wohlfarth leiten. Dies kann aber nicht geschehen, wenn sie nicht alle Mitglieder auffordert an der allgemeinen Wohlfarth zu arbeiten, und die Leidenschaften im Zaum hält, welche der Glückseligkeit aller schädlich seyn können. Hiernach besteht also der Gegenstand der Regierung darin, daß sie die im Staate vereinigte Menschen nöthigt unter sich gesellschaftliche Tugenden auszuüben, oder die Regeln in Ausübung zu bringen, deren Nothwendigkeit sie ihres eigenen Bestens wegen empfinden.

Kurz,

Kurz; die Politik ist die Moral der Völker. Der Gegenstand der innern Politik ist, daß sowohl die natürlichen als positiven oder bürgerlichen Gesetze, die zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Gesellschaft nothwendig sind, beobachtet werden. Der Gegenstand der Äußern Politik besteht in der Aufrechthaltung der Gesetze der Natur unter Völkern, durch Hülfe eines Gleichgewichts in der Gewalt, welches sie verhindert die Regeln der Billigkeit zu übertreten, in ihre gegenseitige Rechte Eingriffe zu thun und die Pflichten zu verletzen, die gleich gut für die Völker und für die Bürger eines und des nämlichen Staats bestimmt sind.

Achtzehntes Hauptstück.

Ursprung der Regierungen; ihre verschiedenen Gestalten; ihre Vortheile und Nachtheile; ihre Verbesserungen.

So wie jeder einzelne Mensch verschiedene Alter und Stände erlebt, eben so haben auch die Völker ihre Jahre und ihre verschiedene Stände. Ihr erster Stand ist eine Art von Kindheit. In Familien, Horden und kleine Gesellschaften zertheilt, sieht man sie ohne bestimmte Wohnungen und ohne Künste und

Wissenschaften herumstreifen, mühsam auf der Jagd oder durch Fischerey Nahrungsmittel suchen und mit den Thieren, die nicht viel unvernünftiger sind wie sie, in beständigem Kriege leben. Das ist der wilde Zustand oder der Stand der Natur, dessen Elend ich hinlänglich geschildert habe.

Das Ohngefähr führt unsern Wilden Fremdlinge von aufgeklärten Völkern zu. Diese neue Gäste bringen die Familien oder Horden, die von einander getrennt lebten, näher zusammen, lehren sie Ackerbau, nützliche Künste und Vorsorge für ihre Bedürfnisse. Sie schenken ihnen Götter, Religionen und Gesetze, welche diese dummen Menschen ohne Untersuchung annehmen. Aus Dankbarkeit gegen die ihnen erzeigten Wohlthaten überlassen sie sich gänzlich diesen erfahrnen und klügern Menschen, welche sie für fähig halten sie glücklicher zu machen und die ihnen überdem entweder Freunde der Götter oder doch über die menschliche Natur erhobene Wesen zu seyn scheinen. So werden diese ihre Gesetzgeber, ihre Orakel, ihre Priester, ihre Richter, ihre Könige und bisweilen selbst Gegenstände ihres Gottesdienstes.

Die Religion, die auf die Furcht unsichtbarer Mächte gegründet ist, welchen der Mensch unterworfen zu seyn wähnt, schreibt sich gemeiniglich aus den Zeiten her, da die Völker Barbaren waren und in der tiefsten Unwissenheit begraben lagen. Durch die Religion ist es den Gesetzgebern gelungen die Wilden zu bändigen, die sie zu Unterthanen machen wollten. Die religiösen Schrecknisse sind in der That sehr geschickt, einfältige, leichtgläubige, der Vernunft, der Vorsicht und des Nachdenkens fast

gänz-

gänzlich beraubte Menschen, gelehrig und unterwürfig zu machen. Die Gesetzgeber, die den Wilden Religionen gaben, giengen nach eben der Methode zu Werke, die noch jetzt Mütter und Ammen befolgen, wenn sie zänkische, eigensinnige Kinder, die nicht zu schreyen aufhören wollen, mit Gespenstern oder andern Phantomen bedrohen. Aber diese Mittel, die erdacht sind, Wilde, welche große Kinder sind, im Zaume zu halten oder zu unterjochen, haben nicht mehr die nämliche Stärke auf denjenigen Menschen, den Vernunft und Erfahrung weniger leichtgläubig folglich auch weniger furchtsam gemacht haben. Leidenschaften, Geschäfte, Zerstreuungen und das Getümmel zahlreicher und policirter Gesellschaften schwächen nach und nach die religiösen Ideen und machen ihren Einfluß auf das Betragen der Menschen schwächer. Die außerdem von denjenigen, welche vernünftig denken, verachtete Religion, ist bey dem gemeinen Haufen, der niemals Vernunft gebraucht, ein Geschäfte der Gewohnheit, und nur bey einigen Menschen, welche die Leichtgläubigkeit und Einfalt ihrer wilden Vorfahren beybehalten, von einiger Wirkung.

Eine benachbarte Horde greift eine entstehende Gesellschaft an. Diese nimmt sich zu ihren Anführer, den unerschrockensten oder erfahrensten Menschen, der an der Spitze einiger Bürger den feindlichen Einfall zurücktreibt. Weil die Angriffe sehr häufig sind; so ist jede Gesellschaft bey ihrem Entstehen kriegerisch. Sie wird wie ein Feldlager regieret und ihre Regierungsform ist soldatisch. Ihr Obersier führt sie zu Eroberungen an, und unterjocht die um ihn liegenden Horden oder Völker, die er in Sklave-

rey bringt und deren Land und Sachen er unter seinen Kriegern vertheilt. So sind nach und nach große Reiche und weitläuftige Monarchien entstanden. Das ist der Ursprung des Despotismus, der uneingeschränkten Gewalt, der Tyranney, die sich nur durch Gewaltthätigkeiten stiften und erhalten konnten *).

Der Ausschweifungen der Tyrannen endlich müde, empörten sich einige Völker wider sie, und wenn es ihnen gelungen war sich die drückende Gewalt vom Halse zu schaffen; so theilten sie selbige unter mehrere sich durch Talente, Tugenden und Reichthum auszeichnende Bürger. Diese wurden dadurch die Repräsentanten des Volks, die Inhaber seiner Gewalt und zusammen genommen, sein Souverän. Dies ist der Ursprung der aristokratischen Regierungsform.

Da die Aristokraten ihre Gewalt oft mißbrauchten und sich zu Tyrannen aufwarfen; so bediente sich das Volk seines Rechts, und nahm die höchste Gewalt an sich. Es schmeichelte sich, sich selbst allein besser regieren zu können, als es durch seine treulose und verrätherische Obersten war regiert worden, deren Ungerechtigkeiten und Spaltungen es nur zu oft erfahren hatte. So hat sich das Volksregiment oder die demokratische Regierungsform gebildet.

Das

*) Das von den Griechen und Römern aufgenommene Tyrann ist ursprünglich ein Celtisches oder Scythisches Wort, welches so viel als einen Vertheiler der Anker bedeutet. Bey den Griechen bezeichnete es einen Bürger der die Souveränität einer Stadt oder eines freyen Volks an sich gerissen hatte.

Das Volk, das seine Vernunft wenig gebraucht, und keinen Unterschied zwischen Freyheit und Ausgelassenheit macht, sah sich sehr bald durch Faktionen und Partheyen zerrissen. Als ein unbeständiges, unvorsichtiges, dummes, in seinen Leidenschaften unhaltbares, und den Anfällen der Schwärmerey unterworfenes Wesen, ward es das Werkzeug des Ehrgeizes eines Volksredners oder eines Feldherrn, der sich zum Herrn und bald zum Tyrannen desselben machte.

Die Nationen sind von jeher, wie die Geschichte beweiset, in Ansehung ihrer Regierung das Spiel ihrer Unwissenheit, ihrer Unvorsichtigkeit, ihrer Leichtgläubigkeit, ihrer panischen Furcht und besonders der Leidenschaften derer, die sich ein Ansehn über die Menge zu geben wusten, gewesen. Kranken ähnlich, die sich unaufhörlich in ihrem Bette herumwälzen ohne eine bequeme Lage finden zu können, haben die Völker ihre Regierungsform oft verändert, aber niemals haben sie weder die erforderliche Gewalt noch Fähigkeit besessen, den Grund selbst zu verbessern und bis auf die ersten Quellen ihres Elendes zurückzugehen; sie sahen sich bloß immer von blinden Leidenschaften hin und her geworfen. Dieser unruhige Zustand kann sich nicht eher endigen, als bis aufgeklärtere Völker einsehen werden, daß der Mensch nicht gemacht ist, das Schicksal der Menschen zu ordnen; daß Misbrauch immer auf Seiten der Gewalt gewesen ist und auch bleiben wird; daß, Menschen gehorsam seyn, weiter nichts ist als Leidenschaften, Lasten, und Launen, die sich öfters verändern, gehorchen; — daß aber um gut regiert zu werden, die Völker nur der Gerechtigkeit gehorsam seyn müssen,

deren

deren Regeln unveränderlich sind, und daß diese allein die Grenzen der Gewalt derer, welche regieren, und die Rechte derer, welche regiert werden, bestimmt und deutlich festzusetzen im Stande ist.

Die Politiker haben lange darüber gegrübelt, welche Regierungsform für einen Staat wohl die beste und vortheilhafteste oder der gemeinen Wohlfarth am zuträglichsten seyn möchte. Sie haben nicht bedacht, daß alle Regierungsformen vollkommen gleichgültig sind, wenn vernünftige durch die Kraft und Gewalt der Gesellschaft unterstützte Gesetze, die Regenten sowohl als die Unterthanen im Zaum halten; wenn sie jene ihre Gewalt und diese ihre Freyheit zu mißbrauchen verhindern. Eine gute Regierung ist die, wo niemand die Gewalt hat ungerecht zu seyn, oder die Gesetze unbestraft verletzen zu dürfen. Eine jede Regierungsform ist vortheilhaft, wenn sie alle Gewalt dem Gesetze überläßt.

Viele Politiker glauben, daß die Monarchie, oder wenn die höchste Gewalt von einem einzigen Menschen ausgeübt wird, die den Bedürfnissen eines großen Staats angemessenste Regierungsform sey. Aber ist es wohl möglich, daß ein einziger Mensch alle die zur Regierung eines großen Volks nothwendigen Talente, Tugenden und Eigenschaften in sich vereinige? Ein guter Soldat ist selten ein geschickter Gesetzgeber, ein geschickter Großhändler, ein scharfsinniger Rechtsgelehrter, und der Fürst, der die Kunst des Friedens besitzt, wird schwerlich die zum Kriege erforderlichen Talente und Kenntnisse besitzen. Ein Souverän ohne Leidenschaften ist eine Chimäre. Da die Nationen zu viel von

ihren

ihren Beherrschern vermutheten, haben sie nichts erhalten; sie hielten sie für Götter, und sie wurden gar oft nur von Menschen regiert, welche ihre Gewalt gemeiniglich noch lasterhafter und unvollkommener machte, als alle übrige. Die Fürsten zu verderben, kommen so viele Dinge zusammen, daß man sich billig wundern muß, wenn man bey ihnen die gemeinsten Talente und Tugenden antrift.

Unter einer monarchischen Regierung hat man sich die Regierung eines Hausvaters, der die Familie regiert, zu sehen eingebildet. Aber die Erfahrung lehrt, daß die Väter der Völker nur zu oft dem Saturn in der Fabel ähnlich sind, der seine eigene Kinder zerriß *). Da die monarchische Regierung den Händen eines einzigen Menschen eine außerordentliche Gewalt anvertraut; so muß selbiger ganz natürlich in Versuchung gerathen, seine Gewalt zu mißbrauchen, sich über die Gesetze hinwegzusetzen und Despotismus und Tyranney auszuüben, welche die grausamsten Geiseln der Nationen sind. Von einer andern Seite betrachtet verwandeln sich nach der Natur der Sache selbst, oder weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mensch das Steuerruder eines großen Reichs mit sicherer Hand allein regieren kann, die Monarchien in wahre Aristokratien. Die Minister und die Großen machen sich oft zu Herren sowohl des Schicksals der Unterthanen als des Fürsten selbst. Fast immer bildet sich an den Höfen der Könige wider das gemeine Beste eine Ligue, eine Verbindung, die den Völkern und ihren Fürsten gleich nachtheilig ist.

Bey

*) Homer nennt die Könige oft Völkerfresser.

Bey einigen Völkern wird die Krone durch die Wahl vergeben; die königliche Gewalt geht nicht auf die Abkömmlinge dessen, der sie besaß, über; allein die mit der Wahl der Könige verbundenen Faktionen, Unruhen und Kriege sind gewöhnlich für die Ruhe und Glückseligkeit der Völker sehr traurige Zeitpunkte. Der Ehrgeiz der Großen, die sich allein das Recht anmaßen, einen Souverän zu wählen, erlaubt selten, daß Gesetze gemacht und Maaßregeln genommen werden, ihre Ausschweifungen, die sie bey diesen Gelegenheiten verüben, im Zaum zu halten. Eine durch Sammlung der Wahlstimmen und durch Gesetze festgesetzte Wahl würde nie leicht den Unordnungen, womit die tumultuarischen Wahlen verbunden zu seyn pflegen, kräftig vorbeugen. Allein die einfachsten und leichtesten Verbesserungen finden in den Vorurtheilen der Menschen und in ihrer Anhänglichkeit an alten Gebräuchen, fast unüberwindliche Hindernisse.

Die meisten Monarchien sind erblich, mithin die Völker ein Eigenthum der Fürsten, die sie auf ihre Nachkommenschaft bringen. Diese so gewöhnliche Regierungsform scheint einigen politischen Republikanern höchst lächerlich zu seyn. Wenn die Völker, nach ihrer Meynung, sich durch dieses Mittel gegen Unruhen und Empörungen sichern, die mit der Wahl der Könige verbunden zu seyn pflegen, so findet man, daß sie sich gegen ein viel dauerhafteres viele Jahrhunderte währendes Elend, das aus der Unerfahrenheit, Nachlässigkeit, dem Ehrgeize und der Gewaltthätigkeit einer Regimentsfolge aus einem einzigen Hause entsteht, — gar nicht verwahrt haben. Ein guter König ist ein so seltnes Produkt, daß die

Völker

Völker eben nicht Ursache haben sich zu schmeicheln, daß sie dergleichen oft haben werden. Hieraus folgert man, daß die Völker ohne Unvorsichtigkeit ihr Schicksal der Gewalt einer einzigen Familie, die mit dem Blute nicht die mühsame Kunst zu regieren überträgt, nicht haben anvertrauen können. Menschen, die um zu regieren, weiter nichts gebrauchen als gebohren zu seyn, können die wohl dringende Bewegunsgründe haben, sich durch mühsame Arbeit die zum Regieren nothwendigen Talente und Tugenden zu verschaffen? Die Erfahrung aller Zeiten beweiset es mit der That, daß ein tugendhafter Monarch alle Augenblicke durch ein Ungeheuer, oder einen unvernünftigen und dummen Menschen ersetzt werden kann, der alles Gute, was jener gestiftet hat, mit einemmale wieder über den Haufen stößt*). Die Jahrbücher aller Monarchien zeigen, daß man in einer langen Reihe von Königen kaum zwey oder drey findet, die sich die Mühe gegeben, selbst zu regieren, und auf die Wohlfarth ihrer Unterthanen gedacht haben. Die königliche Würde macht einen zu großen Abstand zwischen dem Souverän und den Unterthanen, als daß der Monarch sich erniedrigen könnte, sich mit ihrer Wohlfarth zu beschäftigen.

Diese der monarchischen Regierungsform wenig günstige Bemerkungen, haben einige Denker verleitet die den Völkern vortheilhafteste Regierungsform in der republikanischen finden zu wollen. Unter andern nehmen sie wahr, daß diese letzte Regierungsform den

*) Man sehe hieräber die trefliche Bearbeitung des Sidney vom Prof. Jakob. S. 280. u. folg.

den Völkern, die oft den Schmerz haben sich unter dem Vorwande den Glanz des Thrones, das heißt die Eitelkeit der Höfe und den Staat der Könige zu erhalten, unterdrückt, verarmt und ruinirt sehen, — unendlich viel weniger kostet. Ein eifriger Vertheidiger der Freyheit sagte: „Daß der überflüssige Aufwand einer Monarchie mehr als zu hinreichend sey, den Bedürfnissen eines republikanischen Staats abzuhelfen" *).

Von einer andern Seite findet man keine Sicherheit und keine Beständigkeit für den Bürger eines Staats dessen glückliches oder unglückliches Schicksal, bloß von den Tugenden und den Lastern, von der Vernunft oder dem Wahnsinn, von der Stärke oder Schwäche eines einzigen Menschen abhängt, den alles, was ihn umgiebt, zu betrügen und zu verderben sich anstrengt.

Die Anhänger der monarchischen Regierung loben sie indessen ihrer Festigkeit und Dauer wegen, dahingegen die Republiken beständigen Stößen und Unordnungen unterworfen sind. Allein nach Sidneys **) Meynung, sind Tumulte und bürgerliche Kriege nicht die größten Uebel, die einem Volke be-

*) S. Miltons politische Werke. Die Einkünfte die Philipp II. aus den sieben Provinzen zog, die heut zu Tage die Republik der vereinigten Niederlande ausmachen, stiegen nicht über 80,000 Thaler, dahingegen die Revenüen der einzigen Provinz Holland im Jahr 1700 sich auf 22, 241, 339 Gulden beliefen.

S. Idées Republicaines p. 29.

**) Man sehe die eben angeführte vom Prof. Jakob zu Halle besorgte Ausgabe. Erfurt 1795.

begegnen können. Die Ruhe und die Dauer der monarchischen Regierungsform beweisen keinesweges ihren Vorzug vor der republikanischen. Der Despotismus selbst scheint bisweilen ruhig über Völker zu regieren, die er in seinen Ketten hält. Die heftigen Erschütterungen der Republiken sind den Krankheiten ähnlich, welchen die stärksten und gesündesten Menschen ausgesetzt zu seyn pflegen. Die Ruhe der Monarchien und der despotischen Staaten ähnelt den langwierigen Krankheiten, die nach und nach den Körper zu Grunde richten und eine Schwäche verursachen, von der er sich niemals erholen kann. Locke vergleicht die Ruhe, welche der Despotismus verschaft, mit der Höle des Polyphemus worin Ulysses und seine Gefährten in der Stille nach der Ruhe zerrissen werden, zu erwarten gezwungen waren.

Aber ist es denn auch wahr, daß der Despotismus einen ruhigen Staat bilde? Von dem Sultane an bis zu seinem niedrigsten Sklaven herunter, ist alles mit Furcht und Schrecken umgeben. Die traurige Stille, die in dem Reiche eines Tyrannen herrscht, verkündigt nichts weniger als Ruhe und Frieden. Man kann sie mit der treulosen Windstille bey einem sehr heißen Tage, worauf bald ein fürchterliches Ungewitter zu erfolgen pflegt, vergleichen. „Ich liebe mehr, „sagte ein Pole", eine von Gefahren umgebene Freyheit, als eine ruhige Sklaverey *)." In Staaten, die man in Wüsteneyen verwandelt,

 kann

*) Malo periculosam libertatem quam quietum servitium sagte der Vater des Königs Stanislaus Leczinsky.

kann man leicht in Frieden leben *). Die Geschichte beweiset aber, daß die Ruhe eines Despoten Empörungen ausgesetzt ist, die ihn nicht nur vom Throne stürzen, sondern die ihm auch das Leben kosten. Wenn die Tyranney von Dauer seyn kann; so währt es doch mit den Tyrannen, die sie üben, selten sehr lange.

Auf die plötzlich entstehende und oft grausame und lange dauernde Gährungen in den Republiken sieht man gewöhnlich Erschlaffung und eine tödtliche Erstarrung folgen, die den Despotismus erzeugen und in dessen Schooß sich die Völker von ihren Unfällen, die ihnen ihre Thorheiten verursacht haben, ausruhen wollen. In der Hoffnung sich zu erholen, unterwerfen sie sich einem Tyrannen, den sie, ohne sich darum zu bekümmern, in Ruhe und Frieden an ihren völligen Untergang arbeiten lassen.

Alle Regierungsformen haben ihre gute und ihre böse Seite. Die Monarchie vernichtet gemeiniglich die gemeine Glückseligkeit, um den Ehrgeiz und die Gierigkeit eines Herrn zu befriedigen, der den Hof, der ihn umgiebt, niemals sättigen kann. Ein unruhiger Adel, dem der Frieden ein gewaltsamer Zustand ist, reizet unaufhörlich zum Kriege an. Zahlreiche Armeen verzehren sein Volk, das nach und nach in Dürftigkeit und Elend fällt. Der Monarch, den seine Bedürfnisse ungerecht und despotisch gemacht haben, beschliesset damit, daß er über in Einöden verwandelte Staaten herrscht, die der Kultur.

*) Vbi solitudinem faciunt, pacem appellant.

Kultur, der Stärke, des Fleißes, der Vernunft und der Aufklärung beraubt sind.

Die Demokratie, die eine Beute der Kabalen, der Ausgelassenheit und der Anarchie ist, verschafft ihren Bürgern nicht nur keine Glückseligkeit, sondern macht sie öfters mit ihrem Schicksale noch unzufriedener, als die Unterthanen eines Despoten oder eines Tyrannen. Ein unaufgeklärtes, unvernünftiges und unbilliges Volk kann nur Schmeichler, niemals aber aufrichtige Freunde haben, die ihm am besten und eifrigsten dienen, verabscheuet es oder bestraft sie wohl gar. Es ist undankbar; fürchtet sich vor seinem Wohlthäter, weil es mißtrauisch ist, unterdrückt die Tugend aus Eifersucht, und überläßt sich Bösewichtern weil ehrliche Leute es verlassen. Politische Charlatane führen es von einer Thorheit in die andere, bis es die Freyheit, die es genießen konnte, unter dem Gewichte seiner eigenen Raserey erdrückt.

Die Aristokratie zeigt uns keine fröhlichere Auftritte. Man sieht daselbst Adeliche, obrigkeitliche Personen, stolze Senatoren, die in sich selbst verschlossen, den Staat ihrem Privatvortheile aufopfern. Der Plebejer erduldet daselbst die Verachtung seiner stolzen Herren, in welchen er bloß Tyrannen wahrnimmt, die geneigt sind sich wechselseitig die Ungerechtigkeiten zu vergeben, die sie ihre Unterthanen empfinden lassen. Indessen sind diese Souveränen selbst nicht glücklicher. Gezwungen in einer beständigen Ehrfurcht zu leben, sind die Collegen oder Mithelfer nur beschäftigt sich unter einander zu beobachten, sich heimlich zu bekämpfen und sich listige Nachstellungen zu schaffen. Unter einer argwöhni-

schen Regierung giebt es keine wahre Freyheit; alle Welt lebt daselbst in Unruhe und jeder Bürger fürchtet sich vor seinen Mitbürger. Was für Glückseligkeit kann in einem Staate herrschen aus dem das Vertrauen verbannt ist?

Bey den verschiedenen Reformen, welche die Menschen gemacht haben, ihre Regierungsform zu verbessern, wurden Vernunft, wahres Staatsinteresse und das allgemeine Beste fast niemals zu Rathe gezogen. Alle versuchte Veränderungen sind gewöhnlich ungestaltete Werke der Unruhe, der Uneinigkeit, der Dummheit, der Verwirrung, des Ehrgeizes und der Schwärmerey gewesen. Nach solchen und dergleichen Triebfedern ist es kein Wunder, daß die Nationen, statt ihr Schicksal zu verbessern, es öfter noch trauriger und schlimmer gemacht haben, als es zuvor war. Die immer von den ihnen eingeflößten Thorheiten trunkne Völker, sind gewöhnlich bloß blinde Werkzeuge einiger Aufrührer, die ihnen das Ende eines oft nur geringen Mißbrauchs, den sie sehr vergrössern, versprechen und welche nicht ermangeln, sie weit empfindlichere Uebel fühlen zu lassen, als die waren, worüber sie mißmüthig wurden.

Es giebt noch keine gute politische Constitution auf Erden. Ohngefähr, Unvernunft, Gewaltthätigkeit haben bis jetzt bey Stiftung der Regierungen so wie bey ihren Verbesserungen, — nicht aber Nachdenken, Vorsichtigkeit, Billigkeit, Liebe des Vaterlandes den Vorsitz gehabt. Die blutigsten Revolutionen haben gemeinhin weiter nichts als Namen verbannt, eitele Formalitäten verändert, niemals

aber

aber die Quelle des Uebels selbst berührt. Sie verjagten Tyrannen, ließen aber die Wurzeln der Tyranney, die immer bereit sind unter neuen Gestalten Tyrannen hervorzutreiben, unberührt. Nach der Revolution kehren die Völker unter ihr altes Joch wieder zurück oder lassen sich ein neues auflegen. Ist der Sturm vorbey; so sieht man nicht, daß sie wegen der Zukunft Maaßregeln nehmen sollten. Ein verstorbener oder vertriebener Tyrann wird oft durch einen neuen Tyrannen ersetzt, der noch weit boshafter und schlimmer ist, als der erste war. Das mißvergnügte Publikum führt sich nicht klüger auf als der Hund, der den Stein beißt, womit er getroffen ist, ohne bis zu der Hand zurückzugehen, die ihn geworfen hat.

Was hat man für nützliche Würkungen in so vielen Ländern von bürgerlichen Kriegen, Empörungen, detronisirten, vertriebenen und ermordeten Tyrannen gehabt? Ist der Zustand der Völker dadurch verändert, sind sie freyer und glücklicher geworden? Diese in Asien so oft wiederholten blutigen Tragödien haben die den Sklaven, die Unwissenheit und Aberglauben zu ewigen Ketten bestimmt zu haben scheinen, die geringste Erleichterung verschafft? Zur Verbesserung einer fehlerhaften Regierung werden Einsichten, Klugheit und Tugend erfordert. Um den Werth der wahren Freyheit zu kennen, muß man Vernunft besitzen, und um sie dauerhaft zu gründen, bedarf es Muth und Vorsicht. Die durch Unordnung, Ehrgeiz und Ausgelassenheit errungene Freyheit kann nicht von langer Dauer seyn.

Rein; heftige und gefährliche Bewegungen, Verbrechen und Königsmord *) können die Wunden nicht heilen. Diese gewaltsamen Mittel sind immer grausamer als die Uebel, die man dadurch vertilgen will. Nur mit Hülfe der Wahrheit kann man Asträ a bewegen zu den Bewohnern der Erde herabzusteigen. Die Stimme der Vernunft ist weder aufrührerisch noch blutgierig. Die Verbesserungen, die sie macht, sind langsam, aber dafür auch reiflich über-

*) Der Tod Karls I. war für die Engländer von gar keinem Nutzen. Er ward durch den Tyrannen Cromwel ersetzt. Das Beyspiel dieses Fürsten diente seinen beyden Söhnen zu nichts. Karl II. war ein Tyrann von guter Laune, der immer beschäftigt war seine Unterthanen zu drücken. Jacob II. sein Nachfolger, ward seiner Grausamkeit und tyrannischen Schwärmerey wegen fortgejagt. Ludewig XVI., der in Vergleichung mit vielen seiner Vorgänger, welche die Nation ausgeplündert und bis aufs Blut ausgesogen hatten, um ihre Hofschranzen, Finanzpächter, Priester und Huren hochmüthig, unverschämt, schwelgerisch und närrisch zu machen — ein guter König war, — ward umgebracht — aber sein Tod brachte mehr Elend über Frankreich, als alle vorhergehende Tyrannen jemals angerichtet hatten, und bis jetzt läßt sich noch nicht entscheiden, ob die Franzosen ins künftige für ihre Freyheit und Glückseligkeit etwas gewinnen werden.

überdacht. Indem sich die Menschen aufklären, werden sie gegen einander gefälliger, lernen den Werth des Friedens kennen, und Mißbräuche ertragen, die sich ohne Gefahr für den Staat nicht plötzlich abstellen lassen. Wenn die Billigkeit den Völkern erlaubt, ihren Mühseligkeiten ein Ende zu machen; so verbietet sie dem einzelnen Bürger das Vaterland zu beunruhigen; sie befiehlt ihm seinen Privatvortheil dem Vortheile der Gesellschaft aufzuopfern. Durch Berichtigung der Meynungen, Bestreitung der Vorurtheile, und daß man Fürsten und Völker den Werth der Billigkeit kennen lehrt, kann sich die Vernunft versprechen, die Uebel des menschlichen Geschlechts zu heilen, und das Reich der Freyheit dauerhaft zu gründen.

Neunzehntes Hauptstück.

Von der Freyheit.

Obgleich den Völkern zu ihrer Glückseligkeit nichts so nothwendig ist, als die Freyheit; so glaubten doch die, welche mit der Sorge sie zu regieren belastet waren, sich immer sehr dabey interessirt, sie ihnen zu rauben, um desto besser selbst im Stande zu seyn, ihren eigenen Leidenschaften freyen Lauf lassen zu

können. Der Despotismus hat seinen Ursprung in dem Herzen des Menschen selbst, welcher, wenn er nicht durch Gerechtigkeit oder Gewalt zurückgehalten wird, sich von andern unabhängig zu machen sucht, und gerne wünscht andere zu unterjochen, in der Hofnung, sie zu verbinden, ihm zur Erreichung seiner Absichten behülflich zu seyn. Nur eine aufgeklärte Vernunft kann ihn von diesem traurigen Vorurtheile heilen, und ihn fühlen lassen, daß man keine wahren Rechte erlangen, oder keine gesetzmäßige Gewalt über seines Gleichen ausüben kann, als nur wenn man ihnen Vortheile verschafft und Tugenden zeigt. Die Fürsten verkennen diese Wahrheiten gemeiniglich; sie finden es viel kürzer ihre Unterthanen mit einemmale zu unterjochen, als durch mühsame und anhaltende Arbeiten die erforderlichen Einsichten zum Regieren zu erwerben, oder sich dem Gesetze der Billigkeit zu unterwerfen, welches ihnen ihrem persönlichen Interesse wenig zu entsprechen scheint.

Die willkührliche Gewalt, der Despotismus, oder die Gewalt den Nacken des Volks unter ihren Willen und ihre Phantasie zu beugen, war gemeiniglich der Gegenstand des Ehrgeizes der Souveräne, der Mittelpunkt aller ihrer Wünsche, der Zweck aller ihrer Bemühungen. Sie hielten sich nicht für würklich mächtig, glücklich und groß, wenn ihnen nicht alles erlaubt war. Sie sahen sich für schwach und verächtlich an, wenn sich in den Gesellschaften einiges Hinderniß fand, das stark genug war, ihren Leidenschaften zu widerstehen. Nur beschäftigt, ihre augenblickliche Einfälle zu vergnügen, unfähig ihre Blicke auf die Zukunft zu richten, und immer von

Ministern aufgefordert, die, um selbst zu tyrannisiren, aus ihren Herrn immer Tyrannen machen wollen, verkannten die Könige ihren eigenen Vortheil, der sich von dem Vortheile ihrer Nationen niemals hätte trennen sollen. Sie merkten nicht, daß keine Gewalt auf Erden gesichert seyn kann, wenn sie sich nicht selbst Grenzen setzt *).

Diesen falschen Vorstellungen der Souveräne zufolge, findet man zu allen Zeiten und in allen Ländern einen immerwährenden Kampf zwischen den Völkern, die einige Theile ihrer Freyheit zu vertheidigen suchten, und den Fürsten, die es darauf anlegten, sie gänzlich zu vernichten. Gewöhnlich war der Vortheil bey diesen Streitigkeiten auf Seiten der letztern. Die Fürsten hatten bey allen Völkern die mächtigsten Triebfedern, die Menschen zu vermögen, sie in ihrem Vorhaben zu unterstützen, in Händen. Sie waren überall sowohl Herren der Kriegsheere als Inhaber des Nationalschatzes und Austheiler der Würden, Ehrenstellen und Gunstbezeigungen. Sie waren also im Stande diejenigen ihrer Unterthanen zu zertreten, die ihre Gunstbezeigungen nicht verführen konnten. Sie theilten das Interesse, und die so zerspaltete und von feilen oder furchtsamen Bürgern verrathenen Völker konnten den verdoppelten Kräften ihrer Oberen, deren Wille unerschütterlich war, die bald Gewalt, bald List gebrauchten, die sich zur gelegenen Zeit der Hoffnung und der Furcht bedienten, und deren thätiger Ehr-

*) Ea demum tuta est potentia quae viribus suis modum imponit. Sallust.

Ehrgeiz immer auf einen Zweck gieng, ohne ihn jemals aus den Augen zu verlieren, — nur schwachen Widerstand thun. Die Völker waren sehr glücklich, wenn sie nur einige Mittel erhielten, sich gegen die Eingriffe ihrer natürlichen Rechte wider diejenigen zu vertheidigen, die dazu bestimmt waren, sie aufrecht zu erhalten und dabey zu schützen.

Dieses so ungleichen Kampfs ohngeachtet ist es doch einigen Völkern mehr durch eintretende Umstände als Klugheit geglückt, wenn nicht eine gänzliche und dauerhafte Freyheit, doch wenigstens einen Theil der Freyheit zu erhalten oder wieder an sich zu bringen, welche ihnen merkbare Vortheile über andere Völker verschaffte, die dem größten Theile nach gezwungen sind, ihren Nacken unter das Joch ihrer Beherrscher zu schmiegen. Indessen haben bisher die Völker nur eine prekäre Freyheit erhalten, die, da sie auf keine festen Gründe gestützet ist, alle Augenblicke verlohren gehen kann. Diejenigen, welche sich für die Freyesten halten, und uns mit Entzücken ihre glückliche Konstitution rühmen, scheinen noch sehr weit entfernt zu seyn, sich richtige Begriffe von Freyheit zu machen, nämlich sie von Anarchie und Ausgelassenheit unterscheiden zu können, und die Mittel zu wissen, sie unerschütterlich zu machen *)

Se

*) In England überläßt sich das Volk der größten Ausschweifung und öftern Empörungen. Die, welche das Volk regieren, haben bis jetzt die öffentlichen Heerstraßen, wo die Räuber ihr Handwerk treiben, noch nicht sicher machen können. Die Engländer fürchten sich vor der Polizey, weil sie sie als ein Werkzeug

So eifrig die Alten für die Freyheit waren; so haben sie uns doch keine bestimmte Begriffe von selbiger hinterlassen. Oft war diese Freyheit für sie eben das, was sie bey den Neuern ist; ein schwankendes Wort, eine unbekannte Gottheit, die sie anbeteten, ohne sie sich erklären zu können. Für die Athenienser bestand die Freyheit in der zügellosen Ausgelassenheit eines eiteln, leichtsinnigen, müßigen, ungerechten Volks, das mit Fröhlichkeit grausam war, und Freyheit auszuüben glaubte, wenn es die schändlichsten und seinem wahren Interesse am meisten entgegengesetzten Verbrechen beging. Was für eine Freyheit konnte bey einem Volke Statt finden, das Verdienst und Tugend mit Landesverweisung und dem Gifthecher bestrafte, oder die den Aristides, Sokrates, Phocion verfolgte?

Die Römer hielten sich für frey, als sie keine Könige mehr hatten. Narren eines Worts, waren sie zu allen Zeiten in der Republik, unruhige und aufrührische von ehrgeizigen Tribunen geleitete Sklaven, welche sie alle Augenblicke, freylich mit Grunde, zu Empörungen gegen die konsoderirten Senatoren und Patricier aufforderten, welche die Plebejer auf das grausamste bewucherten, und gegen sie die

zeug betrachten, das in den Händen des Souveräns den Despotismus einführen könnte; sie wollen lieber bestohlen und beraubt werden, als dem Monarchen die Sorge, sie zu bewachen, anvertrauen, und dieser hat es lieber, daß seine Unterthanen bestohlen und gemordet werden, als daß er ihnen erlauben will sich selbst und ohne ihn zu bewachen

die härteste Tyranney ausübten. Nach vielen Spaltungen, bürgerlichen Kriegen und Verbannungen ihres Jochs müde, und durch ihre Wuth geschwächt, fielen diese stolze Römer in das Joch eines Dictators, der sie wie sein Erbgut auf abscheuliche Kayser brachte, unter welchen diese, des königlichen Namens so große Feinde, sehr vergnügte Sklaven waren wenn sie Brod und Schauspiele hatten *), und in dem Herzen das Gefühl der Freyheit gar nicht erwachen konnte.

Man nennt uns den Pompejus, Cato, Cicero, Brutus u. s. w. als Helden und als Märtyrer der römischen Freyheit, da sie doch, wenn man die Sache beym Lichte besieht, in der That bloß Vertheidiger und Schlachtopfer ungerechter Anmaßungen eines tyrannischen Senats waren, von dessen Joche der ehrgeizige Cäsar seine Mitbürger befreyen zu wollen vorgab. Unter dem Vorwande sein Vaterland von dem Joche einer unterdrückenden Aristokratie zu befreyen, legte er es, unterstützt von seinen Legionen, in seine eigene Fesseln. So ward das freyeste Volk freywillig Sklave eines muthvollen und listigen Bürgers, welcher, nachdem er es durch seine Freygebigkeit, Schauspiele und Eroberungen gewonnen hatte, sich sehr geschickt des Namens der Freyheit zu bedienen wuste, um es auf immer in Ketten zu legen.

Aus Mangel richtiger Begriffe von Freyheit wurden die Völker gemeiniglich von denen betrogen, die das Vaterland, in welchem sie eine wichtige Rolle spiel-

*) Panem et Circenses. Juvenal. Sat. X. v. 81.

sicklen, ihrem Ehrgeize aufopferten. Die Partheyen in einem politischen Körper können mit den Ketzereyen und Streitigkeiten in der Religion verglichen werden. Die Völker nehmen daran Antheil, ohne jemals das geringste davon zu verstehen; sie schlagen sich für Worte, von welchen man ihnen sagt, daß sie darauf große Wichtigkeit legen müssen. Freyheit war fast in allen Ländern nur ein Scherzwort dessen sich ehrgeizige Betrüger bedienten, so wie die Priester das Wort Religion gebrauchen, wenn sie den Pöbel in Wuth setzen wollen. Die Schurken benutzen die Leichtgläubigkeit des Pöbels, und erbieten sich nur für die Freyheit in der Absicht, selbst eine desto schändlichere Frechheit ausüben zu können.

Die Freyheit besteht, wie gesagt, in dem Vermögen oder in der Gewalt, die zur Glückseligkeit nothwendige Mittel ergreifen zu dürfen. Diese Freyheit wird durch die Vernunft oder durch das Interesse unserer eigenen Erhaltung, selbst wenn wir uns ganz allein befinden, eingeschränkt. Im Stande der Gesellschaft sind die Grenzen der bürgerlichen Freyheit durch die natürliche Billigkeit, die da verbietet andern zu schaden, oder durch positive Gesetze, die bestimmt sind den Menschen anzuhalten seine Pflichten gegen seine Mitgenossen zu erfüllen, festgesetzt.

In welchem Zustande sich demnach der Mensch befindet, und ob er gleich das Recht hat frey zu seyn, und die politische Freyheit zu seiner Glückseligkeit nothwendig ist; so ist es ihm doch nicht erlaubt dieselbe zu mißbrauchen. Für sich allein oder in dem Stande der Natur straft ihn für seinen Mißbrauch Unbehaglichkeit, Mißvergnügen — und in der Gesell-

sellschaft bestraft ihn das Gesetz, das seine Mitgenossen beschützt, so wie es ihn selbst in Schutz nimmt.

Die Gesellschaft ist nur deshalb nützlich weil sie ihren Mitgliedern Mittel darreicht, mit Freyheit an ihrer Glückseligkeit zu arbeiten. Hieraus folgt, daß, da die Regierung dazu gemacht ist die Willensmeinungen der Gesellschaft, welche sie vorstellt zu vollstrecken, sie ihren Unterthanen die zu ihren Arbeiten nothwendige Freyheit schuldig ist, und daß sie ihnen diese Freyheit durch Gesetze sichern muß, die im Stande sind alle diejenigen im Zaume zu halten, die ihr Eintrag thun wollen. Die Freyheit ist also eine Schuldigkeit und keine Gnade; sie ist ein Gut ohne welchem alle andern Vortheile von keinem Werthe sind. Gesellschaft, Regierung und Gesetze sind bloß gemacht uns den Weg zur Glückseligkeit so vorzuzeichnen, daß wir der Glückseligkeit anderer nicht hinderlich sind.

Ein wirklich freyes Land würde dasjenige seyn, in welchem jeder Bürger vom Gesetze beschützt, die Macht und Gewalt hätte an seiner eigenen Glückseligkeit oder seinem Privatvortheile zu arbeiten, und wo es niemanden erlaubt wäre wider das allgemeine Beste zu handeln oder der Glückseligkeit seiner Mitbürger schädlich zu seyn. Eine Gesellschaft ist frey wenn alle ihre Mitglieder ohne Unterschied, der Billigkeit unterworfen sind, die unveränderlich und den veränderlichen Willen des Menschen nicht unterworfen ist. Eine gerechte Freyheit läßt einem jeden die Gewalt, seinen eigenen Vortheil ohne Nachtheil des andern zu suchen. Man ist nicht mehr frey, sondern man ist ausgelassen so bald man sich von den unveränderlichen Regeln der Billigkeit, der

Tugend

Tugend und Moral entfernt, welchen keine Verfassung widersprechen und welche keine Gesellschaft, ohne sich selbst zu zerstöhren, vernichten kann.

Die Freyheit besteht folglich nicht, wie sich einige Leute einbilden, in einer sogenannten völligen Gleichheit unter den Bürgern. Dieses in demokratischen Staaten angebetete Hirngespinst, ist plattterdings mit unserer Natur, die uns nach unsern leiblichen und geistigen Fähigkeiten ungleich gemacht hat, unvereinbar. Diese Gleichheit würde überdem ungerecht und mit der Wohlfarth der Gesellschaft unverträglich seyn, welche will, daß die dem gemeinen Wesen nützlichsten Bürger am meisten geehrt und belohnt werden, ohne deswegen von dem allgemeinen Gesetze ausgenommen zu seyn, welches allen einstimmige Regeln vorschreibt. Die wahre Freyheit besteht in der Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesetzen, welche die natürliche Ungleichheit der Menschen verbessern, das heißt, die den Reichen und den Armen, den Großen und den Kleinen, den Fürsten und den Unterthan gleich gut beschützen. Hieraus sieht man, daß die Freyheit allen Mitgliedern der Gesellschaft in gleichem Grade nützlich ist.

Wenn man sagt, daß die Gesetze beständig und dauerhaft seyn müssen, so will man damit nicht anzeigen, als wenn diese Gesetze niemals müßten verändert werden. Da die Umstände und die Bedürfnisse der Nationen nicht immer die nämlichen sind; so müssen sich auch die Gesetze nach diesen Umständen und Bedürfnissen richten *). Die Gesetze haben alle

*) In der Republik Genua ist die Dauer eines Gesetzes auf funfzig Jahre festgesetzt, nach deren Ablauf der Senat

alle mögliche Beständigkeit, wenn sie niemand ohne Einwilligung der Nation, für welche sie gemacht sind, abändern kann. Ueberall, wo jemand ohne Genehmigung der Gesellschaft die Gesetze abzuändern vermag, kann es keine Freyheit geben.

Die Regierungsform sey, welche sie wolle; so ist man überall frey wo es niemanden erlaubt ist frech, ausgelassen zu seyn oder die Gesetze zu verletzen; und man ist überall Sklave, wo die, welche regieren, sich über Gesetze und Billigkeit hinwegsetzen. Das Gesetz sichert die Freyheit; es vernichtet sie aber nicht; es ist gemacht die Hände aller derer zu binden, welche in die Freyheit anderer Eingriffe thun oder sie ihrer Rechte berauben wollen. Jeder Souverän, der der Freyheit seines Volks Eintrag thun will, ist ein Verräther, ein unrechtmäßiger Besitzer des Throns, ein Feind der Gesellschaft. Die Freyheit giebt kein Recht der rechtmäßigen Gewalt sich zu widersetzen, oder sich von den Vorschriften der Gesetze auszunehmen; sie giebt das Recht das zu thun, was man als Bürger soll, nicht aber was man will. Mit einem Worte, frey seyn, heißt nur den Gesetzen gehorchen.

Ein Bürger, der der rechtmäßigen Gewalt sich widersetzt übt keinesweges seine Freyheit; er ist ein Unsinniger, der die Schranken durchbricht, die bestimmt sind, ihn selbst zu beschützen. „Jeder Bürger" sagt

Senat berathschlagt, ob es soll abgeschaft oder verlängert werden. Die Gesetze, welche Locke für die Colonie Carolina gemacht hatte, sollten hundert Jahre dauern.

sagt Locke „der sich gegen eine billige Regierung empört, macht sich des Bluts und des Elends seiner Mitbürger schuldig.“ Jeder Souverän, der die Gesetze vernichtet, ist ein Rasender, der sich der Frechheit und Ausgelassenheit seiner Bürger überliefert, die er selbst losgelassen hat.

Die Leidenschaften der Menschen müssen entweder durch die Vernunft im Zaume gehalten oder durch die Furcht unterdrückt werden. Jeder Mensch der auf Erden nichts fürchtet, oder die Vernunft nicht hört, wird ein ungeselliges Wesen. Eine Nation, die den Werth ihrer Freyheit kennt, muß den Ehrgeiz ihrer Führer entwafnen, sie der Gewalt berauben, welche sie mißbrauchen könnten, und ihnen Regeln vorschreiben, die sie ohne Gefahr nicht verletzen können. Kurz, der Gesellschaft kommt es offenbar zu, die Art zu reguliren wornach sie regiert werden will und das Urtheil, ob diese Regeln getreu beobachtet sind.

Aber bey Stiftungen und Verbesserungen der Regierungen haben bloß, wie wir gesehn haben, Gewalt und Unordnung den Vorsitz gehabt. Die unerfahrnen Völker wusten selten was sie von ihren Souveränen zu fordern hatten, und besaßen weder Stärke, noch Klugheit, noch Vorsicht genug ihnen eine Richtschnur bey ihrer Verwaltung vorzuschreiben. Haben sie ja dergleichen gethan; so sind die Vorschriften so schwankend, so unbestimmt, daß es der Verwegenheit immer leicht war sie auszudehnen oder listig zu verdrehen. Die Gesetze, welche die oberste Gewalt festsetzen, sollten von allen die einfachsten und deutlichsten seyn, da sie für die gemeine Wohlfarth die allerwichtigsten sind. Bey ungewissen oder zweifelhaften Vorfällen, steht der Nation allein

das Recht zu sie auszulegen, auszudehnen, ein
schränken, kurz; ihre wahre Willensmeynung beka
zu machen.

Bis jetzt giebt es noch keine Regierungsf
wodurch die gemeine Freyheit hinlänglich gesic
und dem Ehrgeize der Fürsten dauerhafte Schran
gesetzt wären. Selbst bey den Völkern, die
stärksten bey der Freyheit interessirt zu seyn schei
ist sie ungewiß und schwankend. In allen and
Gegenden der Erde ist sie völlig verbannt, und s
ihr Name völlig unbekannt ist *).

Zw

*) Ein Volk zu Bahor und Kachemire,
nannt Scyk, wird von vier jährlich von
Bürgern gewählten obrigkeitlichen Pers
regiert. Der Souverän dieses Volks ist
Buch, das nebst einem Säbel, einem Sc
und einem Dolche auf dem Throne liegt. D
diese Sinnbilder bezeichnet dieses republik
sche Volk, daß es nur von dem Gesetze re
werde, welches Obrigkeiten und Bürger g
gut bestraft, beschützt und befiehlt. Das
der vier obrigkeitlichen Personen besteht da
daß sie dies Buch um Rath fragen und dem V
den Willen des Gesetzes bekannt machen, wel
immer mit der tiefsten Ehrerbietung anger
men wird. Andre Reisebeschreibungen leh
daß dieses Volk eben so wenig eine Religion
einen Monarchen hat, und daß es das tug
hafteste und tapferste Volk in Indostan
S. Le journal des beaux arts Mars 177
408. et S. S. et Dow. Hist. de l'Indo

Zwanzigstes Hauptstück.

Von der vermischten Regierung. Von den Repräsentanten einer Nation.

In der Absicht den Mißbräuchen abzuhelfen und den Unbequemlichkeiten vorzubeugen, die mit einer jeden derer Regierungsformen, von welchen wir geredet haben, verknüpft sind, haben sich einige Völker eine gemischte Regierung erdacht, daß heißt eine solche, in welcher die souveräne Gewalt getheilt und durch ein Corpus, ein Kollegium, das verpflichtet ist das Interesse der Gesellschaft zu bedingen, zu erhalten, und in ihren Namen wider die Mißbräuche, die sie erdulden könnte kräftig zu protestiren, im Gleichgewicht erhalten wird. Die Nothwendigkeit solcher Corpus oder Kollegien ist schon in der Staatsconstitution in welchem das Interesse des Souveräns dem Interesse seiner Unterthanen niemals entgegengesetzt werden sollte, ein Fehler. Letztere kannten sehr selten die wahren Mittel sich wider eine Gewalt in Sicherheit zu setzen, die bestimmt war sie zu beschützen und glücklich zu machen.

Die aus einem Haufen uneiniger und unzusammenstimmender Menschen bestehenden Völker, konnten gemeiniglich für sich selbst ihr eigenes Interesse weder bedingen noch feststellen. Sie waren genöthigt Repräsentanten oder Stellvertreter, das heißt Bürger zu wählen, denen sie auftrugen in ihren Namen

zu reden, dem Souverän ihre Willensmeinung, ihre Bedürfnisse und ihre Wünsche vorzulegen. Fast in allen einer monarchischen Regierung unterworfenen Ländern, finden wir einige Corpora, welche die Pflicht auf sich haben, mit dem Fürsten über öffentliche und gemeine Angelegenheiten zu berathschlagen. Der vom Romulus gestiftete römische Senat war ein Corpus von Repräsentanten, oder ein Nationalrath, der von dem Souverän selbst angeordnet war. Nach dem Berichte des Tacitus hatten alle deutsche Völker eine gemischte Regierungsform, in welcher der Oberste oder Anführer mit den vornehmsten Soldaten oder dem Adel, die mit ihm an der Abfassung der Gesetze und wichtigen Geschäfte Antheil nahmen, berathschlagten. Eben diese Regierungsform fand man bey den Scythen, Tatarn und Sarmaten und unter den neuen Völkern bey den Polen, Engländern u. s. w.

Wie schon bemerkt worden, sind beynahe alle Regierungsformen durch die Gewalt und Stärke der Waffen zu Stande gekommen. Die überwundenen Völker unterwarfen sich dem Gesetze der Ueberwinder, von welchen sie gewöhnlich auf militärischem Fuß regiert wurden. Diese in Sklaverey gestoßene Völker hatten keinen Antheil mehr an der gemeinen Verwaltung und wurden im Staate für nichts geachtet. Die kriegerischen Mithelfer der Eroberung wurden die einzigen Repräsentanten der Nation die ihr Schicksal in Verbindung mit dem Souverän regulirten. Aber diese durch Gewalt oder den Willen des Fürsten eingesetzte Repräsentanten, dachten selten daran die Rechte eines verachteten Volks festzusetzen; sie dachten nur an ihr eigenes Interesse, wornach

alles

alles bestimmt und welches das allgemeine Gesetz ward. Sie machten sich der Schwäche die der Könige zu Nutze um die höchste Gewalt einzuschränken, die diese gegen unruhige und aufrührische Kriege, die niemals ein anderes Gesetz als die Stärke kannten, nicht aufrecht zu erhalten wusten. So wurden also diese Repräsentanten wahre Tyrannen, die für die Fürsten und Unterthanen gleich schädlich waren. Dies war der Zustand der systematischen Räuberey, die unter dem Namen des Feudalsystems bekannt ist, und viele Jahrhunderte das Schicksal fast aller europäischen Völker entschied, und wovon sich noch in verschiedenen Ländern mehr oder weniger merkbare Spuren vorfinden. Fast in allen Ländern sind die Großen oder der Adel gebohrne Repräsentanten der Nationen. Diesem zufolge werden die Völker gemeinhin dem Interesse der Großen aufgeopfert, die, nachdem sie sich von der Gesellschaft getrennt haben, damit beschließen, daß sie über kurz oder lang Sklaven eines geschickten Fürsten werden.

Die Könige nutzten, die immerwährenden Streitigkeiten dieser Stellvertreter, da sie mit der höchsten Gewalt ausgerüstet waren, sehr geschickt. In der Absicht ihre Macht im Gleichgewicht zu erhalten, ließen sie das Volk unter dem Namen der Gemeinen, des dritten oder des Bürger und Bauerstandes in den Nationalversammlungen, in welchem jene durch Bürger ihres Standes repräsentirt wurden, zuziehen. Auf diese Art erhielt der zahlreichste Theil der Nation das Recht, an öffentlichen Geschäften Antheil zu nehmen und sein eigenes Interesse zu vertheidigen. Weil aber dieses Interesse nur selten mit dem Interesse der Fürsten übereinstimmte; so bedienten sich

letztere der Gewalt und der ihren Händen anvertrauten Reichthümer, um die Repräsentanten der Völker zu theilen, ihnen Furcht einzujagen und sie zu bestechen, da diese oft eben so sehr die Verrätherey als die Feilheit derer, die ihnen ihre Rechte zu beschützen aufgetragen hatten, als die gewaltsamen Unternehmungen oder die Kunstgriffe und die Lust der höchsten Gewalt zu fürchten hatten. Die Souveräne, welche immer nach Despotismus schmachteten, sind oft so glücklich gewesen nach und nach die Corpora, die sonst bestimmt waren, ihre Gewalt zu mäßigen und im Gleichgewichte zu erhalten, zu vernichten. In vielen Staaten weiß man von dergleichen Repräsentanten gar nichts, und wo die Könige sie ganz abzuschaffen nicht im Stande gewesen sind, da haben sie sich der Anmuth, Anreizung und Lieblichkeit der Titel, oder der Belohnungen, Ehrenstellen und des Geldes bedient, um diejenigen in ihr eigenes Interesse zu ziehen, die dazu bestimmt waren das Interesse ihres Volks wahrzunehmen. So ward also die Repräsentation vereitelt und die höchste Gewalt fand gewöhnlich bey den Repräsentanten der Nation, Menschen, die immer geneigt waren, ihre Absichten zu befördern und ihren Willen mit ihren feilen Stimmen zu befestigen.

So verliert sich durch die Thätigkeit der Fürsten oder ihrer Minister, durch die Treulosigkeit der Stellvertreter der Völker, durch die Spaltungen des Interesse der verschiedenen Stände des Staats, und durch die Nachlässigkeit und Unerfahrenheit der Nationen, die Freyheit mit der Zeit ganz und gar. Der Beschluß wird oft mit dem schreyendsten Despotismus

gemacht, der bisweilen, selbst in den Herzen der Unterthanen alle Funken von Freyheit auslöscht.

Das wichtigste Problem in der Politik ist, das Mittel zu finden zu verhindern, daß diejenigen, welche keinen Antheil an der Regierung haben, nicht eine Beute derer werden, von welchen sie regiert werden. Welches sind nun die Mittel, die man dem Ehrgeize der Fürsten, die immer bereit sind, alles an sich zu reißen, entgegensetzen kann? Wie kann sich die Nation gegen die Verrätherey derer in Sicherheit setzen, welchen sie aufgetragen hat, in ihrem Namen zu reden? Wie soll man ihre Repräsentanten gegen die Verführungen der höchsten Gewalt, welche alles das in ihren Händen hat und austheilt, wornach die Menschen trachten, in Sicherheit setzen? Nur durch gute Gesetze, welche die Rechte der Souveräne und der Völker festsetzen und das Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft in einem Punkte vereinigen, kann man die erwünschten Wirkungen erhalten.

Zu große Gewalt, zu viele Reichthümer, zu ausgedehnte Vorzüge und unbestimmte Rechte, die dem Monarchen anvertraut sind, sind Dinge, die ihn immer anreizen werden, in die gesetzmäßigsten Rechte seines Volks Eingriffe zu thun. Ein immer bewaffneter Fürst wird immer über lang oder kurz der unumschränkte Beherrscher seines unbewafneten Volks werden, das niemals die Stärke hat, die unvermuthete Staatsstreiche, die ihm die höchste Gewalt zufügen will, abzuwenden. So viele Völker sind nur im Joche, weil ihren Vorstehern Söldner, Miethlinge, Menschen ohne Vaterland, oder die kein anderes Band kennen als was sie mit dem Interesse ihrer Herrn verbindet, zu Gebote stehen.

Die Gesellschaft ist es, von der die Bürger abhängen müssen, die sie besoldet; die Gesellschaft ist es, der sie den Eyd der Treue schweren müssen. Keine Gewalt kann das Recht haben wider das Vaterland Kinder zu bewafnen, welche es ernährt. Um sich zu vertheidigen hält eine Nation Armeen. Nicht aber um unterjocht zu werden besoldet sie Soldaten. Eine bewafnete Nation hat ihre Sicherheit in eigener Hand. In einem auf Freyheit eifersüchtigen Volke, sollte jeder Bürger im Stande seyn die Waffen zu tragen. Wenn das Kriegshandwerk einen Theil der öffentlichen Erziehung ausmachte; so würde keine Gewalt im Stande seyn den gesetzmäßigen Rechten eines Volks Eintrag zu thun.

Die auf die Arbeit und die Besitzungen der Bürger gelegte Lasten oder Auflagen, sind den wahren Bedürfnissen des Staats abzuhelfen bestimmt. Sie sind nicht dazu gemacht den Glanz und die Eitelkeit eines Hofes zu unterhalten oder die Volksrepräsentanten zu bestechen. Nicht um die Faulheit einiger unnützen Hofschranzen zu alimentiren oder die treulosen Anschläge einiger Günstlinge zu belohnen, opfern die Bürger einen Theil ihres Vermögens auf. Der Schatz eines Volks kann ohne offenbare Treulosigkeit zu Bestechungen und Bezahlung einiger Verräther nicht verwandt werden. Die Nation selbst muß die zur Unterhaltung der gemeinen Sache bestimmte Fonds auserwählten Menschen anvertrauen, die bey harter Strafe ihr selbst getreue Rechnung ablegen müssen. Sind denn Durchstechereyen und an dem Staate verübte Räubereyen die einzigen Verbrechen, welche die Gesetze autorisiren müssen?

Die

Die Nation die treu und ehrlich repräsentirt seyn will, wird Bürger erwählen, die durch ihre Besitzungen mit dem Staate verbunden, bey seiner Erhaltung sowohl als Beschützung der Freyheit, ohne welcher weder Sicherheit noch Glückseligkeit seyn kann, interessirt sind. Ganz vergebens würde eine Gesellschaft ihr Schicksal den Händen geiziger, lasterhafter und schlechter Menschen anvertrauen, die die Rechte der Billigkeit nicht kennen. Das Volk betrügt sich über die Menschen, die es beständig vor Augen hat so leicht eben nicht. Wer Talente und Verdienste besitzt, macht sich seinen Mitbürgern bald bekannt. Eine Nation muß rechtschaffene Männer wählen, wenn sie ruhig bey ihrem Interesse seyn will.

Um Repräsentanten zu haben, die würdig sind, das Interesse des Vaterlandes wahrzunehmen, müssen Feilheit, Bestechung, Ausschweifung und Kabalen bey den Wahlen auf das strengste verbannt seyn. Ein Volk, das niederträchtig seine Stimmen verkauft, muß erwarten eben so niederträchtig wieder verkauft zu werden. Das ruhige Mittel des Scrutiniums muß den tumultuarischen Wahlen, bey welchen die Wählenden nicht bey kaltem Blute und bey Vernunft bleiben, vorgezogen werden. Was für Früchte kann man sich von Repräsentanten versprechen, die im Rausche und bey dem Bachusfeste, das eben so unruhig und ungestüm ist als die Gastmäler der Centauren und Lapithen, das Wohl der Nation befördern wollen?

Sich begnügend mit der ehrenvollen Wahl ihrer Mitbürger, oder wenn man will, mit dem von der Nation bestimmten Gehalte, müssen sich die Repräsen-

sentanten auf die feyerlichste Weise anheischig machen bey Strafe sofort ihre Rechte für das Interesse der Nation zu sorgen, zu verlieren, sobald sie von dem Throne Gunstbezeigungen, Jahrgehalt, oder sonst irgend eine Gnade annehmen. Außerdem bleibt den Mitbürgern das Recht vorbehalten, ihre Vollmachten zu widerrufen, sobald sich selbige in treulosen Händen befinden. Ist es also nicht der Ordnung vollkommen gemäß, daß die Repräsentanten von ihren Machtgebern, die allein zu beurtheilen haben, ob sie wohl oder übel repräsentirt werden, abhängen?

Kein Repräsentant eines Volks muß auf immer angenommen werden, noch sein Recht auf seine Nachkommen vererben können. Das Interesse eines jeden Menschen ist immer veränderlich; jedes fortdauernde Corpus macht sich ein besonderes Interesse und eigene Rechte. Geburt giebt weder Talente, noch Weisheit, noch die zu solchen Bedienungen, von welchen die Glückseligkeit eines ganzen Volks abhängt, nothwendige Tugenden. Nur persönliches Verdienst muß den Weg zu diesem so ehrenvollen Amte bahnen.

Das Recht, Repräsentanten zu wählen, kann nur den wahren Bürgern zustehen, das heißt, solchen Menschen, die bey der gemeinen Wohlfarth interessirt, und durch Besitzungen, die für ihre Anhänglichkeit bürgen, mit dem Vaterlande verbunden sind. Dies Recht gehört nicht einem müßigen Pöbel, Landstreichern, feilen und eigennützigen Seelen. Menschen, die nicht am Staate hängen, sind auch nicht gemacht die Verwalter des Staats zu wählen.

Mit

Mit dem Worte Volk bezeichnet man hier nicht einen schwachen Pöbel, welcher der Vernunft und der Einsicht beraubt, in jedem Augenblicke das Werkzeug und der Mitschuldige unruhiger Demagogen, die die Gesellschaft beunruhigen wollen, werden kann. Jeder Mensch, der auf eine ehrliche Art von den Früchten seiner Besitzungen leben kann, jeder Hausvater, der in einem Lande liegende Gründe hat, muß als Bürger betrachtet werden. Der Kaufmann, der Künstler, der Tagelöhner müssen von dem Staate, dem ein jeder nach seiner Weise nützliche Dienste leistet, beschützt werden; aber sie sind nicht eher wahre Mitglieder, als bis sie sich durch Fleiß und Arbeit liegende Gründe erworben haben. Der Grund und Boden, die Erde ist es, die den Bürger macht. Ein neuer Schriftsteller sagt mit Grunde, daß die Erde die physische und politische Grundlage eines Staats sey.

Eine weislich vertheilte Repräsentation würde den Unbequemlichkeiten, die aus einer zu großen Ausdehnung einer Nation entstehen, abhelfen. Eine jede Provinz oder jeder Distrikt könnte eine Versammlung von Repräsentanten oder Provinzialstaaten haben, die einige von ihren Mitgliedern zu Deputirten bey der Nationalversammlung oder den Generalstaaten erwählten. Diese besondere Staaten müßten ihren Deputirten Instruktionen geben, und ihnen genau vorschreiben, was sie nach den Wünschen des Distrikts oder der Provinz zu thun hätten.

Endlich müssen die Staaten oder Repräsentanten einer Nation das Recht haben sich nach Belieben versammlen zu können, um gemeine Geschäfte zu bear-

bearbeiten, oder ihre Versammlungen müssen der Zeit nach bestimmt seyn, ohne daß es einer ausdrücklichen Zusammenberufung bedarf. Die Erfahrung zeigt, daß die Fürsten, immer Feinde der Hindernisse, die sich ihrer Willkühr entgegen setzen, sind, und sich nicht sehr beeifern die Repräsentanten ihres Volks zusammen zu rufen; vielmehr sieht man, daß sie ihre Versammlungen bald aus einander gehen heissen, wenn sie ihren Absichten nicht beförderlich seyn wollen *).

*) Ludewig XVI. rief die Staaten zusammen; weil sie aber seinen Absichten nicht nützlich waren; so wollte er sie entlassen. Er ließ ihnen sagen: „Die Versammlung ist aufgehoben und die Deputirten gehen nach Hause, c'est mon plaisir." Dies thaten sie nicht, man wollte sie mit Gewalt fortjagen, und nun suchte sich das Volk selbst zu helfen und machte also mit der Zerstöhrung der Bastille den Anfang.

Ein

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Denkfreyheit. Einfluß der Freyheit auf die Sitten.

Freye Mittheilung der Gedanken, Unterricht und Bekanntmachung nützlicher Entdeckungen sind für eine jede Gesellschaft sehr wichtige und interessante Dinge. Jeder Bürger ist seine Talente und seine Einsichten seinen Mitgenossen schuldig. In einem gut regierten Staate hat also jeder Mensch das Recht zu denken, zu sprechen und zu schreiben. Diese Freyheit ist ein sehr mächtiger und nothwendiger Damm gegen Verschwörungen und Anfälle der Tyranney. Ein guter Rath, ein Buch können bisweilen wichtige Dienste thun. Es giebt keinen Bürger, der nicht zur allgemeinen Glückseligkeit seines Landes beytragen kann. Der Mensch, welcher denkt, und dadurch einer despotischen Regierung unnütz und unangenehm ist, dient seinem Vaterlande. Zurückziehung und Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste, können nur bey Sklaven Tugenden seyn, nicht aber bey dem rechtschaffenen Mann, der sich für die Wohlfarth seines Vaterlandes interessiren muß.

Der, welcher unter dem Vorwande der Gesellschaft zu dienen, sie nur zu beunruhigen sucht indem er seine Obern verläumdet, seine Mitbürger aufrührisch macht und seinen Mitgenossen den Dolch

ins

ins Herz stößt, ein solcher Mensch übt nicht seine Freyheit sondern seine Bosheit aus. Durch Bücher wird kein gut regiertes Land in Unruhe versetzt; eine billige Regierung hat in ihrem Betragen selbst das Mittel wodurch sie alle Betrügereyen zu nichte macht. Die Tugend ist ein undurchdringlicher Schild gegen welchen alle Verläumdungen zurückprallen. Den Bürgern die Freyheit zu reden und zu schreiben rauben unter dem Vorwande, daß sie solche mißbrauchen könnten, ist eben so sonderbar, als wenn man ihnen verbieten wollte kein Licht anzustecken, weil sie sich desselben zur Erregung einer Feuersbrunst bedienen könnten.

Die Freyheit zu denken in Religionssachen kann dem Menschen nur durch eine eben so ungereimte als unnütze Ungerechtigkeit entrissen werden. Da jeder Mensch die Religion von seinen Eltern bekommen hat; so hängt er derselben aus Gewohnheit an, und hält sie zu seiner ewigen Seligkeit für nothwendig. Der Tyranney kommt es also nur zu, ihm das zu rauben, was ihm zu seiner Wohlfarth schlechterdings nothwendig zu seyn scheint. Dieser so einleuchtenden Grundsätze ohngeachtet, findet man doch in dem Punkte der Religion, selbst bey den freyesten Völkern, diese Freyheit nicht. Das Christenthum, das seinem Wesen nach ungesellig ist, erlaubt seinen Anhängern nicht, andere Sektirer zu lieben. Die Religion des Fürsten, läßt alle die, welche ihr nicht zugethan sind, ihr Mißvergnügen empfinden, und oft drückt sie so gar selbige sehr hart. Nichts ist der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Geselligkeit mehr entgegen als die Anmuthungen aller Nationalreligionen von denen immer eine

jede

jede mit Ausschluß aller übrigen nur allein die Genehmigung des Himmels haben will. Gemeinhin werden sie tyrannisch, Feinde der Freyheit des Menschen, und Zertreter der heiligsten Pflichten der Sittenlehre.

Die vielfachen Sekten werden einem Staate nur schädlich, wenn sich eine von ihnen das Recht anmaßt die andern verfolgen oder unterdrücken zu können. Gewaltthätigkeit allein brütet Fanatiker aus und beunruhigt den Staat. Die Freyheit zu denken und zu schreiben ist ein sicheres Gegengift gegen das Aufbrausen und die Thorheiten der Schwärmerey. Die in der Freyheit cultivirte Vernunft verbreitet ihr Licht unter das Volk und schwächt nach und nach den Einfluß thörichter Chimären und eines panischen Schreckens. Außerdem haben unter einer glücklichen und weisen Regierung die Betrüger keine Bewegungsgründe die Köpfe zu erhitzen; nur bey einer mißvergnügten und unterdrückten Nation, finden Betrüger Materialien vorräthig, die leicht in Brand gesteckt werden können. Eine wirklich freye Nation würde zugleich vernünftig und glücklich, und mithin schwer in Aufruhr zu bringen seyn.

„Noch ist es vielen ein Problem, „schreibt der berühmte Verfasser des Systems der Natur," ob die Wahrheit schädlich seyn könne, und sehr gut gesinnte Leute sind oft über diesen wichtigen Umstand ungewiß. Die Wahrheit schadet nur denen, welche die Menschen hintergehen und eben das Interesse dieser Hintergangenen erfordert, daß man sie eines bessern belehre. Die Wahrheit kann wohl denen schädlich seyn, die sie kund machen, aber keine Wahr-

heit kann es dem menschlichen Geschlechte seyn, und niemals kann sie Wesen, die immer so wenig geneigt sind, zu hören oder zu begreifen, zu deutlich gemacht werden. Wenn alle diejenigen, welche wichtige Wahrheiten abhandeln wollen, und diese werden immer für die gefährlichsten gehalten, die öffentliche Wohlfarth genugsam lieb hätten, um freymüthig zu reden, selbst dann wenn sie Mißfallen zu erwecken fürchten; so würde das menschliche Geschlecht aufgeklärter und glücklicher seyn. Mit verdeckten Worten schreiben, heißt oft für niemanden schreiben. Der menschliche Geist ist träge; so viel es angeht muß man ihm die Mühe des Nachdenkens ersparen. Das Vorgeben, daß die Wahrheit schädlich sey, ist eine wahre Verlästerung Gottes oder der Natur; indem man dadurch behauptet, daß selbige so beschaffen seyn müßten, als sie der Irthum darstellt. Wir können mit Hobbes sagen, daß man den Menschen dadurch gar nicht schaden kann, wenn man ihnen Ideen mittheilt, höchstens können dadurch Zweifel und Streit erregt werden; doch dessen ist ja bereits genug in der Welt. Wenn sich ein Schriftsteller geirrt hat, so liegt der Fehler an falschen Vernunftschlüssen. Wenn er falsche Sätze vorgetragen hat; so muß man sie untersuchen. Wenn sein System irrig und lächerlich ist, so wird sein Buch verachtet werden, und der Verfasser wird dadurch, wenn er den Fall seines Werks erlebt, genugsam gestraft werden; denn bis auf seine Asche kann sich doch keine Strafe erstrecken. Niemand schreibt mit dem ausdrücklichen Vorsatze seinen Nebengeschöpfen zu schaden; immer ist sein Endzweck der, ihren Beyfall zu erwerben, es sey, daß er

sie

sie bloß unterhalte, oder ihre Wißbegierde rege mache, oder ihnen nützliche Entdeckungen mittheile. Kein Werk kann durch sich selbst schädlich werden, besonders wenn es Wahrheiten enthält. Ja selbst denn würde es nicht schädlich seyn, wenn es Sätze enthielte, die der Erfahrung und der gesunden Vernunft zuwider wären. Was würde ein Autor ausrichten, der uns bereden wollte, daß die Sonne nicht leuchte, daß Vatermord, Diebstahl und Ehebruch rechtmäßige und erlaubte Handlungen wären? Das Falsche solcher Sätze leuchtet von sich selbst ein, und das ganze menschliche Geschlecht würde sich dawider setzen. Die Thorheit des Mannes würde verlacht und er und sein Buch nur durch ihren Unsinn bekannt werden. Die Religionsthorheiten sind die einzigen, welche den Sterblichen schädlich sind, weil die bürgerliche Gewalt sie unterstützt, sie als Wahrheiten aufdringt und diejenigen mit Strenge bestraft, die darüber lachen, oder Untersuchungen anstellen wollen. Wenn die Menschen vernünftiger wären; so würden sie die Religionssysteme und theologischen Meynungen so betrachten, wie man ein System der Naturlehre, oder ein mathematisches Problem betrachtet, die denn wohl bisweilen unter den Gelehrten heftige Streitigkeiten veranlassen, niemals aber die Ruhe der Gesellschaft stöhren. Die theologischen Streitigkeiten würden keine schlimmere Folgen haben, wenn man diejenigen, welche die Gewalt in einem Staate in Händen haben, überzeugen könnte, daß sie Gleichgültigkeit und Verachtung für Streitigkeiten von Leuten zeigen müßten, welche die Gegenstände selbst nicht verstehen, über die sie ohne

Unterlaß im Streite liegen *). Welcher vernünftige Mensch bekümmert sich in unsern Gegenden um die Streitigkeiten, welche die türkischen Theologen unter einander führen? Sie kommen uns eben so lächerlich als abgeschmackt vor, und unsere Streitigkeiten sind es ihnen nicht weniger.

Vielleicht sagt man, daß die freyen Länder immerwährenden Unruhen und beständigen Rotten unterworfen sind. Aber man sieht leicht, daß diese Unordnungen daher rühren, weil bey diesen freyesten Nationen, die Freyheit noch nicht auf einem sichern Grund beruhet. Man muß unaufhörlich vor selbige besorgt seyn, besonders wenn man sie unaufhörlich öffentlich oder insgeheim von mächtigen Feinden angegriffen und von schwachen Freunden oder gar Verräthern vertheidigt sieht. Außerdem würden die Aufwallungen, denen freye Länder unterworfen sind, der todtlichen Erstarrung, die der Despotismus bewirkt, vorzuziehen seyn. Wir haben aber schon gesehn, was man von der Ruhe, die der Despotismus verschaft, zu halten habe. In den Gegenden wo er mit der größten Gewaltthätigkeit herrscht, sehen wir die plötzlichsten, fürchterlichsten und den Souveränen am meisten schädlichen Empörungen und Revolutionen.

Empörungen und Revolutionen sind immer Wirkungen der Unterdrückung und der Tyranney. Die Völker fassen gegen ihre Befehlshaber nicht eher Mißtrauen und Haß als bis sie wiederholte Beweise ihres

*) System der Natur Th. II. Hauptstück 13. S. 417.

ihres bösen Willens erfahren haben. Die Ungerechtigkeit der Fürsten bricht die Bande der Gesellschaft; ihre Ausgelassenheit reizet die Bürger zur Frechheit; ihre Eingriffe oder Verbrechen bringen die Völker auf und zwingen sie zu bestrafen und sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Wären die Fürsten gerechter; so würden die Nationen ruhiger seyn. Thäten sie nicht beständige Eingriffe in die Rechte der Menschen und ihre Freyheit; so würden sie unruhigen und aufrührischen Köpfen nicht so oft einen Vorwand zu Meutereyen geben. Die Menschen ziehen überhaupt die Ruhe der Bewegung vor. Faulheit, Furchtsamkeit, Liebe zum Frieden und zur Ruhe und die so mächtigen Bande der Gewohnheit halten sie zurück so lange sie nur noch immer ein Ende ihres Elendes abzusehen glauben. Sehen wir nicht höchst unglückliche Völker, die in Geduld ihr Elend ertragen und sich nicht unterstehen das geringste zu unternehmen ihr Schicksal zu verbessern? Gewöhnlich ist es nur die ausgelassenste Tyranney, welche die Nationen in Feuer setzt. Die Tyrannen sind es mithin, die man als wahre Mordbrenner betrachten muß. Locke sagt, „daß eine lange Folge von Unterdrückungen, Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten, Nachlässigkeiten, Betrügereyen einen jeden vernünftigen Bürger in den Stand setzen, den Zustand seines Vaterlandes kennen zu lernen, und daß im Falle die Nation darüber sich zu erklären anfängt, er wissen wird, daß er sich nicht auf die Seite der Straßenräuber stellen muß."

Wie gesagt, der Nation, der einzigen und wahren Quelle aller rechtmäßigen Gewalt, steht es zu zu beurtheilen ob sie gut oder schlecht regiert, gut

oder schlecht vorgestellt wird, ob ihre Gesetze nützlich oder schädlich sind. Eine Regierung, sie sey welche sie wolle, ist für die Nation und nicht die Nation für die Regierung; die Könige sind für die Völker und nicht die Völker für die Könige gemacht. Eine Nation ist mithin berechtigt, die von ihr gegebene Gewalt zu widerrufen, zu vernichten, auszudehnen, einzuschränken, zu erklären und abzuändern. Wenn sie einen Tyrannen bekämpfet; so bekämpft sie einen Wahnsinnigen, — so vertheidigt sie sich gegen seine Eingriffe, Ungerechtigkeiten und Bosheiten. Nicht die Nation ist es, die revoltirt, der Tyrann ist es. Wenn jeder individuelle Mensch das Recht hat sich gegen den, der ihn angreift, zu vertheidigen; so möchte ich doch wissen, nach welcher sonderbaren Jurisprudenz denn eine ganze Nation eines Rechts beraubt seyn soll, das man dem allergeringsten Bürger nicht bestreitet? Ein Volk kann sich nicht nur einem Tyrannen, von dem es hart beleidigt wird und der an seinem Untergange arbeitet, widersetzen, sondern es kann ihn als einen Feind behandeln. Wenn er selbst die Gesetze verletzet hat, was hat er denn für Rechte den Schutz dieser Gesetze aufzufordern? Denen, die ihre Pflichten gegen die Gesellschaft erfüllen, zum Schilde bestimmt, sind sie gemacht alle diejenigen zu bestrafen, die sich für Feinde der Gesellschaft erklären.

Wenn auch die Nationen unläugbar das Recht haben, die Tyrannen, welche sie hart beleidigen, zu bestrafen; so steht doch dieses Recht keineswegs einem einzelnen Bürger zu. Dieser kann sich ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht zum Richter in seiner eigenen Sache aufwerfen. Der gerechteste

und

und seinem Volke wertheste Fürst würde gegen die Angriffe eines Schwärmers oder Bösewichts nicht sicher seyn, wann es jedem Bürger erlaubt wäre die Obersten der Gesellschaft vor sein Tribunal zu ziehen oder sie zu bestrafen. Den von der Gerechtigkeit dictirten mit Vorsicht und kaltem Blute abgefaßten Grundgesetzen kommt es zu, die Rechte der Fürsten und die Grenzen des Gehorsams der Unterthanen festzusetzen. Nach diesen Gesetzen und nicht nach der Laune oder der Rachsucht eines oft verblendeten Bürgers müssen die Souveräne gerichtet werden *).

Immer über die Rechte in Unruhe die sie nur auf Meynung und Vorurtheil zu gründen wissen; immer eifersüchtig auf eine Gewalt, die sie mit niemandem theilen wollen; immer gierig nach Despotismus, der sich ohne Unruhe und ohne Gefahr nicht ausüben läßt — betrachten die Fürsten gemeiniglich

*) Nach den Gesetzen zu Sparta waren die Ephoren die Richter der Könige, die sie im Namen des Volks bestraften, wenn sie es verdient hatten. Wenn Carl I. König von England ein Tyrann war; so ward er von Rebellen verurtheilt, die sich aus eigener Autorität ohne Beystimmung des Volks zu Richtern aufwarfen. Die Völker haben fast in allen Ländern dergleichen Gesetze entweder nicht machen können, oder sie haben solche Fälle nicht vorausgesehn, daher die Streitigkeiten der Völker mit ihren Fürsten gewöhnlich durch Stärke und Gewalt beendigt werden. Bis jetzt hat es noch kein Volk so weit gebracht, daß es sich feststehende Fundamentalgesetze oder mit den Souveränen vernünftige und zur Ausübung zu bringende Capitulationen gemacht hätte.

alle diejenigen, die zu Gunsten der Völker sich ihren Anmaßungen widersetzen, als Feinde aller Gewalt, da sie gerade die aufrichtigsten Freunde derselben sind. Wenn es keinem Bürger nützlich seyn kann in der Sklaverey zu leben; so kann es auch keinem Souverän nützlich seyn Tyranney zu üben, die, wie die Erfahrung lehrt, immer dem, der sie übt, nachtheilig und sowohl sein Leben als seine Gewalt in Gefahr setzt.

Ohne einmal an die Billigkeit zu denken wornach der Souverän seine Pflichten zu erfüllen schuldig ist, erfordert es sein eigener Vortheil von den Bedürfnissen, Wünschen und Neigungen seines Volks genau unterrichtet zu seyn. Dieses kann sich in Ruhe nur durch die Stimme seiner Repräsentanten erklären, die eben die Bedürfnisse fühlen und eben die Wünsche hegen. Wenn die Fundamentalgesetze eines Staats vernachlässigt werden, müssen die Repräsentanten, die das Interesse der Völker wahrnehmen, auf deren Ausübung dringen; oder wenn es der Tyranney gelungen ist den Mund derer zu verschliessen, die ursprünglich bestimmt waren in ihrem Namen zu reden; so formiren sich aus der Nothwendigkeit der Dinge von selbst, Corpora, welche den Souveränen Wahrheiten vorstellen, die ihnen ihre Hofleute und Minister immer sorgfältig verbergen. Wenn man aber die Repräsentanten zum Schweigen bringt, — erklärt alsdenn der Fürst nicht ganz laut und offenbar, daß er die Wahrheit nicht wissen, daß er die Mißbräuche worüber sich seine Unterthanen beklagen, genehmigt, daß er sie verewigen will? Die Sklaven eines Tyrannen haben keinen Menschen, der für sie spricht, daher sie auch nur durch Empörungen, Revolutionen und Mordthaten sich ihrem

Tyran-

Tyrannen erklären können. In der Türkey sind die Janitscharen die einzigen Stellvertreter der Nation. Für die Fehler eines Vizirs stranguliren sie einen Sultan, der oft gar nicht daran zweifelt, daß sein Volk sehr zufrieden sey. In despotischen Regierungen werden die größten Revolutionen gemeiniglich durch kleine und unvorhergesehene Ursachen bewirkt. Der Despot ist immer den Streichen seiner Sklaven ausgesetzt, die niemals in ihm etwas anders als die Quelle ihres Elendes sehen. Er wird oft mit wenigern Formalitäten und mit größerer Geschwindigkeit hingerichtet, als der geringste Bürger. Es ist die Tyranney immer selbst, welche die Hände der Menschen wider sie bewafnet. Das sind die Wirkungen dieser gefährlichen Regierungsart, nach welcher die Fürsten aus Mangel der Kenntniß der damit verbundenen Gefahren, so thörichter Weise seufzen.

In einem despotischen Staate wird der schwache Despot oft mit eben der Wuth behandelt, wie der abscheulichste Tyrann. Er wird für die Verbrechen aller seiner Minister bestraft. „Dein Reich ist geendigt," sagte ein Effendi zum Sultan Achmet, „deine empörten Unterthanen wollen dich nicht mehr zu ihrem Beherrscher haben, sie verlangen deinen Neffen mit großem Geschrey." „Warum hat man mir nicht die Wahrheit gesagt," antwortete der bestürzte König. Aber wo ist der Verwegene, der sich unterstünde einem Herrn die Wahrheit zu sagen, dessen einziges Wort seinen Sklaven vernichten kann? Einem Despoten einen treuen und aufrichtigen Rath geben, heißt, wie ein Perser sagt, seine Hände in seinem eigenen Blute waschen.

Nur in einem freyen Lande kann der Souverän die Stimme der Wahrheit hören und in Sicherheit seine rechtmäßige Gewalt ausüben.

Man kann es den Fürsten nicht zu oft wiederholen. Keine Macht auf Erden ist sicher, wenn sie keine von Vernunft und Gerechtigkeit gesetzte Grenzen kennt. Eine uneingeschränkte Gewalt in der Hand eines Menschen muß, nach der Natur des Menschen selbst, in Mißbrauch ausarten, und für den, der sie übt, sowohl, als für die, über welche sie ausgeübt wird, gleich nachtheilig und traurig seyn. In der Folge dieses Buchs wird alles beweisen, daß das Interesse des Souveräns sich niemals von dem Interesse der Gesellschaft, die er regiert, ohne Gefahr trennen lasse. Dies Interesse verlangt, daß die höchste Gewalt von der Moral geleitet werde, die zur Glückseligkeit der Fürsten und der Unterthanen im gleichen Grade nothwendig ist.

In der uneingeschränkten Gewalt liegt für diejenigen, welche sie nicht aus ihrem wahren Gesichtspunkte angesehn haben, so etwas verführerisches, daß es denen, welche gewohnt sind, sie ganz auszuüben, ihre Ehre in der blinden Befolgung ihrer Launen und Einflüsse zu setzen, und denen, welche Gewalt in Händen haben ihre Macht zu vertheidigen, — immer sehr schwer hält etwas davon zu entziehen.

Die Befreyung oder die Erlösung der Völker aus der Sklaverey kann nur ein Werk der Gerechtigkeit, der Weisheit, der Einsichten und der großen und würdigen Absichten derer seyn, welche regieren — oder bey deren Mangel ein Werk der Klugheit der Völker, welche bisweilen durch glückliche Ereignisse in Umstände gesetzt werden, wo sie

die Mißbräuche, von denen sie so lange geplagt sind, abstellen können.

Nur indem man die Menschen aufklärt, kann man hoffen sie besser und glücklicher zu machen, als sie jetzt sind. Den Völkern und den Souveränen ist gleich viel an den Fortschritten der Vernunft gelegen, die nur Früchte der Freyheit seyn können. Nur in einem freyen Lande lernt der Mensch denken; jeder Mensch aber, der nicht nachdenkt, ist auch eben so wenig fähig seine Sitten zu ordnen, als sich glücklich zu machen. Der Republikaner ist stolz. Der Unterthan des Despoten demüthig, höflich und kriechend; der freye Bürger hat inneres Triebwerk, Muth und Spannkraft; er kennt seine Rechte, fühlt seine Würde, schätzt sich selbst, und hält auf die Schätzung anderer. Diese, unter gering geschätzten und verächtlich gemachten Seelen, welche unter dem Despotismus kriechen, unbekannte Eigenschaften, — entspringen aus den Begriffen von Sicherheit, von Unterstützungen, welche die Gesellschaft verschafft, und von der Gewißheit, daß niemand einen andern zu schaden, das Recht hat. Bey einer freyen Nation fühlt sich jeder Bürger durch das Gesetz vertheidigt, und von allen seinen Mitbürgern unterstützt. Er weiß, daß seine Person und sein Vermögen nicht der Diskretion des Stärkeren überlassen ist, und daß ihm keine Gewalt die Vortheile entreißen kann, für welche ihm alle seine Mitbürger die Gewähr leisten.

Die Freyheit veredelt den Menschen, erhebt seine Seele, flößt ihm wahres Gefühl der Ehre ein, macht ihn großmüthig, bringt ihm Liebe zum allgemeinen Besten bey, und erfüllt ihn mit Enthusiasmus

mus für das Vaterland, für Tugend und alles, was würklich groß und edel ist.

Nur in einem freyen Lande existirt ein Vaterland, das von seinen Kindern geliebt und vertheidigt zu werden verdient. Das Vaterland, das den Launen eines Tyrannen unterworfen ist, ist eine Rabenmutter, die aller Liebe unwerth ist. Nur in dem Schooße einer freyen Nation findet man Gemeintugenden; da ist es, wo reiche Bürger suchen dem Volke zu gefallen, — seine Achtung zu verdienen, und sich durch nützliche Denkmäler berühmt zu machen. Verworfene nichtswürdige Sklaven haben keinen andern Zweck, als ihren Despoten zu gefallen und ihre Gnade und Gunst durch Niederträchtigkeiten zu erhalten. Die absolute Gewalt tödtet die Liebe des Vaterlandes; die Idee vom allgemeinen Besten, erweckt ihr Mißtrauen. Für die Nation wird nichts gethan. Die Monumente und Arbeiten haben weiter keinen Endzweck, als den Hochmuth, die Eitelkeit und die Phantasie des Herrn zu weiden. Das verachtete Publikum wird für nichts gerechnet; bey denen ihm schädlichsten Unternehmungen wird nur die Bequemlichkeit des Fürsten, niemals aber das Interesse der verachteten Unterthanen befragt. Ein guter Bürger ist daselbst eine fremde, ausländische und seltene Pflanze, die in einem Erdreiche, welches der Despotismus ausgedürrt hat, keine Wurzel schlagen kann.

Die aufgeklärte Vernunft ist das sicherste Gegengift wider das Verderbniß der Sitten. Aber die Vernunft klärt sich nur in einem freyen Lande auf. Despotismus ist so wie sein Gefährter, der Aberglaube, ein gebohrner Feind der Vernunft; er will

nur

nur Sklaven beherrschen, die weder Vernunft noch Sitten haben.

Wenn wir in den Ländern, welche die größte Freyheit genießen, eben so große Laster und Unordnungen wahrnehmen, als in den unterjochten, so rührt solches daher, daß die freyesten Völker bis jetzt noch nicht über die Gegenstände nachgedacht haben, die dazu gemacht sind, recht würksam zur Nationalwohlfarth beyzutragen. Die Wichtigkeit der Erziehung und die Nothwendigkeit in der Jugend tugendhafte Bürger zu bilden, haben sie nicht gefühlt. Die Fehler dieser alten Einrichtungen, welche die Jugend Menschen anvertrauen, die am wenigsten fähig sind, sie für die Gesellschaft nützlich zu erziehen, haben sie nicht eingesehn. Die Gesetzgeber dieser Völker, die durch Gewohnheit mit fortgerissen werden, oder selbst schädlichen Lastern und Leidenschaften ergeben sind, haben die nothwendige Verbindung der Tugend mit dem allgemeinen Besten und der Aufklärung mit der Tugend, nicht empfunden. Sie haben nicht gesehn, daß Freyheit nur von edeln, rechtschaffenen und großmüthigen Seelen vertheidigt und nicht lange bestehen kann, wenn sie nur von feilen und verderbten Menschen unterstützt wird. Ueberhaupt haben diese Gesetzgeber nicht genug über die Sitten des Volks gewacht, das gemeinhin, der nöthigen Aufklärung beraubt, niemals Freyheit von Frechheit und Ausgelassenheit gehörig zu unterscheiden weiß. Da der gemeine Haufen überall der am wenigsten aufgeklärte und unbedachtsamste Theil einer Nation ist, so muß er besonders die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers auf sich ziehen und durch billige Gesetze und

gute

gute Polizey, die ihn verhindert die Gesellschaft zu beunruhigen oder Ungerechtigkeiten zu begehen, in Ordnung gehalten werden.

Aber nach einer natürlichen Würkung der Faulheit oder der geringen Vorsicht der Menschen, schlafen sie plötzlich über die gegenwärtige Glückseligkeit ein, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Die immer von dem thätigen Ehrgeize angegriffene Freyheit verlangt von muntern und wachsamen Bürgern vertheidigt zu werden. Schlaf und Erstarrung des Verstandes sind der Freyheit eben so schädlich, als Rotten und bürgerliche Spaltungen *). Der Despotismus weiß alles zu seinem Besten in Bewegung zu setzen und von allem Vortheile zu ziehen; kann er mit offenbarer Gewalt nicht zum Zwecke kommen; so schleicht er sich mit Hülfe der Trägheit und Schwachheit ein, worein Reichthum und Ruhe so oft die Nationen stürzen. Wenn Unterdrückung und Elend die Menschen nicht plötzlich gänzlich verderben; so erhalten sie sie aufmerksam, munter und drücken gar sehr die Springfedern ihrer Seelen. Dies ist der Grund, warum sich bisweilen aus der zusammengedrückten Brust eines Sklaven, der noch nicht ganz verkrüppelt ist, eine durchdringendere Stimme hören läßt, als aus dem Munde der Bürger einer Gesellschaft, die einen Theil ihrer Rechte besitzt.

*) Libertas per inertiam amittitur. Sallust.

Zwey

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Bemerkungen über die englische Regierungsverfassung.

Wenn die Nationen hoffen sollen, dereinst weiser und glücklicher zu seyn; so können diese Würkungen nur, wie gesagt, von den Fortschritten der Aufklärung, der Entwickelung der menschlichen Vernunft, den widerholten Erfahrungen, dem ernsthaften Nachdenken über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige erwartet werden. Wenn es selten ist Menschen zu finden, welche nachdenken; so ist es noch seltener Nationen zu finden deren Gedanken lange hinter einander auf die ihnen wichtigsten Gegenstände gerichtet wären. Die Erfahrungen der Väter sind gewöhnlich für die Kinder verloren. Vorhergehende Revolutionen werden bald von gegenwärtigen Gesellschaften vergessen. Der gemeine Haufen läßt sich von der Gewohnheit fortreissen, und giebt sich wenig Mühe über Dinge nachzudenken, die vor seinen Augen geschehen. Man glaubt, daß das was jetzt vorhanden, immer gewesen ist, und daß es nicht anders seyn könne, als es jetzt ist *).

Da

*) Vivimus ad exempla, nec ratione componimur, sed consuetudine abducimur. S. Seneca Epist. 124. Assiduitate quotidiana et consuetu-

Da haben wir ohne Zweifel die Ursache dieser fast allgemeinen Gleichgültigkeit, die wir bey den Menschen in Ansehung der Gegenstände wahrnehmen, die sie von Rechtswegen am meisten interessiren sollten. Da sehen wir die Ursache der Trägheit, die sie zeigen, wenn von Verbesserung der Sitten und Abstellung politischer Mißbräuche die Rede ist. Jeder leidet; jeder beklagt sich; jeder wünscht, daß die Dinge anders gehen möchten, — aber man tröstet sich bald mit dem Gedanken, daß sie niemals weiser gewesen sind noch jemals weiser seyn werden. So urtheilt und räsonnirt fast die ganze Welt. So gelingt es der Faulheit in dem Menschen sogar das natürliche Bestreben, das ihn auffordert seine Glückseligkeit zu suchen, zu überwinden und gänzlich zu verwischen. Die Völker, so wie einzelne Menschen, immer mit thörichten Gegenständen beschäftigt, in welche sie nach Meynung und Vorurtheilen ihre höchste Glückseligkeit setzen, verlieren alle Augenblicke die wahren Gegenstände aus den Augen, worauf sie ihre dauerhafte Glückseligkeit gründen könnten. Völker, die mit einem sehr kleinen und oft sehr precären Theile der Freyheit zufrieden sind, enthusiasmiren sich für die Handlung, berauschen sich von der Leidenschaft nach Reichthümern, opfern diesem eiteln Götzen alles auf, lassen sich alle Augenblicke in unglückliche Kriege ein, richten sich zu Grun-

Inetudine oculorum adsuescuntur animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum quas vident. Cicero de Nat. Deor. L. II. Cap. 2.

Grunde um sich zu bereichern und trunken von diesen ausschweifenden Vorstellungen, denken sie weder daran die Mißbräuche, von welchen sie so viel leiden, abzuschaffen, noch sich die innere und häusliche Glückseligkeit zu verschaffen, noch durch gute Gesetze die gemeine Freyheit zu befestigen, die sie alle Augenblicke verschwinden zu sehen in Gefahr stehen. So sehen wir die Menschen die Glückseligkeit immer außer sich suchen, und ihrem Bilde nachlaufen, statt daß sie selbige in sich selbst aufrichten sollten.

Diese Bemerkungen wollen wir auf die brittische Nation, das freyeste Volk, was man bis jetzt auf Erden antrift, dessen Regierungsform für ein Meisterstück der menschlichen Weisheit gehalten wird, — auf die reichste Nation, die den weitläuftigsten Handel treibt und die demohnerachtet täglich ein Raub innerwährender Spaltungen ist, mit ihrem Schicksale mißvergnügte und oft noch unglücklichere Menschen in sich faßt, als die Sklaven des Despotismusses sind, — anwenden.

Es ist nicht genug, daß man reich ist, um glücklich zu seyn; man muß auch wissen seinen Reichthum auf eine ihm angemessene Art zu gebrauchen, um sich die Glückseligkeit zu verschaffen. Es ist nicht genug, daß man frey ist; man muß auch die Freyheit nicht mißbrauchen, — sie nicht in Frechheit ausarten lassen, keinen ungerechten Gebrauch von ihr machen. Zur Erhaltung der Freyheit ist es nicht hinreichend, daß man frey ist; man muß ihren Werth kennen, sie als das größte Gut betrachten und sie nicht einem niedrigen Eigennutze oder sklavischen Leidenschaft für das Geld aufopfern, welche, mehr als alle übrigen, den Geist herabwürdigt, das Herz zusammenzieht und den Menschen zum Sklaven macht.

Das für die Liebe zu seiner Freyheit in der Geschichte so berühmte englische Volk, das lange mit

gutem Fortgange gegen seine Könige gekämpfet hat, wird von einem Monarchen regiert, dessen Gewalt, wie man vernimmt, durch zwey Corpora, die mit ihm an der Gesetzgebung und der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil nehmen, im Gleichgewichte gehalten wird. Eines dieser Corpora besteht aus dem Adel, den Großen, den Pairs des Königreichs; das andere aus den Repräsentanten des Volks, die vom Volke selbst gewählt werden und die Kammer der Gemeinen ausmachen.

In den Köpfen vieler Politiker wird diese Constitution für ein Produkt des größten menschlichen Scharfsinns und der bedächtigsten Klugheit gehalten. Man glaubt durch diese Verbindung die Vortheile der Monarchie, der Aristokratie und der demokratischen Freyheit zugleich zu erhalten. Wenn man aber von einer so zusammengesetzten Maschine ein gründliches Urtheil fällen will; so muß man den Mechanismus seiner verschiedenen Triebräder und Springfedern betrachten.

Eine aus den Großen bestehende Aristokratie, deren Glanz nur immer ein Ausfluß des Hofes ist, muß selbst ihrer Natur nach die Gewalt des Volks fürchten, und die Gewalt des Fürsten, die sichtbaren Quellen der Titel, der bürgerlichen und militärischen Ehrenstellen, der Pensionen und der Wohlthaten, begünstigen. Das Interesse des aristokratischen Theils vermischt sich also offenbar mit dem Interesse des Monarchen, wovon es sich fast niemals trennen kann. In der Kammer der Herrn, oder im Ober-Parlamente ist der König also der Mehrheit der Stimmen versichert. Außerdem findet er in den geistlichen Herrn, oder den Bischöffen, die er ernannt hat, eine seinen Wünschen immer ganz ergebene Parthey. Die Clerisey war zu allen Zeiten und in allen Gegenden immer weit mehr geneigt den Fürsten in ihren Unternehmungen zu

schmeicheln, als die Freyheit der Völker zu vertheidigen. Der Priester will so wie der Despot nur Sklaven und fürchtet sich vor nichts mehr als vor der Denkfreyheit.

Bey der Aufrechthaltung der Freyheit sind alle Bürger eines Staats gleich interessirt. Aller Rangunterschied und alle Privilegien sollten verschwinden, wenn von einem so wichtigen Gegenstande die Rede ist, der zur Grundlage der gesellschaftlichen Wohlfarth gemacht ist. Die Großen so wie das Volk haben eins und das nämliche Interesse; ihre Größe ist ein Nichts, wenn sie nur von den Einfällen und Launen eines Herrn abhängt. Ist der abgeschmackte und barbarische Unterschied zwischen einem Adelichen und Unadelichen wohl geschickt in einem Lande fortzudauern, dessen Bürger sammt und sonders gemeinschaftlich daran arbeiten sollen, die Rechte der Vernunft und der Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, ohne welche es keine wahre und dauerhafte Freyheit geben kann? Heißt es denn frey und groß seyn, wenn man Privilegien hat, die der Billigkeit zuwider sind? „Der lasenswürdige und erniedrigende Unterschied zwischen adelich und unadelich bedeutet nach seinem Ursprunge nur Tyrannen und Sklaven, hochmüthige Narren und unglückliche Menschen *).

Die Kammer der Gemeinen oder das Unter-Parlament, welches den demokratischen Theil der englischen Regierungsform ausmacht, besteht aus einer zahlreichen mithin uneinigen und unruhigen Gesellschaft der Repräsentanten, welche, einmal gewählt, ihren Machtgebern nicht verantwortlich zu seyn glauben, und die des Rechts sie zu repräsentiren oder für sie zu reden, nicht beraubt werden können. Diese

*) Lettre Républicaines p. 7.

Repräsentanten können also ohne alle Gefahr das Interesse des Volks verrathen und seine Freyheit dem Monarchen verkaufen. Kraft seiner Privilegien ist dieser der einzige, der den Schatz einer Nation in Händen hat, die ihm dadurch Mittel darreicht, die Stimmen derer zu kaufen, welchen sie in ihrem Namen zu reden aufträgt. Man sieht daraus klar, daß der Souverän und seine Minister es in ihrer Gewalt haben sich zu unumschränkten Herren der Repräsentanten des Volks zu machen.

Diese Repräsentanten sind von dem gemeinen Volke gewählt, das großen Theils aus dürftigen Bürgern besteht, welche ihr Elend nöthigt, ihre Stimmen denjenigen Canditaten zu geben, welche sie ihnen am besten bezahlen. Unter Zänkereyen, Kabalen, blutigen Schlägereyen eines Haufens, der sehr oft großen Theils betrunken ist, werden die Menschen gewählt, die es auf sich nehmen sollen, die gemeine Freyheit wider die Unternehmungen und Machinationen eines Monarchen und eines Ministeriums zu vertheidigen, die im Stande sind auf tausenderley Art und Weise die ihnen entgegengesetzte Widersacher, zu bestechen. Repräsentanten von solchem Schlage werden ihnen ohne Umstände die Rechte eines Volks überliefern, das, um sie zu wählen, sie schon durch seine Stimmen verhandelt hat.

Was kann aus einem so lächerlichen und unerdentlichen Betragen erfolgen? Nichts anders als dieses: Eine Nation, welcher ihre Freyheit so vieles Blut und Arbeit gekostet hat, hat bis jetzt weiter nichts erlangen können, als in beständigem Schrecken zu leben. Weil sie nicht die Vorsicht gehabt hat, sich das Recht vorzubehalten, verrätherische Repräsentanten zu bestrafen; so ist sie gezwungen stillschweigend ihre unwürdigste Treulosigkeiten zu genehmigen. Die dem Könige bewilligte unermeßlichen Vorzüge, den sie zum Voll

strecker der Gesetze macht, denen er allein die Gültigkeit giebt, — den sie zum Inhaber des gemeinen Schatzes macht, den sie unumschränkt über die Armee schalten und walten läßt — diese Prärogative sind hinreichend, wenn er etwas unternehmen will, ihn in den Stand zu setzen, alle die mit Gewalt zu unterjochen, die er durch seine Freygebigkeit, seine Titel und Pensionen nicht hat gewinnen können. Ja er kann, wenn das Parlament seinen Absichten zuwider ist, seine Sitzungen endigen oder gänzlich aufheben.

Eine sehr lange Erfahrung beweiset, daß in England der Patriotismus derer, welche sich dem Hofe oder der Ministerialparthey widersetzen, weiter nichts zum Gegenstand hat, als dem Souverän Verdruß zu erregen, seinen Ministern Hindernisse in den Weg zu legen, ihre vernünftigsten Projekte zu vereiteln, und bloß um selbst Antheil an dem Ministerium zu nehmen, das heißt die Nation zu betrügen. Der englische Patriot ist gemeinhin ein Ehrgeiziger, der alle Kräfte anwendet, sich an die Stelle der Minister zu setzen, die er verschreyet; oder ein gieriger Mensch der Geld gebraucht, oder ein Aufrührer, der sein im Verfall gerathenes Vermögen wieder herzustellen sucht. Sind Patrioten solcher Art wohl dazu gemacht, das Interesse ihres Landes aufrichtig zu Herzen zu nehmen? So lange sie ihre Wünsche erreichen; so treten sie in die Fußtapfen ihrer Widersacher; nachher werden sie der Gegenstand des Neides und des Geschreyes derer, die sie vertrieben haben. Diese scheinen nun in den Augen eines unruhigen Volks, welches immer glaubt, daß seine wahren Freunde, Feinde derer sind, die wirklich die Gewalt besitzen, wahre Patrioten zu seyn. Die Völker fallen immerhin in die nämlichen Schlingen *).

Ein anderer großer Mangel in der englischen Regierungsform ist der unbestimmte Umfang der Rechte, welche der König und die beyden Parlamenter haben sollen. Denn, wie man in England sagt, sind drey Dinge, deren Grenzen unbekannt sind; die königlichen Präregative, die Freyheit des Volks und die Privilegien des Parlaments. Hiervon müssen nothwendig Streitigkeiten und Partheyen, innerliche Kriege und Staatsveränderungen die Folgen seyn.

Ein also regiertes Volk muß nothwendig in immerwährenden Spaltungen, Unruhe und Mißtrauen leben. Es muß die Gewalt, das Ansehn und die Kunstgriffe eines ehrgeizigen Monarchen oder eines verschlagenen und geschickten Ministeriums besorgen. Es muß die Gefälligkeit der Großen gegen diesen Monarchen, der die Quelle ihrer eigenen Größe ist, fürchten. Es muß wegen der Treulosigkeit der Repräsentanten, denen es sein eigenes Interesse anträgt und die so viele Dinge so leicht verführen können, besorgt seyn. Endlich muß es seine eigene Thorheit fürchten.

Eine durch Kabalen, Rotten, Volksbewegungen zerrissene Nation, worin die Rechte keiner Ordnung des Staats klar bestimmt, deren Gesetze so sehr vervielfältigt, unverständlich und widersprechend sind, — eine solche Nation kann niemals ruhig oder zufrieden seyn. Die Bürger eines Staats haben alle nur ein Interesse, das ist im Frieden zu leben, gut regiert zu werden, gute Gesetze zu haben und mit Sicherheit die Vortheile genießen zu können, welche Natur, Fleiß und Geschicklichkeit verschaffen. Aber was für Glückseligkeit und Sicherheit kann es für ein Volk geben, das Unordnung, Kabalen, niedriger Geiz einiger gierigen Kaufleute alle Augenblicke in Kriege stürzen können, die für den wahren Bürger ganz unnütz und schädlich sind.

den Staat in außerordentliche Ausgaben setzen, woraus die ungeheuern Schulden entstehen, womit er seit einer langen Reihe von Jahren belastet und bedruckt ist, ohne sich jemals davon befreyen zu können. Kann überhaupt wohl die Freyheit in den Händen eines Haufen treuloser Repräsentanten, welche Geld und Ehre der Freyheit vorziehen, einen Augenblick gesichert seyn?

Zu einem wahren Patrioten wird eine große Seele, viele Einsicht, ein rechtschaffenes Herz und Tugend erfordert. Der Patriotismus ist eine edele, muthige und großmüthige Leidenschaft, die mit dem Geize, einer immer schmutzigen, niederträchtigen und ungeselligen Leidenschaft unverträglich ist. Ein in der Liebe zum Gelde trunkenes Volk hält nichts für schätzungswerth als das Geld. Die Armuth oder Mittelmäßigkeit fürchtet es als die höchste Stufe des Unglücks und opfert mithin der Begierde sich zu bereichern alles auf. Eine handelnde Nation kennt nichts, das sie mit dem Reichthume vergleichen könnte. Ein jeder will reich werden. Wenn diese ansteckende Leidenschaft alle Classen des Staatskörpers inficirt; so wird der Repräsentant des Volks doch davon nicht ausgenommen seyn. Er wird sich wegen der gemeinen Freyheit mit dem Fürsten und seinen Minister in Unterhandlungen einlassen, die gar bald die Taxe der Rechtschaffenheit ihres Landes in Händen haben werden.

Hume hat die Frage untersucht, ob es für die brittannische Regierungsform besser sey in einer demokratischen oder vollkommen monarchischen Herrschaft aufzuhören und den Ausspruch gethan, daß eine uneingeschränkte Monarchie ihr sanftester Tod seyn würde.

Kann eine feile, lasterhafte und verdorbene Nation ihre Freyheit lange erhalten? Sie hält auf

diese

diese Freyheit weiter nicht, als in so fern sie ihr Mittel verschaft sich zu bereichern. Freyheit, die gefühlt und erhalten werden soll; verlangt edle, muthige und tugendhafte Menschen; ohne dem artet sie in Ausgelassenheit aus und endigt damit, daß die Nation dem zur Beute wird, der sie am besten bestechen kann. Ein Volk ohne Sitten ist für die Freyheit nicht gemacht; ein gegen andere Völker ungerechtes Volk; ein Volk das für Begierde nach Geld brennt, ein auf Eroberungen ausgehendes Volk; ein Volk das ein Feind der Freyheit eines andern ist; ein auf seine Mitbürger oder Unterthanen eines nämlichen Staats eifersüchtiges Volk, hat keine wahren Begriffe von Freyheit. Wahre Freyheit muß mit der Liebe zur Billigkeit, Menschlichkeit, tiefem und starkem Gefühle der Rechte der Menschheit verbunden seyn. Diese Gesinnungen aber können nur die Frucht einer tugendhaften und vernünftigen Erziehung seyn, die von der sklavischen Erziehung, die man den Menschen in allen Ländern giebt, himmelweit verschieden ist.

Was fehlt also der vollkommenen Glückseligkeit eines Volk, das sich rühmt die glücklichste Verfassung und die größte Freyheit zu haben? Was für Wünsche bleiben einer Nation übrig, in deren Höfen die Reichthümer der ganzen Welt anlangen?

Es mangelt ihr eine vernünftige und großmüthige Erziehung; es fehlen ihr ehrbare Sitten, wahre Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit; mit einem Worte: Neigungen und Eigenschaften, die dem unauslöschlichen Durst nach Reichthum entgegen sind, dem es eigen ist, die edelsten und der Gesellschaft nützlichsten Tugenden gänzlich zu ersticken.

Die Fortsetzung im zweyten und letzten Bande.

Geschichte
der menschlichen
Ausartung und Verschlimmerung
durch
das gesellschaftliche Leben.

Eine Schrift
die ehedem
durch den Henker zu Paris verbrannt
jetzt
allen Königen und Priestern zum Frommen heraus-
gegeben worden
vom Verfasser des Hierokles.

Zweyter und letzter Theil.

Altona,
bey der Verlagsgesellschaft.
1796.

Inhalt
des zweyten Bandes.

Erstes Hauptstück. Seite.
Von dem Interesse der Fürsten oder der wahren Politik. 1
Zweytes Hauptstück.
Von den dem Souverän nothwendigen Eigenschaften und Tugenden. 17
Drittes Hauptstück.
Ursachen des Mißbrauchs der Gewalt, oder von der Verderbtheit der Fürsten. 18
Viertes Hauptstück.
Von der falschen Politik. Vom Despotismus und von der Tyranney. 26
Fünftes Hauptstück.
Von dem Kriege. 42
Sechstes Hauptstück.
Vom Machiavellismus, oder der Treulosigkeit in der Politik. 59
Siebentes Hauptstück.
Physische oder natürliche Würkungen des Despotismus. 68
Achtes Hauptstück.
Von dem Verderbniß der Höfe. 78
Neuntes Hauptstück.
Vom Soldatenregimente, oder von dem militärischen Staate. 103
Zehntes Hauptstück.
Von den wahren Quellen der Verderbniß der Sitten. Von der Meynung. 117

Seite.

Eilftes Hauptstück.

Einfluß der Regierung auf die Großen im Volke. 129

Zwölftes Hauptstück.

Von der Verdorbenheit der Gesetze, oder Verkehrung der Begriffe von Gerechtigkeit. 138

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Quelle der Verbrechen. 153

Vierzehntes Hauptstück.

Einfluß der Regierung auf den Charakter der Völker, auf ihre Talente, Künste und Wissenschaften. 167

Funfzehntes Hauptstück.

Vom Luxus 189

Sechzehentes Hauptstück.

Von dem Reichthum eines Staats. Vom Handel. Vom Kredit. 201

Siebenzehentes Hauptstück.

Von den Lastern der Gesellschaft. 218

Achtzehentes Hauptstück.

Von der Erziehung. 238

Neunzehentes Hauptstück.

Vom Frauenzimmer. 259

Zwanzigstes Hauptstück.

Von der häußlichen Glückseligkeit oder der Glückseligkeit des Privatlebens. 276

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Mittel gegen das Elend oder gegen moralische und politische Fehler. Apologie der Wahrheit. 293

Erstes

Erstes Hauptstück.

Von dem Interesse der Fürsten oder der wahren Politik.

Das Privatinteresse mit dem Interesse unserer Nebenmenschen, welches zu unserer Glückseligkeit höchst nothwendig ist, zu vereinigen, das ists, wozu sich die Sittenlehre beschäftiget, und die Vereinigung des Interesse der Souveränen und ihrer Völker, ist, wie wir bewiesen haben, der Gegenstand der Staatsklugheit oder der Regierungskunst. Diese glückliche Vereinigung würde sogleich bewürkt werden, wenn die Fürsten es der Mühe werth hielten, ihr wahres Interesse kennen zu lernen; sie würden alsdenn sehen, daß der Despotismus, eine Regierungsart, die keinen andern Regeln folgt, als dem Eigensinn und den Leidenschaften, weder dem, der ihn exercirt, noch dem, gegen welchen er in Ausübung gebracht wird, vortheilhaft ist; — sie würden es fühlen, daß die Tyranney, indem sie die Liebe

be und Zuneigung der Unterthanen erstickt, die Sicherheit des Souveräns vernichtet; sie würden sehen, daß billige Gesetze die stärksten Stützen der Völker und der Thronen sind; — sie würden bemerken, daß der Fürst sich ganz allein nicht glücklich machen oder eine Glückseligkeit verschaffen kann, die von der Glückseligkeit der Gesellschaft, deren Haupt er ist, verschieden wäre, sie würden finden, daß die Tugend allein die Reiche blühend macht, und daß ohne sie, es weder eine wahre Macht, noch eine wahre Grösse, noch einen wahren Ruhm, noch eine wahre Sicherheit geben könne. Alles würde ihnen beweisen, daß die Tugend des Regenten die Tugend der Unterthanen erzeuge, welche sowohl die gemeine als Privatglückseligkeit bewürkt. Alles würde sie endlich überzeugen, daß die Moral für den Monarchen und für den Bürger, für die Völker und für die Familien, für die Gesellschaft und für ein jedes Glied derselben immer die nämliche ist, und daß keine Gewalt ungestraft ihre unveränderliche Regeln übertreten kann, deren Grundlage sich in der Natur des Menschen findet.

Was für ein Interesse kann der Souverän bey seinem Regieren haben? Um welcher Vortheile willen kann man sich die höchste Gewalt wünschen? Worauf kann der Ehrgeiz, diese Leidenschaft, die den Wunsch über andere zu befehlen hervorbringt, gegründet werden? Die höchste Gewalt gewährt ihrem Besitzer nur Güter, weil sie ihm die mächtigsten Triebfedern in die Hände giebt, die am besten geschickt sind, alle Mitglieder der Gesellschaft zu verbinden, zu reitzen und sie zu nöthigen, seine Absichten

ten zu befördern, seine Projekte zu unterstützen, zu seiner eignen Glückseligkeit beyzutragen, und ihre Zuneigung, Ehrfurcht, Ergebenheit, Gehorsam, lauter Empfindungen, die man der höchsten Gewalt schuldig ist, zu beweisen.

Giebt es einen größern, ehrwürdigern, stärkern und liebenswürdigern Menschen, als den Fürsten, der auf einem Throne, wo er den Blicken seines ganzen Volks ausgesetzt ist, — die Zärtlichkeit aller Herzen hat, und einen jeden Bürger persönlich für die Zufriedenheit, Erhaltung und Unterstützung der Gewalt eines Souveräns interessirt, der ihn vertheidigt, ihn liebt, sich mit seinen Bedürfnissen beschäftigt und über seine Sicherheit wacht? Ein guter König ist der Freund eines jeden seiner Unterthanen und er findet in einem jeden von ihnen einen wahren Freund.

Was fehlt einem Souverän, der so groß, so mächtig, so angesehn und so glücklich ist, als es die menschliche Natur zuläßt? Ueberhäuft mit allen den Gütern, welche der Mensch wünschen kann; umgeben mit Menschen, die sich anstrengen, alle seine Wünsche zu errathen; in einer Lage, in welcher die Augen der ganzen Nation auf ihn gerichtet sind, deren Gott zu seyn nur bey ihm steht. Als Austheiler der Gnadenbezeugungen, der Ehrenstellen, der Reichthümer, der Würden, diese Gegenstände aller Wünsche, — wie kommt es, daß ein Fürst gemeinhin ein trauriges, schläfriges und unglückliches Leben führt? Gewöhnlich verdrießlich, weiß er nichts zu genießen. Er kennt die Art nicht, wie er alle die

Mittel, die er in Händen hat, zu seiner Glückseligkeit gebrauchen kann. Von Vergnügungen ermüdet und ihrer satt, sucht er in dem Tumulte des Krieges, in närrischen und oft strafbaren Ergötzlichkeiten, in einem eitelen Gepränge, in zu Grunde richtenden Festivitäten, in eben so unermeßlichen als unnützen Verschwendungen, Mittel sich selbst zu fliehen, und eine bald vorübergehende Hülfe wider die Langeweile, die ihn verfolgt.

Läßt es sich wohl begreifen, daß ein Souverän Langeweile haben könne? Diese dem Müßiggange vorbehaltene Strafe — kann sie einen Fürsten martern, der jeden seiner Augenblicke angenehm zubringen kann? Wie können die mannichfaltigen Beschäftigungen der Souveränität, die kleinen und vielfältigen Zweige der öffentlichen Verwaltung, die immer verschiedenen Auftritte der Politik — dem Ekel Platz machen und Ueberdruß erzeugen? Der Fürst, wird man sagen, überläßt seinen Ministern die Sorge sein Land zu regieren. Wohlan! so regiere er selbst; er vollbringe in eigener Person die allerwichtigsten Amtsverrichtungen, die ein Sterblicher vollziehen kann; er lerne in jedem Augenblicke seines Lebens die größte, reinste, mannichfaltigste und beständigste Glückseligkeit genießen, die man in dieser Welt erfahren kann; er lerne an einem jeden Tage Glückliche machen; er genieße für sich selbst das sanfte Vergnügen, die Thränen der Unglücklichen abzutrocknen und Thränen der Dankbarkeit hervor zu locken; er unterstütze den Elenden; er verbanne die Unterdrückung; er verbessere die Mißbräuche und die Gesetze; er beschäftige sich mit den Bedürfnissen

seines

seines Volks; und jeder Augenblick seiner Regierung wird sich durch neue Vergnügungen auszeichnen. Immerwährend wird er Beyfallgejauchze und Seegnungen seiner Unterthanen in seinen Ohren erschallen hören. Er wird sich nicht mit dem Winde und dem Rauche der Schmeicheley, sondern mit der wahren Ehre weiden. Mit Freuden wird er in sich selbst einkehren, wo er den Sitz seiner Glückseligkeit errichtet hat. Ohne Unterlaß wird er die Freude haben, sich zu lieben, ein Gefühl, das er aufrichtig genehmigt sehn wird, nicht durch Schmeicheleyen einiger Hofschranzen, sondern durch die Beystimmung eines ganzen Volks. Er wird im voraus die Huldigung der Nachkommenschaft genießen, auf welche die Geschichte die Thaten bringen wird, deren merkwürdige Würkung die Wohlfarth und Glückseligkeit ihrer Vorfahren waren.

Das sind die unerschöpflichen Quellen der Freuden, welche die Tugend denjenigen Souveränen verbehält, die ihre Annehmlichkeiten kennen gelernt haben. Die lebhaftesten Vergnügungen verlieren nach und nach ihre Kraft, und endigen sich mit Ekel und Verdruß. Die verführerischsten Gegenstände ermüden in die Länge das Auge; das Schöne selbst wird gleichgültig; nur die Tugend allein verschafft ein beständiges und unveränderliches Vergnügen. Kann der Mensch wohl jemals dessen überdrüßig werden, was ihn unaufhörlich auf eine angenehme Weise auf ihn selbst zurückführt? Ein guter König genießet alle die Glückseligkeiten, die er über sein Volk verbreitet; er versammlet in seinem Herzen alle Freuden seiner Unterthanen.

Wenn die Großen, denen die Erziehung der Könige anvertrauet ist, statt sie hochmüthig zu machen, und ihnen schon früh Verachtung gegen die Menschen einzuflößen, sie lehrten die Menschen zu lieben, und sie ihnen als Werkzeuge ihrer eigenen Glückseligkeit darstellten; — wenn sie, statt sie zu verhärten, sie gewöhnten zu empfinden und zu fühlen: so würden die Könige Tugend besitzen. Lärmende, rauschende Vergnügungen, verachtungswerthe Wollust, zu Grunde richtende Bauten, abgeschmackte Schauspiele, ja selbst die glänzendsten Eroberungen würden ihnen nicht mit dem so reinen und süßen Vergnügen vergleichbar zu seyn scheinen, an einem jeden Tage sagen zu können; „dieser Tag ist nicht verloren; ein tröstliches Edikt, ein gerechtes und wohlthätiges Gesetz werden mir den Dank eines ganzen gerührten Volks erwerben. Meine entferntesten Provinzen werden meinen Namen mit Entzücken aussprechen. Es ist kein einziger Unterthan, dem ich nicht Freude verschafft habe. Ich bin der Vater einer unermeßlichen Familie, und alle meine Kinder sind über meine Vorsorge vergnügt. Meine Nachbarn werden gezwungen seyn mir ihre Verehrung zu zollen; ihre Unterthanen werden die meinigen beneiden, und wünschen, unter meinen Gesetzen zu leben. Meine eifersüchtigen Feinde selbst sind gezwungen meine Gewalt in Ehren zu halten, denn sie sehen sie mit allen Kräften eines treuen Volks unterstützt, dessen Interesse mit dem meinigen vereinigt ist."

Einem billigen und wohlthätigen Fürsten, der das Zutrauen und die Liebe seiner Unterthanen zu ver-

verdienen weiß, bleibt nichts zu wünschen übrig. Sollte er eine uneingeschränkte Gewalt begehren? Giebt es eine uneingeschränktere, als die, welche man mit Beystimmung einer ganzen Nation ausübt? Sollte er sein Ansehn respektirt zu sehen wünschen? Giebt es eine heiligere und verehrungswürdigere Autorität, als die ist, in welcher ein jeder seine eigene Glückseligkeit findet, und deren Verachtung eines jeden eigenes Unglück seyn würde? Sollte er sich beeifern geliebt zu werden? Was ist in der Welt mehr geschickt, Empfindung und Liebe zu erwecken, als immerwährendes Wohlthun? Sollte ihm Hülfe und Reichthum mangeln? Kann nicht ein billiger Monarch ohne Gewaltthätigkeit über das Vermögen seiner Unterthanen schalten und walten, weil sie wohl wissen, daß er es nur gebrauchen wird sie glücklicher zu machen oder ihre Glückseligkeit zu erhalten? Sollte er um Armeen zur Vertheidigung des Vaterlandes verlegen seyn können? Wird nicht jeder von den Vortheilen, die er genießt, durchdrungene Bürger, Soldat werden und bereit seyn, sein Blut für eine Gesellschaft zu vergießen, deren Führer und Leiter ihm Güter verschafft, die ihm so lieb als sein Leben sind, und ohne welche dieses Leben alle seine Reitze und Annehmlichkeiten verlieren würde?

Wie viele Mühe, Unruhe, Ausgaben, Machinationen und Verdrießlichkeiten würden die Souveräne sich selbst und wie vieles Gemurre, Blut und Thränen ihren Unterthanen ersparen, wenn sie billiger wären und den Maximen eines verhaßten Machiavellismus entsagten, der nur zu oft die Grundlage der Politik der Könige ist.

Die wahre Politik stimmt immer mit der Moral überein, und kann sich nie von ihren Grundsätzen entfernen. Die Moral der Souveräne sowohl als ihrer Unterthanen befiehlt gerecht, mäßig, ehrlich und tugendhaft zu seyn. Die Billigkeit ist der Schirm der Nationen, der Fürsten und der einzelnen Bürger. Sie verbannt Gewaltthätigkeiten, Eroberungen, Räubereyen und Treulosigkeit unter den Völkern; sie macht die Verträge unverletzlich und heilig; sie setzt das Leben, die Person, das Vermögen und die Freyheit des Bürgers in Sicherheit. Sie erhält Einigkeit, Verbindung und Frieden unter den verschiedenen Völkern der Erde, so wie unter den Mitgliedern einer jeden bürgerlichen Gesellschaft. Sie sichert die Herrschaft sowohl der natürlichen als der bürgerlichen Gesetze. Wären die Menschen gerecht, so würde die böse Moral von der Erde verbannt seyn; wären die Fürsten gerecht, so würden ihre Unterthanen gerecht seyn, und ihre Staaten würden alle die Glückseligkeiten genießen, deren sie nur empfänglich sind.

Laßt uns also die Falschheit und Verkehrtheit einer Politik erkennen, welche die Fürsten über die unveränderlichen Gesetze der Moral hinwegsetzt und die Sorge, die Vernunft ihrer Unterthanen aufzuklären, ihrer unwürdig findet. Ungerechte und treulose Fürsten finden in allen den Völkern, die sie umgeben, Feinde. Regenten ohne Tugend werden nur Sklaven ohne Tugend haben. Die Laster der Souveränen und der Unterthanen können sie nur beyderseitig unglücklich machen, und die einen sowohl als die andern in unabsehliches Elend stürzen.

Hes

Hofnung und Furcht, die beyden großen Triebfedern menschlicher Handlungen, sind in den Händen derer, welche die Menschen regieren. Belohnungen und Strafen setzen die höchste Gewalt in den Stand, die Leidenschaften zu mäßigen und den Willen sowohl zum Guten als Bösen zu lenken. Die Fürsten geben immer der politischen Maschine, in der sich viele Triebfedern befinden, welche die Regierung so würken lassen muß, daß sie das allgemeine Beste befördern, den stärksten Stoß. Aber dieses allgemeine Beste kann nur die Würkung der Kräfte aller seyn, und damit alle sich dazu vereinigen, muß der Fürst oder die bewegende Kraft sie alle auf einen Punkt richten.

Jedes Mitglied der Gesellschaft trachtet nach seiner Art glücklich zu seyn. Oft mit sich selbst nicht einig, sind seine Bewegungen verschieden, der Mensch geht nicht sicher und wankt bey jedem Schritte durch die verschiedenen und oft entgegengesetzte Stöße, die ihm nach den mannichfaltigen Richtungen zugefügt werden. Der Gesellschaft steht es zu ihm nützliche Antriebe zu geben, und ihn in der Richtung, die sie ihm giebt, zu unterstützen. Die größte Kunst der Politik würde seyn, daß man in der so verwickelten und zusammengesetzten Maschine der Gesellschaft keine überflüßige, unnütze und dem allgemeinen Spiele entzogene Springfedern hätte, sondern daß alle einmüthig zu deren nämlichen Zweck sich vereinigten. Dies Problem wird vollkommen aufgelöset seyn, wenn Verdienst und Tugend in einem Staate auf Belohnung Anspruch machen können, und wenn Unnützlichkeit, Laster und Verbrechen immer Strafe oder Verachtung zu fürchten haben.

Souveräne der Erde, seyd gerecht! Haltet ein billiges Gleichgewicht unter allen euren Unterthanen. Seyd getreu, die Tugend zu belohnen, die Nützlichkeit zu ehren, das wahre Verdienst hervorzuziehen; seyd genau und pünktlich in Bestrafung der Verbrechen; dem unnützen und eiteln Menschen zeigt eure Verachtung; dem Laster entzieht eure Wohlthaten; verscheucht von euch die Gegenwart, selbst des Großen, wenn er seine Pflichten verkennt. Besetzet die Bedienungen nur mit Bürgern, die sich durch ihre Rechtschaffenheit, Tugenden und Talente hervorgethan haben, und eure Unterthanen werden bald tugendhaft seyn, die euch zu gefallen nothwendigen Eigenschaften zu erlangen suchen und sich eifrig bestreben der Gesellschaft nützlich zu seyn. Ein Fürst, der fest und strenge auf die Vorschriften der Billigkeit hielte, würde seine Gnade und seine Wohlthaten nur über rechtschaffene Menschen verbreiten, und wenn er dem Bösewicht eine ernste Stimme zeigte, so würde er Moral und Verbesserung viel würksamer predigen, als alle Priester und Moralisten der Welt.

Man lasse die Diener des Allerhöchsten von ihren Kanzeln herab gegen das Verderbniß der Zeit toben und donnern, man lasse sie die Sterblichen mit dem Zorne und dem Grimme der unsichtbaren Mächte bedrohen, man lasse sie ihnen unter ihren Füßen den Schlund der Hölle öfnen und das ewige Feuer zeigen, — die sichtbaren Mächte werden doch immer viel stärker als die Götter seyn. Das Beyspiel des Fürsten, seine Gnade und Ungnade werden weit würksamer seyn, als die Verheißungen unbekannter

lannter Güter, und die Bedrohungen mit entfernten Strafen, denen man außerdem sich sehr leicht entziehen kann. Die rührendsten Ermahnungen der Religion werden niemals auf das Herz einen so starken Eindruck machen, als ein einziges Wort, ein Blick, eine Wohlthat, ein Verweiß, eine abschlägliche Antwort eines tugendhaften Fürsten, der fest entschlossen ist, Sittlichkeit in seinen Staaten herrschen zu lassen *).

Die

*) Rex velit honesta, nemo non eadem volet.
Senec. in Thyest.

Erasmus sagt, da er vom Geradas spricht, daß er sehr wohl begriffen, daß die Laster an Orten, wo sie nicht ausgesäet würden, nicht wachsen könnten, und daß sie überall ihre Kraft verlören, wo sie, statt geehrt zu werden, mit Schande und Verachtung bestraft würden. Das ist, fügt er hinzu, die sanfteste Art die bösen Sitten zu verbessern und Liebe zur Tugend zu erwecken. Prudenter intellexit, ibi non posse nasci vitia, ubi non admittuntur vitiorum seminaria, eaque ubique jacere, quibus pro honore tribuitur ignominia. Atque haec est clementissima ratio medendi pravis moribus excitandique virtutis studium.
Erasm. Apophtegm. Lib. I.

Unter allen Mitteln, die ein Fürst gebrauchen kann, die Tugend empor zu bringen, ist das allermächtigste und würksamste, das Beyspiel. Die ganze Welt, sagt Claudian, richtet sich nach den Fürsten; die Gesetze haben nicht so viel Gewalt über die Menschen, als das Leben des Fürsten.

compo-

Die Perser haben ein sehr weises Sprüchwort, welches sagt, „willst du das Verdienst wachsen lassen, so säe Belohnungen aus.“ Wenn die Souveränen den tugendhaftesten Bürgern ihre Achtung zeigten; so würde man in der Gesellschaft bald eine glückliche Nacheiferung der Tugend wahrnehmen. Sollte es ihnen denn nicht ungleich leichter seyn, unter ihren Unterthanen eine Nacheiferung in der Ehre als eine Nacheiferung in Niederträchtigkeiten zu erregen? Die Tugend verschaft Ehre, das Laster nur Schaam und Reue. Was auch der Fortgang und Ausgang des Lasters seyn mag; so sind doch alle die, welchen es damit gelungen ist, gezwungen, selbst darüber zu erröthen. Gelangte man zu Würden und Ehrenstellen nur durch Verdienst und Tugend, wie viele Vortheile würde man dann nicht haben? Man schmeckte sogleich das innere mit dem Verdienste verbundene Vergnügen: man erhielte die Achtung anderer und erreichte den Gegenstand seines Ehrgeizes. Was für Verblendung, Nachlässigkeit und böser Wille so vieler Fürsten ist es, die, da sie gute Sitten, Talente und Tugend in ihren Staaten so leicht wachsen sehen könnten, die Vortheile nicht empfinden, die für sie selbst daraus entstehen würden! —

China ist das einzige bekannte Land, wo man nach der Landesverfassung selbst, die Moral auf das ge-

— — — — componitur orbis
Regis ad exemplum: nec sic inflectere sensus
Humanos edicta valent ut vita regentis.
Claud. de IV. Cons. Honorii V. 296.

genaueste mit der Politik verbunden sieht. Das Alter dieses Reichs hat ohne Zweifel die, welche es ehemals regiert haben, gelehrt, daß ohne Tugend kein Staat gedeihen und glücklich seyn kann. Seit länger als zwanzig Jahrhunderten haben sich die Kaiser und die Großen dieser Nation, des Aberglaubens, den sie dem Hefen des Pöbels überließen, überdrüßig, sich sehr gehütet, ihn der Moral einzuverleiben, mit welcher seine übernatürliche und wunderbare Principien nie etwas gemein haben können. So wie aber die Religion bey den Vornehmsten dieses Volks ihr Ansehn verloren hat, so hat dagegen die Wissenschaft von den Sitten bey ihnen Platz erhalten. In China kann niemand zu einem Amte gelangen oder an der Verwaltung des Staats Antheil nehmen, wenn er nicht wenigstens von der Pöbelreligion befreyet ist. In diesem großen Lande hat man es gefühlt, daß die Moral die einzige Religion für einen jeden vernünftigen Menschen sey. Diesem zu Folge ist ein tiefes Studium der Wissenschaft von den Sitten, das einzige Mittel sich fortzuhelfen, zum obrigkeitlichen Amte zu gelangen und ins Ministerium zu kommen. Bey uns würde dieses einigen Grüblern vorbehaltene Studium, ein rechtmäßiger Grund seyn, jemanden von der Verwaltung öffentlicher Geschäfte auszuschließen, und ihm die Gunst derer, welche den Staat regieren, zu entziehen.

In China regieren, statt mysteriöser und fanatischer Lehren gewisser Sektenstifter, seit mehr denn zwey tausend Jahren die vernünftigen Gebete eines Weisen den Gang der Geschäfte eines Reichs, das so viele Einwohner hat als ganz Europa zusammen:

mengenommen. Seine Gesetze sind immer so weise befunden worden, daß sie sogar die wilden Tatarn unterjochten, die sich zu Herren dieses weitläuftigen Landes machten. Mit einer höchst seltenen Würkung ihrer Gewalt über die Fürsten, hat die Vernunft die Sieger von China besieget. Die in Tyrannen ausgearteten Kaiser sind verschwunden, ihr Geschlecht oder ihre Dynastie ist vergangen. Feuer und Stahl haben Städte und Provinzen verheeret; aber die auf die ewige Grundlage der Wahrheit ruhende Moral des weisen Confutsee, hat alle Wetter überstanden und regiert noch jetzt den Gang einer Regierung, die sich bey den wildesten Eroberern Ehrfurcht zu verschaffen gewußt hat.

Die Kaiser, die sich eine Ehre daraus machen, Väter und Mütter ihrer Völker genannt zu werden, halten es nicht für unwürdig sich selbst mit der Sorge, ihre zahlreiche Familie zu unterrichten, zu beladen. Die Edikte dieser Fürsten sind gemeiniglich nützliche moralische Lektionen, in welchen sie ihren Kindern Gebote über väterliche Liebe, kindlichen Gehorsam, Pflichten des Menschen, Menschlichkeit gegen Unglückliche geben. Bald erregt der Souverän unter seinen Unterthanen eine Nacheiferung in der Arbeit; bald ermahnt er die Reichen sich der Nation durch nützliche Monumente, durch Kanäle, Wasserleitungen, Brücken, Wege u. s. m., lieb und werth zu machen. Bald empfiehlt er den Herrschaften Sanftmuth gegen das Gesinde und diesem Treue und Gehorsam gegen jene. Er macht es den Vätern fühlbar, wie sehr sie dabey interessirt sind, ihren Kindern eine ehrbare und gute Erziehung zu geben, und diesen,

wie sehr sie verbunden sind, zu gehorchen. Mit einem Worte — der Monarch sowohl als die Minister, Statthalter und Mandarinen, die ihn repräsentiren, sind unaufhörlich mit der Unterweisung des Volks beschäftigt. Die Pflichten, die es glücklich machen, legen sie ihm sehr oft vor Augen, so wie sie ihm auch Mittel anzeigen, wie es sich die Arbeit erleichtern kann. Es ist ihnen so gar gelungen der niedrigsten Klasse von Menschen eine Höflichkeit und gegenseitige Ehrerbietigkeit einzuflößen, die man bey uns nur bey besser erzogenen Personen wahrnimmt.

Diese aufgeklärte Regierung hat es aber gefühlt, daß die nützlichsten Unterweisungen nur einen geringen Eindruck machen würden, wenn sie nicht durch sinnliche Belohnungen verstärkt würden. Nicht zufrieden diejenigen mit Ehrenstellen und Würden zu belohnen, die sich durch das Studium der Moral ausgezeichnet haben, — wirkt die Regierung durch ehrenvolle Unterscheidungszeichen, Belohnungen, und öffentliche Lobpreisungen, die sie denen erzeigt, die sich durch ihre Thätigkeit, ihren Fleiß, ihren Eifer fürs Vaterland ihre Treue in Erfüllung ihrer Pflichten ausgezeichnet haben, auf die Herzen der Bürger. Eine glänzende tugendhafte Handlung, seltene Talente, werden durch öffentliche Blätter im ganzen Reiche bekannt gemacht, und setzen diejenigen, welche diese Ehre verdient haben, in den Stand, den Beyfall aller ihrer Mitbürger einzuerndten *).

Wenn

*) Hist. de la Chine du K. P. Duhalde. Les Memoires de la Chine du R. P. le Comte. Les Let

Wenn man nur ein wenig über diese löblichen Gewohnheiten nachdenkt, so wird man einsehen, daß tugendhafte Souveräne im Stande sind, die Sitten zu verbessern, das Laster aus ihren Staaten zu verbannen, und Thätigkeit und Tugend blühen zu lassen. Vielleicht wird man sagen, daß diese Gewohnheiten die Chineser nicht tugendhafter als andere Menschen gemacht hat; und daß sehr viele Reisebeschreibungen darin übereinkommen, daß sie Schelme, Räuber und sehr lasterhafte Menschen sind. Ich antworte darauf, daß wenigstens gewisse Tugenden, als besonders die kindliche Liebe und Ehrfurcht sehr heilig beobachtet werden, und daß außerdem kein Volk auf Erden seinen Fleiß und Geschicklichkeit so weit getrieben hat, als dieses. Endlich werde ich sagen, daß dieser weisen Einrichtungen ungeachtet, die chinesische Regierung despotisch ist, und daß der Despotismus, nach seiner Nachlässigkeit, allen Arten von Mißbräuchen den Zugang erlaubt, oder durch seine

Lettres conſiantes, T. 15. Die neueſten Reiſebeſchreibungen von Indoſtan reden von einem benachbarten Volke von Bengalen, das ſich glücklich vor Sklaverey und ſchändlichen Laſten verwahrt hat, worin die übrigen Nationen darniederliegen. Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Menſchlichkeit, Gaſtfreundſchaft werden nicht nur unter den Mitbürgern, ſondern auch gegen Fremde ausgeübt. Wenn jemand ſeine Börſe oder ſonſt etwas auf dem Wege verliert; ſo hängt es der Finder an einen Baum, worauf er der Obrigkeit von ſeinem Fund Nachricht giebt, um es dem Eigenthümer zuzuſtellen. Holwell. Relat. des événements du Bengale P. II. p. 108.

seine Launen und Gewaltthätigkeiten die Würkungen der nützlichsten Einrichtungen vernichtet. Die Form bleibt und der Grund verschwindet.

Zweytes Hauptstück.

Von denen dem Souverän nothwendigen Eigenschaften und Tugenden.

Philosophen und Politiker, schreibt Bücher, um uns die Eigenschaften und Tugenden, die ein großer Fürst besitzen muß, vor Augen zu legen. Laßt euch in eine Beschreibung und Darstellung, der Kenntnisse, die er erlangen soll, der Talente, die er besitzen muß, der großen Dinge, die er thun muß, des Benehmens, das er in Ansehung seiner Unterthanen und seiner Nachbarn zu beobachten hat, — umständlich ein. Diener des Herrn, schreibt besonders über die religiösen Tugenden, die er zeigen muß, und über die kleinen Uebungen, denen er sich unterwerfen muß, um dem Ewigen zu gefallen. Der Fürst wird euch nicht lesen; oder wenn er euch zu lesen würdigt; so werden ihn eure Schriften nur niederschlagen und verzagt machen. Um den Prinzen zu dem zu machen, was er seyn soll, wird ihm der vernünftige Bürger sagen, sey gerecht, dann wirst du selbst und dein ganzes Volk glücklich seyn.

Drittes Hauptstück.

Ursachen des Misbrauchs der Gewalt, oder von der Verderbtheit der Fürsten.

Die Fürsten sollte unter allen Menschen die Wahrheit am meisten interessiren, und gemeiniglich sind sie am wenigsten geschickt sie zu hören. Alles vereinigt sich, ihnen falsche Begriffe von sich selbst, von ihren Rechten, von ihrem Ansehn, von ihrer Gewalt, von ihrer Größe und von ihren Unterthanen beyzubringen. Die Völker würden so glücklich seyn, als sie es nur wünschen könnten, wenn man zur Unterweisung ihrer Fürsten den hundertsten Theil der Mühe und der Vorsicht anwendete, den man anwendet, sie zu betrügen und zu verderben.

Die Kunst zu regieren, die wichtigste aller Künste, ist die einzige, die man auszuüben ein Recht hat, ohne sie jemals gelernt zu haben. Um Menschen zu regieren und ihr Glück und Unglück zu entscheiden, ist es genug gebohren zu seyn oder von einer besondern Familie abzustammen. Fast in allen Ländern haben die Völker geglaubt, daß die Geburt auch alle Eigenschaften des Kopfs und des Herzens

verleihe, die zur Verwaltung der Reiche nothwendig sind. Dürfen wir uns denn nun wohl wundern, wenn wir so wenige gute Fürsten auf Erden finden? Kaum stößt man in der Geschichte in einem Zeitraum von tausend Jahren auf einen Souverän, der auch nur das Verdienst, die Talente und die Tugenden eines ganz gewöhnlichen Menschen besitzt. Indessen giebt uns die Geschichte sehr oft Könige, wie sie hätten seyn sollen, als wenn sie würklich so gewesen wären. Die Menschen sind geneigt die geringsten Tugenden der Souveränen bis an den Himmel zu erheben. Um ein großer Fürst zu seyn, reicht es hin, bisweilen einen guten Willen gezeigt zu haben, wenn er auch nie ausgeführt ist. Jeder in Gesellschaft lebende Mensch hat Vorstellungen von Gerechtigkeit, weis was er andern schuldig ist, findet seinen Vortheil dabey, ihnen zu gefallen, will ihre Zuneigung und Hochachtung verdienen, ist eifersüchtig auf seinen gegenwärtigen Ruf und das Andenken, das er hinterlassen kann; diese Vorstellungen sind denen sehr oft unbekannt, die das Schicksal zu Regierern der Völker bestimmte.

Bey der Mühe, die man sich giebt, den Prinzen das zu verbergen, was sie andern schuldig sind und bey der Unwissenheit, in der man sie in Ansehung der Verhältnisse, in denen sie mit ihren Unterthanen stehen, hält, muß man sich, wenn man sich einmal wundern soll, darüber wundern, daß wir sie nicht noch hundertmal ärger sehen, als sie sind. Diejenigen, deren Pflicht es ist, einen jungen Prinzen zu erziehen, lehren ihn sehr mühsam, was seine Völker ihm schuldig sind, selten aber sprechen sie von dem,

was er seinen Völkern schuldig ist. Zu den Füßen ihres Lehrlings liegend, gewöhnen ihn diese seinen Erzieher weder seine Leidenschaften zu ordnen, noch seine Begierden zu mäßigen, noch irgend einem seiner Einfälle zu widerstehen. Wer wollte das Herz haben einem Kinde zu widersprechen, in welchem sein Hofmeister schon seinen Herrn sieht? Es ist nichts wichtiger als bey guter Zeit den Willen des Menschen zu lenken, den Eigensinn zu beugen, um ihn zu gewöhnen seine Launen den Gesetzen der Vernunft zu unterwerfen. Aber man fürchtet sich die Prinzen böse zu machen, man entfernt alle Gegenstände aus ihren Augen, die das Herz bewegen könnten; man erlaubt ihnen nicht das Elend der Menschen kennen zu lernen. Sie scheinen gemacht zu seyn nicht zu wissen, daß es auf Erden Unglückliche giebt. Niemals erweicht sich ihr Herz bey dem Anblicke des Elendes ihrer Mitmenschen. Doch, glauben denn die Souveränen auch, daß sie Mitmenschen haben? Sind sie nicht Götter, welche ihr Rang von den übrigen Sterblichen absondert?

Was soll aus einem Kinde werden, dem man ganz seinen Willen läßt, das sich auf nichts legt, immer zerstreuet ist, von dem Augenblicke seiner Geburt an durch Schmeicheley verderben wird, das ein jeder von seiner künftigen Größe unterhält, mit dem seine Lehrmeister nur zitternd sprechen, und welches sein Hofmeister gezwungen ist, gnädiger Herr zu nennen? Wie soll man Folgsamkeit in einem gebieterischen jungen Menschen finden, der von seiner Wiege an unaufhörlich mit Hochmuth und Weyhrauch beräuscht? Wie soll man einem Wesen, den

jeder

ieder sich bemüht aus dem Wege zu gehen und niemand zu widerstehen das Herz hat, die Rechte der Billigkeit, der Menschlichkeit und der Anständigkeit fühlbar machen? Es ist fast unmöglich, daß ein Prinz, besonders wenn er auf dem Throne gebohren ist, die geringste Idee von Gerechtigkeit oder Tugend habe. Die besten Könige sind immer die gewesen, die vor ihrer Regierung die Schläge des Schicksals erfahren oder in einem Privatzustande gelebt haben.

Die dümmsten Völker geben uns bisweilen Beyspiele von Weisheit, worüber diejenigen, die sich für die civilisirtesten halten, erröthen sollten. Bey einem Volke unter den Negern in Afrika gebietet die Gewohnheit, daß der vermuthliche Kronerbe, so bald er gebohren ist, von dem Hofe seines Vaters weggebracht und in ein Dorf verwiesen werde, wo er bis zum Tode des Königs in einer vollkommnen Unwissenheit des ihn erwartenden glänzenden Schicksals lebt. Bey den Völkern, die von Erbmonarchen regiert werden, sollten wenigstens die Gesetze vor die Erziehung derer sorgen, die zum regieren gemacht sind. Als ein chinesischer Kaiser bey seinem Sohne keine der zu einem großen Fürsten nothwendig erforderlichen Eigenschaften entdeckte; so bestimmte er einen tugendhaften Bürger zu seinen Nachfolger, dessen Talente er kennen gelernt hatte. „Ich will lieber, „sagte er", daß mein Sohn sich übel und mein Volk wohl befinde, als daß mein Sohn allein sich wohl und mein ganzes Volk übel befinde."

Giebt es eine strafbarere und für das Vaterland traurigere Verrätherey, als die Verrätherey dieser

Erzieher, die die Prinzen durch ihre Schmeicheleyen verderben, oder die es vernächlässigen Liebe zur Tugend denjenigen einzuflößen, deren Wille dereinst das Schicksal ganzer Völker bestimmen soll? Giebt es eine Schandthat, die der Schandthat dieser Grimischer gleich kommt, die von der Kindheit an in den Herzen ihrer Zöglinge nur den Saamen des Hochmuths, der Härte, der Verachtung der Menschen, des Eigensinns — grausame Eigenschaften, wovon die Völker Jahrhunderte hindurch die schrecklichsten Früchte genießen müssen — ausstreuen? Giebt es eine schändlichere Verrätherey, als seinem Vaterlande einen Fürsten zu erziehen, der fähig ist, es zu zerstören? Heißt es nicht ein ganzes Volk vergiften, wenn man einem Prinzen schmeichelt, der dereinst der Schiedsrichter seines Schicksals werden soll?

Die wahre Moral findet gemeinhin bey der Erziehung der Fürsten keinen Eingang. Die Höfe sind es nicht wo man die Tugend lernt; diese Höfe sind oft nur die Kloake der Völker. Alles athmet daselbst Frechheit, Ausgelassenheit, Treulosigkeit, Lüge und Wollust; alles vereinigt sich die Vernunft, das Nachdenken und die Rechtschaffenheit zu verscheuchen. Die Schule der Hofleute ist nur die Schule der Zerstreuung, der Intrigue und des Verbrechens; ein junger Mensch lernt daselbst bloß die Lektionen der Eitelkeit, der Verstellungskunst und der Tyranney; er lernt die Menschen, als Wesen einer von ihm verschiednen Art, — als Spielzeug seiner eigenen Einfälle, als eine verworfene und seiner Aufmerksamkeit wenig würdige Race betrachten. Was für Ideen müssen sich in dem Kopfe eines Sterblichen bilden,

den

den alles überredet, daß Gott, da er ihn gebohren werden lassen, auch gewollt habe, daß er der unumschränkte Herr der Personen, des Vermögens und des Lebens seiner Unterthanen seyn solle?

Unter einer despotischen Regierung, die immer mißtrauisch und argwöhnisch ist, kann der Thronfolger gemeinhin weder Kenntnisse, noch Talente erlangen. Seine Einsichten und Tugenden würden dem regierenden Despoten, der alle Eigenschaften, deren er selbst beraubt ist, sehr fürchtet, Unruhe verursachen. Die Sicherheit des Staats oder vielmehr die Ruhe des Herrschers und seiner Günstlinge erfordert, daß sein Erbe in der Unwissenheit erhalten, durch Weichlichkeit stumpf und völlig dumm gemacht werde. Der Tyrann betrachtet seinen Sohn als einen Feind; er will ihn lieber dumm, als gefährlich sehen. Der Prinz, der dereinst die Ottomannen beherrschen soll, der alles Unterrichts beraubt, in einem Serail eingesperrt, mit feilen Verschnittenen umgeben ist, lieset nur den Koran und sieht den Divan erst nach dem Tode des Sultans. Getränke, welche stumpf machen, sind die Mittel, deren sich ein Mogul wider die Furcht, die ihm seine eigene Kinder verursachen konnten, bedient *).

*) Scha-Abadin Kan, Vessier von Indostan, ließ seinen Herrn Alumgir meuchelmörderisch umbringen, um sich auf seinem Posten zu erhalten, und den dümmsten Prinzen vom königlichen Geblüte wieder zum Thron erwählen. Der nämliche Vessier hatte schon Scha Hamet, der im Jahre 1754. regierte, absetzen lassen.

Die Erziehung, die man selbst in den aufgeklärtesten Gegenden den Prinzen giebt, scheint keinen andern Zweck zu haben, als ihr Herz zu verhärten und ihren Kopf einzuengen. Interessirte Priester, schwache Andächtler, Menschen, die zu einer gewissen Parthey gehören, sind diejenigen, die man Vorzugsweise dazu auswählt, die Schiedsrichter der Erde zu bilden. Sie bringen ihnen nichts als Abentheuer, Fabeln, unbegreifliche Lehren, und Begriffe bey, die weit geschickter sind, den Keim der Vernunft zu ersticken, als zu entwickeln. Statt aller Pflichten legen sie ihnen die nichtsbedeutenden Praktiken des Aberglaubens auf; statt aller Tugenden flößen sie ihnen religiöse Tugenden ein, die dem Wohl der Gesellschaft ganz fremd sind. Statt Empfindungen der Billigkeit, der Liebe zum allgemeinen Besten, der Seelengrösse, des wahren Ruhms zu erwecken, die ihnen die Zuneigung und die Achtung ehrlicher Leute erwerben würden — erfüllen sie sie, mit einem heiligen Eifer für kindische Meynungen, theologische Possen, Religionssektirereyen. Dieser Eifer macht denn in der Folge Tyrannen, Verfolger, Schwärmer und Henker. Man schaft ihnen ein weises Gewissen, das sie geneigt macht, sich für Kabalen zu interessiren, und ohne Gewissensbisse die schwärzesten Verbrechen zu begehen. Wenn man mit ihnen von der Furcht vor Gott, von seinem fürchterlichen Gerichte, und den Schrecken eines andern Lebens spricht; so sind diese fürchterlichen Vorstellungen gar bald durch die Leichtigkeit, die man ihnen zeigt, wie die größten Verbrechen ausgesöhnt werden können, wieder verwischt. Die Könige handeln überdem mit den Göttern um Krone gegen Krone. Die Götter

der

der Erde haben Ursache zu glauben, daß sie bey den Göttern des Himmels, von welchen man ihnen einbildet, daß sie ihre Stellvertreter und ihr Bild sind, Nachsicht finden werden *).

Man sagt und wiederholt es unaufhörlich, daß es für die Fürsten keinen andern Zaum giebt als die Religion; und man kann antworten, daß in diesem Falle die Fürsten gar keinen Zaum haben. Sehen wir denn in der That, daß dieser eingebildete Zaum im Stande ist die Leidenschaften zu zügeln, die in ihre Herzen auszusäen, zu nähren und zu verstärken alles sich vereinigt? Findet man denn, im Ernste gesprochen, daß die Furcht eines die Beleidigten rächenden Gottes, diese Potentaten billiger, menschlicher, mäßiger, ihren Versprechungen und Eiden getreuer und auf die Regierung aufmerksamer macht? Sind die Drohungen einer strengen Religion stark genug sie zu verhindern, daß sie sich nicht den unerhörtesten, schändlichsten Lastern und Grausamkeiten ergeben? Außerdem ist die Religion des Hofes nicht die Religion des Volks. Jene legt den Fürsten weit weniger als ihren Unterthanen auf, auf welche sie noch auch nur sehr geringe Würkungen hat. Die Hofreligion bequemet sich nach den Umständen; sie läßt sich zu allen Leidenschaften gebrauchen und zügelt keine einzige. Nicht im Himmel sondern auf Erden

*) Die Priester sind auch sogar wider Willen genöthigt, ihrem Tyrannen den Weg zum Himmel leicht zu machen, aus Furcht, daß er sonst seine Vernunft gebrauchen und sich von den Priestern losmachen möchte.

muß man die Schranken suchen, die man den heftigen Leidenschaften der Herrscher der Welt mit Nachdruck und Würkung entgegensetzen kann. Eine gute Erziehung und von der Nation unterstützte Gesetze, das sind die wahren Mittel die Leidenschaften der Könige im Zaume zu halten und sie zu verhindern, daß sie nicht in Tyrannen ausarten.

Viertes Hauptstück.

Von der falschen Politik. Vom Despotismus und von der Tyrannen.

Nach den traurigen Begriffen einer falschen Politik, womit man die Köpfe der Beherrscher der Erde anfüllt, regieren sie nicht, sondern sie tyrannisiren. Statt ihre Unterthanen zu beschützen, kündigen sie ihnen den Krieg an. Durch diese gänzliche Verkehrung der deutlichsten Begriffe der Moral und Politik ist die Regierung, die ihrem Ursprunge und Zwecke nach die Völker vertheidigen, sie näher verbinden und glücklich machen sollte, für sie die größte Geißel geworden, so daß viele zweifeln, ob die geringen Vortheile, die sie den Nationen gewährt, den Uebeln, die sie ohne Zahl und unaufhörlich denen, welche sie regiert, zufügt, das Gleichgewicht halten können. Anarchie scheint ihnen ein momentanes Uebel zu

seyn, dahingegen das vom Despotismus angerichtete Elend kein Ziel und Ende hat. Daher haben ohne Zweifel einige Denker das Urtheil gefällt, daß das Leben in der Wildheit oder völligen Auflösung der Gesellschaft den Menschen ein sanfteres und angenehmeres Loos gewähren würde, als das gesellige Leben, das sie unaufhörlich durch die sich widerstrebenden Leidenschaften der Obern und der Mitglieder der Gesellschaft in Unruhe, Furcht und Schrecken setzt.

Der Souverän ist das Haupt, der die Springfedern des politischen Körpers in Bewegung setzt. Das Mangel der Aufmerksamkeit auf die innige und nothwendige Verbindung, die unabänderlich zwischen dem Haupte und dem Körper vorhanden seyn muß, ist die Politik fast in allen Ländern ein Gewebe von Geheimnissen geworden, bey dessen Ansicht die Vernunft in Verwirrung geräth. Die Kunst oder Wissenschaft zu regieren ist nach ihrer Trennung von den natürlichen und einfachen Grundsätzen der Moral, eine räthselhafte, übernatürliche Wissenschaft geworden, deren Grundsätze und Regeln mit der natürlichen Vernunft in immerwährendem Widerspruche stehen. Unwissenheit der Völker, Niederträchtigkeit der Höfe, gotteslästerliche Schmeicheleyen der Priester haben die Fürsten in Götter umgeschaffen, die sich gar bald eben so grausam, eigensinnig und sonderbar bewiesen haben, als diejenigen sind, womit die Furcht den Himmel bevölkert hatte *). Durch diese

*) Jeder weiß, daß der von seinen Eroberungen berauschte Alexander sich in allen seinen Staaten für einen Gott anerkennen ließ. Die griechischen Städte machten

diese Apotheosen wurden alle Verhältnisse zwischen dem Monarchen und seinen Unterthanen aufgehoben. So wie die schwachen Sterblichen nicht berechtigt sind, mit ihren Göttern zu streiten; so ist den Göttern auf Erden alles eben so thun erlaubt, als den Göttern im Himmel. Widerstand, Vorstellungen und die sanftesten und gerechtesten Klagen wurden den Völkern untersagt. In der That, mit welchem Rechte würden sich geringe und elende Geschöpfe einer Gewalt widersetzen können, die ganz göttlich ist, deren Rechte durch die himmlische Gewalt unterstützt wird und die die Gottheit selbst verstellt?

Folge der Begriffe, die sich die Menschen von der Gottheit gemacht haben, der sie wesentlich Güte und Gerechtigkeit beylegen, kann selbst die Gewalt derselben über die Menschen vernünftiger Weise nur auf das Gute gegründet werden, das sie von ihr erwarten, keineswegs aber auf die Furcht, die aber Gewalt einflößen kann. Die Gewalt eines Gottes über seine Geschöpfe würde Tyranney seyn, wenn sie sich nur auf Gewalt und Stärke stützte. Die Abhängigkeit, in welcher sich der Mensch von diesem Gotte befindet, würde eine verworfene, gezwungene und verdrießliche Knechtschaft seyn, wenn sie bloß durch die Furcht hervorgebracht würde. Durch die unumschränkte Gewalt also, welche sich der Despot über

ten verschiedene Dekrete um ihm diesen Charakter zu bewilligen. Die Lacedämonier gaben eine mit diesen Worten; „weil Alexander ein Gott seyn will, so sey er denn auch ein Gott.“

über die Völker anmaßt, erhebt er sich trotzig und unverschämt über die Gottheit selbst, indem er sich Rechte beylegt, die diese nicht haben kann. Man sieht hieraus, daß die despotische Gewalt, selbst nach den Grundsätzen der Religion, eine immerwährende Beschimpfung einer Gottheit ist, deren Repräsentant auf Erden der Despot zu seyn behauptet.

Den Grundsätzen der Moral, welcher die wahre Politik niemals Abbruch thun kann, ist diese Gewalt nicht weniger zuwider. Die Moral, wie man unaufhörlich beweiset, gründet ihre Gebote, Verpflichtungen, Schuldigkeiten auf wechselseitige Bedürfnisse und Vortheile der Menschen, welche die Natur zu ihrer wechselseitigen Glückseligkeit nothwendig gemacht hat. Hieraus folgt, daß es für einen verzinnerten Monarchen, welcher sich einbilden muß, daß er keines Menschen bedarf, der sich stark genug fühlt, sich furchtbar zu machen, und sich selbst über alle Furcht hinwegzusetzen glaubt, daß er über die Meynung des Publikums erhaben sey, der sich wenig aus der Zuneigung und der Achtung seines Volks macht, dessen Gewissen immer durch die Stimmen der Verführer und Sirenen erstickt wird, die ihn verhindern, die Seufzer und das Geschrey seines Volks zu hören, und die ihm selbst drohenden Gefahren wahrzunehmen — — keine Moral, keine Verbindlichkeit und keine Pflichten giebt. Wie kann sich ein Souverän, der sich einbildet, daß er aus anderem Stoffe gemacht worden als der gemeine Haufe der Sterblichen, daß er der Stellvertreter der Gottheit auf Erden sey, der wohl gar treuherzig glaubt, daß er selbst ein Gott ist, wie kann sich

der,

der, sage ich, Pflichten unterwerfen? Einem Wesen dieser Art muß alles Band, das ihm peinlich seyn würde, höchst unangenehm und mißfällig seyn. Er glaubt sich in Ansehung der Sterblichen, die ihn umgeben und für welche er die tiefste Verachtung hegt, von allem befreyt zu seyn. Es giebt wenige Fürsten, die man nicht überredet, daß sie aus einem andern Leime gemacht sind, als die übrigen Menschen. Um zu einem Könige zu sagen, daß er ein Mensch wäre, wie andere, bedürfte es eines Muthes, und einer Herzhaftigkeit, worüber er und sein ganzer Hof erstaunen würden.

Keine Maxime ist für die Fürsten verderblicher und für die Völker zerstörender, als die, welche dem einen und den andern einbildet, daß die Könige von ihrem Betragen nur Gott allein Rechenschaft zu geben schuldig sind. Ungestraftheit verleitet die Menschen immer zur Ausgelassenheit. Da man den Souveränen sagte, daß sie keinen andern als Gott zum Richter hätten, da vernichtete man offenbar alle Dämme, die sie noch in Ordnung halten konnten. Von den übeln Neigungen, die alles sich vereinigt ihnen einzuflößen, fortgerissen, haben sie sich weder um das Urtheil der Menschen, noch um die Gewalt der Gesetze, noch um die Zuneigung ihrer Unterthanen, die viel zu schwach waren, sie zu ihren Pflichten wieder zurück zu bringen, bekümmert *).

Fast

*) — — Nihil est quod credere de se
Non possit cum laudatur dis aequa potestas
Juvenal. Sat. IV. V. 70.

Nil

Fast überall besteht zwischen den Tyrannen und Priestern ein Vertrag. Diese sagen zu jenen: „begehe so viele Verbrechen, als du willst, wir wollen sie schon aussöhnen; tyrannisire die andern, aber uns sey ergeben. Der Himmel schenkt dir deine Völker, wenn du die geheiligten Rechte seiner Diener in Ehren hältst. Sey du uns gehorsam und wir wollen es machen, daß deine Unterthanen dir als einem Gotte gehorsam sind *)." Diesem Vertrage zufolge haben die Tyrannen mit den Priestern ge-

Nil pudet assuetus sceptris.
Lucan. L. VIII.

— — Virtus si summa potestas
Non coeunt.
Lucan. L. VIII.

*) Als Thomasius in seinen Schriften über die Besonderheit dieses Vertrages ein Paar Worte hatte fallen lassen; so brachte es der dänische Oberhofprediger Doktor Hektor Masius, der Namens der ganzen evangelischen Kirche in seinem Interesse principum circa religionem evangelicam, diesen Vertrag in seinen besondern Schutz genommen hatte, bey seinem Könige dahin, daß derselbe sich 1689 in einem Schreiben an den Churfürsten zu Sachsen über Thomasius, als einen, der das gemeine Interesse Regum et Principum vermessentlicher Weise verletze, und von der Majestät aller Potentaten ganz verkleinerlich geschrieben hätte, beschwerte, und sodenn des Thomasius Schrift öffentlich zu Coppenhagen durch den Scharfrichter verbrennen ließ. S. Gemischte Händel, Th. 2. No. 3.

gemeinschaftliche Sache gemacht. Jene gaben diesen Geschenke und Freyheiten, wogegen diese den Zorn des Himmels besänftigten. Die schlechtesten und verderbtesten Fürsten haben gar nicht gezweifelt, daß die Urtheilssprüche eines seilen Gottes in der andern Welt nicht für sie günstig ausfallen würden, nachdem sie die würkliche Welt verheert hatten. Die schlechtesten und boßhaftesten Regenten sind diejenigen nicht, die sich am wenigsten durch ihre Andacht, ihren Gehorsam gegen die Diener der Religion und durch ihre Freygebigkeit in Ansehung der Priester ausgezeichnet haben. Machiavel giebt seinen Tyrannen den sehr klugen Rath, vor den Augen des Volks eine große Ehrfurcht gegen die Religion zu affektiren *).

Aus

*) Ludewig XI. war der andächtigste und boßhafteste Mensch in seinem Königreiche. Er trug ein Bild der Jungfrau Maria bey sich, die er jedesmal um Erlaubniß bat, so oft er große Verbrechen begehen wollte. Philipp II. beweiß sein ganzes Leben hindurch den größten Eifer für die Aufrechthaltung der katholischen Religion in seinen Staaten. Indessen war er höchst liederlich und seine ganze Regierung war nur eine lange Reihe von Treulosigkeiten, Meuchelmorden, Vergiftungen, Meineiden und Grausamkeiten. Muley-Ismael, Kaiser von Marocco, war der andächtigste Muselmann in seinem ganzen Lande; indessen soll er mehr als funfzigtausend seiner Unterthanen mit eignen Händen umgebracht haben. Gemeiniglich nahm er bey dem Herausgehn aus der Moschee, in welcher er selbst predigte, seine Exekutionen vor, wovon auch seine eigene Kinder oft die Schlachtopfer waren.

Aus einem sehr natürlichen Grunde müssen die Tyrannen zum Aberglauben sehr geneigt seyn. Ein Souverän wird nur dann ein Tyrann, wenn er unwissend und ohne Tugend ist. Seine Unwissenheit macht ihn leichtgläubig und seine Boßheit macht ihm die angeblichen Mittel, die ihm seine Priester an die Hand geben, seine Uebelthaten auszusohnen und sein unruhiges Gewissen zu beruhigen, nothwendig. Unter schlechten und einfältigen Fürsten spielt der Priester gemeiniglich eine große Rolle.

Gedankt sey es den niederträchtigen Vorurtheilen, welchen Aberglaube und Schmeicheley Ansehn auf Erden verschafft haben, daß die meisten politischen Körper einen ausgedörrten, mageren Rumpf darstellen, woran sich ein gewaltig großer Kopf befindet, der die ganze Substanz der Völker an sich zieht. Diese Körper wanken und beugen sich unter einer Last, die sie nur mit der größten Anstrengung tragen können. Sie haben keine Kraft, einer fürchterlichen Masse, die sie zu einem gemeinschaftlichen Untergange hinzieht, die Waage zu halten. In einer jeden bürgerlichen Gesellschaft findet sich ein einziges Ding, das vom Himmel bestimmt ist, nicht das geringste für dieselbe zu thun und alle Mitglieder derselben zu zwingen, nach seinen Launen und Einfällen zu handeln.

In vielen Gegenden ist daher die Politik eine wahre Verschwörung wider die Völker geworden. Nach der natürlichen Ordnung der Dinge ist das Ganze einem Theile vorzuziehen; diesem zu Folge scheint eine ganze Nation einem einzigen Bürger, den

sie sich erwählt hat, sie vorzustellen, vorzuziehen zu seyn. Man sollte doch vermuthen, daß der Repräsentant von seinen Machtgebern abhängen müßte. Man sollte glauben, daß der, welcher regiert, für das regierte Volk gemacht sey; und endlich möchte man wohl sagen, daß vernünftige Wesen sich der Gewalt eines einzigen von ihnen nur in der Absicht unterwerfen, um ihre Wohlfarth zu sichern, nicht aber sie zu zerstören. Allein nach den Grundsätzen einer wahrhaftig mysteriösen und völlig unbegreiflichen Politik, sind alle diese Begriffe verkehrt worden; ein Theil überwiegt das Ganze; Millionen Menschen sind nur für einen einzigen gemacht; dieser isolirte Mensch glaubt keinesweges bey der Glückseligkeit derer interessirt zu seyn, die ihm nur in Hofnung der Vortheile, die sie von ihm erwarten, gehorsam sind. Kurz, die ganze Gesellschaft wird durch den Glanz des Throns, der von ihr alle Strahlen, mit von sie verblendet wird, borgt, gänzlich verschlungen.

Fast in allen Theilen unserer Erdkugel ist der Souverän alles und sein Volk nichts. „Es gibt allhier" sagte ein stolzer Vessier zu jemanden, der sich unterstand mit ihm von dem Interesse seiner Nation zu sprechen, „keine Nation, ich kenne nur einen Herrn und Unterthanen." In der That ist eine der Freyheit beraubte Nation nichts mehr. Sie ist von alle dem entblößt, was ihren Kindern Achtung und Liebe einflößen könnte. Selbst zum Zittern gebracht, kann sie niemanden fürchterlich seyn; ihres eigenen Schatzes und des Rechts zu belohnen und zu bestrafen beraubt, kehrt ihr jedermann den Rücken um seine Augen auf die zu richten, die sie zu Herren ihres

ihres Schicksals gemacht hat. Diese hängen sich an Undankbare, welche die Quelle der Gewalt, der Reichthümer und der Ehrenstellen verkennen, die sie ihnen nur unter der Bedingung, das Vaterland im Joche zu erhalten, verleihen. Die Bürger, die ihm getreu bleiben oder welche den Muth haben ihre Rechte darzustellen, werden für Verwegene, Störer der öffentlichen Ruhe, gefährliche Menschen gehalten und ihre Bestrafung scheint selbst denen gerecht und verdient zu seyn, deren Sache sie vertheidigen. Die Nationen haben also nichts mehr; selbst ihre Gedanken werden ihnen von denen zugeschoben, von welchen sie in der Vormundschaft gehalten werden.

In so eingerichteten Staaten scheint der Vertrag oder der Gesellschafts-Kontrakt, der den Souverän mit seinem Volke verbindet, nur eine Chimäre zu seyn. Ein Fürst, der da glaubt, seine Krone allein Gott zu verdanken zu haben, bekümmert sich wenig um solche Gründe, die nur Vernunft und Billigkeit für sich haben. Von diesem Vertrage reden zu wollen, würde eine rebellische Verwegenheit seyn. Oder läßt man auch das Daseyn dieses Vertrags zu; so bindet er doch nur die Unterthanen ohne im geringsten den Souverän zu binden.

Kraft dieses sonderbaren Kontrakts, der die Völker fesselt, haben sich diese ohne allen Nutzen für sich, verbindlich gemacht durch ihre Arbeit zu dem Glanze, zu der Vergrösserung und Befriedung des Tannen eines Herrn beyzutragen, der sich nicht nur zu nichts verbindet, sondern der sich das Recht vorbehält, allen zu schaden, ohne irgend jemanden die

Befugniß zu lassen, sich darüber zu beschweren. Mit einem Worte, bey einem jeden Volke existirt ein privilegirtes Wesen, das von dem Himmel bestimmt ist, zahlreiche Völker zu beherrschen, die in Maschinen oder Automaten verwandelt, sich überreden und einbilden sollen, daß ihr Vermögen, ihre Freyheit, ihr Leben ihnen nicht gehören, daß sie bloß auf Erden sind, um ohne Unterlaß zu arbeiten, und nach den Einfällen und Launen eines sichtbaren Gottes zu sterben, in dessen Gewalt sie die Vorsehung geworfen hat.

So wie die schmeichelhaften Vorstellungen des Aberglaubens sehr geschickt sind die Fürsten verkehrt zu machen, so sind sie nicht weniger dazu gemacht, die Begriffe von Gerechtigkeit in den Herzen der Unterthanen entweder ganz zu vernichten oder doch zu entstellen. Ueberall predigt man den Völkern einen leidentlichen, passiven und maschinenmäßigen Gehorsam gegen alle und jede Befehle ihrer Beherrscher, so ungerecht sie auch seyn mögen. Ueberall verbietet man ihnen, Widerstand zu thun. Wo der Despotismus regiert, haben die Sklaven überall die Maxime, daß man niemals schuldig ist, wenn man blindlings die Befehle des Sultans vollzieht. Was für Begriffe von Moral und Billigkeit können Menschen haben, die sich einbilden, daß der Wille eines Tyrannen, Unterdrückung, Raub und Grausamkeit, rechtmäßig machen kann? Was für Begriffe können sich Wesen von der göttlichen Moral machen, denen man sagt, daß Gott die Tyrannen beschützt und daß er Gehorsam gegen sie befehle!

Das Uebereinkommen der meisten Völker der Erde mit ihren unerbittlichen Beherrschern gleicht so ziemlich dem Vertrage eines Reisenden, der in einem Gehölze von Straßenräubern angegriffen, ihnen alles überläßt um das Leben zu behalten, und der sich noch außerdem in der Nothwendigkeit befindet, für sie zu arbeiten und das ihm von ihnen geraubte Bündel zu tragen. Jeder Despote, jeder ungerechte Souverän besizt nur ein betrügerisches Recht, welches die Furcht allein seine Unterthanen anzuerkennen zwingt. Sie unterstehen sich nicht den Rechtsgrund zu untersuchen und noch weniger ihn zu vernichten, weil sie glauben, daß ihre Bemühungen, ihre eigene Rechte wieder zu erhalten, sie nur noch unglücklicher machen würden, als sie sind. Das ist die Lage, in der sich so viele unterjochte Nationen befinden. Sie haben selten den Muth, auch nur ein sanfteres Schicksal zu hoffen. Sie gewöhnen sich oft so sehr an ihre Ketten, daß sie sich vorstellen, es sey unmöglich, sich ihrer zu entledigen. Die ausgezeichneteste Tyranney, die schreyendsten Ungerechtigkeiten, die offenbarsten Gewaltthätigkeiten empören sie nicht und scheinen ihnen in die Länge Handlungen einer gesetzmäßigen Gewalt zu seyn. Die in Gewohnheit ausgeartete Sklaverey ist ein unheilbares Uebel. Die Welt ist mit zufriedenen Sklaven angefüllt, die niederträchtig genug sind, ihre Ketten zu lieben, närrisch genug, darüber zu lachen und verworfen genug, sich derselben zu rühmen. Die Türken verehren ihre Sultane, deren Ausgelassenheit sie stündlich erfahren, wie die Gottheit selbst; sie halten es sich für eine Ehre, auf ihre Befehle zu sterben; persönliche Sicherheit wird bey ihnen für ein unedles

Gut der schlechtesten und geringsten Menschen gehalten *).

Unwissenheit, Faulheit und Unfähigkeit der Souveränen sind die Ursachen ihres brennenden Verlangens nach unumschränkter Gewalt. Es gehört Wachsamkeit, Gerechtigkeit und Entschlossenheit dazu, ein Volk zu regieren; um es aber zu tyrannisiren, bedarf es nur der Stärke. So wie Unerfahrenheit und Trägheit Despoten erzeugen, so machen sie auch Sklaven. Mit Hülfe des Despotismus ist der Souverän das geringste lernen zu dürfen überhoben. Der Einfältigste findet sich eben so fähig Nationen zu beherrschen, als der aufgeklärteste und weiseste Fürst.

Bey den meisten Völkern ist der Monarch zu hochmüthig, als daß er sich bis zur Selbstregierung seines Volks erniedrigen sollte. Gemeinhin scheint er nur gemacht zu seyn, im Müssiggange und Weichlichkeit die Mühe und Arbeit der Völker zu genießen, um als ein Götze ihren Weyhrauch, ihre Abgaben, ihre Verehrungen anzunehmen, um in Faulheit zu vegetiren oder um sich die Langeweile durch Vergnügungen zu vertreiben, die auf Kosten des Schweisses, der Seufzer und der Thränen der Unterthanen erkauft werden. Man möchte fast sagen, daß die mei-

*) Die Unterthanen des Kaisers von Marocco halten es für eine große Ehre auf Befehl ihres Despoten hingerichtet zu werden, und überreden sich, daß diejenigen, welche er mit hoher Hand selbst umbringt, geradeß Weges ins Paradies eingehen.

meisten Fürsten nur in der Welt sind, um, ohne daß sie es wissen, einem Edikte oder einer Verordnung ihren Namen vorzusetzen *).

Nichts ist seltener als ein Souverän, der sich die Mühe giebt sein Amt selbst zu verwalten. Die Erziehung, die man den Beherrschern der Erde giebt, macht sie gemeiniglich geschickter, selbst Sklaven zu seyn, als andere zu regieren. Sie sind oft in den Händen ihrer Minister, ihrer Hofleute, ihrer Sultaninnen bloße Maschinen, die ein jeder nach seinem Gefallen in Bewegung setzt. Es ist selten, daß die Nationen ihrem Monarchen unterjocht sind, gewöhnlich sind sie Sklaven ihrer Vissire. Ein Fürst ohne Einsichten, nimmt, wenn er selbst keine gefährliche Leidenschaften hat, alle Leidenschaften der Weiber, der Verschnittenen, der Unterhändler, der Günstlinge, die ihn selbst regieren, ganz blind an. Der Souverän und sein Staat werden täglich ihren Intriguen, ihren Complotts und ihren strafbaren Thorheiten aufgeopfert. Der schreckliche und fürchterliche Sultan ist oft weiter nichts als der Sklave eines Sklaven, der das Geheimniß weis sich seiner zu bemächtigen **).

*) Die Siamer kennen den Namen ihres regierenden Souverains nicht. Wenn dieser Fürst Audienz giebt, so spricht er nicht, sondern erklärt sich bloß durch Zeichen.

**) Plinius versichert, daß ein äthiopisches Volk die königliche Würde einem Hunde übertrage, den es göttlich verehrt. Von seinen Bewegungen schloß man auf

Unter Fürsten ohne Talente sind die Minister Könige. Die Souveräne begehren also den Despotismus, um ihre Sklaven in den Stand zu setzen, ihre Herren zu werden. Ein ehrgeitziger Priester sprach völlig in dem Tone eines Ministers, als er zu seinem Monarchen sagte: „Daß Se. Majestät vor Gott nicht schuldig seyn könnte, so oft sie den Rath seines Conseils befolgte *). Außerdem giebt dieser bewunderte Politikus seinem Herrn den Rath sich sehr zu hüten, rechtschaffene und ehrliche Menschen in das Ministerium zu setzen oder zu großen Stellen zu befördern, weil sie in Geschäften zu schwierig und nicht hurtig genug sind, parce qu'ils ne sont pas assez faciles en affaires. Sind Fürsten, mit welchem man in diesem Tone spricht, wohl Monarchen? Heißt es nicht ihnen ohne Umschweif den Rath geben das Regierungsruder andern in Händen zu geben, da ihre schwache Hände es zu führen untauglich sind? Sollten denn die Könige zu groß seyn, um selbst zu regieren? Was für Zuneigung kann ein Fürst von seinem Volke erwarten, das er den Plackereyen, Kabalen und närrischen Einfällen einiger untergeordneten Tyrannen Preis giebt, und der nur in der Welt zu seyn scheint, um ihren Erpressungen und Schurkereyen

auf seine Willensmeynungen, (motu ejus imperia augurantur. Hist. natur. Lib. VI. Cap. 36.) Ein andrer sagte, daß wenn die Könige Ebenbilder der Gottheit wären, die meisten von ihnen ihr nur deshalb glichen, weil sie alles den Mittelursachen (causis secundis) überließen.

*) S. Testament Politique du Cardinal de Richelieu

kereyen die königliche Sanktion zu geben? Was für persönliche Achtung kann sich ein Souverän erwerben, der durch seine Nachlässigkeit und Unempfindlichkeit der ganzen Welt zu erkennen zu geben scheint, daß er zum Regieren nicht gemacht sey? Endlich was für Erkenntlichkeit können Fürsten selbst von denen, die sie mit Gunstbezeugungen und Geschenken überhäufen, erwarten, da sie an sich selbst unfähig sind etwas Guts zu thun und nur alles auf Anleitung oder die Intriguen derer thun, von welchen sie umgeben werden?

Bey allen policirten Völkern nehmen die Gesetze einem wahnsinnigen Bürger die Gewalt seine eigene Geschäfte zu betreiben. Aber so ist es nicht, wenn von den Geschäften des Staats die Rede ist. Man möchte sagen, daß die Völker, um regiert zu werden, nur eine Statue gebrauchten, und daß es ihnen wenig verschlägt, ob der welcher sie regiert närrisch oder vernünftig ist. Weder Kindheit noch Alter, weder Dummheit noch die ausgemachteste Narrheit benehmen jemanden das Recht, Menschen zu regieren. Es hat berühmte Nationen gegeben, die lieber eine Beute der blutigsten Rotten und der abscheulichsten Anarchie seyn, als den Fürsten das Recht nehmen wollten, das Schicksal der Menschen zu reguliren *).

Eine alte Regel sagt, daß die Wohlfarth des Volks das höchste Gesetz seyn müsse **). Allein nach

*) Mezerai Hist. de Charles VI.

**) Salus Reipublicae suprema lex esto.

völliger Umkehrung aller vernünftigen Begriffe, die eine ungereimte Politik einführt, ist es so weit gediehen, daß man glaubt, daß die Wohlfarth derer, welche regieren, das erste und vornehmste Gesetz seyn müsse. Nach diesen Grundsätzen haben sich die Fürsten sehr geschickt an die Stelle der Gesellschaft gesetzt. Dem Staat dienen, heißt also dem dienen, der ihn erworben hat, und der ihn oft als ein erobertes Land behandelt. Seelengrösse, Ehre und Tapferkeit bestehen darin, daß man für ihn allen Gefahren, sogar dem Tode trotzt und mit Fröhlichkeit entgegen geht. Die Pflicht des Bürgers und des Adels ist es sich seinen ungerechtesten Befehlen, seinem zügellosen Ehrgeize und noch öfter der Thorheit seiner Minister aufzuopfern. Ist denn das menschliche Geschlecht nur vorhanden, um das Spielwerk der Laune einiger einzelnen Menschen zu seyn?

Fünftes Hauptstück.

Von dem Kriege.

Wenn, wie wir gesehn haben, Weichlichkeit, Müssiggang und Trägheit der Fürsten, für die Nationen oft sehr traurig sind; so ist ihre Thätigkeit, wenn sie nicht durch Gerechtigkeit, Klugheit und Staatsinteresse gemäßigt wird, für sie von einer andern

Seite

Seite höchst zerstörend. Wir haben schon bemerkt, daß sich die Beherrscher der policirtesten Völker noch bis jetzt nicht von dem Hange und der Leidenschaft für den Krieg haben heilen können, der in der That sehr wilde Neigungen verräth, die der Wohlfarth der Gesellschaften, für welche der Friede immer ein sehr großes Gut seyn wird, ganz entgegengesetzt sind.

Legt wohl der gemeinen Glückseligkeit, den Fortschritten der Vernunft und der Civilisirung der Menschen irgend etwas mehr Hindernisse in den Weg, als die immerwährenden Kriege, wozu sich unbedächtige Fürsten alle Augenblicke hinreißen lassen? Diese würklich barbarische und unvernünftige Politik ist es, in welcher wir die Quelle des grausamsten und dauerhaftesten Elendes, welches die Nationen erfahren, finden werden.

Die Gesetze der Cretenser und Spartaner athmeten blos Krieg, und schienen vorauszusetzen, daß die Menschen für den Frieden nicht gemacht wären. Die neuen Regierungen scheinen diesen nämlichen Geist beybehalten zu haben. Man könnte sagen, daß die Nationen nur auf Erden da sind, um sich zu hassen, sich zu quälen, und untereinander aufzureiben. Die Ruhe ist für ihre Anführer ein gewaltsamer Zustand, aus welchem sie sich herauszureißen tausenderley Vorwand erdenken. Eine Würkung dieses immer fortdauernden Wahnsinnes ist es, daß Könige und Völker immer unglücklich und elend sind. Selbst im Schooße des Ueberflusses genießen sie nichts. Die reichsten Nationen entvölkern

völkern sich, richten sich ohne allen Gewinnst zu Grunde, und haben fast niemals Zeit, sich von den häufigen und schmerzhaften Stößen zu erholen, die ihnen ihre Beherrscher zufügen, welche bestimmt sind, sie im Frieden zur Glückseligkeit zu führen. Sie gleichen Kranken, welche ihre unvorsichtige Diät alle Augenblicke wieder in ihre vorige Krankheit stürzt, weil eine zu kurze Erholung sie nicht ganz hat herstellen können. Gemeiniglich ist es nur die Nothwendigkeit, das heißt, die Unmöglichkeit den Krieg fortzusetzen, — eine gänzliche Erschöpfung aller Hülfsquellen, — welche die Fürsten zum Frieden bewegt. Dieser immer unruhige und wenig sichere Frieden, scheint nur zur Sammlung frischer Kräfte bestimmt zu seyn, um den Krieg von neuem anfangen zu können. Sobald eine Nation anfängt etwas zu Athem zu kommen, das Erdreich zu bauen und sich der Industrie zu ergeben; so wird sie plötzlich durch einen bey Hofe ausgebrochenen Schwindel in allen ihren Unternehmungen gehemmt. Das platte Land wird entvölkert, um Armeen zu sammlen, die Auflagen, die den Landmann ganz darnieder drücken, werden vermehrt, der Handel wird gestört oder doch sehr gedrückt, die Thätigkeit hört auf, alles verfällt in eine Erschlaffung, und die blos auf den Krieg gerichtete Aufmerksamkeit der Regierung, kann ihren Blick auf keinen der Gegenstände richten, die zur innern Glückseligkeit nothwendig sind.

Eine Folge der wilden Vorurtheile, welchen die Völker ergeben sind, und welche die, von welchen sie regiert werden, verewigen zu wollen scheinen, ist die martialische Erziehung, die einzige, die man den

Fürsten

Fürsten so wie den Großen giebt; die Tugenden des Friedens werden selten in ihren Herzen gepflanzt und kultivirt; den Souveränen scheinen sie unedel, und einem ungestümen stolzen Adel, den man überredet, daß die Tugend einzig und allein in der Herzhaftigkeit bestehe, verachtungswerth und kleinstädtisch. Der Fürst und sein Hof gewöhnen sich demnach, Ehre und Ruhm in Gewaltthätigkeit zu finden, und kennen kein eines großen Herzens würdiges Vergnügen, als Menschen zu tödten. In Gemäßheit dieser traurigen Begriffe, bey welchen die Könige und diejenigen, die ihnen am nächsten sind, zu erhalten sich alles bestrebt, sind die Völker in beständige Kriege durch Herren verwickelt, aus welchen man blutdürstige Tieger gemacht hat, die nichts schöners kennen als Blut vergießen, und welche die Ruhe in Unthätigkeit und Langeweile stürzen würde.

Von einer andern Seite betrachtet ist der Despotismus immer der Soldaten benöthigt, um sich zu erhalten. Er ist der Zustand des Krieges eines unruhigen und furchtsamen Herren wider mißvergnügte Sklaven, die man im Joche erhalten muß. Ist nicht selbst zu Friedenszeiten der von einem gierigen Hofe und seinen Konsorten umgebene Despote immerwährend beschäftigt, wider die Gesetze und die Freyheit seines Volks zu streiten und die lauten Klagen zu unterdrücken, die seine Erpressungen verursachen könnten? Mit Gewalt und Stärke erhält man eine durch Stärke erworbene Regierung. Der Despotismus ist, wie wir gesehen haben, durch Eroberung entstanden, daher die meisten Fürsten in ihren

ihren Staaten wie in einem eroberten Lande leben, für dessen Empörung sie Sorge tragen.

Unter dem Vorwande, über die Vertheidigung des Staats zu wachen, halten die Regierungen jederzeit eine zahlreiche Armee auf den Beinen, deren wahrer Zweck ist, die Tyranney zu verewigen. Griffen die Nationen nur eigener Vertheidigung, eigener Sicherheit, ihres eigenen wahren Vortheils wegen, kurz, nur aus rechtmäßigen Ursachen zu den Waffen; so würden der Kriege sehr wenige seyn. Wem verdankt man diese periodischen Kriege, welche die Erde alle Augenblicke entvölkern, die Nationen am Bettelstab bringen, die Erde mit Blut überströmen und sie in eine Mördergrube verwandeln? Dem Ehrgeize der Könige, ihren ungerechten Ansprüchen, ihrer grenzenlosen Habsucht, ihrem unruhigen Müßiggang, ihrer Unfähigkeit sich im Frieden mit der innern Wohlfarth ihres Landes zu beschäftigen. Um in der Welt eine große Rolle zu spielen, um zweifelhafte oder falsche Ansprüche oder Forderungen gültig zu machen, ja sogar oft in der Absicht sich mit ihrer Macht und Gewalt sehen zu lassen, opfern sie ihrem Privatvortheile, der Vergrösserung ihres Hauses, ihrer kindischen Eitelkeit, einer thörichten Eifersucht und Träumerey, die Ruhe, die Stärke, den Reichthum, den Fleiß und die Glückseligkeit ihres Volkes auf.

Wie klein und nichtswürdig erscheinen doch in den Augen der Vernunft die Triebfedern und Bewegungsgründe der größten Begebenheiten in der Welt! Streitigkeiten über Hofceremoniel, kindische

An-

Anmaßungen, Rangstreitigkeiten; böse Laune eines Ministers oder einer Mätresse, Grobheit eines Gesandten, Narrheit und Brutalität eines Seeräubers oder Corsaren, ein unrecht verstandenes Wort — an mehrers bedarf es nicht die Welt in Feuer zu setzen.

Der Krieg ist nur gerecht, wenn er nothwendig ist; er ist nothwendig, wenn die Wohlfarth einer Nation würklich in Gefahr ist. Eine Nation ist in Gefahr, wenn ungerechte Nachbarn ihr eine billige Regierung, einen zu ihrer Glückseligkeit nothwendigen Fürsten, die Freyheit, den Genuß ihrer wohlerworbenen Rechte rauben wollen. Endlich ist der Krieg gerecht und nothwendig, wenn man ohne demselben des Friedens nicht versichert seyn kann *). Ungerecht ist der Krieg, wenn er nur zur Absicht hat, die Macht auszubreiten, ungegründete Rechte gültig zu machen, die Habsucht zu befriedigen, die Eitelkeit zu weiden, die schon zu ausgedehnte Gewalt eines unbilligen Fürsten, dessen Interesse mit dem Interesse des Volks, das er regiert, nichts gemein hat, zu vermehren. Die Nationen unternehmen bisweilen höchst ungerechte Kriege, um Tyrannen zu vergrößern, wider welche sie mit viel besserem Rechte Krieg führen würden.

Sind

*) Justum est bellum, quibus est necessarium, et pia arma, quibus nulla nisi in armis relinquitur spes.

Tit. Liv. Lib. IX. Cap. 1.

Sind denn die Nationen gemacht, wegen Zänkereyen, die sie in keiner Absicht etwas angehn, sich zu Grunde zu richten und zu würgen? Werden sie denn glücklicher seyn, wenn ihr Anführer eine Stadt oder aar eine Provinz mehr besitzt? Ein strenges Verbot, niemals die Waffen zu ergreifen, um sich von außen zu vergrößern, sollte bey jeder klugen und vernünftigen Nation ein unwiderrufbares Fundamentalgesetz seyn. Es würde die Souveräne in die glückliche Unmöglichkeit setzen, ihre wechselseitige Ruhe zu stören. Ein Volk, das weise genug wäre, sich dieses Gesetz aufzulegen, würde bald Schiedsrichter und Freund aller andrer seyn; wenigstens würde es doch nicht in einem jeden Augenblicke das Schlachtopfer der persönlichen Ansprüche seiner Beherrscher seyn, denen Menschenblut gemeiniglich nichts kostet.

So wie kein Mensch zweyen Herrn dienen kann, so kann auch kein Fürst zwey Staaten gut regieren. Hat ein Fürst, der mit Weisheit über ein Volk, es sey welches es wolle, regieren will, nicht schon genug zu thun? Staaten vermehren, heißt fast eben so viel, als die Schwierigkeit, sie gut zu regieren, vergrößern, und den Vorwand zum Krieg vervielfältigen. Wie klein würden die verschiedenen Staaten auf unserer Erdkugel seyn, wenn sie mit den Talenten derer, welche sie regieren, in Verhältniß stünden! Wenn so wenige Leute wissen, eine Familie gut zu regieren, darf man sich denn wohl wundern, daß so wenige Souveräne einen Staat weise zu regieren verstehen? Weitläuftige Ausdehnung eines Reichs erzeugt über kurz oder lang Despotismus, und Despotismus seine Zerstörung.

Was

Was für reelle Bewegungsgründe können Völker haben gegen einander Feinde zu seyn? Kann wohl etwas der Billigkeit, der Menschlichkeit und der Vernunft mehr zuwider seyn, als die Nährung und Unterhaltung dieses abgeschmackten, unvernünftigen Erbhasses, welcher die unglücklichen Bewohner der Erde von einander trennt? Liefert nicht jedes Land seinen Bewohnern etwas, woran sie ihren Fleiß und ihre Talente entwickeln können? Oefnet nicht ein jeder Staat einem vernünftigen Fürsten ein hinreichend weites Feld, seine Großherzigkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen und Kräfte zu üben? Ist es ein Beweis seiner Weisheit, wenn er sich weiter nicht zu beschäftigen weis, als Unglückliche zu machen, die unfähig sind, ihm selbst weder Grösse, noch Macht, noch Glückseligkeit zu verschaffen.

Die Souveränen behaupten bey allen Kriegen niemals etwas anders, als die künftige Wohlfarth oder die Sicherheit ihrer Staaten, die Aufrechthaltung des Gleichgewichts, den Wunsch, den Handel und die Reichthümer ihrer Unterthanen zu vermehren, zum Endzweck zu haben. Die Unvorsichtigen! Sehen sie denn nicht, daß diese aus Geitz unternommene Kriege, nur darauf hinausgehen, ihre würkliche Stärke zu schwächen, ihren würklich erlangten Reichthum zu verschleudern, um sich ungewisse und in der Einbildung bestehende Gewalt und Reichthümer zu erwerben? Es ist sehr selten, daß Eroberungen würklich den Schaden und die Kosten ersetzen, welche sie verursacht haben. Die Politik der Fürsten schränkt sich gemeiniglich darauf ein, sehr kleine Dinge mit sehr großen Mitteln zu bewürken. Der glänzendste

Ausgang hat gewöhnlich zur Folge, daß man die wirklichen Kräfte geschwächt sieht, um sich idealische zu verschaffen. Das Gleichgewicht der Gewalt ist in Wahrheit weiter nichts, als ein Gleichgewicht der Schwäche. Die Fürsten thun durch ihre Kriege weiter nichts, als daß sie sich gegenseitig entkräften, und oft ist der Sieger noch mehr zu beklagen als der Ueberwundene *). Krieg führen heißt die durch Fleiß und Handel seiner eigenen Unterthanen erworbene Schätze, über Nationen ausschütten, die weder Handel treiben noch fleißig sind, heißt fremde Völker auf eigene Kosten bereichern. Glück im Kriege haben, heißt die Anzahl seiner Feinde und Neider vermehren, unter deren Stärke man sich einst gebeugt sehen wird. Alle ehrgeizige Fürsten und alle gierige Völker werden gar bald allgemeine Feinde, deren Gewalt Argwohn erregt und die man zu zerstören sucht. So führen also die glücklichsten Kriege den Frieden nicht mit sich; sie haben nur neue durch Mißtrauen und Furcht erregte Kriege zur Folge, die ein unruhiger Ehrgeiz in den Herzen der Nachbaren erzeugt. Daher die in allen Kabinetten allgemein verbreitete Unruhe, welche sie zwingt zu aller Zeit große Armeen auf den Beinen zu haben, die für alle Staaten gleich verderblich sind und die es verursachen, daß der Friede selbst den Völkern wenig oder nichts hilft.

Um

* Ein guter Kopf sagte: „Die Balance von Europa bestehet in den närrischen Streichen, die man sich von allen Seiten zufügte." Cicero sagt: „quorum bello solum id feres esse miseriorem, qui vicisset.

Um eine neue Provinz zu erobern, oder um sich zu vergrössern, um eine unter den benachbarten Mächten große Rolle zu spielen, setzt sich ein kriegerischer Souverän bisweilen in Gefahr seine alte Staaten zu verlieren. Ohne mich bey der Thorheit eines so gefährlichen Spiels aufzuhalten, dem sich die Völker oder die Gesetze standhaft widersetzen sollten — indeß mögen ihn sein gutes Glück oder seine Talente vor Verlust bewahren — was macht er bey seiner Rückkunft in sein Land? Er weis, daß ein Krieg den andern nach sich zieht; er fühlt die Nothwendigkeit, sich standhaft zu stellen, um die, welche er beraubt hat, in Furcht zu halten; er sieht sich also genöthigt, große Armeen auf den Beinen zu haben; er bedarf mehrere Menschen als ihm sein Staat liefern kann; er braucht mehr Geld als er durch vernünftige Aufgaben erhalten kann; er entvölkert also seine Städte und Dörfer um Soldaten zu haben und um sie erhalten zu können, ist er genöthigt zu Gewaltthätigkeiten und Betrügereyen zu greifen. Alles wird durch seine Erpressungen verheert; er hat eine Provinz mehr, aber sein altes Eigenthum ist gänzlich gestört; er hält sich für mächtiger, da ihm alles beweisen sollte, daß er in der That viel schwächer ist. Er hat den Ehrgeiz ein großes Reich zu gründen; aber er fängt mit seiner Zerstörung an und hinterläßt seiner Nachkommenschaft nur den Vortheil Jahrhunderte hindurch über die traurigen Würkungen seiner unruhigen Gemüthsbeschaffenheit und seiner vielen angestrengten Arbeiten zu seufzen.

Der dumme Pöbel hat von je her einige berühmte Straßenräuber, von denen uns die Geschichte sagt,

daß sie viele Menschen umgebracht und ganze Länder zerstört haben, als Helden und Götter bewundert. Was für Rechte auf die Achtung der Menschen können wohl die bekannten Klopffechter haben, die wie Sündfluthen, feuerspeyende Berge und verheerende Seuchen, sich nur durch ihre traurigen Räubereyen ausgezeichnet haben? Was für närrische und wilde Begriffe müssen sich Menschen von dem Ruhme und von der Ehre gemacht haben, die wunderlich genug sind die Thaten des Alexanders, des Cäsars, des Pompejus zu rühmen *).

Tamerlan lieferte Schlachten, um sich das wunderbare Vergnügen zu verschaffen, von den Köpfen der von ihm Erschlagenen Pyramiden bauen zu

*) Plinius erzählt, daß der große Pompejus, nachdem er über viele Völker in Asien triumphirt, von den ihnen geraubten Schätzen, der Minerva einen Tempel gebauet habe, an dessen Eingang er folgende Inschrift setzen lassen, die des Beyfalls der Römer höchst würdig war. Cic. Pompejus, der Große, entledigt sich, nachdem er einen dreyßigjährigen Krieg geendigt, zwey Millionen und hundert drey und achtzig tausend Menschen geschlagen, in die Flucht gejagt, gefangen genommen und getödtet, nachdem er acht hundert und sechs und vierzig Schiffe versenkt, tausend fünf hundert und acht und dreyßig Städte und Festungen eingenommen, alle zwischen dem rothen Meere und den Inseln liegende Länder unterjocht — seines Gelübdes.

Plin. Hist. natur. Lib. VII. C. 6.

zu können. Nero, dieser durch seine grausame Narrheit so berüchtigte Tyrann, lies in einem Anfalle von sonderbarer Laune Rom in Brand stecken, während er von einem hohen Gerüste das Feuer betrachtete, das seine Hauptstadt in Asche legte. Ein jeder Mensch bebt über diese eben so barbarische als unsinnige That. Indessen, wie viele gleich verabscheuungswürdige Fürsten, haben sich nicht in der Geschichte berühmt gemacht, weil es ihre Beschäftigung gewesen ist, die Welt in Feuer und Flamme zu setzen! Wie viele Eroberer haben zum Zeitvertreib Städte zerstört, Provinzen verheert und von der Höhe ihres Throns sich über das menschliche Elend gefreuet! Wie viele Nerone giebt es nicht in der Welt, welche die Menschen in ihrer Narrheit mit Lorbeeren bekränzen! Wie viele unruhige Fürsten scheinen nicht, wie Calligula zu beklagen, daß ihre Regierung sich nicht durch großes Elend auszeichne!

Die meisten Völker könnten mit Recht an ihre blutdürstige Beherrscher, — die Rede eines Dervisch richten, die er sich an Kuli Chan in dem Augenblicke zu halten unterstand, als dieser barbarische Eroberer Indostans die Niedermetzelung der Bewohner zu Delhi befahl: „Wenn du ein Gott bist, so handle wie Gott. Bist du ein Prophet, — so zeige uns den Weg zur Seligkeit. Bist du ein König, — so mache dein Volk glücklich und zerstöre es nicht.“ Die Antwort des Eroberers ist der vollkommen gleich, die so viele Helden geben könnten, deren Namen die Welt mit Entzücken ausspricht. „Ich bin kein Gott, und ich handele nicht als Gott. Ich bin kein

Prophet, dessen Amt es ist, den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Ich bin derjenige, den Gott zu den Völkern sendet, die er in seinem Zorne heimzusuchen, beschlossen hat."

Unbedächtige Völker! ihr jauchzet und schreyet vor Freude; ihr macht Freudenfeuer, ihr laßt eure Triumphe durch eure Dichter besingen und ihr danket dem Himmel für so viele Menschen, die eure Soldaten zu erwürgen das Vergnügen gehabt haben! Ey! seht ihr denn nicht, daß sich das grausam vergossene Blut eurer Mitbürger, mit dem Blute eurer angeblichen Feinde vermischt! Leider! Bald werdet ihr über eure eigene Glücksfälle weinen. Sie haben euer Land entvölkert und zwingen eure Beherrscher eure Abgaben zu erhöhen. Eure unglückliche Nachkommenschaft wird eure grausame Siege Jahrhunderte hindurch empfindlich fühlen. Haltet also auf immer den Ungestüm eurer unvorsichtigen Anführer im Zaume; macht, daß sie sich eben so wie ihr, der falschen Vorstellungen von Ruhme entwöhnen, die aus ihren Ländern Wüsteneyen und aus ihren Städten ein Jammerthal machen.

Wo ist ein rechtschaffenes Herz, das sich nicht bey der genauen Darstellung des Elendes, das die ehrgeitzige Unsinnigkeit eines einzigen Menschen oft in einem Augenblicke in der Welt anrichtet, entsetzt! Was für ein scheußliches Gemälde stellen nicht verbrannte Städte, rauchende Dörfer, in Thränen schwimmende Feldbauer, die ihre Hände gen Himmel aufheben, da sie ihre Erndte, die Früchte ihrer Arbeiten, in einem Augenblicke zu einem Raube der

Flamme

Flamme werden sehen; Händeringende Mütter die ungezähmten, zügellosen und frechen Soldaten ihre zitternde Töchter aus den Händen reißen — einer empfindlichen Einbildungskraft dar! Wer kann ohne Seufzen die lange Folge des in einem ganzen Volke durch die plötzliche Niedermetzelung so vieler tausend Menschen, so vieler Hausväter, so vieler Eltern und Freunde, die eine einzige Schlacht wegraffi, — verbreiteten Schmerzens ohne Schauder überdenken? Verderben mögen demnach diese Ungeheuer, die mit trockenen Augen dergleichen Abscheulichkeiten befehlen oder betrachten! Auf immer verderbe der Ehrgeiz, der den Kern einer Nation, die Ruhe eines Staats, die gemeine Glückseligkeit, dem unsinnigen Verlangen, in der Geschichte einen berüchtigten Namen zu hinterlassen, aufopfert! Selbst die Menschen, welche die Frechheit haben, dergleichen Thaten zu besingen, müssen der Verachtung und dem Hohne Preis gegeben werden.

Weil die Diener des Höchsten versichern, daß die Religion ein so starker Zaum ist, die Leidenschaften der Könige in Schranken zu halten, warum bedienen sie sich denn derselben nicht, so viele unbändige Potentaten, die nur um die Erde zu verheeren da zu seyn scheinen, zur Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Liebe zurückzubringen? Statt die Fahnen einzusegnen — warum zerreissen die Priester eines Gottes des Friedens sie nicht auf seinem Altare? oder warum schleudern sie ihre Anathemen und Verfluchungen nicht wenigstens auf diejenigen herab, die die Grausamkeit besitzen ohne eine gegründete Ursache das Blut der Bürger zu vergießen? Ein rechtschaffener

jener Mann ist ganz betroffen, wenn er an die erstaunende Leichtigkeit denkt, mit welcher ein Fürst aus seinem Kabinette oder Serail wider Millionen seiner Unterthanen das Todesurtheil unterzeichnet. Giebt es auf dieser unglücklichen Erde wohl einen Finger breit Landes, das nicht mehr als einmal mit Menschenblut gedünget wäre?

Laßt uns also die Ursachen der Entvölkerung, der Hungersnoth, der Theurung, der Unfälle, des Unterganges und des Elendes so vieler Staaten nicht in dem Zorne der Götter suchen. Woher kommt es, daß wir in den am meisten von dem Himmel begünstigten Gegenden, furchtbare Wüsteneyen antreffen, die von einigen Häufchen unglücklicher Menschen bewohnt werden, die vor Armuth und Dürftigkeit fast verschmachten? Sind es die unsichtbaren Mächte, welche die Völker anrufen müssen, um sie zu bitten, den Unfällen, unter welchen sie erliegen, ein Ende zu machen? Ohne Zweifel sind sie unschuldig. Kriege ohne Ende, Härte eines unsinnigen Despotismus, willkührliche Auflagen, Plackereyen der Pächter, Ungerechtigkeit der Großen, Nachlässigkeit oder Fühllosigkeit der Fürsten, so wie ihre ehrgeizige Thätigkeit, schändliche Anschläge ihrer Minister, Frechheit und Ausgelassenheit, närrische Vorurtheile — das sind die wahren Ursachen des Elendes, dessen Schaubühne diese Welt ist. Die Götter würden selten wider die Menschen aufgebracht seyn, wenn die, welche sie regieren, Billigkeit besäßen.

Die Reisenden erzählen, daß fast bey allen wilden Völkern ein Kranker zu Gauklern, Hexenmeistern

oder Priestern seine Zuflucht nimmt, von welchen man glaubt, daß sie bey den bösen Geistern, die man für die Ursachen der allernatürlichsten Zufälle hält, in Ansehn stehen. Unter dem Vorwande die Krankheit zu vertreiben, sagen diese Schelme einige Verschwörungsformeln in einer unbekannten Sprache her; sie rufen die Geister an; sie geben vor, sich mit ihnen zu unterhalten; sie machen ein abscheuliches Geheul; sie betäuben den armen Kranken durch fürchterliches Gepolter; sie machen tausenderley Narrenpossen und Verdrehung des Körpers; endlich beginnen sie einen Tanz, den sie den Kranken seiner Schwachheit ungeachtet, mit zu machen zwingen, bis er ganz an Kräften erschöpft zur Erde fällt, von der er oft niemals wieder aufsteht. Die Würkung des Arzneymittels mag seyn welche sie will; der Arzt ist immer in Sicherheit. Stirbt der Kranke, so sagt er, daß die unsichtbaren Mächte, die sich einmal im Kopfe gesetzt gehabt, ihn seinen Verwandten und Freunden zu entreissen, sich nicht hätten wollen besänftigen lassen. Gleicht diese Methode nicht gar sehr derjenigen, welche die Priester der aufgeklärtesten Völker befolgen? Gebete, Beschwörungen, Ceremonien sind es immer, wodurch sie den Völkern versprechen ihrem Elende ein Ende zu machen. Immer ist es der Zorn des Himmels, dem sie die Dauer der Uebel beymessen, die die Völker nur dem Wahnsinne einer unvernünftigen Regierung schuldig sind.

Wenn man aus der physischen Ordnung des Weltalls die stärksten Beweise der Existenz einer mit Verstand, Macht und Gütigkeit erfüllten Vorsehung schöpft, was für Ungewißheit müssen dann nicht die

moralische und politische Unordnung, wovon diese Welt immer der Schauplatz ist, auf jene Beweise werfen? Die moralische und politische Ordnung, die fortdauernde Güte der Fürsten und der Regierungen, die Tugenden der Bürger — würden diese der Gottheit weniger Ehre gemacht haben, als die ordnungsmäßige Bewegung der Gestirne, die periodische Abwechselung der Jahreszeiten? Gott, der die Natur regiert und die Schicksale der Menschen ordnet, sollte der nicht so gut durch gerechte und gute Souveräne, als durch unerbittliche Tyrannen, gierige Sultane, wilde Eroberer, die immer beschäftigt sind die Erde zu verheeren und den Frieden und die Ordnung der Gesellschaft zu stören, vorgestellt werden können? Würde dieser allmächtige Gott seine Allmacht weniger klar offenbart haben, wenn er Fürsten und Völker gezwungen hätte, gut zu handeln, als er Planeten zwingt, einen unabänderlichen Kreis zu beschreiben? Würde es für den Menschen nicht viel besser seyn, wenn er in einem jeden Augenblicke seiner Dauer nothwendig tugendhaft zu seyn oder seinem Gotte zu gefallen bestimmt wäre, als die traurige Freyheit zu genießen sich zum Bösen entschließen zu können und dadurch den Zorn des Himmels zu verdienen?

Sechstes Hauptstück.

Vom Machiavellismus, oder der Treulosigkeit in der Politik.

Da Aberglaube und Schmeicheley die Souveräne in Wesen verwandelt hatte, die von der Natur der übrigen Menschen verschieden waren, aus ihnen Götter der Erde gemacht und ihnen göttliche Rechte beygelegt hatten; so hatten diese vergötterten Fürsten eine besondere Moral und eine Jurisprudenz, die nur für sie allein gemacht war, und den übrigen Sterblichen nicht mitgetheilt ward. Wenn die Religion nur auf eine sehr kleine Anzahl nützlich würkt; so ist es offenbar, daß es Gesetze, Erziehung, gemeine Meynung, Furcht vor Schande und Strafe sind, welche den großen Haufen in Ordnung halten, und ihn hindern, sich seinen Leidenschaften zu überlassen. Der Bürger hat überall etwas zu besorgen. Die Fürsten sind von aller Furcht befreyt, und können sich ungestraft alles zu thun erlauben, was ihr Interesse ihnen in den Sinn giebt.

Eins der am tiefsten eingewurzelten Vorurtheile in dem Kopfe des Pöbels ist dieses, daß es Frechheit und Ausgelassenheit für einen Theil der Gewalt hält. Man schätzt denjenigen glücklich, der die Macht hat alles zu thun, oder dessen unerbeutlicher Wille keine Hindernisse findet. Obgleich sich die Menschen nicht unterstehen, ihren Göttern Ungerechtigkeit Schuld zu geben; so haben doch alle, sowohl alte als neue, Religionen aus ihnen ungerechte, ausschweifende, zornige und unvernünftige Wesen gemacht. Die Theologen helfen sich damit aus dem Handel, daß sie sagen, daß die Götter eine besondere Gerechtigkeit haben, die der Gerechtigkeit der Menschen in keinem Punkte gleich ist. So trägt der Aberglaube mehr als irgend etwas anders dazu bey, die Begriffe von natürlicher Billigkeit zu verkehren.

Da die unsichtbaren Götter des Himmels das Recht haben ungerecht zu seyn, oder die Regeln der menschlichen Moral zu übertreten; so haben sich die sichtbaren Götter auf Erden das nämliche Recht angemaßt, und die durch den Glanz und die Gewalt ihrer Beherrscher verblendete Völker haben sich nicht unterstanden, ihnen dieses Recht streitig zu machen. Die Souveräne haben sich also ein besonderes Gesetzbuch gemacht, nach welchem ein jedes Verbrechen, das einen glücklichen Ausgang nimmt, gerechtfertigt wird. Die Fürsten vergeben sich die größten Schandthaten, und die Völker genehmigen sie, wenn sie daraus große Vortheile entspringen sehen. Wenn ein gemeiner Bürger raubt, so begeht er eine verhaßte und strafbare That; aber Eroberungen machen, beschwerliche Abgaben auflegen, seinen Unter-

thanen

thanen auch das Nothwendigste rauben, sind ruhmvolle oder durch Gewohnheit authorisirte Thaten *). Einen Menschen meuchelmörderisch umbringen, heißt die bürgerliche Ordnung stören, heißt ein des Todes würdiges Verbrechen begehen; aber ganze Völker umbringen, und seine Unterthanen zur Schlachtbank führen, verrathen eine Heldenseele, welche das Lob und die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachkommenschaft verdient. Seinen Eid brechen, sein Wort nicht halten, seine Schulden nicht bezahlen, sind für den Bürger unedele und strafbare Handlungen; allein für die Souveräne sind Staatsräsen, Wohlstand, Interesse der Nation, zeitliche Unfälle Gründe, welche sie berechtigen, alles zu thun, was ihnen gefällt, ohne deshalb das geringste zu fürchten. Die schwärzesten Verbrechen, die schändlichsten Treulosigkeiten, die auffallendsten Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die abscheulichsten Meineide verlieren ihre Abscheulichkeit in den Augen der Menschen, die gewöhnlich blind genug sind, zu glauben, daß denen, welche eine große Gewalt haben, alles zu thun erlaubt ist. Die Staatsstreiche (Coups d'Etat) sind gemeiniglich Verbrechen, deren Würkungen unermeßlich sind; allein sie rauben einem Fürsten oder einem Minister keinesweges den Namen eines großen Politikers, eines tiefen Staatsmannes. Mit einem Worte, man hat sich von der Politik so falsche und verkehrte Begriffe gemacht, daß viele Leute

*) Sua retinere, privatae domus; de alienis certare, Regia laus est.

Tacit. Annal. Lib. V.

Leute geglaubt haben, sie sey mit der gewöhnlichen Moral ganz unverträglich. Diesem zufolge ist sie fast in allen Staaten ein System von Schelmereyen, Lügen, Treulosigkeiten, niedrigen Kunstgriffen, Gewaltthätigkeiten und Verbrechen geworden. Man bildete sich ein, es sey unmöglich, nach den Regeln der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit einen Staat zu regieren.

Diese Maximen brüteten die zerstörenden Grundsätze und die ehrlosen Regeln des Machiavellismus aus, das heißt, dieser verabscheuungswürdigen Politik, wornach die meisten Fürsten, nicht zufrieden ihre eigene Unterthanen zu unterjochen und zu betrügen, beständig bemüht sind, sich wechselsweise zu betrügen, sich Schlingen zu legen, sich zu schaden, es sey nun offenbar oder auf eine versteckte und hinterlistige Weise. Nach dieser hassenswerthen Moral darf man sich nicht wundern, daß Völker von Menschen regiert, die diesen Maximen ergeben sind, niemals eine dauerhafte Ruhe haben genießen können. Wie hätten sie lange in Frieden leben sollen, da sie keinen andern Schutz hatten, als hinterlistige Verträge, die eben so bald gebrochen wurden, als sie geschlossen waren, und bey deren Verfertigung und Abschließung Treue und Rechtschaffenheit sorgfältig verbannt waren.

Wenn nicht ausserdem schon alles die geringe Würkung der Rettungen auf die Fürsten bewiese; so würde in Ansehung ihrer nichts geschickter seyn, die Menschen über ihren vorgeblichen Nutzen die Augen zu öfnen, als die erstaunende Leichtigkeit, mit der

man

man sie ihre feverlichsten Eidschwüre vergessen und die heiligsten Zusagen und Verträge mit Füßen treten sieht. Wenn man über ihre Glaubensmeynungen nach ihrem Betragen urtheilen will; so muß man glauben, daß sie die Götter und die Menschen gleich verachten, und daß die Stärke allein im Stande sey, sie auf die Grundsätze der Moral zurück zu bringen, die für alle Menschen, sie seyn wer sie wollen, gemacht ist, und die man ohne Gefahr nicht aus den Augen lassen kann. Den Völkern kommt es zu, dafür zu sorgen, daß ihre Anführer, die, wenn sie in dieser Welt nichts zu fürchten haben, sich um die Strafen in jener Welt nicht bekümmern werden, sie beobachten.

Treulose Souveräne und Minister drücken das Siegel der Ehrlosigkeit auf das Volk, das sie regieren. Oft ist ein ganzes Volk Jahrhunderte hindurch, ohne sein Wissen durch die schändliche Politik einer ehrgeizigen Tyrannen verunehrt. Man nimmt immer an den Ungerechtigkeiten und Verbrechen Antheil, die man durch sein Stillschweigen zu genehmigen scheint *). Was soll man sich von diesen sclavischen

*) Es ist offenbar, daß die Italiener ihren bösen Ruf den Schelmereyen des römischen Hofes und den Verbrechen eines Haufens unechtlicher Fürsten zu verdanken haben Ferdinand der Katholische, Karl V. Philipp II. alles sehr andächtige Fürsten, haben eine lange Zeit hindurch der großmüthigen, geistvollen und edelen spanischen Nation durch ihr Betragen und ihre verhaßte Politik einen Schandfleck angehängt. Quidquid delirant Reges etc.

vischen Nationen für Begriffe machen, bey welchen Verbrechen, offenbare Treulosigkeiten, ungerechte Kriege eine Menge Vertheidiger und Advokaten finden! Wie muß die Moral eines Volks beschaffen seyn, das alles Ausschweifungen seiner Souveräne, so toll und verkehrt sie auch seyn mögen, seinen Beyfall giebt!

Ein Monarch sagte, daß, wenn Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit von der Erde verbannt wären, man sie bey den Königen suchen müßte. Aber da wäre man sie vergeblich suchen. Eine eben so falsche als strafbare Politik hält sie für Schwachheit und Einfalt; man glaubt, daß die Rechtschaffenheit einzig und allein denen vorbehalten sey, denen ihre Kräfte nicht erlauben, ungerecht zu seyn oder ohne schlimme Folgen zu fürchten, zu betrügen. Das einzige Verbrechen in der Politik ist, wenn ein Anschlag nicht gelingen will, oder die Ausführung der Erwartung nicht entspricht. Das Interesse der Tyrannen, das heißt, der allerbeßhaftesten Menschen, ist also eine Richtschnur für die Könige geworden.

Was kommt aber endlich bey dieser abscheulichen Politik heraus? Machen sich die Fürsten durch so viele Meineide, Treulosigkeiten, Ungerechtigkeiten glücklicher, werden sie dadurch in ihren ungerechten Besitzungen mehr gesichert und bey Ausübung ihrer Rechte ruhiger? Ohne Zweifel werden sie das alles nicht. Schon unruhig über die Sinnesart ihrer eigenen Unterthanen, die sie unterdrücken, fürchten sie sich vor ihres Gleichen. Sie wissen, daß es unter Straßenräubern keine Sicherheit giebt, deren

Bünd-

Bündnisse, Freundschaften und Verträge nur das veränderliche Interesse zur Grundlage haben, und die nur gemacht sind die Nebenbuhler einzuschläfern, die man berauben wollte. Sie wissen wohl, daß List und Stärke keine Rechte geben, die nicht List und Stärke vernichten können. Diesem zu Folge leben sie immer in Angst und Besorgniß, — sie sind auf ihrer Hut, — sie richten sich ihrer Sicherheit halber zu Grunde und in der Hoffnung, dereinst in Frieden genießen zu können, genießen sie gar nichts.

Es giebt für alle Menschen nur eine einzige Moral, die für Völker und einzelne Menschen, für Souveräne und Unterthanen, für den Minister und den unbekanntesten Bürger immer die nämliche ist. Die wahrhafteste Politik ist immer die sicherste, und die wahrhafteste ist die, welche Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit zur Grundlage hat *).

Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit, Offenherzigkeit sind es, die sowohl für den Fürsten als den Bürger, die wahre Grundlage der Politik ausmachen müssen, selbst bey der gegenwärtigen Verfassung der Dinge.

Eine

*) Der Ritter Cecil, erster Minister der Königin Elisabeth, sagte zu ihr, daß alles, was dem guten Rufe eines Souveräns Eintrag thäte, ihm nimmermehr wahre Vortheile gewähren könnte. Ein neuer Minister (der Herzog von Choiseul) schafte durch seine edle und freymüthige Politik seinem Lande in wenigen Jahren die Achtung und den Rang wieder, die es durch einen unglücklichen Krieg in den Augen von Europa verlohren hatte.

Eine rechtschaffene und aufrichtige Politik würde vielleicht am allergeschicktesten seyn, die Scheime, die nicht an die Ehrlichkeit anderer glauben, zu beschämen und von ihrem Wege abzubringen. Rechtschaffenheit setzt sich selbst bey denen in Ansehen und Achtung, die sie nicht besitzen. Lügen und Doppelzüngigkeit sind Zeichen der Schwäche; Offenherzigkeit und Wahrheit verrathen eine große Seele, die dazu gemacht ist, auf diese verschobene Köpfe Eindruck zu machen, die nicht den Muth haben, aufrichtig und ehrlich zu seyn.

Was für schädliche Beyspiele geben nicht die Souveräne ihren Unterthanen durch die Art, womit sie zu Werke gehen und sich untereinander behandeln? Ist etwas geschickter die Rechtschaffenheit von der Erde zu verbannen, als die Verachtung, welche Fürsten gegen sie zeigen, deren Beyspiele einen so mächtigen Einfluß auf das Betragen der Menschen haben? Fürsten! seyd ihr nicht die wahren Verderber eurer Unterthanen? Ist es nicht eure schändliche Politik, die sich der Verbesserung der Sitten widersetzt? Wenn diese Götter, die nach eurer Behauptung auch dazu dienen, sie in Furcht zu setzen und im Zaume zu halten, so wenig auf euch selbst würken, mit welchem Rechte könnt ihr euch schmeicheln, daß eure Völker sich etwas werden weis machen lassen? *).

Ist

*) Vitia non solum ipsi principes concipiunt, sed etiam in civitatem infundunt, plusque exemplo quam peccato nocent.

Cicero III. de Legib.

Wahl

Oft wenig zufrieden, die Nationen unter einem eisernen Scepter zu zertreten, scheinen die Souveränen mit der Ungerechtigkeit noch Schmach und Spott verbinden zu wollen. Ist in der That für die Nationen wohl etwas schimpflicher als die Art mit welcher ihre Obersten über sie schalten und walten ohne sie einmal einer Frage zu würdigen? Sie verkaufen sie, vermiethen sie, versetzen sie, vertauschen sie, geben sie zum Heyrathsgut mit und vermachen

Pabst Clemens VI. gab durch eine Bulle vom 20sten April 1351. dem Beichtvater des Königs von Frankreich Johann und der Königin Johanna seiner zweyten Gemahlin die Gewalt, sie für das Vergangene und Zukünftige, von allen ihren Zusagen, selbst wenn sie mit einem Eide bekräftigt seyn sollten, sobald sie sie ohne Beschwerlichkeit nicht würde halten können, zu entbinden. Diese Gnade sollte sich auch auf ihre Nachkommen bis in Ewigkeit erstrecken. Juramenta per vos praestita, et per vos et eos praestanda in posterum, quae vos et illi servare commode non possetis. S. Dachery spicil. Tom. IV. p. 275. Paris 1661. Man weiß, wie laut die römische Kirche gelehrt hat, daß man den Ketzern keinen Glauben halten dürfe, wie die Päbste sehr oft die Fürsten aufgemuntert haben, ihre mit den Ungläubigen geschlossene Verträge zu brechen, und wie die nämlichen Päbste die Unterthanen von ihrem, dem Souverän geschwornen Eide der Treue entbunden haben. Man sieht daraus, daß die römische Kirche eine Schule der Treulosigkeit und der Meineide ist, und daß sie die Völker von einer andern Religion in die Unmöglichkeit setzt mit Fürsten, die ihr zugethan sind, sichere Verträge zu schließen.

sie durch Testamente; kurz, sie behandeln sie wie eine Heerde Vieh, die nicht das Recht hat sich ihre Treiber zu wählen. Wenn so viele Fürsten ihre Völker als ihr Eigenthum, Erbgut und Leibeigene betrachten, — so sollten sie doch wenigstens darauf bedacht seyn, daß sie sie ihrer Nachkommenschaft in guten Umständen überließen. Allein unbekümmert um das Zukünftige, beschäftigen sich die Fürsten nur mit dem Gegenwärtigen. Fast sollte man in Versuchung gerathen zu glauben, daß sie nur von ferne die greuliche Zerstörung der Erde wahrnähmen.

Siebentes Hauptstück.

Physische oder natürliche Würkungen des Despotismus.

Alles beweiset, daß Mangel der Kenntnisse des wahren Interesse es ist, warum die Fürsten so viel Böses thun, eine traurige und verachtungswerthe Politik befolgen, über ihre Völker einen zerstörenden Despotismus ausüben, dessen bewundernswürdige Würkungen sie selbst dereinst erfahren werden. Faulheit, Zaghaftigkeit, Muthlosigkeit, Elend, Verderbniß und Mißvergnügen der Völker sind die nothwendigen und unglücklichen Folgen einer unsinnigen Gewalt, die, zufrieden, ihren gegenwärtigen Launen

und

und Einfällen ein Genüge thun zu können, nie so klug ist, ihre Augen auf die Zukunft zu richten.

Der Despot ist ein Oberhaupt, welches verlangt, daß sein Wille allein das Schicksal eines Staats entscheiden solle. Weil aber dieser Wille selten mit den Regeln der Billigkeit übereinstimmt; so wird er gemeiniglich ein Tyrann, dessen Macht immer mit der Gerechtigkeit, mit der Vernunft, mit der Freyheit, mit der Glückseligkeit seines Volks im Widerspruche steht, und mithin selbst alle Augenblicke seinem eigenen Vortheile entgegen arbeitet.

Regieren heißt, wie man gesehen hat, das Interesse eines der Mitglieder mit dem Interesse des politischen Körpers vereinigen, damit sie gemeinschaftlich zum allgemeinen Besten mitwürken. Der Despot trennt sie, sondert ihr Interesse von dem Interesse des Vaterlandes ab, und erlaubt ihnen dabey nur in so weit mitzuhelfen, als er es seinem Privatvortheile angemessen glaubt. Die Regierung erhält, vertheidigt und behauptet die Gemeinschaft; der Despotismus löset sie auf. Zum Regieren werden Vernunft, Einsichten, Erfahrung, Mühe und Wachsamkeit erfordert; zum Tyrannisiren bedarf es nur der Stärke. Zum Bauen und Erhalten gehören Talente und Tugenden; zum Zerstören gehört gar nichts. Soll eine Gewalt rechtmäßig seyn; so muß sie auf die gemeine Glückseligkeit und auf die Einwilligung des Volks gegründet werden. Die Macht des Despoten stützt sich nur auf Gewalt und allgemeinen Jammer und Elend, woraus folgt, daß sie niemals von andern, als denen, die sie zertritt, genehmigt werden kann.

Der Despotismus kann mithin nicht als eine Regierungsform betrachtet werden. Er ist offenbar die Abwesenheit aller Form und die Vernichtung aller Regeln. Er kann nicht gesetzmäßig seyn, weil er, einzig auf Eigensinn gegründet, den natürlichen Gesetzen zuwider ist, die immer der Gerechtigkeit gemäß sind; er ist den bürgerlichen Gesetzen zuwider, welche niemals den natürlichen Abbruch thun können; er widerspricht den Grundgesetzen des Staats, die immer auf eine billige Regierung derselben abzwecken müssen. Ein gesetzmäßiger Despotismus ist ein offenbarer Widerspruch.

Der Despotismus ist seinem Wesen nach der Natur des Menschen und dem Zwecke der Gesellschaft zuwider. Es ist platterdings unmöglich, daß ein schwacher, Leidenschaften, Lastern, Vorurtheilen, Irthümern und Schwachheiten unterworfener Mensch sich nicht oft bey Erwählung der Mittel, das gemeine Beste zu befördern, sehr oft irren und betrügen werde. Ein untrüglicher Fürst, ein Fürst ohne Fehl, ist ein Hirngespinst und die Erfahrung beweiset, daß die höchste Gewalt gemeiniglich viel geschickter ist zu verderben, als Kopf und Herz zu bilden. Alles vereinigt sich zum Beweis, daß Despotismus oder die uneingeschränkte Gewalt, in der gegen alle ausgeübten Frechheit, Anarchie und Gewaltthätigkeit eines einzigen oder seiner Mithelfer bestehe. Er ist eine abscheuliche Straßenräuberey, die am Ende für den Despoten eben so traurig ist, als für seine Sklaven.

Von den Verheerungen des Despotismus finden sich fast auf allen Theilen unserer Erdkugel sehr

sicht-

sichtbare Spuren. Seine unglücklichen Würkungen erkennt man sehr leicht an der Entvölkerung, Dummheit, Armuth und Faulheit aller Völker, die seine Wuth erfahren. Warum schmachten Völker in der niederträchtigsten Fühllosigkeit, in der schändlichsten Faulheit, in der grössten Verzagtheit und Muthlosigkeit dahin, ohngeachtet sie die Natur auf einen fruchtbaren Boden gesetzt hat, wo ihr Fleiß überall sehr viele Materialien vorfinden würde, so daß sie ihre Verhältnisse mit andern Ländern zur Glückseligkeit bestimmt zu haben scheinen? Warum sind sie der nothwendigsten Künste, der nützlichsten Manufakturen, der nothwendigsten Kenntnisse beraubt? Haben sich denn in Griechenland, das jetzt unbebaut und entvölkert liegt, in Italien, dessen schönste Provinzen wüste sind, in Spanien, das dem erstaunten Reisenden nur eine unfruchtbare Erde darstellt, die von einigen faulen und eitelen Bettlern bewohnt wird, Himmel und Erde ganz und gar verändert? Ohne Zweifel sind sie noch die nämlichen. Der Despotismus hat Kraft seiner Unordnung die Natur überwunden und alle ihre Gaben unnütz gemacht. Seit langer Zeit hält er Leib und Seele in Ketten, es ist ihm gelungen, alle Begriffe von Freyheit zu ersticken; er hat sogar den Willen an eigener Glückseligkeit zu arbeiten vernichtet. Fürsten, erfüllt mit kindischem Hochmuthe, die keine Vorstellung, weder von wahrer Grösse, noch von wahrer Macht haben, freuen sich über große Wüsteneyen zu regieren, wo man nur hin und wieder und von einander entfernt, einige Unglückliche antrift. Kann sich denn ein Souverän für groß und mächtig halten, wenn ihm seine Staaten nur ein trauriges

Gemälde der Schwäche, des Elendes und der Sklaverey darstellen? wenn seine Provinzen der Aufenthalt wilder Thiere, giftiger Schlangen, ein Jammerthal und Wohnungen der Seuche und des Todes werden?

Ja; ich wiederhole es, die Gierigkeit des Despotismus, seine Erpressungen, seine Nachlässigkeit, seine Ausschweifungen sind es, welche die schönsten Gegenden in traurige Einöden verwandeln, Wohlstand, Ueberfluß und Gesundheit daraus vertreiben. Die Erde, die von denen verlassen ist, die sie anbauen, bringt Hungersnoth hervor, deren Folge die häufigen ansteckenden Krankheiten sind, welche die Unglücklichen fortraffen, die die kriegerische Wuth der Tyrannen verschont hatte. Dürre und ungesunde Wälder, stinkende Wasser, ansteckende Moräste, die tödtliche Ausdünstungen verbreiten, treten nach und nach in die Stelle fruchtbarer und lachender Felder, welche die Bewohner zu verlassen gezwungen worden sind. Die Despoten finden ein Vergnügen daran, die Geschenke der Natur von sich zu stoßen, sie zwingen sie für ihre unglückliche Unterthanen eine Rabenmutter zu seyn. Um von ihrem Betragen auf ihre Begriffe zu schließen, so kommt man in Versuchung zu glauben, daß sie ihre ganze Ehre oft bloß darin setzen, gegen Bettler und von der Pest angesteckte Menschen ihre ganze Bosheit auszuüben. Die Länder werden nur nach Verhältniß ihrer Cultur gesund; sie sind nur im Verhältniß mit ihrer Bevölkerung angebauet, und nach Verhältniß der Glückseligkeit, der Bequemlichkeit und der Freyheit ihrer Bewohner bevölkert. Dem Despotis-

potismus gelingt es also die Luft anzustecken und die Natur des Himmelstrichs und des Bodens zu verändern.

Giebt es eine falschere und verabscheuungswürdigere Maxime, als die Regel vieler Fürsten, denen man einbildet, daß sie, um ihr Volk geschmeidig und folgsam zu machen, es nothwendig im Elende erhalten müßten. Der Souverän wird sich über kurz oder lang grausam gestraft sehen, wenn er diesem scheußlichen Grundsatze sein Ohr leihet, dessen Ausübung das Volk in eine tödtliche Unthätigkeit oder in gefährliche Verzweiflung stürzt, wovon er selbst das Schlachtopfer werden kann. Außerdem wird man wohl fühlen, daß ein Souverän weder geliebt, noch geachtet werden kann, wenn ihm nur hungrige, ungesunde und mit ihrem Schicksale mißvergnügte Sklaven zu Befehle stehen.

Will man von Menschen geliebt werden, so muß man ihnen Gutes thun. Diese so einfache und erwiesene Regel wird jedoch von der größten Anzahl derer, welche die Menschen regieren, verkannt. Sie scheinen die Maxime eines Tyrannen angenommen zu haben, der da sagte: sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten *). Der Souverän, der seine

*) Oderint dum metuant. Aber wie Seneka sagt, ist der Tyrann selbst gezwungen, diejenigen zu fürchten, die ihn fürchten.

Qui sceptra duro saevus imperio regit
Timet timentes: metus in auctorem redit.

Oedip. v. 705.

Unterthanen vernachlässigt, wird ihnen gleichgültig. Der Tyrann, der sie unterdrückt, wird ihnen verhaßt; wer Hartnäckigkeit mit Tyranney verbindet, bringt sie zur Verzweiflung und hat für sich selbst alles zu besorgen. Können durch beständige Plackereyen aufgebrachte Sklaven, die den fürchterlichen Namen ihres Beherrschers nur aus grausamen Verordnungen kennen, mit welchen dieser Herr in seinen Edikten nur deshalb spricht, um ihnen neues Elend und neue Auflagen zu verkündigen, die Quelle ihrer Mühseligkeit und ihrer Thränen lieben? Werden sie aufrichtig einem Fürsten zugethan seyn, von dem man nur mit ihnen spricht, um sie in Schrecken zu setzen und ihren Kindern das Brod aus den Händen zu reissen?

Ein Souverän muß ein abscheulicher Bösewicht oder ganz außerordentlich dumm seyn, wenn er nicht geliebt wird. Das durch die Pracht und das eitele Gepränge verblendete Volk, ehrt immer die höchste Gewalt und ist natürlich geneigt sie zu lieben, sich ihres Glanzes zu rühmen und sich darauf etwas zu Gute zu thun. Nur übermäßige und unaufhörliche Gewaltthätigkeiten vernichten diese Vorstellungen und machen die Unterthanen zum Hasse geneigt. Bey der auffallendsten Strenge suchen sie ihre Beherrscher zu entschuldigen; sie wollen lieber glauben, daß sie ihr Elend nicht wissen, als sie für Urheber desselben halten. Ist es nicht höchst barbarisch sich selbst dieser Neigungen zu bedienen um sich alles zu erlauben? Ein König von Castilien sagte, daß er mehr den Hoß seines Volks fürchte, als das Eisen seiner Feinde.

Urtheilt

Urtheilt man nach ihrer Unruhe und nach dem großen Aufwande, den sie machen, um ihre Person in Sicherheit zu setzen; so muß man sagen, daß die Väter der Völker in ihren Familien oft so leben, als wenn sie sich von Feinden umgeben sähen *). Ihren Unterthanen unzugänglich, mit einer drey doppelten Wache von Trabanten umgeben, — scheinen sie nicht dadurch offenbar das wenige Zutrauen zu denjenigen zu verrathen, die sie als ihre Kinder betrachten sollten? Kann ein Fürst besser bewacht werden als von der Zärtlichkeit eines ganzen Volks, das bey der Erhaltung seines Lebens interessirt ist?

Souveräne und ihre Minister betrachten nach einer unglücklichen Verblendung diejenigen als Feinde ihrer Gewalt, die ihnen die offenbare Gefahr einer Politik vor Augen legen, die ihrem eigenen Interesse eben so nachtheilig ist, als dem Interesse des Volks, dessen Liebe sie vernichtet. Werden sie niemals fühlen, daß die Gesetze, welche sie schwächen oder zerstören wollen, ihre eigene Sicherheit befördern? Daß Freyheit, die sie ausrotten wollen, für die Thätigkeit, die Industrie, die Entwickelung der Nationalvernunft höchst nothwendig ist? Sehen sie dann nicht, daß die wahren Feinde der Gewalt diejenigen sind, die sie verhaßt machen und sie mit dem allge-

*) Es giebt, sagt Xenophon, zwischen einem Könige und einem Volke, das er in der Sklaverey hält, keinen wahrhaften Frieden. Der Tyrann getraut sich niemals sich auf Verträge zu verlassen.

Dialog. de Cond. I. Reg.

allgemeinen Unwillen beladen? Werden denn diese Menschen, deren Augen so durchdringend sind und die in der Zukunft lesen, niemals einsehen, daß man säen muß, wenn man erndten will?

Eine schlechte Regierung ist ein trockenes und verbranntes Feld, das unfähig ist eine Erndte zu liefern. Die Wohlthaten der Natur sind nicht für diejenigen da, die ihr zuwider handeln. Die Vortheile, die sie gewährt, verwandeln sich für diejenigen, welche sie mißbrauchen, in Gift. Allein der Despotismus will, so wie die Theologie die unerträglichsten Dinge mit einander vereinigen. Er will geliebt werden, da er doch nichts als Furcht und Schrecken einzuflößen weis. Er wünscht einen blühenden Ackerbau, während daß seine willkührliche Auflagen dem Landmann allen Muth benehmen. Er wünscht Industrie und Fleiß, obgleich seine Ketten die Hände fesseln und die Industrie bestrafen. Er wünscht Handel — aber ohne Freyheit ist er matt und schwach. Er wünscht bevölkerte Provinzen — und seine immerwährende Kriege opfern die Menschen viel geschwinder auf, als die Natur sie wieder hervorbringen kann *). Unter einer ungerechten, und

*) Man erzählt, daß der große Conde' einmal, da er in einer Schlacht viel Volk verloren hatte, gesagt habe, eine Nacht von Paris stelle das alles wieder her. Allein dieser Prinz so ein großer Feldherr er übrigens gewesen seyn mag, war ein schlechter Rechenmeister. Eine Nacht von Paris stellt dem Staate nicht ausgewachsene Menschen dar. Von zehen Kindern die gebohren werden, erreicht nur eins das dreyßigste Jahr.

und gefräßigen Regierung hat der Sklave nicht den Muth sich fortzupflanzen. Er weis, daß das Leben ein trauriges Geschenk ist, wenn es nur zum immerwährenden Jammer bestimmt ist; er weis, daß Kindern das Leben geben, weiter nichts ist, als die Last seines eigenen Elendes vermehren *).

Der Mensch liebt sein Leben nur, wenn es glücklich ist, oder glücklich werden kann. Er verläßt sich selbst und hört auf ein Leben zu lieben, das ihm nur Mühseligkeiten ohne Ende zeigt. Es ist wider die Natur Gewaltthätigkeit, Dürftigkeit und Hunger zu lieben und die Ursachen derselben zu schätzen. Der höchste Grad der Blindheit und der Thorheit ist der, wenn man mit Entzücken die Hand küßt, die uns den Dolch ins Herz stößt. Indessen findet zur Schande der Menschheit, die Tyranney, sie sey so grausam, wie sie wolle, Vertheidiger, Lobredner und Beschützer. Die bosharftesten Despoten, da sie von Schmeichlern umgeben sind, sind gemeiniglich die, welchen man den meisten Weyhrauch bringt. Vielleicht hofft man durch Kriechen die Wildheit dieser

*) In den letzten Jahren der Regierung Ludewigs XIV. beteten die unter Auflagen schmachtenden Bewohner in Champagne alle Tage ein Gebet, welches sie auch ihre Kinder lehrten, worin sie Gott baten, ihnen die Gnade zu erzeigen, sie noch in diesem Jahre sterben zu lassen.

In den Staaten des Kaisers von Marocco und im ganzen ottomannischen Reiche wissen die Eheleute das Geheimniß, selbst bey ordentlicher Ausübung der ehelichen Pflichten, keine Kinder zu bekommen.

ser losgelassenen Tieger zu besänftigen, indeß man sie in der That nur noch unternehmender und reissender macht. Den Fürsten die Wahrheit vorhalten, ihnen ihren Vortheil zeigen, ihnen die gefährlichen Folgen ihrer Nachlässigkeit und ihrer Leidenschaften auseinandersetzen, die Völker ihre Rechte lehren, ihnen die Vortheile der Freyheit begreiflich machen, ihnen die Wahrheit verkündigen — das sind die einzigen Mittel, die man den Uebeln, deren Schlachtopfer sie so oft sind, entgegen setzen kann.

Achtes Hauptstück.

Von dem Verderbnisse der Höfe.

Gäbe es keine Schmeichler, so gäbe es auch keine Tyrannen. Ueber das, was die Menschen von denen, welche sie umgeben, genehmigt und gelobt sehen, darüber erröthen sie nicht. Die Fürsten, immer von Menschen umlagert, die geneigt sind, ihren niedrigsten Neigungen und Leidenschaften zu schmeicheln, begehen entweder das Böse aus Unwissenheit oder bekommen doch deshalb keine Vorwürfe. Gemeiniglich ist es zu spät, wenn sie die Augen öfnen und vor Schrecken über dem Abgrunde zittern, den eine strafbare Gefälligkeit unter ihren Tritten gegraben hat.

Der Monarch ist fast in allen Ländern ein Gott. Das Hofceremoniel ist sein Gottesdienst; seine Minister

ster sind seine Priester, so wie diese es von der Gottheit sind. Diese Priester sind selten unter sich einig. Sie besorgen die Aussprüche ihrer Götzen, die gemeiniglich von ihnen selbst eingegeben oder durch ihr eigenes Interesse geleitet sind. Zu groß, um an den Geschäften Antheil zu nehmen, bleibt der Gott in seinem Pallast, der sein Allerheiligstes geworden ist, verborgen. Die Zugänge dazu sind sorgfältig bewacht, aus Furcht, daß ein Profaner sich die Freyheit nehmen möchte, sein Anliegen an den Götzen selbst zu bringen oder sich über erduldete Ungerechtigkeiten zu beklagen. Rang, Geburt und Gunst geben allein bey den Fürsten denen Zutritt, die bestimmt sind allen ihren Unterthanen Gerechtigkeit zu verschaffen.

Aus Unwissenheit und Unfähigkeit, die sich bey Fürsten nur zu oft finden, besonders wenn sie eine uneingeschränkte Gewalt haben, hängen sie gewöhnlich sehr stark an prächtigen Kleinigkeiten des Hofceremoniels; sie glauben, regieren sey so viel, als sich anbeten lassen. Den Pöbel betrügen die blendenden Ceremonien immer; sie flößen ihm eine dumme Bewunderung ein und machen in seinen Augen die Grösse und Hoheit aus. Er würde von seinem Herrn eine verächtliche Vorstellung haben, wenn er ihn natürlich und ohne Pomp sähe. Diesem zu Folge lieben die Fürsten den äußern Glanz; aber ihr Gepränge betrügt die Vernunft nicht. In einem ausgesuchten Ceremoniel, in einer stolzen Etiquette, in einem Monarchen, der niemanden vor sich läßt, nimmt sie gewöhnlich Schwäche, Eitelkeit, einen eingeschränkten Kopf gewahr, der sich bemüht unter

einer

einer betrügerischen Zurüstung sich zu verbergen. Fürsten, die Talente und Seelengrösse besitzen, verachten Eitelkeiten, die sie zu lästig finden. Die Zeit scheint ihnen zu kostbar zu seyn, als daß sie sie solchen kindischen Kleinigkeiten aufopfern sollten. Sie überlassen diesen eitelen Flitterstaat, der nur die Kleinheit dessen verräth, der sich damit beschäftigt, den verachtungswerthen Saltanen Asiens.

Ein Fürst, dem sich niemand nahen darf, als seine Minister und Hofleute, der kann sich nur versichert halten, daß die Wahrheit nimmermehr bis zu ihm durchdringen wird. Ohne Zweifel wird er für sein Herz nichts trauriges hören; die gerechtesten Klagen seines Volks werden immerfort unterschlagen; es wird ihm niemals einfallen, daß seine Unterthanen unter der Last der Abgaben erliegen, daß seine Provinzen verheert sind, daß der Ackerbau darniederliegt und der Handel aus seinen Staaten verbannt ist. Alle Stimmen vereinigen sich, ihm zu sagen, daß die Unterthanen unter seinen wohlthätigen Gesetzen zufrieden und vergnügt sind, und daß sich ein jeder für die Erhaltung des besten Fürsten interessirt; kurz, daß es der Glückseligkeit und dem Flor des Staats an nichts fehle.

Das Interesse des Hofschranzen und des ungerechten Ministers erfordert, daß der Fürst schwach, unachtsam, unthätig und lasterhaft sey. Ist dieß, so sind sie sicher daraus für sich Vortheile zu ziehen oder selbst zu regieren. Einem durch Weichlichkeit und Müssiggang verdorbenen Hofe ist nichts unangenehmer, als ein standhafter, thätiger, aufgeklärter

und

und billiger Fürst. Für eigennützige Bedienten, die von der Unordnung leben, welche die Laster, Trägheit und Nachläßigkeit ihres Herrn benutzen, die mit seinen Gnadenbezeugungen Handel und Gewerbe treiben, und die nur dann in ihrem Wesen sind, wenn das Volk zertreten und unterdrückt ist, ist nichts trauriger als Ordnung, Sparsamkeit und Oekonomie. In der Hofsprache ist der ein guter Fürst, der den hungrigen Hofschranzen nichts abschlagen kann oder ihnen die Unterthanen zu drücken erlaubt. Ein für seinen Hof guter Fürst, ist ein sehr grausamer Fürst für alle seine übrige Unterthanen. Bodni sagt nicht ohne Grund, daß ein boshafter Mensch oft ein sehr guter Souverän seyn würde. Ein boshafter König, der thätig ist, ist einem Fürsten, der aus Kleinmuth und Mangel der Stärke sich gemeiniglich zu allen Unbilligkeiten, die man ihm einblasen will, gebrauchen läßt, weit vorzuziehen.

Gepränge, Luxus, unnütze Verschwendungen, übel angebrachte Freygebigkeiten, Unordnung, Schulden — das sind die Dinge die in den Augen eines Hofschranzen die Hoheit eines Fürsten ausmachen. So bald man ihn hört, — so wird er seinem Herrscher die Oekonomie als eine seiner unwürdige Kleinigkeit darstellen, Ordnung als etwas, das nur für Subalternen, nicht aber für den Souverän eines großen Reichs gemacht ist, darstellen. Er wird ihm sagen, daß die ihn zwingenden Gesetze der Billigkeit kein Recht haben den Einfällen, Launen und Phantasien eines großen Potentaten Einhalt zu thun, der sich von den kleinen Fürsten durch kostbare Palläste, im-

unerwährende Festivitäten, zu Grunde richtende Schauspiele und besonders durch Kriege, die ihn in den Stand setzen, der Welt Gesetze vorzuschreiben, unterscheiden müsse. Er wird ihn überreden, daß für einen König nichts so erniedrigend sey, als selbst zu regieren, die Pflichten seines Standes zu erfüllen und sein Geschäfte selbst zu betreiben. Bey dem Hofmann trift man gemeiniglich die Laster an, die den Charakter eines Lakayen oder Bedienten ausmachen. Ein Hofmann, der Seelengrösse besitzt, ist eine seltene Erscheinung, die man nicht genug würde bewundern können. Er mißfällt immer seinen Kameraden und mißfällt endlich fast immer auch seinem Herrn.

Wenn so viele Fürsten einen unsinnigen Despotismus ausüben wollen, wenn sie gemeiniglich keine Begriffe von ihren Pflichten und ihrem wahren Interesse haben, wenn sie fast niemals die Wahrheit hören, wenn die Völker immerfort durch grenzenlose Abgaben zertreten und durch Kriege verheeret werden, wenn die Bürger sowohl ihrer Person als ihres Vermögens wegen gedrückt und tausenderley Drangsalen unterworfen sind, unter welchen es ihnen nicht einmal zu seufzen erlaubt ist; — — so haben sie alle diese Uebel hungrigen Schmeichlern, niederträchtigen, feigen, sklavischen Ministern und andern Mächtigen, die nach Rang, Titel und Band gierig sind, zu verdanken. „Ihr Volk", sagte ein Minister zu seinem Könige, „ist mehr als zu glücklich, da es noch nicht Graß fressen darf" *).

Darf

*) Bullion, Oberaufseher bey Ludewig XIII., mit dem Beynamen des Gerechten.

Darf man sich hiernach wohl über den unerträglichen Stolz wundern, den die unumschränkte Gewalt denen einflößt, die sie ausüben, imgleichen über die Verachtung, die sie gegen alle übrige Menschen hegen? Vergeblich beruft man sich bey einem Despoten auf die Rechte der Menschheit. Einem Sultan, der eine große Leidenschaft für die Jagd hatte, unterstand sich sein Vesier vorzustellen, daß dieser Zeitvertreib die Erndte vernichte und oft vielen seiner Unterthanen das Leben koste. Sein Herr, der ihn mit zornigen Augen ansah, gab ihm bloß zur Antwort; „man nehme meine Hunde sorgfältig in Acht, und du sollst darnach sehen, daß sie gut gefüttert und gehalten werden." So machen die Hofleute die Fürsten hochmüthig und diese behandeln sie endlich selbst mit der tiefsten Verachtung. Der Stolz der Souveränen ist immer ein Werk der Schmeichler, von denen sie umgeben sind.

In der Absicht sich selbst zu erhöhen oder wenigstens sein niederträchtiges und kriechendes Betragen zu rechtfertigen oder zu beschönigen, gewöhnt sich der Hofmann an, seinen Herrn als einen Gott zu betrachten, und ihn auch in den Augen anderer so darzustellen. Er erröthet nicht, vielmehr macht er sich eine Ehre daraus, der Diener seiner schändlichsten Vergnügungen zu seyn. Er hält es für seine Schuldigkeit seinen Geschmack in Ehren zu halten und ihm noch zuvorzukommen. Den Fürsten ist so wie den Göttern alles zu thun erlaubt. Diesem Grundsatze zu Folge scheint dem Hofmanne nichts niederträchtig zu seyn. Er weis Ruhm aus Schande und Schmach zu ziehen; da die verworfensten und

niedrigsten Dienste ihm Credit verschaffen; so veredeln sie sich in seinen Augen. Er macht sich ein Verdienst daraus, seinem Herrn seine Ehre, seine Tugend und sein menschliches Gefühl aufzuopfern *). Nichts beweiset überzeugender bis auf welchen Punkt der Mensch modifizirt werden kann, als die Demuth, die Niederträchtigkeit, die Verdeugung seiner selbst und die Herrschaft über die stärksten Leidenschaften, wel-

*) Nichts ist unglaublicher und empörender, als die außerordentliche Niederträchtigkeit, wozu sich in allen Ländern die Hofleute geneigt gefunden haben. Astyages ließ dem Harpagus seinen eigenen Sohn zum Essen aufsetzen, und als er ihn fragte, wie er das Gericht gefunden, so antwortete der Hofmann, daß man an der Tafel des Königs nie etwas anderes als etwas vortreffliches esse, und daß alles, was auf seinem Befehl geschehe, ihm äußerst angenehm seye. Um seine Geschicklichkeit mit dem Bogen zu zeigen, schoß Cambyses dem Sohn eines Hofmanns den Pfeil selbst in Gegenwart seines Vaters ins Herz, worauf dieser ausrief, daß ihn Apollo selbst nicht besser würde getroffen haben. Als das Schiff, worauf Xerxes fuhr dem Scheitern nahe war, so stürzten sich viele seiner Hofschranzen in der Absicht, es zu erleichtern, ins Meer. Weil Dionysius der Jüngere, Tyrann von Syrakus, ein sehr kurzes Gesicht hatte, — so stießen sich seine Hofschranzen unaufhörlich untereinander an, als wenn sie auch nicht sehen könnten. Sie stellten sich an solche Orte, wo er sie bespeien konnte. Weil Alexander für einen Gott gehalten seyn wollte; so fragte ihn Anaxander bey einem entstandenen Ungewitter, ob er es nicht selbst wäre, der da donnerte? Nicesius, ein Hofschranze des nämlichen Königs, versicherte, daß die von seinem königl-

welches man alles durch Gewohnheit bey Hofe erlernt.

Nach der natürlichen Ordnung der Dinge sollten die der Gesellschaft nützlichsten Bürger am meisten geachtet, geehrt und belohnt werden. Aber nach der Verkehrtheit, welche die uneingeschränkte Gewalt hervorbringt, kommt es nicht darauf an, daß

königlichen Blute saugenden Fliegen viel tapferer wären und viel schmerzlicher stächen, als die andern. — Combabus, Minister des Seleucus, machte sich zum Verschnittenen, um sich der Liebe der Königin Stratonica zu entziehen um nicht die Eifersucht seines Herrn rege zu machen. Alle seine Anhänger am Hofe thaten das nämliche und hatten die Gefälligkeit sich der Theile des Körpers zu berauben, die ihrem Tyrannen mangelten. — Als ein neuer König krank war, erhob sich bey seinem Bette zwischen seinem Kammerdiener und einem Prinzen, seinem Oberkammerherrn ein lebhafter Streit darüber, wem das Recht zustände den Nachttopf seiner Majestät auszutragen. Der Prinz behielt Recht, aber nicht anders als bis er in einem Triumphe den Gegenstand der Zänkerey unter seinem Hute fort trug. Auf der Insel Ceylon hegen die Großen eine tiefe Verachtung gegen die Bürgerlichen, — aber ihr Stolz verschwindet, sobald sich der Monarch sehen läßt, weil sie alsdenn, wenn sie von sich selbst sprechen, sich nur arme Hunde zu nennen wagen. Die Großen am persischen Hofe nennen sich sehr oft Racki das heißt Sklave. — Bey vielen europäischen Höfen machen sich die Großen nicht weniger eine Ehre daraus Sklaven zu seyn, als bey den asiatischen Höfen. Sie scheinen mit Fülle des Herzens zu verrathen, daß sie nur auf ihren Stand stolze Lakaien

man dem Volke, sondern nur daß man seinem Herrn nützlich ist. Sein Vaterland übel bedienen, ist gemeiniglich das sicherste Mittel ihm zu gefallen. Ueberall findet man eine Gattung Menschen, die alle Ehre, Belohnungen und Reichthümer eines Staats verschlingt, während, daß sie weiter nichts zu thun hat, als die Fürsten zu betrügen, ihnen zu schmeicheln, sie zu verderben und zu überreden, ihr Interesse von dem Interesse ihrer Unterthanen abzusondern. Aufgeleat, alle Tage Gnade und Gunstbezeugungen zu erhalten, beschäftigt sich der Hofmann bloß damit, die Leidenschaften seines Beherrschers zu reitzen und ihnen Nahrung zu geben, ihn im Laster einzuschläfern, um zu verhindern, das Weinen und Schluchzen seines Volks zu hören. Seine Imagination zerarbeitet sich Mittel zu finden, das allgemeine Elend zu vermehren um für sich selbst daraus Vortheile zu ziehen.

In den Augen eines Hofschranzen ist das Vaterland ein neu erobertes Land, das unaufhörlich in Contribution gesetzt werden muß. Als ein geborner Feind der Freyheit seines Landes, sieht er überall nichts als die Rechte seines Herrn, hängt er sich an nichts als an ihn, wünscht er nichts als die Ausdehnung seiner Gewalt. Er bedarf eines Despoten, der

kaven sind. Einige haben dem Herzog von Rochefaucault darüber einen Vorwurf gemacht, daß er in seinen Gedanken das menschliche Geschlecht mit den schwärzesten Zügen dargestellt habe. Er ist aber vollkommen gerechtfertigt, wenn man bedenkt, daß ihm der Hof seine Muster geliefert hat.

der ihm von dem Raube seines Volks mittheilen kann. Der Patriotismus eines Hofmanns ist die Anhänglichkeit und Zuneigung eines Geyers, die er zu seiner Beute hat; seine Zuneigung zu seinem Herrn ist die Zuneigung eines Schmarozers zu einem dummen Reichen, der fette Mahlzeiten giebt.

Nicht allein um seinen eigenen Launen zu willfahren unternimmt ein Fürst Kriege, verdoppelt er die Auflagen, setzt er sich selbst in Traurigkeit, stürzt er seine Unterthanen in Elend und verliert er ihre Liebe; — sondern auch um dem Verlangen eines ungestümen Adels zu genügen, der avanciren und einen Posten erhalten will, um einen Minister eine grössere Rolle spielen zu lassen. Um die Gierigkeit, den Stolz und die Thorheiten eines Hofes zu befriedigen, den Ekel, Verdruß und die Langeweile zu vertreiben, und seinen Lastern Nahrung zu verschaffen, werden die Nationen zu Grunde gerichtet. Die Fürsten sind immer zu den ungerechtesten Mitteln, unter dem Vorwande, daß es das Bedürfniß des Staats erfordere, zu greifen gezwungen. Welches sind diese vorgeblichen Bedürfnisse des Staats, womit man die himmelschreyendsten Bedrückungen und Erpressungen, die unsäglichen Auflagen und die Verletzung der heiligsten Schwüre und Verträge beschönigt? Die Sache beym Lichte untersucht, wird man gewöhnlich finden, daß die Bedürfnisse des Staats in der Unordnung der Finanzen bestehen, welche durch Mangel der Oekonomie, Verschwendung des Fürsten, Gierigkeit und Gefräßigkeit unersättlicher Hofschranzen, denen er schändlicher Weise seine eigene Bequemlichkeit und das allernothwendigste

Bedürfniß seines Volk aufopfert, verursacht worden ist.

Sind denn die Nationen nur dazu in der Welt um ohne Rast und Ruhe zu arbeiten, um die Eitelkeit, den Hochmuth, den Geiz eines Haufens unnützer und verdorbener Blutsaet zu weiden? Die Schätze und Wohlthaten der Gesellschaft über Menschen ausschütten, welche, weit entfernt, ihr zu dienen, nur die Werkzeuge ihres Untergangs sind, ist das nicht Raub, Ungerechtigkeit und offenbarer Betrug? Ein Souverän, der einen unwürdigen Minister, einen Schmeichler, einen Verräther, eine Mätresse mit Reichthümern und Wohlthaten überhäuft — zwingt der nicht sein Volk Schmeicheley, Schelmerey, Verrätherey, Laster, Narrheit und Zeitverlust, welche dieses Volk an den Bettelstab bringen, zu ehren und zu bezahlen?

Die Vorurtheile haben den menschlichen Geist so herunter gebracht, daß selbst die, welche nach ihrem Stande und nach ihren Verhältnissen eine erhabenere Denkungsart besitzen sollten, sich aus dem eine chimärische, närrische Ehre machen, was natürlich sie mit Schande bedecken und sie in ihren eigenen Augen und in den Augen ihrer Mitbürger, tief erniedrigen sollte. Woher rührt es, daß die Vornehmsten einer Nation gemeiniglich diejenigen sind, welche, nachdem sie alle Schätzung und Achtung ihrer selbst verloren haben, sich am leichtesten zu Niederträchtigkeiten gebrauchen lassen? Menschen, die ihre Geburt, ihr Vermögen, ihr Rang in der Gesellschaft, ihre Gewalt zu edleren Gedanken stimmen sollte, sind

gerade

gerade die, welche sich sehr oft am ersten erniedrigen und am leichtesten die Achtung aufopfern, die ein jeder Mensch gegen sich selbst haben muß. Ein Mann, der nichts bedarf, der selbst zur Glückseligkeit vieler anderer beytragen kann, der an den Gütern und dem Vermögen seiner Vorfahren ein glänzendes Glück besitzt, der selbst über die Herzen seiner Unterthanen herrschen könnte. — Dieser Mann zieht diesem allen das unedele Vergnügen vor an einem Hofe zu kriechen, sich unter einen Haufen hungriger Bettler zu mischen, sich in strafbare und kindische Intriguen einzulassen, sich der Verachtung oder der Beschimpfung eines Götzen auszusetzen, den die Gewohnheit gegen die Niederträchtigkeiten derer, die sich täglich ihm zu Füßen legen, unempfindlich macht! Giebt es etwas härteres, als sich vor einem Herrn demüthigen, der uns gering schätzt und verachtet? Giebt es für ein großes Herz etwas empörenderes als mit Gelassenheit den Stolz und den Hochmuth eines unverschämten Visirs zu ertragen, den man innerlich tief verachtet?

In monarchischen Staaten formirt der Adel immer eine besondere Klasse, welches nach seiner unüberlegten Eitelkeit ihn gemeiniglich von dem Interesse aller andern Bürger absondert. Die Mitglieder dieser Klasse, die untereinander durch beständige Eifersucht und verachtungswerthe Begierden und Leidenschaften getheilt sind, lassen sich gewöhnlich durch närrische Titel, anscheinende Vorzüge, nichtigen Vorsitz, thörichte Bänder und in der Einbildung bestehende Zierrathen, die sie, statt zu schmücken, nur erniedrigen, in der Sklaverey erhalten und von der

Gesellschaft absondern, ins Netz locken. So unterjocht also eine kindische Eitelkeit, die man für Ehre nimmt, in der That den vorzüglichsten Theil eines Staats, der gar bald den andern Klassen der Nation zum Beyspiel der Kriecherey und Niederträchtigkeit dient. Können sich wahrer Adel, Empfindung des wahren Ruhms und Gefühl der wahren Ehre wohl mit dem Geiste der Knechtschaft vertragen? Wie kann man auf die Achtung anderer Anspruch machen, wenn man sich erniedrigt und selbst verachtet?

Man behauptet, daß die Ehre das große Triebrad der Monarchien sey. Aber worin besteht denn diese Ehre? In einer lächerlichen Eitelkeit, in eingebildeten Vorzügen, in Titeln oder vielmehr in einem bloßen Schalle, in nichtswürdigen Abzeichen, welchen der Hofmann und der Adeliche ihre reelle Glückseligkeit, die immer mit der Wohlfarth der Nation verbunden ist, aufopfern, und worin sie ihre ganze Ehre bestehen lassen. Was ist das für eine Ehre, die von Launen, Einfällen, von der Gnade, vom Vorurtheile und von der Mode abhängt? *). Die wahre Ehre besteht, wie schon gesagt, in dem Rechte, das wir auf die Achtung unserer Mitbürger und auf die Achtung unserer selbst haben. Dies Recht kann nur auf das von uns geleistete Gute gegründet werden. Die auf Tugend sich stützende Ehre hängt weder von den Launen und dem Eigensinn und der

*) Der König von Siam schenkt den Günstlingen unter seinen Elephanten die nämlichen Titel, die er den Großen an seinem Hofe giebt.

der Phantasie eines Monarchen, noch von der Meynung der Menschen, noch von den Vorurtheilen eines eiteln Hofes ab. Keine Gewalt auf Erden kann dem rechtschaffenen Manne die wahre Ehre rauben, die ihm nur allein zukommt.

Man nennt das von Stande oder von Familie seyn, wenn man von adelichen Eltern gebohren ist. Der Mann von Stande ist nach unvertilgbaren Vorurtheilen, ohne im geringsten etwas schätzenswerthes zu thun, ja selbst dann, wenn er sich durch strafbare und schändliche Handlungen entehrt, über den Plebejer oder den Bürger und Bauer eben so sehr, und oft noch mehr, als der Mensch über das Vieh erhaben. Um von dem Grunde dieser Meynung zu urtheilen, müßte man da nicht untersuchen, ob diese Qualität dem, der sie besitzt, würklich reelle Vortheile, es sey für den Körper, oder für die Seele, oder für die Sitten verschaffe? Der Adel in allen Ländern genießt, oder glaubt doch eine große Anzahl von oft idealischen Vorzügen zu genießen, die er sich als wesentlich mit seiner Natur zusammenhängend zu betrachten gewohnt. Er sieht diese Qualität als seinem Wesen inkorporirt an, und das gemeine Volk räumt ihm Rechte ein, die er sich selbst gegeben hat. Der Adel ist das Vorstellungszeichen des Reichthums, des Ansehns, der Gewalt, der Beschirmung, der Vergnügungen, kurz der Mittel glücklich zu machen, in welcher Hinsicht sich der demüthige Bürger vor den Großen beugt und ihn verehrt. Aber alle diese Großen sind ein Nichts, wenn sie nicht selbst von den Launen des Glücks ausgenommen sind, oder die Vortheile nicht stiften, die

man

man von ihnen zu erwarten ein Recht hat. Sie sind unrechtmäßige und gewaltthätige Besitzer, wenn sie sich in der Gesellschaft einen Vorzug, eine Superiorität oder Rechte anmaßen wollen, die nach Recht und Billigkeit nur dem Verdienste, der Nützlichkeit und der Tugend zukommen können.

Laßt uns nicht auf die trübsinnigen und traurigen Vorstellungen einer Philosophie hören, welche alle Größe unterdrücken, oder den Wunsch nach derselben gerne verbieten möchte. Wir wollen nicht mit den Eifersüchtigen, von welchen Montagne redet, sagen: „weil wir die Größe nicht erlangen können, so wollen wir uns durch Verläumdung rächen." Die Großen sind achtungswerthe Bürger, wenn sie von den Vorzügen und Vortheilen, die sie genießen, einen guten Gebrauch machen; es würde ungerecht seyn, wenn man Bürgern Hochachtung versagen wollte, die geneigt sind, zur Wohlfarth ihrer Mitbürger beyzutragen. Es ist nichts natürlicher, als das Streben nach Größe und der Wunsch sie zu erlangen, als ein gesetzmäßiges Mittel unsere eigene Glückseligkeit und der Glückseligkeit anderer zu befördern. Die Großen sind nur verachtungswürdig, wenn sie sich erniedrigen. Die Größe ist nur hassenswürdig, wenn sie zum Elende und zum Unglück der Gesellschaft beyträgt. Hochmuth und Neid, die immer ungerecht sind, verschreyen die nützliche Größe; die billigere Weisheit ehret sie, wenn sie sich durch reellere Dienste, durch lobenswerthe Neigungen oder durch großmüthige Gesinnungen auszeichnet. Vernunft, Billigkeit und Nutzen der Gesellschaft fordern, die wahre Größe in Ehren zu halten.

Groß

Groß seyn, heißt zu viel Größe der Seele, oder zu viele Achtung gegen sich selbst besitzen, als daß man sich entschließen könnte, sich zu erniedrigen; heißt durch seine Talente und Dienste ein Recht auf die Achtung des Publikums erworben zu haben. Edel seyn, heißt mit Adel denken, nicht aber nach einer Würkung des Ohngefährs von einer langen Reihe betitelter und bebänderter Vorfahren oder Ahnen abstammen, die oft weiter nichts gethan haben, als daß sie das Vaterland unterdrückten, zerrissen und seine Ketten schmieden halfen. Edel seyn, heißt das Vaterland vertheidigen, es in seinen Rechten unterstützen, und seine Freyheit beschützen. Ansehn haben, heißt nicht das ehrlose Recht haben, die Regeln der Gerechtigkeit unbestraft zu verletzen, die Gesetze zu verachten, und die Unglücklichen zertreten zu dürfen, sondern Gewalt besitzen, um die Rechte der Billigkeit geltend zu machen, die Gesetze beobachten zu lassen, und die unterdrückte Unschuld zu beschützen. Vorzüge und Unabhängigkeit genießen, heißt den Streichen des eigensinnigen Despotismus nicht ausgesetzt und nur von den Gesetzen abhängig seyn. Mächtig seyn, heißt dasjenige besitzen, was man braucht, um den Schwachen eine hülfreiche Hand zu reichen. Ehre haben, heißt die Achtung seiner Mitbürger verdienen, und den Verlust einer Gesinnung, die nichts ersetzen kann, mehr als den Tod fürchten.

Die falschen durch Despotismus in Ansehn gebrachten Meynungen haben alle wahre Begriffe von Größe, Hoheit und Vortreflichkeit verkehrt. Diese träge, schlaffe, feige, schändliche und auf falsche

Politik

Politik gegründete Regierung verhindert fast immer die Kenntniß derjenigen Gegenstände, welche der Mensch begehren muß. Nur auf Blendwerk und Bauckeley gestützt, giebt sie von allem betrügerische Vorstellungen; sie trennt das Interesse des Adels und der Großen von dem Interesse des Staats, um sie einzig und allein mit dem Interesse eines Herrn zu verbinden, der da glaubt, daß Elend und Unterdrückung seiner Unterthanen ihm zum Vortheil gereiche. Um zu diesem Zweck zu gelangen, verführt sie diese Bürger, welche sie ihrem Vorhaben geneigt machen will, durch eitles Spielwerk, worüber jene Gegenstände aus dem Gesichte verlieren, die ihre ganze Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich ziehen sollten. Giebt es denn Bürger, die bey der Wohlfarth des Staats, bey der Sicherheit ihrer Besitzungen, bey der Aufrechthaltung der Gesetze, bey der allgemeinen Freyheit mehr interessirt sind, als diejenigen, welche im Staate die großten Güter besitzen?

Allein die bezaubernde Gewalt der Meynung bringt es dahin, daß die Menschen nur irrige betrügerische Begriffe haben und als betrogene Thoren eines Blendwerks sich mit Wörtern, Chimären, Kindereyen beschäftigen, und die würdigsten Sachen vernachlässigen. Aus diesem Grunde sieht man in der That, daß oft nichts so unedel ist, als der Mensch, der auf seinen Adel am stolzesten ist, nichts verworfener als die Seele einiger Großen, nichts kriechender, als diese vor dem Bürger, die sie mit Füßen zu treten ein Recht zu haben glauben, kriechenden Hofschranzen. In Gegenwart des Fürsten und seiner Minister giebt es nichts so furchtsames, als diese

tapfern

tapfern Männer, die sich Vertheidiger des Vaterlandes zu seyn rühmen. Der Soldat selbst, dem die Ehre eine Pflicht daraus macht, Gefahren zu trotzen, und dem Tode entgegen zu gehen, wird feige und zittert vor dem Angesichte seines Herrn, von dem er, ohne ein Wort zu sagen, die kränkendsten Beschimpfungen, die grausamsten Ungerechtigkeiten, und die schändlichsten Behandlungen ertragen muß.

Fast bey allen Völkern maßen sich die Souveräne das Recht an, ihre Favoriten oder Günstlinge von dem den Gesetzen schuldigen Gehorsame auszunehmen. Die Privilegien, Ausnahmen, Freyheiten sind gewöhnlich Schlingen und Fallen, die denjenigen Klassen der Bürger oder Innungen gelegt sind, deren Interesse man von dem Interesse der Nation trennen will. Nur einer kindischen und dummen Eitelkeit kann es schmeicheln einige precäre Rechte und partheyische Vorzüge zu genießen, die weiter keinen Grund als den Eigensinn und das veränderliche Interesse des Fürsten haben, und die alle andere Bürger erniedrigen und kränken müssen. Man unterscheide und belohne die dem Vaterlande nützlichen Menschen; aber vom Gesetze, das ein Mittel wider die natürliche Ungleichheit seyn soll, die unter den Mitgliedern der Gesellschaft vorhanden ist, muß niemand unabhängig seyn. Nach den in der Welt ausgebreiteten falschen Meynungen scheint es, daß Hoheit, Größe, Adel und Ansehn nichts sind, wenn sie nicht den Vortheil verschaffen unterdrücken und ungestraft ungerecht seyn zu können. Närrische Unterscheidungen und Vorzüge treiben den Esprit de Corps hervor, der, wie oben gesagt, dem

Esprit Social oder dem wahren Patriotismus, dessen Grundlage die Bildigkeit seyn muß, im höchsten Grade zuwider ist. Klerisey, Adel und Aemter formiren in allen Staaten besondere Klassen, die auf einander eifersuchtig, ihres Interesse wegen in Zwietracht und nur für ihre thörichte Vorzüge und Eitelkeit eingenommen, eine nach der andern von dem Despotismus mit gutem Fortgange angegriffen werden, welchen Anariffen nur die aufrichtige Vereinigung aller Klassen der Staatsbürger Einhalt zu thun im Stande ist. Fast in allen Ländern ist man Priester, Edelmann, Officiant, aber nicht Bürger, und wenn der Despot es will, so ist man nichts. Nach und nach lebt ein jeder von dem Elende seines Nachbarn.

Großes Ansehn haben, heißt oft das schändliche Recht besitzen, ungerecht seyn, die Ordnung ungestraft übertreten zu können, die Gewalt zu haben, Böses zu thun, und den Gesetzen und der Gerechtigkeit unverschämt trotzen zu dürfen. Ein bey Hofe in Ansehn stehendes Frauenzimmer, der man anlag, sich für eine Sache zu interessiren, die man ihr als sehr gerecht und sehr leicht zeigte, antwortete stolz: „ich mische mich nur in ungerechte und unmögliche Geschäfte *).“

So verkehrt sich alles unter den Händen einer ungerechten Regierung. Unter einem eigensinnigen Des-

*) Die Prinzessin Ursina, zur Zeit Philipp V Königs von Spanien.

Despotismus, dessen Grundsatz es ist, nur seiner Launen, Einfällen und augenblicklichen Antrieben seiner Leidenschaften zu folgen, kann es weder Ehre, noch Adel, noch wahre Größe, noch sichere Privilegien, noch dauerhaftes Ansehn geben. Alle Hoheit und Größe verschwindet vor einem Herrn, vor dem alles in Staub fällt. Was für eine erbärmliche und verachtungswerthe Größe ist doch diejenige, die ihren Glanz aus den erniedrigenden Dienstleistungen zieht, welche sie einem Sterblichen leistet, der gewohnt ist, alle ihn umgebende Großen als Lakayen und Bediente zu betrachten, die ein einziger seiner Blicke vernichten kann?

Lächerliche Eitelkeit und nicht wahres Interesse ist es, die zu allen Zeiten, in allen Ländern und bey allen Höfen die größten und anhaltendsten Unruhen verursacht hat. Chimärische Anforderungen, unvernünftige Anmaßungen, Vorzüge, die dem allgemeinen Besten zuwider sind, verhindern immerwährend die Bürger, gemeinschaftliche Sache zu machen, und überliefern sie der Gewalt einer geschickten Tyranney, die ihre Zänkereyen zu benutzen weiß, um sie alle in Fesseln zu legen. Was sind das für Privilegien, die eine ungerechte Gewalt verleiht, und die sie nach Willkühr aufheben kann? Was ist das für ein Ansehn, das von der veränderlichen Laune eines Sultans, eines Vessiers abhängt, die selbst von Schmeichlern, Verräthern, Weibern und Lohnbedienten beherrscht werden? Was ist das für eine Gnade oder Gunst, die Eigensinn und Intrigue verschaffen, und die sie alle Augenblicke rauben können?

Man kann es den Großen der Erde nicht zu oft wiederholen, daß nur die Tugend wahre Größe, wahre Würde, wahre Ehre verschafft. Freyheit allein kann den Menschen Unabhängigkeit und die Privilegien, wozu sie ein Recht haben, versichern. Für Sklaven, die ein einziger Hauch gleich gut niederwerfen kann, giebt es keinen reellen Unterschied. Bey der Aufrechthaltung einer uneingeschränkten Gewalt ist kein einziger Bürger im Staate interessirt; sie ist eine treulose Waffe, die unversehens alle diejenigen verletzet, die sich ihr nähern. Die Großen sind dem Donnerschlage viel näher, als die von ihnen verachteten Kleinen. Ein in Ungnade gefallener Günstling gleicht einem mit der Pest angesteckten, den ein jeder fliehet, und den man nicht einmal beklagen darf. Ein ungerechter Minister geräth bisweilen selbst in die Ketten, die er für andere geschmiedet hat. Jeder Despot ist undankbar, weil er sich überredet, daß man ihm alles schuldig ist, und er niemanden das geringste zu verdanken hat. Ihm einen Augenblick mißfallen, Achtung gegen seinen schändlichen Geschmack verweigern, oder ihm darin nicht zu dienen, die Götzen, denen er selbst Weyhrauch bringt, nicht anbeten, ihm wohl gar die Wahrheit sagen — sind hinlänglich große Verbrechen, um die längsten und glänzendsten Dienste zu vergessen. Was noch mehr, das argwöhnische Gemüth und der eingeschränkte Kopf eines Tyrannen, machen ihn oft eifersüchtig auf den Ruhm dessen, der ihm am besten gedient hat. Talente ziehen entweder den Haß oder den Neid eines Herrn nach sich, der sich derselben völlig beraubt fühlt.

Kein

Kein Irrthum, keine Thorheit, keine Ungerechtigkeit bleibt unbestraft. Die Höflinge, die Minister, die Großen werden unter einer schlechten Regierung aus Mangel der Kenntniß der wahren Grösse alle Augenblicke durch die reelle und schwere Opfer, die sie Chimären darbringen, bestraft. Was erhalten sie durch so viele Gefälligkeiten, Strapazen, Niederträchtigkeiten und Verbrechen? Ein schwankendes Ansehn, eine kurze ephemerische Gewalt, eine unbeständige Gunst, eitele und läppische Ehrenzeichen, noch öfter aber Demüthigungen, Verdruß, Schaam, Beleidigungen, Ungnade und gänzliche Unordnung ihres Hauswesens und ihrer Familie. Der Neid, den die Kleinen gegen die Großen hegen, würde sich sehr vermindern oder vielmehr plötzlich ganz verschwinden, wenn sie sie mit weniger eingenommenen Augen betrachten. Das Leben eines Hofmanns oder eines Ministers würde ihnen so mühsam, beschwerlich und mitleidwürdig scheinen, als das Leben eines Galeerensklaven, der immer krumm und gebückt steht, um den ihm drohenden Streich zu erwarten. Unaufhörlich eine Larve tragen, muthwillige Beleidigungen ohne Zahl einstecken, einem Herrn schmeicheln, den man oft verachtet, im größten Sturm eine heitere Mine annehmen, ohne Ruhe und ohne Ende auf hinterlistige Ränke denken — sind Dinge die weit mehr Mühe kosten, als Rechtschaffenheit und das Recht auf die Achtung der Menschen gegründete Ansprüche zu haben, gekostet haben würden.

Es ist keinem Dinge so sehr eigen, die Menschen zu berauschen, als der Besitz einer großen Gewalt. Der beständige Fall und die Ungnade der im größten

Ansehn stehender Minister, sind selten im Stande die Günstlinge der Könige zu bewegen, einen Blick in sich selbst zu thun. Ohne Zweifel überredet sie die Eigenliebe, daß sie die Kunst verstehen werden, die Klippen zu vermeiden, an welchen so viele andere gescheitert sind. Aber steht es in der Gewalt der allergeübtesten Verschlagenheit, die Lauren vorherzusehen, oder ihnen vorzukommen, die sich alle Augenblicke in dem Kopfe eines Sultans ausbrüten? Die Liebe selbst ist sie wohl im Stande, ihn beständig zu machen? Für ein Volk und für einen Minister würde es eben so gut seyn ob ihr Schicksal von einem Wetterhahne abhängt, oder von der Gunst eines Herrn, der alles Gefühls, aller Billigkeit, Dankbarkeit und Vernunft beraubt ist.

Je mehr man über die menschlichen Dinge nachdenken wird, desto mehr wird man sich überzeugen, daß die Menschen, in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, ihr wahres Interesse von dem Interesse der Gerechtigkeit nicht absondern können. Der politische Körper braucht Gerechtigkeit bey seinen Obern, um gut regiert zu werden. Diese Obern bedürfen erfahrner und tugendhafter Mithelfer, um mit ihnen die Mühe und Arbeit der Verwaltung zu theilen. Die Minister haben ein Interesse, billigen Herren, welche die ihnen bezeigte Dienste fühlen und erkennen, zu dienen. Die Großen haben bey dem Flore und der Glückseligkeit eines Staats, mit welchem ihre Grösse und Reichthum verknüpft ist, das allergrößte Interesse. Die wahren Privilegien sind die, welche Gerechtigkeit sichert, Gesetz beschützet, und die von einer freyen oder ihre Rechte genießenden

Nation

Nation vertheidigt werden. Hieraus folgt ganz klar, daß alle diejenigen, die sich mit einer verdorbenen Verwaltung wider das gemeine Wesen verbinden, Unsinnige sind, deren Thorheit so weit geht, daß sie sich gegen ihre eigene Wohlfarth verschwören.

Der Minister ist der Mensch, der der Nation noch mehr angehört, als der Fürst. Jener verräth den Fürsten und das Volk, wenn er ihr Interesse absondert. Er verräth seinen Herrn, weil er aus ihm einen seinen Unterthanen unangenehmen Tyrannen macht; er verräth die Nation, weil er Mittel darreicht, sie in Fesseln zu legen; er verräth sich selbst und seine ganze Nachkommenschaft, wenn er in seinem Lande einen verheerenden und zerstörenden Despotismus aufrichtet.

Vessiers, Höflinge, Edele und Große! ihr, die ihr so oft die Fürsten in unerbittliche Tyrannen umwandelt! ihr die ihr sie auffordert Eingriffe in die Rechte eurer Mitbürger zu thun! ihr, die ihr so viel Eifer bezeiget die Gewalt der Könige auszudehnen, um unter ihrem Scepter die Freyheit der Völker zu zermalmen! — welcher Unstern, welche Verblendung ist daran Schuld, daß ihr ein Interesse darin zu haben glaubt aus euren Herrn Ungeheuer zu machen? Ihr, als die ersten Bürger, erfordert es nicht euer Vortheil sie menschlich, bescheiden und billig zu machen? Allerdings! euer Nutzen erfordert die Erhaltung der Gesetze, die euch selbst beschützen werden; ihr seyd bey der allgemeinen Freyheit interessirt, ohne welcher es für euch selbst keine Sicherheit giebt. Wenn ihr Tyrannen macht, — so werdet ihr nichts

weiter als kurz dauernde Werkzeuge einer kurzen und schwankenden Gewalt seyn. Ihr werdet nur eine precäre immer von dem Willen eines andern abhängende Existenz genießen; Ränke, Niederträchtigkeiten, Verläumdungen können euch in einem jeden Augenblicke das Ansehn rauben, worauf ihr so stolz thut. Ein einziges Wort reicht hin euch in Staub zu verwandeln und euch in den Haufen der Unterdrückten zurückfallen zu lassen. — — Lernet demnach Bürger werden und ziehet nicht wider euer Vaterland Löwen und Tieger, die euch alle Augenblicke zerreissen können. Seyd gerecht, wohlthätig, tugendhaft und selbst in eurer Ungnade werdet ihr die Achtung der Menschen und eurer selbst genießen. Dies wird euch an eurem von dem Hofe entfernten Aufenthalte trösten und für den Verlust einer Gewalt entschädigen, die ihr niemals anders als zum Besten eurer Mitbürger gebraucht habt. Für den, der das Bedauern und Beklagen einer Nation, der er treu und rechtschaffen gedient hat, mit sich nimmt, ist die Ungnade immer ehrenvoll.

Neun-

Neuntes Hauptstück.

Vom Soldatenregimente oder von dem militärischen Staate.

Da das despotische Regiment, wie wir gesehen haben, ein Werk der Gewalt ist, so erhält es sich auch nur durch Gewalt; da es auf Ungerechtigkeit gegründet ist; so kann es sich auch nur durch Ungerechtigkeit beschützen, und da es sich nur auf Lügen stützt, so bemüht es sich, Unwissenheit, Vorurtheil und Verblendung zu verewigen.

Die von der willkührlichen Gewalt unterjochten Nationen werden immer als ein feindliches Land verwaltet. Die unterdrückten Unterthanen werden durch die unsichtbaren Bande der Meynung und durch die sichtbaren Armeen, die, unter dem Vorwande sie gegen ihre auswärtige Feinde zu vertheidigen, sie wehrlos den innern Feinden überliefern, im Joche erhalten.

Die ihre Freyheit liebenden Völker haben immer große stehende und besoldete Armeen für schlechterdings unverträglich mit den Rechten der Bürger gehalten. Die alten Völker waren viel freyer als die neuen, weil sie bewafnet waren. Jeder Bürger war Soldat; das Feld war seine Hauptstadt, und

an seinem Gürtel trug er das Eisen, das seine Freyheit sicherte. Da die Völker zahlreicher und in Ansehung ihrer Wohnplätze beständiger geworden sind; so haben sie auch ganz oder zum Theil ihre erste Freyheit verlohren. Der größte Theil der Bürger beschäftigt mit den zum geselligen Leben nothwendigen Dingen, und vertraute die Sorge, ihn zu beschützen dem Souverän an, der sich natürlicher Weise an der Spitze derer befand, deren Amt es war die andern zu vertheidigen. Das Recht den Soldaten zu befehlen, konnte dem Chef, der sie immer commandirt hatte, nicht genommen werden. Diese an Gehorsam gewöhnt, kannten keine andere Gewalt, als die seinige, und waren mithin natürlich geneigt, ihm in seinen Unternehmungen zu dienen.

Der Soldat gehört in keinem Lande mehr der Nation an. Er ist ein Eigenthum seines Obern. Diesem schwört er getreu zu seyn; der Gesellschaft glaubt er nichts schuldig zu seyn, und mit seinen Mitbürgern hat er nichts gemein, vielmehr ist er bereit auf sie loszugehen, sie zu schlagen und zu tödten, sobald es der Herr befiehlt. Der Soldat ist überall ein Miethling, der kein anderes Land kennt, als das, was ihn an seinen Befehlshaber knüpft; an sein Vaterland hält er sich eben so, wie an ausgeschlagene Sprößlinge der Wurzel, die nach und nach dem Baume den nothwendigen Saft rauben *). Demohn-

*) Xenophon erzählt, daß bey den Athenienfern die ansäßigen Bürger die besten Soldaten waren, weil sie die Erhaltung ihres Landes am meisten interessirte. Bey den Deutschen vergönnte man das Recht, für das

ohnerachtet hält er sich für den Beschützer seines Landes ob er gleich nur zu oft das unglückliche Werkzeug eines inneren Feindes ist, der immerwährend sucht es in seine Ketten zu legen. Der Despot betrachtet seine Soldaten als Menschen, die ihn besonders nahe angehen; er hält sie für die einzigen, die geschickt sind, seine Absichten zu befördern, und ihm blindlings bey allen seinen Unternehmungen zu dienen, es sey wider seine eigene Unterthanen oder wider die Unterthanen der Fürsten seiner Nebenbuhler.

Genährt in den Grundsätzen eines knechtischen Gehorsams, durch ihren Stand an eine strenge Zucht gewöhnt, welche über Befehle zu räsonniren verbietet, ist der Soldat gemeiniglich ein Sklave, der eben deshalb ein Feind der Freyheit seiner Mitbürger wird. Wenn seine Anführer ihm etwas befehlen, so verkennt er alle Verhältnisse, die ihn mit andern Menschen verbinden. Er wird, wie man es will, seinen Degen in die Brust des Bürgers, seines Bruders und seines Freundes stoßen. Er würde mit Ehrlosigkeit oder mit dem Tode bestraft werden, wenn er Anstand nähme, Befehle zu befolgen, die zu untersuchen ihm nicht erlaubt ist. Mit einem Worte, der Soldat glaubt wie der andächtige Schwärmer nicht zum Denken gemacht zu seyn; er wird grausam,

das Vaterland zu streiten, nur freyen Menschen, die liegende Gründe besaßen. Kaiser Heinrich der Vogelsteller verlieh diese Politik; er begnadigte alle Straßenräuber, die er seinen Truppen einverleibte. Die öffentlichen Gefängnisse bieten unsern neuen Fürsten eine gute Anzahl Rekruten an.

unmenschlich, unbarmherzig. Er begeht Verbrechen ohne Gewissensbisse, so bald ihm seine Befehlshaber sagen, daß er Verbrechen begehen soll *).

Die Vorurtheile haben die Köpfe so eingenommen, das Beyspiel hat so viele Gewalt auf die Menschen, die wunderveſten Begriffe, die man sich von der Grösse und der Majestät der Könige gemacht hat, haben die Begriffe von Vaterland, Gesellschaft, wahrer Ehre so entstellt, daß dem Soldaten nicht nur seine Sklaverey ehrenvoll zu seyn dünkt, sondern daß auch der friedliche, ruhige und vor ihm in Furcht gesetzte Bürger das Kriegshandwerk als das edelste und erhabenste betrachtet. So ist also nach dem Beyspiele der Wilden die Stärke noch immer die geachteste und geschätzteste Eigenschaft. Beym Ursprunge der Gesellschaften war der Mensch der Tapferkeit besonders geneigt, weil Herzhaftigkeit damals die vornehmste Tugend, das heißt, die für kriegerische Nationen nützlichste Eigenschaft war. Bey civilisirten und neuen Völkern, die ihres Nutzens und Vortheils

*) Die meisten Soldaten scheinen zu ihren Befehlshabern zu sagen, was Lukan einem Officier des Cäsars in den Mund legt. „Soll ich einen Bruder schlagen, oder meinem Vater das Schwerdt in das Herz stoßen, oder in den Leib einer schwangern Gattin rennen, so wird meine Hand, obgleich ungern, immer dazu bereit seyn."

Pectore si fratris gladium, juguloque parentis
Condere me jubeas, plenaeque in viscera partu
Conjugis, invita peragam tamen omnia dextra.

Lucan. Lib. II.

theils wegen viel friedlicher seyn sollten, wäre es nach gerade Zeit den Begriff von Ehre mit solchen Eigenschaften zu verbinden, die friedlicher und der Gesellschaft, deren Bedürfnisse sich verändert haben, vortheilhafter und nützlicher sind.

Aber Unwissenheit verewigt die Irrthümer der Sterblichen. Der Adel verbindet noch bis diese Stunde einen hohen Begrif mit der Tapferkeit, und kann den Argwohn, daß es ihm daran fehle, durchaus nicht leiden. Indessen ist, wie ein berühmter Moralisie bemerkt, eine unnütze Tapferkeit, eine Thorheit. Der, welcher sich ohne Ursache dem Tode aussetzt, ist ein Narr, der sein Leben für die kleinliche Eitelkeit, für brav gehalten zu werden, verkauft. Er ist ein Mensch, der den Werth des Lebens nicht kennt.

Was noch mehr! nach einem wahrhaftig barbarischen Vorurtheile bildet sich der Adel in vielen Ländern ein, daß das Kriegshandwerk die einzige seiner würdigen Beschäftigung ist. Er glaubt sich herabzusetzen und zu verunehren, wenn er dem Vaterlande auf eine reellere Art dient. Die Souveräne, welche gemeiniglich dabey interessirt sind, Menschen zu finden, die ihnen allein mit Ausschluß aller anderer ergeben sind, tragen große Sorge, dieses Vorurtheil zu unterhalten. In einem zahlreichen Adel haben sie eine Pflanzschule von Schlägern, die ihrem Interesse äusserst ergeben sind, und die sich eine Pflicht daraus machen, für sie ihr Blut zu vergießen.

Ohne

Ohne eine an das Wunderbare gränzende Leichtgläubigkeit, die bisher noch durch nichts hat geheilt werden können, würde man nicht Millionen Menschen gefunden haben, die geneigt sind, sich Zänkereyen wegen zu balgen und zu schlagen, die weder etwas mit ihrem Privatinteresse, noch mit dem Interesse des Vaterlandes gemein haben. Wie würde man Wesen, welchen die Natur Liebe für das Leben einflößt, haben überreden können, daß die Ehre von ihnen fordere, fröhlich dem Tode entgegen zu gehen und sich mit kaltem Blute erwürgen zu lassen, ohne dazu auf irgend eine Art persönlich gereizt zu seyn? Wie würde man sie haben verführen können, sich dem Eigensinne eines ihnen gemeiniglich unbekannten Herrschers aufzuopfern, der seine Sklaven verachtet, der ganz treuherzig glaubt, daß das in ihren Adern rollende Blut ihm gehört, das er durch einen sehr mäßigen Sold für hinlänglich bezahlt hält, der das Recht hat, es für seinen Ehrgeiz oder zu seinem Vergnügen fließen zu lassen, und der da glaubt, daß, wenn man umkommt, man weiter nichts als seine Schuldigkeit gethan hat? „Unglückliche! seyd ihr nicht da, um getödtet zu werden?" rief ein berühmter Held, der seine Armee kommandirte, seinen erschrockenen Bataillonen zu.

Es ist schön, sagt man, für das Vaterland zu sterben. Aber heißt das für das Vaterland sterben, wenn man sein Blut für den vergießt, der es unterdrückt, oder der aus niedrigem Eigennutze, von dem das Vaterland keinen Vortheil hat, seine Bürger zur Schlachtbank führt? Kann etwas niedrigeres, fühlloseres, entehrenderes gefunden werden, als sich

der

der verachtungswürdigen Eitelkeit eines Tyrannen aufzuopfern? Giebt es etwas verworfeners, als ihm stehendes Fußes zu dienen, um eine Gewalt auszudehnen, die er nur mißbrauchen kann?

Aber der Soldat wird doch für seine Tapferkeit und für sein versprütztes Blut wenigstens billig und seiner würdig belohnt werden? Der Despot wird sich doch gegen die Stützen seiner Gewalt und die Märtyrer seiner Thorheiten billiger bezeigen, als gegen seine andere Unterthanen? Keineswegs! Der tapfere Streiter der Ehre ist oft gezwungen höhnische Zurückweisung, Verachtung und angethanes Unrecht, das er von einem fühllosen Herrn oder einem stolzen Minister leiden muß, die ihn kaum würdigen, seine gerechten Klagen zu hören, oder einen Blick des Mitleidens auf seine Wunden zu werfen, in der Stille zu verdauen. Das inständige Ansuchen eines Ränkemachers, eines Schmeichlers, eines von vornehmer Hand Empfohlnen, eines Unterhändlers, eines Frauenzimmers, gelten mehr als die Bitten eines tapfern Mannes, der hundertmal sein Leben in Gefahr gesetzt hat. Seiner Glieder beraubt, mit Schwachheit und Alter beladen, schleppt er seine Tage in der Dürftigkeit, in Wehmuth und in der Schaam hin, daß er sein Glück und seine Wohlfarth thörichter Weise Undankbaren aufgeopfert hat, die über seine Einfalt und seinen ohnmächtigen Zorn lachen.

Auf diese Art, ihr Krieger, werdet ihr für eure blinden Vorurtheile bestraft, und so belohnt man euch, weil ihr das Vaterland verkannt habt, das

euch

euch das Leben gab, um euch an Leute zu hängen, die es unterdrücken. So erfahrt ihr, die ihr selbst undankbar seyd gegen eine Mutter, die ihr verrathen habt, wiederum die Undankbarkeit eines verachtungswerthen Sultans, welcher, während ihr euer Leben bey Belagerungen und Treffen in Gefahr setztet, im Serail in den Armen seiner Mätresse auf die Ungerechtigkeiten dachte, mit welchen er eure Treue bezahlen wollte.

Gedankt sey es der bezaubernden Gewalt der Meynung, daß es den ungerechtesten Fürsten so bald noch nicht an Schlachtopfern mangeln wird, die sich eine Ehre daraus machen, sich in ihren Zänkereyen todt schlagen zu lassen. Sie haben sich an die Stelle des Vaterlandes gesetzt, sie sind Herrn aller Pensionen und Gnaden, sie besitzen das große Triebrad der Menschen, sie verpflichten die Völker, die Ketten, unter deren Last sie fast erliegen, theuer zu bezahlen; ihr Hauptkunststück der Politik aber besteht darin, daß sie Herren der Meynung sind, und vernünftige Leute überreden, daß diejenigen Bürger die edelste und ruhmwürdigste Bedienung bekleiden, welche die Freyheit aus ihrem Vaterlande verbannen.

Der Soldat ist überall ein unbedachtsamer Wilder, dem die Herren die Freyheit abkaufen, wogegen sie ihm Unordnungen und Ausschweifungen erlauben. Der Soldat ist überall ein Automat, eine Maschine, ein Sklave, ein Feind der Freyheit seiner Mitbürger, die ihn zwingen würde, über seine eigene Sklaverey zu erröthen. Selbst an Ketten gewöhnt, ist er sehr ungehalten, wenn er sieht, daß andere

andere sich derselben entledigen wollen. Durch Bezwingung aller Stände des Staats glaubt er seine verworfene Abhängigkeit zu rechtfertigen.

Ausserdem ist der Soldat nach seinem Stande gezwungen, in den Tag hinein zu leben, ohne an den morgenden Tag zu denken, der niemals für ihn ist. Er ist leichtsinnig, eitel und unbedachtsam, wie ein Kind. Stolz auf seine Stärke und eifersüchtig auf die Ehre oder die Achtung, worauf er ein Recht zu haben sich einbildet, ist er eingebildet, zänkisch, hochmüthig und zornig. Seine falschen Vorstellungen erzeugen Rachgier und Ungerechtigkeit und machen ihm eine Pflicht daraus, unversöhnlich und mit kaltem Blute grausam zu seyn. Ein zerstrentes und unstätes Leben verhindert gemeiniglich die Vernunft zu kultiviren, und treibt ihn zu Lüderlichkeit und Ausschweifung. Auf Ermüdungen, Strapazen und Unruhe folgt Müßiggang, woraus ihn Spiel und Laster allein reißen können. Eine militärische Regierung hat einen sehr auffallenden Einfluß in die Sitten und den Charakter einer Nation, die immer geneigt ist, diejenigen, die sie achtet und bewundert, nachzuahmen. Zu eben der Zeit, da also der Soldat seine Mitbürger in Fesseln legt, trägt er auch das Seinige bey, um ihre Sitten zu verderben.

Eine vernünftigere Politik würde verlangen, daß man den Soldaten während des Friedens auf eine nützlichere Art beschäftigte; er würde alsdenn wenigstens einen Theil der Uebel wieder gut machen, die

der

der Krieg immer mit sich führt *). Die siegende Hand der Römer hielt es ihrer nicht unwürdig in den Ländern, die ihre Tapferkeit bezwungen hatte öffentliche Arbeiten zu übernehmen. Der Friede stieß sie nicht in einen schädlichen Müßiggang. Die siegenden Legionen erröteten nicht, das Grabscheit und die Hacke in die Hand zu nehmen. Sie verbesserten die Heerstraßen; sie trockneten Moräste aus; sie bearbeiteten Steine; sie nahmen die Mauerkelle; sie baueten Wasserleitungen und gruben Kanäle. Nach dieser so weisen Politik härtete sich der immer thätige Soldat zu Strapazen ab. Er entgieng den Lastern, welche die Faulheit gebieret; er setzte die von ihm eroberten Provinzen in einen blühenden Zustand und ward wenigstens während des Friedens ein nützliches Mitglied des Staats. Heutiges Tages scheinen die Fürsten gar sehr dafür zu sorgen, daß ihre Söldner ihren übrigen Unterthanen ja nicht den allergeringsten Vortheil verschaffen.

Mit Hülfe der Vorurtheile und der Verblendung gelingt es den Despoten sich mit einem Theile ihrer Unterthanen zu verbinden um alle andere zu unterjochen

*) In vielen Gegenden Europens hat eine ebenso ungerechte als barbarische Politik auf Desertion die Todesstrafe gesetzt. In Gefolge dieser militärischen Gesetze ist der Mensch, der durch Gewalt oder durch List zum Soldatenstand gebracht ist, darum, weil er sich von seiner Sklaverey zu befreyen gesucht hat, für die Gesellschaft vernichtet und für seinen ungerechten Herrn verlohren. So schaden Ungerechtigkeit und Despotismus, die immer blind sind, sich selbst.

jochen und sich in den Stand zu setzen, ohne alles Hinderniß an dem Untergange der Gesellschaft zu arbeiten. Aber was kommt endlich aus dieser tiefen und so durchdachten Politik heraus? Ist der Despot in der Mitte einer zitternden und verzagten Nation in der That mächtig? Ist sein durch seine Legionen schüchtern gemachtes Volk, thätiger, fleißiger, glücklicher? Er selbst, umgeben von seinen Bataillonen, glücklicher? Ohne Zweifel ist er es nicht! Die unter dem Joche zertretene Nation fällt nach und nach in eine vollkommene Erstarrung. Ihr gegen alle seine Unterthanen mißtrauischer Tyrann wird endlich, umgeben von seinen Trabanten, der traurige Kerkermeister selbst, ohne jedoch deshalb im geringsten sicherer zu seyn. Seine Garden werden seine Herren und schreiben ihm bald Gesetze vor. Seine Krone und sein Leben hängen alle Augenblicke von den Launen und dem Eigensinn eines Haufens von Menschen ab, die Miethlinge sind, und aus Leichtsinnigkeit, Unbedachtsamkeit, Thorheit ihn die Würkung ihres Mißvergnügens empfinden lassen. Ein in Weichlichkeit eingeschläferter Sultan, der von einem Bessire, einem Verschnittenen, einer närrischen Sultanin regiert wird, läuft alle Augenblicke Gefahr das Opfer seiner aufrührischen Janitscharen zu werden. In einem despotischen Staate gehört der Thron demjenigen, der den Muth hat, sich darauf zu setzen.

So zerstört sich der Despotismus als ein Werk der Gewalt und der unrechtmäßigen Erwerbung wiederum durch Gewalt und widerrechtliche Anmaßung. Diejenigen, welche den Königen rathen, sich eine uneingeschränkte Gewalt anzumaßen, sind ihre ärg-

sten Feinde. Sidney bemerkt sehr richtig, daß, „wenn Gewalt und Stärke Rechte gäbe, ein jeder Mensch in Versuchung seyn würde alle seine Kräfte anzustrengen um eine Krone zu rauben, die der Preis derselben wäre.“ Ein Souverän, der sich ungerechter Weise über seine Unterthanen Rechte anmaßt, scheint sie aufzufordern, ihm in seinen Rechten Eintrag zu thun oder ihn selbst zu vernichten.

Wenn man euch als ein Problem die Erfindung des sichersten Mittels ein Volk und dessen Fürsten unglücklich zu machen vorlegen sollte: so gebt einem eingeschränkten Kopfe eine unumschränkte Gewalt; sorgt dafür, daß er nie aufgeklärt werde; macht diese Gewalt fortdauernd; gebt ihm zur Unterstützung zahlreiche Armeen; erlaubt ihm seine Unterthanen zu drücken ohne jemals ihre Klagen hören zu wollen — und das Problem wird aufgelöset seyn.

Die willkührliche Gewalt verschaft niemanden weder Glückseligkeit, noch Ruhe, noch Macht, noch Sicherheit. Ein Tyrann ist ein Unsinniger, der, da er allein wider alle ist, sich vor einen jeden seiner Unterthanen fürchten muß. Was setzt er ihnen entgegen? Soldaten, Menschen ohne Vernunft, feile Seelen, die leicht zu gewinnen sind, und die jeder ehrgeitzige Chef wider den Souverän zum Aufruhr verleiten kann. Jeder Despot ist ein Rasender, der sich alle Augenblicke mit dem Schwerdte verwundet, mit dem er sein Volk schlägt. Das militärische Regiment macht den Soldaten zum Schiedsrichter über das Schicksal des Fürsten. Gerechte Gesetze und Zuneigung des Volks sind die festesten Grundlagen

der

der Gewalt der Könige. Der Despotismus ist ein stürmisches Meer, auf dem sowohl der Steuermann als die Reisegefährten immerwährend einem Schiffbruche ausgesezt sind *).

Jede Thorheit bestraft sich selbst. Falsche Begriffe von Hoheit und Grösse spiegeln einem Fürsten vor, daß es schön sey eine uneingeschränkte Gewalt auszuüben, oder daß es seiner unwürdig sey, Hindernisse zu finden, die seinem höchsten Willen entgegen sind. Sein Ehrgeiz geräth sofort in Wallung; er wirft alle Schranken um; er vernichtet die Gesetze und legt denen, die ihn den Zustand seines Volks kennen lehren könnten, ein ewiges Stillschweigen auf; aber er wird für seine Thorheit mit der Kleinmüthigkeit und dem Elende bestraft, die sich in seinem Lande festsetzen. Glaubt er sich mit Hülfe seiner Armeen und seiner Soldaten über das allgemeine Mißvergnügen hinwegzusetzen? Er vermehrt nur die Verwüstung; seine Garden und seine Helfershelfer werden seine Herren; seine Dürftigkeit setzet ihn außer Stand, ihre Gierigkeit zu befriedigen und sein Leben ist dem Eigensinn einer trotzigen und unverschämten Miliz unterworfen, die nicht säumt ihre Stärke zu fühlen. Die Legionen waren es, die dem römischen Reiche so viele Tyrannen gaben, die es zum Untergang brachten; die Hand der Soldaten

*) Non exercitus neque thesauri regni praesidia sunt; regum amici, quos neque armis cogere, neque auro parare queas, officio et fide parantur.
Sallust.

war es, wodurch sich diese Ungeheuer einer nach den andern zu sterben gezwungen sahen.

Ein Tyrann ist ein wahrer Unsinniger, der durch die thörichten Anstrengungen seiner falschen Politik nur seinen eigenen Fall vorbereitet. Er gräbt immer das Grab, das ihn unter den Trümmern des Staats begraben soll. Die vorübergehende Ruhe, welche der Despotismus bisweilen zu genießen scheint, gleicht der falschen und untreuen Windstille, die gemeiniglich dem Ungewitter, den Orkanen und den Erschütterungen vorhergeht, welche die Erde bis auf den tiefsten Grund in Bewegung setzen.

Souveräne der Welt! Man betrügt euch, wenn man euch sagt, daß ihr Götter seyd. Eroberer! man betrügt euch, wenn man euch überredet, daß ihr große Menschen seyd. Monarchen! man betrügt euch, wenn man euch reizet, eine unumschränkte Gewalt an euch zu reißen, die immer mit Unruhe und Gefahren umgeben ist. Man betrügt euch, wenn man euch sagt, euer Interesse verlange es, daß ihr euren Völkern die Freyheit raubt, ohne welche sie weder an eurer eigenen Macht noch an ihrer Glückseligkeit arbeiten können. Man betrügt euch, wenn man euch einbildet, daß man euch liebe, während ihr nur daran denkt, Furcht und Schrecken zu verbreiten. Man betrügt euch endlich, wenn man euch sagt, daß zahlreiche Armeen, Miethlinge und Söldner euch in Sicherheit setzen werden. — Seyd gerecht; macht eure Völker frey; regiert nach den Gesetzen; leidet es nicht, daß man sich eures Namens bediene, um Tyranney zu üben. Liebet eure

Un-

Unterthanen; beschäftigt euch mit ihren Bedürfnissen; hört ihre gerechten Klagen; stellt gute Sitten her; belohnt Verdienst und Tugend; verbannt von euch das Laster; bestraft Unterdrückung und Verbrechen — und alsdann werdet ihr in der That groß, reich und mächtig seyn, dann werdet ihr aufrichtig geliebt werden, dann werdet ihr mitten unter eurem zufriedenen Volke eine wahre Sicherheit genießen und euer kostbares Leben wird von euren euch mit Seele und Herz zugethanenen Unterthanen weit besser bewacht werden, als von kriechenden Hofschranzen und Söldnern, die immer unfähig seyn werden, eine aufrichtige Zuneigung zu hegen. Die Tugend allein hat das Recht aufrichtig geliebt zu werden.

Zehntes Hauptstück.

Von den wahren Quellen der Verderbniß der Sitten. Von der Meynung.

Alles vereinigt sich zu beweisen, daß unter den mancherley Ursachen, welche auf die Menschen einen Einfluß haben können, keine so stark und in die Augen fallend würke, als die Regierung. Wenn wir nur ein wenig über das nachdenken, was sich vor unsern Augen zuträgt; so werden wir sogleich den Einfluß der öffentlichen Verwaltung sowohl in den Karakter und in die Meynungen, als auch in die

Gesetze, Gebräuche, Sitten und in die Erziehung eines Volks wahrnehmen. Die Natur giebt die Körper; das Klima würkt auf das Temperament; aber die Regierung modificirt und ändert sowohl Natur als Klima. Die Natur flößt den Menschen die nämlichen Leidenschaften ein; die Stärke oder Schwäche derselben hängen vom Temperamente ab; aber die Regierung leitet die von der Natur gegebene Leidenschaften und beherrscht selbst das Temperament. Man gebe Bäumen der nämlichen Art verschiedene Wärter und man wird sehen wie sehr sie nach der Wartung, die sie erhalten, von einander verschieden sind. Die Fürsten sind die, welche den Acker anbauen; die Menschen, die nach ihrer Natur die nämlichen sind, verändern sich unter ihren Händen auf verschiedene Art. Nach der Wartung, die sie ihnen schenken, bringen sie angenehme oder schädliche Früchte hervor *).

Ein berühmter neuerer Schriftsteller scheint dem Himmelsstrich einen zu großen Einfluß auf die Menschen und ihre Einrichtungen beyzulegen. Ob man gleich nicht leugnen kann, daß diese Ursache sehr auffallend auf sie würket, und sichtbar vielen Antheil an ihren Gebräuchen, Gesetzen und Meynungen habe; so darf man doch nur um sich sehen, um gewahr zu werden, daß es keinesweges das Klima ist, das am stärksten auf die Menschen und ihre Einrichtungen Einfluß hat. Sehen wir nicht den Despotismus gleich gut in dem brennenden Sande Lybiens und

*) Der Präsident Montesquieu in seinem Esprit des Loix.

und in den beeiseten Gegenden des Nordens, in den fruchtbaren Feldern von Indostan und in den Wüsteneyen Scythiens seinen Thron aufrichten? Freylich ist der kraftlose Bewohner eines warmen Lands, dem die großmüthige Sonne fast alle seine Bedürfnisse ohne Arbeit darreicht, viel schwächer, feiger, weibischer, und mithin viel geneigter sich in Ketten legen zu lassen, als der starke Bewohner eines bergigten oder eines unfruchtbaren Landes, das ihn zu arbeiten zwingt. Aber warum sieht man seit so vielen Jahrhunderten den herumschweifenden Araber das Joch der Knechtschaft listig von sich abwenden, welches seit tausend Jahren den Perser, Aegypter und Mauren, seine Nachbaren, unterdrückt? Ist der Himmelsstrich in Arabien von dem in Chaldäa, Assyrien und Marocco so sehr unterschieden? Bewohnt der unbezwungene Tatar eine günstigere Gegend, als der Syberier? Ist wohl jemand mehr zu Strapazen abgehärtet und dennoch mehr Sklave als der Russe, Japaner und Türke? Sie gehen dem Tode muthig entgegen und demohnerachtet liegen sie in Ketten.

Aber ohne entlegene Beyspiele aufzusuchen, sehen wir nicht das Land der Römer, der Eroberer der Welt, zu unsern Zeiten von Sklaven bewohnt, die zu den Füßen eines Priesters kriechen? Haben die Spanier und Portugiesen, die in unsern Zeiten in Elend und Armuth seufzen und in der Sklaverey erstarren, nicht diejenigen Gegenden inne, die ehemals von den Iberiern und Lusitaniern, sehr muthigen und thätigen Völkern, bewohnt wurden? Haben denn in Ansehung der Griechen, die

von den edelmüthigsten Vertheidigern der Freyheit abstammen, jetzt aber vor dem Blicke eines Janitscharen zittern, sich Himmel und Erde verändert?

Nicht also das Klima macht die Menschen zu dem, was sie sind, noch hat es auf ihre Sitten den stärksten Einfluß; die Meynung ist es besonders, die nichts anders ist als ein Haufe uns überlieferter Ideen, die durch Erziehung, Religion und Regierungsform fortgepflanzt, durch Beyspiel verstärkt und durch Gewohnheit, wodurch sie so zu sagen mit uns zusammen schmelzen, verewigt werden. Eine wahre Meynung ist die, welche sich auf Vernunft und Erfahrung gründet. Eine falsche Meynung ist die, welche nur Unwissenheit und Vorurtheil zur Grundlage hat. Diese ist die wahre Quelle des moralischen Uebels. Bemächtigt sie sich der Vernunft der Fürsten und der Völker; so macht sie sie über ihr augenscheinlichstes Interesse blind und fühllos. Sie betrügt sie über Gegenstände, die da sind, um sie zu wünschen und erhitzet ihre Einbildungskraft für thörichte Chimären. Sie läßt sie im finstern auf dem Wege des Lebens dahin tappen, wo sie sich unaufhörlich stoßen und drängen, um zur vermeintlichen Glückseligkeit zu gelangen. Sie sind verirrten Wanderern ähnlich, die in einer dunkelen Nacht alle Augenblicke von trügerischen und bald verschwindenden Irrlichtern hintergangen, von dem rechten Wege abgeführt und ins Verderben gestürzt werden.

Warum ist die Erde ein Raub und eine Beute der Tyrannen, die sie verheeren und geschworen zu haben scheinen, alle Glückseligkeit von derselben zu ver-

verbannen? Darum, weil das Vorurtheil ihnen die Glückseligkeit, Macht und Ruhm in verheerenden Eroberungen, kindischer Pracht, närrischen Verschwendungen und ausschweifenden Leidenschaften darstellt, die nicht anders befriedigt werden können, als mit dem Jammer und dem Elende der Völker. Warum sehen wir ehemals großmüthige Völker jetzt unter dem schändlichen Joche eines alles unterdrückenden Despotismus zertreten? Darum, weil sich ihre Meynung geändert hat, weil die Gewalt der Eroberer und Despoten die Schnellkraft und das Getriebe des Geistes zerbrochen hat; weil es dem Aberglauben, den Mitschuldigen der Tyranney, gelungen ist, die Menschen herunter zu setzen, und sie träge, faul, feige, furchtsam und unempfindlich zu machen. Warum sehen wir ganze Völker sich durch Treulosigkeit, Verrätherey, Meuchelmord und andere schändliche Laster auszeichnen? Darum, weil von einer Seite die Meynung sie Herren unterwirft, deren Beyspiel sie mit Gewaltthätigkeit, Meineyd, Machiavellismus und Falschheit vertraut macht, und von der andern Seite die Priester, anstatt daß sie die Menschen aufklären sollten, sie in der tiefsten Unwissenheit unter dem Schirme einer feilen Religion erhalten, die immer bereit ist, die schwärzesten Verbrechen wieder auszusöhnen. Warum sehen wir Völker, eingenommen von Handel und von Leidenschaft nach Reichthümern, trunken denselben ihre gegenwärtige Wohlfahrth und ihre Freyheit aufopfern? Darum, weil die gemeine Meynung sie überredet, daß Geld allein die wahre Glückseligkeit ausmacht, da es doch nur ihre betrügerische Vorstellung ist. Warum finden wir bey einigen

Nationen einen Charakter der Unbedachtsamkeit, Eitelkeit und Thorheit, der sie von wichtigen Gegenständen abzieht? Darum weil eine eitele, unbeständige und nachlässige Regierung die Meynung eines unbedachtsamen Volks regiert, das sich einbildet, es sey schön, die Thorheiten und Laster nachzuahmen, welche die Fürsten und Großen durch ihr Beyspiel öffentlich sanctioniren. Warum sind endlich fast alle Bürger ungerechte und verkehrte Menschen, die immer damit beschäftigt sind, sich das Leben untereinander unangenehm zu machen und zu vergällen? Darum weil es überall an einer Erziehung mangelt, die im Stande wäre, die öffentliche, gemeinhin verderbene und falsche Meynung zu berichtigen, weil die Regierung überall die Menschen auffordert sich zu verderben, und sie verhindert sich aufzuklären, weil überall diejenigen, welche die Menschen zum Guten anreizen und ermuntern könnten, sie mit Gewalt zum Bösen treiben, ihnen das Laster nothwendig machen, und ihnen die Tugend als ein Ding vorstellen, das ihrer Glückseligkeit gerade entgegengesetzt ist.

Alles überzeugt uns demnach, daß es nothwendig sey, die falsche Meynung zu bestreiten, und an ihrer Stelle die wahre Meynung aufzustellen. Man sage uns nicht, daß der Mensch sich nicht bessern lasse, daß seine Irrthümer ihm theuer und seine Vorurtheile angenehm seyn. Lehrt denn nicht die Erfahrung, daß er seine Meynungen verändert hat? Freylich hat er oft nur einen Irrthum verbessert, um einen andern ergreifen zu können. Aber das beweiset nicht, daß sein Herz nur für das Böse, und sein Kopf für die Lüge gemacht sey; es beweiset nur, daß

daß aus Mangel der Erfahrung die Menschen oft von denen sind betrogen worden, die ihnen Chimären für Realitäten darstellten, die ihnen ihre Glückseligkeit in Dingen zeigten, worin sie nicht vorhanden war, und die nur ihre Vorurtheile vervielfältigten, ohne ihnen jemals die Wahrheit zu verkündigen, von welcher diese Führer selbst keinen Begriff hatten.

Haben Meynungen freye und muthige Griechen und Römer in verächtliche und kriechende Sklaven verwandeln können; warum sollte es der Wahrheit nicht glücken können, des Elendes müde Menschen in muthige Bürger und Schwärmer für Freyheit und Tugend zu verwandeln? Mit welchem Rechte sollen wir glauben, daß die Lüge allein die Gewalt habe, die Einbildungskraft und die Herzen der Völker zu erwärmen? Warum sollte die Wahrheit nicht aus denen Enthusiasten machen können, die einmal empfunden haben, wie höchst nöthig sie zur Wohlfarth der Völker ist? Wenn die Leidenschaft der Freyheit lebhaft in der Brust der Britten und Bataver erwacht ist, und sie aus dem Elende und der Erstarrung, worin sie der Despotismus hielt, erlöset hat; warum sollen nach ihren Beyspielen nicht auch andere Völker ihre Augen über ihre Rechte und ihren wesentlichsten Vortheil aufthun? Was haben wir überhaupt für Ursache zu zweifeln, daß sich nicht einmal großmüthige Fürsten finden sollten, welche der krummen, ängstlichen und wenig sicheren Wege, einer falschen Politik überdrüßig, am Ende ihr wahres Interesse begreifen, und den Maximen eines unsinnigen Despotismus entsagen, dessen Wür-

kung

kung von je her gewesen ist und immer seyn wird, die Wohlfarth des Fürsten und der Unterthanen zu zerstören?

Der Erfahrung, dem Nachdenken und der Wahrheit kommt es zu, die Augen der Menschen und derer, welche sie leiten, zu öfnen. Die Vernunft allein kann sie auf den Weg bringen, der sie zum verlangten Ziele führt. Wird man sie nicht hören, so wird die Noth, deren mächtiger Arm die Völker eben so schwer drückt als ihre Beherrscher, jene so gut wie diese über kurz oder lang mit Gewalt zwingen, zur Wahrheit, Vernunft und Billigkeit, als den einzigen Mitteln wider ihre langgedauerten Thorheiten und ihren endlich unerträglich gewordenen Jammer, Zuflucht zu nehmen. Das Elend, dieser große Lehrmeister der Menschen, macht sie klüger und weiser; widriges Schicksal bringt den Kopf der Menschen zur Reife, und verdoppelte Streiche des Unglücks zwingen die Thorheit selbst zum Nachdenken. Es kommt eine Zeit, wo die Vernunft die Gemüther geneigt findet sie zu hören; es kommt eine Zeit, wo die Wahrheit bey den Völkern die Materien findet, die geschickt sind sie in Feuer zu setzen. Es kommt eine Zeit, wo der Sklave sich seiner Ketten schämt, die er so lange getragen hat; es kommt endlich eine Zeit, wo Tyrannen selbst werden genöthigt seyn, bey den Altären der Wahrheit und der Tugend, die sie immer am meisten verachtet hatten, einen Zufluchtsort zu suchen.

So muß sich die männliche Stimme der Wahrheit, die weit entfernt ist die Fürsten zu beleidigen,

hören

hören lassen, um sie vor drohenden Gefahren zu warnen. Wollen sie ihr Ohr nicht leihen; so wird sie die Nation von dem traurigen Schlafe, worin sich alles, sie zu erhalten, vereinigt, erwecken. Nur denen kann diese Wahrheit mißfallen, die der Irrthum überredet, daß ihre eigene Glückseligkeit in Böses thun bestehe. Haben denn die Führer der Völker einen Vortheil dabey, wenn sie selbige irre leiten? Ist es nicht vielmehr ihr Vortheil, sie sicher, leicht und fröhlich zu leiten, und ihnen die Vortheile zu verschaffen, die auf sie selbst wieder zurück fallen? Es ist nöthig, diesen Despoten, die so oft an dem Rande des Abgrundes schlummern, den Schmeicheley und Lügen unter ihrem Throne zu graben beschäftigt sind, eine heilsame Furcht einzuflößen. Sie müssen zittern bey den Verwüstungen, die ihre Trägheit, ihre Ungerechtigkeiten, ihre Leidenschaften und ihre Ausschweifungen anrichten; — sie müssen den Preiß der Vernunft kennen lernen; sie müssen die Wahrheit zu verfolgen aufhören, sich selbst aufklären, ihre Unterthanen aufklären; sie müssen lernen, daß die wahre Wohlfarth der Völker und ihrer Fürsten von der Vortreflichkeit ihrer Sitten abhange, und ihre Unterthanen müssen von ihnen lernen, daß kein Mensch glücklich seyn könne, wenn er sich nicht den Gesetzen der Tugend unterwirft.

Wenn einmal die Fürsten die Augen aufthun werden, dann werden sie sich leicht überzeugen, daß sie das Elend der Völker, wobey sie selbst immer mit elend sind, den falschen Begriffen, die ihnen eine betrügerische Politik von ihrem Eigennutze macht, den traurigen Anschlägen einsältiger Menschen, von

denen

denen sie umringt sind, und den Schmeicheleyen, womit die kriechenden Höfe sie vergiften, zu verdanken haben. Die Ursachen des gewöhnlichen und dauerhaftesten Elendes, werden sie in der unsinnigen Thorheit finden, die sie immer zum Krieg hinzieht, — in den ausserordentlichen Auflagen, und in den täglichen Ungerechtigkeiten, deren Folge eine völlige Verzagung und Kleinmüthigkeit ist, die den Unterthanen die fürstliche Gewalt, die sich nur immer durch ihre Strenge offenbart, verhaßt macht. Die Quellen der Laster und Verbrechen werden die Fürsten in der Verderbniß der Höfe, diesen so respektirten Hölen aller Schandthaten, von wannen sich die Seuche über alle Unterthanen verbreitet, gewahr werden. Sie werden es fühlen, daß es die verkehrte und ungerechte Regierung ist, welche die Menschen, böse, ungerecht, betrügerisch, neidisch, eifersüchtig, eitel und immer sich zu schaden bereit macht. Sie werden die wahre Ursache der Seltenheit des Verdienstes, der Tugend und der Talente, in der Nachlässigkeit der Verwaltung, in ihrer Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Erziehung, in ihrer wenigen Sorgfalt wahres Verdienst zu belohnen, und in ihrer gar zu gewöhnlichen Partheylichkeit für Unfähigkeit und gefällige Laster erkennen. Sie werden die Quelle einer unendlichen Menge von schreyenden Mißbräuchen, in Uebertretungen partheyischer Gesetze, in barbarischen Gebräuchen und abgeschmackten Gewohnheiten, die dem gemeinen Besten gerade zuwider sind, antreffen. Sie werden erfahren, daß die traurigen Beyspiele, welche diese den Nationen geben, die ihre Muster seyn sollten, die offenbaren Ursachen so vieler Unordnungen sind, welche die gemeine

meine und besondere Glückseligkeit der Völker vernichten. Alles wird sie die verdammte Folge eines ausgelassenen Luxus, einer ungeordneten Leidenschaft nach Reichthümern, einer närrischen Nachahmung der Eitelkeit, kurz, aller dieser Narrheiten lehren, die dem Staate zu seinem Untergange verhelfen. Ueberhaupt wird ihnen alles beweisen, daß, um besser und glücklicher zu werden, die Nationen der Unterweisung, der Aufklärung und der Freyheit bedürfen; — daß Unwissenheit nur dumme, — Vorurtheile, nur Unsinnige, — Tyranney, nur gefährliche Sklaven — und nur die Vernunft allein — ruhige, weise, tugendhafte und einer vernünftigen Regierung gehorsame Bürger hervorbringen kann.

Man fordert fast immer Würkungen, die den Ursachen ganz entgegen sind. Tugend, Vernunft und Sitten in Verbindung mit einer gewaltsamen Regierung, mit einem verderbten Hofe, mit unvernünftigen Beyspielen, fordern, heißt eben so viel als verlangen, daß ein vertrockneter Baum angenehme Früchte tragen soll. Verderbene Sitten, epidemische Laster und häufige Verbrechen sind die Herolde des Verderbnisses der Regenten, der schlechten Verfassungen, der schädlichen Vorurtheile, der mangelhaften Erziehung und der ungereimten Meynungen.

Den Ungerechtigkeiten der Fürsten und Völker — die wunderbare Vorschriften und die ausführbare Moral einer finstern Religion entgegen setzen, heißt Hypothesen, Phantome und Worte mächtigen Leidenschaften, die alles anzufeuern sich vereinigt, entgegen stellen. Mäßigkeit, Verachtung der Reichthümer,

thümer, Billigkeit und Vernunft eiteln Menschen empfehlen, die im Luxus ersoffen sind, die von ungerechten und unvernünftigen Herren regiert werden, die nur solche Eigenschaften schätzen, die ihren Absichten entsprechen, — heißt ihnen sagen, daß sie auf Glück und Wohlstand Verzicht thun sollen. Die erhabenen Anweisungen, welche die Religion vom Himmel kommen läßt, sind für Erdbewohner nicht gemacht. Die Grundsätze der einfachsten und weisesten Sittenlehrer werden immer durch das Beyspiel der Fürsten und der Großen, und durch das, was in der Gesellschaft geschieht, widerlegt. Wie können also diese Grundsätze auf das praktische Leben Einfluß haben? Die Moral ist einem liebenswürdigen Mädchen ähnlich, dessen Schönheit die ganze Welt bewundert, die aber niemand heyrathen mag, weil sie keinen Brautschatz hat.

Nur eine billige Regierung kann mit Hülfe einer aufgeklärten Gesetzgebung die Menschen weiser machen und ihnen mit Erfolg die Moral predigen. Eine ungerechte und unvernünftige Regierung wird niemals andere als ungerechte, lasterhafte, eitele, dumme, abgeschmackte und die Vernunft zu hören und ihr zu folgen unfähige Menschen, denen selbst die Tugend unbequem, lästig und lächerlich zu seyn scheint, hervorbringen.

Eilftes Hauptstück.

Einfluß der Regierung auf die Großen im Volke.

Man sieht und beklagt die Würkungen und dennoch fährt man eigensinnig fort die Augen über ihre wahre Ursachen zu verschließen. Die Vorurtheile des Aberglaubens, die Schmeicheley der Höfe, die Gewaltthätigkeit und Unerfahrenheit der Fürsten und die Trägheit und Unwissenheit der Völker, haben, wie man gesehen hat, Despotismus und Tyranney ausgebrütet. Diese Regierung oder vielmehr diese Straßenräuberey ist die Geissel der Völker, die Zerstörerin aller Ordnung, die Feindin alles Guten und die Verderberin der ganzen Moral geworden. Die Politik, die dazu bestimmt ist, die Nationen zur Glückseligkeit zu leiten, ist fast in allen Ländern ein blinder Führer, der sie in die Irre leitet, das Werkzeug ihres Elendes, die Quelle ihrer Vorurtheile, der Unvernunft, und der Laster und Thorheiten ohne Zahl, von welchen die Gesellschaften die Schlachtopfer sind. Die Kunst Menschen zu regieren, besteht nach einem schändlichen Mißbrauche gewöhnlich in weiter nichts als in der Kunst, sie zu betrügen, sie zu theilen, sie sich einander entgegen zu setzen, sie boshaft oder unsinnig zu machen um sie desto leichter unterjochen und ausplündern zu können.

Kann es unter einer tyrannischen Regierung wohl Sitten geben, und wozu könnte die Tugend helfen? Ist nicht jede Sittenlehre im Widerspruch mit dem Despotismus, der immer blinden Eigensinn an die Stelle des Gesetzes und der Vernunft setzt, der Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Mitleiden, Mäßigung und die heiligsten Rechte der Menschen mit Füßen tritt? Nein, die Tugend ist nicht für gefesselte Sklaven gemacht, die ihr Herr nach seinem Wohlgefallen fortzieht. Die Begierden eines Tyrannen sind immer unordentlich. Die Völker werden nur gerecht und vernünftig seyn, wenn sie von gerechten und vernünftigen Fürsten regiert werden. Vernunft und Billigkeit können von Geschöpfen weder erkannt, noch gelehrt, noch geübt werden, welche die Billigkeit hassen, die Vernunft verdammen, die Wahrheit fürchten, die Augen aufzuthun sich weigern und alles in Bewegung setzen, zu verhindern, daß ihre Unterthanen sich nicht aufklären.

Jeder ungerechte Mensch ist gemacht, die Billigkeit, die er verdammt, zu hassen und die Tugend, von der ihm sein Gewissen sagt, daß er ihrer gänzlich beraubt sey, zu fürchten. Die Tyranney muß die gesellschaftlichen Tugenden fürchten; sie muß alles von demjenigen besorgen, das dahin zielt, die Bürger sich näher zu bringen, ihr Interesse zu vereinigen und das Band der Gesellschaft näher und fester zusammen zu ziehen. Von einer andern Seite kann ein ehrlicher Mensch die Tyranney deren Zweck jeder Tugend zuwider ist, weder lieben noch beschützen. Ein Tyrann kann nur die lieben, die ihm ähneln und ihm nützlich sind. Er bedarf Schmeichler; er

bedarf

bedarf Leute, die seinen Ungerechtigkeiten Beyfall geben; er bedarf Minister ohne Mitleiden, ungerechte Räthe, unter sich uneinige Sklaven, deren nicht übereinstimmende Leidenschaften seiner eigenen Sicherheit nothwendig sind und dazu dienen, seine Gewalt zu befestigen. Theile die Sklaven, um zu regieren *) war immer die erste und vornehmste Lieblingsmaxime aller Tyrannen.

Jeder Mensch, der eine uneingeschränkte Gewalt besitzt, hat keine Bewegungsgründe Gutes zu thun. Was für Bewegungsgründe sich zu unterrichten oder seine Leidenschaften zu zügeln, kann ein Mensch haben, der alles ungestraft thun kann, dessen Thorheiten und Wahnsinn selbst respektirt werden und der die Macht hat, alle die mit Gewalt zu zertreten, die er durch seine Bestechungen nicht verführen kann? Wie will man einem förmlichen Straßenräuber, dem zweymal hundert tausend Arme zu Befehle stehen, begreiflich machen, daß er unglücklichen Geschöpfen etwas schuldig ist, die nur zwey Aerme haben und die zu gebrauchen sie sich nicht unterstehn? Wie will man den Leidenschaften eines von der Vorstellung seiner eigenen Grösse aufgeblasenen Fürsten, und der gegen alle andere Menschen die tiefste Verachtung heget, einen Zügel anlegen? Wie will man einen Menschen im Zaum halten, der zur Erfüllung seiner abgeschmacktesten Begierden im Stande ist, die Begierden und Leidenschaften so vieler Sklaven und Banditen in Bewegung zu setzen, als nöthig sind

*) Divide et impera.

das Geschrey und die Seufzer aller seiner Unterthanen zum Schweigen zu bringen? Die uneingeschränkte Gewalt vernichtet in den Augen eines jeden Menschen, wenn sie gebraucht wird, alle Bande der Gesellschaft und mithin auch alle Pflichten der Sittenlehre.

Müssiggang, sagt man, ist die Mutter aller Laster. Ein Mensch, der nicht durch einen starken Trieb zur Arbeit angespornet wird, wird nicht sehr versucht sich zu beschäftigen. Faulheit und Nachlässigkeit bemeistern sich gemeinhin der Fürsten, die, da alles ihren Wünschen zuvorkommt, keine Mühe haben, die Gegenstände ihres Verlangens zu erhalten. In der Weichlichkeit und dem Hasse gegen Arbeit erzogen, haben sie gegen die Langeweile keine andere Hülfsmittel, als Wollust, Liederlichkeit, immerwährende Zerstreuung, und das Spiel außerordentlicher und kostbarer Vergnügungen, die allein reitzend genug sind ihrer dummen und erstarrten Seele einige vorübergehende Empfindungen zu verursachen. Immerwährende Ergötzlichkeiten sind mit der Verwaltung eines Staats unverträglich; man muß sich also derselben entladen und sie andern anvertrauen. Allein ein der Thätigkeit und der Aufklärung oder Vernunft beraubter Fürst, befördert nur die, welche ihm Intrigue und Kabale vorstellen. Selbst ohne Talente, ohne Verdienst und ohne Tugend, ist er ein inkompetenter Richter des Talents, des Verdienstes und der Tugend. Der Despot kennt kein anderes Verdienst, als ihm zu gefallen, und kein anderes Talent als seinen Begierden ein Genüge zu thun. Das Wohl des Staats ist ihm vollkommen gleichgültig. Er verabscheuet es, wenn es sich seinen

Lei-

Leidenschaften widersetzt, die niemals etwas unmögliches finden wollen.

Um die Menschen nachdrücklich und kräftig sich zu verderben aufzufordern, darf man nur die Niederträchtigkeit und Schmeicheley belohnen und erheben, und die Grösse der Seele ersticken oder bestrafen *). In allem, was die Menschen thun, suchen sie Ehre, oder Wohlfarth und Glückseligkeit. Sehen sie nun diese Güter nur mit dem Bösen verbunden; so überliefern sie sich dem Bösen und halten die Tugend für ein zu schmerzhaftes Opfer, als daß man dasselbe darbringen könnte. Man muß die nothwendige Verbindung der Dinge gar nicht fühlen, wenn man sich darüber wundert, daß unter einer schlechten Regierung, Gunst, Ansehn, und Ehrenstellen nicht Belohnungen der Aufgeklärtheit oder der Vernunft und der Rechtschaffenheit seyn können. Wenn ein ehrlicher und aufgeklärter Mann unter einer solchen Regierung würklich zu Ansehn und Ehrenstellen gelangte, alsdann hätte man Ursache sich zu wundern. Das Verdienst giebt dem Menschen Hoheit, Stolz, Stärke und Seelengrösse. Die Tugend schätzt und ehrt sich selbst; große Talente sind mit der Kunst zu kriechen unbekannt, daher sie denen mißfallen, welche wollen daß man vor ihnen kriechen soll; eitlen, mit Kleinigkeiten beschäftigten und sehr mittelmäßigen Köpfen, welche die Austheiler der Gunstbezeigungen sind,

*) Ubi malos praemia sequuntur, haud facile quisquam gratuito bonus est.

Sallust.

sind, erwecken sie Argwohn. Es wäre wider die Natur wenn verworfene Minister ohne alle Vernunft und Tugend, edle Seelen lieben und beschützen, Talente begünstigen, wodurch sie sich selbst ins Dunkle stellten, und auf die Tugend, die ihnen eine Chimäre zu seyn scheint, etwas halten sähe. Es ist ganz in der Ordnung, daß eine verderbene Regierung aus einer Kette von Verderbnissen besteht, die sich von dem Fürsten bis auf den letzten Stubenheizer erstreckt. Es ist in der Ordnung, daß Leute von diesem Schlage ehrliche Leute verabscheuen und ihnen Schelmen, Schurken, Schmeichler, Verräther und Spione, die zu allem zu gebrauchen sind, wozu sie der Hof zu gebrauchen pflegt, vorzuziehen sind.

Der Ehrgeiz oder das Verlangen, sich über andere zu erheben, ist, wie wir gesehn haben, eine natürliche Leidenschaft des Menschen. Derjenige, der sich fähig fühlt, seinen Mitbürgern nützliche Dienste leisten zu können, besitzt sie auf eine rechtmäßige Weise. Eine weise Regierung kann und muß diese Leidenschaft in Bewegung setzen um thätige Mitarbeiter an ihren Entwürfen und bey ihrem Vornehmen zu haben. Die großen Stellen sind in den Händen des Fürsten Belohnungen, welche Talente aufmuntern können. Eine tyrannische Regierung verlangt nur Mitbeiter; ein lasterhafter Tyrann, will nur Leute um sich haben, die ihm ähnlich sind. Ein Fürst, der sich seiner eigenen Unfähigkeit bewußt ist, fürchtet sich Minister zu haben, die ihn in den Augen seiner Unterthanen, vernichten würden.

Ein

Ein Fürst, der schlechte und böse Minister anstellt, arbeitet an seinem eigenen Untergange. Ohne Zweifel wird man sagen, daß die Fürsten Menschen sind und betrogen werden können; allein jeder Souverän, der Augen hat, kann nicht lange betrogen werden. Seine Nachlässigkeit ist unverzeihlich, wenn er in seiner Blindheit verharrt. Wenn es schwer ist das Herz der Menschen zu kennen, so ist es doch wenigstens leicht, von ihren Talenten nach ihrem Betragen zu urtheilen. Kann wohl etwas unvorsichtigeres gedacht werden, als wenn Fürsten die öffentliche Verwaltung Menschen in die Hände geben, die unfähig sind ihre eigene Angelegenheiten zu besorgen, die selbst in Schulden stecken und in Zerstreuungen, Liederlichkeiten und Vorurtheilen ihr einziges Labsal finden? Ist denn ein Minister ohne Grundsätze, ohne Aufklärung der Vernunft, ohne Sitten und ohne Klugheit geschickt einen Staat zu regieren? Aber die Fürsten finden gemeiniglich in den Rüstzeugen, die sie anstellen, alle erforderliche Talente, so bald sie nur merken, daß sie das Talent haben ihnen die Zeit zu vertreiben, sie der Geschäfte zu überheben, ihnen in ihrem Geschmacke zu schmeicheln und sie über die wichtigsten Pflichten einzuschläfern *).

Der erste Grundstoff dieser ehrenvollen Männer ist in einer despotischen Regierung verdorben. Jeder ehrliche Mann steht darin gänzlich an einem unrech-

*) Ein neuer Souverän, dem man das schlechte Betragen seines ersten Ministers vorstellte, antwortete, nachdem er alles ruhig angehört hatte; „ich weiß, daß er ein Schurke ist, aber ich bin ihn einmal gewohnt, und er

ten Orte. Die öffentlichen Tugenden, Anständigkeit, Ehrlichkeit, Menschlichkeit und Billigkeit sind unter der Regierung solcher Menschen, die die öffentliche Wohlfarth mißtrauisch macht, unnütz und gefährlich. Wie könnte ein lasterhafter und verschwenderischer Despot sich nach einem billigen und mitleidigen Minister bequemen, der statt auf neue Mittel zu denken seine Launen, Einfälle und Thorheiten zu befriedigen, thörichter Weise versuchen wollte, ihn über den Jammer und das Elend seines Volks zu erweichen? Der Minister eines Tyrannen muß ein eisernes Herz und eine eherne Stirne haben. Sein erfinderischer Kopf muß das Unmögliche versuchen und täglich muß er neue Mittel ausbrüten, um der Raubsucht eines sinnreichen Herrn und seiner unersättlichen Hofschranzen ein Genüge zu thun. Ein getreuer Minister eines Despoten muß sich über das Urtheil des Publikums, über sein Gewissen und über alle Schaam und Schande hinwegsetzen. Welcher ehrliche Mann würde sich mit einer Stelle beladen, bey der er versichert ist, daß er seinen Mitbürgern nie etwas anders als Böses zufügen kann?

Man siehet daraus, daß überall, wo der Despotismus sich festgesetzt hat, es nur eine lange Kette von Tyrannen geben kann, von denen ein jeder in seinem Würkungskreise, das Volk unaufhörlich zwacket und plaget. Ein gegen die Wohlfarth seines Volks gleichgültiger Fürst, wird der unter seinen Mini-

er läßt vortrefliche Opern aufführen." Kurze Zeit darauf verwickelte ihn dieser Minister in einen Krieg, der ihn verschiedene Jahre seiner Staaten beraubte.

Ministern Nacheiferung und Verlangen Gutes zu thun, erwecken? Ein verschwenderischer und von Schmeichlern, Verräthern und Hurern regierter Fürst, — ein Fürst dessen Bedürfnisse keine Gränzen haben, — ein Fürst dessen alles zerstörende Launen und Phantasien nichts unmöglich finden wollen — kann nur von ungerechten und gewaltthätigen Ministern bedient werden, die selbst nur Leute befördern werden, die wenig gewissenhaft über die Mittel sich selbst empor gebracht zu haben nur an ihrem eigenen Glücke arbeiten.

Unter einer willkührlichen Regierung wird kein einziger Bürger versucht Verdienst und Talente zu erwerben. Er weiß daß Ehrenstellen und Belohnungen nur der Intrigue aufbehalten und nach ungerechten Einfällen und Launen vergeben werden. Er legt sich also auf Ränke und bekümmert sich wenig darum ob er die Stelle verdient. Um die Wohlfarth des Staats bekümmert sich niemand, weil die Austheiler der Gnade sie selbst vernachlässigen und keinen Blick auf die Bemühungen werfen, die man sich giebt, um seinem Vaterlande zu dienen. Eine Begnadigung oder Milderung des Rechts und eine einem verdienten Bürger entzogene Belohnung, rauben dem Staate nicht nur seine Dienste, sondern auch die Dienste und Talente aller derjenigen, die ihm nachzuahmen, gereizet seyn würden.

Soll sich der vernünftige und weise Mann in öffentliche Angelegenheiten mischen? Allerdings soll er, wenn er sich fähig findet seinem Vaterlande zu dienen, dem er seine Kenntnisse und seine Talente

verdankt. Kann sich der rechtschaffene Mann Bewegungen des Ehrgeizes erlauben? Er kann und soll es, wenn er voraussieht, daß er Gutes stiften kann. In den Seelen derer, die sich stark genug fühlen, viele glücklich zu machen, ist der Ehrgeiz eine Tugend, so wie er bey denen ein Verbrechen ist, die nur zu schaden wissen. Unterm Despotismus ist der Ehrgeiz eine Thorheit und Geistesschwäche, weil man daselbst nur durch Schandthaten wozu gelangt, und durch Intriguen, Niederträchtigkeiten und Verräthereyen sich in seinem Posten erhält. Unter einem Tyrann ist der Ehrgeizige ein geschickter Sklave, der sich von dem Haufen der Unterdrückten loszureissen sucht, um zu dem Haufen der Unterdrücker überzugehen.

Zwölftes Hauptstück.

Von der Verderbtheit der Gesetze, oder Verkehrung der Begriffe von Gerechtigkeit.

Eine ungerechte Regierung macht die Unterthanen mit der Ungerechtigkeit bekannt, und bringt es dahin, daß sie sich nach und nach gewöhnen, sie ohne Abscheu zu betrachten. Die Gerechtigkeit ist, wie anderwärts bemerkt ist, die Grundlage aller gesellschaftlichen Tugenden, der Mittelpunkt, von dem alle andere

dere ausgehn müssen. Indessen findet man in der Welt nichts seltner, als diese zur öffentlichen und Privatglückseligkeit höchst nothwendige Tugend. Der Begriff von ihr ist fast ganz aus dem Kopfe der Völker verwischt, oder ist vielmehr niemals in demselben vorhanden gewesen. Hätten die Menschen richtige Begriffe von Billigkeit; so würde es in der Welt nicht so viele Tyrannen und Sklaven geben; indem ein jeder seinen eigenen Vortheil kennte, würde er den Vortheil der andern schonen und in Ehren halten.

In Kraft und Gefolge so vieler Ungerechtigkeiten zu sehen und zu erfahren, scheinen sich die meisten Menschen überzeugt zu haben, daß in der That das Recht des Stärkeren auch immer das bessere sey. Ein großer Philosoph *) hat sich nicht geschämt, dieses ungereimte und abgeschmackte Principium zur Grundlage seiner Politik zu legen, und viele, sonst aufgeklärte und vernünftige Leute lassen sich noch durch die Sophismen verführen, womit er sein System sehr sinnreich unterstützt hat. Nach seiner Meynung ist die Stärke der einzige Grund der Gewalt, so wie die Gewalt es allein ist, welche entscheidet, was Recht und Unrecht ist. Vernunft und gesunde Sinne haben diese barbarische und nur Wilden zukommende Principien noch bis jetzt nicht aus den Köpfen vieler Menschen, die sich nichts desto weniger für policirt ausgeben, verbannen können. Es giebt wenige Menschen, welche, nach dem was sie sehn, nicht zu glauben anfangen, daß der Schwache von der

*) S. Hobbes: de cive. ejusd. Leviathan.

der Natur bestimmt sey, ein Spiel, eine Beute und ein Sklave des Stärkern zu werden, und daß sich folglich die Gesellschaft in Unterdrücker und Unterdrückte theilen müsse.

Mächtige Menschen bleiben immer unbestraft. Täglich begehen sie vor den Augen der Gesellschaft die sie zerstöhrendsten Verbrechen. Jeder Fürst, jeder Vornehme oder Reiche, jeder Anhang der höchsten Gewalt, so verworfen er auch seyn mag, kann ohne Gefahr die schreyendsten Gewaltthätigkeiten begehn. Die Tyrannen haben es zum Grundsatz angenommen, daß ihre Rüstzeuge eine eben so unbegrenzte Gewalt besitzen müssen, als sie selbst. Verbrechen, die bloß das Volk betreffen, verzeihen sie sehr leicht; selbst der Mißbrauch ihrer andern vertrauten Gewalt, scheint ihrer Eitelkeit zu schmeicheln; sie bilden sich ein mächtig zu seyn, weil sie selbst keinen Zügel haben, und sie verlangen das Recht zu haben, andern ein Vermögen mittheilen zu können, das sie für das wahre Zeichen der Grösse halten. Des Bösen wegen, was ein Minister der Nation zugefügt hat, wird er niemals bestraft; sein einziges Verbrechen ist immer, daß er seinem Herrn mißfällt, oder denen nicht gefällt, denen Haß und Liebe dieses Despoten, der nicht gewohnt ist, für sich selbst zu urtheilen, zu Gebote steht.

Es ist eine abscheuliche, durch die einfältigste Politik eingeführte und den Fürsten eingeredete Grundregel, daß die höchste Gewalt niemals weichen oder ihr Ansehn zurücknehmen müsse. In Gefolge dieser Regel wird die gerechteste Anforderung

von

von Seiten des Schwächern immer als eine strafbare Frechheit behandelt. Man erstaunt über die Verwegenheit eines Unglücklichen, der sich erdreistet dem Unrecht widerstehen zu wollen, das ihm ein Mächtigerer, als er, zufügen will. Unter einer despotischen Regierung hat das Volk immer Unrecht; seine Vorstellungen werden für Empörungen gehalten, und seine Klagen und Beschwerden werden als Aufruhr bestraft. Es sieht nicht anders aus, als wenn die Nationen, da sie sich Obersten und Anführer erwählten, das Recht verlohren hätten, von ihnen Gerechtigkeit zu verlangen. Die Despoten halten sich so wie ihre Kreaturen und ihr Anhang, wie die Gottheit, für untrüglich. Gewöhnlich beantworten die Fürsten das Wehklagen und die Seufzer ihrer Unterthanen mit Bajonetten und Säbeln. Mit welchem Rechte können auch obrigkeitliche Personen oder Unterthanen sich unterstehn, dem Willen derjenigen etwas in den Weg zu legen, welche sie die Narrheit haben, als Götter, oder als Ebenbilder der Gottheit auf Erden zu betrachten?

Unter einer gewaltthätigen Regierung sind die Menschen so sehr isolirt, von ihrem gegenseitigen Vortheile so weit entfernt, gegen das gemeine Beste so gleichgültig und in sich selbst verschlossen, daß die auffallendsten Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen, die sie ihre Mitbürger erfahren sehn, sie keinesweges rühren, ja vielmehr oft ihnen ein Vergnügen machen. Die sicherste Anzeige einer vollständigen Dummheit ist die Unempfindlichkeit, wenn andere Ungerechtigkeiten erdulden, und die sicherste Anzeige der vollkommensten Narrheit ist, wenn man die Un-

gerech-

gerechtigkeit belacht oder sie genehmigt. Jeder Mensch, dem nicht warm ums Herz wird über eine Ungerechtigkeit, die dem Niedrigsten seiner Mitbürger zugefügt wird, ist ein Schwachkopf, der nur Ketten zu tragen verdient. Eine Eigenheit einer schlechten Regierung ist es, zu machen, daß jeder nur an sich selbst denkt, und sich um die Leiden anderer nicht bekümmert. Der Hofschranze, der Grosse, der stolz auf seine lächerliche Vorzüge oder Fürstengunst, der Ungerechtigkeit seines Herren Beyfall zuklatscht, weiß denn der nicht, daß die Laune und Phantasie dieses Herren ihn selbst zertreten, und alle seine Privilegien, die ihm seine Gunst zu genießen erlaubte, vernichten kann?

Die Gerechtigkeit bedient sich fast in allen Ländern eines zwiefachen Gewichts. Mit dem einen wäget sie die Rechte der Großen, und mit dem andern die Rechte der Armen. Den Bürgern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, heißt ihnen Gnade ertheilen. Sie will gar sehr und stark gebeten seyn, und gewöhnlich kann man ohne Kredit von ihr nichts erlangen. Man informirt sich sorgfältig von dem was man ist, nicht aber, ob man das Recht auf seiner Seite hat. Um Gerechtigkeit zu erhalten, muß man fast überall Geld, Gönner und Freunde haben. Der Schwache ist nothwendig das Opfer des Stärkeren oder des Ränkemachers *).

Durch

*) Die Gesetze sind Netze, durch welche kleine Fische durchschlüpfen, welche große Fische zerreißen, und die nur Fische von mittler Größe verhalten. S. Shenstones Works, p. 151.

Durch die Nachlässigkeit derer, welche die Menschen regieren, durch ihre Unvorsichtigkeit und oft durch ihren bösen Willen, verwandeln sich die unvernünftigsten Gewohnheiten, die niederträchtigsten Behandlungen der Völker, die auffallendsten Ungerechtigkeiten, — wenn sie lange gedauert haben, in Gesetze und Rechtsgründe. Es ist nichts leichter, als sich Befugnisse zu geben und Rechte zu machen, wenn man der Stärkste ist. Nichts schwerer, als sich gegen diese Rechte aufzulehnen, wenn man der Schwächste ist. Die himmelschreyendsten Mißbräuche verwandeln sich in heilige Gesetze, wenn sie schon seit langer Zeit bestehn *).

Nicht Vernunft und Billigkeit sind es, welche die Völker regieren, sondern Gewalt und Stärke, die man ohne alle Anweisung erlangt, sind es, die ihr Schicksal despotisch reguliren. Kein Vorurtheil setzt der Verbesserung der Mißbräuche und der menschlichen Verfassungen mehr Hindernisse in den Weg, als die eben nicht sehr vernünftige Hochachtung, die man überall gegen alle Gebräuche und gegen die Gesetze

*) Hieher gehören die Plackereyen, die unter dem Namen, Rechte der Herrschaft, der todten Hand, und besonders der Jagdgerechtigkeit vorkommen. Es giebt Länder, wo die den Wäldern nahe gelegene Felder von den Hirschen, Rehen, Schweinen rc. gänzlich verwüstet werden. Die Jagd, dieser den Fürsten so angenehmer Zeitvertreib, ist keine der geringsten Geißeln für die armen Nationen.

setze seiner Vorfahren bezeugt *). Die Maxime, daß man keine Neuerungen machen müsse, ist offenbar ein Ausspruch der Faulheit und der Unwissenheit. Mit einem, es ist so gebräuchlich, müssen sich Billigkeit, Vernunft und Wahrheit zurückweisen lassen. Die eingeschränkten Politiker machen sich von allen Veränderungen schreckliche Vorstellungen, Nachlässigkeit und Unfähigkeit lassen die besten und nützlichsten Projekte zerscheitern. Die spitzfindigen Gründe oder Ausflüchte, welche die Narrheit erfindet, wenn man Mißbräuche abstellen will, sind gemeiniglich höchst wunderbar.

Fast möchte man sagen, daß die Nationen von der Natur keine Rechte erhalten, und daß sie die, welche sie würklich genießen, bloß der Nachsicht und der Gnade ihrer Fürsten zu verdanken haben. Kommt es darauf an das Interesse des Volks zu behaupten, oder die Gerechtigkeit für dasselbe aufzufordern; so nimmt man seine Zuflucht zu alten Dokumenten, zu dunkeln und mangelhaften Briefschaften und zu zweydeutigen und zweifelhaften Urkunden **). Je älter diese

*) Der berühmte Leibniß sagt, da er von dem Ansehn redet, das man hartnäckig alten Gesetzen, und barbarischen Gewohnheiten so gern einräumt, daß das eben so viel heisse, als wenn man sich mit Eicheln nähren wollte, nachdem man die Kunst Korn zu bauen erfunden hat. S. Scriptores rerum Brunswicens. Tom. I. p. 79.

**) Die Engländer gründen ihre Freyheit auf eine dunkele und sehr große Charte welche dem Könige Jacob von

diese Dinge sind, je weniger sind sie vernünftig, aber desomehr hält man sie in Ehren. Die Rechte der Völker sind indessen auf die Natur gegründet; sie sind unveräußerlich. Die Rechte des Menschen sind so alt, als das menschliche Geschlecht; die Rechte und Befugnisse der Gerechtigkeit können niemals verjähren. Das Interesse und die gegenwärtigen Bedürfnisse und würklichen Umstände geben der Nation das Recht, Verfassungen aufzuheben und zu annulliren.

Unaufhörlich schwatzt man von der Beständigkeit und Festigkeit, welche die Gesetze haben müssen. Den vortheilhaftesten und billigsten Entwürfen setzt man Verfassungen entgegen, die sich vom Ursprunge der Monarchie oder von der Kindheit der Nation herschreiben. Es kommt aber darauf an, ob diese Dinge auch noch dem gegenwärtigen Zustande der Nation angemessen sind. Die Gesetze sind für die Völker und nicht die Völker für die Gesetze gemacht. „Ein Gesetz," sagt Locke *), „muß aufgehoben werden, wenn die Gesellschaft ohne dasselbe glücklicher seyn kann. Nicht, wie Tertullian sagt, sind

von den Baronen seines Reichs, die sich im Stande befanden ihm Gesetze vorzuschreiben, erpreßt wurde. In England sind diese Gesetze unter dem Namen Charta magna bekannt.

*) Leges non annorum numerus; sed Conditorum dignitas, sed sola æquitas commendat; atque ideo si iniquae cognoscuntur, merito damnentur.

S. Tertull. Apolog.

sind es die Zahl der Jahre, sondern die Weisheit und das Ansehn derer, welche die Gesetze gemacht haben, das heißt, die Billigkeit allein ist es, die diese Gesetze schätzbar macht, und man hat also Grund sie zu verwerfen, wenn man sie ungerecht und unbillig findet."

Wenn man den über einander geworfenen Haufen der Gesetze betrachtet, die den meisten Völkern zur Regel dienen; so findet man darin weder einen Plan, noch ein System, noch eine Verbindung. Sie sind nichts als unregelmäßige, ohne Geschmack und Ordnung hingeworfene Massen, gleich den Städten in welchen man einen Haufen Häuser von verschiedener Bauart und schiefe und enge Gassen wahrnimmt, in welchen neben einem alten gothischen Gebäude ein Pallast von einem neueren Baumeister aufgeführt steht. Von dem Geschmacke, der in jedem Hause herrscht, kann man auf die Talente und auf das Genie des Jahrhunderts, in welchem es erbauet ward, einen Schluß machen. Indessen wird die Wohnung, welche den Vorfahren sehr behagte, für die Nachkommen oft sehr unbequem; letztere laufen so gar bisweilen Gefahr erschlagen zu werden, wenn sie es zu lange verschieben, sie niederzureissen oder sie zu verlassen.

Die Souveräne haben, um ihre oft mit Gewalt und unrechtmäßiger Weise erworbene Rechte unerschütterlich und unwandelbar zu machen, es zum Grundgesetz gemacht, daß diese Rechte unverjährbar, unveräusserlich und heilig seyn. Wenn, wie man behauptet, die Könige immer Minderjährige sind,

warum

warum sind die Rechte der Nationen, deren Einwilligung allein rechtmäßige Souveräne machen kann, nicht auch so heilig als die Rechte der Könige? Wenn die Könige, wie man sagt, die Vormünder der Völker sind; so erkennen sie überdem die Völker für Minderjährige, deren Vormünder nichts zu ihrem Nachtheile thun können. Ist es nicht höchst sonderbar, daß fast in allen Staaten die Nationen der juristischen Hülfsmittel beraubt sind, welche die Gesetze einem jeden Bürger zugestehn, und daß sie niemals die ihnen durch List oder Gewalt geraubte Rechte wieder erhalten können?

Ueberall seufzen die Völker unter dem Joche fehlerhafter und veralterter Gesetze, ungerechter und lästiger Gebräuche und einer Menge Plackereyen, welche die, welche sie ausüben, mit frecher Stimme Rechte und Befugnisse nennen. Allein die Menschen halten sich darin und sind sogar wider alle Neuerungen so sehr auf ihrer Hut, daß sie gemeiniglich zu ihren Regenten so wenig Zutrauen haben, daß sie sich selbst vor seinen Wohlthaten fürchten. Eine Regierung, welcher die Verbesserung würklich am Herzen liegt, muß damit anfangen, daß sie ihre Unterthanen aufgeklärt oder vernünftig macht und sich ihr Zutrauen erwirbt. In vielen Ländern sind die Gesetze und Formalitäten bey allen ihren Mängeln und Fehlern die einzigen Schutzwehren, welche die Völker wider die Beleidigungen und Eingriffe ihrer Vormünder und ihrer Väter vertheidigen.

Die bey allen Völkern eingeführte und noch bestehende bürgerliche Gesetze, waren immer und sie

sind es noch, Würkungen der Stärke, des Eigensinns, der Gierigkeit und der falschen Politik der Eroberer oder der Fürsten. Es giebt vielleicht kein Volk auf Erden, dessen Gesetze der Natur des in der Gesellschaft lebenden Menschen, seiner würklichen Lage, seinen gegenwärtigen Bedürfnissen und seinem wahren Vortheile, — angemessen sind. Alle Länder sind Gesetzen unterworfen, die im Schooße der Unruhe und des Krieges von rohen Leuten gemacht und mit denjenigen verbunden sind, wornach ehemals andere Völker regiert wurden. Man findet nichts seltener als ein Gesetzbuch, das ausdrücklich für das Volk gemacht wäre, zu dessen Gehorsam man es zwingen will. Die verschiedenen Provinzen eines und des nämlichen Staats haben oft Gewichte, Maaße, und Gesetze, die sehr verschieden sind, und eine Jurisprudenz, die der Jurisprudenz ihrer Mitbürger völlig entgegen ist.

Er wird Schlingen und Netze über sie regnen lassen *). Ein gelehrter Jurist wendet diese Stelle sehr richtig auf alle die Völker an, welche die Menge, Dunkelheit und Bosheit der Gesetze oft noch weit unglücklicher macht, als wenn sie gar keine Gesetze hätten. In den meisten Gegenden der Welt, sind die Menschen, weit entfernt über Begriffe von Recht und Unrecht zu haben, nicht im Stande das geringste von den sich widersprechenden, unordentlichen und räthselhaften Gesetzen, die sie zu befolgen ge-

*) Pluet laqueos super eos. Der Kanzler Baco wandte auf die englischen Gesetze das Sprüchwort an, die Lebendigen sterben in den Armen der Todten.

gezwungen sind, zu begreifen. Die Jurisprudenz gründet sich, wie die Religion, auf Bücher, die das Volk nicht versteht, und über deren Sinn die Juristen eben so wenig einig sind, als die Priester über die Lehren einstimmig sind, die das Volk glauben soll. Da diese Juristerey ganz mit Geheimnissen angefüllt ist; so sind die Nationen gezwungen, einen Haufen Priester der Themis zu halten, die ihnen ihre Orakel eben so theuer verkaufen, als die Priester des Allerhöchsten. Wenn man die Dinge nach der Theologie und Jurisprudenz beurtheilen müßte, so müßte man würklich behaupten, daß die Menschen nicht gemacht wären, das geringste von demjenigen zu begreifen, was sie am meisten angeht. Mit Hülfe der Gesetze ist kein Bürger bey seinen Rechten sicher; sein Glück und Vermögen kann der Raub eines jeden geübten Proceßlustigen oder Chicanneurs werden. Die Gesetze sind so verwirrt, daß eine Regel, die für vernünftig gehalten wird, vorschreibt, daß man sich vergleichen müsse, wenn man Recht hat, und daß man processiren müsse, wenn man Unrecht hat. Die Dunkelheit der Gesetze macht es, daß man der Ausleger bedarf, und diese Ausleger werden sowohl Herren der Gesetze als des Schicksals der Bürger.

Eine schlechte Regierung findet bey der Vervielfältigung und Verdunkelung der Gesetze ihre Rechnung. Der Despote bleibt dadurch immer ihr Herr. Er kann sie nach seiner Laune gebrauchen und nach seinem Willen anwenden, es sey einen Schuldigen zu erhalten oder einen Unschuldigen umzubringen. Tacitus sagt sehr wohl, je verderbter ein Staat ist, desto mehr giebt es Gesetze da-

rin *). Eine doppelte Unbequemlichkeit begleitet immer die Menge der Gesetze. Die eine besteht darin, daß das Volk verhindert ist, sie kennen zu lernen, und die andere darin, daß man die Richter und die, um sie zur Ausübung zu bringen, nöthige Gewalt sehr vermehren muß. Diese Gewalt ist aber der Wohlfarth des Staats immer viel nachtheiliger, als ihm die Gesetze, welche sie erfodern, nützlich seyn können.

Nichts ist abgeschmackter als die Behauptung, daß die Kenntniß der Gesetze eines Landes nicht für diejenige sey, die sie beobachten sollen. Jedes Geheimniß verkündigt immer die Absicht zu betrügen oder in Unruhe und Verwirrung zu setzen. Ein jedes Mitglied der Gesellschaft muß die Vorschriften der Gesellschaft verstehen und wissen, damit es sich denselben gemäß betragen kann. Ein kurzes und deutliches Gesetzbuch, dessen Gesetze mit der gesunden Vernunft übereinkämen, würde viel leichter zu erlernen und nützlicher zu behalten seyn, als ein unverständlicher Catechismus, den man den unwissenden Haufen ohne allen Nutzen lehrt.

Was sollen wir zu dem Unsinn oder Mißbrauch sagen, daß in einigen Ländern das ehrwürdige Recht den Bürgern Gerechtigkeit zu verwalten, für Geld gekauft und als ein Nachlaß auf den Erben gebracht wird! In einem solchen Lande bedarf es nur reich oder von einem Richter gebohren zu seyn, um das Recht

*) In corruptissima Republica plurimae leges.
Annal.

Recht zu erlangen über Vermögen Freyheit und Leben seiner Mitbürger absprechen zu können. Wie sehr müssen die Begriffe von Billigkeit erschlaffen und sich fast ganz vernichten, wenn die Nationen gezwungen sind die Gerechtigkeit zu bezahlen, zur Erhaltung derselben viele Mühe und Arbeit haben, und wenn sie täglich Mitbürger sehn, die durch die Unwissenheit, Partheylichkeit und Ungerechtigkeit ihrer Richter an den Bettelstab gebracht sind!

Unter einer verderbten Regierung verdirbt und verwandelt sich alles in Gift. Die Gerechtigkeit selbst wird allda eine furchtbare Geissel. Mit dem größten Rechte hat man gesagt, daß die Gerechtigkeit oft die höchste Ungerechtigkeit sey *). Die Juris-

*) Summum jus, summa injuria. Wenn nicht die Gewohnheit die Menschen mit den abgeschmacktesten und schrependsten Ungerechtigkeiten vertraut machte, würde man denn wohl bey vernünftigen und civilisirten Völkern es ohne Rührung ansehn können, daß die Gesetze den Aeltesten von der Familie alle Güter seines Vaters zuerkennen, und den jüngern Brüdern oder Schwestern nur sehr weniges oder fast gar nichts? Diese eben so barbarische als der Natur widersprechende Gesetze gründen sich auf den Eigennutz einiger Adelichen, deren Eitelkeit erfordert, daß der Glanz einer Familie erhalten werde. Aber der Vortheil des Staats erfordert, daß die Güter und das Vermögen unter so vielen Bürgern als möglich vertheilt werden, und die Natur ruft einem Vater zu, daß er ein hassenswürdiger Mensch sey, wenn er Kinder erzeugen will, um eins von ihnen zu bereichern und die andern in Armuth zu stürzen.

prudenz, welche das Schicksal der Bürger entscheidet, giebt ihnen fast überall nur Ideen von einer eingebildeten oder conventionellen Gerechtigkeit, welche dem das Recht raubt, dem es Vernunft und Natur zutheilen, und die immerwährend Chikanen und listigen Ränken erlaubt den ehrlichen und rechtschaffenen Mann um sein Vermögen zu bringen. Formalitäten gelten überall mehr als die Sache selbst, das heißt abgeschmackte Förmlichkeiten können die gegründetesten Rechte und Ansprüche vernichten.

Von einer andern Seite ist diese unter dem Namen der Gerechtigkeit verlarvte Jurisprudenz, ein wahrer Zankapfel geworden. Unter den Familien richtet sie Spaltungen an; die Mitbürger fordert sie auf, sich auf eine listige Art unter einander Fallen zu legen und zu betrügen, und außerdem begünstigt sie Gewalt wider Schwäche, Schelmerey wider Ehrlichkeit, Betrügerey wider Aufrichtigkeit. Man könnte die mühsame Wissenschaft oder Kenntniß der widersprechenden abgeschmackten und oft ungerechten Gesetze, welche den Nationen zur Vorschrift dienen, ganz kurz also erklären, daß sie die Kunst sey, die natürlichen Begriffe von Recht und Billigkeit zu verwirren und zu zerstören, um an deren Stelle List, Betrug und Bosheit setzen zu können.

Solon sagte, daß er den Athenienfern die besten Gesetze für ihren damaligen Zustand gegeben hätte. Eine unbillige Regierung kann nur ungerechte Gesetze geben; eine sklavische Nation ist nur drückender Gesetze fähig; ein verderbtes Volk kann nur Gesetze annehmen, die mit den ihm zur Fertigkeit gewor-

gewordenen Lastern übereinstimmen. Man muß die Menschen unterrichten, bilden, aufklären und besonders sie frey machen, um sie fähig zu machen nach guten Gesetzen regiert zu werden. Was für Gesetze kann man von Tyrannen erwarten, denen Ungerechtigkeit und Verbrechen nothwendig geworden sind? Welcher Gesetze sind blinde Menschen fähig, welche die Gewalt unaufhörlich zur Bosheit hinreißt?

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Quelle der Verbrechen.

Offenbar sind es Ungerechtigkeit, Tyranney und Nachlässigkeit der Regierungen, welchen die Nationen die Menge von Verbrechen, womit sie überhäuft sind, zu verdanken haben. Das gemeine Volk ist überall ein wahrer Wilder, dessen Kopf und Herz gar nicht angebauet sind. Die Sorge für seine Sitten ist Priestern überlassen, die, wie wir gesehn haben, zufrieden seine Einbildungskraft mit Schrecken, Fabeln und Chimären angefüllt und ihm die Schuldigkeit aufgelegt zu haben, die religiöse Praktiken maschinenmäßig mit zu machen, — keineswegs daran denken, ihn vernünftig und gesellig zu machen. In allen Ländern ist das gemeine Volk gemeiniglich sehr andächtig, sehr leichtgläubig, für seine Religion, von der es nichts begreift, sehr eifrig, und sehr geneigt

den Eigennutz seiner Priester, welche es blindlings folgt, zu unterstützen; aber von den Grundsätzen der wahren Moral hat es keine Begriffe. Von Menschlichkeit, Billigkeit, Gefühl für Menschen hat es gar keine Idee, dagegen aber hat es das Geheimniß gefunden die Religion mit der Ausschweifung, mit der Trunkenheit und oft mit dem Verbrechen zu vereinigen. Die dem Aberglauben ganz blind unterworfene Länder, unterscheiden sich weder durch Fleiß noch durch unschuldige Sitten.

Die ungerechte Strenge der willkührlichen Gewalt, die Plackereyen und die Verachtung der Großen, der Reichen, der Leute, die in Aemtern stehen, rauben dem gemeinen Mann alle Empfindung der Ehre, und die Schätzung und Achtung seiner selbst. Um sich aus seinem Elende zu ziehen, worein ihn sehr oft Unterdrückung gestürzt hat, ist er bereit alles zu unternehmen. Die Abhängigkeit in der er sich befindet, verpflichtet ihn sich in die Laster derer zu schicken, deren er zu seinem Unterhalt bedarf, oder deren Gewogenheit ihm nothwendig geworden ist. Er opfert ihnen leicht eine Ehre auf, die für ihn keinen Werth hat; ohne Begriffe von Tugend verkauft er sein Gewissen für baares Geld oder versprochene Hülfe. Von ferne ahmt er die Laster und Verkehrtheiten derer nach, die er für glücklicher als sich selbst hält. Bediente, welche der Luxus der Feldarbeit raubt, überlassen sich als Nachtreter der Reichen und Großen in den Städten einem unglücklichen Müßiggange, der sie bald zu Ausschweifung, Verschwendung und Narrheit verleitet. Sie glauben sich zu erheben wenn sie die Minzen und Ausschweifungen ihrer Herren

ren nachahmen. Um diese neue Leidenschaften und erworbene Bedürfnisse zu vergnügen, sind sie gezwungen zur Betrügerey, zum Diebstal ihre Zuflucht zu nehmen, und oft beschließen sie ihre Laufbahn mit den schwärzesten Verbrechen. So verbreitet sich die ansteckende Krankheit des Lasters von der höchsten bis in die niedrigste Volksklasse. Müssiggang und Ausschweifung gebähren Bösewichter und Räuber, deren einziges Hülfsmittel darin besteht, mit der Gesellschaft in immerwährendem Kriege zu seyn und sich durch Verbrechen der Härte der Regierung oder ihrer Nachlässigkeit wegen empfindlich zu rächen.

In China bestraft man den Mandarin, in dessen Sprengel ein großes Verbrechen begangen ist. An seine eigene Nachlässigkeit oder Ungerechtigkeit sollte sich ein schlechtes Regiment, wegen der vielen Verbrecher, die sich im Staate befinden, vorzüglich halten. Die Menge der Verbrecher verräth eine tyrannische und sorglose Regierung. Die harten und schweren Auflagen, die übele Art sie einzufordern, die Härte der Reichen und der Großen — erzeugen Unglückliche, die das Elend oft zur Verzweifelung bringt, und die ein Verbrechen, als das geschwindeste Mittel sich zu helfen, begehn. Wenn Reichthum die Mutter der Laster ist; so ist Armuth die Mutter der Verbrechen. Wenn ein Staat so übel regiert wird, daß die Reichthümer und Bequemlichkeiten so ungleich vertheilt sind, daß es Millionen Menschen an dem Nothdürftigen mangelt, während eine kleine Anzahl Bürger im Ueberflusse schwimmen; so trift man gewöhnlich darin viele Uebelthäter an, deren Anzahl durch Strafen nicht vermin-

dert

dert wird. Wenn die Regierung Unglückliche straft; so läßt sie die Lastier, die dem Staate zu seinem Unglücke verhelfen, in Ruhe. Sie errichtet Galgen und Rad für die Armen, ob sie gleich, da sie Elende macht, Räuber, Meuchelmörder und Uebelthäter aller Art erzeugt. Sie bestraft das Verbrechen, während sie unaufhörlich Verbrechen zu begehen anreizet.

Man rühmt immerfort die Vortheile einer großen Bevölkerung, und sucht die Mittel sie hervor zu bringen. Sieht man denn nicht aus der Natur der Sache selbst, daß die Bevölkerung immer mit der Güte einer Regierung, mit der Weisheit ihrer Gesetze, der Fruchtbarkeit des Bodens, dem Fleiße der Bewohner und der Freyheit und Sicherheit, die man darin genießt, im Verhältniß steht und sich darnach richtet? Eine ungerechte Regierung hat schon zu viele Sklaven; sie weiß die Menschen nicht anders zu gebrauchen, als daraus Bettler, Landstreicher und Uebelthäter zu machen. Sie denkt nur darauf, einige wenige begünstigte Bürger auf Kosten aller andern zu bereichern. Den Feldbauer schlägt sie nieder; die Industrie verscheucht sie durch die ungeheuren Abgaben; die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens macht sie unnütz; weit entfernt neue Einwohner an sich zu ziehen, zwingt sie die Alten unaufhörlich auszuwandern. Ist denn eine so unvernünftige und grausame Regierung dazu gemacht, daß man darin die Vortheile und Annehmlichkeiten einer menschlichen und vernünftigen Regierung genießen kann? Vermehrt nicht eine despotische Regierung Elend und Verbrechen in dem nämlichen Maße,

se, als sie Ungerechtigkeiten verübt? Ein schlecht regiertes Land ist immer viel zu sehr bevölkert. Die gefährliche Gährung, die nothwendig unglückliche Gefangene in einem ungesunden Gefängnisse, erzeugen müssen, steckt am Ende die ganze Luft mit einem tödtlichen Gifte an.

Statt dem Landmann sein Schicksal zu versüßen, um ihn zur Arbeit zu reitzen, — dem Armen nützliche Beschäftigung zu geben und ihn durch Anbauung wüster Plätze an sein Vaterland zu binden, — statt über die Unterweisung und Anführung des Volks ein wachsames Auge zu haben und den Lastern und Verbrechen zuvor zu kommen, und sie nicht einwurzeln zu lassen — beschäftigt sich eine böse Regierung bloß damit, daß sie das Elend der Unglücklichen täglich vermehrt. Den Ackermann zwingt sie einen verwünschten Boden zu verlassen, der ihn Bedrückungen ohne Zahl aussetzt. Sie nöthigt ihn in der Verteley einen weniger mühsamen Unterhalt zu suchen, und erstickt in ihm alle Schaam und alle Neigung zu seinem Vaterlande. So streuet man überall den Saamen des Lasters, der Faulheit und der Verbrechen aus. Man nährt sie, man läßt sie tiefe Wurzel schlagen; in der Folge setzt man ihnen Strafen entgegen, die ungeschickt sind, verderbene Menschen, denen das Verbrechen zum Bedürfniß geworden ist, zu bessern. Was für eine Menge Strafen und wie viele Grausamkeiten könnte sich nicht eine billige und wachsame Regierung ersparen! Wäre es denn nicht viel weiser und vernünftiger die Verbrechen zu verhindern, als sich in den Fall zu setzen, sie ohne Aufhören und ohne Frucht zu bestrafen?

sen? Aber eine schlechte Regierung befindet sich in die Unmöglichkeit gesetzt ihrem Volke zu helfen. Oekonomie scheint Fürsten, die ihren Eitelkeiten und Ausschweifungen keine Grenzen zu setzen wissen, das gewaltthätigste aller Mittel zu seyn.

Den Menschen, der nichts im Staate hat, den wird auch kein Band an der Gesellschaft halten. Wie kann man verlangen, daß ein Haufen elender Menschen, dem man weder Grundsätze noch Sitten beygebracht hat, ruhige Zuschauer des Ueberflusses, des Luxus, der überflüssigen Pracht, der von so vielen verderbenen Bürgern ungerecht erworbenen Reichthümer, die das öffentliche Elend zu verspotten scheinen, und selten geneigt sind ihm zu helfen — bleiben sollen? Nach welchem Rechte untersteht sich die Gesellschaft einen Diebstal eines Bedienten zu bestrafen, der Zeuge der Erpressungen und unbestraften Räubereyen seines Herrn gewesen ist? oder wie kann man einen Dieb strafen, da die Räuber des Staats frech einhergehen, die Hochachtung und Verehrung seiner Mitbürger genießen — ihre Beute ohne Schaam frey ausstellen und einen unerträglichen Aufwand, die Frucht ihrer Räubereyen, führen sieht? Wie will man das Eigenthum anderer vor denjenigen Unglücklichen in Sicherheit setzen, die selbst Schlachtopfer der Raubbegierde des Reichen gewesen sind, oder die alle Augenblicke sehen, daß ihre Mitbürger ungestraft betrogen oder mit Gewalt um ihr Vermögen gebracht werden? Wie will man überhaupt Menschen überreden, sich Gesetzen zu unterwerfen, denen alles beweiset, daß diese, nur wider sie bewafneten Gesetze, den Reichen, Großen und Glücklichen

der

der Erde durch die Finger sehen, und bloß für den Elenden und Armen unerbittlich sind? Man stirbt nur einmal. Die Einbildungskraft des Bösewichts macht sich nach und nach mit der Vorstellung der grausamsten Strafen so bekannt, daß er sie nur für eine böse Viertelstunde hält und lieber durch die Hand des Henkers, als vor Hunger umkommen oder sein ganzes Leben hindurch ohne Nutzen arbeiten will.

Wie gewaltig müssen sich nicht die Begriffe von Recht und Unrecht in dem Kopfe eines Volks verwirren, welches nur Erpressungen und Räubereyen sieht, die mit Genehmhaltung oder gar auf Befehl der Regierung geschehn? Was für Begriffe von Billigkeit soll sich ein Volk machen, das seine Beherrscher der Raubbegierde einer Schaar Finanzpachter überlassen, die sich in aller Form Rechtens mit dem Nothwendigsten des Armen mästen? Was soll sich ein Mensch von den Gesetzen seines Landes für einen Begriff machen, wenn er sieht, daß sie gemeinhin nur dazu gemacht sind die großen Verbrechen gegen die Anfälle der kleinen Verbrecher in Sicherheit zu setzen? Der Abscheu den ein jeder gegen Raub und Ungerechtigkeit hat, muß der nicht ganz vernichtet werden, wenn man sieht, daß der Beherrscher der Nation selbst mit einigen begünstigten Unterthanen einen schändlichen Handel mit dem Eigenthume aller andern treibt? Sind nicht in den Augen der natürlichen Billigkeit, alle Auflagen wahre Räubereyen, wenn sie nicht würklicher und wahrer Bedürfnisse wegen erhoben werden? Was muß endlich daraus werden, wenn unbarmherzige Ausreuter, welche die Auflagen erheben, privilegirte Unterdrücker und Er-

pressen

presser nicht nur nicht verachtet sind, sondern eine Handthierung treiben, die man für sehr ehrenvoll hält, und die für die Säulen des Staats geachtet werden?

Mangel der Gerechtigkeit ist es gemeiniglich, der die Menschen zu Verbrechen verleitet. Wird sie von Fürsten und Großen unter die Füße getreten, — kann der Stärkere den Schwächern ungestraft unterdrücken; vernachlässigt oder verweigert sogar die Gesellschaft ihren Schutz oder ihre Rache; — dann sucht sie sich der Mensch selbst zu verschaffen. Er überläßt sich seinen Leidenschaften und hält sich alles für erlaubt. Er erklärt der Gesellschaft den Krieg, die gewinnen ist in beständiger Unruhe zu leben. Bloß Mangel der Gerechtigkeit ist Schuld daran, daß in einigen Ländern Meuchelmord, Selbstrache, Verräthereyen und Vergiftungen so häufig sind. Die Menschen rächen sich selbst, wenn sie das Gesetz nicht rächen will *).

Was

*) In Italien, Spanien, Portugall rc. ist der Meuchelmord sehr gemein, weil es daselbst fast unmöglich ist, Gerechtigkeit zu erhalten. Das Volk interessirt sich in diesen Ländern für den Meuchelmörder und giebt ihm gewöhnlich Mittel an die Hand, wodurch er entkommt. Die Kirchen geben ihm überdem einen sichern Zufluchtsort. In England erregt ein Meuchelmörder den Abscheu des Volks, und ein jeder glaubt sich interessirt zu seyn, ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Man sagt, daß die Venetianer auf Terre Ferme die dort sehr häufige Meuchelmörder nicht bestrafen, um unter den Unterthanen

Was die Bestrafung der Verbrechen betrift; so haben unsere heutige Regierungen die Barbarey der Wilden großen Theils beybehalten. Die Strafgesetze des Despotismus tragen überall den Stempel seines zornigen Charakters. Sie sind gewöhnlich sehr strenge; ihr Endzweck ist nur, Furcht einzujagen. Die Tyrannen sind zu träge, zu nachlässig und zu unfaltig sanfte Mittel zu suchen, die Menschen wieder zurechte zu bringen oder sie zu verhindern, sich zu schaden; sie bessern nur in der Wuth, indem sie plötzlich zerstören. Sie scheinen immer Schuldige finden zu wollen und zu fürchten, daß sie Unschuldige finden möchten. Sie bedienen sich ausgesuchter grausamer Martern, die oft im Stande sind einen schwachen Unglücklichen ein Geständniß von Verbrechen zu erpressen, die er nicht begangen hat. Kurz, immer ungerecht und von aller Menschlichkeit entfernt, strafen sie ohne alles Verhältniß. Sie sehen nicht auf das wahre Böse, was der Gesellschaft zugefügt wird, sondern die Strafe wird nach ihrem Zorne, ihrer Rachsucht und ihrem Eigennutze bestimmt. Gewohnt den Menschen zu verachten, rotten sie ihn mit der größten Leichtigkeit aus. Oft ist ihr bloßer Verdacht hinreichend, einem Unglücklichen das Leben zu nehmen. Die unschuldigen Kinder werden für die Verbrechen eines schuldigen Vaters bestraft. Eine eben so ungerechte als barbarische Confiskation raubt ihnen

thanen Zwietracht zu erhalten, deren Einigkeit ihnen gefährlich zu seyn scheint. Pausanias ermordete Philipp, den Vater des Alexander, weil er ihm eine Gerechtigkeit verweigert hatte.

Justin. Lib. IX. Cap. 6.

ihnen alles und macht sie zu Bettlern, ohne Zweifel in der Absicht, sie zu zwingen, dereinst auch Uebelthäter zu werden. Der Unschuldige, der viel gelitten, den sein Gefängniß zu Grunde gerichtet hat, erhält keine Entschädigung. Das ist es, was bey vielen Nationen heißt, die Gerechtigkeit verwalten.

Die Gnade eines Despoten ist abscheulich. Oft ist sie weiter nichts als eine fortgesetzte Strafe, die hundertmal grausamer als der Tod selbst ist. Er glaubt seinen Schlachtopfern Gnade zu erweisen, wenn er sie auf Lebenszeit in tiefe und ungesunde Gefängnisse stürzt, in welchen der ehrliche Mann, und der tugendhafte Bürger, weil er einem ungerechten Minister oder einem niederträchtigen, schelmischen und treulosen Hofmann oder gar einem bloßen narrischen Kammerdiener zu mißfallen das Unglück gehabt hat, mit dem größten Verbrecher zusammengesperrt wird.

Die Würkung strenger Strafen ist, daß das Volk sich zu Gunsten dessen, der sie erduldet, interessirt. Man vergißt sein Verbrechen, um sich über sein Schicksal zum Mitleiden zu bewegen. Unter einer ungerechten Regierung bezeigt man über die Grausamkeit der Gesetze, die man gar leicht für ungerecht und partheyisch hält, seinen Unwillen. Wer muß sich nicht entrüsten, wenn er einen armen Unglücklichen oft eines kleinen Diebstals wegen, zum Tode verdammt sieht? Man muß wohl große Stücken aus dem Gelde und sehr wenig aus dem Leben eines Menschen machen, weil man es so oft für solche Kleinigkeiten nimmt. Wenn Faulheit und Laster Uebel-

thäter

thäter erzeugen; so ist die Arbeit die rechte Strafe sie zu bessern. Ein todter Mensch ist für die Gesellschaft verloren; wer für sie arbeitet, ist ihr nützlich und macht dadurch das Böse, das er ihr zugefügt hat, einigermaßen wieder gut *).

Unaufhörlich rühmt man die ersprießlichen Würkungen der Religion. Man versichert, daß ihre fürchterliche Drohungen, der mächtigste Damm sind, den man den Verbrechen des Volks entgegensetzen kann. Aber warum werden wir denn bey den allerreligiösesten Völkern, bey denen man, wie wir gesehn haben, die wenigsten Sitten antrift, eine so große Menge Räuber, Banditen, Meuchelmörder und Uebelthäter allerley Art gewahr? Darum weil sich die Religion nicht angelegen seyn läßt, die Völker aufzuklären und vernünftiger zu machen, — darum weil ihre Moral weder verständlich noch überzeugend ist, — darum weil ihre Lehren und Glaubensartikel

 dunkel,

*) Man sagt von einem chinesischen Kaiser, daß er, als er bey seinem Regierungsantritte alle Gefängnisse voller Verbrecher fand, die nach den Gesetzen den Tod verdient hatten, von der andern Seite aber sah, daß die Erndte aus Mangel der Arbeiter nicht bestellt werden konnte, allen Gefangenen die Freyheit geschenkt habe, mit dem Befehle nach bestellter Erndte wieder in ihr Gefängniß zurückzukommen, und daß sie alle diesem Befehl gehorsamet und sich zur bestimmten Zeit eingefunden. Der Kaiser über ihren Gehorsam gerührt, verzieh ihnen ihr Verbrechen und schenkte ihnen die Freyheit. Man setzt hinzu, daß keiner von ihnen zum zweytenmale eingesperrt zu werden verdient habe.

Dubalde Hist. de la Chine.

dunkel, ihre Schrecken entfernt sind, ihre unsichtbare Chimären auf den Unglücklichen, den alles zum Bösen anreizet, den das Elend drückt und gemeiniglich zum Verbrechen bestimmt, nur einen vorübergehenden Eindruck machen: darum weil die Religion zu schwach ist Laster auszurotten, welche Regierung, Beyspiele und Luxus gesäet und gewartet haben; — darum weil sie den zur Gewohnheit gewordenen Hang zum Trunk, zur Ausschweifung und insonderheit die Faulheit, die oft das Verbrechen und seine Gefahren einer ehrbaren Arbeit vorzieht, nicht wegräumen kann. Endlich beruhigt nicht selbst diese nämliche Religion diejenigen, die sie bedrohet? Wenn sie von ferne die ewigen Strafen eines andern Lebens zeiget, giebt sie nicht denn auch Hoffnung, daß eine aufrichtige Reue, wenn sie gleich erst in der Todesstunde geschieht, hinreicht, die abscheulichsten Verbrechen wieder gut zu machen? Die größten Bösewichter versprechen sich immer, ihr Leben erbaulich zu beschließen. Sie schmeicheln sich ewige Belohnungen zu erhalten, wenn sie der Gottheit die Strafen und den Tod zum Opfer bringen, wozu sie die Gesetze verdammen.

Nicht die Religion ist es, welche die Leidenschaften der Menschen bändigt. Erziehung, Beyspiel, Furcht vor Schande und mehr geübte Vernunft sind es, welche machen, daß viele Leute gewöhnlich ein erbaulicheres Leben führen, als die Menschen aus dem Hefen des Pöbels, unter welchen man die Uebelthäter findet, welche die Gesetze strafen. Für die letzte Klasse von Bürgern sind diese Dinge so gut wie gar nicht vorhanden, da sie keine andere Anwei-

sung

fung hat, als die sie von den Priestern erhalten hat. Der gemeine Mensch, an sich selbst roh, und umgeben mit solchen, die ihm ähnlich sind, hat keine Begriffe von Ehrbarkeit, Ehre oder Verdienst. Er bleibt ein Automat, das unfähig ist zum Nachdenken, und mithin aller Schande und Gewissensbisse unempfänglich ist. Er ist, wie man gesagt hat, ein wahrer Wilder, der Roheit, Dummheit, Unvorsichtigkeit und Unvernunft aus dem Walde in die Stadt bringt. Der Weltmann ist ein viel civilisirteres Wesen; mehr gewöhnt über sein Betragen nachzudenken, die öffentliche Meynung zu fürchten und seine Ehre und Ansehn zu schonen. Wenn er lasterhaft ist; so erlaubt er sich doch selten Verbrechen zu begehn, die leicht von Folgen seyn könnten. Er erlaubt sich nur solcher Verbrechen, die durch die Regierung autorisirt werden. Er bestielt und beraubt den Staat; aber er würde sich schämen aus der Tasche seines Mitbürgers etwas zu entwenden.

Unter einer blinden und verderbten Regierung werden die Mittel selbst, die man dem Verderbniß des Volks entgegensetzen will, eine neue Quelle des Verderbens. Die Policey ist ein Zweig der Regierung, die dazu bestimmt ist über die Sicherheit des Landes und besonders der Städte zu wachen, die Gesetze aufrecht zu erhalten und die Sittlichkeit zu verbessern. In den Händen einer verkehrten Regierung ist sie aber nur eine abscheuliche Inquisition, eine fürchterliche Geissel und ein Werkzeug der Unterdrückung. Man sieht sie weit weniger mit der gemeinen Sicherheit als mit der Sicherheit, dem Interesse und der Rache derjenigen beschäftigt, die

ganz offenbar die Sicherheit der Bürger angreifen. Statt den ausgelassenen Sitten Schranken zu setzen, unterhält sie selbige und bezahlt sie. Ihre Handlanger erheben von dem allgemeinen Verderben, der Hurerey und andern Verbrechen eine ordentliche Steuer. Statt ehrliche Leute zu bilden, überschwemmt diese Policey in vielen Gegenden die Gesellschaft mit Spionen, Angebern, feilen und niederträchtigen Seelen, welche das Schicksal ehrlicher Männer in Händen haben. Die ehrlichen Leute sind es vorzüglich, denen eine tyrannische Regierung den Krieg erklärt; sie sieht es wohl ein, daß brave und rechtschaffene Menschen ihre Unordnungen und Ungerechtigkeiten nicht gut heissen, viel weniger, wie sie es verlangt, genehmigen können. Kann wohl ein Staat glücklich seyn, wenn die, welche regieren, in einem beständigen Mißtrauen gegen rechtschaffene Menschen leben?

Was für ein Urtheil kann ein ehrlicher Mann über eine Policey fällen, die immer beschäftigt ist, in dem Heiligthume der Familien, der Freundschaft, und der Gesellschaft Schlachtopfer zu suchen, um sie der Rache und dem Argwohn der Minister oder der Großen aufzuopfern, die ihr Henkergewissen zwingt, über die Gespräche der Bürger, die sie auf die abscheulichste Weise beleidigen und unterdrücken, in beständiger Angst und Unruhe zu seyn? Der Despotismus läßt allen den Zügel schießen, die despotisiren, und nach seinem Hange zu Gewaltthätigkeiten, rächt er sich immer mit Wuth und ohne Mitleiden. Ein unüberlegtes Wort, eine unvorsichtige Scherzrede, werden oft mit dem Verlust des Vermögens und der Freyheit bestraft.

Die

Die edelste Tugend, die Grösse der Seele, diese Empfindung, die den Menschen wider Ungerechtigkeit und Unterdrückung empört, — sind beständig den Streichen einer verkehrten Regierung ausgesetzt, und der Gegenstand der Ausspürungen ihrer ehrlosen Helfershelfer. Man darf sich darüber nicht wundern. Tugend und Tyrannei sind nur gemacht sich untereinander zu verabscheuen. Die Tyrannei zwingt die Tugend selbst ihren Untergang zu beschleunigen. Wie viele große Männer und ehrbare Genies sind nicht gezwungen worden, das Verbrechen sich wider die boshaftesten Feinde des menschlichen Geschlechts aufgelehnt zu haben, in der Gefangenschaft oder gar mit ihrem Blute zu büßen!

Vierzehntes Hauptstück.

Einfluß der Regierung auf den Charakter der Völker, auf ihre Talente, Künste und Wissenschaften.

Alles was vorsteht, beweiset auf das deutlichste den auffallenden Einfluß, den die Regierung auf die Sitten der Menschen hat; und nicht weniger offenbart sich ihr starker Einfluß auf den Charakter, die Meynungen und den Verstand der Bürger. Fürsten scheinen dasjenige zu befehlen, was sie selbst thun.

Die Beyspiele der Großen werden von den Kleinen nachgeahmt; die Höfe geben in der Nation den Ton an und reguliren die Begriffe des gemeinen Haufens, der blindlings den Antrieben folgt, welche er von denen erhält, die er als Schiedsrichter seines Schicksals betrachtet, deren Oberherrschaft er erkennt und die er für die Glücklichsten hält.

Der Despotismus, aller Vernunft und Aufklärung beraubt, zeigt dem, der ihn aufmerksam betrachtet, alle Eigenheiten der Kindheit. Er bauet, er reisset ein, und bauet wieder von neuem auf. Alle Augenblicke sieht man ihn in einer Bewegung seiner Affekten; Ungeduld, Hochmuth, Einfalt, Eigensinn, närrische Einfälle und die ganze Thorheit des kindischen Alters, — sind sein ewiges Antheil. Für die Nationen wäre es eben so nützlich, ob sie von Kindern oder unumschränkten Herren regiert würden, die unfähig das Geringste vorauszusehn, alles ihren augenblicklichen Launen und thörichten Kindereyen aufopfern. Unter Fürsten, die alles vernichten können, was ihre Phantasie in Schranken hält, kann es nichts beständiges geben *). Jede Regel, jedes Hinderniß, jedes Gesetz wird ihnen unerträglich. Krieg und Frieden, Wohlstand und Elend,

*) Im Jahre 1720 zeigte der Kaiser von China einen wüthenden Zorn. Alle Kolaos oder vornehme Minister fielen in Ungnade, weil sie ihm zu seinem Geburtstage einen Triumphbogen hatten machen lassen, der nicht so schön war als der in dem vorhergehenden Jahre. © Reise von Petersburg nach Pekin.

Elend, Reichthum und Armuth, das Glück des Sultans und seiner Sklaven, alles hängt an einem seidenen Faden. Das sich verändernde Interesse, die Unvorsichtigkeit eines Vissirs, die Ränke eines Hofes und der Rath eines Weibes bestimmen das Schicksal des Volks und seiner Führer, und sind hinreichend, das ganze Regierungssystem übern Haufen zu werfen.

Jede Veränderung eines Ministers zieht in einem despotischen Staate eine gänzliche Umkehrung in der Verwaltung nach sich. Das Wesen einer wohlführlichen Regierung besteht darin, daß sie seinen Plan befolgt. Kabalen und Ränke setzen veränderliche Leute ohne Tugenden und ohne Talente, bald ein bald ab, die sich von Hand zu Hand einem Staat überliefern, dem ein jeder nach seiner eigenen Art tiefe Wunden geschlagen hat. Die Nation hört niemals auf das Schlachtopfer der Unerfahrenheit, der Nachlässigkeit, der Bosheit, der Raubsucht und der Narrheit und Thorheit derer zu seyn, die das Recht an sich reissen, sie zu martern. Bey einer solchen Unordnung geht die einzige Sorge des Ministers und anderer, die in vornehmen Aemtern stehn, bloß dahin, wie sie Ränke schmieden wollen sich in ihrem Posten zu erhalten. Der Minister vernachlässigt das gemeine Wesen um den Günstlingen, Närrissen und Kammerdienern seine Cour zu machen, und sich wiederum von seinen Kreaturen die nämliche Ehre erweisen zu lassen. Er hält überall Spione, welche diejenigen in Obacht nehmen müssen, von denen er wohl weiß, daß er in ihren Augen eben so lächerlich als verhaßt ist. Er besoldet Verläumder, welche

alle, die ihm verdächtig sind, folglich gemeiniglich die ehrlichsten und rechtschaffensten Männer, anschwärzen und als dem Staate gefährliche Menschen brandmarken müssen. Er hält Aufpasser, die den Souverän selbst in Obacht nehmen, damit dieser ja niemals einen gesunden Gedanken fasse, oder den Rath eines vernünftigen und weisen Mannes befolge. Er hat Kundschafter, die immer um den Souverän sind, und ihm alle seinen Launen, Einfälle, besonders aber einen jeden Schritt der andern Minister und deren Helfer zubringen müssen. Er hat eigene ausgesuchte Leute im Brode, die sich in den närrischen und kindischen Einfällen des Herrn gut zu finden und ihnen den Anstrich der Klugheit und des Scharfsinns, ohne daß es der betrogene Fürst merkt, zu geben wissen. Er hat Menschen an der Hand, die um den Fürsten zu zerstreuen und ihn ja nicht zu verleiten, an seine Bestimmung zu denken, ihm allerley Possen und Gaukeleyen vermachen; ja er läßt dergleichen unnütze Menschen aus fernen Lande kommen, wodurch er den Nebenzweck erhält, daß das Volk sich auch zerstreut und sein Elend auf einige Zeit vergißt. Wie viele Zeit wird nicht dazu erfordert! Der Minister opfert den Fürsten und das Vaterland auf, und läßt aus dem Staate werden, was aus ihm werden kann und will. Wie kann sich ein Minister, der verantwortet, daß ihn die geringste übele Laune von seinem Posten setzen kann, — der da weiß, daß sein Uebertrieber, der sehr gleichgültig gegen das Wohl des Staats ist, seine Mühe und Arbeit nicht achtet, angelegen seyn lassen, dem Wohl des Staats aufrichtig zu dienen? Die Achtung und Liebe des Volks wird in einem Lande, in welchem die einzige Wohlfahrt

lich und das einzige Bestreben darin besteht, dem Fürsten zu gefallen und sich bey denen, die um ihn sind, Freunde zu verschaffen, für gar nichts anhaben. Ein Minister kann unmöglich mit Aufmerksamkeit seine Staatsarbeiten betreiben, wenn er seine ganze Zeit darauf sinnen muß, daß er ja nicht die erste Laune eines Herren verderbe, der kaum in der Kindheit ist, noch die Laune derer Kinder, die ihn umgeben.

Wenn der Despot nur ein unvernünftiges Kind ist, wie können alsdenn die Höflinge, die ihn umringen, vernünftiger seyn? Die prächtigen Kleinigkeiten, welche gemeiniglich den Gegenstand der Bemühungen, der heimlichen Ränke und Kabalen eines Hofes ausmachen, sind so beschaffen, daß sich auch der ernsthafteste Mann nicht enthalten kann, entweder darüber zu lachen oder unwillig zu werden. Kindische Anmaßungen, ungereimte Ansprüche, lächerliche Vorzüge, Kleinigkeiten, in welchen man die Würde bestehen läßt, Eitelkeiten worüber die Vernunft erröthet, Weiberklatschereyen und Zänkereyen, — das sind sehr oft die großen Triebräder einer Monarchie! Eitele und eingeschränkte Köpfe sind unfähig sich mit wahren großen Sachen zu beschäftigen. Leute, die ihre Existenz bloß dem Vorurtheile und einer thörichten Meynung schuldig sind, können keine andere Größe als die auf Vorurtheile beruhet. Kinder beschäftigen sich mit Spielen. Bälle, Festivitäten, abgeschmackte höfische Ceremonien und Schauspiele verschlingen gemeiniglich die Aufmerksamkeit der Ersten des Staats, der bisweilen schon in den Adern angestürzt ist, ehe man einmal bey Hofe etwas davon zu merken scheint.

Unter

Unter der Regierung eines Despoten ist es niemanden erlaubt sich mit seinem Schicksale zu beschäftigen, oder an das allgemeine Beste zu denken. Diese den Sklaven untersagte Gegenstände gehören nur für Bürger eines freyen Landes. Unterthanen eines uneingeschränkten Beherrschers dient Eitelkeit statt Seelengrösse. Ein unbeständiger, leichtsinniger, zerstreuter und betäubter Charakter, schickt sich für sie am besten. Der Mensch, der auf nichts rechnen kann, lebt in den Tag hinein. Der morgende Tag ist noch nicht für ihn. Da Zufall und Laune beständig sein Schicksal entscheiden; so muß er keinen traurigen Blick in die Zukunft thun. Ein Einfall oder Phantasie kann alle seine Rechte, seinen Stand, sein Vermögen und seine Freyheit für ich und für seine Nachkommen vernichten. Ein Mensch, der in die Zukunft blickt, scheint den Völkern, deren Beherrscher ohne Grundsätze sind, und wo nichts beständiges zu erwarten ist, ein unbequemer und melancholischer Träumer zu seyn. Die Länder, welche einer willkührlichen Gewalt unterworfen sind, enthalten nur leichtsinnige oder bis zum Vieh dumm gemachte Menschen, die zum Nachdenken unfähig sind. Eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, eine dumme Sorglosigkeit, eine unordentliche Leidenschaft für nichtswürdige Ergötzlichkeiten, eine auffallende Abneigung und ein Widerwillen gegen alle ernsthafte Gegenstände, sind die natürlichen und nothwendigen Würkungen einer Regierung, welcher nichts heilig ist, und die die wichtigsten Angelegenheiten auf die leichteste und nachlässigste Art betreibt. Wie wäre es möglich in einem Lande Gefühl für das Vaterland zu empfinden,

Be-

Begriffe von der wahren Ehre zu haben, Recht und Billigkeit zu finden, in welchem die Einwohner entweder nur darauf denken, wie sie sich sowohl für das Gegenwärtige als für das Zukünftige gänzlich berauben wollen, oder in welchem sie ganz dumm und aller Spannkraft beraubt, an gar nichts denken?

Außerdem macht die Gewohnheit, wie wir gesehen haben, daß die Sklaverey mit den Menschen sich unzertrennlich verbindet, und daß sie endlich ganz vergnügt in ihren Ketten dahin leben, oder sich, gleich den Kindern, durch ein Epigramm, ein Gassenlied oder eine Satyre, an einem Minister oder an der Regierung wegen der zugefügten Gewaltthätigkeiten rächen.

Man beklagt sich oft darüber, daß bey leichtsinnigen und kindischen Völkern, Sänger, Tänzerinnen, Hanswürste u. s. w. die ganze Aufmerksamkeit des Publikums beschäftigen und dergleichen nichtswürdige Künste wahren und großen Talenten vorgezogen werden. Aber sieht man denn nicht, daß Verdienst, Wissenschaft und wahre Talente in einem Lande, in welchem Geschöpfe ohne Verdienst und ohne Talente den Ton in der Gesellschaft angeben, unnütz und am unrechten Orte gestellt seyn würden? Für Völker, die durch den Despotismus alle Mannskraft verloren haben, weibisch geworden sind, und in einer immerwährenden Kindheit verharren, gebraucht man nur lustige galante Dichter, Galanteriekrämer und Modenerfinder. Der Luxus, die Weiber und der Soldatengeist sind Hindernisse, welche die Köpfe niemals zur Reife kommen lassen.

Das äußere Betragen, die Manieren, die Abgeschmacktheit, das Gepränge, die verschiedenen Mittel seine Kleinheit unter einer vornehmen Mine zu verbergen — der Hochmuth, die Frechheit, der suffisante Ton, die wichtige Mine — sind Produkte der Höfe, deren Manieren gemeiniglich von einem Haufen eitler Menschen nachgemacht werden, die sich etwas zu seyn einbilden, wenn sie bisweilen auf die allerlächerlichste Weise und ganz links die Minen und das Betragen der Großen nachahmen. Ein beständiger Umgang mit Kriegsleuten macht, daß sie mit Leichtigkeit den Ton der Unbedachtsamkeit, der Geringschätzigkeit und einer lustigen Ehrerbietigkeit annehmen. Der häufige Umgang mit einem Geschlechte, das sich alles in ewiger Kindheit zu erhalten, verschworen hat, macht es endlich, daß Spiel, Putz und lauter Kleinigkeiten als Dinge von der größten Wichtigkeit behandelt werden.

Zierlichkeit in Vergnügungen, närrischer Geschmack, die Kunst Müßiggänger zu vergnügen und seine Zeit zu verlieren, haben es in einer uneingeschränkten Monarchie viel weiter gebracht, als die Kunst, die Menschen glücklich zu machen. Ein willkührliches Regiment hat es zum Zweck die Menschen vom Nachdenken abzuhalten, oder ihr Nachdenken auf thörichte Gegenstände hinzulenken. Während die Tyrannen in Rom die Senatoren umbringen ließen, belustigten sie ein müßiges Volk mit prachtvollen Schauspielen, das nicht aufhörte den Henkern des Vaterlandes seinen Beyfall zuzuklatschen, und welches, weil man es vergnügte, sich sehr wenig darum bekümmerte, was daraus werden konnte.

Unaufhörlich rühmt man die Zierlichkeit, Annehmlichkeit, den guten Geschmack, die vortreflichen Schriften, die wunderuswürdigen Werke, welche mächtige Fürsten durch ihre Freygebigkeiten haben entstehen lassen, preiset die Aufmunterungen, die sie den Künsten und Wissenschaften und den Talenten des Geistes gegeben, wodurch sie die Epoche ihrer Regierung merkwürdig und ihre Namen der Nachkommenschaft lieb und ehrwürdig gemacht haben. Wenn man aber diese so oft gerühmte Thaten untersucht; so findet man, daß die geringen Vortheile, die sie einigen Bürgern verschaft haben, keineswegs im Stande noch irgend dazu geschickt waren, die ganze Nation des Jammers und Elends wegen, womit sie selbige überströmt hatten, zu entschädigen. Viele Tyrannen haben sich bisweilen bemüht die Völker durch ihre Verschwendungen in Erstaunen zu setzen; allein niemals haben sie sich bemüht sie besser und glücklicher zu machen.

In diese berühmte Epoche setzt man gemeiniglich das Jahrhundert des Alexander. Aber war es nicht dies berüchtigte Jahrhundert in welchem Griechenlands Freyheit zu Grunde gieng, in welchem seine Republiken, seine sonst so tapfere Anführer und seine erhabenen Redner sich schändlich von einigen Tyrannen unterjocht sahen, die das heilige Feuer des Genies sehr bald überall erstickten? Giebt es ein traurigeres Schicksal, als das was Asien unter diesem ungestümen Eroberer und seinen wilden Nachfolgern betroffen hat? Ihre Jahrbücher reden nur von in Asche gelegten Städten, verheerten Ländern, erwürgten Völkern und von fruchtbaren Gegenden, die in Einöden verwandelt sind.

Wenn

Wenn wir die unsterblichen Werke des Virgil und Horaz mit Entzücken lesen, — wenn wir die öffentlichen Denkmäler des Jahrhunderts des Augustus erstaunend betrachten, — müssen wir uns denn nicht zu gleicher Zeit über die Schmeicheleyen schämen, die feile Musen an einen Tyrannen verschwendeten, der seine Wuth nicht eher mäßigen wollte, als bis er sich lange Zeit mit dem Blute seiner Mitbürger getränkt hatte? War dieser so merkwürdige Zeitraum nicht die Epoche der gänzlichen Unterjochung der Römer und der gänzlichen Herabwürdigung ihres Charakters? Die Regierung dieses prächtigen Despoten, der sich rühmte die Hauptstadt der Welt in Marmor verwandelt zu haben — legte die nicht einen unerschütterlichen Grund zu der Tyranney, die nachher die Tiberiusse, die Caligulas, die Nerone, die Domitiane und so viele andere Ungeheuer, die einige Jahrhunderte hindurch die halbe Welt unter der Last ihrer schändlichen Verbrechen seufzen ließen, auf die abscheulichste Weise ausübten?

Wir betrachten mit Bewunderung die Denkmäler eines neueren Monarchen, dessen Regierung plötzlich Wissenschaften und Künste in seinem Lande empor brachte. Wir bewundern mit Recht die unsterblichen Werke der Dichter, der Künstler und so viel anderer Gelehrten, die seine Wohlthaten und seine Blicke in seinem Königreiche hervortrieben. Aber haben einige erhabene Dramen, einige sehr oft bis zur kriechenden Schmeicheley erniedrigende Dichtereyen, einige Statuen und Gemälde — das Recht uns so zu verblenden, daß wir darüber

die ohne Ende geführten Kriege, die schändlichen Verbannungen, die unmenschlichen Verfolgungen und die immerwährenden Bedrückungen, womit sich eine so glänzende Regierung so oft besudelt hat, — vergessen sollen? Werden wir den Muth haben den Meisterstücken der Kunst, die den Schweiß und das Blut so vieler Millionen Menschen gekostet haben, die am Bettelstab gebracht sind, unsern Beyfall zu geben? Würde der rechtschaffene Mann nicht weit mehr über ein Jahrhundert gerührt werden, das die Völker glücklich gemacht hat, als über ein Jahrhundert, das sich nur durch ihr Elend durch ein eiteles Gepränge und einen den Jammer des Volks spottenden Hochmuth eines Despoten berühmt gemacht hat, den die Niederträchtigkeit sich angestrengt hat bis zum Range der Götter zu erheben?

Alles beweiset den Einfluß der willkührlichen Gewalt, so wie der Eitelkeit und Thorheit der Höfe und der Völker, auf Talente, Künste und Wissenschaften. Das Genie bedarf Freyheit wenn es seine Bahn eröffnen soll; eine tyrannische und eitele Regierung aber hemmt es in seinem Laufe oder nöthigt es sich auf verachtungswerthe Dinge zu legen *).

Bey

*) Ein gewisser Gelehrter machte gegen Saville einmal ein großes Rühmen von den literärischen Produkten seines Landes und den Meisterstücken, welche die Regierung eines großen Monarchen hervorgebracht hätte. „Kann es wohl, „antwortete Saville,“ in einem Lande gute Werke geben, in welchem es nicht erlaubt ist, weder über die Regierung noch über die Religion zu schreiben?“

Bey einer in Ketten gelegten Nation sind die Musen nur gemacht die berühmten Schandthaten und Bubenstücke der Eroberer, oder das kindische Gepränge der Beherrscher des Landes zu besingen. Das Genie des Dichters, das nach seiner Natur bestimmt ist am Himmel zu schweben, Muth zu geben, und die Seele zu erheben — sieht sich gezwungen knechtisch auf der Erde zu kriechen, der Eitelkeit der Höfe zu schmeicheln, zu suchen den Mätressen und Hofschranzen zu gefallen, und offenbare Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten als lobenswerthe Handlungen zu besingen. Für solche Völker, gegen die sich alles verschwört um sie in der Kindheit zu erhalten, bedarf es nur Lügen, Romane, abgeschmackte Gemälde, Schauspiele, die mit verliebten Ränken angefüllt sind und verliebte Verse. Was für eine Ausnahme kann sich wohl ein Tyrtaeus in den Mauern von Sybaris und Abdera versprechen!

Die Beredtsamkeit, deren Zweck ist, durch Vorstellung großer Gegenstände die Herzen zu rühren, kann nur bey einem freyen Volke aufkommen, wo es einem jeden Bürger erlaubt ist, sich mit seinem Vaterlande zu beschäftigen. In einer Gegend in welcher es kein Vaterland giebt, oder wo es wenigstens verboten ist zu denken, würde sie ganz offenbar an ihrem unrechten Orte stehen. In solchen Gegenden ist die Beredtsamkeit mit Ausschließung aller andern bloß den Dienern der Religion vorbehalten, in deren Munde sie, statt die Menschen aufzuklären und anzufeuern, nur dazu dient, sie zu verblenden, sie in wilde Thiere oder feige Sklaven zu verwandeln, sie vor eitelen Fantomen in Angst

und

und Schrecken zu setzen, sie mit Chimären zu mästen, und endlich unnützerweise wider Laster und Thorheiten zu donnern, die alles hervorzubringen und zu vervielfältigen sich bestrebt hat.

Die Geschichte soll ihrem Zwecke nach der Nachkommenschaft die Handlungen ihrer Vorfahren, die Tugenden und Laster der Könige, die Rechte der Völker und die glücklichen und unglücklichen Zufälle, die sie erfahren haben, überliefern. Will der Geschichtschreiber nützen; so muß er aufrichtig seyn, wahrheitliebend und die Ursachen entwickeln, deren Würkungen entweder vortheilhaft oder schädlich gewesen sind. Er muß die Augen der Völker auf die Thorheiten ihrer Beherrscher, auf die blutigen Gemälde ihrer Kriege, auf ihre Verbrechen und auf ihre ungerechte Unternehmungen wider die allgemeine Wohlfarth lenken. Aber unter einer Regierung, die immer in diesen Thorheiten verstrickt ist, und die nicht leidet, daß man sie unter ihren wahrhaften Zügen der Welt darstellt, kann die Geschichte ohne Gefahr diese Unordnungen nicht aufdecken. In den Händen sclavischer, zitternder und durch Vorurtheil geleiteter Schriftsteller, ist die Geschichte bloß ein Haufen Lügen und entstellter Thatsachen, wovon sich kein Nutzen erwarten läßt.

Der Despotismus bedient sich der Talente bloß um zu betrügen. Wenn er einen gnädigen Blick auf sie fallen läßt; so geschieht es nur, daß sie seiner Eitelkeit Weyhrauch bringen sollen. Besitzen sie die Kühnheit einen edlern Ton anzunehmen; so haßt oder verjagt er sie aus Furcht, daß sie die in ihren

Ketten eingeschlafene Sklaven aufwecken möchten. Der männliche Ton des Genies würde auch die durch den Luxus so erschlafte Seelen in Furcht setzen, und der Glanz der Wahrheit würde die Augen, die zu schwach sind, ihn zu ertragen, verblenden. Die Talente sind dann also gezwungen, sich mit der öffentlichen Schwäche zu vereinigen. Der Gelehrte wird ein Schmeichler; er entkräftet sich selbst um Entkräfteten zu gefallen; den nichtswürdigen kindischen Vortheil seines Rufs zieht er dem daurenden Nachruhme vor. Er untersteht sich nicht mehr er selbst zu seyn. Seine Kraft und seinen Nachdruck im Styl opfert er der Schwäche derer auf, die er sich zu Richter nimmt; was noch mehr, um seine ehrerbietige Aufwartung zu machen und sich fortzuhelfen wird er oft der Vertheidiger des Despotismus und der Sklaverey, und er treibt endlich seine Niederträchtigkeit so weit, daß er die Freyheit verschreyet und ihre Vortheile seinen Mitbürgern verdächtig macht.

Talente werden verächtlich und gering geschätzt, so bald sie aufhören vor den Ruhm zu arbeiten. Der Gelehrte verliert ihn so bald er zu sehr auf sein zeitliches Glück sieht. Unter einer kindischen und unaufgeklärten Regierung, wird er ein Ränkemacher, ein Hofschranze, ein Schmeichler. Sein Geist erniedrigt sich. Den Enthusiasmus, der ihn beleben und erhitzen sollte, folgt das Verlangen Reichthümer zu erhalten und sich Gönner zu verschaffen. Die edele Schätzung seiner selbst, welche das Verdienst giebt, wird durch Anforderungen und Hofnungen ersetzt. Jeden Augenblick sieht er, daß wenn man

gefallen wolle, man kriechen müsse, — daß die litterärischen Belohnungen gemeiniglich denjenigen, die fleißig ihre Aufwartung machen, den Schmeichlern, den mittelmäßigen Köpfen, zu Theil werden, welche weit besser als das Genie das Geheimniß wissen, wie man den Austheilern der Gnade und den thörichten Dingern, welche die Absprecher über das Verdienst und die Vertheiler des Ruhms sind, gefallen kann.

Nur in der stillen Einsamkeit und bey dem Scheine einer Lampe klärt sich das Genie auf; nur durch angestrengte Arbeit wird Wissenschaft erworben. In dem Umgange mit seines Gleichen, nicht aber in den närrischen Cirkeln, erwärmt sich der Mann von Talenten, und hier ist er im Stande die Seelen der andern mit zu erwärmen. In dem Wirbel der Welt verraucht und erstirbt sein Feuer. Die Ehre ist die Beherrscherin der Gelehrten; allein sehr viele wissen sie zu überlisten und ihre Gunst zu erhalten, ohne das Geringste gethan zu haben, wodurch sie selbige verdienen könnten. Daher die niedrige Mißgunst, die Kabalen, die verdeckten Streiche und diese schändliche Zänkereyen, die an die Stelle einer edelen Nacheiferung treten und oft zu weiter nichts dienen, als in den Augen der Großen und anderer Weltmänner, Talente, Wissenschaften und Anweisungen derjenigen lächerlich zu machen, deren Zweck die Aufklärung ihrer Mitbürger seyn sollte, — die sie durch ihr Beyspiel unterrichten, und deren Beyfall sowohl als der Beyfall der Nachkommenschaft sie durch nützliche Werke zu erhalten suchen sollten.

Man muß freylich gestehn, daß die durch ihre Talente sich am meisten berühmt gemachten Männer nicht immer diejenigen sind, die sich am meisten durch Vernunft und Weisheit auszeichnen. Das ist der so oft gegründete Vorwurf, den eine boshafte Unwissenheit den Gelehrten macht; auf diese Art tröstet und rächt sich die Mittelmäßigkeit an dem Talent. Wir wollen aber diesen bösen Nachrednern antworten, was Antonin von Marcus Aurelius sagte. „Leidet oder laßt es zu, daß er ein Mensch sey, Philosophie und Regierung retten die Leidenschaften nicht aus." Die ansteckende Krankheit einer eitelen und verdorbenen Gesellschaft wirkt bisweilen auf den Gelehrten; seine immer thätige und empfindliche Einbildungskraft entzündet sich leicht und muß viel beytragen seine Leidenschaften zu stärken. Die ersten Stoffe, welche das Genie, das wir bewundern, zusammensetzen, bewirken es, daß der Mann von Kopf viel auffallendere Abweichungen von der großen und gemeinen Heerstraße macht, als der gewöhnliche Mensch. Mit einem Worte; es ist nichts außerordentliches, daß ein lebhafter Charakter seine Kraft bis zu seiner Schwäche zeigt. Aber diese Fehler, die von den Feinden der Wissenschaften, oft so angelegentlich vergrössert werden, rauben denen, die sie an sich haben, keinesweges ihre Rechte auf eine gerechte Dankbarkeit, die man ihnen für die großen Schritte schuldig ist, wodurch sie oft die Mittelmäßigkeit und Trägheit des Geistes so sehr schonen. Welches aber auch das Betragen eines Mannes von Kopf seyn mag; so laßt uns seine Talente bewundern, seine Anweisungen benutzen, wenn wir sie nützlich und weise finden, und das Schicksal der

Mensch-

Menschheit beklagen, deren Loos die Vollkommenheit nicht seyn kann. Außerdem befindet sich der Mensch, der seine Talente mißbraucht, nicht mit dem reichen Manne, der sehr oft einen schändlichen Mißbrauch von seinen Reichthümern macht, im gleichen Falle? Wie oft erniedrigt sich nicht der Große um einen Credit zu erhalten, den er mißbraucht? Wie oft wird nicht der Priester den strengen Regeln, die er seinen Zuhörern lehrt, ungetreu? Die Laster und Gebrechen der Weltleute werden gleich in Vergessenheit begraben, dahingegen die Fehler und Mängel der Gelehrten bekannt gemacht und auf die Nachkommenschaft gebracht werden.

Die Philosophie, die in der Liebe zur Weisheit, Vernunft und Wahrheit besteht, ist überall von allen Wissenschaften der Verachtung einer leichtsinnigen und zerstreueten Nation und der bösen Laune einer ungerechten Regierung, deren Gewalt nur auf die Finsternisse der Vorurtheile und Meynungen gegründet ist, am meisten ausgesetzt. Wie könnten Tyrannen eine verwegene Neugierde, die bis zu den ersten Gründen zurücksteigt, die alles nach ihrem wahren Werthe oder Nützlichkeit schätzt, die sich untersteht das Ansehn selbst auf die Wage zu legen und zu untersuchen — begünstigen oder genehmigen? Die Menschen sind an die Lüge so gewöhnt, daß ihnen die Wahrheit gemeiniglich die gefährlichste aller Neuigkeiten zu seyn scheint. Der Freund der Wahrheit scheint gewöhnlich der Feind der ganzen Welt zu seyn. Sehr wenige Menschen wollen den Werth der Wahrheit wissen; die meisten nähren und weiden sich mit Meynungen, Eitelkeiten und Rauch.

Die Politik ist, wie man leicht denken kann, in den Händen der Tyrannen eine finstere Wissenschaft geworden, auf welche sie ihren Bürgern nicht erlauben ihre profane Augen zu richten. Feilen Heerden ähnlich, sind die Menschen gemacht sich führen und treiben zu lassen, ohne jemals das Recht zu haben, ihre Führer und Treiber zu beurtheilen. Die Regierung ist für sie ein Heiligthum, das sie in der Entfernung verehren müssen. Ein Versuch näher eindringen zu wollen, wird hart bestraft.

Die Moral ist endlich für thörichte und kindische Wesen ein zu ernsthafter Gegenstand. Sie würde den Sklaven unnütz seyn, deren verdorbene Beherrscher ihren Vortheil dabey finden, sie verkehrt zu machen, und sie mit Narrheiten und Thorheiten zu beranschen. Ueberdem würde diese Wissenschaft, die mit der Unordnung und Ungerechtigkeit unverträglich ist, mit den Anmaßungen einer willkührlichen Gewalt hart an einander gerathen. Der Despotismus kann nicht eine Moral mit gleichen Augen ansehn, deren Vorschriften und Gesetze eben so wohl für den Souverän als für die Unterthanen gemacht sind.

Man sieht hieraus, daß unter einer argwöhnischen und mißtrauischen Regierung, die schlechterdings nicht will, daß sich ihre Unterthanen aufklären, dem menschlichen Geiste immerwährende Hindernisse in den Weg gelegt werden. Die Gegenstände, die am würdigsten wären, die Talente zu üben, die für den Staat die allerwichtigsten sind, sind gerade diejenigen, deren Untersuchung am strengsten verboten ist. Die Menschen sind verbunden, entweder in vie-

viehischer Dummheit ihre Zeit zu verleben, oder ihre Thätigkeit darf sich nur an Kleinigkeiten machen, welche sie verhindern, die traurigen Unternehmungen zu sehen, deren nothwendige Würkung ein allgemeiner Untergang ist. Es giebt nichts, was nicht Tyranney und Eigensinn ungestraft wider ein unwissendes und thörichtes Volk unternehmen konnten, das niemals an den andern Tag denkt.

Hat man ja bisweilen unter Despoten, die gar zu gern glänzen wollen, Geschmack und Künste wachsen gesehen; so sind sie doch unter ihren Nachfolgern, welchen sie nicht ihre Begriffe hinterlassen hatten, bald wieder verschwunden. Der Geschmack des Schönen, von welcher Art er seyn mag, verlangt gesäet, gewartet und geübt zu werden. Allein daß Antheil der Fürsten, deren Kopf und Herz gemeiniglich ohne Kultur bleiben, ist Unwissenheit und Faulheit. Daher man sie ohne alle Begriffe vom Großen und Schönen, so oft mit großen Kosten Denkmäler und Gebäude ohne Geschmack errichten sieht, deren Beschauung warlich die Völker für die großen Kosten, die sie ihnen verursacht haben, schlecht entschädigt. Die besten Künstler, genöthigt, sich nach den närrischen Einfällen eines stupiden Reichen und Großen zu richten, verwenden alle ihre Geschicklichkeiten auf kostbare Kleinigkeiten, die in den Augen der Kenner sehr verachtungswerth sind *).

*) Mylord Schaftesbury hat bemerkt, daß nachdem in den Herzen der Römer die Freyheit verlöscht worden, wir auch von ihnen keine einzige schöne Statue, keine

Aber nach einem noch weit traurigern Schicksal findet der Geschmack des Guten und Schönen in der Moral bey einer thörichten und unterjochten Nation zum Aufkommen Hindernisse ohne Zahl. Luxus, Zerstreuung, Eitelkeit, Leichtsinn, beständiges Bedürfniß sich mit Tändeleyen zu beschäftigen, haben den auffallendsten und nachtheiligsten Einfluß auf das Betragen und die Sitten der Bürger. Nichts hält schwerer, als ihr wahres Interesse fühlbar, auf die Stimme der Vernunft aufmerksam, die Nützlichkeit und Vortreflichkeit eines gesitteten und tugendhaften Leben solchen Menschen annehmlich zu machen, welche alles vom Nachdenken und Ueberlegung, das sie für unnütz halten, abhält, und die nur bloß an ihre Vergnügungen denken. Die Vernunft kann nur eine langsame Frucht einer bedächtigen Erfahrung seyn. Unbeständigen, flüchtigen und sich bloß mit Kleinigkeiten beschäftigenden Kindern scheinen ihre Lehren zu ermüdend, zu lächerlich und zu hoch zu seyn, als daß sie selbige des Anhörens würdigen sollten.

Eine

keine einzige schöne Medaille noch ein einziges schönes Stück der Baukunst haben. Indessen hat man doch in dem sclavischen Italien zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Maler- und Bildhauerkunst wieder empor kommen sehen. Wenn die Despoten glänzen wollen und Geschmack haben: so lassen sie berühmte Künstler hervorkommen. Die Großen, die Reichen, haben Statuen, Gemälde, Gedichte und Schauspiele während die übrigen Bürger kein Brod haben.

Eine systematische Boßheit, nach welcher sich jemand ausdrücklich vornimmt böse zu handeln, ist in dieser Welt sehr selten. Die meisten Menschen sind mehr schwach als boßhaft. Sie schaden sich und andern, ohne es zu wissen, ohne daran zu denken, und ohne die Folgen ihrer Handlungen voraus zu sehen. Unwissenheit, Unachtsamkeit, Sorglosigkeit, Einfalt und Leichtsinn sind die Quellen, woraus drey viertel Theile des Bösen in dieser Welt entspringen. Man findet nichts seltner, als ein vernünftiges oder mit Nachdenken begleitetes Betragen. Es ist Mangel des Nachdenkens, daß bisweilen Menschen gegen ihre Nebenmenschen die größten Grausamkeiten verüben. Es ist Mangel der Ueberlegung, daß eine Regierung in Tyranney ausartet. Es ist Mangel des Nachdenkens, daß die Völker Sklaven werden, und es ist Mangel der Ueberlegung, daß Mitbürger, Ehegatten, Eltern, Kinder, Herren und Knechte sich so oft damit beschäftigen, sich unter einander zu plagen, zu quälen, und das Leben verdrießlich zu machen.

Nachdenken heißt den ersten Schritt zur Weisheit thun; aber gemeiniglich ist es der letzte, den Leidenschaften und Faulheit den Menschen zu thun erlauben. Der Zustand eines Volks, das anfängt sich zu unterrichten, sich nach Licht umzusehen, und sich mit nützlichen und wichtigen Gegenständen zu beschäftigen, ist keineswegs verzweifelt. Während die Tyranney alle Mittel ergreift, die Menschen vom Nachdenken abzuhalten, führen ihre verdoppelte Streiche sie alle Augenblicke darauf; und dies Nachdenken muß, wenn sich günstige Umstände finden,

über

über kurz oder lang die Tyrannen verbannen. Bey einem Volke, das seine Vernunft gebraucht, kann sie nicht lange dauern. Eine von aller Weisheit und Gerechtigkeit entblößte Regierung muß sich am Ende selbst schämen, wenn sie ihre Griffe von einem über seinen wahren Vortheil aufgeklärtem Publikum, tacirt, beurtheilt, verachtet und verabscheuet sieht. Das allgemeine Geschrey dringt selbst bis zu den Tyrannen hindurch. Es zwingt sie oft, die Vernunft zu hören, ihren Ausschweifungen ein Ziel zu setzen und ein gemäßigteres Betragen anzunehmen. Ist ein Volk ganz bis zum Vieh herunter gekommen und sind nur Dummheit und Einfalt sein Antheil; so wird es von der Unterdrückung in Wuth gesetzt; seine Unwissenheit verhindert es vernünftig nachzudenken, und indem es die Geduld verliert, vernichtet es ohne Vernunft alle die, welche es als Werkzeuge seines Elendes betrachtet. Blinde Sklaven rotten ohne Vorsicht und Ueberlegung die blinden Tyrannen aus, von welchen sie unterdrückt werden.

Nichts ist also wichtiger, als die Menschen zum Nachdenken zu reitzen, oder sie mit Gegenständen zu unterhalten, die dazu gemacht sind, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Vernunft ist den Souveränen und Unterthanen gleich nützlich. Die ersten lehrt sie mit Gerechtigkeit regieren, und die andern Gehorsam gegen billige Gesetze. Nur wenn man das Publikum aufklärt, kann man sich versprechen, daß man es von seinen Verirrungen, die der Wohlfarth der Völker und eines jeden einzelnen Bürgers und derer, welche regieren, gleich schädlich sind, zurückbringen werde. Wenn man die Menschen zum

Nach-

Nachdenken bringt, so werden sie einsehen, daß sie die Uebel und Mißbräuche, die ohne Gefahr nicht plötzlich abgestellt werden können, mit Geduld ertragen müssen, und ihnen die bequemsten und sanftesten Mittel entgegensetzen, welche sie endlich werden verschwinden lassen. Die Vernunft ist der wahre Lebensbalsam; sie allein kann die Leidenschaften ordnen und besänftigen, die Hitze abkühlen, und die Laster und Thorheiten, woran die Nationen darnieder liegen, vertreiben.

Funfzehntes Hauptstück.

Vom Luxus.

Wer ein wenig nachdenkt, wird bald gewahr werden, daß es die Regierung ist, welcher man die Laster, Thorheiten, Plagen und Geißeln, womit die Gesellschaften und jeder einzelne Bürger heimgesucht werden, verdanken muß. Aus dieser Quelle entspringt auch der Luxus, diese grausame Krankheit, womit insonderheit reiche Nationen befallen werden.

Hoffarth und Luxus sind eingebohrne Produkte der Monarchien. Die Fürsten haben immer ein stolzes Hofzeremoniel, betrügende Zurüstungen, einen scheinbaren Glanz unterhalten müssen, um, wie

wie wir gesehn haben, das Publikum zu verblenden, und ihm eine hohe Idee von denen, die es regieren, beyzubringen. Der Despotismus vorzüglich, der unfähig war, sich durch wahre Größe zu unterscheiden, wollte immer durch ein äußeres Gepränge seine Mängel ersetzen, um sich die Verehrung des Volks zu erwerben. Die Götter der Erde bedurften also prächtiger Tempel, eines kostbaren Haußgeräths und ausgesuchter Ausschmückungen, um die vor ihren Füßen liegenden Sterblichen zu verführen. Die Großen, die ihre Bedienung der Person des Fürsten näherte, wollten jene nachahmen, und sich wie sie, durch ihre Pracht empfehlen. Die Völker bewunderten den Glanz der prächtigen Höfe, und bedachten nicht, daß aller dieser eitle Prunk ein Produkt ihrer Arbeit war, und daß der Glanz des Throns und der Stolz der Höfe, eß die Ursachen ihres Elendes und das Mertzeichen ihrer eigenen Knechtschaft waren. Jeder Bürger bemühete sich, diese Menschen, die er nach seinen Vorurtheilen für die wahren Besitzer und Austheiler der Glückseligkeit hielt, es sey in der Nähe oder in der Ferne, nachzuahmen.

Der Hof ist es, wo sich der Luxus in seinem Elemente befindet, und die Eitelkeit der Fürsten und Großen ist es, welcher die Völker eine Krankheit schuldig sind, die epidemisch wird, die nach und nach alle Staaten ergreift, und endlich alle Sitten vernichtet, und die Bande der Gesellschaft entweder zerreißet oder erschlaffet. Der Luxus ist eine Nacheiferung der Verschwendung und des Reichthums. Das Beyspiel der Fürsten, Großen und Reichen

reizet den größten Theil der Bürger. Diese, die immer ganz getreu diejenigen Menschen nachahmen, von welchen sie einen hohen Begriff haben, oder die sie glücklich zu seyn voraussetzen, suchen sich, so wie jene, durch die nämlichen Mittel zu unterscheiden und Ansehn zu verschaffen. Diese kindische Nachahmung wird zur Gewohnheit, und die Leidenschaft zu scheinen, verwandelt sich in ein drückendes Bedürfniß, dem man endlich alles aufopfert. Diesem zufolge berauschen sich alle Köpfe mit der Begierde reich zu werden, es sey auf welche Art es wolle. Jeder will sich mit Aufsehn zeigen und es seinen Mitbürgern gleich thun, und wenn er kann, sie übertreffen und durch seine Verschwendung verblenden. Durch die thörichten Anstrengungen mit denen, die man nachahmt, in der Verschwendung wetteifern zu wollen, richtet man sich bald zu Grunde; der idealischen Glückseligkeit, so glücklich oder noch glücklicher zu scheinen als andere, opfert man seine wahre reelle Glückseligkeit auf.

Der Luxus ist bey einer Nation eine natürliche Würkung von der beständigen Vermehrung der Begierden und der Bedürfnisse des Menschen. Anfänglich denkt er nur an die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse; wenn diesen genüget ist, so arbeitet seine Einbildungskraft darauf loß, sich neue zu erdenken, oder die Mittel sie zu vergnügen, zu vervielfältigen. Der Wilde denkt nur an die Mittel seiner Erhaltung, und ist bey Wählung seiner Nahrungsmittel, um seinen Hunger zu stillen, nicht lekkerhaft. Er hat niemanden vor Augen, der seine Eifersucht reizen könnte. Der Tagelöhner, der

Arme,

Arme, der Ackermann sind zufrieden, wenn sie Brod haben. Der Reiche, der sich durch seine Reichthümer hervorthun oder seinen verwöhnten Gaum kitzeln will, bedarf reitzender gewürzter Speisen, und setzt die ganze Welt in Bewegung, um seine Tafel damit zu besetzen, oder um diejenigen zu übertreffen, die sich durch prächtige Gastmäler hervorthun.

Alle Menschen tragen ein Verlangen diejenigen, die sie für groß, mächtig und glücklich halten, nachzuahmen, ihnen gleich zu kommen und sie zu übertreffen. Der Arme bildet sich immer ein, daß der, den er prächtig gekleidet, in einem zierlichen Wagen fahren, und mit einer Menge Bedienten umgeben sieht, — ein sehr glücklicher Mensch seyn müsse. Er verachtet sich und hält sich für höchst unglücklich, daß er verbunden ist, zu arbeiten um leben zu können. Er zweifelt gar nicht daran, daß die, welche, ohne das Geringste zu thun, sich alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß verschaffen können, Wesen sind, denen an ihrer Glückseligkeit nicht das geringste mangelt. Er ist mit seinem Schicksale mißvergnügt; er will reich werden, weil er glaubt, daß man nur reich seyn dürfe, um eine vollkommene Glückseligkeit zu genießen. Seine anfänglich eingeschränkten Begierden werden immerfort durch seine Einbildungskraft, durch seine Nacheiferung und durch seine Vergleichung, die er mit seinem Zustande und dem Zustande anderer anstellt, angefeuert und vermehrt. Zuletzt überschreiten sie alle Gränzen, und man wird gewahr, daß der Mensch, der erst nur nach einem mäßigen Glücke trachtete, in dem Schooße der größten Reichthümer nicht mehr genug

hat.

hat, weil er immer einen zu sehen glaubt, der reicher und glücklicher ist als er selbst. Die Ungleichheit der Reichthümer wird also bey einer Nation, in welcher sich der Luxus eingeschlichen hat, für diejenigen, die weniger besitzen, ein trauriger Gegenstand ihrer immerwährenden Vergleichung, und ein jeder hält sich nach dem Maaße für unglücklich, als er glaubt, daß andere glücklicher sind.

Hochmuth, Eitelkeit, Putz und Blendwerk werden einer verdorbenen und kindischen Nation höchst nothwendig. Die Fürsten und Großen, die gemeiniglich sich durch nichts anders bey dem Publikum auszeichnen können, als durch einen eitlen Prunk, gehen mit ihrem Beyspiele voran. Der Bürger, der Beförderung und Schutz vonnöthen hat, ist verbunden, sich nach den Begriffen seiner Obern zu richten. Er sucht sich durch seinen Rock empor zu heben, und er muß es thun, um bey kindischen, närrischen und hochmüthigen Dingen, von welchen sein Wohlstand und Aufkommen abhänat, einen Zutritt zu erlangen. Wer nach seinem Aeusseren, nach seiner Kleidung, Dürftigkeit verräth, wird in einem Lande in welchem eitele und thörichte Menschen die Schiedsrichter des Schicksals der übrigen sind, mit stolzer Verachtung abgewiesen.

In den Gegenden wo Luxus und Eitelkeit ihr Reich gegründet haben, da ist die Armuth das allergrößte Laster, welches man mit der größten Sorgfalt verbirgt. Die Furcht verachtet zu werden, macht daher, daß ein jeder etwas scheinen will, das er nicht ist, daß er seinen Zustand verlassen, andern

ein Blendwerk machen, oder doch wenigstens auf einige Zeit, die ihn drückende Verachtung vermeiden will. Das ist die Quelle dieser lächerlichen und verderblichen Raserey, die sich bis auf die niedrigste Klasse der Gesellschaft ausbreitet. Kein Mensch will seyn was er ist, sondern immer das Ansehn haben, als wenn er zu einer höhern Klasse gehörte. Der Plebejer will den Schein haben, als wenn er zum Hofe gehörte. Der Bediente erhebt sich, wenn er die Thorheiten und Wunderlichkeiten seines Herrn nachmacht. So richtet ein jeder um andere zu betrügen, sich selbst zu Grunde; um glücklich zu scheinen, macht man sich würklich unglücklich.

Der Republikaner oder Bewohner eines freyen Landes ist der Seuche des Luxus nicht so sehr unterworfen, als der Unterthan eines Monarchen oder eines Despoten. In den Republiken herrscht mehr Gleichheit als in den Monarchien; der freye durch das Gesetz beschirmte Mensch, hat der Gönner weniger nöthig, und in der That auch wirklich glücklicher, hat er weniger Ursache von außen den Schein des Glücks anzunehmen. Er weiß von der andern Seite, daß Ungleichheit der Reichthümer niemanden das Recht gebe, ihn zu unterdrücken. Der Arme ist also in einer Republik oder in einem freyen Staate mit seinem Schicksale viel zufriedner, als in einem Lande, in welchem jeder reiche und mächtige Mensch ihn ungestraft beleidigen kann.

Der Müßiggang trägt zum Fortkommen des Luxus das Seine getreulich bey. Der Mensch, welcher arbeitet, denkt an seine Geschäfte und hat nicht

Zeit

Zeit an die zu denken, die ihn umgeben. Die Einbildungskraft zerarbeitet sich um so mehr, je mehr es ihr an nützlichen Beschäftigungen mangelt. Dies ist der Grund wie der Müssiggang die Mutter aller Laster wird. Man muß sich also über die so vervielfachten Laster, die so gesuchten Vergnügungen und die so verdorbenen Sitten, die man besonders bey den Reichen und Großen, das heißt bey denen wahrnimmt, die den Ton in der Gesellschaft angeben, gar nicht wundern. Der reiche Mensch ist überall ein Ding, das nichts zu thun hat; der Reichthum raubt ihm gemeiniglich alle Thätigkeit. Er fällt in Verdruß, Langeweile und Ekel, wenn er nicht gelernt hat seine Zeit angenehm zu verbringen. Aber der Müßiggänger ist immer ein unruhiges, unglückliches und mit sich selbst unzufriedenes Wesen. Er strengt sich immerfort an Mittel zu finden, die seine erstarrte Seele in Bewegung bringen sollen. Laster, Wollust und Unordnungen werden ihm nothwendig, um seine Existenz zu fühlen. Der Müßiggang muß also den Sitten höchst gefährlich werden. Der Arme begehrt und seufzet nur nach Reichthümern, um den Vortheil zu haben im Müßiggange leben zu können, und dieser Müßiggang ist für den Menschen eine Bürde, die er nicht tragen kann.

Der Müßiggang ist die wahre Geissel der reichen Nationen und der Tyrann der reichsten Bürger. Der von Langeweile verfolgte Mensch, befindet sich in einer beständigen Qual. Um sich aus einem so verdrießlichen Zustande zu setzen, läßt er nichts unversucht. Aus Langerweile richtet er sich zu Grunde und aus Langerweile sucht er in der Ausschweifung un-

unehrbare Mittel um seine Vergnügungen zu verändern. Aus Langerweile spielt er und setzt in Gefahr sein Vermögen zu verlieren *). Aus Langerweile mischt er sich in Intriguen und Kabalen. Wie viel Verdruß, Ekel und Quaal könnten die Menschen überhoben seyn, wenn sie sich zu beschäftigen wüßten! Können wohl Langeweile und Laster bey einem Menschen Eingang finden, der das Vergnügen der Wohlthätigkeit kennt?

Nach einem Gesetze des Königs Amasis von Aegypten, welches Solon für die Athenienser aufnahm, wurden die Müßiggänger mit dem Tode bestraft und konnten von jedem Bürger angeklagt werden. Nach dem ägyptischen Gesetze mußte jeder Mensch einmal im Jahre vor der Obrigkeit erscheinen, und ihr seinen Zustand und seine Verrichtungen eröfnen. Mahomet hat, wie diese alte Gesetzgeber, die Nothwendigkeit der Handarbeit eingesehn; er hat ein Gesetz gegeben von dem sich die Fürsten

*) Das Spiel beweiset die Langeweile und die Bekümmerniß der Menschen, wie sie sich die Zeit vertreiben wollen, am allerbesten. Ist in den Augen eines vernünftigen Menschen, ohne auf die das Spiel sehr oft begleitende Gefahren zu sehen, wohl etwas kindischer und närrischer als diese Art seine Zeit zu verlieren, die in guten Gesellschaften zur Mode geworden und durch das Beyspiel der Fürsten und Großen autorisiret wird? Wie leer muß es doch in den Köpfen so vieler Leute aussehn, die, wenn sie zusammen kommen, keine andere Mittel haben sich die Zeit zu vertreiben, als Karten und Würfel.

Fürsten selbst nicht lossprechen können. Ein jeder Sultan lernt, wenigstens zum Schein, ein Handwerk. Die Verrichtungen und Arbeiten eines Regenten würden ihm ohne Zweifel hinlängliche Beschäftigung geben; aber gemeiniglich finden die Fürsten dieselben ihrer am allerunwürdigsten. Statt die großen und so vielfältigen Amtsverrichtungen und ihre Pflichten zu erfüllen, suchen sie gewöhnlich in gewaltsamen Leibesübungen, in kostbaren Vergnügungen und in schändlichen Lastern unnütze und vergebliche Mittel wider die Langeweile, von der sie gemartert werden.

Es kann kein unglücklicheres und weniger ausführbares Projekt erdacht werden, als sich immer vergnügen zu wollen. Die Ruhe hat nur für den Annehmlichkeiten, der arbeitet; für den müßigen Menschen ist sie eine wahre Last. Das Vergnügen ist eine Besoldung, welche die Natur nur denen bestimmt, die sie verdient haben; für den, der sich nicht zu beschäftigen weiß, erregt es Ekel, Schmerz und Langeweile. Dem arbeitsamen Menschen, dem Künstler, dem Handwerksmann kommt es zu, die Annehmlichkeiten der Ruhe und der wahren Fröhlichkeit zu genießen. Sich immer vergnügen zu wollen ist eben so unvernünftig und unmöglich, als immer essen zu wollen. Arbeit erzeugt Hunger; Hunger macht die Nahrungsmittel schmackhaft; wer aber immer schmackhafte Gerichte hat und nicht arbeitet, dem werden alle Gerichte überdrüssig. Die Natur hat also ihre Wohlthaten denen ihrer Kinder, die sie vergessen zu haben scheint, nicht gänzlich versagt.

Die durch den Müßiggang erzeugte Langeweile der Fürsten, deshalb sie so viele unnütze Ausgaben verschwenden, der sie so viele verderbliche Vergnügungen schuldig sind, und die sie zu zerstreuen so viele kostbare Gebäude errichten, beweisen in den Augen vernünftiger Menschen, statt ihr Andenken zu verewigen, bloß ihre unruhige Eitelkeit und ihre Langeweile von der sie zernagt werden. Diese Denkmäler der Pracht, des Luxus, des Geschmacks der Könige, sind gemacht jeden vernünftigen und empfindsamen Menschen, der da weiß, daß sie gemeinhin auf die Trümmer der Glückseligkeit der Völker errichtet werden, in Bestürzung zu setzen. Er sieht, daß diese prächtige Palläste mit dem Blute der Völker verkittet sind *). Er seufzt über die Blindheit dieser Unglücklichen, die sich das zur Ehre rechnen, was die Herabwürdigung und Sclaverey ihrer Vater beweiset. Er erröthet über die Niederträchtigkeit dieser Dichterlinge und dieser sclavischen Schriftsteller, die die Pracht, den guten Geschmack und die Werke dieser hochmüthigen Monarchen ausposaunen, in der Meynung ihre Macht und Grösse auf die Nachkommen zu bringen und in der ganzen Welt zu verbreiten, in der That aber nur ihre eigene Kleinheit, ihre

*) Man erzählt, daß ein gewisser großer Mogul den zur Erbauung seines Pallastes bestimmten Sand und Kalk mit dem Blute seiner Gefangenen angefeuchtet und vermischt habe. Ludewig XIV. opferte während eines schon an sich verderblichen Kriegs dreyßig tausend Menschen auf um eine Wasserleitung anzulegen, wodurch das Wasser in seine Gärten zu Versailles geleitet werden konnte.

ihre Niederträchtigkeit und das Elend der Unterthanen verbreiten.

Billige und weise Gesetze, würklich nützliche Anstalten, Verbesserung der Sitten und Abstellung der Mißbräuche, das sind die Dinge wodurch Fürsten ihre Namen unsterblich machen können. Die Paläste und die Gärten der Semiramis sind längst vernichtet, und die Pyramiden und Gräber der ägyptischen Tyrannen werden nur als barbarische Denkmäler eines ausschweifenden Hochmuths betrachtet; aber die weisen Gesetze Roms und Athens und die Tugenden der Trajane, der Titusse, der Mark-Aureliusse werden so lange als die Welt steht, im Gedächtnisse bleiben.

Ein würklich großer Monarch hat nicht nöthig, um sich berühmt zu machen, sein Volk und sich selbst zu Grunde zu richten. Er braucht dasselbe nicht durch seine Pracht und seinen Luxus zu betrügen, die immer Zeichen eines eingeschränkten Kopfs waren. Er will von seinen glücklichen Völkern im Herzen verehret und gesegnet werden; in ihren Herzen wünscht er ihre wahre Zufriedenheit zu lesen, und in ihren Herzen errichtet er sich die Denkmäler seines Ruhms. Er verachtet den eitlen Flitterstaat, der nur gemacht ist, die Kleinheit eines asiatischen Sultans zu verschleyern. Als Freund der Aufrichtigkeit und Unschuld, als treuer Verwalter und Haushalter des öffentlichen Schatzes, den er nur in seiner Verwahrung hat — verbannt er von seinem Hofe, den Luxus, den Müßiggang und die schlechten Sitten mit eben so vieler Leichtigkeit, als andere davon Bescheidenheit und Tugend verbannen.

Einige sehr schätzbare Schriftsteller sind Vertheidiger des Luxus geworden; sie haben sogar geglaubt, daß er einem mächtigen Staate nützlich wäre. Selbst an die Annehmlichkeiten der Weichlichkeit gewöhnt, hintergangen von den Vergnügungen und Bequemlichkeiten, welche der Luxus gewährt, verführt durch die Werke der Kunst und durch die von der Industrie zur Welt gebrachte Meisterstücke, — haben einige Politiker gemeynt, daß es ein Unglück seyn würde, wenn man den Luxus verbannen wollte, den sie recht dazu gemacht zu seyn glauben, die Reichthümer anderer Völker an sich zu ziehen. Hätten sie ihn aber aus seinem wahren Gesichtspunkte betrachtet, so traue ich ihrem Scharfsinne und ihrer Aufrichtigkeit zu, daß sie erkannt haben würden, daß die vorübergehende, scheinbare und thörichte Güter, die er verschafft, auf keine Weise dem Bösen, womit er begleitet ist, das Gleichgewicht halten könne. Es ist eine viel wichtigere Sache, daß ein ganzes Volk Brod hat, als daß ein Monarch Palläste, Gemälde und Statuen besitzt. Das prächtigste Gebäude, die ausgesuchtesten Zierrathen, die Meisterstücke der Bildhauer- und Malerkunst — verlieren in den Augen eines gefühlvollen Menschen, welcher bedenkt, daß diese das Auge zu vergnügen, oder die Eitelkeit des Reichthums und der Größe zu beweisen, bestimmte Werke auf Kosten eines verhungerten Volks gemacht sind, dem man, um sie bezahlen zu können, seinen nothdürftigen Unterhalt raubt — alle Vortreflichkeit und ihre ganze Schönheit. Es ist nicht das Vergnügen, der Geschmack, und die Phantasie einer kleinen Anzahl reicher und müßiger Leute, welche die Politik zu Rathe ziehen muß; sondern es ist

der

der Vortheil der Menge, das allgemeine Beste; das was recht und den guten Sitten gemäß ist, ohne welche kein Staat lange glücklich seyn kann, womit sie zu Rathe gehen muß.

Sechzehntes Hauptstück.

Von dem Reichthum eines Staats. Vom Handel. Vom Kredit.

Die Geschichte beweiset auf das allerdeutlichste, daß der Luxus die Sitten verdirbt und die blühendsten Völker zu ihrem Untergang führt. Gemeiniglich ist er eine Folge der Eroberungen oder des Handels, die eine große Masse Reichthümer dem Lande der Eroberer oder der Kaufleute zuführen. Er bringt selbst ein Verderbniß der Sitten, der Unordnungen und des Elends mit sich, welchen bisher noch kein Volk hat Widerstand thun können. Einige Bürger werden mit vielem Gelde reich, und alle übrigen sind elend.

Sind denn die reichsten Völker auch in der That die glücklichsten? Die auf Kosten des Staats erworbene Reichthümer werden nach und nach in den Händen einer kleinen Anzahl zusammen gehäuft.

Einige geschickte und verschlagene Bürger sind begünstiget, alle andere sind arm geworden und suchen ihren Unterhalt weit mühsamer als zuvor. Das Wohl der Nation erfordert nicht, daß sich eine kleine Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft bereichere und im Ueberfluß lebe, sondern, daß die größte Anzahl beaucem lebe, oder doch wenigstens keinen Mangel am Nothwendigen leide. Die meisten politischen Schriftsteller haben immer nur den Reichthum und den Wohlstand einiger wenigen vor Augen. Ein billiger Mensch, so wie eine billige Regierung muß das Beste und den Vortheil der möglichst größten Menge zum Endzweck haben, der sie nicht einer gewissen Klasse aufopfern kann. Der Nutzen und Vortheil des Armen ist es vorzüglich, den der Weise vor Augen haben muß.

Die Chineser haben ein sehr vernünftiges Sprüchwort, daß ein Scheffel Perlen nicht so viel werth ist, als ein Scheffel Reiß. Ein Volk, dem die Natur einen solchen Boden gegeben hat, der allen seinen wahren Bedürfnissen ein Genüge thun kann, lasse den uneingeschränkten Handel solchen Regierungen, die keinen Boden haben, oder den geistigen Völkern, die in ihrer Thorheit glauben, daß das Geld sie mächtiger und glücklicher machen werde. Man lasse diesen Völkern das Geld der ganzen Welt zusammen scharren, und sie werden nur elend und ihre Eifersucht nicht mehr gefährlich seyn. „Das Geld," schreyt man unaufhörlich, „ist die Hauptsache im Kriege." Gut! man bebaue das Feld mehr, und führe weniger Kriege. Giebt es eine sonderbarere Politik, als die ist, wer-

nach

nach man unzählige Menschen und erworbene Schätze verschwendet, in der Absicht, den Reichthum nutzbar zu vermehren, welcher zur allgemeinen Glückseligkeit nicht das geringste beyträgt. Sind nicht thätige Bürger der allergrößte Schatz? Der Vortheil und das Interesse einer Nation besteht darin, wenn sie sich die nöthigen Bedürfnisse in Ueberfluß verschafft, vernünftig regiert, und von getreuen und ehrlichen Bürgern vertheidigt wird. Unaufhörlich Krieg führen, um Reichthümer zu erobern, heißt alle Bürger zu Grunde richten, um einigen Wenigen Mittel zu verschaffen, sich auf Kosten aller zu bereichern. Außerdem haben die Reichthümer beständig den Luxus, das Feilseyn, die Niederträchtigkeit, die Sklaverey, und den ganzen Haufen Laster, die den Staat verheeren, in ihrem Gefolge.

Die meisten Kriege, welche die europäischen Mächte seit beynahe einem Jahrhunderte geführt haben, sind des Handels wegen, welcher ihnen das sicherste Mittel scheint, Geld zu erlangen, in dessen Besitze fast alle Regierungen Gewalt und Glückseligkeit zu sehen sich fälschlich einbilden, geführt worden. Dieser falschen Vorstellung zufolge wird Ruhe, Bequemlichkeit und wahrer Vortheil des Staats unvorsichtiger Weise der Leidenschaft, eine kleine Anzahl zu bereichern, aufgeopfert. Man sieht nicht, daß der durch den Handel hervorgebrachte Ueberfluß des Geldes, am Ende dem Handel selbst nachtheilig ist. Je mehr Geld im Staate ist, je theurer sind die Lebensmittel und das Arbeitslohn. Sind nicht alsdenn die armen Nationen im Stande, den Handel der reichsten Völker in Verfall zu bringen? Der

Fremde

Fremde wird sich immer an ein Volk wenden, das ihm die Waaren am wohlfeilsten verkauft. Wenn man nur eine einzige reiche Nation veranlässt, so sieht man wohl, daß diese nothwendig am Ende niemanden mehr etwas würde verkaufen können. Ein Kaufmann, der alle seine Nachbarn zu Grunde gerichtet hätte, würde er denn noch handeln können? Eine zu reiche Nation erstickt in ihrem eigenen Fette und wird eine Beute armer Völker, die kein Geld besitzen, aber Eisen haben, jenes zu erobern.

Eine handelnde Nation scheint gewöhnlich zu vergessen, daß sie Besitzer von Grundstücken in sich enthält, welche, wie man gesehen hat, die wahren Bürger allein sind. Diese sind es, welche sie geizigen Kaufleuten, die kein anderes Vaterland haben, als ihre Kasten, aufopfern. Indessen sind doch jene die ersten, woraus das Volk besteht, welche die Lasten tragen, und welche die der Gesellschaft unentbehrlichsten und zu ihrer Erhaltung nothwendigsten Dinge aus der Erde wachsen lassen. Der Handelsmann führt gemeiniglich der Nation nur in der Einbildung und im Eigensinne bestehende Bedürfnisse und neue Thorheiten zu. Der Handel würde sehr klein seyn, wenn er sich bloß auf wahre Bedürfnisse einschränkte. In einem zum Luxus gewöhnten Staate werden freylich die närrischsten Dinge ganz nothwendige Bedürfnisse; ist aber eine vernünftige Regierung verbunden, dem ausschweifenden Verlangen und den abgeschmackten Einfällen eines Haufens müßiger Menschen zu fügen, die einem Staate nichts nothwendiger zu seyn erachten, als was sie ihrer eigenen Eitelkeit nothwendig halten?

Eine

Eine weise Regierung muß nur auf die Wohlfarth und Bequemlichkeit der wahren Bürger, derer, welche Ländereyen besitzen und den Acker bestellen, ihr Augenmerk richten. Das Land ist die wahre Grundlage des Staats; die Erde ist es, woran sie denken muß; die Arbeit der Landleute ist es, die sie aufmuntern muß. Das ist dem Menschen das Nützlichste, zur Genügung seiner Bedürfnisse das Nothwendigste und zur Erhaltung seiner Sitten das Vorzüglichste. Eine Regierung sollte an keinen Handel denken, so lange sich in ihren Staaten noch ein einziger unbebaueter Morgen Landes befindet.

Was für ein Vortheil entspringt für den arbeitenden Bürger aus allen den Kriegen, die unter dem Vorwande, daß sie der Handel nothwendig gemacht, geführt werden? Nichts als neue Auflagen, oder wenn das nicht geschieht, Schulden, das heißt, indirekte Auflagen, die der Grundbesitzer zu bezahlen gezwungen ist. Es entsteht daraus eine auffallende Entvölkerung, die dem Acker die Hände raubt, die ihn würden gebauet haben. Wird der des Handels wegen geführte allerglücklichste Krieg dem Grundbesitzer oder dem Feldbauer mehr Bequemlichkeit verschaffen? Nein; statt ihm nützlich zu seyn, wird er nur seine Traurigkeit vermehren. Die Geldmasse, welche der Handel einem Lande zuführt, vertheilt sich in den Händen einer kleinen Anzahl und bringt den übrigen nicht den geringsten Vortheil. Der reichste Kaufmann verzehrt nicht mehr aus der Erde des Landes gezogene Lebensmittel, als er verzehrte, ehe er reich ward. Vielleicht sagt man, daß sich das Geld nach und nach in ein Gleichgewicht setze,

oder über alle Mitglieder der Gesellschaft verbreitet, oder darauf antwortet ich, daß in diesem Falle die Vermehrung des Reichthums oder des Geldes vollkommen unnütz ist, weil es verhältnißmäßig alle Bürger bereichert. Verdoppelt man diese Vermehrung, so verschafft sie weiter keinen Vortheil, als daß man nun die Lebensmittel doppelt so theuer bezahlen muß als vorher.

Diese einem jeden sich leicht aufdringende Bemerkungen sind hinlänglich, um die Politik einiger Nationen zu beurtheilen, die in der Absicht, ihren Kaufleuten einen neuen Handlungszweig zu verschaffen, oder einem andern Volk sein Vorhaben zu vereiteln, sich in verderbliche Kriege einlassen. Um das Gedeihen einiger reichen Kaufleute zu beförderen, die man dem Staate für sehr nützlich hält, weil sie viels Geld hineinziehen, opfert man ihnen das Wohl ihrer Mitbürger, der Feldbauer und der Grundbesitzer auf. Da die gewöhnlichen Einkünfte des Staats die durch den Krieg vermehrte Ausgabe zu bestreiten nicht hinreichen; so muß der Staat zum Credit seine Zuflucht nehmen. Die Reichen und die Kaufleute borgen also der Regierung Capitalien, wovon der wahre Bürger die Zinsen zu bezahlen verdammt ist, ohne daß er den geringsten Nutzen daraus hat. Auf diese Art hat ein des Commerzes wegen geführter Krieg, der der Nation das Leben vieler tausend Menschen und unsäglichen Geldsummen gekostet hat, für sie weiter keine Folgen, als daß er ihr selbst eine Last mehr aufbürdet, und daß alles nur einige Kaufleute, einige Pächter, einige Bäcker, und einige Seeräuber oder Kaper, die durch nichts an dem Staate

gesesselt sind und die ihn, nachdem sie sich mit dem Vermögen des arbeitenden Bürgers gemästet haben, verlassen können, zu bereichern.

Der den alten Regierungen unbekannte National Kredit, von dem aber die neue Politik ein so großes Aufheben macht, gehört zu den allertraurigsten Erfindungen, die man jemals für den Staat gemacht hat. Nur dem Ehrgeitze der Fürsten und der Minister, die ihr unruhiges Temperament in immerwährende Kriege stürzt und in Ausgaben verwickelt, welche die Einkünfte der Nation und ihre wahre Kräfte übersteigen, — ist er nützlich und bequem. Durch den Kredit bleibt ein Volk immer unter einer Last von Schulden begraben, welche verursachen, daß ihm der Frieden selbst fast unnütz wird, und die es niemals zu Othem kommen lassen. Durch dieses Mittel, durch den Kredit haben die neuern Regierungen das unglückliche Geheimniß gefunden, das Elend des Staats zu verewigen. Sie haben sich in die Nothwendigkeit gesetzet, die Taxen, Auflagen und Plackereyen womit die mächtigsten Nationen bedrückt sind, zu vervielfältigen. Die Staaten, die für die reichsten gehalten werden, dulden wahres Elend. Die, welche sie regieren, sind genöthigt immer neue Mittel zu erfinden, um ihren unsinnigen Verschwendungen zu Hülfe zu kommen. Sie ähneln Kindern, die um einen jeden Preiß sich Geld zu verschaffen, ihre Zuflucht zu Wucherern nehmen und damit beschließen, daß sie sich zu Grunde gerichtet sehen, in dem Augenblicke, da sie ein großes Vermögen zu genießen haben würden.

In den einem uneingeschränkten Herrn unterworfenen Staate, wie z. B. in der Türkey, existirt kein öffentlicher Kredit. Der Despot hat allda kein anderes Mittel, sich das verlangte Geld zu verschaffen, als daß er es seinen Unterthanen mit Gewalt wegnimmt. In andern Ländern, in welchen nicht ein so zügelloser Despotismus herrscht, legt die betrügerische Regierung der immer leichtgläubigen Gierigkeit der Bürger Fallen und Schlingen. Ist sie in traurigen Umständen; so verspricht der Despot alles. Aber weiß man denn nicht, daß es für einen ungerechten Herrn keine heilige oder kräftige Verbindung giebt? In einem solchen Lande kann man den Kredit erklären, daß er die Kunst sey auf eine feine Art den Unterthanen etwas abzuschwatzen, das man ihnen mit Gewalt zu nehmen nicht das Herz hat.

Der Kredit einer uneingeschränkten Regierung, welche die Billigkeit immer verkennt, kann nur auf die Unbedachtsamkeit und den Geiz ihrer Unterthanen gegründet werden, die sie durch den Reiz und den Schein bald vorübergehender Vortheile, welche sie ihnen vorstellt, an sich lockt. Ueber eben so gierige als leichtsinnige Menschen vermag die Erfahrung nichts; wenig im Stande nachzudenken, sieht man sie alle Augenblicke in die nämliche Schlingen fallen. Am Ende indessen sind sie gezwungen die Augen aufzutun und die Betrügerey ihrer ungerechten Herrn wahrzunehmen. Diese nunmehro des Vermögens ihre Unterthanen zu betrügen beraubt, verdoppeln ihre Plackereyen. Ihre Minister martern und quälen sich Mittel zu finden das Volk zu bestehlen; und unfähig den Geschäften eine andere Wendung zu geben.

arten, in welchen sich täglich neue Unordnungen hervorthun, erklären sie ohne alle Schaam ihre Schulden für null und nichtig, wodurch sie der Welt merkwürdige Beyspiele von der Treulosigkeit der Fürsten, und ihren Unterthanen Exempel des Betrugs geben, die von den Großen und allen denen getreu nachgeahmt werden, die das Geheimniß wissen oder das Recht haben, undestraft zu rauben und zu stehlen *).

So wird eine schlechte Regierung eine Schule der Ungerechtigkeit und des Betrugs. Von einer andern Seite ist sie gemacht unaufhörlich selbst betrogen zu werden. Es bedarf nur geschickter Schurken, die mit einem Herrn zu handeln verstehn, der Gewalt in Händen hat, den nichts binden und zwingen kann seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Gewöhnlich kann nur die Vorstellung eines außerordent-

*) In einem Lande wo Treulosigkeit herrscht, ist nichts gemeiner als der Raub. Es gehört zum guten Ton Schulden zu haben und seine Gläubiger zu betrügen. Häufige Bankerotte verrathen eine schlechte Regierung, kraftlose Gesetze, betrügerische Bürger und verkehrte Meynungen. Was ist für ein Unterschied, auf offener Heerstraße zu rauben oder Schulden zu machen ohne die Absicht zu haben sie zu bezahlen? Der Meuchelmörder tödtet gemeiniglich nur einen Menschen. Ein großer Herr, der mit Schulden beladen ist, mordet oft eine große Anzahl Familien, die er dahin bringt für Hunger und Elend umzukommen. Die so gemeine Methode zu rauben, indem man sich weigert seine Schulden zu bezahlen, ist die allertreuloseste, grausamste und die am wenigsten bestraft wird.

deutlichen Gewinnstes jemanden verleiten, ihm zu helfen; und immer ist es die Nation, die das Schlachtopfer solcher nachtheiligen Händel wird, die ihr Befehlshaber mit geitzigen und verkehrten Wucherern geschlossen hat. Sie ist ihrer Raubbegierde und ihren Erpressungen überlassen. Fett gemacht von ihrem Blute, sieht man jene in der Folge durch einen unverschämten Luxus ihre Mitbürger verspotten und sie mit allen den Lastern anstecken, welche die Schwelgerey mit sich führt. Nichts ist für die Sitten eines Volks verderblicher, als der Finanzgeist. Nichts ist schwerer, als auf unschuldigen Wegen ein großes Glück zu machen.

Obgleich bey einer freyen Nation die Regierung gezwungen ist mehr Enthaltsamkeit und Billigkeit zu zeigen, — ob sie gleich folglich einen festeren auf das Vertrauen der Bürger gegründeten Kredit hat; so führt doch dieser Kredit nicht weniger zum Untergang des Staats und der Sitten. Die Gewißheit Kapitalien zu finden, verleitet die Regierung sich unbedachtsam in Kriege zu stürzen, die niemals die Kosten, welche sie verursachen, entschädigen. Die Nationalschuld wird nach und nach ungeheuer groß. Die Nation sieht sich am Ende des glücklichsten Krieges und nach erhaltenem Frieden noch tiefer in Schulden versenkt, als zuvor. Sie sieht, daß sie sich thörichter Weise dem Geitze einiger verschlagenen Bürger aufgeopfert hat, die ihren Vortheil bey einem allgemeinen Elende zu machen wissen. Legt sie ihren Gewinn und Verlust auf die Wage; so findet sie, daß ihr nach allem nichts weiter übrig bleibt, als Schulden zu bezahlen. Die Nation hat nichts

gewon-

gewonnen; einige Privatpersonen haben große Reichthümer zusammengescharrt; einige faule Rentirer leben mitten unter ihren ruinirten Mitbürgern in Pracht und Herrlichkeit, indem die letzten von dem in ihrem Lande eingeführten Gelde, nichts weiter erhalten als einen Durst nach Reichthümern, die ansteckende Krankheit des Luxus und der Laster, und die Feilheit, da man alles fürs Geld hat, welcher die Nationalfreyheit bald aufgeopfert wird *).

Wie können sich also Völker und Fürsten so verblenden nicht einzusehen, daß eine weise Haushaltung und Sparsamkeit den Staaten eben so nothwendig ist, als den einzelnen Bürgern? Darf denn eine Regierung die so einfache Regel vergessen, daß man die Ausgaben nach der Einnahme einrichten müsse? Diese Grundsätze werden aber nicht geachtet, wenn von der eitlen Hofnung die Rede ist, neue Schätze erobern zu können. Die Begierde nach Geld verwandelt sich in Schwärmerey und verleitet eine ganze Nation sich mit fröhlichem Herzen einer ungewissen Hofnung aufzuopfern, sich Reichthümer zu verschaffen, deren einzige Würkung in der Vervielfältigung des Elendes des großen Haufen und in der Vergrößerung des allgemeinen Verderbnisses besteht.

Die öffentlichen Fonds, worin die reichern Bürger sehr geneigt sind ihre Kapitalien unterzubringen,

*) Im Jahre 1762 stieg die Nationalschuld der Engländer auf 129 Millionen Pfund Sterlinge und jetzt beläuft sie noch mehr als noch einmal so viel.

um davon Zinsen zu ziehen, werden nicht nur dem Staate sehr lästig, sondern sie begünstigen auch die Faulheit sehr vieler Menschen, die statt das Land zu bauen, ihr Handwerk zu treiben, sich auf eine dem Vaterlande nützliche Weise zu beschäftigen, nur darauf denken, wie sie sich auf eine oft verdammliche Weise Vergnügungen verschaffen und die Zeit vertreiben wollen. Sie bleiben außerdem, die Hände in den Schoos gelegt, in den Städten, die sie mit ihrer Krankheit anstecken. Eine weise Regierung, die sich mit der Erhaltung der guten Sitten beschäftigte, würde niemanden Mittel an die Hand geben in Unthätigkeit leben zu können, woraus eine ganze Fluth von Uebeln entsteht.

Ich wiederhole es: dadurch, daß man die Reichthümer in einer kleinen Anzahl Hände anhäuft, bereichert sich der Staat keineswegs. Der reiche Mensch trägt in keinem einzigen Staate, man mag auch machen was man will, verhältnißmäßig nach seinem Vermögen zu den Lasten des Staats bey. Ein Bürger, der von seinen zehn oder zwanzig Thalern dem Staate einen Thaler bezahlt, ist unendlich vielmehr verletzet, als der Reiche, der eine Million Thaler besitzt und davon hundert tausend bezahlen soll. Die Anzahl der reichen Bürger ist in Verhältniß mit denen, die in mittelmäßigen Umständen sind, oder in Armuth oder Dürftigkeit schmachten, immer sehr geringe. Der Vortheil dieser letztern wird unverantwortlicher Weise immer dem Interesse der erstern aufgeopfert.

Von einer andern Seite betrachtet, ist es etwas sehr seltenes, daß, indem man die Reichthümer bey einem

einem Menschen vermehrt, man auch seine Wohlthätigkeit und Freygebigkeit vermehrt. Gemeiniglich bemerkt man, daß der Reichthum, statt die Seele zu erweitern und auszudehnen, sie enger zusammenzieht. Statt in der Gesellschaft zu zirkuliren, die Felder fruchtbarer zu machen, den Armen zur Arbeit zu reitzen, wandern die Reichthümer gewöhnlich entweder in sehr feste Kasten, oder sie werden an Leute verschwendet, deren Betragen am wenigsten aufgemuntert zu werden verdient. Hieher gehören Frauenzimmer ohne Sitten, Künstler für den Luxus und die verkehrten Menschen, welche allein bey den närrischen Verschwendungen eines dummen Reichen ihren Schnitt machen. Der Feldbauer, der arbeitsame Bürger haben weder von seiner Wohlthätigkeit, noch von seinem Eifer für das allgemeine Beste, wovon er keinen Begriff hat, nicht das geringste zu hoffen.

Eitelkeit, Hochmuth und äußerer Schein werden in einer Monarchie als Dinge betrachtet, die mit dem Stande einiger Bürger schlechterdings verbunden seyn müssen. Der Luxus scheint allda eine heilige Sache zu seyn, der sich der Souverän nicht untersteht, zu nahe zu kommen. Er d[illegible] den Unglücklichen immer mehr und mehr zu Boden, während der Reiche seine schändliche Pracht ohne Gefahr einer Nation vor Augen legt, die genöthigt ist von den allernothwendigsten Lebensbedürfnissen die grausamsten Auflagen zu bezahlen. Die Dörfer stehen wüste, während die Städte einige müssige und verderbene Reichen in ihre Mauern schließen, die in der Weichlichkeit und in der Schwelgerey die Früchte des Ackerbaues, den sie nicht würdigen, weder auf-

zumuntern noch zu unterstützen, genießen. Was noch mehr: es gefällt ihrer Eitelkeit das platte Land zu entvölkern; sie rauben ihm die zu seiner Anbauung bestimmten Hände; sie ziehen in die Städte, welche der Sitz des Verderbens sind, eine unbedachtsame Jugend, die sich bald nach dem Beyspiele ihrer Herren verdirbt und oft damit beschließt, daß sie die Anzahl der Uebelthäter vermehrt.

Diese auf die Erfahrung gegründete Bemerkungen, sind hinreichend zu beweisen, daß die bey einer Nation ansteckend gewordene Sucht nach Reichthümern, der gesunden Moral eben so sehr als der gesunden Politik zuwider ist, deren Interesse sich niemals ungestraft von einander trennen. Sie beweisen, daß der Luxus, weit entfernt, reelle Vortheile zu gewähren, nur geschickt ist die Sitten zu verderben, die Bande der Gesellschaft zu zerreißen, und mehr als irgend sonst etwas zu ihrem Elende und Untergange beyzutragen.

Es ist für eine Nation viel wichtiger, glücklich als reich zu seyn. Eine billige Politik muß die Wohlfarth einer großen Anzahl dem Behagen einer Handvoll Müßiggänger ohne Sitten vorziehen, die nur zu oft das Gleichgewicht niederdrücken und ungerechter Weise das Schicksal der andern in ihrer Hand haben. Das Volk genießet alle Glückseligkeit der es empfänglich ist, wenn es sich durch mäßige Arbeit die wahren Bedürfnisse seines Lebens verschafft. Es ist unmöglich Menschen glücklich zu machen, die ihre Lage im Laster, in der Weichlichkeit und im Müßiggange dahin bringen, deren kranke Einbil-

dungs-

bungskraft sich immerfort beschäftigt sich abgeschmackte und chimärische Bedürfnisse zu schaffen.

Die Erde reicht einer Nation alles dar, wodurch sie ihre wahre Bedürfnisse befriedigen kann. Nützliche Manufakturen geben dem Fleiße der Bürger eine große Laufbahn. Die Handlung ist nur gemacht dasjenige zu ersetzen, was die Natur einigen Gegenden versagt hat. Das Geld ist nur ein vorstellendes Zeichen einer Glückseligkeit, die man sich erwerben kann; eine wahre Glückseligkeit wird es nur für diejenigen, die die Kunst es recht zu gebrauchen gelernt haben. Für die, welche es mißbrauchen, ist es ein wahres Uebel. Eine wohl regierte Nation, deren Aecker gut bebauet werden, und deren Bevölkerung zahlreich ist, ist reich genug und darf sich vor ihren Feinden nicht fürchten.

In vielen alten und neuen Staaten hat man offenbar darauf losgearbeitet das Volk zu verderben, da man ihnen zum Zeitvertreib prächtige Schauspiele und viele Festivitäten gab, die beynahe immer von Ausgelassenheit und Unordnung begleitet werden. Der Mensch aus dem Volke ist gemacht sich zu beschäftigen; eine zu häufige Muße erregt ihm Ekel gegen die Arbeit und macht ihn liederlich. Ausgaben, die dazu verwandt werden seine Arbeit zu erleichtern (als Anlegung von Kanälen, Chausseen, Dämmen) würden hinreichend so viele Müßiggänger beschäftigen, womit der Staat belastet ist, und von welchen die Regierung gar keinen Nutzen zu ziehen weiß. Was für einen edlen und schätzbarern Gebrauch könnte der reiche Bürger von seinem Gelde

machen, als wenn er es zu öffentlichen Arbeiten, zu den der Gesellschaft nützlichen Gebäuden und zu Anlegung würklich nützlicher Etablissements verwendete? Wenn das Verlangen den Beyfall der Mitbürger zu erhalten, bisweilen einige reiche Römer vermogte unglaubliche Ausgaben auf Festivitäten, unmenschliche Spiele und unnütze Monumente zu verwenden; — wenn der Aberglaube so viele Fürsten und Großen bewogen hat die Klöster reichlich auszustreuern, warum sollte nicht eine vernünftige Regierung im Stande seyn, den Geist der Bürger auf das allgemeine Beste hin mit eben der Leidenschaft zu lenken, als schlechte Regierungen ihn auf Thorheit und Abgeschmacktheiten zu leiten wissen? Sollte es denn so schwer seyn, Menschen, die sich vernünftig nennen, fühlbar zu machen, daß es weit mehr Ehre, weit mehr Ruhm und Liebe bringe, wenn man seinen Mitbürgern würklich etwas Gutes erzeiget, als wenn man ihnen mit einer unnützen Pracht die Augen verblendet, — wenn man ihren Neid und Unwillen durch einen empörenden Stolz, durch große Verschwendungen und einen fast zum Zorn reitzenden Luxus, anfeuert?

Wenn irgend ein Mittel vorhanden wäre, aus dem Luxus für die Wohlfarth einer Nation einen Nutzen zu ziehen; so könnte er nur in der glücklichen Wetteiferung der Großen und Reichen unter einander bestehen, sich dem Vaterlande nützlich und werth zu machen. Aber diese in der That große und edle Leidenschaft kann nur die Würkung einer durch die Erziehung geordneten Empfindsamkeit seyn, die von einer wohlthätigen Regierung aufgemuntert

und

und gehörig belohnt wird. Wenn der Reiche gelernt hätte zu fühlen und zu empfinden, würde er alsdenn nicht ein weit reineres und wahreres Vergnügen darin finden, der ehrbaren und arbeitsamen Dürftigkeit zu helfen, die Arbeiten des Landmannes zu versüßen, eine unfruchtbare Erde zu zwingen, fruchtbar zu seyn, öde Dörfer mit frohen Bewohnern zu besetzen, in den Schooß der unglücklichen Rechtschaffenheit seinen Trost auszuschütten, den Fleiß und die Industrie zu beaustragen — als in dem kindischen Vorzuge in den Augen eines dummen Pöbels durch prächtige Wagen, reich gestickte Kleider und Edelgesteine von großem Werthe zu glänzen? Sollte sich nicht ein Reicher oder Großer schämen, wenn er ganz unnützer Weise an seinen Fingern Steine trägt, deren Werth funfzig verzagten Familien, Thätigkeit, Glückseligkeit und Leben geben könnte? Die Reichen und Großen der Erde, wie viel Gutes könnten sie thun, wie vieles Vergnügen könnten sie sich machen, wenn sie einen vernünftigen Gebrauch von den Vorzügen und Vortheilen zu machen wüßten, die das Schicksal in ihre Hand gegeben hat! Nur zur Bestrafung ihrer Unnützlichkeit sind die Fürsten, Großen und Reichen so wenig vergnügt und so sehr mißvergnügt. „Thut Gutes, ruft ihnen die Natur unaufhörlich zu, und ihr werdet immer vergnügt, geliebt, und in der That geachtet werden."

Siebzehntes Hauptstück.

Von den Lastern der Gesellschaft.

Ein Codex der Moral, oder eine Sammlung von Gesetzen, welche die Sitten beträfen, würde den Nationen unstreitig weit nützlicher seyn und sie viel sicherer führen, als die ungestaltete, barbarische und oft sehr ungerechte Jurisprudenz. Nichts wäre heilsamer, als wenn eine aufgeklärte Regierung einfache, verständliche, auf Vernunft und Billigkeit gegründete und allen Bürgern verständliche Regeln abfassen ließe, und mit der höchsten Gewalt sanktionirte, woraus sie sehen könnten, wie sie sich unter einander zu betragen hätten, was das gesellschaftliche Leben angenehm machen, was zu eines jeden besonderer Glückseligkeit beytragen könnte, was man thun müßte, um die Achtung des Publikums zu verdienen, was man thun oder vermeiden müßte, um von dem Vaterlande belohnt und geehrt zu werden, und endlich was die Verachtung oder den Widerwillen ihrer Mitbürger nach sich zöge, oder ihnen die Vortheile und Beförderungen entzöge, auf die sie sonst ein Recht gehabt hätten.

Eine

Eine billige Censur, die bestimmt wäre, die Menschen zu ihren Pflichten zurückzurufen, ihre Laster zu verbessern, die Unordnungen zu unterdrücken, würde einer Obrigkeit ohne Zweifel nicht weniger rühmlich und viel nützlicher seyn, als ihr Amt, das gewöhnlich nur mit Bevleaung ihrer Sinnlichkeiten zu thun hat. Hiedurch würde der Richter ein nützlicher Priester, und der Gesetzgeber verwaltete ein Priesterthum, das den Völkern viel vortheilhafter wäre, als dasjenige ist, das unter dem Vorwande sie zur Seligkeit zu führen, sie nur mit eitlen Chimären weidet, und bloß falsche Tugenden lehrt. Die durch die höchste Gewalt also verstärkte Sittenlehre würde wirksam seyn und viel reellere und mächtigere Bewegungsgründe an die Hand geben, als jene Moral, die nur in der Einbildung bestehende Bewegungsgründe und das panische Schreaen eines andern Lebens darzustellen weiß.

Aber die Politik hält es ihrer unwürdig, sich mit der Moral zu beschäftigen, welche sie zum Gebiete der Religion zu gehören voraussetzt; im Gegentheil die Gewalt, die dazu bestimmt ist, den Unordnungen Einhalt zu thun, muntert dazu auf, das Ansehn, das gemacht ist, die Sitten zu verbessern, verdirbt sie. Weit entfernt, Ausgelassenheit und Laster zu unterdrücken, so autorisirt sie solche durch ihr Beyspiel, und scheint selbst dazu aufzumuntern. Die Souveräne, die alles auffordert, im Schooße des Luxus und der Wollust einzuschläfern, sind nicht dazu gemacht an die Sitten anderer zu denken. Die schändlichsten Unordnungen, die unvernünftigste Aufführung, die schreyendsten Ausschweifungen, kan

den an denjenigen, die die Obrigkeit zu Wächtern der Sitten gesetzt hat, Mitschuldige, Begünstiger, oder doch wenigstens sehr nachsichtsvolle Richter.

Die Höfe sind, wie man gesehn hat, der Mittelpunkt des Verderbnisses, von wannen es sich im ganzen Umfange ausbreitet. Die schreyendsten Unordnungen autherisiren sie, und den schändlichsten Lastern geben sie den Firniß des guten Tons. Der Fürst, gewöhnt sein Amt und seine Pflichten hochmüthig zu verachten, in der Schwelgerey und in Weichlichkeit begraben, setzt seine Größe bloß in der pünktlichen Beobachtung eines abgeschmackten und lächerlichen Hofceremoniels, in einer sein Volk zu Grunde richtenden Pracht, in außerordentlichen Verschwendungen; — und da der Fürst sehr oft kein anderes Mittel kennt, sich die Langeweile und den Ekel zu vertreiben, als Zerstreuung und Laster; so ist er mit einem Haufen Hofschranzen umgeben, die sich aus allen Kräften anstrengen, ihm in seinem Geschmacke zu ähneln. Das Beyspiel der Großen wird von den eiteln Bürgern nachgeahmt, welche sich einbilden, daß sie ebenfalls groß und vornehm werden, wenn sie die Unordnungen ihrer Obern nachahmen, denen zu gefallen sie außerdem ein Interesse haben. Ein allgemeiner Wahnsinn bemächtigt sich aller Köpfe; eine epidemische Eitelkeit wird eine allgemeine Leidenschaft, und die, welche der Pest Einhalt thun sollten, sind gerade die, welche sie verursacht haben und unterhalten. Unter einer schlechten Regierung sind diejenigen, die sich als die Weisesten beweisen sollten, die Verderbtesten und Unvernünftigsten.

Bey

Bey also regierten und durch solche Beyspiele verführten Völkern müssen Sitten verschwinden, Tugend verachtet, wahre Talente verschmähet, die Gerechtigkeit mit Füßen getreten werden, und dagegen Gewaltthätigkeit, Betrug, Raub, Untreue, Hurerey, Ehebruch mit frecher Stirn einher gehen, und die furchtsame Tugend öffentlich verschmähen. Daß die allgemeine Glückseligkeit und auch die Glückseligkeit eines jeden Einzelnen der Eitelkeit, der Verschwendung, dem Luxus, der Begierde etwas zu seyn scheinen, thörichter Weise aufgeopfert werden, ist eine natürliche Folge von dem triumphirenden Laster über die schüchterne Tugend. Es giebt keine Schandthaten und Ausschweifungen, die nicht unter denen, die ihnen Einhalt thun sollten, günstige Richter und Beschützer finden. Das mit den schändlichsten Ausschweifungen sich vertraut gemachte Publikum sieht darin nichts unnatürliches mehr. Die gemeine Meynung verkehrt sich zu einem solchen Grade, daß sie die der Gesellschaft am meisten schädliche Handlungen als Kleinigkeiten behandelt.

Die Gewohnheit Böses zu sehen, vermindert gar bald den Abscheu, den es einflößen sollte; und was wird daraus werden, wenn man in den Personen, die man verehrt, das Laster geehrt, geschätzt und belohnt sieht, und wenn man wahrnimmt, daß es viel sicherer zum Glück führt als Rechtschaffenheit, Mäßigkeit, Arbeit und Talente, die zu nichts führen! Auf diese Weise gelingt es einer Regierung sowohl durch ihre eigene Verdorbenheit als auch ihre Schwäche und Thorheit die gemeine Meynung zu verderben, das Verdienst niederzuschlagen und die

Tu-

Tugend verächtlich zu machen. Die Menschen bilden sich ein, daß alles, was sie von ihren Herrn gethan, geschätzt und gesucht seyn, vortheilhaft und ehrenvoll seyn müsse. Man strenget sich an, es denen gleich zu thun, die man für glücklicher als sich selbst hält. Jeder überredet sich, daß Sittenverderbniß und Laster unzweifelhafte Anzeigen der Grösse sind. Man sucht diejenigen nachzuahmen, die in dem Besitze des Rechts sind, Böses thun zu dürfen und man hält den für einen einfältigen Tropf, der nicht mit dem Strome schwimmen will. Man muß kein Sonderling seyn, wird eine Maxime, die ein jeder befolgen muß wenn er nicht sonderbar, lächerlich und abgeschmackt scheinen will. Man scheint höchst sonderbar zu seyn, wenn man sich weigert an dem allgemeinen Wahnsinn Antheil zu nehmen. Die Sonderlichkeit ist oft ein Betragen, das unsern Mitmenschen zum Verweis und zur Bestrafung dient.

Da ihr Rang, ihre Gewalt und die Menge der Schuldigen sie ihrer Ungestraftheit versichern, und sie selbst über allen Tadel wegsetzen; so wird in ihnen alle Furcht und alles Gewissen nothwendig erstickt. Ueber Laster, Thorheiten und selbst Verbrechen, welche die Menschen mit vielen andern gemein haben, erröthen sie nicht, wie schon bemerkt ist. Es ist also kein Wunder, daß in verdorbenen Staaten das Laster frech einhergehet, und es für unnöthig und unanständig hält sich verbergen zu wollen. Haben sich die Augen des Publikums einmal an die hassenswürdigsten und verächtlichsten Handlungen gewöhnt: so bezahlt sie ein jeder ohne allen Strupel in der Ueberzeugung, daß die unehrbarste Aufführung Gewinner

zer finden, daß ihm niemand seine Achtung nehmen und daß sie ihm den Weg zum Glück viel ebner machen wird, als ein furchtsames Gewissen oder eine wahre Ehrliebe, die den Austheilern der Gnade nur mißfällig ist. Man muß sich bücken können, man muß Ränke zu schmieden wissen, heucheln, verläumden, recht fade sprechen und besonders in Ergreifung der Mittel, um wozu zu gelangen, nicht zärtlich seyn, wenn man unter einer nachlässigen und verdorbenen Regierung fortkommen will, wo Ränke schmiedende Weiber, Huren und Menschen ohne Grundsätze und ohne Tugend über Ehrenstellen und Belohnungen schalten und walten. Eine ungerechte Regierung will auch nur ungerechte Mitbelfer haben. Eitele, thörichte und fade Minister schenken ihre Gunst nur Schmeichlern, Leuten, die ihnen oft die Cour machen, Neuigkeitskrämern, Verläumdern, Unterhändlern, Mäklern, Schmarozern. Wie kann sich ein ehrlicher Mann entschließen, sich einem Hofe zu nahen, an dem Rechtschaffenheit verachtet wird? Wie kann ein Mann von Kopf und Herz sich entschließen vor den Füßen dieser Großen zu kriechen, die Verdienst für nichts achten, und in deren Augen selbst die Tugend sehr lächerlich ist? Ueberhaupt, wie kann ein Mann, der einige menschliche Empfindung hat, nach Ehrenstellen trachten, in welchen er sich nur durch Gewaltthätigkeiten, unbeugsamer Härte und Grausamkeit auszeichnen kann?

Zerstreuung, heftiges Verlangen nach Veränderungen sind nach der von uns gemachten Bemerkung den guten Sitten und der gemeinen Wohlfahrt eben so sehr entgegen, als Laster und Bosheit. Bey einer

Ratten,

Nation, bey welcher ein müßiger Zeitvertreib die wichtigste Sache geworden ist, stimmt ein jeder in diesen Ton ein. Die wichtigsten Dinge werden mit einer wunderbaren Flüchtigkeit und Leichtigkeit behandelt; despotische und thörichte Minister führen den Staat mit Fröhlichkeit zu seinem Untergange. Im Schooße des Vergnügens werden Edikte gemacht, die ein ganzes Volk zum Jammer und Elend verdammen. Wie könnten die schwachen Hände dieser selbst durch Weichlichkeit entnervten oder mit dem Sauerteige der Eitelkeit angesteckten Menschen die mächtigen Würkungen des Luxus, dem nichts einen Widerstand zu leisten fähig ist, aufhalten!

Für leichtsinnige Kinder giebt es nichts ernsthaftes. Die Pflichten seines Amts thut ein jeder mit Mißvergnügen. Die Obrigkeit verschmäht ihre Pflichten; sie würde besorgen sich lächerlich zu machen, wenn sie sich der Pünktlichkeit befleißigte; sie würde sich der Kleinkrämerey und des Pedantismus anklagen. In einer Gesellschaft, in welcher Eitelkeit allein den Ton angiebt, da entehrt nur das Lächerliche, wovor man sich mehr in Acht nehmen muß, als vor Laster und Verbrechen. Der Mensch, dem sein Posten das Schicksal seiner Mitbürger in die Hand giebt, geht traurig daran, verwickelte Materien zu ergründen und sie auf passende Gesetze anzuwenden. Er weiß immer genug auf gut Glück hier über das Interesse, das Vermögen, und selbst das Leben der Bürger zu urtheilen.

Der Hofmann legt dem erstaunten Volke seinen Hochmuth und seine Eitelkeit vor Augen. Er berühmt

rühmt sich seiner Laster als Heldenthaten, als gutes Glück beym Frauenzimmer. Er vertreibt sich die Zeit mit Verführung der leichtgläubigen Unschuld. Sein Vermögen ist seines Luxus und seiner Verschwendung wegen, immer in Unordnung. Er handelt mit seinem Credit, zettelt böse Händel an, und ohne an Billigkeit zu denken, beschützt er den, der ihm am meisten bezahlt. Er borgt, er kauft auf Credit, er macht Schulden; in der Folge lacht er über die ehrliche Einfalt, die er zu Grunde gerichtet hat, und mit Verachtung sieht er auf die Thränen einer an den Bettelstab gebrachten Familie. Durch das Exempel der Herrn verderben, bringen Bedienten, die Zeugen und Vertrauten ihrer schändlichen Ausschweifungen die Laster und Thorheiten aus den Palästen der Großen in die niedrigsten Hütten der Armen.

Selbst der Bischoff und der Priester werden von dem Strome der allgemeinen Verderbtheit fortgerissen. Die Religion, von deren großen Würkungen sie so viel Rühmens machen, scheitert an Leidenschaften und Lastern, die durch die Mode autorisirt werden. Man sieht sie sich nach dem Welton bequemen, und den Hochmuth der Großen annehmen; man sieht sie über die evangelische Einfalt erröthen, und der nämliche Mund, der oft wider das Verderbniß des Jahrhunderts eifert, versucht sehr oft Weiber oder junge Mädchen, die er wider die Versuche des Satans im Guten befestigen sollte.

Der Pachter der öffentlichen Gefälle, der nur darauf denkt sein Glück zu machen, kennt keine an-

dere Ehre als so geschwinde wie möglich reich zu werden. Sein Stand bestimmt ihn von dem öffentlichen Elende zu leben. Durch die Regierung in seinen Räubereyen und Plackereyen autorisirt, macht ihm sein Gewissen keine Vorwürfe. Billigkeit, Menschlichkeit, Empfindlichkeit wären sehr unrecht angebrachte Eigenschaften bey einem Menschen, der nur bestimmt ist sich mit den allernothwendigsten Bedürfnissen der Unglücklichen zu mäßen. Sein erfinderischer Kopf beschäftigt sich nur neue Projekte auszubrüten, um sein Land zu plündern und das Elend zu verdoppeln. Einmal reich, überläßt er sich allen Lastern der Grösse, — dem Hochmuth, der Pracht und der Schwelgerey. Er macht sich durch seine kostbare Mahlzeiten, seine närrische Verschwendungen und seine Pracht berühmt, worüber seine Mitbürger vergessen, daß sein Reichthum die Frucht ihres eigenen Elendes ist.

Seit langer Zeit an diese schändlichen Unordnungen gewöhnt, ist die Gesellschaft darüber kaum mehr aufgebracht. Die verkehrtesten Leute erregen mehr Neid als Unwillen. Was man gute Gesellschaft nennt, ist ein Troß Menschen über deren Betragen die Vernunft erröthen und die Tugend seufzen muß. Man findet darin angenehme Unterdrücker, unterhaltende Räuber, angenehme Wollüstlinge, wichtige Männer ohne alles Verdienst, hochgetitelte Faullenzer, Männer ohne Ehre und Sitten, Weiber ohne Schaam, läppische Thoren, welche die Gewohnheit für sehr honette Leute passiren läßt. — Gute Sitten, wahre Talente und Rechtschaffenheit finden in einer närrischen und müßigen Gesellschaft, die

die kein Bedürfniß hat, als wie es die Zeit verlieren will, und welcher das beständige Verlangen nach Vergnügungen nicht erlaubt das Geringste ernsthaft zu behandeln, — keinen Platz. Um Zutritt in der Welt zu erhalten und geachtet zu werden, bedarf es nur eines Namens eines Titels, eines niedlichen Rocks, eines gewissen Aeusseren und vornehmen Betragens, eines Galimatiasses von Complimenten und andern einfältigen Geschwätzes. Hat man das, so hat man alles was man nur immer verlangt, und man kann es überhoben seyn irgend eine Tugend zu besitzen. Weil das Bedürfniß sich die Zeit zu vertreiben das einzige Band der Gesellschaft geworden ist; so bekümmert man sich sehr wenig darum, die Leute, mit welchen man umgeht, im Grunde kennen zu lernen. Bey der Wahl der Freunde ist man gar nicht schwierig, und man verbindet sich mit einem jeden, der Hofnung giebt, daß er im Stande ist einige Augenblicke die Langeweile zu vertreiben.

Die Kunst in der Welt zu leben ist gewöhnlich weiter nichts als die Kunst seine wahre Beschaffenheiten zu verbergen, um solche anzunehmen als man in der Welt angenommen sieht. Was man Anständigkeit nennt besteht in dem Bestreben die Zärtlichkeit oder Eigenliebe eines Haufens eitler und verderbener Wesen zu schonen, die sich weder selbst sehen noch von andern wie sie würklich sind, gesehn seyn wollen. Höflichkeit ist nur zu oft nichts weiter als Verstellung. Sie besteht in der Verheelung der Gesinnungen, in der Verläugnung seiner wahren Meynung um andern glaubend zu machen, daß man die Dinge aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachte und ih-

nen den nämlichen Werth beylege. Der gute Ton (bon ton) besteht in der Verläugnung seines Charakters, um sich mit der Eitelkeit, Thorheit und dem allgemeinen Unsinne gleich zu stimmen. Um gesucht zu werden, bedarf es nur gefällig zu seyn, und viele Zeit zu verlieren zu haben. In so eingerichteten Gesellschaften sieht man wohl, daß die Vernunft nicht zu Hause seyn könne. Rechtschaffenheit, Offenherzigkeit, gute Sitten werden von Leuten, die kein Bedürfniß fühlen, sich zu lieben, zu schätzen, noch sich selbst zu kennen, für Einfalt, Pinseley und Thorheit gehalten. Da das Lächerliche gewöhnlich das ist, was die Augen zu sehen nicht gewohnt sind; so ist es kein Wunder, daß so verdorbene Wesen die Tugend lächerlich und abgeschmackt finden. Kurz man darf sich nicht wundern, daß Nachdenken, Vernunft und Verstand als unnütze Dinge aus Gesellschaften verbannt werden, welche Zerstreuungen in einem immerwährenden Wahnsinne erhalten. Ein jeder vernünftige Mensch ist für sie ein unbequemer Sittenrichter, dessen Gegenwart ihr lästig ist, und der sich oft gezwungen sieht, sich davon auszuschließen.

In der That, wie sollte ein vernünftiges Wesen Antheil nehmen können an närrischen und verachtungswerthen Vergnügungen, die für die meisten Weltleute die Stelle der Beschäftigung vertreten, oder sie genehmigen können? Menschen, die immer mit sich selbst mißvergnügt sind, beständig sich selbst fliehen, um Vergnügen zu suchen, finden sie wohl das Vergnügen in den periodischen Besuchen, die bloß die Zeit zu tödten, in den glänzenden Cirkeln, die bestimmt sind, die Langeweile von welcher ein

jeder

jeder zerrissen wird, in eins zusammen zu bringen, — in diesen Gastmälern von welchen Eitelkeit und Anmaßungen alle wahre Fröhlichkeit verbannen; — in einem beständigen in Wuth ausgeartetem Spiele, ohne das man aber das Leere der Conversationen nicht ausfüllen oder die Unfruchtbarkeit des Kopfs ersetzen könnte? Können wohl Aufrichtigkeit, Vertrauen und Fröhlichkeit bey einem Haufen einkehren, der gewöhnlich aus gegen sich untereinander gleichgültigen Menschen besteht, die sich kaum kennen, oder welches noch öfterer der Fall ist, die sich weder schätzen noch lieben, bisweilen gar verachten und verabscheuen und nur aus Interesse, des Anstandes wegen und um den Schein zu erhalten, sich einfinden? Was für Annehmlichkeiten und Vergnügen kann man in diesen Gesellschaften haben, die aus heimlichen Feinden bestehn, die immer beschäftigt sind sich zu beobachten, Schlingen zu legen, ihre Fehler, ihre Lächerlichkeiten, ihre Anmaßungen auszukundschaften, um Stoff zur Verläumdung und Durchhechelung zu haben, welche der einzige Grund der Zusammenkunft eines Stoßes boshafter Menschen ist, deren Profession es ist die ärgerliche Zeitgeschichte, oder die Tagesneuigkeiten von einem Cirkel zu dem andern zu tragen?

Verläumdung und besonders Neuigkeiten werden für Köpfe, die an allem leer sind, die nothwendigsten Nahrungsmittel; sie sind nothwendig um die Mattigkeit und Thorheit der Conversationen oder Gesellschaften zu beleben. Was giebt es Neues, war, wie man sagt die erste Frage der Athenienser, so wie sie es noch ist bey unsern Müßiggängern,

gern, mit denen die neuen Gesellschaften angefüllt sind. Könnte nicht ein vernünftiger Mann nach dem Beyspiele des Demosthenes zu seinen Mitbürgern sagen? „Ihr fraget unaufhörlich nach Neuigkeiten; giebt es denn für euch eine wichtigere Neuigkeit als die Gefahr, die euch alle Augenblicke bedrohet? Die ansteckende Krankheit des Luxus wüthet unter euch; das Laster untergräbt euch nach und nach. Ihr befindet euch in einem traurigen Wahnsinne, den bald eine niederdrückende Mattigkeit folgen wird. Ihr jaget unaufhörlich dem Vergnügen nach, ohne es jemals fest halten zu können. Eure Häuser stehen in Feuer. Eure Weiber schweifen aus; eure Kinder sind schon verdorben; eure Bedienten bestehlen euch und richten euch zu Grunde; eure Geschäfte sind in Unordnung, und ihr fragt doch was giebt es Neues? Die Ungerechtigkeit herrscht; der Despotismus ist in euren Mauern; die Tyranney steht vor euren Thüren; sie verheert eure Provinzen, sie vernichtet eure Gesetze; sie bedrohet eure Person, sie handelt einstimmig mit der Treulosigkeit euch unglücklich zu machen; sie wird euch nach und nach ihre Verräthereyen und Schläge erfahren lassen, und ihr fragt noch nach Neuigkeiten! O Athenienser ihr seyd Kinder."

Allein Despotismus, Laster und Schwelgerey stürzen die Menschen entweder in eine Art von Wahnsinn oder in eine Trägheit und Unempfindlichkeit, welche sie völlig unfähig machen die geringste Ueberlegung anzustellen. Die Ungeschicklichkeit zu denken und sich mit sich selbst zu unterhalten, zwingt einen jeden sich ausserhalb zu zerstreuen. Er will nur in

der

der Einbildung anderer leben; er begiebt sich in einen immerwährenden Wirbel, um sich über seinen geheimen Verdruß zu betäuben. Da es ihm unmöglich ist seine Glückseligkeit in seinem eigenen Herzen zu finden; so sucht er sie in dem Tumulte der Welt, wo er sie eben so wenig finden kann*). In der Verzweifelung sich glücklich zu machen, will er es wenigstens zu seyn scheinen. Der reiche Mensch, der unfähig ist, einen nützlichen Gebrauch von seinen Reichthümern zu machen, will sie doch der Welt vor Augen legen, das heißt er will eine große Anzahl Zeugen seiner vorgeblichen Glückseligkeit haben. Er versammlet um sich einen Haufen Schmeichler, Schmarozer und gefälliger Menschen, die er seine Freunde nennt, während sie bloß Neider, Eifersüchtige und verborgene Feinde sind, die, indem sie seine närrische Eitelkeit nutzen, ihm helfen sein Vermögen verschleudern. Sie rühmen seinen Geschmack, seine Pracht, seine Tafel, seine Großmuth seinen Kopf und es glückt ihnen bisweilen ihm selbst einzubilden, daß er glücklich sey, ob er gleich in der That gar nichts genießet.

Die Neigung zur Gesellschaft ist eine sehr lobenswerthe Neigung; aber durch den beständigen Mißbrauch, den man damit treibt, wird sie ein Uebel. Kein Mensch ist ohne Fehler. Der Mensch überhaupt also und besonders in einer fehlerhaften Gesellschaft,

*) Turbam rerum et hominum quaerunt qui se pati nesciunt.

Seneca.

kann gar zu tiefe Blicke nie vertragen, und verlangt nicht ganz genau betrachtet zu werden. Die ganze Welt führt das gemeine Sprüchwort im Munde, genaue Bekanntschaft erzeugt Verachtung. Nach der Leichtigkeit zu urtheilen womit Bekanntschaften gemacht und auch eben so getrennt werden, scheint man es aber ganz zu vergessen. Zwistigkeiten, Erkaltungen, Ekel und Brüche sind natürliche Folgen eines zur Gewohnheit gewordenen Umgangs unter eitlen Menschen, die ihren Charakter nicht lange verläugnen können; sie verachten und verabscheuen sich oft, so bald sie sich von einander los gemacht haben. Sie sind wie die Kinder, die sich der größten Kleinigkeiten und bloßer Spielereyen wegen zanken und schlagen. Man ist nur deshalb so eifrig bemüht neue Bekanntschaften zu machen, weil man bey Unbekannten Eigenschaften zu entdecken hofft, die man bey Bekannten nicht gefunden hat. Neuheit und Abwechselung haben in aller Absicht eine große Gewalt über den Menschen. Was für Festigkeit können Verbindungen haben, die nur auf das Bedürfniß sich die Zeit zu vertreiben, auf einen augenblicklichen Vortheil und oft auf Falschheit gegründet sind, aber weder durch Freundschaft, noch Ehrlichkeit, noch aufrichtige Schätzung zusammen gehalten werden! Das ist die Ursache warum die Menschen sich so leicht verbinden und auch eben so leicht wieder verlassen. Die gar zu starke Neigung zur Gesellschaft oder die Leichtigkeit sich in Verbindungen einzulassen, ist ein Beweiß einer Unbedachtsamkeit, und Unbedachtsamkeit erzeugt niemals dauerhafte Verbindungen. Unter Frauenzimmern besonders ist nichts seltener als eine dauerhafte Freundschaft.

Eine

Eine von der Schwelgerey und Eitelkeit verblendete Nation wird eine wahre Schaubühne von Verblendungen und Gaukeleyen auf welcher die Comödianten sich nur zu unterrichten und einblasen zu lassen scheinen. Man lebt bloß in der Meynung anderer; ein jeder spielt darin ganz verkehrt eine Rolle, die nicht für ihn gemacht ist. Niemand will seyn was er ist, weil kein Mensch mit dem zufrieden ist, wozu ihn die Natur gemacht hat. Das ist die wahre Quelle der Ansprüche, Anmaßungen, Querstriche, Lächerlichkeiten allerley Art und durch dieses beständig gezwungene und erkünstelte Wesen kommt es, daß die in der Gesellschaft lebende Menschen sich so oft unter einander verhaßt, verächtlich und lächerlich machen. Ein jeder will mit seinen Reichthümern, Talenten, Kenntnissen, mit seinem Geschmacke und mit seinem Kopfe und wohl gar mit seinen Lastern und Thorheiten, die er nicht hat, praten. Bey diesem betrügerischen Handel, hat man nicht immer Acht auf die Eitelkeit, Thorheit und Anmaßung derer, mit welchen man sich auf der Bühne befindet. Die Gesellschaft wird also der Kamplaß der Eifersucht und kindischer Zänkereyen von einem Haufen abgeschmackter Dinge, die sich wechselseitig über ihre Thorheiten bestrafen und immer beschäftigt sind über die Wichtigkeit, die sich ein jeder in dem Schauspiele des Lebens anmaßet, mit einander zu zanken.

Ueberall finden wir Beweise, daß eine lächerliche Eitelkeit der Grund des Charakters des größten Theils der leichtsinnigen Menschen ist, woraus eine närrische und verderbene Gesellschaft besteht. Es bedarf Nachdenken und Vernunft, wenn man den

Dingen ihren wahren Werth geben will. Geschöpfe, die in einem beständigen Wirbel leben, denken fast niemals nach. In der tiefsten Unwissenheit dessen, was wahres Verdienst, wahre Würde ausmacht, oder dessen, was unläugbare und unbestrittene Rechte auf Hochachtung der Menschen geben kann, — will sich ein jeder nur durch thörichte Eigenschaften und Dinge, die er für die allerwichtigsten hält, in welche er sein Leben und seine Glückseligkeit setzt, und die er sich zu besitzen erdichtet, wenn er deren beraubt ist, auszeichnen, und nach derselben schätzen lassen. Die Eitelkeit wird demnach die einzige Springfeder aller Bewegungen der Gesellschaft; sie dient statt aller anderer. Die Fürsten kennen keinen andern Ruhm, als Pracht, thörichtes Gepränge und die Kleinheiten und Niederträchtigkeiten des Hofceremoniels. Die Großen und Hofleute lassen ihre ganze Größe in Titeln, Bändern und großen Verschwendungen bestehen. Der Reiche strengt sich an mit den Großen zu wetteifern, nämlich durch einen Luxus, der bestimmt ist, sich von Schmarotzern oder Neidern bewundern zu lassen, die ihn nachher dem allgemeinen Gelächter aufopfern. Die Weiber scheinen nur in die Welt gekommen zu seyn, um in ihren Besuchen oder Cirkeln ihre Röcke, ihren Putz, ihre Zierrathen auszukramen und närrische Moden aufzubringen, die ihre fruchtbare Einbildungskraft täglich gebühret. Der Umgang unter den beyden Geschlechtern, der unter dem Namen Galanterie vorkommt, gründet sich gewöhnlich nur auf Eitelkeit; aufrichtige und wahrhafte Liebe hat keinen Antheil daran. Mit einem Worte, die Gesellschaft ist ein

Markt-

Marktplatz, auf dem ein jeder seine verschieden modifizirten Eitelkeiten auskramt.

Wenn die Würkungen dieses epidemischen Wahnsinns nur lächerlich wären, so würde man sich mit dem Belachen genügen; aber man muß seufzen, wenn man sieht, daß sehr oft kindische Eitelkeit, ungerechte Anmaßungen, Begierde zu glänzen, und die Narrheit, in den Augen eines andern glücklich zu scheinen — in eine beständige Wuth ausarten, die im Stande ist, die unter den Menschen bestehenden heiligsten Bande zu zerreißen, welche die Ursache der Vernachläßigung des Hauswesens und der häuslichen Glückseligkeit ist, welche macht, daß man nicht zufrieden, sich selbst zu Grunde zu richten, auch die Nachkommenschaft in Dürftigkeit und Elend stürzt. Man sieht nichts gewöhnlicher, als daß Eitelkeit und Thorheit grausame Würkungen hervorbringen. Verderbte und zerstreute Eltern opfern täglich ihre wahre Glückseligkeit, der Narrheit zu glänzen, abgeschmackten und strafbaren Vergnügungen auf. Mit jedem Schritte stößt man auf uneinige Eheleute, lüderliche und ausschweifende Männer, auf Weiber, die sich im Arm des Lasters trösten, auf gleichgültige oder tyrannische Ehemänner, auf unempfindliche Väter, ausschweifende und aller Zärtlichkeit beraubte Mütter, rebellische und ungehorsame Kinder, prozessirende Verwandte, falsche Freunde, freche Wollüstlinge, auf Weiber ohne Schaam und auf dumme und verhärtete Reiche, die weder ihre Zeit noch ihr Geld auf eine ihnen angenehme Weise anzuwenden wissen.

Die

Die ganze Welt strebt nach Reichthümern, aber sehr wenige Menschen wissen davon einen wahrhaft nützlichen Gebrauch zu machen und sie zu ihrer Wohlfarth anzuwenden. Aus Unvorsichtigkeit, Dummheit und Narrheit der Menschen, sind selbst die Dinge, die ihnen den Weg zur Glückseligkeit erleichtern würden, gewöhnlich diejenigen, welche sie am meisten davon abführen. Der lächerliche Gebrauch, den so viele reiche Menschen gewöhnlich von ihrem Gelde machen, scheint die Meynung derer zu bestätigen, die das Geld eher für etwas Böses als für etwas würklich Gutes halten wollen. Es ist sehr selten, daß man in reichen Familien, Glückseligkeit, Friede und Tugend antrift. Die häuslichen Widerwärtigkeiten, die man darin wahrnimmt, sind zum Trost der Mittelmäßigkeit gemacht, und sollten die Begierde, die sie nach Reichthum hegt, abkühlen.

Verknüpfungen, die bloß aus einem niedrigen Interesse gemacht werden, bringen gewöhnlich unter reichen und ausschweifenden Ehegatten eine kalte Gleichgültigkeit hervor, die nicht zögert, sich in Uneinigkeit und Haß zu verwandeln. Gewöhnlich haben sie kein ärgeres Haus, als ihr eigenes. Um die Langeweile oder den Ekel am ehelichen Leben zu vertreiben, — suchen Eheleute, die sich weder schätzen noch lieben, in der Zerstreuung und rauschenden Vergnügungen Mittel, sich über ihre Betümmernisse zu betäuben. Ein unordentliches Leben zieht sehr oft Unordnung im Hauswesen und in Geschäften nach sich, oder macht doch wenigstens, daß darüber die zur Glückseligkeit wichtigsten Pflichten und nothwendigsten Sorgen vernachlässigt werden.

So

So ist unter den Großen und Reichen dieser Welt die Ehe, statt ihnen die Annehmlichkeiten zu verschaffen, die man von ihr erwarten könnte, nur zu oft die fruchtbare Quelle ihrer Verdrießlichkeiten und Uebel *), und eine vergiftete Quelle, welche die Nachkommenschaft mit eben den Lastern und Verkehrtheiten ansteckt, deren traurige Schlachtopfer die Väter gewesen sind. Was können Kinder von Eltern für eine Erziehung erhalten, die immer in der Zerstreuung, im Laster, im Tumulte und der Trunkenheit dahin leben! Was können sie für Vorsorge von den Urhebern ihrer Tage erwarten, die nur auf Zeitvertreib und Vergnügungen denken! Sind Väter und Mütter ohne Vernunft, ohne Aufklärung und ohne Tugend wohl im Stande, das Herz und den Kopf ihrer Kinder zu bilden? Was für Bürger können Menschen dem Staate geben, die keine Begriffe weder von dem allgemeinen Besten, noch von den Pflichten der Gesellschaft, noch v n dem haben, worin ihre wahre Glückseligkeit besteht?

*) Foecunda culpae secula nuptias
Primum in quinavere, et genus, et domos.
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.
Horat. Od. VI. Lib. III. V. 17. sq.

Acht-

Achtzehntes Hauptstück.

Von der Erziehung.

Plutarch macht Numa, dem Stifter der Religion der Römer, darüber einen Vorwurf, daß er bey seiner Gesetzgebung nicht vorzüglich an die Erziehung der Jugend gedacht hat. Ohnstreitig ist man berechtigt, allen Regierungen den nämlichen Vorwurf zu machen. In Wahrheit, in welchem Lande sieht man wohl die Fürsten sich mit diesem zur gemeinen und besondern Glückseligkeit so wichtigen Gegenstande beschäftigen? Die Politik scheint die Erziehung überall als ihrer Sorgfalt sehr wenig würdig zu betrachten. Man möchte sagen, daß es ihr vollkommen gleichgültig wäre, ob sie tugendhafte oder lasterhafte, aufgeklärte oder unwissende, vernünftige oder unvernünftige Bürger habe. Ja was soll ich sagen! Der Despotismus, der gebohrne Feind aller Aufklärung und Tugend, scheint sich vorgesetzt zu haben, die Menschen in einer immerwährenden Dummheit zu erhalten, Zwietracht unter ihnen anzurichten, um sie zu unterwerfen, und der Aufheiterung ihres Verstandes immerwährende Hindernisse in den Weg zu legen.

Die

Die Erziehung der Jugend ist in allen Ländern den Dienern der Religion überlassen, das heißt Menschen, die weit entfernt, den Willen oder die Fähigkeit zu besitzen, die Vernunft aufzuklären, vielmehr offenbar zum Endzweck haben, sie zu bestreiten und ihrem Ansehn zu unterwerfen. Der Priester kennt nichts wichtigers, als seinen Zöglingen eine blinde Ehrfurcht gegen seine eigene Ideen einzuflößen. Er erziehet sie für ein anderes Leben, für die Götter, oder vielmehr für sich selbst. Er verbietet ihnen, ihren Nebenmenschen anzuhängen, ihre Achtung zu suchen, und sich über das Gute, das sie ihnen thun, zu freuen. Er predigt ihnen nur Tugenden, die mit dem gesellschaftlichen Leben nichts gemein haben. Er hütet sich wohl, ihnen Liebe für nützliche Wissenschaft, und Begierde, die Dinge zu prüfen, beyzubringen. Selbst unfähig, die wahre Natur des Menschen, die er immer durch den Schleyer seiner Vorurtheile nur verkehrt sieht, zu kennen, weiß der religiöse Moralist weder was für einen Gebrauch man von den Leidenschaften machen könne und müsse, noch sind ihm die natürlichen Triebräder bekannt, die man gebrauchen muß, sie in Bewegung zu bringen und zum allgemeinen Besten anzuwenden. Die priesterliche Erziehung scheint nur zum Zweck zu haben, die Menschen zu erniedrigen, ihnen alle Spannkraft zu rauben, ihr Gehirn zu verwirren, ihre Vernunft zu verhindern, sich nicht zu entwickeln und unnütze Mitglieder der Gesellschaft aus ihnen zu machen. Beym Abschiede von diesen Erziehern weiß ein junger Mensch weder was er selbst noch was ein Vaterland ist, noch was er für dasselbe in seinen verschiedenen Verhältnissen thun muß.

Sein

Sein Kopf ist mit Lehrsätzen und unbegreiflichen Geheimnissen angefüllt. Seine ganze Moral besteht darin, fest zu glauben, was er nicht begreift. Er bildet sich ein, alle Pflichten zu erfüllen, wenn er pünktlich maschinenmäßige Uebungen mitmacht, wozu man ihn bey guter Zeit gewohnt hat.

Um sich aufzuklären und ein vernünftiges Wesen zu werden, muß der Mensch gemeiniglich die falschen Grundsätze, womit ihn seine Erzieher sorgfältig angesteckt haben, vergessen. Diese Arbeit ist oft sehr mühsam und peinlich. Nichts hält schwerer, als sich von Irrthümern loßzumachen, die man von der Kindheit an zu lieben gelernt hat, und denen man gewöhnlich sein ganzes Leben zugethan bleibt. Nichts ist unüberwindlicher, als die Unwissenheit, besonders wenn sie viele Zeit und Mühe gekostet hat, sich darin festzusetzen. Eitelkeit kommt den Vorurtheilen zu Hülfe und macht sie unzerstörbar. Je weniger ein Mensch weiß, je mehr hält er sich an das, was er zu wissen glaubt. Ein Unwissender zweifelt an nichts; der Zweifel ist immer der erste Schritt zur Weisheit.

Der kostbaren Stiftungen und Einrichtungen, die civilisirte Völker für die Erziehung der Jugend gemacht haben, ungeachtet, muß jeder Mensch, der etwas wissen will, sich selbst bilden. Die sorgfältigste Erziehung lehrt ihn bloß todte Sprachen, eine finstere Philosophie, abstrakte Grübeleyen, Meynungen, die nur geschickt sind seinem Kopfe eine schiefe Richtung zu geben, und die deutlichsten Wahrheiten zu verdunkeln. Wenn er in die Welt tritt, so hat

er

er keinen Begriff weder von der Welt, noch von der Art, wie er sich in selbiger zu betragen hat. Die ersten Gründe des gesellschaftlichen Lebens sind ihm vollkommen unbekannt. Eine religiöse Moral muß ihm statt aller dienen; sie allein ist das Verwahrungsmittel, das man ihm gegen das Verderbniß, dem er ausgesetzt ist, mitgiebt.

Die Priester sind vor allen Menschen am allerwenigsten geschickt, Haußväter, obrigkeitliche Personen, Bürger, und vernünftige und aufgeklärte Wesen zu bilden *). Ein Andächtiger ist gemeiniglich in sich selbst verschlossen, wild, unbehaglich, mit eitlen Gewissensbissen angefüllt, nicht für die Gesellschaft gemacht, vielmehr sehr aufgelegt sie zu beunruhigen, wenn der Eifer seine von Chimären trunkene Einbildungskraft erhitzet. Mit einem Worte: eine Moral, welche der natürlichen und in die Sinne fallenden Beweggründe beraubt ist, ist nicht für die, in dieser Welt lebende Menschen gemacht. Eine Moral deren Beweggründe alle im Himmel verborgen sind, hat nicht Kraft genug Wesen im Zaume zu halten, wo alles zusammentrift um sie blind und boshaft zu machen. Das erste was ein junger Mensch bey dem Eintritt in die Welt thut, ist, daß er die Grundsätze der Religion, die man ihm eingepräget hat, auf die Seite legt. Er sieht bey dem ersten

*) Ego adolescentulos existimo in scholis fieri stultissimos, quia nihil ex iis, quae in usu habemus, aut audiunt aut vident.

Petronii Satyricon.

ersten Schritte, daß sie mit alle dem, was in der Gesellschaft geschieht unverträglich sind.

Wie können die verdrießlichen und mürrischen Ideen einer stoischen Religion für verdorbene und zerstreuete Bewohner eines Landes gemacht seyn, in welchem der Luxus seinen Aufenthalt genommen hat? Die Weltleute denken gar nicht an sie; oder wenn sie auch bisweilen an sie denken, so sind doch diese schwarze Gedanken durch die beständige Zerstreuung oder durch den Tumult der Welt oder durch die Geschäfte gar bald wieder verlöscht. Vergeblich predigt die Religion die Verachtung der Reichthümer; vergeblich tobt sie gegen Schauspiele, Vergnügungen, Spiele und Laster, welche die Mode autorisirt. Sie wird von Geschöpfen nicht gehört, die alles überredet, daß diese Dinge höchst nothwendig zu ihrer Glückseligkeit sind. Für Weltleute ist die Religion eine bloße Formalität, die auf ihr Leben keinen Einfluß hat. Man bequemt sich äußerlich nach ihr, weil der Gebrauch will, daß man das thun, was man andere thun sieht, und welches zu thun man sich von Jugend auf angewöhnt hat. Die innere Religion behaget nur einer kleinen Anzahl Menschen. Sie ist für die Gesellschaft so wenig gemacht, daß die, welche sich ihr überlassen, gemeiniglich genöthigt sind alle Verbindungen mit derselben aufzuheben.

Ein junger Mensch darf nur einen Blick auf die Welt werfen um sogleich wahrzunehmen, daß die Maximen, die ihm seine Lehrmeister sorgfältig eingeflößt haben, in derselben nicht anwendbar, völlig lächerlich sind und mit dem, was er täglich vor sei-

nen

nen Augen sieht, im Widerspruch stehn. Unter einer ungerechten Regierung und in einer verdorbenen Nation, scheint ihm alles zuzurufen: „Wirf die unbequemen Vorschriften einer strengen Moral, die in dem Lande, in dem du lebst, zu nichts führen, auf die Seite." Ihre Ausübung und Befolgung würde deinem Fortkommen und deiner Beförderung ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legen. Die Welt besteht nur aus Betrügern und aus Betrogenen. Es ist viel sicherer auf der Seite der Unterdrücker als auf der Seite der Unterdrückten zu stehen. Wirf dich dem Ansehn, der Macht und der Gunst zu Füßen, kriech und demüthige dich vor denen, welche Gnadenbezeugungen und Wohlthaten austheilen. Liebkose und streiche die Hand der Tyrannen, damit du das Recht erlangst, sie wieder zu tyrannisiren. Lerne über nichts erröthen was zur Beförderung führen kann. Besonders denke darauf dich zu bereichern. Das Geld allein ist das höchste Gut der Welt, und man muß es um jeden Preis zu erhalten suchen. Sey kein Thor und höre auf die Vorwürfe eines furchtsamen Gewissens, die dich bey jedem Schritte aufhalten würden. Man muß es machen wie die andern. Ihr Beyspiel ist deine Rechtfertigung. Lerne dich wider das Seufzen der Armen verhärten; Mitleiden ist nur Schwachheit; vor dem, der uneingeschränkten Herrn gefallen will, ist sie nicht gemacht. Alles ist gerecht und erlaubt, wenn es die Gewalt befiehlt. Sage nicht, daß die Religion dein Betragen verdammen würde. Ihre für Mönche oder für einen Ohnmächtigen Pöbel erdachte Regeln, sind nicht für den Menschen gemacht, der sich in der Welt fortbringen will. Bist du außerdem einmal zu deinen Zweck

gekommen, so wirst du noch immer im Stande seyn dich mit den Göttern zu versöhnen. Man hat Mittel sich mit dem Himmel zu vergleichen. Die Diener der Religion haben sehr leichte Mittel ihn zu besänftigen. Bis dahin wirst du geruhig die Früchte deiner Schandthaten genießen; du wirst geliebt, geachtet und selbst von deinen Neidern geehrt seyn. Reichthum, Ansehn und Gewalt werden dir Freunde verschaffen, welche dich hindern dein Gewissen zu hören, dessen Zuruf dich nur in deiner Glückseligkeit stören würde ꝛc."

Die Verkehrtheit der Regierung und die ansteckende Seuche, die sie der Gesellschaft mittheilt, vereinigen sich, die Grundsätze einer jeden Moral unnütz zu machen. Dem Despotismus und dem Aberglauben ist es nur um dumme Sklaven zu thun, und fast in allen Ländern liegen die Menschen in Fesseln. Man darf sich also auch nicht wundern überall niederträchtige Schmeichler, Betrüger, Lügner, Narren, Thoren und aufgeblasene Schurken zu finden, die von der wahren Ehre gar keine Vorstellung haben. Nur durch Ungerechtigkeiten, Niederträchtigkeiten und Schelmstücke können sie auf eine kurze Zeit ihre unersättlichen Begierden befriedigen. Immer mit ihrem Schicksale mißvergnügt, strengen sie sich immerfort an, es zu verbessern; immer unterdrückt, setzen sie alles in Bewegung um in die Klasse der Unterdrücker promovirt zu werden, und beständig in der Arbeit Unglückliche zu machen, sind sie selbst nicht viel glücklicher.

Gedankt sey es der Nachlässigkeit der Fürsten und den traurigen Absichten einer falschen Politik, daß

daß die Erziehung in keinem Lande Pflanzschulen bildet, woraus Staatsmänner, Obrigkeiten und nützliche Bürger ersetzet werden können. Gunst, Ansehn, Geburt, Betrug, Weiber vergeben überall die Bedienungen und bestimmen mithin die Wohlfarth der Völker, der Familien und der einzelnen Menschen, woraus sie bestehn. Ein Despote bildet sich ohne Zweifel ein, daß seine eigensinnige Wahl hinreicht, dem Ersten dem Besten die zur Verwaltung erforderlichen Geschicklichkeiten und Kenntnisse mitzutheilen. Um zu allem geschickt zu seyn, bedarf es bey einigen Menschen nur gebohren zu seyn. Das Vorurtheil der Geburt, das bey einer großen Anzahl Völker so tief eingewurzelt ist, gehört zu demjenigen, die ihnen durch ihre Folgen am allernachtheiligsten sind. Unter einer monarchischen Regierung, kann niemand, wenn er nicht, wie man es närrisch genug nennt, von Geburt ist, ohne außerordentlich viele Mühe, seinem Vaterlande dienen. Indessen ist es sehr selten, daß sich die Großen bemühen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben.

Nach einem sehr auffallenden Ueberreste der ursprünglichen Barbarey, glauben die durch ihre Ahnen vorzüglich glänzenden Menschen gemeiniglich, daß sie aller Talente und Kenntnisse sehr wohl entübrigt seyn können; ja sie gehen so weit, daß sie sich ihrer Unwissenheit als eines großen Sieges rühmen. Sie betrachten alle Studien oder die Kultur des Geistes als eine niedrige Sache, die nur für die bürgerliche Kanaille gehört. Die Staaten werden demnach immerwährende Schlachtopfer der Ungeschicklichkeit der Fürsten und der Großen, die es unter ihrer

Würde zu seyn erachten, sich die zum Regieren nothwendigsten Kenntnisse zu verschaffen. Die Stellen sind für die Menschen gemacht, niemals aber die Menschen für die Stellen.

Bedienungen, Vorzüge, Ehre und Würden sind mächtige Bewegungsgründe deren sich eine Regierung beraubt, wenn sie sich ihrer nicht bedient die Nacheiferung aller Bürger anzureizen. Behaltet die vornehmsten Bedienungen den nur von euch begünstigten Menschen vor, welche glauben, daß sie ihnen von Rechtswegen gehören, und sie werden sogleich nichts mehr thun sie zu verdienen, und den übrigen Bürgern wird der Muth gänzlich niedergeschlagen. Die Souveräne, die eine so falsche, ungerade und ungerechte Waage unter ihren Unterthanen handhaben, — scheinen nicht zu wissen, daß unter einer Strohhütte ein Genie gebohren werden kann, das für sich allein im Stande ist allen Uebeln eines Staats abzuhelfen? In Asien macht der Wille des Despoten allein die Großen, allein es giebt für sie daselbst keinen Erbadel. Die Europäer haben sich von dem Adel so abgeschmackte, unsinnige und falsche Vorstellungen gemacht, daß ein Abkömmling vom Tiberius, Caligula und Nero ihnen ein vorzüglicher, berühmter und verehrungswürdiger Mensch zu seyn scheinen würde, oder der wohl gar dazu gemacht wäre die ganze Welt zu beherrschen, weil seine Vorfahren Tyrannen gewesen sind.

Die Großen scheinen sich nicht allein in allen Ländern zur tiefsten Unwissenheit verdammt; sondern auch von ihrer Kindheit an sich zu den verderbtesten

Sitten

Sitten feyerlich verpflichtet zu haben. Ihre Erziehung geht gewöhnlich dahin, sie hochmüthig, kriechend, niederträchtig und boshaft zu machen. Eitle Eltern oder niederträchtige, verworfne Hofmeister flößen ihnen bey guter Zeit Ahnenstolz, Hochmuth und die Verachtung ihrer Mitbürger ein. Die Moral eines für den Hof bestimmten Menschen muß ihrem Wesen nach kriechend und niederträchtig seyn. Sie besteht darin, daß man alles thut, wodurch man den Blick des Fürsten auf sich ziehen kann, der selbst verkehrt, seine Augen nur auf solche wirft, bey welchen er Neigungen bemerkt, die mit den seinigen übereinstimmen. Was für eine Seelengröße, was für Begriffe von Ehre kann man Weisen geben, die gemacht sind ihr ganzes Leben hindurch zu kriechen, um sich mit der Beute der unterdrückten Völker zu bereichern! Was für Tugenden kann man Menschen einflößen, die die Gunst und Gnade nicht anders als durch Ungerechtigkeiten, listige Streiche, Niederträchtigkeiten, Kabalen und Verbrechen erhalten können! Wenn durch ein glückliches Ohngefähr ein Mann, den seine Geburt berechtigt um den Fürsten zu seyn, eine tugendhafte Erziehung genossen hätte, würde sich der nicht bald genöthigt sehen, entweder den Hof zu verlassen, oder Grundsätze zu vergessen, die ganz und gar mit seinem Posten unverträglich sind?

Die Gleichgültigkeit, welche die Souveräne für die Erziehung ihrer Unterthanen bezeigen, und noch öfterer ihr Widerwille gegen Talente und Tugend — sind mit die größten Hindernisse, welche sich der Moral entgegensetzen. Bloß mit ihren Vergnügungen und der Sorge ihren Einfällen ein Genüge zu

thun beschäftigt, bedürfen sie nur folgsame Sklaven mit deren Tugenden sie sich nicht befassen. Die einzige Eigenschaft, die sie von ihnen verlangen, ist eine sklavische Gefälligkeit. Billigkeit, Rechtschaffenheit, Einigkeit würden, wie wir gesehn haben, unter einer ungerechten Regierung am unrechten Orte seyn. Die Erziehung muß da keinen andern Zweck haben als Erstickung jener Empfindungen, und statt derselben Eitelkeit, falsche Begriffe von Ehre, Ruhm, Grösse auszusäen und die Leidenschaften also zu leiten, daß die Menschen immer geschickt sind ihre Vernunft und ihren Willen unter dem Gehorsam eines jeden gefangen zu nehmen, der einige Gewalt in Händen hat. Die Jugend muß bey guter Zeit das Joch tragen lernen, und schlechterdings keinen Willen haben, der nicht den Launen derer unterworfen ist, welche die Austheiler und Beförderer der Gunst und der Wohlthaten sind. So muß die Erziehung den Charakter verkrüppeln und sich darauf einschränken, Geschmeidigkeit, äußeres Ansehn, gute Stellung und Gebehrden, Complimente, unsinnige oder abgeschmackte Floskeln, die unter dem Namen Conversationsten vorkommen, einzuprägen, lauter Talente die geschickt sind verdorbenen Männern und närrischen Frauenzimmern, die nur zu oft das Schicksal des Volks in Händen haben, — zu gefallen.

Die Sitten können nicht gut seyn, als bis Politik und Moral Hand in Hand sich mit der Glückseligkeit der Völker beschäftigen, und der Erziehung das ganze Gewicht geben werden, das sie verdient. So lange Erziehung vernachlässigt, Vernunft verfolgt, Tugend verachtet wird, — kann und darf

man

man nicht erwarten, die Menschen weder besser noch glücklicher zu sehen. Die Regierung ist dazu da, der Moral zur Stütze zu dienen; wenn sie ihr aber widerspricht, so wird jene unnütz und auf das Herz der Menschen unwürksam. Die Gesetzgebung sollte die Erfüllung (das Complimentum) und der Beweiß der durch Erziehung eingeprägten Sittenlehre seyn. Wenn diese Gesetzgebung gerecht wäre, so würde sie den Bürgern keine andere als von der Natur aufgelegte und auf die unter ihnen obwaltende Verhältnisse sich gründende Pflichten vorschreiben. Kurz, eine gute Gesetzgebung müßte nur die mit Hülfe der Belohnungen und Strafen würksamer und interessanter gemachte Moral seyn.

Wenn man fragt, wie es möglich sey, das Volk die Pflichten der Moral fühlen zu lehren, oder ihm eine Erziehung zu geben; so antworte ich, daß es viel leichter seyn würde, ihm die evidenten und einfachen Grundsätze der natürlichen Sittenlehre, als die dunkeln ungewissen Principien einer übernatürlichen Religionsmoral beyzubringen, die keinem einzigen menschlichen Kopfe angemessen sind, — und daß diese durch sichtbare Belohnungen und Strafen unterstützten Principien, mehr Eindruck auf die groben und ungeschickten Köpfe haben würden, als die unsichtbaren Strafen und Belohnungen eines andern Lebens.

Die Priester sind in allen Ländern die einzigen Lehrer, die einzigen Moralisten des Volks. Wie nützlich würden nicht diese schon von der Gesellschaft besoldete Lehrmeister ihr seyn, wenn sie eine deutli-

ehere und wahrere Moral lehrten, als diejenige ist, womit sie selbige so viele Jahrhunderte her ganz vergeblich unterhalten hat! Eine Regierung, welcher die Verbesserung der Sitten aufrichtig am Herzen läge, sollte die nicht unter einer zahlreichen Priesterschaft lauter Mitarbeiter finden, die im Stande wären, ihre wohlthätige Absichten befördern zu helfen? Sollte nicht ein aufgeklärter Fürst durch die in Händen habenden Belohnungen unter diesen Volkslehrern eine glückliche Eifersucht erregen können, sich durch das Bestreben und den Eifer ihre Zuhörer aufzuklären, hervorzuthun? Was für herrliche Früchte würde man aus ihren Unterweisungen hervorgehen sehen, wenn mit Beyseitelegung der finstern Glaubensartikel, der Geheimnisse und Wunder, womit man so lange den Geist roher und einfältiger Menschen genährt hat — diese Priester sich endlich entschließen wollten, ihrer Heerde eine gesundere und nützlichere Nahrung zu geben! Was für ein Gewicht würden nicht ihren Lektionen die ehrenvollen Belohnungen geben, welche die Regierung denen bewilligte, die sie am getreuesten ausübten *)!

Das

*) Was für Würkungen die geringsten Belohnungen und Vorzüge auf die Sitten thun können, sieht man sehr gut an einer in ganz Frankreich bekannten Thatsache. In einem Dorfe in der Piccardie, Namens Salency, ist seit undenklichen Zeiten der Gebrauch, daß man alle Jahre mit einer gewissen Ceremonie dem für das tugendhafteste anerkannte Mädchen eine Rose überreiche. In Gefolge dieser Einrichtung haben sich in diesem Dorfe die jungen Mädchen immer durch Weisheit und Tugend unterschieden.

Das sind ohne Zweifel die sanftesten und leichtesten Mittel, welche eine weise Politik einschlagen könnte, der es darum zu thun ist, die Völker zu unterrichten und die Menschen vernünftiger und tugendhafter zu machen. Dadurch würde sich die Regierung thätige, vernünftige und ihr zugethanene Unterthanen verschaffen; — dadurch würde sie in den Priestern aetreuere und ihr viel ergebenere Unterthanen finden, als in diesen aufrührerischen Demagogen oder aufgebrachten Schwärmern, die so oft unverständlicher Zaubereyen wegen das Feuer der Uneinigkeit angeblasen und die Sturmglocke der Empörung wider ihre Souveräne gezogen haben. Mit so vielen rechtmäßigen und ehrbaren Mitteln versehen, sich größer, mächtiger und bey ihren Völkern beliebter, und diese Völker weiser und glücklicher zu machen, — werden sich denn die Fürsten nimmermehr derselben bedienen, um sich selbst eine Glückseligkeit zu verschaffen, die sie von Nachlässigkeit und Tyranney nimmermehr erwarten können!!

Wenn die Regierungen, unbekümmert vor die Zukunft, schändlicher Weise die Erziehung der Bürger vernachlässigen, so sollten wenigstens vernünftige Eltern so viel als möglich diesen Mangel abhelfen. Sie würden einsehen, daß von dieser Erziehung nicht nur die Glückseligkeit ihrer Kinder, sondern auch ihre eigene Glückseligkeit, der Trost ihres Alters und die Annehmlichkeit ihres eigenen Lebens abhängen. Aber so vernünftige Ansichten sind nicht für leichtsinnige Bewohner der Länder, die durch Luxus und einem Gemeingeist verderben sind, woraus alle Vorsicht verbannt ist. Wie können sich in

Zerstreuungen, unerlaubten Vergnügungen versunkene Eltern, die aller Vernunft und Einsicht beraubt sind, sich mit der Erziehung ihrer Kinder, gegen welche sie gar keine Zärtlichkeit empfinden, beschäftigen? Sind lasterhafte Wesen, die sich einzig bestreben sich zu verändern und die Zeit zu vertreiben, im Stande, rechtschaffene, vernünftige Menschen, Hausväter und Hausmütter, überhaupt gute Bürger zu ziehen?

Jede rechtmäßige Gewalt kann, wie öfters gesagt ist, nur auf die Vortheile gegründet werden, die man denjenigen verschafft, über welche man sie ausübt. Die Glückseligkeit, die ein Vater seinem Sohne verschafft; die Sorge, die er in seiner Kindheit vor ihm getragen hat; die Mittel, die er ihm giebt, seine Glückseligkeit zu erlangen — diese Dinge sind es, die ihm ein Recht auf die Zuneigung, den Gehorsam und die Ehrfurcht seines Sohns geben. Ein Kind ist seinem Vater dafür, daß er ihm ein elendes Daseyn gegeben hat, nichts schuldig; aber es ist ihm viel schuldig, wenn er ihm ein glückliches Daseyn gegeben hat. Um geliebt zu werden, ist es nicht genug, daß man Vater ist; es gehört dazu eine wohlthätige Vorsorge, wodurch in den Herzen der Kinder Empfindungen der Liebe, der Erkenntlichkeit, der Ehrfurcht, die nur Würkungen väterlicher Zärtlichkeit, der Güte und der Tugend seyn können, keimen und wachsen.

Ein jeder Mensch, in welcher Lage er sich auch befinden mag, welcher die Glückseligkeit derer vernachlässigt, die ihm untergeordnet sind, schwächt

und

und verliert seine Rechte, die er über sie hat. Ein nachläßiger oder grausamer Vater arbeitet selbst daran, die Gründe seiner eigenen Gewalt zu untergraben. Ein lüderlicher Ehemann, ein Verschwender, ein Mensch ohne Zärtlichkeit vernichtet das Ansehn und die Gewalt des Vaters und des Ehemanns. Ein Herr, der seinen Knechte nichts als seinen Hochmuth, seine Härte fühlen läßt, kann nicht erwarten mit Zuneigung und Eifer von ihnen bedient zu werden.

Der Zweck der Erziehung ist: den Körper, das Herz und den Kopf zu bilden. Dem Körper müssen die Eltern Stärke, den Organen Fertigkeit, dem Herzen Gefühl und dem Kopfe Kenntnisse und Einsichten geben. Die Harmonie und Uebereinstimmung dieser Dinge sind das Resultat einer guten Erziehung. Von lasterhaften Eltern erzogene Kinder sind gemeiniglich nur lasterhaft und sehr oft schwach am Körper, fühlloß, unempfindlich und ohne alle Kultur. Die Fürsten sollten die Erziehung ihre erste Sorge seyn lassen, die Großen sich durch Verdienst und Tugend hervorthun, die Reichen einen guten Gebrauch von ihren Reichthümern machen, und die Armen auf ehrliche Art und Weise ihr Brod zu verdienen, lehren.

Offenbar liegt es in der schlechten Erziehung, welche verdorbene Eltern ihren Kindern geben, wo wir die wahre Ursache der Unordnungen, die wir so oft in Gesellschaften herrschen sehen, suchen müssen. Hochmüthige, reiche und zerstreute Eltern besitzen weder Fähigkeit noch Willen, ihre Kinder selbst zu er-

erziehen, oder wenigstens über ihre Hofmeister und Lehrer, die sie ihnen geben, zu wachen. Sie geben sie ohne Prüfung Miethlingen in die Hände, die sie noch zu erniedrigen die Vorsicht gebrauchen, oder dem Haußgesinde, das ihnen bey guter Zeit die Laster seines Standes mittheilt, oder sich zu allen ihren Einfällen und Launen gebrauchen läßt. Würde nicht der erste Schritt zur Verbesserung der Sitten der seyn, daß man nachlässigen und unvernünftigen Eltern die Erziehung ihrer Kinder nähme, woraus sie nur für die Gesellschaft unbequeme und unangenehme Mitglieder und für sich selbst lästige Menschen erziehen können?

Wenn sich Lykurg bey Abfassung seiner Gesetze geirrt oder die Regeln der gesunden Moral nicht zu Rathe gezogen hat; so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß er die Gewalt und den Vorzug einer öffentlichen Erziehung sehr wohl gefühlt hat. Zu Sparta stand sie unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung. Das Gesetz hatte sie einförmig und dauerhaft gemacht; sie zweckte dahin ab, Gesinnungen des Enthusiasmus und der Tapferkeit einzuflößen, die man zur Aufrechthaltung des Staats für nothwendig hielt. Hat dieser raube und strenge Gesetzgeber mit Hülfe der Erziehung schwärmerische Krieger bilden können, die Schmerz und Tod verachteten — warum sollen menschlichere, sanftere und weisere Gesetzgeber nicht im Stande seyn, tugendhafte und vernünftige Bürger zu ziehen? Wenn die Erziehung selbst den spartanischen Frauenzimmern eine Seelengröße und eine Tapferkeit hat einflößen können, worüber wir erstaunen — warum soll

man

man nicht hoffen können, ihnen auf dem nämlichen Wege edle und großmüthige Gesinnungen einzuflößen, die geschickt sind, sie dem Vaterlande ehrwürdiger und nützlicher, ihren Ehegatten lieber und werther und ihren Kindern ehrenveller zu machen?

Diese sämtlich auf Erfahrung gegründete Bemerkungen beweisen, daß es bey Nationen, deren Sitten verderben sind, keine Erziehung geben könne. Eitle, leichtsinnige, verschwenderische Eltern, die sich der Unordnung ergeben, denken nicht an ihre Kinder, oder flößen ihnen doch nur die Thorheiten und Abgeschmacktheiten ein, denen sie selbst unterworfen sind. Die Kinder sind für sie eine beschwerliche Last; sie sehen in ihnen nur Hindernisse ihrer Vergnügungen. Die Sorgfalt und die Kosten, welche sie auf sie verwenden, halten sie für einen Raub der an ihren Vergnügungen begangen wird. So machen Luxus und Laster Eltern unnatürlich, und verhindern sie bey ihren Kindern Gesinnungen zu finden, die sie selbst in ihren Seelen wachsen zu lassen, das größte Interesse haben. So gelingt es dem Luxus und der Zerstreuung alle Glückseligkeit aus den Familien zu verbannen.

Wie sollten vernachlässigte, verlassene, so zu sagen verweiserte Kinder Pflichten und Verhältnisse kennen, die zwischen ihnen und ihren Eltern vorhanden sind, von welchen sie vergessen werden? Sie werden eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen sie hegen; ihre Gewalt wird ihnen wahre Tyranney zu seyn scheinen; sie werden eine Gewalt, die sich das Recht anmaßt, ihre unordentliche Leidenschaften zu

zäh-

zähmen, heimlich hassen oder sich ihr offenbar widersetzen. Sie werden sie als Hindernisse der Vergnügungen betrachten, die sie nach ihrem Beyspiele genießen wollen; mit Ungeduld werden sie den Tod dieser Eltern erwarten, die sie als lästige Hüter derer Güter ansehn, die als das höchste Gut zu begehren, sie von ihnen gelernt haben. Ist es also wohl etwas besonders, daß Eltern und Kinder mit einander wie Fremde leben? Oft ähneln die Familien heimlichen Feinden, die sich eines niedrigen Eigennutzes oder einer andern Leidenschaft wegen, ihr Herz zerfressen. Bey Völkern, bey welchen Reichthum, Zerstreuung und Laster die einzigen Gegenstände sind, womit Glückseligkeit verknüpft ist, müssen die Bande des Bluts verschwinden. Niemand denkt daran, noch ist dazu gestimmt und geneigt zu fühlen, daß häusliche und dauerhafte Glückseligkeit in wechselseitiger Achtung und Zuneigung, in gegenseitiger Gutthätigkeit und in Vereinigung des Verstandes und des Herzens bestehe, welche die Tugend allein hervorbringen, stärken und erhalten kann.

Ungerechte Eltern! was habt ihr für diese Kinder gethan, deren Zärtlichkeit, Dankbarkeit, Gehorsam und Unterstützung ihr fordert? Ihr hängt euch an närrische Vergnügungen, schändliche Ausschweifungen, verschleudert das Vermögen, das ihr ihnen hinterlassen solltet, verbannet sie aus eurem Herzen, — und ihr wollt, daß sie euch lieben sollen? Ihr macht aus ihnen ein Spielzeug eurer unvernünftigen Einfälle und eurer verdrießlichen Laune; statt sie an euch zu ziehen, scheucht ihr sie von euch zurück; ihr behandelt sie wie Sklaven. Statt ihr Herz

durch

durch tugendhafte Beyspiele zu bilden — statt ihnen Geschmack an nützlichen Kenntnissen einzuflößen, die sie eines Tages gegen Laster und Langeweile verwahren könnten — habt ihr sie oft zu Zeugen eurer Ausschweifungen und Regellosigkeit gemacht. Eure Gespräche haben sie das Böse gelehrt, ihr habt ihnen den Kopf mit Thorheiten und Eitelkeiten angefüllt, ihr habt sie in der tiefsten Unwissenheit erzogen und niemals mit ihnen von Tugend gesprochen. Erdulder also auch in eurem Alter die Strafe eurer strafbaren Nachlässigkeit und eurer Thorheit. Habt ihr es jemals können, daß kindliche Ehrfurcht nur eine Frucht und eine Belohnung väterlicher Zärtlichkeit sey? Daß Liebe, Liebe erzeuge? Daß Gutthätigkeit die einzige Grundlage alles Ansehns und aller Gewalt sey? Ueberhaupt, fühlt ihr nicht, daß kein Mensch auf Erden Wesen lieben und achten könne, bey denen er weder Güttigkeit noch Tugend wahrnimmt?

Werden es denn die Menschen nimmermehr begreifen, daß wenn man erndten will man den Acker bauen und besäen müsse! Eltern, die eines Tages in ihren Kindern gehorsame Unterthanen, aufrichtige Freunde, Tröster und Stützen ihres Alters finden wollen, werden sie an ihrem Busen drücken, sie erwärmen, sie die Reitze der Liebe und Zärtlichkeit empfinden lassen, um ihnen ihre Gewalt sanft und angenehm zu machen. Sie lehren sie gerecht zu seyn, da sie sich immer von ihrer Seite gerecht beweisen; die durch Liebe verfügte väterliche Gewalt wird niemals von Eigensinn und Tyranney geleitet, und widersetzt sich nicht dem Spiele oder unschuldigen

Vergnügungen. Man pflanze, man begieße, man übe bey guter Zeit Empfindsamkeit, Mitleiden, Menschlichkeit, Dankbarkeit in Herzen, die zum Fühlen gemacht sind; man habe Nachsicht mit ihrer Schwachheit und bestrafe nur Vergehungen, die eine lasterhafte Gemüthsart oder Neigungen zu Verbrechen verrathen, mit Strenge. Immer sey man den Kindern ein Muster zur Nachfolge; alle Gespräche, die sie mit anhören, müssen für sie indirecte Unterweisungen seyn; die Gesellschaften, in welche man sie mitnimmt, müssen nie von der Art seyn, daß sie den guten Eindrücken nachtheilig werden könnten. Man gewöhne sie nach und nach zu denken, sich zu beschäftigen, Vergnügen an Wissenschaften und Kunst zu haben, den Müssiggang zu fürchten. Man flöße ihnen Geschmack ein, der geschickt ist das Leere des Lebens auszufüllen, und ihnen sichere Mittel wider die Langeweile an die Hand zu geben. Uebung gebe dem Körper Kraft und Munterkeit; Erziehung erwärme das Herz und entwickele die Thätigkeit der Seele. — Alsdenn werden aufmerksame und tugendhafte Eltern dereinst für die Mühe und Sorgfalt, die sie auf ihre Kinder verwandt haben, reichlich belohnt werden. Sie werden der Eigenschaften sich zu erfreuen haben, wozu sie den Saamen ausgestreuet haben. Diese Kinder werden das Glück zu gebrauchen und zu genießen wissen, und bey dem Mangel desselben in ihren Talenten und Tugenden, die sie von ihren Vätern erhalten haben, ein hinreichendes Erbgut finden.

Neun-

Neunzehntes Hauptstück.

Vom Frauenzimmer.

Der liebenswürdigste Theil des menschlichen Geschlechts, der Theil, den die Natur bestimmt zu haben scheint, dem andern die größte Glückseligkeit zu verschaffen, seine Rauhigkeit zu mildern, seine Sitten sanfter und sein Herz gefühlvoller zu machen, — ist oft derjenige, der in der Gesellschaft die größten Verwüstungen anrichtet. Nach der Art zu urtheilen, nach welcher in allen Ländern die Weiber erzogen werden, scheint man sich vorgesetzt zu haben, daraus Wesen zu machen, welche Thorheit, Unbeständigkeit, Eigensinn und Unvernunft bis an ihr Grab behalten; die Männer scheinen vergessen zu haben, daß sie gemacht sind zu ihrer wahren und dauerhaften Glückseligkeit sehr viel beyzutragen. Die Regierung achtet sie in der Gesellschaft für nichts.

Das Loos oder Schicksal der Weiber ist überall tyrannisirt zu werden. Der wilde Mensch macht aus seiner Gefährtin eine Sklavin und treibt die Verachtung bis zur Grausamkeit. Für den wollüstigen und eifersüchtigen Asiaten sind die Weiber bloße Werkzeuge seiner geheimen Vergnügungen.

Im ganzen Oriente schmachtet dieses von der Gesellschaft abgesonderte, durch seine unruhige Tyrannen in Gefangenschaft gesetzte liebenswürdige Geschlecht in der Dunkelheit sein ganzes Leben gleich einer Pflanze in der Unnützlichkeit dahin. Behandelt es der Europäer seiner scheinbaren angenommenen Ehrerbietigkeit gegen die Frauenzimmer ohnerachtet, im Grunde auf eine ehrenvollere und bessere Art? Indem wir ihnen eine vernünftigere Erziehung verweigern, sie nur mit Abgeschmacktheiten und Kleinigkeiten weiden, ihnen nur erlauben sich mit dem Spiele, den Moden und dem Putze zu beschäftigen, ihnen Geschmack an thörichten Talenten einzuflößen, — zeigen wir ihnen da nicht unter der Larve der Ehrerbietung und der Ehrfurcht eine würklich große Verachtung?

Was für Früchte kann die Gesellschaft von der Erziehung erwarten, die man unter uns jungen Mädchen von höherem Stande giebt? Wie können eitle, zerstreute und oft sich mit strafbaren Ränken beschäftigte Mütter ihren Zöglingen Regeln der Weisheit, der Bescheidenheit, Sittsamkeit und Schaamhaftigkeit geben? Geben ihnen diese unsinnige Mütter Lektionen der Enthaltsamkeit, der Klugheit und der Haushaltungskunst? Keineswegs; sie entfernen sie von sich als lästige Zeugen ihrer eigenen Ausschweifung und Thorheit; die Erziehung ihrer Töchter wird den Klöstern oder so genannten Pensionen anvertrauet, die aller Erfahrung beraubt, von der Gesellschaft abgesondert, unwissend, leichtgläubig, abergläubisch und mit Kleinigkeiten und Vorurtheilen angefüllt sind. Ist das wohl ein Mittel Bürgerin-

gerinnen, Hausmütter, und Gattinnen zu ziehen, die im Stande sind die Achtung ihrer Männer zu verdienen und ihre Herzen auf immer zu fesseln?

Musik, oft nur ein Geklimpere, Tanzen, Putz, Stellung, französisch Plaudern — das ist es worauf sich die Erziehung einer jungen Person einschränkt, die in der großen Welt zu leben bestimmt ist. Ueber dies muß man die auffallenden Widersprüche, womit diese Erziehung begleitet ist, nicht unbemerkt lassen. Die Religion verbietet einem jungen Mädchen die Welt zu lieben und ihr gefallen zu suchen, während, von einer andern Seite seine Eltern es lehren oder von andern lehren lassen, daß das Gefallen der Welt überall die Hauptsache sey. Die Religion macht den Mädchen aus Enthaltsamkeit, Sittsamkeit, Schaamhaftigkeit und besonders aus Erhaltung ihrer Unschuld eine Ehre und eine Tugend, indem von der andern Seite Geschmack an Putz und Buhlerey, den man ihnen einflößt, sie anzureitzen und aufzufordern scheint, Zurückhaltung zu entsagen und sich dieser Unschuld zu entladen, die man ihnen als ihren größten Schatz und als die schönste Zierde ihres jugendlichen Alters dargestellt hat.

Auf Befehl und nach dem Willen der Eltern wird eine also erzogene und aller Erfahrung beraubte Tochter ohne Prüfung einem Manne in die Arme geworfen, der ihr gänzlich unbekannt ist, und dessen Tyranney, Gleichgültigkeit und böses Benehmen sie oft gar bald verleiten in Zerstreuung, Ausschweifung und Lastern wider ihre häusliche Verdrießlichkeiten Trost und Hülfe zu suchen.

So zwingen oft unmenschliche Eltern eine Tochter, die ihren Neigungen am meisten entgegengesetzte Verbindung einzugehen; sie wird als ein Schlachtopfer zum Altar geführt, und daselbst gezwungen, einem Manne eine unverbrüchliche Liebe zu schwören, für den sie keine Empfindung hat, den sie oft nicht einmal gesehen hat, ja selbst wohl verabscheut. Sie wird in die Gewalt eines Herrn gegeben, der vergnügt, einen Augenblick ihre Person zu besitzen und ihren Brautschatz zu genießen, ihr zuwider handelt, sie nicht achtet, sich durch schlechte Aufführung verhaßt macht, und welcher sehr oft nach seinem Beyspiele und seiner Härte, sie zum Bösen, als einem Mittel sich an den Despoten, der der Schiedsrichter ihres Looses geworden ist, zu rächen, antreibt. Hymen, der Gott der Liebe, bietet ihr keine Annehmlichkeiten dar; er zeigt ihr bloß Ketten vor, welche die Religion in katholischen Staaten unzerstörbar gemacht hat, und welche die Trägerin mit ihren Thränen benetzt, wenn sie nicht auf Kosten ihrer Tugend sie durch ihre Ausschweifungen lindert. Grausame Eltern! seyd ihr es nicht selbst, da ihr euch schändlich durch einen niederträchtigen stinkenden Geitz oder närrischen Hochmuth habt leiten lassen — die eure Töchter, die ihr glücklich zu machen verpflichtet seyd, zwingen, Verbrechen zu begehn oder ihr ganzes Leben in Verzweifelung zuzubringen? Ihr, die ihr bey Schließung der Ehre eure närrische Eitelkeit oder euren schändlichen Geitz zu Rathe zieht, wollt ihr denn auf die Glückseligkeit eurer Kinder niemals ein Auge werfen?

Achtung, Schätzung, Bestreben zu gefallen sind zur Glückseligkeit der Ehegatten nothwendiger als die

die Liebe. Allein Achtung kann nur auf Eigenschaften des Geistes und des Herzens gegründet werden; diese sind es, die der Ehe eine beständige Heiterkeit verschaffen können. Liebe ist eine zarte Blume, die ein kleines Lüftgen entblättern kann. Achtung ist ein tief eingewurzelter Baum, der dem Ungewitter widersteht. Wenn der wilde oder unbesonnene Mensch in der ehelichen Verbindung nur den viehischen Genuß einiger vorübergehenden Vergnügungen sieht; so will hingegen der vernünftige Mensch, unabhängig von jenem Genusse, bey seinem geliebten Gegenstande, dauerhafte Vergnügungen antreffen, welche die bloß augenblicklichen übertreffen. Er wird also bey der Wahl einer Gattin mehr die Eigenschaften des Herzens, als die flüchtigen Reitze, die so viele Dinge rauben kann, zu Rathe ziehen. Die Jahre verschonen die Schönheit nicht, aber sie halten die Tugend in Ehren, die ihre Verwüstungen überlebt.

Was für ein Urtheil soll man über die ausschweifenden Maximen fällen, die bey verdorbenen Nationen, bey welchen die Verletzung der ehelichen Treue für eine Kleinigkeit gehalten wird, fest gegründet zu seyn scheinen? Besteht ihre Würkung nicht in einer völligen Zernichtung aller Achtung, alles Zutrauens, aller Freundschaft unter Wesen, die zusammen zu leben bestimmt sind? Was für eine auffallende Beschimpfung ist es nicht für eine vernünftige Frau, wenn sich jemand untersteht sie unverschämter Weise um ihre Liebe und Gunst anzuflehen! Der Amante oder Geliebte, den sie sich freuet bisweilen zu ihren Knieen liegend zu sehen — scheint sie der nicht aufzufordern, mit einemmale die Glückseligkeit ihres

ganzen Lebens seiner Eitelkeit und seiner vorübergehenden Phantasie aufzuopfern? Heißt das eine Frau lieben, wenn man ihr sagt: „Um meinen Sieg zu beehren, um mir einige augenblickliche Vergnügungen zu verschaffen, verlieren Sie auf immer die Achtung und Zuneigung eines Ehegatten, von welchen Ihre tägliche Glückseligkeit abhängt: aus Gefälligkeit für mich machen Sie sich in den Augen eines Mannes, dessen Achtung sie zu behalten, das größte Interesse haben, verhaßt und verächtlich. Trotzen Sie der öffentlichen Meynung, die, so verdorben sie auch ist, dennoch nicht ermangeln wird, Sie anzuschwärzen und Ihre Schwachheit zu verspotten. Vertrauen Sie eigennützigen Bedienten Ihre strafbaren Ränke und machen sie sie zu Ihren Herren, indem Sie sie zu Inhaber ihrer schändlichen Geheimnisse gemacht haben."

Das sind indessen die Würkungen der Verletzung der ehelichen Treue. Wie hat sich die Meynung in einem so hohen Grade verschlimmern können, daß man das für ein leichtes Verbrechen hält, das hinreichend ist die Glückseligkeit einer ganzen Familie ohne Wiederkehr zu vernichten, die sanftesten Bande zu zerreißen, aus der Ehe ein unerträgliches Joch zu machen, die Nachkommenschaft durch Beyspiele zu verderben, die geschickt sind, sie zu reitzen alle Tugend und Anständigkeit zu verachten? Da sieht man, daß die Quelle selbst, die dem Vaterlande Bürger verschaffen sollte, angesteckt ist und ihm nur verdorbene Menschen liefern kann. Bey alle dem sind dergleichen Unordnungen autorisirt und durch das Betragen der Großen veredelt. Bey einigen

Vol-

Völkern geht das Verderbniß so weit, daß sie die eheliche Zärtlichkeit für eine unedele, verachtungswürdige Sache halten, die sich nur für Leute schickt, die den Weltton (mauvais ton) nicht verstehen. Ehegatten von einem gewissen Ansehn oder Range würden erröthen, wenn sie einige Zuneigung gegen einander beweisen sollten. Eine Frau scheint nicht für ihren Mann zu seyn, sondern einem jeden anzugehören, der sie zu erobern Lust hat. Was soll man von Ländern denken, in welchen die Verkehrtheit so groß ist, daß der Mann zu den Unordnungen seines Weibes oft seine Einwilligung giebt, und selbige als ein Mittel zu seinem Fortkommen betrachtet! Was für Begriffe von Ehre kann ein Volk haben, bey dem eine freywillige Ehrlosigkeit nichts entehrendes hat!

Die Unordnung der Sitten, die Ausschweifung, Bulerey oder was man Galanterie nennt, sind nothwendige Folgen der Unwissenheit, der Leichtsinnigkeit, der Zerstreuung und insonderheit des Müssiggangs worin Männer und Weiber gefallen sind. Die Weiber sind bestimmt sich mit der häuslichen Oekonomie und der Erziehung der Kinder zu beschäftigen. Statt, daß sie sich der verderblichen Leidenschaft zum Spiele überlassen, einer Zerstreuung, wo ihre Tugend immerwährenden Gefahren unterworfen ist, aussetzen, flöße man ihnen bey guter Zeit Tugenden ein, die zur Grundlage ihrer künftigen Glückseligkeit dienen, und lasse sie die Feinheit ihres Geistes, die sie von der Natur empfangen haben, cultiviren. Alsdenn werden sie nicht mehr gezwungen seyn, das unermeßliche Leere, das gemeiniglich die Erziehung in ihrer Seele läßt, mit Kleinigkeiten oder

strafbaren Ränken auszufüllen. Die mit Vernunft und Weisheit geschmückten Reitze, werden nicht weniger liebenswürdig und viel ehrwürdiger seyn.

Wie vielen und mannichfaltigen Gefahren ist nicht ein Mädchen von geringem Stande unter einer nachlässigen Regierung und bey dem Mangel der Erziehung, und zwar besonders in großen Städten, welche gemeiniglich der Aufenthalt der durch Laster verdorbenen Menschen zu seyn pflegen, ausgesetzt! Sobald ihm die Natur nur einige Reize geschenkt hat, so scheint es einem reichen Wollüstling zum Opfer und hernach zum Hurenleben bestimmt zu seyn. Dürftigkeit, Faulheit, Eitelkeit, Beyspiel, alle Gespräche, die es hört, reitzen es in der Ausschweifung ein bequemeres Auskommen zu suchen, als es sich durch seiner Hände Arbeit verschaffen würde. Ohne Grundsätze und ohne Gefühl von Anständigkeit und Ehre befindet es sich ohne alle Vertheidigung unter einem Haufen Verführer, die sich zu seinem Untergange verschworen haben. Statt bey seinen Eltern Hülfe wider die Verführung zu finden, verkaufen diese oft selbst, um sich aus dem Elende zu ziehen, einem reichen oder mächtigen Wollüstling die Reize ihrer Tochter, der, nachdem er seinen Begierden geniget hat, sie der Schande überläßt und in die traurige Nothwendigkeit setzt, in ihrem unordentlichen Leben zu beharren. Wie sehr muß nicht die Ausschweifung die Meynung verderben und das Herz verhärten, wenn man so viele Leute über die ehrlosen Siege der verführten, unglücklich und auf immer verächtlich gemachten Unschuld frohlocken sieht! Was kann man sich für Begriffe von Gesetzen machen,

chen, welche diese Verführer, die so grausam sind als die entschlossensten Meuchelmörder, unbestraft lassen? Giebt es ein Verbrechen, das jedes Menschengefühl mehr aufbringen muß, als das Verbrechen desjenigen, der mit fröhlichem Herzen die Unschuld in Schmach, Schande und Unglück stürzt? Endlich, giebt es wohl ein abgeschmackteres und grausameres Vorurtheil, als dasjenige, das so viele schwache Geschöpfe zur immerwährenden Ehrlosigkeit verdammt, während daß die Urheber ihrer Vergehungen sich unterstehen, sich ihrer verhaßten Triumphe öffentlich zu berühmen?

Die Frauenzimmer, von welchem Stande sie seyn mögen, sehen sich immer grausam bestraft, wenn sie nicht in ihrer Jugend den Grund zu ihrem künftigen Glücke gelegt haben. Die in ihrem Frühlinge am meisten Angebeteten sind gemeiniglich in ihrem Herbste und ihrem Alter am meisten zu beklagen. Für die Gesellschaft unnütz, sich selbst überlassen, der Schmeicheleyen und der Huldigungen, an welche sich ihre Eitelkeit gewöhnt hatte, entzogen, fallen sie gewöhnlich in finstere Schwermuth. Die mißmuthige und verdrießliche Andacht ist oft das einzige Mittel, das ihnen überbleibt noch einige Rolle in der Welt zu spielen. Gallsucht und Eigensinn treten an die Stelle der Zerstreuung, der Freude und der Vergnügungen. Sich selbst und der Gesellschaft zur Last, opfern sie Gott die Stunden ihrer Muse, die sie auf eine angenehmere Art nicht mehr verbringen können.

Plato will, daß die Frauenzimmer an der Regierung des Staats und selbst an der Anführung der Truppen, gleich den Männern, Antheil nehmen sollen; aber er will auch, daß sie eben so wie diese erzogen werden *). Zahlreiche Beyspiele beweisen allerdings, daß Weiber bisweilen Reiche und Staaten mit Weisheit und Ruhm regiert haben. Aber ach! was würde aus den Völkern werden, wenn sie nach den Launen leichtsinniger, thörichter und sittenloser Weiber, dergleichen sich bey den verderbten Nationen eine sehr große Anzahl findet, regiert werden sollten! Wenn Weiber von diesem Schlage Ansehn haben, so säumen sie nicht, den Staat zu seinem Untergang zu führen.

Der den Absichten der Natur und dem Interesse des Staats so sehr zuwiderlaufende Cölibat ist eine Folge des **Luxus, der Eitelkeit** und der Thorheit, womit die Weiber überall angefüllt werden. Hätte nicht ein Mann alles zu besorgen, wenn er sein Schicksal mit dem Schicksale einer Person vereinigen wollte, die alles sich verschwört, sie zum Müßiggange, zur Zerstreuung zu verleiten, und also eine Familie der Oekonomie, der Sparsamkeit und von sehr zer-

*) Plutarch erzählt, daß Thelesilla, ein Frauenzimmer aus einer berühmten Familie, da sie sich sehr schwächlich und krank befunden, das Orakel des Apollo gefragt, der ihr zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit gerathen, sich den Musen zu widmen, und daß sie durch Befolgung dieses Raths Kräfte, Talente erhalten, und sich durch ihren Geist und Tapferkeit ausgezeichnet habe.

zerbrechlicher Tugend ist? Unter den Augen aufmerksamer und vernünftiger Mütter anständig erzogene Töchter, würden Männer zur Ehe reitzen, und diese würden mithin durch ihre Intriguen und Verführungen die Ruhe der Familien weniger stören. Bey einer sittenlosen Nation fürchten sich die Männer Verbindungen zu knüpfen, die zu zerreißen Religion und Gesetz auf immer verbieten. Sie finden in der Ausschweifung abwechselnde Hülfsmittel, die sie den einförmigen und gesetzmäßigen Vergnügungen, die ihnen die Ehe verschaffen kann, vorziehen. Eine Gesetzgebung, die so vernünftig wäre, daß sie die Ehescheidung erlaubte, würde das gemeine Verderben großentheils verbessern. Sie würde den Ehegatten mehr Enthaltsamkeit einflößen, oder doch wenigstens verhindern, daß die Ehe nicht das ganze Leben hindurch die unerschöpfliche Quelle ihres häuslichen Elendes wäre.

Durch das in vielen europäischen Staaten eingeführte unauflößliche Band der Ehe scheinen sich Religion und Politik vorgesetzt zu haben, die Wohlfarth und Glückseligkeit der Bürger in der Quelle selbst zu vergiften. Ist etwas ungereimter, ungerechter und tyrannischer, als zwey Ehegatten, die sich hassen, verachten, von Tage zu Tage sich gegeneinander unausstehlicher werden, zu zwingen, mit einander in Erbitterung zu leben, ohne ihnen ein anderes Ziel ihres Elendes als den Tod zu lassen? Verfassungen, die so vernunftwidrig sind, müssen das Verderbniß der Sitten mit sich schleppen. „Nichts," sagt Sophocles, „ist kälter, als die Umarmung einer Frau ohne Schaam." Was für

Glück-

Glückseligkeit bleibt Menschen übrig, die sich wechselseitig fliehen, und für welche ihr Haus das abscheulichste Gefängniß ist?

Man sieht demnach, daß die Gebräuche, Gesetze, Verfassungen, statt die Bürger weiser und glücklicher zu machen, nur sehr oft dazu beytragen, sie unsinnig und elend zu machen. Durch Luxus, Eitelkeit und Leidenschaft für Vergnügungen werden ihre Thorheiten und Elend noch vergrößert und vervielfältiget. In Ländern, wo die Köpfe so beschaffen sind, dringt die Pest des Lasters von allen Seiten ein. Alles reitzet zur Ausschweifung und Verderbniß an. Was für nachtheilige Würkungen müssen nicht die Schauspiele, in welchen sich alles beeifert verliebte Leidenschaften aufzuwecken oder zu erhalten, auf Weiber und Mädchen thun? Sie sind oft in der That für sie die unversiegende Quelle aller ihrer Bekümmernisse und Traurigkeit? Was für Verwüstungen müssen nicht die verführerischen Gemälde der Liebe und strafbarer Ränke, welche ihnen die Schaubühne so oft darstellt, in ihrer lebhaften Einbildungskraft anrichten? Darf man sich wundern, bey einem Geschlechte, für welches Komödie, Romane, und andere Thorheiten die einzige Beschäftigung sind, und die bey ihrem Müßiggange immer von Anfällen der Wollust angegriffen werden, so viel Zerbrechlichkeit anzutreffen? Muß sich nicht die vernünftige Moral mit der Religion vereinigen, Schauspiele zu verdammen, in welchen alles nur darauf hinausläuft, Herz und Kopf zu verführen, zu entkräften und zu verderben? Was soll man von Regierungen denken, welche nicht nur dulden, sondern öffent-

öffentlich ihren Schutz und Protektion einem Zeitvertreibe ertheilen, der offenbar für die Jugend eine Schule des Lasters, der dazu bestimmt und berechtigt ist, die Leidenschaften zu erregen, der eine Klippe ist, wo die, durch Augen und Ohren angefallene, durch Maximen einer schlüpfrigen Moral, durch Musik und freche Tänze, entzündete Unschuld immerwährenden Schiffbrüchen ausgesetzt ist *)?

Täglich sagt man, daß das durch Geschmack und Anständigkeit gereinigte Theater, in unsern Zeiten, eine Schule der Sitten geworden sey. Ist es nicht genug die Augen zu öfnen, um sich von diesem Irrthume zu befreyen? Ist nicht der Gegenstand der meisten und vorzüglich geschätzten Schauspiele ein Gemälde verliebter Ränke, Laster, die man sich liebenswürdig zu machen bestrebt, Unordnungen, die so vorgestellt sind, daß sie eine unbedachtsame Jugend verführen, und Schelmereyen, woraus sie tausenderley Mittel, Böses zu thun, erlernen kann? Wird nicht das Lächerliche, das bestimmt ist, die Menschen von ihren Ausschweifungen zu heilen, sehr oft auf Rechtschaffenheit, Unschuld, Vernunft, ja selbst Tugend geworfen, gegen welche alles die tiefste Ehrfurcht einflößen sollte? Kann man überhaupt mit gutem Gewissen behaupten, daß so viele Müßiggänger, die täglich in die Komödie gehen, — die wenig aufmerksam auf das Stück selbst, von einer Loge zur andern und von einem Platze zum andern den Syrenen nachgehen, die mit ihren Reizen Han-

*) S. Boileau Satyre des femmes.

Handel treiben, und die alles aufbieten, die in ihre Schlingen zu ziehen, deren Begierden sie erregt haben, — kann man, sage ich, behaupten, daß diese Leute nur in das Schauspiel gehen, um daselbst Lehren der Weisheit zu hören? Kann eine Gattin, nachdem sie die eheliche Zärtlichkeit lächerlich machen gesehn hat, wie dies in so vielen Schauspielen geschieht, wohl bey sich zu Hause von den Pflichten ihres Standes und den Gesinnungen, die sie ihrem Ehegatten schuldig ist, durchdrungen seyn? Was für Eindrücke können nicht die verführerischen Beyspiele, womit so viele Schauspiele angefüllt sind, auf ein unerfahrnes und zärtliches Herz haben, bey deren Aufführung die Eltern selbst die Narrheit besitzen, sie mitzunehmen? Wie vielen Klippen ist nicht ein gefühlvolles Herz durch die Unvorsichtigkeit derer ausgesetzt, die sie vor Gefahren bewahren sollten?

Soll das Schauspiel den Sitten würklich nützlich seyn, so muß es das Laster nur in Begleitung der Schande und der Verachtung darstellen. In aller Scheußlichkeit stelle sie das Spiel, die Lüderlichkeit, die Intrigue, die Galanterie, die Treulosigkeit, die Heucheley, die falsche Freundschaft, die Verläumdung, dar; ihre Satyre gebrauche sie gegen Eitelkeit, Unbesonnenheit, Thorheit, Abgeschmacktheit und die epidemischen dummen, albernen Reden, Possen und Streichen, wodurch sich so viele unbedachtsame Geschöpfe, ohne daran zu denken, höchst unglücklich machen. Statt verliebter Helden, die nur zu oft auf der Schaubühne vorkommen, zeige das edele, erhabene und rührende Trauerspiel,

den

den Beherrschern der Erde und den Großen von denen sie umgeben sind und deren Rath sie hören, die fürchterlichen Würkungen der Tyranney, der Ungerechtigkeit, des Ehrgeizes und der Schwärmerey. Es lege ihnen das Gemälde der Verwüstungen und der blutigen Empörungen vor Augen, welche die Leidenschaften der Könige zu allen Zeiten bewürkt haben. Es flöße ihnen einen heilsamen Schauder gegen Verbrechen ein, wodurch die Völker oft zur Verzweiflung gebracht sind; es lehre sie das Elend der Menschen mitzufühlen, indem es ihnen das Unglück vorhält, dem oft die Souveräne selbst unterworfen sind. Wenn bey den freyen Griechen die Tragödie den Endzweck gehabt zu haben scheint, den Bürgern Haß gegen die Tyranney und Liebe zur Freyheit einzuflößen; so muß jezt noch ihr Endzweck seyn, Souveränen und Unterthanen die Furcht gegen diese nämliche Tyranney und Liebe zur Freyheit, die zu ihrer gegenseitigen Sicherheit so höchst nothwendig ist, einzuflößen.

Viele berühmte und den Völkern werthe Schriftsteller haben den wahren Endzweck der dramatischen Kunst ohne Zweifel sehr gut gekannt. Ihre Talente werden auf immer den Beyfall und die Dankbarkeit der Völker verdienen; aber viele andere, die sich eifrig bemüheten, einen vorübergehenden Beyfall einzuerndten, haben niederträchtiger Weise den herrschenden Lastern geschmeichelt, sich nach dem verdorbenen Geschmack eines thörichten und verdorbenen Jahrhunderts bequemt, und der Eitelkeit der Weiber zu fröhnen gesucht, indem sie ihnen immer und ewig die Würkungen der Gewalt vor Augen gelegt, welche

ihre Reitze auf die Herzen ausüben. Statt also an der Verbesserung der Sitten zu arbeiten, haben diese Schriftsteller größtentheils nur schädliche Leidenschaften ausgeschmückt, und gefährlichen Thorheiten, die der Glückseligkeit der Weiber eben so sehr als der Wohlfarth der Gesellschaft zuwider sind — Nahrung und Vorschub gegeben, da vielmehr sich alles hätte vereinigen sollen, sie zu reitzen, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, die, ohne sie weniger liebenswürdig zu machen, sie angesehener und glücklicher machen würde.

Bezauberndes Geschlecht! — welches die Natur gebildet hat, die sanfteste und angenehmste Herrschaft zu üben — erkenne endlich den Werth der Vernunft, — erkenne die Gewalt der Wahrheit; leihe ihnen deine einnehmende Stimme, damit sie die Sterblichen überreden und an sich ziehen. Achtet euch selbst, damit ihr ihnen die euch gebührende Achtung einflößt. Verlasset die Zierrathen, den Flitterstaat und alle die Thorheiten, die eine betrügerische Erziehung euch als wichtige Dinge eingeschmeichelt hat. Cultivirt den feinen Scharfsinn und die lebhafte Einbildungskraft, die euch die Natur gegeben. Euer gefühlvolles Herz erwärme sich für die zu eurer dauerhaften Glückseligkeit nothwendige Tugenden. Macht euch durch eure Weisheit und eure Sitten so schätzbar, als ihr es uns durch eure Reitze seyd. Euer Blick setze die Unverschämtheit und Abgeschmacktheit in Verwirrung; eure Verachtung bestrafe Hochmuth, Unwissenheit und Laster; ziehet das bescheidene Verdienst hervor, und belohnt die Rechtschaffenheit. Traget durch euer Beyspiel zur Verbesserung dieser tho-

thörichten und müßigen Geschöpfe bey, welche die Gesellschaft belästigen. Gebt sie dem Vaterlande wieder, führt sie auf die Bahn der Tugend. Alsdann werdet ihr viel sicherer herrschen als mit eitlen Zierrathen, Galanterien, Ränken, die euch selbst in den Augen derer verächtlich machen, die sich eure Sklaven nennen. Alsdann werdet ihr nicht mehr betrogen werden und Schlachtopfer dieser Treulosen seyn, die nur vor euch niederknieen um euch in Ketten zu legen, eure Glückseligkeit und euren guten Namen ihrer Eitelkeit, die sie sich euch als wahre Liebe anzubieten unterstehen, aufzuopfern. Ihr werdet diese feile und nichtswürdige Verführer, die oft nur das Recht euch zu tyrannisiren und zu erniedrigen erlangen wollen, nicht mehr hören. Geliebt und geehrt, werdet ihr in der Gesellschaft eine viel schmeichelhaftere Achtung genießen, als die ist, die euch die Eroberung so vieler leichtsinniger Menschen, auf deren Beständigkeit zu rechnen, euch alles verbietet, verschaffen würde. Endlich werdet ihr in euch selbst eine unerschütterliche Glückseligkeit besitzen, welche die Tugend allein verschaft und deren Stelle weder rauschende Vergnügungen, noch Zerstreuung noch eitles Gepränge, noch Laster ersetzen können.

Zwanzigstes Hauptstück.

Von der häußlichen Glückseligkeit oder der Glückseligkeit des Privatlebens.

Eine jede politische Gesellschaft ist ein Haufen vieler besonderer Gesellschaften. Mehrere Familien zusammengenommen formiren eine große Familie, die man eine Nation nennt. Die große allgemeine Gesellschaft ist nur glücklich, wenn die besondern Gesellschaften, woraus sie besteht, unter sich einig auf einen gemeinschaftlichen Zweck losarbeiten, und die Vortheile genießen, woraus die Glückseligkeit entspringt. So schlimm und verderbt auch im allgemeinen genommen die Sitten seyn mögen; so ist doch jeder Bürger, jede Familie, jede Gesellschaft nicht weniger dabey interessirt die Tugend zu üben. Diejenigen, welche in der allgemeinen Verkehrtheit Gründe zu suchen vermeinen, ihre eigene Unordnungen zu rechtfertigen — räsonniren eben so richtig, als diejenigen, welche bey einer Feuersbrunst, von der sie ihr Hauß befreyt sehen, es mit Fröhlichkeit selbst in Brand stecken um sich in dem Unglücke ihrer Mitbürger mit einzuhüllen, oder als diejenigen die sich selbst mit der Pest anzustecken suchen, woran sie alle ihre Nachbaren dahin sterben sehen.

Je

Je verderbter eine Nation ist, desto mehr Vorsicht wird der vernünftige Bürger gebrauchen, sich gegen die gemeine Seuche zu verwahren. Da es ihm unmöglich ist dem Uebel seines Vaterlandes abzuhelfen, so wird er suchen sich wenigstens eine häußliche Glückseligkeit zu verschaffen, die ihm Stärke geben wird, das gemeine Elend zu ertragen. Unter einer schlechten Regierung ist es sehr schwer allgemeine Tugenden zu üben. Der ehrliche Mann, der gezwungen ist, sich in der Entfernung zu halten, ist offenbar sehr interessirt die Tugenden zu üben, die nothwendig sind, sich die Achtung, Zuneigung und Hülfe derer zu erwerben, von welchen er unmittelbar umgeben ist. Er fühlt es also sehr stark, daß es sein eigener Vortheil ist, sich als einen zärtlichen und treuen Ehegatten, liebreichen und wachsamen Vater, billigen nachsichtsvollen und gütigen Herrn, aufrichtigen Freund u. s. w. zu beweisen. Ueberhaupt wird jeder Mensch, der über den Zweck aller seiner Handlungen nachdenkt, ohne Mühe gewahr werden, daß um glücklich und mit sich selbst zufrieden zu seyn, er sich mit der Wohlfarth und Glückseligkeit derer, die ihn umgeben, beschäftigen muß.

Nach diesen Grundsätzen wird es sehr leicht seyn in allen Lagen und Zufällen unsers Lebens unsere Pflichten zu entdecken, und die Gründe gewahr zu werden, die wir haben, sie zu erfüllen. Die Ehre ist die erste aller Gesellschaften. Sie ist es, die nach ihrer Natur am meisten geradezu auf die Glückseligkeit des Menschen Einfluß hat. Er vereinigt sich mit einem Weibe in der Absicht eine großere Glückseligkeit zu genießen, als die er sich, wenn er allein

lebt, versprechen kann. Ohne des natürlichen Bedürfnisses der Fortpflanzung zu erwähnen, hofft er in seiner Gefährtin eine zärtliche Freundin zu finden, deren Eigenung immer mit dem Seinigen verbunden seyn wird, und die gewiss ist die Vergnügungen und Mühseligkeiten dieses Lebens mit ihm zu theilen. Achtung und Freundschaft, sind, wie oben gesagt ist, zur Glückseligkeit der Ehegatten viel nothwendiger als die Liebe. Giebt es etwas festeres als diese glückliche Sympathie, diese wechselseitige Nachsicht, diese sanfte Tröstungen, welche bey zweyen schon durch das Band des Vergnügens vereinigte Wesen zusammenschmelzen, sich stärken und sich wechselseitig durch die immerwährende Begierde zu gefallen, unterstützen? Achtung gebiert Liebe, und Liebe Achtung.

Der Besitz eines liebenswürdigen oder tugendhaften Weibes ist ohne Zweifel das angenehmste aller Güter. Es ist ein empfindliches Wesen, das immerdar die Glückseligkeit, die es uns giebt, und welche es von uns empfängt, mit uns theilt. Giebt es auf Erden eine reinere Glückseligkeit als diejenige, welche der beständige Umgang zweyer glücklich vereinigter Ehegatten gewähret, die in ihren Augen die Empfindung einer aufrichtigen Liebe, Heiterkeit, Zärtlichkeit, Freundschaft, die sichere Miene des Vertrauens, die sanfte Sorge und den Eifer zu gefallen, wechselseitig lesen? Wenn sich auch in der Mitte dieser bezaubernden Ruhe und Heiterkeit eine Wolke zusammenzieht; so wird sie doch gar bald durch die Achtung und Liebe wiederum zerstreuet.

Das

Das sind Annehmlichkeiten, welche sich der vernünftige Mensch bey der ehelichen Verbindung versprechen muß. Vergeblich würde man sie von dem Gelde erwarten, welches gar oft die, welche es besitzen, nur berauscht und verdirbt. In den durch eine tugendhafte Erziehung eingeflößten Gesinnungen und in der Vernunft kann man die Bewegungsgründe einer dauerhaften Zuneigung finden. Für diese Gatten bey deren Verbindung der Eigennutz allein den Vorzug gehabt hat, ist sie nicht gemacht, so wenig wie für diese thörichte Flattergeister, die die Glückseligkeit nur in rauschenden Vergnügungen sehen, und für diejenigen verkehrten Eheleute welche das Laster vereuneinigt, und sie sich unter einander unerträglich macht. Für durch den Luxus verderbene Menschen, welche sich nur verheurathen um neue Mittel zu bekommen, ihre Eitelkeit, ihre Thorheit und ihre Ausschweifungen zu vergnügen, scheint eine solche Ehe ein Roman, ein Hirngespinst, ein unmögliches Ding zu seyn.

Glücklicher Mittelstand! in deinem Schooße findet man oft glückliche Ehegatten. Da sieht man noch an der Seite einer tugendhaften Gattin einen munitern und arbeitsamen Vater für die Mühe und Sorgfalt seiner Familie belohnt. Da ist es wo man mit ehrerbietigen und zärtlichen Kindern umringte wohlthätige Eltern ihre so gerechte Gewalt, die ihnen ihre Güteigkeit und Sorgfalt giebt, ausüben sieht. Hier findet man sorgfältig erzogene Kinder, die gelernt haben Stützen des Alters derer zu werden, die ihnen das Leben gegeben haben. Da sieht man eine Tochter unter den Flügeln einer tugend-

haften Mutter, die Lehren einer Haußmutter lernen und sich mit der Glückseligkeit des Gatten beschäftigen, den ihr das Schicksal bestimmt hat. Da wird man überhaupt gewahr, daß ein geschäftiges weises Leben die Menschen von lasterhaften Ideen oder rauschenden Veranlaßungen abwendet, die nur zu oft die Klippen der Unschuld und der häußlichen Glückseligkeit sind.

Wie viele Beweggründe hat nicht ein Vater seine Kinder zu lieben und ihnen Geschmack an Tugend einzuflößen! Er sieht in ihnen sein Werk; indem er ihnen das Leben gab, vervielfältigte er sich selbst; er machte sich Freunde, künftige Mithelfer seiner eigenen Glückseligkeit, Wesen, deren Nutzen mit dem seinigen unabänderlich verbunden ist, Unterthanen und Gesellschafter, die sich innigst bestreben ihm zu gefallen. Ueberhaupt sieht er in ihnen sein anderes Selbst, die bestimmt sind sein Andenken und seinen Namen auf die Nachkommenschaft zu bringen. Aber diese Hofnungen sind leere Täuschungen wenn der Vater nicht durch seine Erziehung in den Herzen der Kinder die Gesinnungen saet, wovon er die Früchte zu erndten hoft. Ungerechte und verkehrte Eltern können bloß Kinder ziehen, die ihnen ähnlich sind, in welchen sie versteckte und verborgene Neider finden, die ihnen ihr Leben verbittern und nur dazu dienen die Last der Bekümmernisse und Verdrießlichkeiten des Alters zu verdoppeln.

Wenn es so wenige folgsame und weise Kinder giebt; so rührt solches daher, weil so wenige Eltern vernünftig und tugendhaft sind. Es bedarf ehrbarer

rer Sitten, würdiger Beyspiele, gerechte und durch Sanftmuth gemäßigte Gewalt um ehrerbietige und mit Zuneigung erfüllte Kinder zu bilden. Väter und Mütter, wenn ihr wollt Kinder ziehen, die dereinst eure aufrichtige Freunde, euer Trost und eure Stütze im Alter seyn sollen, so zeigt ihnen Tugenden; übet frühzeitig das Gefühl ihres Herzens; drückt sie an eure Herzen; laßt sie den Vortheil, den sie haben, sich nach eurem Willen zu bequemen, zärtlich fühlen; bestraft sie mit Gerechtigkeit; habt Nachsicht gegen ihre Schwachheiten und beweiset euch nur strenge gegen solche Unordnungen, die euch eines Tages vorwerfen möchten, ihnen zu viel nachgesehn zu haben. Erinnert euch, daß ihr nur mit Hülfe der Billigkeit und Gütigkeit ihnen euer Ansehn und Gewalt erträglich macht; nur wenn ihr die Vernunft eurer Kinder entwickelt, macht ihr, daß sie vergessen, daß ihr ihre Herren seyd und daß sie euer Joch liebreich und mit Freuden ertragen.

Man nimmt gemeiniglich wahr, daß die Zuneigung der Väter für ihre Kinder viel zärtlicher ist, als die Zuneigung der Kinder gegen die Väter. Aber ein sehr geringes Nachdenken reicht hin diese Erscheinung zu erklären. Ein Vater ist immer der Wohlthäter und der Herr seines Sohns, und der Abhängende kann die Gewalt nur lieben, wenn sie durch Gütigkeit versüsset wird.

Zärtlichkeit und Sorgfalt der Eltern können also allein Dankbarkeit in den Kindern erzeugen. Alsdann wird sich ein gut gebehrner Sohn bey dem Anblicke des Urhebers seiner Tage erweichen. Alles

erinnert ihn an das, was er dem schuldig ist, der seiner Kindheit zu Hülfe gekommen, seine Jugend geleitet, ihn zum schätzbaren Mitgliede der Gesellschaft gemacht, und ihm Talente und nothwendige Mittel verliehen hat, sich der Langeweile und den Lastern zu entziehen, wovon er so viele Schlachtopfer vor sich sieht. Durchdrungen von diesen Vorstellungen, wird er der Trost im Alter eines Vaters seyn, den ihn alles als die Quelle seiner Glückseligkeit darstellt; emsig wird er für diejenigen sorgen, die ihn getragen und mit Güte die Unbequemlichkeiten seiner eigensinnigen und ungestümen Kindheit gelenkt hat. Wie viele Ansprüche behält nicht eine rechtschaffene Mutter über das Herz eines von der Natur gut gestimmten Sohns, die so zärtlich für seine Erhaltung und seine unschuldige Spiele gesorgt hat? Wo ist der unnatürliche Sohn, der die Thränen einer Mutter, oder die Schwächlichkeit eines Vaters, aus dessen Munde er die ersten Lehren der Weisheit gelernt hat, mit trockenen Augen ansehen kann?

Wenn Luxus, Zerstreuung, Sittenverderbniß endlich die nothwendigen und heiligen Bande zwischen Vätern und Kindern zerreißen, wenn diese gemeiniglich nur, als Fremde, gegen sich als Gleichgültige und Feinde untereinander leben; so darf man sich über die wenige Einigkeit, die man sehr oft zwischen den Mitgliedern einer Familie wahrnimmt, und über die fast ganz verkannten Bande des Bluts nicht wundern. Eine Familie ist gewöhnlich eine besondere Gesellschaft, die aus übelgesinnten, neidischen Leuten besteht, deren Interesse, statt sich zu ver-

vereinigen, immer sich gerade entgegenläuft, — die gezwungen sind, beständig die unbequemen Wirkungen ihrer Leidenschaften, ihrer Mängel, ihrer wechselseitigen Thorheiten zu fühlen, und die oft untereinander weniger Zuneigung gegen sich haben, als gegen Fremde, deren Mängel weniger bekannt oder besser verborgen sind.

Je verderbter eine Nation ist, desto mehr sollten sich die Mitglieder einander nähern und innniger verbinden, um gemeinschaftlich Hand in Hand an ihrer besondern Glückseligkeit zu arbeiten, um den Schlägen des Schicksals widerstehen zu können. Eine in Einigkeit lebende Familie beweist, daß sie aus ehrbaren und vernünftigen Menschen besteht. Unvernunft und Laster sind es, die Zwiespalt unter den Mitgliedern einer Gesellschaft erregen, deren Interesse es erfordert, sich auf das innigste zu verbinden. Ohne Billigkeit, ohne Nachsicht, ohne Begierde zu gefallen, ohne Achtung, können sich Menschen, welche das Schicksal neben einander gesellt hat, nicht erwehren sich wechselseitig zu verletzen. Diese Reizungen, die so nöthig sind, um mit allen unsern Mitmenschen vergnügt zu leben, werden es noch weit mehr bey Verwandten, welche eine öftere Zusammenkunft in den Stand setzt, sich unter einander viel näher zu sehen.

Das Unglück, das von mehrern Personen ertragen, erleichtert und unter sie vertheilt wird, ist viel geringer und leichter. In einer gut vereinigten Familie sind die Unglücklichen nicht ohne Hülfsmittel. Der Reiche hilft dem Armen, der Weise unterstützt

die andern mit seinem Rathe; der angesehene Mann steht dem geringern bey; alle sind zusammen ein Schild gegen die Anfälle des widrigen Schicksals. Die großen, reichen und mächtigen Menschen fühlen sehr wenig die Vortheile, die aus der Einigkeit der Familien entspringen; man trift sie nur im Mittelstande an. Die Menschen aus der gewöhnlichen Ordnung empfinden das Bedürfniß unter sich viel besser, als die von einer höhern Klasse. Eine glückliche Gewohnheit zeigt ihnen in ihren Verwandten, Freunde, welche ihnen die Natur gegeben hat, und derer sie nicht beraubt zu werden, ein Interesse haben.

Gewöhnlich haben Luxus, Reichthum und Ansehn die Würkung, daß sie das Herz verhärten. Der eitle Mensch hat gar kein Herz. Die größten Reichthümer reichen nicht hin die Verschwendungen zu bestreiten, die das eitle Gepränge in Bedürfnisse verwandelt. Der Hochmuth des Reichen entfärbt sich bey Erblickung armer Verwandten. Das Bedürfniß, sich sehen zu lassen, läßt ihm niemals etwas übrig; den närrischen und thörichten Vortheil, zu glänzen, zieht er dem Vergnügen vor, seinen Verwandten die Hand zu reichen; er opfert sie ohne Erbarmen Schmeichlern, unbekannten Schmarotzern und angeblichen Freunden auf, die ihn betrügen und um sein Vermögen bringen.

Täglich beklagt man sich über die Seltenheit wahrer Freunde. Aber wie soll man bey einem Volke, das aus eiteln, närrischen und lasterhaften Menschen besteht, die sich nur eines Vergnügens we-

wegen verbinden, die nur Leute bedürfen, die ihren Unordnungen Beyfall geben, die sich Freunde machen, ohne sich die Mühe zu geben, sie kennen zu lernen, die zu einer dauerhaften Verbindung wenig aufgelegt sind, — wie soll man da feste und dauerhafte Verbindungen finden? Die Großen und Reichen wollen bloß schimmern und glänzen; sie sind nur an ihre Eitelkeit geknüpft; sie verlangen bloß Leute, die ihnen fleißig aufwarten, niedrige Seelen, Schmeichler und Bewunderer ihres Geschmacks. Leute von diesem Schlage helfen ihnen ihr Vermögen verschulden, wovon sie einen vernünftigen Gebrauch zu machen unfähig sind. Die Bösen haben keine Freunde; sie haben nur Mitschuldige. Die Thoren haben keine Freunde; sie hängen sich nur an eigennützige Schurken, die ihre Narrheiten zu gebrauchen wissen. Menschen, die unfähig sind, Verdienst und Tugend zu fühlen und zu schätzen, können nur mit verachtungswerthen Leuten umgeben seyn, welche sie sogar selbst verachten, indem sie aus ihrer Narrheit ihren Nutzen zu ziehen wissen.

Wahre Freundschaft kann nur auf Verdienst, Talente und Tugend gegründet werden. Wenn es der aufrichtigen Freunde so wenige in der Welt giebt, so müssen wohl wenig Menschen werth seyn dergleichen zu haben, oder wenige den wahren Werth der Freundschaft kennen. Eine lasterhafte Nation verlangt nur angenehme, leichtsinnige Leute, welche die Zeit vertreiben können. Aber sind der heuchlerische Schmeichler, der Freund des Vermögens, der niederträchtige Schmarotzer, der Gefährte unserer Ausschweifungen, der lustige Spaßvogel, der Mensch

nach

nach der Mode, der süße Herr oder Muscadin, — sind das Geschöpfe, die im Stande sind uns in unsern Widerwärtigkeiten zu trösten, uns mit ihrem Rathe beizustehen, und in kritischen Umständen uns nützliche Dienste zu leisten? Man sieht nur so wenige Freunde, weil man die Thorheit hat, den geheiligten Namen der Freundschaft zu verunehren und zu schänden, indem man ihn einem Haufen Menschen giebt, die keine einzige Eigenschaft besitzen, die ihn zu verdienen nothwendig sind. In der gewöhnlichen Sprache ist ein Freund ein Mensch, den man oft sieht, und der bisweilen keine einzige Eigenschaft hat, die man schätzen muß.

Ihr beklagt euch über eure Freunde: ihr wundert euch, daß sie euch sogleich verlassen, sobald euch Ansehn, Gewalt oder Reichthum verläßt. Aber habt ihr denn würklich Freunde gehabt? Habt ihr welche zu haben verdient? Habt ihr euch die Mühe gegeben, das zu untersuchen, was um euch Menschen zusammenzog, an die ihr so freygebig den Namen Freunde verschwendet habt? Große der Erde, stolze und eitle Reiche, angenehme Wollüstlinge! seyd ihr wohl dazu gemacht, wahre Freunde zu haben? Habt ihr nicht thörichter Weise diesen ehrwürdigen Namen Schmeichlern, niederträchtigen Seelen und kriechenden Sklaven gegeben? Kehrt demnach in euch selbst zurück, und laßt euch Gerechtigkeit wiederfahren. Diejenigen, die ihr für eure Freunde nahmt, waren nur Freunde eures Ranges, eurer Gewalt, eurer prächtigen Gastmäler, und der verschiedenen Vergnügungen, die ihr ihnen verschaffen konntet. Aller dieser Dinge mit einemmale beraubt, seyd ihr in

ihren

ihren Augen nichts mehr. Ihr seyd zu Grunde gerichtet, eure wahre Glückseligkeit und die Wohlfarth eurer Kinder habt ihr verachtungswürdigen Menschen aufgeopfert, die euch durch ihre Kriechereyen, Niederträchtigkeiten und Schmeicheleyen, womit sie euch geweidet haben, reichlich die Verschwendungen bezahlt zu haben vermeynen, die ihr ihrentwegen gemacht habt, oder vielmehr die Thorheiten bezahlt zu haben glauben, die nur eure Eitelkeit zum Gegenstand hatten.

Jedermann gesteht die Seltenheit wahrer Freunde zu, demohnerachtet glaubt ein jeder eine Ausnahme von der Regel zu seyn, und unvergleichliche Freunde zu besitzen. Ohne Zweifel verblendet sie ihre Eigenliebe, die sie zu Schwärmern macht. Viele Menschen, die sich dergleichen in der Einbildung bestehende Freunde gemacht haben, in welchen sie alle die Wärme zu finden glauben, die sie wünschen, sind ganz erstaunt, wenn sie sehen, daß sie sich betrogen haben, und daß sie nur mit Eifersüchtigen, Neidern und Feinden umgeben gewesen sind.

Der Freund aller Welt ist keines Menschen Freund. Freundschaft ist eine ernsthafte und auf Nachdenken gegründete Empfindung, deren unbeständige und leichtsinnige Menschen nicht empfänglich sind. Ein wahrer Freund ist ein Schatz, der einzig und allein für den rechtschaffenen Mann bestimmt ist, der den Werth desselben kennt. Sein Freund ist nicht derjenige, der ihm schmeichelt oder die Zeit vertreibt, sondern der, welcher ihm einen guten Rath giebt, ihn stärkt, ihn über die Unglücksfälle

fälle des Lebens tröstet, der ihn seiner selbst wegen liebt, das heißt, seines Kopfs und seines Herzens wegen und nicht aus niederträchtigen Absichten oder einiger Vortheile wegen, die der Zufall alle Augenblicke rauben kann, und die er weit öfterer Menschen ohne Tugend und ohne Verdienst zuwirft, als solchen, die einen wahrhaften nützlichen Gebrauch davon zu machen wissen.

Für die kalte Brust der stolzen Größe, die ihr Hochmuth gemeiniglich fühlloß macht, ist die sanfte Wärme der Freundschaft nicht gemacht, so wenig wie für das durch Laster verderbene Herz oder die berauschte Einbildungskraft, die zu blinden Leidenschaften verleitet. Sie ist auch nicht für den Flattergeist, der nur Zeitvertreib sucht, oder den faden und thörichten Menschen, der nur von sich allein eingenommen, sich mit niemanden vereinigen kann, oder für zerstreute Kinder gemacht, welche Thorheit zusammen führt und die sich bey den geringsten Spielen erzürnen und trennen. Die aufrichtige und feste Freundschaft ist für den festen, gründlich denkenden und biedern Menschen gemacht, der in ihr Annehmlichkeiten und Vergnügungen findet, die den boßhaften und eiteln Dingern, womit der Wirbel der Welt angehäuft ist, unbekannt sind. Diese Freundschaft hilft ihm die Mühseligkeiten des Lebens ertragen; sie tröstet ihn wegen der Härte einer ungerechten Regierung; sie stärkt ihn wider die Schläge des widrigen Geschicks und entschädigt ihn wegen der Ungerechtigkeit der Menschen.

Es beweiset demnach alles, daß der ehrliche Mann, obgleich in der Mitte des Verderbnisses ge-

zwun-

zwungen sich in selbst einzuschließen — doch noch im Stande ist eine Menge Vergnügungen, Vorzüge und dauerhafte Güter zu genießen, deren die unbedachtsamen Menschen und die Boshaften gänzlich beraubt sind. Er genießt in jedem Augenblicke die so sanfte Freude bey seiner Gattin, die sich bemüht ihm zu gefallen, bey seinen Kindern, die seinen Wünschen zuvorkommen, bey seinen Verwandten, bey einem getreuen und verschwiegenen Freund, den er zum Inhaber der Geheimnisse seines Herzens macht, — Trost und Zärtlichkeit zu finden. Für den Weisen ist alles Wonne und Genuß; der thörichte oder boshafte Mensch weiß nichts zu genießen.

Der gerechte und gefühlvolle Mann vernachlässigt auch nicht die Glückseligkeit seiner Knechte. Während der stolze Mensch die Seinigen durch seine Verachtung und Unmenschlichkeit herabwürdigt — der eitle Mensch sich ein Vergnügen daraus macht sie die Härte seiner Herrschaft fühlen zu lassen, und sie sich zu Feinden macht, achtet der Weise, der die Rechte der Menschheit kennt, seinen Nebenmenschen und sucht dem Unglücklichen die Ketten seiner Knechtschaft zu erleichtern. Er sieht in ihnen Menschen, die zu seiner Glückseligkeit nützlich sind, und keineswegs Sklaven, die er verachten oder übel begegnen könnte. Er behandelt sie also mit Sanftmuth, Nachsicht und Güte. Er weiß, daß ein treuer Diener ein Schatz für seinen Herrn ist, und daß Wohlwollen und Gütigkeit selbst auf die rohesten Gemüther ihre Rechte äußern. Wie viele Knechte haben nicht ihrem Herrn Beweise der Tapferkeit, der Seelengröße und des Edelmuths gegeben, wozu sich sehr vornehme Men-

schen unfähig finden würden! Ungerechtigkeit, Härte und Laster des Herrn sind es, die so viele schlechte Diener erzeugen. Man erniedrigt sie, man verdirbt sie durch eigenes Beispiel, und man wundert sich sie niederträchtig, verderbt, eigennützig und lasterhaft zu finden.

Ist irgend etwas mit der Glückseligkeit zu vergleichen, welche sich der rechtschaffene Mann, der Reichthum besitzt, alle Tage verschaffen kann? Zu welchen Vergnügungen ist er nicht geschickt und bestimmt, wenn Erziehung und Natur ihm ein wohlwollendes Herz gegeben haben? Kann ihm die Zerstreuung in den Städten wohl so reine Vergnügungen darbieten, als wenn er auf den von seinen Vätern ererbten Gütern, Ueberfluß, Industrie und Glückseligkeit verbreitet? Giebt es ein rührenderes Gemälde als einen Weisen zu sehen, der in den Besitzungen seiner Vorfahren mitten unter seinen Unterthanen lebt und den ein jeder als seinen Wohlthäter, als seinen Vater betrachtet, — der überall in den Augen der Witwe, des Dürftigen, des Unglücklichen, denen er seine Hand gereicht hat, Thränen der Freude wahrnimmt, — dessen Ohren alle Augenblicke von Segnungen und guten Wünschen seiner Unterthanen, die er in Wohlstand gesetzt hat, wiederhallen? Wird er wohl den andern Reichen und Großen, den verächtlichen Vorzug an einem Hofe Ränke zu machen, durch ein kindisches und thörichtes Gepränge zu glänzen, in der Vorkammer eines hochmüthigen Despoten, der allen Sklaven, von denen er umgeben ist, eine gleiche Verachtung beweiset, niederträchtig zu kriechen, im geringsten beneiden?

Was

Was kann der Glückseligkeit eines begüterten Weisen fehlen, wenn ihm noch seine Erziehung für sein ganzes Leben die Mittel gegeben hat, die Stunden, die ihm die Ausübung der Tugend übrig lassen, auf eine angenehme Weise durch das Studieren auszufüllen? Welche Ergötzlichkeiten können mit dem täglich sich erneuernden Vergnügen, in dem unermeßlichen Buche der Natur, das ihm mit jedem Schritte seine Neugierde interessirende würdige Schauspiele darstellt, zu lesen, verglichen werden? Was giebt es für eine angenehmere und mannichfaltigere Beschäftigung, als die ist, die einem geübten Kopf Betrachtungen über den Menschen, über die so mannichfaltige Auftritte der moralischen Welt und die Gemälde der Geschichte, darbieten? Wenn Müßiggang und Langeweile Quellen der Laster und Marter so vieler thörichten und verkehrten Wesen sind; so entgeht der Mann, der sich früh aus Denken gewöhnt hat, diesen beyden Tyrannen des Lebens nach Gefallen. Giebt es für ein Wesen dessen Gewissen einen unveränderlichen Frieden genießt, der alle Augenblicke mit Vergnügen in sich selbst zurückkehrt, der die Achtung und Zuneigung aller, die ihn umgeben, verdient zu haben, versichert ist, der ein Recht hat, sich selbst zu schätzen, und immer mit seinem Betragen zufrieden zu seyn, der sein ganzes Leben hindurch, Gründe findet in seinem eigenen Herzen die natürliche Zuneigung, die er gegen sich selbst hat, durch Ausübung einer Gerechtigkeit, einer Güte und eines beständigen Wohlwollens zu erwecken, giebt es für einen solchen Menschen verdrießliche, leere und beschwerliche Augenblicke? Diese glückliche Beschäftigungen führen ihn, da er

alle Augenblicke seines Lebens mit Lust schmeckt, der ruhig dem Ziel entgegen, das nur die Tugend allein unerschrocken betrachten kann.

Das sind die eben so reinen als dauerhaften Vergnügungen, welche aber so viele vom Glücke begünstigte Menschen, verkennen und verachten, die thörichter Weise ihre Glückseligkeit darin setzen, sich durch ihren Luxus, thörichtes Gepränge, närrischen Staat, hervorzuthun, welches doch alles unvermögend ist, die Glückseligkeit zu ersetzen, die nur allein ehrbare Sitten zu verschaffen im Stande sind.

Ja was sage ich? Der rechtschaffene Mann übet noch aus der Tiefe seines Grabes seine Gewalt über die Menschen. Sein Sarg ist mit den aufrichtigen Thränen seiner Gattin, seiner Kinder, seiner Freunde, seiner Mitbürger benetzt. Der Verlust eines tugendhaften Menschen ist ein allgemeiner Verlust. Während seines Lebens hat er die Würkungen genossen, die er hervorbringen muß, und eben so die Betrübniß, die sein Tod verursacht, vorhergesehn. In seinem eigenen Gewissen hat er die dauerhafte Zärtlichkeit und die Denkmale gesehn, die ihm seine Tugenden in aller Herzen errichtet haben.

Ein

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Mittel gegen das Elend oder gegen moralische und politische Fehler. Apologie der Wahrheit.

Aus welchem Gesichtspunkte man auch die Meynungen, Regierungen und Sitten der Menschen, in so fern Böses daraus entspringt, betrachtet; so müssen wir immer daraus folgern, daß sie sich irren, betrügen und ein Spielzeug ihrer Vorurtheile sind. Bey einer schlecht regierten und durch Luxus und Laster verdorbenen Nation, scheint sich alles wider die Sitten und mithin sowohl wider die gemeine als besondere Glückseligkeit, zu vereinigen. So bald der Mensch nur seine Augen aufthut, sieht er nur um sich her Beyspiele, die ihn vom Guten abwenden und zum Bösen anreitzen. Er saugt, so zu sagen, das Verderbniß mit der Muttermilch ein. Statt daß seine Eltern seine Vernunft entwickeln sollten, lehren sie ihn das Laster, flößen sie ihm ihre eigenen Thorheiten, ihre Vorurtheile und ihren verdorbenen Geschmack ein. Seine Religionslehrer erlauben nicht seinen Verstand aufzuklären, und geben ihm bloß die traurige Fackel des Aberglaubens, deren

deren dunkeles und nur schimmerndes Licht ihn in die Irre führt, zur Leiterin. Seine ungerechten Lehrer lassen es ihn fühlen, daß das Laster allein ihm nützlich ist, und daß die Tugend nur ein schmerzhaftes Opfer für ihn seyn würde.

Was für Mittel soll man dem allgemeinen Verderben der Gesellschaften, welches so viele mächtige Ursachen scheinen verewigen zu müssen, entgegensetzen? Es giebt nur ein einziges, und das ist die Wahrheit. Wenn Irthum die allgemeine Quelle des Elendes auf Erden ist, wenn die Menschen nur lasterhaft und böse sind weil sie falsche Vorstellungen von ihrer Glückseligkeit haben; so muß man den Irthum mit Herzhaftigkeit und Sanftmuth bekriegen, gesunde Begriffe verbreiten, die Menschen ihren wahren Vortheil empfinden lassen, und man kann sich versprechen ihre Besserung zu bewirken. Indem man die Unterweisung allgemein macht, nützliche Principien unter den Bürgern verbreitet, die Vernunft anbauet, wird sich nach und nach der traurige Einfluß von Ursachen, welche die Völker verderben und unglücklich machen, schwächen.

Ohnaufhörlich wiederholet man, daß alles gesagt ist, und daß man nichts neues mehr sagen kann, woraus man schließt, daß die Vorschriften und Gesetze der Moral oder der Philosophie höchst unnütz sind. Soll man jedoch nach der Art wie die Wahrheit auf Erden aufgenommen wird urtheilen; so muß man gestehen, daß sie für die Menschen immer eine ganz besondere Neuigkeit ist. Es ist ihnen nichts so neu, als die Unterhaltung von Gegenständen, die

ihnen

ihnen die allerwichtigsten zu seyn scheinen sollten. Die ersten Grundsätze der Vernunft, der Moral, der Politik deren Kenntniß man ihnen sorgfältig zu entziehen sucht, sind ihnen völlig unbekannt. Eine einfache, klare und verständliche Philosophie ist für Wesen, die an das Glauben gewöhnt und die gemacht sind, in den Finsternissen einer immerwährenden Unwissenheit herumzutappen, eine sehr große Neuigkeit. Vernünftigen Wesen zu sagen, daß sie von ihrer Vernunft Gebrauch machen müssen, ist eine unerhörte Neuigkeit. Mit einem Worte; nichts in der Welt ist für die Menschen eine grössere Neuigkeit als die Wahrheit, welche die vereinigten Kräfte des Betrugs, der Tyranney, der Meynung, der Erziehung, der Gewohnheit, ihnen auf immer zu verbergen sich vorgesetzt zu haben scheinen. Wenn die Philosophie den Menschen nichts neues zu sagen hat, warum schreyen denn die Vertheidiger der Vorurtheile und der bestehenden Mißbräuche immerfort über die Neuheit philosophischer Meynungen? Warum beweisen sie sich so unruhig und so bestürzt? Warum verbannen sie selbige mit so vieler Wuth?

Der Haß gegen das Licht war immer das charakteristische Zeichen, derer die betrügen wollten. Der Widerwillen gegen die Wahrheit verräth einen hartnäckigen Vorsatz zu schaden. Die Liebe zur Wahrheit ist die Liebe des menschlichen Geschlechts, der Eifer ihm nützlich zu seyn, der Ehrgeiz seinen Beyfall zu verdienen, indem man ihm seine theuersten und wertheesten Vortheile vor Augen legt. Nur rechtschaffene und gefühlvolle Herzen beschäftigen sich mit Untersuchung der Wahrheit. Die Verkündigung der

der Wahrheit ist das stärkste Zeichen der Zuneigung das der Mensch seinen Mitmenschen geben kann. Die Wahrheit aufnehmen, ist ein ungezweifeltes Zeichen eines rechtschaffenen und aufrichtigen Herzens. Die Wahrheit verwerfen, sie ersticken und sie fürchten, ist der unauslöschliche Charakter (character indelebile) des Betrugs, der Unwissenheit oder der Verhärtung im Verbrechen.

Aber, vielleicht sagt man, wozu können quälende und niederschlagende Wahrheiten dienen, die nur geschickt sind den Menschen ihre eigene Schwäche und die Gewalt der Urheber ihres Elendes, fühlbar zu machen? Wie können bey gegenwärtiger Lage der Dinge unwissende durch die Ketten des Vorurtheils und der Gewalt gleich stark gefesselte oder durch Laster und Elenden entnervte Völker — daran denken ihre Meinen zu zerreissen oder sich aus ihrer Trunkenheit zu ziehen? Würde es nicht weit besser seyn sie in der Unwissenheit der Ursachen ihrer Uebel, woran sie gewöhnt sind, zu lassen, als sie ihnen zu entdecken ohne ihnen würksame Mittel darzureichen sich ihrer zu entledigen? Sollen unterjochte Völker, durch Empörungen, Revolutionen, Ströme von Blut eine precäre Freyheit und ungewisse Güter kaufen, die ihnen weit mehr Thränen, Seufzer und Elend kosten würden, als sie die Gewohnheit zu ertragen gelehrt hat? Laßt uns den Menschen ihre Vorurtheile behalten, und da alles durch eine unsichtbare Kette verbunden ist; so laßt uns dem Schicksale unterwerfen, das uns bey unserer Geburt verdammt, die Laster der Menschen und die Ketten der Tyranney geduldig zu ertragen.

Die

Die Wahrheit findet in den Vorurtheilen der Völker, die im Elende schmachten, eben so viele Hindernisse, als in der Boßheit der Unterdrücker, von denen sie gemartert werden. Wer die Wahrheit verkündigt, muß zu gleicher Zeit die Grausamkeit der Tyrannen und die Zaghaftigkeit und Kleinmüthigkeit ihrer Sklaven bestreiten. Die Menschen sind größtentheils so verzagt, daß sie Wahrheit, Freyheit und Vernunft eben so sehr zu fürchten scheinen, als diejenigen, die ihre Irrthümer benutzen. Wie viele Menschen, die selbst Schlachtopfer des Vorurtheils sind, unterstehen sich demohnerachtet nicht, die Feinde der Lügen zu tadeln, und ihre Unternehmungen als Würkungen eines ausschweifenden Enthusiasmus oder gar als strafbare Verbrechen zu betrachten? Die Betrügerey ist das Verbrechen, das vorzüglich bestraft zu werden verdient. Sie verhöhnt und verspottet Fürsten und Völker in gleichem Grade. Die Schmeicheley ist in der That gefährlich, weil sie, indem sie das Herz der Könige verdirbt, aus ihnen die Verderber und die Geißeln ihrer Unterthanen macht. Wenn sich die Gelehrten so viele Mühe gäben, die Fürsten aufzuklären, als sie sich nur zu oft geben, ihnen zu schmeicheln und sie zu betrügen; so würden sie daraus viel liebenswürdigere und achtungswerthere Fürsten machen.

Immer und ewig klagen die Feinde der menschlichen Vernunft ihre großmüthigsten Vertheidiger, als Rebellen, Aufrührer und Feinde aller Gewalt an. Die Tyrannen und ihr Anhang sind die wahren Rebellen; diese sind es, welche die Völker empören und die Tugend zwingen, auf ihren Unter-

gang zu denken. Der rechtschaffene Mann unterwirft sich von ganzem Herzen der rechtmäßigen Gewalt, die über ihn wacht, ihn beschützt, ihn zur Glückseligkeit führt. Die schützende Gewalt seines Landes hassen, heißt sich selbst hassen. Aber dem Despotismus schmeicheln, der Tyrannen Mißbrauch streuen, den Zerstörern der gemeinen Glückseligkeit Beyfall zujauchzen, heißt sein Vaterland verrathen, heißt sich zum Mitschuldigen der Schmach machen, die man dem menschlichen Geschlecht zufügt, heißt sich selbst verrathen. Ja, was sage ich! Heißt es nicht die Souveräne verrathen, wenn man sie in der Unwissenheit der Unordnungen läßt, die oft ohne ihr Wissen geschehen, und wovon sie über kurz oder lang selbst die Schlachtopfer werden?

Ein jeder Bürger ist dazu gemacht, seinem Vaterlande zu dienen. Ihm ist er seine Talente, seine Bemerkungen und guten Rath schuldig. Dem Vaterlande kommt es zu, sie zu untersuchen und zu gebrauchen. Ihm seine Hülfe versagen, heißt sich der Undankbarkeit, der Ungerechtigkeit und der Unmenschlichkeit schuldig machen. Den Bürger verhindern, seinem Vaterlande zu dienen, heißt sich für den Feind des Vaterlandes erklären. „Aber," wird man sagen, „unbedachtsame Schriften können in der Gesellschaft Unruhe erregen. Ausserdem sind Menschen dem Irrthume unterworfen. Kann nicht ein unvorsichtiger Schriftsteller, statt seinem Vaterlande zu dienen, ihm durch gefährliche Meynungen schädlich seyn?" Die Irrthümer der Einzelnen dienen selbst das Publikum, das sie untersucht, aufzuklären. Meynungen sind nur gefährlich oder verursachen Unruhe,

ruhe, wenn sie mit Gewalt aufgezwungen und durch Tyranney unterstützt werden. Der Aberglaube richtet nur deshalb Verwüstung an, weil er durch die Waffen der Tyrannen unterstützt wird.

Schmeicheley und böser Rath erzeugen schlechte Fürsten oder Tyrannen. Die Tyrannen sind es, welche die Völker zur Empörung reitzen. Ehrgeitzige, nicht aber rechtschaffene Menschen sind es, welche Revolutionen hervorbringen. Gewaltthätigkeiten und Unordnungen sind es nicht, wodurch die Wahrheit die Mißbräuche auf Erden verbessert. Es sind nicht die Regeln der Philosophie, die Empörungen ausbrüten, oder zum Aufstand anfeuern. Die Gewaltthätigkeiten des Despotismus sind es, welche, da sie die Völker aufbringen, sie zwingen, ihm den Untergang zu graben. Die Tyranney ist es immer selbst, die an ihrer eigenen Zerstörung arbeitet, und den Menschen die Streiche anzeigt, die man ihr beybringen kann.

Die immer von Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Klugheit begleitete wahre Weisheit kann die Menschen nicht zu Verbrechen anreitzen. Ihres Triumphs über kurz oder lang versichert, übereilet sie sich nicht, wie der Betrug oder der Ehrgeitz, ihn mit dem Blute und dem Elende der Sterblichen zu erkaufen. Nur dem Irrthume kommt es zu, die Menschen von einander zu trennen, Spaltungen zu erregen, das Feuer der Uneinigkeit anzublasen, und die Schwärmer mit einem Dolche zum Königsmord bewafnen. Wenn auch die Wahrheit bisweilen zu den Fürsten in einem männlichen Tone redet, so meuchelmordet sie doch

doch selbige niemals. Sie entdeckt ihnen ihren wahren Vortheil; weiset sie auf die Billigkeit; läßt sie über ihre Thorheiten erröthen, und überläßt es der Zeit, ihnen zu beweisen, daß sie ihre Feindin nicht gewesen ist.

Die Wahrheit, die gemacht ist, alle vernünftige Wesen zu beherrschen, hat das Recht muthig, edel und unerschrocken zu seyn. Sie erhebt den Geist, sie erwärmt das Herz, sie tröstet und flößt Tapferkeit ein. Für alle Menschen bestimmt, wird sie im Anfange nur von einer kleinen Anzahl angenommen, die ihren Werth kennen. Wenn es starke Seelen bedarf, sie zu verkündigen; so bedarf es auch starke Seelen die Wahrheit aufzunehmen und zu tragen.

Wenn der Mensch ein vernünftiges Wesen ist; so wollen wir ihm die Schmach nicht anthun und glauben, daß die Vernunft nicht für ihn seyn könne; wir wollen sagen, daß seine Vernunft noch nicht genug entwickelt sey. Durch öfteres Fallen lernt das Kind gehen. Das Alter der Unerfahrenheit und der Leichtsinnigkeit muß nothwendig dem Alter der Erfahrung und der Reife vorhergehen. Laßt uns nicht sagen, daß der Mensch nicht zu bessern sey; wir würden ihn nur niederschlagen. Laßt uns sagen, daß sein Vortheil ihn über lang oder kurz aufklären wird — daß er nicht dazu gemacht ist, immer ein unglückliches Kind zu bleiben, — daß die Wahrheit stark genug ist, nach und nach alle thörichte Gebäude der Lügen über den Haufen zu werfen, und daß ihre Würkungen, obgleich langsam, nichts destoweniger gewiß sind. Die Unruhen, die sie den Bösen ver-

verursacht, sind Geständnisse ihrer Gewalt und Verehrungen, die sie ihr bringen. Sie wissen, daß ihre Stärke gemacht ist, über kurz oder lang, alle Hindernisse, die sie ihr entgegen setzen, zu überwinden, und daß sie nur bloß sich schmeicheln können, ihre Würkungen zu verzögern.

Die Wahrheit ist ewig, und nichts kann sie zerstören. Weder die Bemühungen der Tyrannen, noch die Sophistereyen des Betruges werden sie jemals ersticken. Der Mensch ist nicht gemacht, auf seine ehemaligen Schritte zurück zu kommen, sondern vorwärts zu gehen und sich zu vervollkommnen. Bisweilen nöthigen ihn Streiche des Schicksals, lange Zeit stille zu stehen; allein endlich tritt er seinen Weg wieder an, und entschädigt sich gar bald wegen der verlohrnen Zeit. Haben wir nicht die Wahrheiten aller Jahrhunderte vor uns? Wohlan, die unsrigen gehören also unsern Nachkommen; so verachtet, verspottet, bestritten und verbannt sie von dem gegenwärtigen Geschlechte seyn mögen, so werden sie doch von künftigen Geschlechtern angenommen werden.

Der Langsamkeit der Schritte, welche die menschliche Vernunft macht, ungeachtet, müßte man doch die in die Augen fallende Wahrheit verkennen, wenn man ihre Fortschritte läugnen wollte. Wir sind offenbar weniger unwissend, weniger barbarisch und weniger wild, als unsere Väter, und unsere Väter waren es weniger, als ihre Vorfahren. Ohne Zweifel mußte die Vernunft in den finstern Zeiten weniger ihrer Aufnahme günstige Neigungen antreffen;

dem-

demohnerachtet war das Licht, das sie verbreitete, viel stärker als die Barbarey der Völker, selbst wenn sie ihr den größten Widerstand thaten. Auf welchem Grunde hin wollen wir also an der Stärke der Vernunft und einer größern Ausbreitung ihres Lichts zu solchen Zeiten zweifeln, wo sie wenigern Widerstand und sie aufzunehmen mehr Geneigtheit findet? Die Vernunft macht blos so wenig fühlbare Schritte, weil kleinmüthige Menschen in die Kraft der Wahrheit ein Mißtrauen setzen. Die gemeinen Vorurtheile betrügen durch ihre Stärke, Ausbreitung und Dauer, selbst aufgeklärte Menschen, so daß sie oft an dem menschlichen Geschlechte verzweifeln. „Man muß denken für sich, und reden wie die andern," ist eine der Faulheit sehr günstige, den Fortschritten des menschlichen Verstandes aber sehr schädliche Maxime. Wenige Menschen unterstehen sich allgemeine Irrthümer geradezu anzugreifen. Wenige Schriftsteller begnügen sich mit dem geheimen Beyfalle einer kleinen Anzahl Leser. Jeder fürchtet sich für ausschweifend gehalten zu werden, wenn er sich auf seinem Wege allein sieht. Wer den Menschen nützliche Dienste leisten will, muß den Muth und das Herz haben, ihnen zu mißfallen, — muß von ihren übereilten Urtheilen an ihre aufgeklärtere Vernunft appelliren. Würde man jemals etwas Gutes thun, wenn man immer besorgte, Undankbare zu machen?

Mit Kühnheit und Freyheit denken, heißt sich von der Denkungsart des Pöbels und seiner Mitgenossen entfernen. Wie würde es um die menschliche Erkenntniß aussehn, wenn sich niemals Enthusiasten ge-

gefunden hätten, die herzhaft genug gewesen wären sich laut gegen die Vorurtheile ihrer Zeiten aufzulehnen? Der Schriftsteller, der nur auf seinen gegenwärtigen Nutzen, auf sein Glück, auf den Beyfall einer thörichten Gesellschaft sieht, der kann sich gewiß nicht schmeicheln, daß er auch die Stimme der Nachkommenschaft für sich haben werde. Die Irthümer werden vergehen, aber die Wahrheit bleibt ewig, und wer sie verkündigt kann von der Zukunft ein Lob erwarten, das ihm seine Zeitgenossen versagen.

Wer auf die meisten Länder in Europa ein aufmerksames Auge wirft, der kann sich nicht entbrechen, sehr fühlbare Würkungen der Fortschritte der menschlichen Erkenntniß wahrzunehmen. Was wir sehen, ist zu unserem Trost gemacht, und läßt uns hoffen, daß das Elend der Völker nicht unheilbar sey. Wenn Irthum und Unwissenheit den Völkern die Ketten geschmiedet haben, wenn Vorurtheil sie dauerhaft macht; so können sie dereinst von der Wissenschaft, von der Vernunft und von der Wahrheit zerbrochen werden. Der viele Jahrhunderte des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit hindurch erstarrte und verdutzte menschliche Geist, wird endlich aufwachen. Die thörichtesten Völker fangen an zu denken; ihre Aufmerksamkeit heftet sich an nützliche Gegenstände. Die allgemeinen Plagen zwingen zuletzt die Menschen zum Nachdenken und zur Verwerfung der Spiele ihrer Kindheit. Endlich des Wahnsinns müde, suchen die Fürsten selbst in der Vernunft ein Mittel wider die von ihnen angerichteten Uebel *). In-

*) Die Fürsten, welche sich so oft mit aller Gewalt den Fortschritten der Aufklärung widersetzen, sollten sich doch

Interesse, Nothwendigkeit und Verlangen sich glücklicher zu machen, — das sind die großen Lehrmeister der Völker und der Könige. Wenn man auch in einigen Gegenden noch einige dumme Despoten bey Ausübung ihrer zerstörenden Gewalt auf den Grund veralteter und verjährter Irrthümer der Unwissenheit und des unrechtmäßigen Besitzes hin beharren sieht; — so sehen wir doch, daß diese Rechtsgründe wenigstens bestritten werden, daß die Völker an ihrer Aechtheit zu zweifeln anfangen, daß der aufgeklärteste Theil des Volks sich wider sie auflehnt oder doch wenigstens mit Verachtung betrachtet. Eine vorübergehende Gewaltthätigkeit kann die Menschen auf einige Zeit zum Schweigen bringen, aber über aufgeklärte Menschen kann die Tyrannen sich nicht lange halten.

Sehen wir nicht schon von einer andern Seite die Völker von besser unterrichteten Fürsten regiert, die, mehr begierig, würklich groß zu seyn, als durch einen kindischen Pomp zu glänzen, — anfangen zu fühlen, daß ein Monarch nicht glücklich und mächtig seyn könne, wenn er nur über bis zum Vieh herabgewürdigte dumme in Jammer und Elend schmachtende Sklaven zu regieren hat? Die Noth und die Zaghaftigkeit der Völker lassen sich endlich auch auf dem

doch erinnern, daß es demohnerachtet die Fortschritte der Vernunft waren, die sie selbst in Europa von dem Joche des Pabstes befreyt haben, dessen geistliche Gewalt über den Geist des Volks, sich besonders den Fürsten auf die merkbarste und unerträglichste Art fühlbar machte.

dem Throne fühlen. Die geplünderten und durch wiederholte Ausschweifungen verheerten Staaten bieten endlich der Gierigkeit der Höfe keine Weide mehr dar *). Nachdem die Unterthanen lange Zeit den Wahnsinn der Könige erduldet haben, kommt die Reihe an die Könige ihren eigenen Wahnsinn zu büßen. Alsdenn ist der Despot selbst dahin gebracht seine Gewalt zu mäßigen und in der Vernunft ein Mittel wider das Elend zu suchen, das der Despotismus angerichtet hat. Es kommt die Zeit, wo die Beherrscher der Erde selbst werden gezwungen seyn, sich unter der mächtigen Hand der Nothwendigkeit zu schmiegen. Alsdann werden sie erkennen, daß die Tyranney gewöhnlich mit Untergrabung des Throns beschließt, daß der Tyrann nichts genießt, — daß es für einen Fürsten, der nur Unterthanen regiert, die durch Laster elend gemacht sind, die in der Faulheit dahin schmachten, die durch beständigen Druck kleinmüthig und zaghaft geworden sind, die immer gegen das Joch worunter sie seufzen, aufgebracht sind und heimliche Verwünschungen gegen eine Gewalt hegen, unter deren Last sie erliegen, — keine Glückseligkeit, keine Grösse, keine Gewalt, keine Ehre und keinen Ruhm geben könne.

Horaz frägt, „was vermögen eitle Gesetze ohne Sitten" **). Aber man kann mit besserem Grun-

*) Acerbissimum est regibus delinquentibus supplicium, id quod populis infligitur.
Grot. de Jure Belli et Pacis.

**) Quid leges sine moribus vanae proficiunt.

Grunde fragen, was kann eine trockene Moral ohne Regierung und ohne Gesetze, die sie unterstützen, ausrichten? Um die Völker von ihren Lastern und Vorurtheilen zu heilen, müssen die geheilet werden, welche die Völker regieren. Wie soll man den Völkern Geschmack an Tugend beybringen? Dadurch, daß man denen ihr wahres Interesse fühlbar macht, welche die Herzen der Menschen beherrschen, oder die großen Triebräder des Willens, der Wünsche und der Thätigkeit der Menschen in ihren Händen haben. Den Souveränen, den Gesetzgebern, den Austheilern der Begünstigungen kommt es zu, die öffentliche Censur zu üben und die Moral mit Nutzen zu predigen *).

Die Moral ist dazu vorhanden, die Vortheile der Tugend vor Augen zu legen, Erziehung muß die Grundsätze davon aussäen; Gewohnheit muß die Ausübung derselben leicht machen; die gemeine Mey-

*) Diejenigen, die sich so stellen, als wenn sie es für unmöglich hielten, das Volk vernünftig zu machen, bedenken nicht, daß sich oft unter Völkern die am meisten im Joche des Aberglaubens und des Despotismus lebten, Revolutionen ereignet haben, wodurch sie sich wenigstens der Vernunft genähert haben. Das englische Volk hat nach und nach wenigstens in zweyen Jahrhunderten, das Joch des Pabstes und der Tyranney abgeschüttelt. Die Holländer haben das nämliche gethan. Und wenn man den Reisebeschreibungen trauen darf; so ist man in China so weit gekommen, daß die geringsten Bürger sehr höflich geworden sind. Sollte es denn schwerer seyn sie vernünftig zu machen?

Meynung und das Exempel müssen sie unterstützen; die Gesetzgebung muß ihr Ansehn geben; die Regierung muß sie mit Hülfe der Belohnungen eindringlicher und anlockender machen, und die Strafen müssen alle die in Furcht setzen, die ihre Verkehrtheit gegen die Stimme der Vernunft taub gemacht hat.

„Die Tugend" sagt Cicero, „ist die zu ihrer Vollkommenheit gebrachte Natur." Diese Tugend ist nur selten, weil wenige Menschen ihren Nutzen kennen. Die menschliche Vernunft ist noch nicht genug geübt. Die Civilisirung der Völker ist noch nicht beendigt. Den Fortschritten nützlicher Kenntnisse, deren Fortgang allein dazu helfen kann, unsere Regierungen, unsere Gesetze, unsere Erziehung, unsere Einrichtungen und unsere Sitten zu verbessern — sind bisher fast zahllose Hindernisse in den Weg gelegt worden.

Die Menschen durch Tugend glücklich zu machen, das ist das große Problem, dessen Auflösung sich die Moral vornehmen muß. Es wird vollkommen aufgelößt seyn, wenn eine aufgeklärte Politik die Beherrscher der Erde fühlen läßt, daß ihre eigene Glückseligkeit, sich nur auf Gerechtigkeit, Gütigkeit, Wohlwollen, Menschlichkeit, Rechtschaffenheit, kurz auf die Tugend dauerhaft gründen könne. Die Völker werden glücklich und weise seyn, wenn sie von Fürsten regiert werden, die selbst von der Vorstellung durchdrungen sind, daß man weise seyn müsse, wenn man wahrhaftig glücklich seyn wolle.

Fürsten! Gesetzgeber! Souveräne! Beherrscher der Welt! Ihr die ihr vom Schicksale zu Schiedsrichtern des Schicksals der Völker bestimmt seyd! erweichet euch endlich über das Elend der Sterblichen, wovon ihr so oft selbst die Schlachtopfer seyd. Euch kommt es zu den Menschen Sitten zu geben; ihr allein könnt der Sittenlehre, die Gewalt darreichen, sie zu rühren, sie zu überzeugen und ihre Handlungen zu reguliren. Ihr habt in euern Händen die großen Triebräder ihres Willens. Verpflichtet, sie zu leiten, muß euer Beyspiel ihnen vorangehen, müssen eure Gunstbezeigungen sie zum Guten auffordern, eure Gesetze sie vom Bösen abhalten, die Vernunft sie von ihren Thorheiten befreyen; — die von euch geleitete Erziehung muß ihnen von der zartesten Jugend an die glückliche Gewohnheit die Tugend zu üben beybringen, ihnen Abscheu gegen das Laster einflößen, ihre Vorurtheile und die Meynungen, die sie verblenden und unvernünftig und boshaft machen, berichtigen. Gerecht, menschlich und euren Pflichten getreu, lehret eure Unterthanen, Billigkeit, Wohlthätigkeit, Thätigkeit; munteret sie zur Arbeit auf, erfüllt sie mit Schrecken gegen den Müßiggang, welcher eine Quelle der Verkehrtheit für sie seyn würde. Gebet demnach den Völkern die Freyheit, die ihr ihnen schuldig seyd, ohne welche alle Geschenke der Natur für euch und für sie unnütz seyn würden. Zerbrechet die sie erniedrigende Ketten, welche Hände in Unthätigkeit halten, die gemacht sind an der Glückseligkeit aller zu arbeiten. Entsaget den Maximen eines zerstörenden Despotismus, der euch oder euren Nachfolger nur unter den Trümmer eurer Staaten begraben

den kann. Verschwöret für immer diesen blutigen Ruhm, der so oft den Unterthanen Wunden und Tod kostet. Verbannt auf ewig die verhaßten Grundsätze einer ehrlosen Politik, welche die heiligsten Verträge, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit mit Füßen tritt. Den treulosen Rathgebern, die euer Interesse von dem Interesse eurer Unterthanen trennen, und euch die Gesetze umzustoßen rathen wollen, die euch selbst zum Schilde dienen, legt ein ewiges Stillschweigen auf. Macht den ungerechten Auflagen, den vervielfältigten Plackereyen, worunter man in eurem Namen das Volk, dessen Herz man von euch abwendig macht, seufzen läßt — ein Ende. Ihr werdet weder groß, noch mächtig, noch reich, noch geliebt, noch glücklich seyn, wenn ihr nur über dumme unwissende Sklaven regiert, die durch Ungerechtigkeit aufgebracht und im Elende dahin welken. Höret doch endlich die Stimme der Wahrheit, welche Verrätherey verhindert, bis zu euch durchzudringen. Sie allein wird euch euer wahres Interesse kennen lehren. Sie wird euch eine viel reellere Glückseligkeit zeigen, als die ist, welche Gewalt, Vorurtheil und Betrügerey gewähren. Sie wird euch das traurige Gemälde des Elendes der Nationen, des Verderbnisses der Höfe, der Räubereyen der Tyranney, des Falls der Thronen vor Augen stellen, um euch eine heilsame Furcht einzuflößen und euch zu ermuntern, die Gewalt auf einen weniger schwankenden Grund, als die willkührliche Gewalt ist, zu legen. Diese den Tyrannen schreckliche Wahrheit, muß den Souveränen lieb und angenehm seyn. Sie wird euch lehren mit sicheren Schritten zum Ruhm zu gelangen. Sie wird euch

sagen, daß ihr gerecht seyn müßt, um geachtet zu werden, und menschlich, um geliebt zu werden. Sie wird euch sagen, daß ihr das Laster bestrafen und die Tugend belohnen müßt, um unter euren Unterthanen die glückliche Harmonie herrschen zu lassen, woraus wahrer Ruhm, wahre Gewalt, wahre Glückseligkeit sowohl für die Völker als für ihre Regenten entspringen. Wenn ihr diesen Rath befolgt, so werdet ihr groß seyn; ihr werdet die Schutzgötter eurer Unterthanen seyn und jeden Augenblick das göttliche Vergnügen, Glückliche zu machen, genießen. Euer, dem gegenwärtigen Geschlechte, theurer Name, wird von der spätesten Nachkommenschaft mit Entzücken genannt werden, die, da sie die dauerhaften Früchte eurer Wohlthaten erndtet, das Andenken der von ihren Vätern angebeteten Könige segnet.

Ende des zweyten und letzten Bandes.

Ver-

Verzeichniß
der
Verlags- und Commissionsschriften
der
Verlagsgesellschaft in Altona.

Anleitung zu einer angemessenen Behandlung der Pocken, Halle 791. 2 gr.

Unterhaltende Aufsätze für Lesegesellschaften, 2 Bände, Halle 792. 2 thl.

Bahrdts (D. C. Fr.) Anekdoten und Charakterzüge aus der wahren Geschichte für Liebhaber des Vademecums und ernsthafte Leser, 793. 11 gr.

— naturalistische Gedichte, 2te Aufl. 792. 6 gr.

— Nachtrag zur Würdigung der natürlichen Religion, 92. 3 gr.

— Untersuchung ob die Einführung der natürl. Religion in Deutschland statt finden kann, 93. 3 gr.

Bandelow (D.) über die Pocken und ihre Einimpfung. Dessau 92. 4 gr.

Bibliothek (allgem. deutsche) der neusten schönwissenschaftlichen Litteratur. Ein Handbuch für Vorsteher und öffentl. Lese- und Privatbibliotheken. 4. 2 Bde. Dessau 794. 2 thl. 6 gr.

Blumenlese deutscher Originalgedichte und Uebersetzungen, mit einem Kupf. 794. 12 gr.

Briefe eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die

Neufranken, 795. 1r Th. 2e Aufl 14 gr. 2r Theil, 2e Aufl. 16 gr. 3r Theil. 18 gr. 4r Theil, 1e Abtheilung, 16 gr. 4r Theil, 2e Abtheil. 16 gr. 5r Th. 16 gr. zusammen 4 thl.

Neue Briefe eines preuß. Augenzeugen über den Feldzug geg. die Neufranken, 18 Pack. 96. 16 gr.

Briefe über den Frieden, vom Verfasser der Gedanken über die beste Anwendung der Reichsexekutionsordnung, 95. 8 gr.

Briefe zur nähern Kenntniß von Halle, von einem unpartheyischen Beobachter, 794. 12 gr.

Neue Hyperboreische Briefe, herausgegeb. von L. Würzer, 796. 10 gr.

Bruchstück der targowiczer Bibel, oder Gesch. der Schöpfung Polens durch Felix Potocki, 92. 2 gr.

v. Bube alphabetisches Verzeichniß aller in den Herzogl. Sächsischen, Fürstl. Anhalt. Fürstl. Schwarzburg. und Grafl. Reußischen Landen und im Erfurter Gebiet so wie in der Herrschaft Blankenhain befindlichen großen und kleinen Städte, Aemter, Schlösser, Flecken, Rittergüter, Dörfer rc. 4. Erfurt 96. 1 thl. 4 gr.

Bucholz Taschenbuch für Aerzte, Physici und Apotheker, zum Gebrauch bey dem Verordnen und Prüfen der Arzneymittel, Erfurt 95. 9 gr.

Dominicus über Weltgeschichte und ihr Princip, 95. 4 gr.

Komische Erzählungen im Geschmack des Boccaz, 6 Theile, Halle 793. 3 thl.

Das Evangelium von der Kindheit Jesu, aus dem Arcadischen, 92. 4 gr.

Ferrand, Opfer des letzten Kampfs der Blutmenschen gegen die Gironde. Beytrag zur Geschichte

der

der Empörung gegen die Nationalkonvention von J. B. Louvet, a. d. Franz. v. G. Fr. Rebmann, 795. 3 gr.

Freret über Gott, Religion und Unsterblichkeit. Historisch philosophischer Beytrag zur Geschichte der Meynungen über die genannten Begriffe zur liberalen Prüfung des Gehalts derselben, herausgeg. vom Verf. des Hierokles. Thorn 94. 14 gr.

Friedrichs II. Königs in Preußen, Gedanken über die Religion, 2e verm. Aufl. 793. 16 gr.

Friedrich der Einzige nach seinem Privat- und öffentl. Leben geschildert von Dr. J. F. Knüppel, mit 1 Kupf. von Kohl. 2e verbesserte und ganz umgearbeitete Aufl. 794. 16 gr.

— in seinen Privat- und litterar. Stunden, geschildert von Dantal. Elbing 92. 7 gr.

Geist einer wahrhaft freyen Regierung, gegründet durch die targowiczer Reconföderation, 93. 2 gr.

Geschichte der menschlichen Ausartung und Verschlimmerung durch das gesellschaftliche Leben. Allen Königen und Priestern zum Besten herausgegeben vom Verfasser des Hierokles. Altona 795—96. 2 Bnde. gr. 8. 2 thl.

Gotthard (J. Ch.) das Ganze der Schweinezucht oder vollst. Unterr. in der Wartung, Pflege und Behandl. der Schweine, ihrer Benutzung, Kenntniß ihrer Krankh. u. Heilung ders. Erfurt 96. 4 gr.

— vollst. Unterr. in der Bienenzucht, Erf. 95. 11 gr.

Häfelys (J. C.) sieben Predigten über den eigentl. Grund und Zweck der göttl. Gebote und über die Pflicht der öffentl. und häusl. Gottesverehrung. Dessau 793. 14 gr.

Hartmanns (F. T.) verbesserter Tobaksbau, oder

kurze und gründl. Anleit. für den Landmann, wie der Tabak zu säen, zu pflanzen und zu behandeln, daß er an seiner Güte gewinne und in der Fabrikatur besser werde. 793. 1 gr.

Herzogs (Lehrers am kön. Pädagog. in Halle) Versuch einer allgem. Geschichte der Kultur der deutschen Nation. Erfurt 795. 1 tbl. 18 gr.

Homeri Odyssea Rhapsodia A. cum integr. schol. minoribus excerptisque ex Eustathii commentariis. In usum schol. Thorn 94. 6 gr.

Hunaers die Kettenregel theoretisch und praktisch erläutert, 4. Halle 93. 6 gr.

Jäger (Doct.) de crisi morborum, edid. Hebenstreit Fr. P. O. Lpsi. 94. 14 gr.

Kann es nützlich oder schädlich seyn, wenn einerley Schul- und Unterweisungsbücher zum öffentlich. und Privatgebrauch bestimmt werden, und wie kann deren Einführung am besten ohne Schwierigkeiten geschehen, 793. 2 gr.

Der siebenjährige Krieg. Lesebuch für den deutschen Bürger, 5 Bde. mit Kupf. 1 tbl. 16 gr.

Kritik der reinen Unvernunft, entwickelt in den Begebenh. der Revol. in Frankr. und in dem Reiche der Weiber, vom Verf. der Isabelle Isenbeil, 794. 9 gr.

Leben und Charakter berühmter und edler Männer. Eine Beyspielsammlung zur rühml. Nachahmung für junge Leute, 792. 10 gr.

Lieder der Freyheit gewidmet. Beytrag zur Unterhaltung für Gebildetere, 95. 6 gr.

Lohmanns verm. Aufsätze u. Gedichte, 93. 8 gr.

Ludwig XVI. letzter König der Franken, biographische Skizze mit seinem wohlgetroffenen Portrait, 93. 5 gr.

Mo-

Moral der Könige in den ältesten Zeiten, erläutert durch Beyspiele aus der vaterl. Geschichte. Scheschian 795. 16 gr.

Die Peripathetiker des 18. Jahrhunderts oder Wanderungen zweyer Aufklärer, 2 Bände 795. 1 thl. 16 gr. 3r Band, 796. 20 gr.

Abentheuer und Wanderschaften, Genie- und Bocksstreiche Theodor Wunderholds, Geistersehers, Quacksalbers und Schauspielers neuster Zeiten, 94. 18 gr.

Auguste die Würde ihres Geschlechts, von Volkmann, mit 1 Kupfer. 16 gr.

Hans von Boysen, Haupt und geheimer Oberer des preußischen Bundes, 2 Bde. 95. 1 thl. 12 gr.

Die grauen Brüder oder der Bund der Schrecklichen, 795. 18 gr.

Die Flucht aus den Vogesen. Scenen der Barbaren und Anarchie aus dem jetzigen Freyheitskriege, 795. 1 thl.

Galanterie und Bekehrung. Aktenstück zur Geschichte des 18. Jahrhunderts, 2 Theile, mit Kupfern, 792. 2 thl.

Die Geweihten des furchtbaren Bundes, Geistergeschichte des 13. Jahrhunderts, 2e verbesserte Aufl. 795. 16 gr.

Kleinigkeiten aus den Papieren Peter Roberts, Geistersehers und Erobern der schwarzen Brüder. Nebst einem Anh. zur empfindsamen Reise nach Schilda, 795. 18 gr.

Das neugierige Mädchen, a. d. Engl. 93. 12 gr.

Die neuen Schildbürger oder Kalenburg in den Tagen der Aufklärung 792. 12 gr.

Schubfächer von Fritz Rosenthal 793. 18 gr.

Die

Die natürliche Tochter, a. d. franz., 2te verbess. Aufl. 794. 16 gr.

Die furchtbaren Unbekannten oder die Ritter des Bundes für Tugend und Recht, 2 Thle, mit Musik und Vign. 794. 10 gr.

Abentheuerliche Wanderungen durch die preuß. Staaten in Bezug auf die neuesten polit. u. religiösen Verhältnisse, 2 Thle 796. 1 thl. 16 gr.

Sammlung auserlesener engl. Kaufmannsbriefe mit erläuternden Anmerk. u. einer Anweisung zu einer richtigen Aussprache des Englischen 93. 7 gr.

Algernon Sidneys Betrachtungen über die Regierungsformen zu einem politischen Lesebuch eingerichtet u. herausgeg. v. L. H. Jacob Prof. zu Halle 795. 1 thl. 8 gr.

Sterne (Lor.) Reden an Esel, a. d. Engl. mit Einleitung und Anmerkung vom Herausgeber, mit 1 Kupfer 795. 1 thl.

Stillers Winke für Feld- und Lazareth-Prediger, herausgeg. vom Konsistorialrath Küster 794. 7 gr.

Akademisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Studierende, 2 Bde m. Kpf. 792. 1 thl.

Tolkemits Vorlesungen über die Pflichten u. Rechte des Menschen, so wie über die wichtigsten Gegenstände die für den denkenden Bürger Interesse haben müssen 794. 12 gr.

Ueber Freyheit und Gleichheit 792. 2 gr.

Uebersicht der merkwürdigsten Weltbegebenheiten 791. 10 gr.

Das neue graue Ungeheuer, herausgeg. v. einem Freunde der Menschheit, 1 Thl., 2te Aufl. 10 gr. 2s Heft. 12 gr.